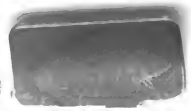
4° Eph. pol. 41 (1817



Digitized by Google

<36621797610012

<36621797610012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1817.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 1.

Anblick der europäischen Welt im Anfang des Jahres 1817.

(Als Einleitung.)

Christina von Schweden stand zu Rom einst entzückt vor der marmornen Bildsäule der Wahrheit, von Bernini's Meissel. Ein schöngeisterischer Kardinal näherte sich lächelnd der Königin, und sagte: „Ich bewundere mehr noch eine Fürstin, welche, was bei gekrönten Häuptern selten ist, die Wahrheit liebt.“ — „Aber es sind auch nicht alle Wahrheiten von Marmor!“ erwiederte die Königin.

Wann hat die Weltgeschichte zu Fürsten und Völkern die Wahrheit furchtbarer und mannigfaltiger geredet, als in den letzten vierzig Jahren? Welch eine Verkettung von ungeheuern Schicksalen seit dem 21. Christmonds 1773, da das Volk von Boston in Nordamerika die Theeladungen zweier britischen Schiffe über Bord ins Meer stürzte, bis zum Sturz des riesenhaften Napoleon, der eine Welt verwüstete, die er zu beglücken berufen war? Aber die Wahrheiten gefielen nicht; vermuthlich weil sie nicht von Marmor waren zur Augenweide.

Seit mehr denn zwanzig Jahren erfüllten Frankreich und England den Welttheil mit Kriegen. Heut ruhn die Waffen. Ist Frieden?

Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien haben ihre alten Fürsten, diese beinah sämmtlich ihre alten Gebiete und Rechte wieder. Was durch den allesumwälzenden Sturm der Zeit aus den Fugen alterthümlicher Ordnungen gerückt war, hat sich wieder in das vormalige Geleis zurückgeworfen. Ist nun Ruhe?

Es ist kein innerer Friede, es ist keine wahre Ruhe. Die Fürsten stehen mit dem Schicksal ausgesöhnt; noch sind es die Völker nicht. Die Formen, welche vor einem halben Jahrhundert galten, sind gut oder schlecht, ganz oder theilweis, wieder ausgeflickt und hergestellt: aber die Menschen sind nicht mehr, die vor fünfzig Jahren lebten. Es regt sich ein anderes Geschlecht, mit einem andern Geist und Willen; so am Tajo, so am Ebro, so an der Seine und Tiber, so an der Elbe und Donau. Das ganze Innere des Welttheils zittert von fieberhaften Gährungen. Nur die Aussenenden, als gehörten ihre Bewohner nicht zur großen europäischen Familie, werden in jener Ruhe erblickt, die man daselbst schon vor einem Jahrhundert fand, und welche nur durch Angelegenheiten oder Leidenschaften der Beherrscher, nicht durch den Entwickelungstrieb der Beherrschten unterbrochen wird. So stehen ringsumher Dänen, Normänner, Schweden,

Digitized by Google

Russen, Polen, Ungarn, Griechen und Türken wie Zuschauer da; als Schauspieler die Nationen von England, Spanien mit Portugal, Frankreich, Italien, Deutschland, Helvetien und Niederland. Das Schauspiel selbst ist noch lange nicht beendet; der Knoten hat sich nur enger geschürzt. Der amerikanische Freiheitskrieg, dann die französische Staatsumwälzung, darauf die napoleonische Weltherrschaft, waren die drei ersten Aufzüge; das Jahr 1817 will den Vorhang zum vierten aufrollen.

„Nicht zuweit vor!“ rufen die Fürsten, oder vielmehr deren Höflinge, und die weiland bevorrechteten Stände. „Nicht zuweit zurück!“ rufen die Völker, oder vielmehr deren Sprecher, die Gebildetern aller Staaten. Jene stämmen sich auf das Recht des Herkommens, diese auf das Recht einer ewigen Wahrheit; jene haben die Gewalt der Waffen, diese die Gewalt der öffentlichen Meinung; jene mögten mit Kerkern, Verbannungen und Censuranstalten Schweigen gebieten, diese aber sprechen: Ihr könnet die Gedanken nicht tödten, und den Schrei der Natur nicht mit dem Wirbelschlag der Trommeln überlärmen!

Mit dem Mißmuth und Gehader der Geister verbindet sich alles Ungemach des Irdischen, wie es der Krieg herbeiführte. Der Handel und die Gewerbe stocken; die Auflagen sind allenthalben zu schwer; die Staatsschätze sind erschöpft; die meisten Länder liegen tief verschuldet. Noch brachte der regnerische Himmel des Jahres 1816 wo nicht Gefahr, doch die Furcht der Hungersnoth, als wollte er Ausbrüche der Verzweiflung beschleunigen helfen.

Die Nationen haben ihren Fürsten große Opfer gebracht. Wer läugnet's? Was haben Spanien, was Deutschland zur Rettung oder Sicherheit ihrer alten Thronen dingegeben? Sie gaben, zum Theil bis zur bittersten Verarmung. Wer hilft nun ihnen? Man muß den Reichthum und Wohlstand der Völker nicht nach dem Prunk ihrer Hauptstädte beurtheilen, sondern in den Haushaltungen der Dörfer und Landstädte erforschen. Denn das Volk ist das Volk; die Höflinge, die Minister, die Beamten und Soldaten sind es nicht. Herstellung oder Verbesserung der zerrütteten Staatshaushaltungen ist überall die große Aufgabe des Tages. Sparsamkeit an den Höfen wird am besten die Lücken ausfüllen, welche sich in Grundsteuern, Mauth- und Zolleinkünften immer mächtiger zeigen. Mit Vergnügen erinnert man sich des Wortes einer deutschen Fürstin, als sie an die reich besetzte Tafel eines ihrer Grossen trat, und der Leiden ihrer Unterthanen gedachte: „Ich fürchte die vielen ausländischen Leckerbissen werden zu vielen inländischen Bemerkungen Anlaß geben. Mir würde noch wohler gewesen sein, hätte mich die Festlichkeit mehr an unser Land, als an Paris gemahnt.“

Jene allgemeinen Züge vom Zustand Europens zeigen sich uns in allen einzelnen Staaten, nur von den örtlichen Umständen anders geartet, wieder. — Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf sie. Solches scheint uns der würdigste Eingang zu einer Zeitschrift zu sein, deren Bestimmung ist, eine Reihe von Zügen zur Bezeichnung des großen Lebensgemäldes der heutigen Menschheit zu sammeln. — Am nächsten und wichtigsten unter den selbstthätigen Nationen steht uns die deutsche.

Digitized by Google

Seit Zertrümmerung der alten, morschen, schwerfälligen Reichsverfassung war Deutschland ein haltungsloses Staatengemenge; früher schon der Auflösung reif; längst ihrer werth. Die Völkerschaften hatten sich nie lieben, die fürstlichen Höfe einander nur in kleinlicher Staatskunst täuschen gelernt. Alle Vorurtheile, welche einen Staat verderben können, halfen hier verderben: Kastenunterschied, Stolz der Stände; Alleinerhebung des Geschlechtsadels; Verachtung der Sitteneinfalt und Gottesfurcht; Verfolgung freisinniger Schriftsteller; Lähmung der Preßfreiheit.

Aber der Kern des Volkes blieb unvergiftet, der Bürgerstand. In ihm war die meiste Kraft, die meiste Gottesfurcht, das meiste Licht. Daher, was durch die Fehlgriffe der fürstlichen Räthe, meistens von hohem, altem Adel, selten von hohem, altem Geist, oder durch Erschlaffung der Heere verloren gegangen war, rettete die Macht und Begeisterung des Volks.

Vor allen herrlich that Preußen. Es wusch die Schmach seines Heldenruhms in Frankreichs Blut rein ab. Lange sah man hier ein Volk stolz auf seinen vortrefflichen König; nun erblickt man hier einen vortrefflichen König stolz auf sein Volk. Es erwartet den Lohn seiner Opfer von der Gerechtigkeit seines Throns — ein freies, ehrenvolles Sein durch Stellvertretung vor dem Selbherrscher. Nachdem aber Frieden und Ruhm errungen war, traten die vom Augenblick der Noth zurückgeschreckten Anmaßungen des Vorurtheils und Herkommens wieder keck hervor gegen des Volkes Hoffnungen und Anrechte. Darüber erhob sich langes nicht immer mit Würde geführtes Streiten unter den Rednern der Parteien. König Friedrich Wilhelm, der Bürgerfreund, ließ schweigend die brausenden Meinungen vergähren, eh' er das große Wort sprach, dessen Werth nur von der Leidenschaftslosigkeit erkannt werden mag. Und schweigend hofft die Nation.

Auf wiedergewonnener breiten Ländermaße ruht Habsburgs altherrlicher Stuhl, fest durch Lieb' und Ergebenheit wackerer Völkerschaften, die, seit Jahrhunderten einer milden Staatsführung gewohnt, im Unglück geprüft, sich nur herzlicher um ihren Kaiser vereinigen. Die zerrüttete Staatshaushaltung ordnet sich wieder. Die ungeheuern Summen ausgegebenen Papiergeldes vermindern sich gemach. Der alte Glanz kehrt wieder zum Thron, die alte Behaglichkeit zur Nation zurück, und eine höhere, wissenschaftliche Bildung, eine ungefährliche Freiheit des Gedankens giebt dem Volke Oesterreichs immer mehr jene Spannkraft, welche der Staaten bester Schutz und Reichthum ist.

Was Sachsen an Umfang seines Gebietes eingebüßt hat, scheint es durch erhabeneren Gemeinsinn und innigere Liebe zu seinem Könige wieder gewonnen zu haben. Noch nie kam das Glück einer Nation aus der Größe ihres Landes, sondern ihrer Tugenden. Diese haben oft den Verlust äußerer Mittel reich ersetzt; nie hat die Menge der äußern Mittel den Mangel der innern dauerhaft vergüten können.

Glücklicher und größer ging Baiern aus den alles zerreissenden Stürmen des Krieges hervor; denn die feste angeflammte Liebe des Volks zu seinem Vater, dem Könige, zerriß nie.

Digitized by Google

Der Heldenmuth der baierischen Heere, die Klugheit des Hofes in Würdigung des Augenblicks, und die Begeisterung der Volksmenge, die freudig jedes Opfer für das Vaterland und den Thron der Schyren brachte, machten diesen Staat unter allen Wechseln der Umstände bedeutsam. Er hat eine weise Verfassung, die auch Stellvertretung des Volks verheißt. Noch waren in der Ebbe und Flut des Glücks die Theile und Gränzen des Königreichs ungewiß geblieben; darum blieb die Verfassung in allen ihren Theilen einstweilen unausgeführt. Viel wird von Landständen geredet. Die Landstände des Alterthums, ihrem Zeitalter angemessener, waren in unsern Jahrhunderten des Untergangs würdig, weil sie nicht des Volkes, sondern nur ihrer Persönlichkeitsvorrechte Stellvertreter und Fürsprecher waren.

Darum verschwanden einst die alten Landstände Würtembergs, vom Volke unbeklagt. Um die Einführung neuer ist lange und eitel gebadert worden. Der letzte König von Würtemberg, vielleicht der geistvollste Mann unter den gekrönten Häuptern seiner Zeit, erkannte, daß in der allgemeinen Gefahr der Umwälzungskriege nur Diktatur das Vaterland vom Untergange retten konnte. Er rettete es durch eine Kraft, deren Spielraum ein größeres Reich, als das seinige, zu erfordern schien. Durch ungemessene Vielthätigkeit und Eigenmacht entfernte er sich viele Herzen; bereitete er aber seinem Thronfolger, Friedrich Wilhelm Karl, der sich unter den Helden des Befreiungskrieges auf Frankreichs Boden Ruhm erwarb, eine offnere Bahn zum Glück und ächtem Fürstenruhm.

Unter Deutschlands Herrschern steht Karl August, Großherzog von Sachsenweimar, herrlich ausgezeichnet. Er gab nach Nassau's edlem Vorgange seinem Volk das demselben gebührende Recht, ohne von einer andern Stimme dazu aufgerufen worden zu sein, als von der Stimme des ewigen Rechtes und der Liebe zu seinen Unterthanen. In dieser Liebe von seiner Gewalt und Freiheit aufopfernd, um die Einwohner seines Landes zu beglücken, gab er das Grundgesetz über die landständische Verfassung. Hier sind nicht die Landstände des Alterthums zum Schirm verworrener Vorrechte gegen einander und gegen den Thron; nicht jene Volksstände, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand, deren Rechtsame immer mehr verwischt werden von der Hand der Zeit, — vor dem Gesetz soll Edelmann und Handwerker, Priester und Bauer gleich stehen; ein guter Staat soll keine Schooß- und keine Stiefkinder haben! — sondern eigentliche Landesstände: Rittergutsbesitzer, Bürger und Bauern, alle von selbstgewählten Stellvertretern dargestellt. Der Geistliche, der Krieger, der Edelmann, der Gelehrte, der Kaufmann, flicht sich in diese Reihen ein, wie vermuthlich noch ein organisches Gesetz bestimmter entwickeln wird, also, daß des Staates geistige und irdische Kraft im richtigen Ebenmaaße ihre Stimme vor dem Thron empfängt. Als erstes Kleinod in diesem Grundgesetz glänzt, vom Großherzog aus freiem Trieb und mit eigner Hand eingefügt, die Anerkennung des Rechtes auf Freiheit der Presse. Dieses gilt für sich allein so viel, als die breiteste magna charta libertatum.

Unaussprechlich litt in den Kriegsstürmen das Großherzogthum Baden. Das Gebiet der hochedeln Zähringer schien nur erweitert worden zu sein, um die Leiden des Staats zu ver-

Digitized by Google

größern. Das Volk von Kriegslasten niedergebeugt, ward noch durch die Unbill der Natur in rauhen Gegenden, durch Mißerndten vieler Jahre, zur tiefen Verarmung erschöpft. Wenn manches den Wechseln der Staatseinrichtung, oder den Mißgriffen der Staatsführung selbst zuzuschreiben ist, mehr noch und das meiste von allen Uebeln, den Kriegen und Fehljahren. Aber in der Volksliebe und Gerechtigkeit, die seit Jahrhunderten die Fürsten des Hauses Baden vor allem auszeichnete, ruht auch jetzt die Bürgschaft einer bessern Zeit für das Land. Selbst die Großherzogin nimmt an der Seite ihres Gemals lebendigen Antheil an Wiederherstellung des öffentlichen Glücks. Man weiß von ihrem Aufenthalt in den Bädern zu Griesbach, von ihren Reisen durch das Land, wie sie unaufgefordert, in Begleitung weniger Vertrauter, in die Hütten der Landbewohner ging. Hier füllten ihr die Ueberzeugung von des Volks unerschütterlicher Treue gegen seinen angestammten Fürsten, hier die Erzählung des gegenwärtigen Drangsals, oft das Auge mit köstlichen Thränen, und mancherlei gestaltete sich vor ihrem Geiste in der Mitte des Volkes anders, als es, vom Throne herabgesehen, erschienen sein mogte.

Mit schonender Milde waltet der Großherzog von Hessendarmstadt, geräuschlos, weise; mit strenger Vorliebe zum Alten der Kurfürst von Hessenkassel, welcher, alles Neuerthums Feind, selbst die Denkfreiheit bindet, und die Freiheit der Presse, wie kein anderer deutscher Fürst, einzwängt, um das Volk von Bedürfnissen zu entwöhnen, die er dessen Wohlfahrt nachtheilig erachtet.

Gränz- und Rechtsbestimmungen nach außen, und Wiederausbesserung des Staatshaushalts im Innern beschäftigt die meisten Fürsten Germaniens vorzugsweis. Dazu werden zahllose Pläne entworfen und verworfen, die zuletzt alle auf neue Besteurungsarten der Unterthanen hinzielen, welche erst um neuen Wohlstand seufzen. Wohl nur wenige deutsche Länder mögen sich des Glückes freuen, welches das Fürstenthum Lippe genießt, wo noch heute nicht mehr Abgaben verlangt werden, als im Anfang vorigen Jahrhunderts bezahlt wurden, und Accise- Kopf- oder Stämpelabgaben nur dem Namen nach, aus den Klagen andrer Völker bekannt sind.

Mit der Eröffnung des Bundestages zu Frankfurt am Main regen sich neue Erwartungen der gesammten germanischen Nation. Die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung sind gezogen, durch welche die acht und dreißig verschiedenen Staaten Deutschlands ein Ganzes bilden sollen, für Sicherheit gegen außen, für Handhabung der Gerechtigkeit und Freiheit im Innern. Es erhebt sich das Geschrei von vielerlei Meinungen im Volk. Die einen, stolz auf ihr Deutschthum, wünschen die gesammten deutschen Stämme zu dem gemacht und verschmolzen zu sehen, was sie nie waren, zu einer großen Nation; wünschen Auflösung der vielen kleinen Theile in einzelne, mächtige Gesammtheit. Dawider sträubt sich Recht und Stolz der Fürsten und das Leben selbstständiger Völkerstämme, und das bessere Wissen derer, welche erkennen, daß Deutschlands Freiheit, wissenschaftlicher Aufschwung und weltbürgerlicher Hochsinn die Folge seines Bestehens in mancherlei Staaten und im Verein durch Sprache, Gemüth und Thronenverkettung war. — Andere fordern einen engen Bundesstaat, vielleicht dem nordamerikanischen oder helvetischen ähnlich gestaltet, wo alle Theile des Ganzen soviel von ihrer

Digitized by Google

Selbherrlichkeit aufopfern, als genügt, um die Stärke des Ganzen gegen das Ausland, und im Innern ein wohlthätiges Gleichgewicht Aller zur Eintracht ungebrochen zu erhalten. — Wieder andere verzweifeln an der Möglichkeit einer so innigen Bundesschaft, wegen der Ungleichheit der Bestandtheile. In einem Bunde soll die möglichste Rechtsgleichheit der Glieder obherrschen; dazu ist die möglichste Gleichheit der Gewalt unentbehrliche Grundla,'. Diese fehlt. Zween, gegen die andern übermächtige, Staaten, der eine im Norden, der andere im Süden, heben die Gleichheit auf. Nur ihr Gleichgewicht schirmt Germaniens Freiheit und innere Sicherheit. Die zwischen beiden Reichen gelegenen kleinern Staaten sind nur die Zunge der entgegengesetzten Wagschaalen. Daher schien manchen gerathener, oder natürlicher, aus Deutschland keinen Bundesstaat, sondern einen Staatenbund geschaffen zu sehen, und zwar also, daß der doppelköpfige Adler des Reichs ein Sinnbild der Gesammtheit würde, indem sich der Norden und Süden unter Preußens und Oesterreichs Vorstand vereinigten.

Auf einen Staatenbund, zwar vielleicht aber nicht auf einen solchen, deutete der Graf von Buol-Schauenstein hin, am Eröffnungstage der Bundesversammlung am 5. Wintermonds 1816. Mögte es denn endlich nur wesentlich-wahrer Staatenbund sein, nicht blos Fürstenbund werden. Denn in jenem wären Fürsten und Völker zugleich gedacht, und beide, als Theilnehmer am großen Vertrage, dargestellt. Ein Bund der Fürsten, in welchen ihre Familienrechtsame alles, die Rechte der Völker nur sehr untergeordnet gelten, überlebt selten nur das Leben derer, die ihn schlossen. Ein deutscher Fürstenbund, — das ist ohne höhere Weissagungsgabe zu weissagen, — wird kaum einige Jahrzehende bestehen; dann neuer Zerfall erblickt werden. Völker haben längeres Leben, als Fürsten, und ihre Grundverhältnisse zu andern sind bleibender, als die Angelegenheiten eines Fürstengeschlechts. Darum soll, wenn für Jahrhunderte gerechnet wird, Staatenbund sein. Aber noch einmal sei es gesagt: so wenig ein Volk ohne Haupt, eben so wenig ist ein Fürst ohne Volk, ein Staat. Fügen wir übrigens hinzu: Zu dem, was Völker werden können, reifen sie langsam. Die Natur schreitet mit gemessenem Schritt, doch unaufhörlich vor. Die Urbilder vom Vollkommensten mögen den Weisen der Nation zusagender sein, als die Unvollkommenheiten der Gegenwart. Aber die vollkommenste Verfassung ist nicht die, welche sich dem Urbilde der Staatsweisen, sondern dem Bedürfniß und Gesittungszustand der Nation am gemessensten anschmiegt. Keine Verfassung ist allen Völkern und Zeiten, kein Kleid jedem Menschen in seinen verschiedenen Altern und Beschäftigungen, gerecht.

Preiswürdig steht das neue Königreich der Niederlande da; preiswürdig, nicht wegen der persönlichen Vortrefflichkeit des Königs oder seiner Räthe, denn ein König ist sterblich! — sondern wegen seiner edeln Verfassung, dem Jahrhundert gemäß, und daß Fürst und Staatsversammlung fest und treu an einer solchen Verfassung halten. Denn wir haben in vergangenen Jahrzehenden wohlerfahren, daß freisinnige Staatseinrichtungen oftmals nur den Völkern gegeben wurden, um diese, unter dem glänzenden Mantel von jenen, frecher

Digitized by Google

aussaugen und würgen zu können; oder daß man wohl Lust hatte, den Ruhm des Guten zu tragen, aber keinen Muth hatte, ihn zu behaupten. Es hat den Anschein, der König der Niederlande werde andern in Europa zeigen, wie man es anfangen müsse, Völkerschaften, verschieden in Sprachen, Glauben, Sitten, Gewohnheiten und Denkarten, Völkerschaften die sich selten zu lieben geneigt waren, nun unter einer Krone verbunden, mit einander auszusöhnen und in Einheit zu verschmelzen. Das hielt man bisher für schwer. Das Geheimniß der Fürstenkunst liegt in der eignen Tugend der Staatsführer nicht allein, sondern auch in der Güte der Verfassung, die den Völkern das Gefühl ihres Selbstwerths läßt. Holländer und Flamänder hatten dieses noch nie verloren.

Die helvetischen Völkerschaften, die vor Zeiten auch nur einen Staatenbund ausmachten, haben sich gegenwärtig mehr dem Begriff und Wesen eines wahren Bundesstaates genähert. Alle vereint nun, nach langen Entzweiungen, ein Vertrag, ein Schwur, ein Gemeininteresse. Was auf ihren Tagen die Mehrheit entscheidet, ist des ganzen Bundes Gesetz. Vorherrschend ist der Wille keines Einzelnen, darf es nicht sein, kann es nicht sein, weil alle mächtiger sind, als der Stärkste unter ihnen. So stehen zwei und zwanzig Freistaaten, von verschiedenen Verfassungen, Sprachen, Kirchen, Sitten, und Bedürfnissen, als ein Einziges da. Die Armuth des Bodens und tausendjähriges Herkommen macht diesen Völkerschaften die Freiheit zum unwandelbaren Bedürfniß. Hätte Napoleon jemals die Schweiz mit Frankreich vereint: von hier aus würde in blutigen Aufrühren seine Gewalt zum ersten gebrochen, und die Gährung über Frankreich verbreitet worden sein. — Die eigenthümliche Stellung Helvetiens zwischen vielerlei Staaten und nebenbuhlerischen Nationen, führte schon seit Jahrhunderten die Neigung zur Unpartheisamkeit bei den europäischen Händeln in das Gemüth der Eidsgenossen. Der Werth schweizerischer Unpartheisamkeit für die großen Mächte ist selbst von diesen oft, und neulich auf dem Fürstentag zu Wien feierlich noch und auf immer anerkannt. Ungestraft hätte sie Napoleon nicht verletzt. Die Schweizer, ohne Begierde nach Erweiterungen ihres Gebietes, sogar jeden Zuwachs desselben fürchtend, scheuen in den Angelegenheiten des Weltalls eine Rolle zu spielen. Nicht stark genug, ihren Nachbarn furchtbar zu werden, sind sie redlich und wissenschaftlich gebildet genug, ihnen achtbar zu sein, und immer durch angestammte Tapferkeit bedeutsam in Tagen der Noth. Es kommen Stunden, in welchen auch der Schwächere von den Umständen eine Stärke empfängt, die ihn zum Entscheidenden machen kann.

Im Innern der Eidsgenossenschaft herrscht Friede; wenn schon nicht aller Orten Zufriedenheit mit dem empfangenen Loose. Noch regt sich hin und wieder der Partheigroll aus den Zeiten der Staatsumwälzung; aber er ist ungefährlich und wird aussterben. Zwiste der Meinungen um das Bessere sind die Würze, welche die Freiheit erhält, daß sie nicht faul werde. In Despotien waltet in todtenhafter Stille nur einerlei Wille und nur eine Meinung — darum sind es Despotien. Aus der Zerstörung erblühen die kleinen Freistaaten mit verjüngter Kraft hervor; einige lebendiger, andere träger, je nach dem Maas vorhandener Geistesreife im Volk.

Digitized by Google

Mehrere haben vortreffliche Bildungsanſtalten für ihre Bürger; einige ſogar Preßfreiheit; alle beſſere Einrichtungen ihres Haushalts, denn zur Zeit der alten Eidsgenoſſenſchaft. Zürich führte in ſchickſalsvollen Zeiten den Vorſitz auf den Tagſatzungen mit Würde; mit dem erſten Januar 1817 empfängt Bern für zwei Jahre die Leitung der Bundesangelegenheiten.

Seit das alte Rom einſt, in der Beute einer von ihm ausgeplünderten Welt ſchwelgend, die Einfalt der Sitten und die Freiheit vergaß, hat Italien die Freiheit oft wieder gerufen, nie wieder finden können. Es fehlte nicht an einzelnen, die wohl von den Erinnerungen einer herrlichen Vorwelt berauſcht, deren Ruhm zu erneuen wünſchten. Gleichwie in Deutſchland es viele gegeben, (doch waren es weder Fürſten noch Reichsritter) welche, hochherzig mit reinſter, großſinnigſter Vaterlandsliebe, ganz Germanien gern zu einem einzigen Staatsganzen verſchmolzen geſehen hätten: ſo gab es dieſer gutmüthigen, begeiſterten Träumer auch in Italien viele, welchen Italiens Einheit das Höchſte alles ſtaatsbürgerlichen Strebens war. Sie ſprachen, ſie ſchrieben, ſie handelten dafür ſeit Napoleons Sturz mit verdoppelter Lebhaftigkeit. Sie mißbrauchten dafür ſelbſt den altehrwürdigen Orden des Maurerthums, und hofften, als deſſen Carbonari, um ſo wirkſamer zu ſein, je geheimnißvoller ſie dem Ziel entgegenſchritten. Aber die Maſſe des Volks lag träg und ſchwer unter den Urbildern des Beſten. Es begehrte Herren. Ein neues Bild, ein neuer Sang auf den Bühnen, galt ihm mehr, als die rauhe Tugend der Catonen und Cincinaten; oder Kraft und Glanz eines einzigen Throns für die geſammte ſchöne Halbinſel.

Die weiland ciſalpiniſchen und venediſchen Freiſtaaten gehorchen dem väterlichen Gebot Oeſterreichs. Das Sträuben der Wenigen, welche Italiens Selbſtſändigkeit wünſchten, ward ohne Mühe vereitelt. Des deutſchen Kaiſerhauſes Macht und Güte zähmt oder gewinnt alle. Tiefes Schweigen herrſcht in den ſardiniſchen Landen. Ein bedeutungsreiches! — Noch hat Genua ſein Daſein nicht vergeſſen. Auch die Lumpen des Bettlers dünken der Lebensluſt reizender, als ein goldner Todtenſarg. Und in Savoien und Piemont hat, durch vieljähriges Theilnehmen an den Welthändeln, ſich eine Anſicht und Klarheit vom Wie und Warum der Dinge, von öffentlichen Pflichten und Rechten, mit einem Wort ein Geiſt gemein gemacht, der vielleicht keinem Kloſter entſtammt iſt, und wohl ſchwerlich in ein Kloſter zurückkehrt. — Den frommen Papſt, den Märtyrer des Zeitalters, panem et circenses, Wallfahrten und ſogar einige Kunſtwerke haben die Römer wieder. Mehr bedürfen ſie zu ihrer Glückſeligkeit nicht. Papſt Pius der Siebente verdient vielleicht noch weit höhere Beachtung als Staatsmann, denn als Haupt der altgläubigen Kirche. Er iſt einer von den Wenigen, die aus der Schule des Unglücks Weisheit heimbrachten. Weit entfernt alles zu verwerfen und auszutilgen, was die ſtaatsumwälzeriſchen Zeiten Lobwürdiges gebracht, eben weil ſie es gebracht hatten: behielt er Motu proprio das Beſſere zum Glück ſeiner Unterthanen gern bei. Wahrlich wenn einmal die Fürſten volkiſcher denken lernen, werden die Völker fürſtlicher geſinnt ſein. Daran hatte es bisher gefehlt in vielen Gegenden: darum die Zwietracht an manchen Orten. — Neapel hat ſeinen

Digitized by Google

Fürſten zurück. Es ſcheint nicht geläugnet werden zu können, daß die Staatsführung Joachim Murats, des ehemaligen napoleoniſchen Königs, wohlthuend auf dieſen Staat eingewirkt, wenigſtens die Straße zum Beſſern angebahnt habe. Wir wiſſen, was dieſes Land vor dem geweſen. Eine Feuersbrunſt zwar iſt ein großes Unglück, wenn ſie eine Ortſchaft in Aſche legt; doch pflegt auf der Brandſtätte ſich das Verlorene prächtiger herzuſtellen, als es geweſen, und ein Wohlſtand zu erzeugen, der den erſten übertrifft. Denn das Unglück reizt die im Glück erſchlaffte Kraft, und macht den Menſchen ſeiner ſelbſt würdiger. Kein Glück hat der Welt noch je ſo viel Gutes gebracht, als das Unglück.

Dieſe Frucht des Uebels, die in bittrer Schale ſüßen Kern verſchließt, ſcheint auch den Kindern Portugals heilſam zu werden. Soults und Maſſena's Waffenzüge bis zu des goldnen Tajo Mündung rüttelten ein weiland rüſtiges Volk aus dem hundertjährigen Schlummer wach, und binnen zehn Jahren erwarb es mehr neue Erfahrungen, Begriffe und Einſichten von andrer Nationen ſeitdem gemachten Fortſchritten, als vormals in eben ſo viel Jahrzehenden. — Sein König zwar, ſeitdem er über das Weltmeer entfloh, verweilt in dem braſiliſchen Paradieſe, ohne Sehnſucht Liſſabon wieder zu ſehen. Doch eine milde Staatsverwaltung tröſtet über ſein Fernſein. Spaniſche Briefe belehren uns, wie im Gewande alter Ordnungen ein neuerer, lebendiger Geiſt im Lande ſich bewegt; Hinfälliges edler baut; Mängel verbeſſert; ſich der Fremde treffliche Einrichtungen aneignet. England wirkt thätig dazu mit, und hegt, ſeines Vortheils willen, gern das edle Pflegkind. Im freiſinnigen London werden die portugiſiſchen Zeitſchriften gedruckt, die am Minho und Duro geleſen werden ſollen.

Abgeſchloſſener von fremdem, auch von Englands Einfluß, ſteht Spanien, mißtrauiſch gegen das Künftige, wegen des Vergangenen; in ſich ſelbſt zwiſtig geſpannt. Der König haſſet die vormals in Spanien unerhörten Begriffe eines neuen Zeitalters, das ihm ſchmerzenvolle Jahre gebracht hat. Die Prieſterſchaft, in ihren alten, ungeheuern, doch beſchädigten Reichthum wieder eingeſetzt, leitet die glaubensvollen, ſtarkmüthigen, genügſamen untern Klaſſen zum alt gewohnten Gehorſam gegen Kirche und Thron zurück. Die Inquiſition, wenn ſie gleich dem Himmel kein Auto da fé mehr darzubieten wagt, wirkt ſtill. Ihre Diener ziehen geſchäftig umher, doch minder ſchreckbar denn ſonſt, weil ſie durch ausgezeichnete Kleidung kennbar für jedermann ſind. Wo ſie erſcheinen, verſtummt mitten im Kreiſe der Freude, das freie Wort.

Die ſchwere Verfolgung, welche über die Freiſinnigen ergangen iſt, die, weil ſie für Spaniens Ruhm und des Thrones Rettung ſtritten und bluteten, dem Reiche das Beſſere foderten: ſchreckte das Murren der Mißvergnügten in ſich ſelbſt zurück. Sie haben die widerſpenſtigen Begehren abgethan; niemand weiß, ob auch ihre Grundſätze?

Spanien iſt durch den Aufruhr ſeines Amerikas, und durch die kriegeriſchen Verheerungen ſeines Innern tief verarmt. Der regſame Gewerbsfleiß fehlt; aber auch die Wimpel der Silberflotten wehen nicht mehr nach den Küſten Europa's zu. Peru und Mexico wieder zu

Digitized by Google

erobern und zu bändigen, beut der König die Kraft seiner Heere auf, und fodert er das Geld des Mutterlandes. Daraus lassen sich viele Klagen erklären, die über die Pyrenäen her in den öffentlichen Blättern durch Europa gehen, selbst die von der Noth der unbezahlten Beamten, oder von der Verlegenheit der Kriegshauptleute in den Besatzungen bei rückständigem Solde.

Der altkastilische Stolz trägt sein Loos mit schweigendem Ernst. Ungestümer gebehrdet sich Frankreich unter seinem Schicksal. Herabgestürzt aus der alten Höhe, gebeugt in seinem Uebermuth, gemeistert von den Europäern, die es sonst mit seinen Waffen, Moden und Begriffen beherrschte, liegt es elend in tiefer Erniedrigung da. — Was Frankreich geworden, ist es durch die Schlechtigkeit einer langen Reihe seiner Beherrscher und durch ein unvermeidliches Verhängniß geworden. Aber die Nation ist, und bleibt, eine große, feurige, geistvolle, feinsinnige Nation, der Achtung anderer Völker würdig. Dieses tapfern, leicht entflammbaren, edeln Volkes in seiner Noth öffentlich spotten, ist abermals sträflicher Uebermuth; keinen Großsinn verrathend, sondern Stumpfsinn derer, welchen heut das wankelmüthige Glück lächelt. — Lasset uns edelmüthig, wenigstens gerecht sein, und nie vergessen, daß die französische Nation lange die Bildnerin Europens gewesen! — Jetzt ist sie unglücklicher, als sie jemals gewesen, und es ist kaum abzusehen, wie sie sobald zum innern Frieden gelangen soll, da sie größtentheils von dem Groll anderer Völker verbannt wird, zum Theil sich in den vorgefaßten Meinungen ihrer eignen Selbstsucht selber verkennt, weil sie die andern zu wenig kennt. — Sie ist von vieljährigen Umwälzungen, bürgerlichen und auswärtigen Kriegen erschöpfter, als sie selbst glaubt; verwilderter, und entsittlichter, als sie selbst weiß; zum kräftigen Wiederaufschwung gelähmter, als sie sich selbst eingestehen mag. Man muß Frankreich nicht nach Paris und den Pariser Zeitungen beurtheilen und messen. Nirgends ist weniger das Alles Gold, was glänzt, als hier. Es wüthet der Grimm der Partheien öffentlich und im Stillen durchs ganze Reich fort. Der Nachbar vertraut dem Nachbar nicht, und gewöhnt an plötzliche, fast unglaubliche Umschwünge aller bürgerlichen Verhältnisse, trauen wohl nur wenige dem, was heute ist, langen Bestand zu. Fremde Heere stehen, als siegerische Besatzungen, auf französischem Boden, von ihm ernährt, wie sonst Frankreichs Heere andere Länder bewachten. Ungeheuere Kriegszahlungen müssen dem Auslande gemacht werden. Die Abgaben bei allem jenen Ungemach und beim Stocken des Gewerbfleißes und Handels sind schwer drückend.

Unter Napoleons Staatsverwaltung betrug die jährliche Staatsausgabe bei günstigern Verhältnissen gewöhnlich sieben- und achthundert Millionen. Das Reich hatte eine größere Ausdehnung, und gegen vierzig Millionen Seelen. Die Beamten waren wohlbezahlt; empfingen ihren vollen Gehalt. Die Gewerbe blühten durch Abwehrung britischen Handels mitten im Kriege wieder auf. Jetzt sind die meisten, außer Dienst lebenden Hauptleute beim Heer kärglich auf halben Sold gesetzt; die Beamten müssen sich Abzug an ihrem Gehalt gefallen lassen, und die Staatsbedürfnisse, zu deren Bestreitung im Jahr 1816 beinahe neunhundert

Digitized by Google

Millionen Franken gefodert wurden, verlangen für das Jahr 1817 über tausend und acht und achtzig Millionen.

Der König sanft und von Herzen milde, in vielem dem unglücklichen Ludwig XVI. gleich, steht, gelehnt auf sein Erbrecht, geschirmt durch den Arm des verbündeten Europas, unterstützt von den Bessern des Volks, die sich nach des Vaterlandes Frieden sehnen, mitten unter den Gährungen der großen Menge tröstend, mahnend, warnend. Inzwischen ist kaum bald auf Frankreichs vollkommene Beruhigung zu zählen. Denn ungerechnet die Beweglichkeit und Unbeständigkeit französischer Gemüthsart, ungerechnet den allgemein empfundenen Schmerz der großen Demüthigung nach so vieljährigen Siegen, ungerechnet den Druck der Umstände, welcher, jede Kraft erschöpfend, auf Allen lastet, regen sich im Volke noch Ueberbleibsel fast jeder Parthei, die seit dem Jahre 1789 ihr Wesen getrieben.

Da sieht man noch den wegwerfenden Adelsstolz und die Rache schreiende Wuth der ehemaligen Höflinge und heimgekehrten Auswanderer. Sie werden jetzt Ultra-Royalisten genannt, wie man sonst Ultra-Revolutionair sah. Sie wollen keinen friedlichen Abschluß der Staatsumwälzung, sondern Genugthuung in einer vollkommenen Gegenumwälzung. Sie fodern für ihre Gegner Verbannungen, Kerker, Blutgerüste; für sich Hoheit, Entschädigung, verlornes Eigenthum. — Da sieht man die Freunde einer gemäßigten Einherrschaft, die dem König aufrichtig ergeben sind, um der Karte der Freiheiten und Rechtsamen willen, die er gab. Sie vergessen den ihnen seit ihrer Jugend eingeimpften Haß oder die Verachtung gegen das bourbonische Haus, um des Vaterlandes willen. — Da sieht man noch viele der alten Schwärmer, welche ihren Glauben nicht verlieren können, daß Frankreich früher oder später doch wieder zur Gestalt eines Freistaates zurückkehren müsse. Bonaparte war ihnen als Mörder der Freiheit ein Gegenstand des Abscheues; noch weniger hat sie die Wiederkehr der vertriebenen Bourbonen erfreut. — Da sieht man die Menge stiller Verehrer Bonapartes. Sie nennen ihn nur „den großen Unglücklichen;“ geben zu, „ein großer Mann habe große Fehler.“ Frankreichs gegenwärtiger Zustand erhöht in ihren Augen noch den Glanz desselben unter Napoleons Herrschaft. Sie verzweifeln wohl an seiner Rückkehr und an seinem gewichenen Glück; wünschen dieselbe auch wohl kaum, aus Furcht vor dem Haß des übrigen Europas — aber ihr Gedanke grüßt um so lebhafter den Sohn desselben, den jungen Napoleon zu Wien; so wie andere, welche sich weder mit den Bourbonen noch den Napoleonen vereinbaren mögen, ihre stille Wünsche dem Herzog von Orleans zuwenden. —

Wer mag entscheiden, welche neue Erscheinungen früher oder später aus der Gährung aller dieser feindselig gemengten Stoffe hervortreten werden? Inzwischen läßt sich daraus das Räthsel lösen, warum man heut eben so entzückt das „lebe der König!“ wie sonst das „lebe Napoleon!“ oder das „lebe die Republik!“ schreit? Die beseegende, überwältigende Parthei schreit es von Herzensgrund; andere rufen aus Mangel an Grundsätzen, aus Leichtsinn oder aus schüchterner Klugheit nach. So scheint bei jeder Umwälzung das gesammte Volk plötzlich verwandelt, und sonach veränderlicher zu sein, als es ist. Nichts ist trüglicher, als die

Digitized by Google

ſtaatsbürgerliche Freudenbezeugung der Franzoſen; man nimmt die Heuchelei nur an der Uebertreibung ihrer Aeußerungen wahr. So ſieht man jetzt Napoleons Bild ganz verſchwunden, wenigſtens öffentlich; hingegen Ludwig des Achtzehnten Bild in jeder Stube. Bei jedem feſtlichen Anlaß wird das königliche Bruſtbild, ſelbſt im Kaffehaus oder beim Speiſewirth des Landſtädtchens mit Bändern und Blumen geſchmückt; man grüßt es abgöttiſch, man küßt es mit Begeiſterung; man ſteckt weiße Fähnlein aus allen Fenſtern und Löchern. Jeder will den Ruf haben, gut königiſch zu ſein; keiner will hinter dem andern zurückbleiben, und ſich durch einen Schein von Gleichgültigkeit bei der triumphirenden Parthei verdächtigen.

Ein anderer Geiſt waltet in Großbritanien. Der König, ein wahnſinniger Greis, blind, hebörlos, verſchloſſen in ſeinen Zimmern, weis längſt nichts mehr von ſeinem Volke. Doch alles geht den großen gewaltigen Gang fort, unter der Leitung des ſtaatsführenden Erbfürſten, ſeines geheimen Rathes und des Parlamentes.

Schon längſt ward das Weſen und Daſein dieſes Reichs vielen einſichtsvollen Männern zum Räthſel. Es hat in mehr als zwanzigjährigen, ununterbrochenem Rieſenkampfe das nebenbuhleriſche Frankreich überwunden, daneben mit ſeinem Golde andere europäiſche Könige zum Mitſtreite unterſtützt, und läßt kaum ein Zeichen der eignen Erſchöpfung wahrnehmen, während andere Staaten des Feſtlandes ermattet ruhen. Es hält ein trefflich geprüftes Landheer, dem beſten irgend einer europäiſchen Krone gleich, und daneben eine ungeheure Seemacht, der alle vereinte Flotten des Erdballs nicht gewachſen ſind, weder an Stärke noch ſeemänniſcher Uebung. Und doch war längſt geweiſſagt, dieſe unermeßlichen Anſtrengungen würden Britanien in den Abgrund niederreiſſen. Es ruht auf der breiten Grundlage ſeiner Reichsſchuld ſo feſt und ſtolz und ſicher, wie andere Staaten kaum auf der Fülle ihrer Schatzkammern. Es hat den Welthandel in ſeiner Gewalt; dadurch ſind ihm alle Welttheile zinsbar; und doch herrſcht Theurung im Innern des Landes; Abgaben und Anleihen ſind unbegränzt und faſt jedes Zeitungsblatt von der Inſel meldet uns Aufſtände und wilde Bewegungen der nahrungsloſen Arbeiter. Es rühmt ſich der vollkommenſten oder geprieſenſten Staatsverfaſſung und ausgezeichneter Staatsmänner: und doch iſt ſein Erbland der ewige Schauplatz des öffentlichen Elends, der Verwirrung und Empörung, ſeit Jahrhunderten; kein anderes europäiſche Land iſt ſo unzufrieden und glückslos.

England hat wohl nie Furcht vor Frankreich gehabt; aber ſie vor dem mächtigen Geiſt eines einzigen Mannes, der alles überwältigen zu können ſchien, vor Napoleon nicht verbergen mögen, der dem britiſchen Handel beinahe tödtliche Wunden ſchlug, die noch heut bluten. In der That iſt zweifelhaft, welches der Ausgang des Kampfes geweſen ſein würde, hätte Napoleon die wahre Größe beſeſſen, welche er ſchauſpieleriſch glücklich in öffentlichen Aeußerungen vorſpiegelte; hätte er im Glück mehr Mäßigung, in den Mitteln mehr Rechtlichkeit und über kleinliche Leidenſchaften der Eitelkeit, Rachgier und Eiferſucht mehr Erhabenheit gehabt.

Digitized by Google

Nun Frankreich gestürzt ist, wird England allein walten in den großen Weltangelegenheiten. Unantastbar auf seinem Eilande, Beherrscher aller Meere und Indien, den Großhandel der Welttheile leitend, sieht der Britte stolz auf die übrigen Reiche. Möge er sich von einigen gehaßt, von andern gefürchtet fühlen: sein Gold macht ihm, wie es auch komme, Freunde und Diener. Er herrscht nicht mit dem Schrecken der Erobererwaffen, wie Napoleon, sondern durch freundlich-ernste Winke, wie der reiche Mann unter Weniger-Bemittelten, oder armen Zins- und Lehenleuten. Er droht kein Unglück; aber Entziehung seiner Gnaden. Er kennt keinen gefährlichen Gegner, keinen Nebenbuhler seiner Größe auf Erden mehr. Nichts ist ihm furchtbar, als das wachsende Verderben in seinem eignen Innern. Er empfindet seine Krankhaftigkeit und hält sich mit Arzeneien empor. Seinen Zorn scheut jeder. Er zeigt ihn selten, aber furchtbar. Das Unglück Kopenhagens, die Verwüstung Washingtons, die Beschießung Algiers sind entsetzliche Denkmale.

In allem, was Großbritaniens Staatsklugheit will, hat es durch die unzählbare Menge seiner Mittel leichtes Spiel. Selbst Napoleon in St. Helena und sein schrecklicher Name sind ihm unterthan; selbst die Raubstaaten der nordafrikanischen Küsten sind nur seine Werkzeuge. Es macht diese geschmeidiger, wird sie aber nie zerbrechen wollen.

Da steht Europa beim Anfang des Jahrs 1817, in dem Augenblick, da England ein neues Parlament, Deutschland einen neuen Bundestag, Frankreich eine neue Versammlung der Reichsabgeordneten eröffnet hat; in dem Augenblick, da überall die fremdartigsten Grundsätze, die unter sich widersprechendsten Ansichten der Dinge ihren Krieg erneuert haben; in dem Augenblick, da der Papst durch Nuntien und Breve's sein unsichtbares Reich wieder herzustellen trachtet, wo er Schwäche genug findet; in dem Augenblick, da der liebelose Sinn der katholischen und protestantischen Kirchen hier und dort wieder geweckt wird; in dem Augenblick, da man bald von Mördereien im südlichen Frankreich gegen die Evangelischen fruchtlos verübt, bald von Klagen der Reformirten in Savoien, bald von Verfolgungen oder Unterdrückungen der Katholischen in Irland hört; in dem Augenblick, da die katholischen Fürsten Deutschlands zum Schirm ihrer Selbherrlichkeit an Abschließung freier Kirchenverträge mit Rom, die evangelischen hinwieder an Vermehrung der Feierlichkeit ihres Gottesdienstes, alle an größere Duldung jeder Glaubenspartei denken, — in dem Augenblick, da der römische Edelmann freiwillig seine verderblichen Lehenvorzüge aufopfert, der russische sein Recht über Leibeigenthum hingibt, während in andern Gegenden der Adel nach Herstellung alter Vorrechte geizt, welche die Zeit verwirft; in dem Augenblick, da man hier den Fürsten alle grenzenlose Gewalt über ihre Völker einräumen will, während sich weisere Selbstherrscher anderer Orten, zur Sicherstellung öffentlichen Glücks, freiwillig beschränken.

Digitized by Google

Mit diesem Augenblick der Weltgeschichte beginnt auch gegenwärtige Sammlung von Beiträgen zur Geschichte unsers Zeitalters, von sehr achtungswürdigen Männern der verschiedensten Gegenden, den Zeitgenossen zur Verständigung der Gegenwart überliefert und der Nachwelt und ihren Geschichtsschreibern, als Stoff zum Gemälde unserer Tage. In dem was wahr ist, vermält sich jederzeit von selbst die Anmuth mit dem Nutzen. Darum soll auch Wahrhaftigkeit das erste Gesetz der Ueberlieferer sein, in so fern die Wahrheit schon im Kampfgewühl und unter dem aufliegenden Staub des Schlachtfeldes erkannt werden mag. —

Wenn Partheilosigkeit an sich unmöglich ist: haben wir doch das volle Recht, die Entfernung unedler Leidenschaftlichkeit von allen Ueberlieferern zu fodern. Unpartheiisch ist noch kein Sterblicher gewesen, und selbst die entfernteste Nachwelt wird es so wenig über uns sein, als wir es über die Schicksale vergangener Jahrhunderte sein können. Was ewig gut und recht ist, Glückseligkeit und Veredlung der Menschen durch Freiheit des Geistes, und diese durch Tugend und Wissenschaft, — dies war von jeher die Parthei, welche seit den ältesten Zeiten die Weisesten der Völker gegen die Freunde der Finsterniß, der Tirannei und des Tagesvortheils ergriffen haben. Noch am heutigen Tage bestehen diese Partheien; sie werden fortbestehen bis zu den letzten Augenblicken der Welt. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte vom Streit des Göttlichen und Ewigen gegen das Irdische und Vergängliche in ihr.

Wahrheit ist göttlich und des Preises werth; Irrthum ist menschlich und der Verzeihung werth; Leidenschaftlichkeit ist rein thierisch und der Verachtung werth. Nach dem ersten sollen wir ringen; und können wir das zweite nicht meiden, sollen wir des dritten nicht schuldig werden. Dies mögte der Sammler gegenwärtiger Ueberlieferungen den Verfassern der Beiträgen zum Wahlspruch empfehlen, so wie er voraus erklärt, daß er gehässigen Ausfällen und persönlichen Beleidigungen in dieser Zeitschrift durchaus keinen Raum gestatten wird. Man tadle das Werk, aber schelte nicht die Person des Urhebers; man tadle das schlechte Gesetz, aber richte nicht das Gemüth des Gebers; man möge ein Buch elend finden, aber nicht die Person des Verfassers; man möge einer öffentlichen Verwaltung Nachtheile entschleiern, aber nicht die Denkweise oder Rechtschaffenheit der Verwalter verdächtigen. Für die Schlechtigkeit einer Sache läßt sich aus ihren Wirkungen der Beweis führen; für die Schlechtigkeit eines Gemüths keiner, wenn man nicht mit den Blicken eines Gottes sieht. Wer aber einen Verbrecher anklagen will, der klage ihn muthig vor der Behörde an, die ihn zu richten hat. Die Lesewelt ist keine Richterin. Sie kann den verschmitzten Verläumder nicht vom redlichen Mann unterscheiden. Wer aber zu feig ist für die Wahrheit oder Tugend, geräth billig in Verdacht, daß es ihm mit der Tugend und Wahrheit schlechter Ernst sei.

Aarau. H. Zschokke.

Digitized by Google

Berlin und der preußische Staat.

Staatsbürgerliche Geistesregsamkeit — Der König. Der Fürst von Hardenberg. Die Ministerien. — Neues Aufblühen der Hauptstadt; ihre Verschönerung; Museum; Gemäldesammlungen. Fabriken. Neue Wendung des Handelswesens. — Deutschthümerei. Turnanstalt. Getändel in kirchlichen Dingen. Weises Benehmen der Regierung.

Es ist wohl entschieden, daß seit dem Frieden von Paris ein anderer Zustand in den völkerrechtlichen Verhältnissen eingetreten ist, und man jetzt die Größe jeder Nation nicht nach dem Maaßstab der vormals großen Nation, welches ein Jahrzehend der Fall war, berechnen darf, sondern an einer jeden das ihr eigenthümliche Große erfasse, und aus diesem Standpunkt, den Gang, das Bestreben und das Wirken derselben, im Lauf der Zeit verfolgen muß, um zu erfahren, ob sie über den Punkt ihrer wahren Größe sich zu erheben oder unter denselben zu fallen begriffen ist.

Wahre Völkerwürdigung muß sich allmälig im Kreislaufe der Ideen entfalten. Es ist dem Beobachter ein weites Feld für seine Thätigkeit eröffnet; er hat, obgleich nicht solche berauschende oder betäubende Erscheinungen, wie diejenigen, welche Frankreich seit mehreren Jahrzehenden selbst dargeboten, doch aber für den Geist geeigneter, der ruhigen Beobachtung ansprechbarere Erscheinungen in der politischen Welt zu verfolgen.

Sehr richtig kann nun der denkende Beobachter entscheiden, was jedem Volke jetzt erb- und eigenthümlich an Nationalität ist, oder was diesem durch alle Prozesse, die die Natur oder der Lauf der Begebenheiten mit ihm vorgenommen, in Einigkeit verblieb. Er kann ermessen, ob es sich in dem ihm eigenthümlichen Kreis bewegt, oder über den angewiesenen Punkt emporzudrängen bestrebt.

Als die vormals sogenannte große Nation auch das Urbild für die Ansicht von einem Volke war, als sie den Namen abgab, wonach man jede andere Erscheinung, die man Volk nennt, beurtheilte, da mußte Volkseigenheit ganz untergehen, die Völker alle mußten sich bestreben, nach dem ihnen vorgestellten Muster sich ganz zu bequemen.

Nun dieser Maasstab zertrümmert ist, bleibt jedem Volke das Recht, in seiner Selbstständigkeit und Eigenheit zu erscheinen. Dem Beobachter ist nur anziehend, das Treiben und Wirken der Völker zu verfolgen, in wiefern jedes in seinem Bestreben sich als etwas Eigenes aufstellen, und die Ueberreste der Gleichmachung oder des Verähnlichungssystems, das die große Nation durch ihren Staatseinfluß zu bewirken suchte, verdrängen oder erhalten will, was sie überhaupt von ihren ehemaligen Ueberwindern an Sitte und Formen beibehält, und wie sie es in ihre Volksthümlichkeit einzureihen versucht.

In diesem Bestreben der Völker, wo jedes sucht eines Kernpunktes seiner Betriebsamkeit sich zu bemeistern, ist es nun wichtig, die Kräfte ins Auge zu fassen, die dieses Bestreben leiten: die Wirksamkeit der Regierungen und ihre Stellvertreter, die Staatsdiener.

Digitized by Google

Die Regierung und das von ihr bestellte Personale bilden gleichsam den Hebel oder die Abstoßungskraft, wodurch jede Nation abgehalten wird, in sich selbst auf einen Punkt zusammen zu fallen, und sie in dem Kreise der Nationen als eine wirksame Triebfeder für ihre Selbsterhaltung zu erhalten.

Hier zeigt sich nun dem Beobachter in dem Gange der Regierungen ein eignes Schauspiel. Die meisten sind unter dem Einfluß eines Hofes gestanden, wo ihnen alles Selbstthun und Ordnen gleichsam versagt war. Es ward ihnen das Maas für ihre Betriebsamkeit vorgelegt, und Napoleon brachte es endlich dahin, daß er in dem größten Theil seiner Verbündeten den Abglanz oder Abdruck seiner eignen Form sah, so, daß der größte Theil der Regierungen, durch dieses eingeschnürte Dasein außer Gewohnheit gesetzt, selbstständig oder zum wenigsten eigenthümlich den Gang der Regierung zu betreiben, gleichsam aller Regententugend entfremdet werden mußte.

Jetzt sind diese Banden oder Fesseln unerwartet durch die Schlachten bei Belle Alliance und Waterloo gelöst worden. Die Regierungen haben ihre Selbstständigkeit erlangt und es ist merkwürdig, die Handlungsweise der Fürsten sowohl in ihren innern als äußerlichen Verhältnissen zu verfolgen. Einer jeden Regierung liegt es ob und sie läßt es sich gewiß, oder sie müßte von einem bösen Geiste geblendet sein, angelegen sein, das Heil der ihr untergegebenen Volker zu befördern und zu erhalten. Allein sie wird stets mit kluger Umsicht berechnen, ob und inwiefern das Heil, das sie ihren Völkern bereitet, nicht in Zerwürfniß mit dem Heil anderer Völker geräth. Eine jede Regierung hat daher ganz andere Rücksichten als ein Volk. Sie muß für die Ruhe und Sicherheit des Volkes gleichsam wachen, die Tugenden und Kräfte der Staaten gegeneinander stets vergleichen, und das Heil ihres Volkes weder Preiß geben noch aufs Spiel setzen, wenn sie sich auf ihren hohen Standpunkt erhalten will.

Leicht wird man nun ermessen können, wie viel wir uns unterziehen, wenn wir in einer fortlaufenden Reihe von Bemerkungen und Beobachtungen uns vorsetzen, unsere Ansichten über die Neugestaltung des preußischen Staats und seiner Hauptstadt Berlin darzulegen. Aus den eben angezeigten Vorbemerkungen wird man den Standpunkt abzunehmen haben, welchen wir uns zu unsern Beobachtungen angewiesen, und leicht daraus im voraus berechnen können, was wir zu leisten haben, und wie schwierig und zugleich lohnend die Ausbeute von Beobachtungen und Bemerkungen sein wird, die wir zu machen vermögen.

Wahrhaftigkeit ist indeß das Ziel, das wir uns gesetzt. Wir werden es nicht aus den Augen verlieren und es soll uns die lohnendste Entschädigung gewähren, wenn man unsere Unbefangenheit anerkennen wird.

Der geübte Leser wird aber wohl einsehen, daß wir hier keinen geringen Anspruch machen. Denn für einen unbefangenen Beobachter allgemein gehalten zu werden, ist wirklich das Schwierigste, was man erwarten kann. Wenigstens ist man in der Hauptstadt Preußens, trotz dem, daß das Haupt der vielköpfigen Hydra, der Umwälzergeist, gefallen ist, trotz dem, daß man eines Sinnes und Geistes gegen die Fessel gekämpft, welche die Unbefangenheit im Denken und Handeln beein-

Digitized by Google

trächtigt, doch bei weitem noch nicht über die Grundsätze, Ansichten und Ideen einig, nach welchen die wieder errungenen Kräfte und Rechte gehandhabt werden sollen.

Man stößt daher in Berlin auf so mancherlei Parteien in Hinsicht aller Fächer der Staatsverwaltung, als vielleicht in irgend einer der großen Hauptstädte. So hat sich der politische Geist noch nie in Berlin geregt und regen können. Der Zeitraum von 1806 bis 1814 war für Berlin der Anfang der staatsbürgerlichen Gährung. Was Paris, London und Wien schon seit Jahrhunderten mehrmals erlebt hat, ist in dem Laufe der Begebenheiten jenes Zeitraums für Berlin erst hervorgegangen.

Noch nie ist aber der Gang der Begebenheiten und ihr Erfolg in dem Grade von den Begriffen, die der Fortschritt des Wissens bis ins neunzehnte Jahrhundert aufgeregt und welche die Reibung der Meinungen im Volke verkündet, scharf erwogen worden, als jetzt. Es herrscht im Allgemeinen, vorzüglich aber in Berlin, das immer den Ruf hatte, daß daselbst die Meinung vorherrschend wäre, eine gewandtere und höhere Ansicht von dem Zusammenhang der verschiedenen Zweige, aus welchem sich das gesellschaftliche Leben bildet. Man findet allgemein eine bald deutliche, bald ahnende Kenntniß von dem Einfluß, den ein Glied der Staatsmaschiene auf das andere hat, und dieß bildet nun auch in der Hauptstadt Preußens einen gewissen Geist des Urtheils, der vormals nicht vorhanden war, worin sich die Ansichten, Grundsätze und Gemüthsstimmungen aussprechen, die in der großen Masse des Volkes verbreitet sind.

Kleine Abweichungen können nicht auf Rechnung gebracht werden. Um aber eine gewisse Uebersicht von der bedeutendsten Richtung des politischen Geistes in Berlin zu erfassen, kann man ihn in die sogenannte preußische, deutsche und weltbürgerliche Partei eintheilen. Diese bilden die Hauptstimmen, die das Wort führen und gegenseitig ihren Einfluß auf Staatseinrichtung, Volksbildung und Wissenschaft und Kunst geltend machen oder zu behaupten suchen; in ihnen muß man die Hauptgegenstände staatsbürgerlicher Geistesrichtung Preußens im Auge behalten, um eine Uebersicht von dem Gang der öffentlichen Meinung im preußischen Staat zu erlangen.

Aeußerst belehrend ist es nun in der Wirksamkeit der Regierung, die sie in ihren Entwürfen, Schritten und Verordnungen aufstellt, zu erfahren, inwiefern sie sich den Ansichten einer oder aller Parteien nähert, und die Grundsätze gleichsam ausspricht, nach welchen sie die inneren Verhältnisse des Staats mit den äußern zu vereinigen beabsichtigt.

Es läßt sich leicht denken, daß die Regierung auf solche Art bei jedem Schritt gegen einen Kreis der öffentlichen Meinung aufzustehen nicht vermeiden kann, und daß daher von der einen Seite mit Jubel aufgenommen wird, was von der andern der strengsten Rüge unterworfen ist.

Indeß muß man es anerkennen, daß der Geist des preußischen Volkes in Hinsicht seiner Anhänglichkeit an die Regierung überhaupt, sich ganz seiner und seiner Vorfahren würdig ausspricht. Der Regent ist aufs höchste geachtet und verehrt. Man zollt ihm die tiefste auf Achtung gegründete Liebe, und er verdient sie. Mit eben der Bescheidenheit und Rechtlichkeit,

Digitized by Google

mit welcher er seine Laufbahn als König begonnen, schreitet er jetzt, nachdem er über ein grauses und verhängnißvolles Schicksal den Sieg errungen, im Kreise seiner Völker umher. Nicht eine Spur von anmaßendem und entscheidendem Wesen, wie es so manches ohnmächtige Opfer der Zeitbegebenheiten anzunehmen weiß, verräth sich dem forschenden Auge, selbst des schärfsten Beobachters, in irgend einem seiner Schritte. Still und eingezogen, vom Kreise seiner liebreichen Familie oft umgeben, und in mäßigem Genuß der Freude des Lebens, bringt der König die Ruhestunden hin, die ihn seine Herrscherpflichten erübrigen lassen. Der Ernst, mit dem er seinen Beruf erfüllt, flößt auch denen, die ihn unmittelbar umgeben, und seine Beschlüsse zu weiterer Ausführung befördern sollen, einen Geist der Ordnung und Pflichtmäßigkeit ein, der in dem Gang der preußischen Staatsgeschäfte neuerdings ein Muster aufstellt.

Man kann von dem jetzigen Beherrscher des preußischen Staats eigentlich vorzugsweise sagen, daß er gleichsam der Beschützer der Humanität ist. Er achtet strenge Recht und Billigkeit und drückt diesen Gemüthszug in allem seinem Thun und Lassen so bestimmt aus, daß seine ersten Staatsdiener darin gleichsam das Gesetz erkennen, wornach sie ihre Handlungsweise zu bilden suchen.

Jener dem preußischen Alleinherrscher angeborene Edelsinn findet einen mächtigen Stützpunkt an dem Fürsten von Hardenberg, diesem taktfesten und erfahrensten Staatsführer, der Preußen durch die gefahrvollen Klippen, die ihm seinen Untergang drohten, zu leiten und das Fachwerk der großen Maschiene aus dem Sturm der Zeiten zu retten das Glück hatte. Er vereinigt mit der Feinheit und Gewandheit eines Hofmanns einen Rechtlichkeitssinn, der ihn zum Muster eines ächten Staatsmanns stämpelt, welcher in dem Reiben der Parteien durch sein Benehmen das Alleinwichtige der innern und äußern Verhältnisse des Staats und der Nation festzuhalten weiß.

Auf der hohen Stelle, wo der Fürst Staatskanzler steht, ist es ihm auch möglich, auf den Geist der Parteien gleichmäßiger zu wirken, als es den Ministern der verschiedenen Staatszweige, von denen ein jeder den ihm anvertrauten Zweig der Staatsverwaltung nach einem Urgrundsatz zu behandeln genöthigt ist, wenn er nicht in den Ruf eines politischen Quacksalbers gerathen will.

Aber um so mehr sind auch diese Männer den Urtheilen und der Beleuchtung der Ton angebenden Parteien ausgesetzt. Der Minister des Innern, der Finanzen, des Kriegs und der Justiz, alle diese Häupter der verschiedenen Staatszweige treffen so mannigfach mit den verschiedenen Ansichten der Nation an einander, daß sie eigentlich Veranlassung zu der Bildung desjenigen sind, was man öffentlichen Geist (public spirit) nennt, oder den Stoff zu Reibung der Parteien hergeben. Es ist unterhaltend zu vernehmen, wie oft diese Staatsmänner in den umlaufenden Gerüchten der Parteien, bald von ihren Stellen als entlassen, bald wieder in höhern Gnaden stehend, ausgegeben werden.

Von den Ministern abwärts gewinnt das Urtheilen des Parteigeistes gegen die Staatsdiener einen großen Umfang. Und so sind denn die Vorsteher der untergeordneten Theile der Staats-

Digitized by Google

verwaltung in ihren Verfügungen einer schärfern Sichtung beim Volk unterworfen, insofern ihre Betriebsamkeit in das Gebiet des Lebens- und Taumelkreises der Nation eingreift.

Indeß ein Mißgriff, ein Versehen, ein schiefes Benehmen solcher untergeordneten Behörden gibt nur zu oft Veranlassung zu dem Urtheile, daß ihr Verfahren eine Frucht der Vorkehrungen ihrer Oberen sei, und so sind denn die Minister immer ausgesetzt, in dem Urtheil gegen die Untergebenen mit inbegriffen zu werden.

In der Folge wird sich oft Gelegenheit genug finden, den einzelnen Linien, die in diesem Hauptumriß der preußischen Regierung hingeworfen sind, durch einzelne aus dem Leben gegriffene Bemerkungen und Züge mehr Wärme und Gewicht geben zu können.

Wie sich von dem Treiben und Leben der Hauptstadt auf den Zustand der Provinzen schließen läßt, so gewinnt man beim Anblick des jetzigen Berlins die Ueberzeugung, daß der Staat im allgemeinen im Begriffe ist, die Wunden zu heilen, die ihm ein Krieg geschlagen, der ihm in den tiefsten Eingeweiden mit seinen verheerenden Krallen gewüthet. In dem weitschichtigen Berlin sieht man von allen Seiten die Eigenthümer belebt, das Aeußere und Innere der Grundstücke ausbessern und reinigen zu lassen. Dieß war auch gewiß das erste, was zu thun war. Durch die ununterbrochene Last der Einlagerungen, welche Berlins Bewohner seit einem Jahrzehend niederdrückte, war der reiche Eigenthümer gleichsam muthlos gemacht; und der von Zinsen Lebende, wegen der Entvölkerung der Hauptstadt und des dadurch entstandenen Falles der Miethe außer Stand gesetzt, auf Ordnung und Reinlichkeit in seinen Grundstücken zu halten. Die schönsten Gebäude standen unbewohnt, oder waren von Miethern besetzt, deren Mittel nicht ausreichten, um einen der äußern Pracht der Gebäude angemessenen innern Glanz zu bestreiten. Allein seitdem der Friede wiedergekommen und mit ihm der Hof, eine Menge Staatsdiener, vieles Kriegsvolk, und die Gesandten der Befreundeten sich wieder vollständig einfanden, und die wieder eingeführte Ordnung der Dinge eine große Anzahl von Fremden aus den Provinzen und dem Auslande herbeilockt, ist im Ertrag der Grundstücke in Berlin ein ganz anderes Resultat eingetreten. Die Miethen sind plötzlich um das Doppelte im Preiß hinaufgegangen, ja es sind beinahe keine Wohnungen zu haben, und eine große Anzahl von Familien hat sich entschließen müssen, sich nach den Vorstädten und den Berlin nahe liegenden Dörfern hinzuwenden, um dort ein Unterkommen zu finden.

Wesentliche Privatbauten sind aber wenig vorgenommen und man sucht allgemein den Grund hiervon in dem hohen Preiß der Baumaterialien, die um das dreifache gestiegen sein sollen. Indeß sorgt der König durch Aufführung neuer Bauten und mancherlei anderer Anordnungen zur Verschönerung der Hauptstadt und zur Belebung der zum Bau dienenden Gewerbe aufs thätigste zu wirken. Jetzt ist man lebhaft mit der Aufführung und Verdeckung eines Kunstgrabens, in der prächtigsten Gegend der Stadt, zwischen des Königs Pallast, dem Opernhause, dem Universitätsgebäude und dem Zeughause gelegen, beschäftigt. Dieser Mittelpunkt der großen und schönen Welt Berlins wird durch solche Vorkehrungen einen sehr bedeutenden Raum

Digitized by Google

gewinnen, auf dem nun mehrere Prachtgebäude und Denkmale aufgeführt werden sollen, über deren Auswahl aber der König noch nichts bestimmt zu haben scheint.

Außerdem wird das weitläuftige Gebäude, welches im obern Raum die Zimmer für die Akademien der Künste und Wissenschaften, und im untern die Ställe für mehrere Kavallerieregimenter hergiebt, eine edlere Bestimmung erhalten, wozu bereits alle Vorkehrungen getroffen werden. Es sollen fernerhin nemlich darin blos die Künste des Friedens ihren Aufenthalt unter dem Namen eines Museums erhalten. Es wird daher völlig ausgebaut, mit großen Sälen versehen, um die schönen Bildersammlungen, welche in den Schlössern zu Potsdam und Berlin zerstreut sind, und die seit der Einnahme von Paris durch die Giustinianischen Sammlungen von Paris vermehrt worden sind, aufzunehmen. Wie es heißt, ist der König auch in Unterhandlungen begriffen, die berühmte Brabeksche Bildersammlung, die der vormalige Besitzer nicht geringer als 700,000 Thlr. anschlug, von den Erben zu erstehen, um die Kunstschätze Preußens damit zu bereichern.

Der in seiner Art einzige Spaziergang, die Linden, ist bereits durch die neue eingerichtete Erleuchtung bedeutend verschönert worden, die, wenn der Abend schön oder heiter ist, den Lustwandelnden um diese Zeit den Anblick eines schönen erleuchteten Saales gewährt.

Mit den Zerstreuungen in Berlin steht es noch auf dem alten Fuß. Die meisten Fremden finden einen großen Abstand gegen London, Paris und Wien, und dies darf nicht befremden. Berlin zählt im Verhältniß seiner Größe und Volksmenge bei weitem nicht eine solch große Anzahl von bedeutend reichen Personen, als jene Hauptstädte. Der Adel oder der reiche Stand der Güterbesitzer ist in einem erschöpften Zustand, und erliegt noch immer der Last, die der Krieg auf ihn hingewälzt. Durch den Krieg sind zwar viele Kaufleute und Gewerbtreibende reich geworden, allein dies steht in keinem Verhältniß mit der Anzahl von Leuten dieses Standes, die durch den Gang der Begebenheiten zu Grunde gegangen.

Es herrscht freilich jetzt in Berlin gegen vormals ein größerer Aufwand, und ein das Auge ergötzend glänzendes Gewühl; allein dies ist kein Beweis von der geschehenen Anhäufung einer großen Masse Staats-Wohlstandes, sondern blos von der im größern Grad jetzt nutzbaren Anwendung des Eigenthums. Darin ist es hier in gewisser Hinsicht seit einigen Jahren viel weiter gebracht worden. Es lebt alles auf höherm und glänzenderm Fuß, weil die Arbeit und Betriebsamkeit dem, der das Glück hat, einen Gewerbszweig erhascht zu haben, der den Zeitgeist anspricht, größern Ertrag als vormals daraus zieht. — Desfalls findet man doch eine große Anzahl von Menschen aller Stände, die der Noth und Bedrängniß erliegen, wie das immer der Fall ist.

Unter keinem Stande ist aber in der That der Wohlstand in höherm Grade eingetreten, als bei den Fabrikunternehmern und Kaufleuten. Es gibt eine große Anzahl Gewerbherren, vorzüglich die sich seit einigen Jahren zu reichen Leuten emporhoben. Dies konnte ihnen wohl bei der von Napoleon angeordneten Blokade des festen Landes gelingen, wo sie ihre Erzeugnisse

Digitized by Google

mit unmäßigem Vortheil an den Mann brachten. Man erſtaunt, wenn man die große Anzahl bedeutender Grosgewerbe blos in Berlin ins Auge faßt.

Schon ſeit der aufgehobenen Blockade waren ſie in Verlegenheit, wo ſie mit ihren Erzeugniſſen hinaus ſollen, da ihnen die engliſchen im Abſatz ſehr hinderlich waren. Noch größer iſt jetzt ihre Noth, da das Gerücht ſich fortdauernd erhält, daß der Finanzminiſter beſchlöſſe, der Induſtrie und den Erzeugniſſen des Auslands einen freien Eingang gegen Erlegung eines Einfuhrzolles zu geſtatten.

Hin und wieder will man behaupten, daß der Staat zu einem ſolchen Schritt genöthigt ſei, um durch Erhebung des Einfuhrzolles die Ausfälle zu decken, welche bei den gewöhnlichen Staatseinnahmen jetzt Statt finden ſollen. Auſſerdem ſind auch die Ausgaben für den Kriegs- und bürgerlichen Beamten in dem Verhältniß geſteigert, als die Mittel zum Unterhalt im Preiße geſtiegen und die Empfänglichkeit für die Bequemlichkeit des Lebens (des Engländers Comfort of live) um ſich gegriffen. — Die Ausfälle durch neue Auflagen und Anleihen zu decken, iſt nicht allein ſchwierig, ſondern die Anordnungen hierzu erfordern auch Zeit und geben ein langſames Reſultat, das bei dem augenblicklichen Bedarf nicht ausreicht. — Was kann nun der Finanzminiſter thun?

Es würde natürlich ein Stand durch jene Maasregel der Staatshaushaltung ſehr beeinträchtigt ſein. Indeß fragen die Anhänger des Miniſters: beruht das Wohlſein des ganzen Reichs auf den Fabrikanten? Sie ſind nur eine kleine Triebfeder in dem Gang der großen Staatsmaſchiene. Und da ſie gegen andere Kräfte welche die Staatsmaſchiene erhalten, ein Uebermaas haben, ſo können ſie wohl einen ſolchen Stillſtand an Zunahme von Kraftäuſſerung ertragen. Auſſerdem iſt es nach der Anſicht dieſer Stimmgeber noch gar nicht entſchieden, daß bei einer erlaubten Einfuhr der ausländiſchen Induſtrieerzeugniſſe dem preußiſchen Gewerbfleiße eine ſehr bedeutende Auflöſung bevorſtehen dürfte.

Die Zunahme des Fabrikationsgeſchäfts hat auf den Wohlſtand der Geld- und Produktenhändler keinen geringen Einfluß gehabt. Der Umſatz iſt in dieſem Kreiſe von Geſchäftsleuten um ein nicht zu berechnendes Maas gegen vormals geſtiegen. Man gehe nur an die Berliner Börſe, der Beſuch hat ſich dort ſeit einigen Jahren nur um das vierfache vermehrt. Ob aber, im Verhältniß des Gewühles daſelbſt, das Vermögen der Börſebeſucher zugenommen? das iſt eine andere Frage.

Ein zugenommenes Geſchäfts- oder Handelsgewühl ſetzt nicht immer die Zunahme oder Vergrößerung des Handelskapitals voraus. Es gibt Kaufleute die mit kleinen Kapitalien unermeßliche Geſchäfte treiben. Zutrauen iſt jetzt das erſte Mittel an der Börſe. So war es nicht vormals. — Die königlichen Anſtalten, die Land- und Seehandlung waren ſonſt die Diskontoquellen des Handelsſtandes, dieſe ſind jetzt erſchöpft. Es iſt nun dem Handelsſtand gelungen ein Kreditgebäude in ſeinem Kreiſe zu ſchaffen, wodurch der Kreislauf der Erzeugniſſe und Geldſorten nicht allein erhalten, ſondern befördert wird. Es iſt nun natürlich, daß der Diskontogewinn, der ſonſt in die königliche Kaſſe floß, jetzt beim Handelſtande verbleibt

Digitized by Google

und einen großen Grad von Wohlstand bei ihm verbreitet, zugleich aber auch den Handelsfond vergrößern dürfte.

Noch einen andern Vortheil hat diese Wendung, die der Handel genommen, daß nämlich dadurch das Geschäft des Geldumlaufs vertheilt und mit dieser Kraft des Geldumsatzes nicht mehr Alleinhandel geführt wird, wie es sonst der Fall war. Es gibt jetzt an der Berliner Börse bei weitem nicht mehr solche große Bankiers und Fabrikunternehmer als vor 1806. Und dies rührt daher, weil vormals nur einige bedeutende Häuser in inniger Verbindung mit den Geldinstituten des Staates und im Besitz ihres Zutrauens waren. Diese hatten den Hebel aller Geldgeschäfte allein in Händen. Jetzt hat der kleine und mittlere Handelstreibende seinen Kreis von Zutrauen an der Börse, und der Verkehr ist vertheilter.

Eben aber die ins unendlich gehende Wirksamkeit des Diskontosystems bringt in Berlin die sonderbare Erscheinung hervor, daß der größte Theil der Mäkler in eignen und Lehnkutschen, des Tags durch, ihre Geschäfte betreiben, indeß die Inhaber großer Handelshäuser zu Fuß wandern. Eine Erscheinung, welche schwerlich in andern Handelsplätzen sichtbar werden dürfte.

Durch die gegenwärtige Lage der Dinge an der Berliner Börse ist nun der Vorsteher der Geldinstitute des Staates auf einen ganz entgegengesetzten Standpunkt versetzt. Anstatt daß er sonst den Handelsstand erhielt, ist es jetzt der Handelsstand, der ihm größtentheils zu Hülfe kommt. Er ist es, durch den er die Summen in Baarschaft verwandelt, über die er nicht zu verfügen hat, durch den er in seinen Tresorscheinen einen bleibenden baaren Vermögensstock besitzt, durch den er von Zeit zu Zeit die nothwendigsten Summen vorausnehmen kann, und durch den er die zinsbaren Fonds in Ansehn erhält.

Der Verkehr in letztern ist bei weitem jetzt nicht mehr so lebhaft als er vormals war. Der Glaube an eine zum wenigsten bald beginnenden Realisation derselben, hatte den Spekulationsgeist für dieselbe erhöht, und dieses trieb sie auf einen sehr hohen Preis hinauf. Die Erwartung der Spekulanten scheint aber zu ermüden; der Verkauf und Ankauf derselben hat nachgelassen; und natürlich mußten sie seit einiger Zeit beträchtlich fallen, so daß sie sich auf einem Mittelpreis behaupten. Wir wollen nun erwarten, ob sie sich auf diesem erhalten werden?

Der gesteigerte Verkehr hat indeß sehr wohlthätigen Einfluß auf die Geistesrichtung der Berliner. Sie schreiten in der unter den Hohenzollern erlangte Richtung zur Geistesbildung immer mehr vorwärts. Bei weitem ist jetzt in allen Familien eine größere Empfänglichkeit für höhere Ausbildung entwickelt, und wenn sie auch hin und wieder von schulmeisterhaften Kleinlichkeiten gefährdet wird, so liefert doch im Ganzen Berlin in Rücksicht der Wissenschaftlichkeit, ein erfreuliches und erhebendes Bild.

Eine Art jener Kleinlichkeitsspielerei zeigt sich in der Sucht einer bedeutenden Zahl gebildeter Männer, die Preußen zu entpreußen und in das Deutschthum zu versenken trachten. Vormals hieß der preußische Staat ein kriegerischer Staat; jetzt soll er aber ein deutscher Staat werden. Mit diesem Klingklang werden die Ohren des Beobachters, wie von einem chinesischen Glocken-

Digitized by Google

ſpiel zum Ueberdruß heimgeſucht. Die Sucht ſich zu verdeutſchen, greift ſeit einiger Zeit in hohem Grade um ſich, und von allen Seiten werden von den ſchwärmeriſchen Anhängern dieſer Geiſtesrichtung Mittel hervorgeſucht, das Volk empfänglich zu machen.

Indeß, Dank ſei es dem deutſchen Gemüth! Es findet ſich in ihm nicht die flüchtige Empfänglichkeit für all die Tändeleien, die ſchon der Art geſpielt worden ſind. Man verlacht ſie zwar nicht, aber man ſieht ſie mit Gleichmuth an, und man darf erwarten, daß der Eifer dafür auch bei denen bald erkalten wird, die ſich für ſie im hohen Grade begeiſtert fühlen.

An der Spitze derjenigen Kämpfer, welche die Jugend durch Wort und That zur Deutſchheit zu begeiſtern ſich bemühn, ſteht der biedere, muthige und rechtliche Jahn. Er ſtellt in Körper und Kleidertracht, in Sprache und Sitte der Jugend gleichſam das Vorbild des Deutſchen, wie er ſein ſoll, auf. Er zählt unter den Schulmännern und Jünglingen eine große Anzahl von Verehrern. Allein bei weitem der größte Theil ſieht in ihm den für Deutſchthum Hochbegeiſterten, dem ſie nachzufolgen ſich nicht berufen glauben.

Viel beſchäftigt iſt Jahn mit ſeiner Turnanſtalt. Eine Legion Knaben und Jünglinge ſammeln ſich des Sommers an beſtimmten Tagen und bei feſtlichen Gelegenheiten um ihn her auf den in der Haſenheide (ein kleines Gehölz bei Berlin) zu Turnübungen eingerichteten Raum, ſich unter ſeiner und ſeiner Gehülfen Aufſicht in der Turnkunſt zu üben, welche die in dem Deutſchen ſchlummernde Kräfte zu erwecken berufen ſein ſoll. Von allen Seiten ſtrömen an jenen Tagen aus der Stadt Zuſchauer herbei, um den Turnübungen beizuwohnen.

In Hinſicht ſeiner deutſchen Tracht zählt Jahn nur einige mündige Partheigänger. Hin und wieder ſtößt man auf einen Erwachſenen nur, der ſich in den deutſchen Rock wirft, deſto häufiger ſieht man aber Jünglinge und Knaben in derſelben einherziehn.

Mehrere gute Köpfe haben wiederum einen höheren Standpunkt hervorgeſucht, um die Deutſchheit im Buſen der Preußen wurzeln zu ſehen. Sie nehmen nämlich die Religioſität in Anſpruch und verſuchen es im Chriſtenthum eine deutſche Religion aufzuſtellen, oder einen Glauben, der der „Gemüthlichkeit des Deutſchen vorzüglich zuſprechen ſoll. Mancherlei Rüſt- und Werkzeuge werden in Bewegung geſetzt, um die Gemüther zu erregen, und wenn ihnen der Stoff nicht bunt genug im reformirten Chriſtenthum iſt, ſo holen ſie ſich Erſatz aus dem Papſtthum herbei.

Würde hier ein Juvenal leben, ſo dürfte er das difficile est satyram non scribere in volle Anwendung bringen. Indeß hat ſich ein Ausländer, D. Alvar Auguſtin de Llano, den die neueren Schickſale Spaniens aus ſeinem Vaterlande getrieben, und der hier einen Zufluchtsort ſuchte und fand, entſchloſſen, kühn über jenen Unfug ſein Wort zu reden. In einem unſerer jüngſten Tageblätter macht er bekannt, daß er folgende Schriften zum Drucke bereitliegen habe:

a) Raiſonnirende Anzeige von römiſch-katholiſchen Schriftſtellern, im Gegenſatz der Schriften eines Stolbergs, Schlegels, Marheineke, aus welchen ſowohl für das katholiſche als für das proteſtantiſche Deutſchland Gefahr erwachſen kann.

Digitized by Google

b) Beweis von der Wirksamkeit des Triumpfs des Papstthums in Europa, und der unseligen Folgen, die dasselbe nach sich ziehen kann.

c) Ueber die neuen deutsche Päpste, oder über das Interesse für Deutschland, demselben weise Gesetze, Männer von festem Gemüthe und einen lichtvollen Plan des öffentlichen Unterrichts und der wahren Toleranz entgegen zu stellen.

So weit ist es unter uns Deutschen gekommen, daß ein Spanier — mirabile dictu — im nördlichen Deutschland und in der Wiege seiner Kultur, in Berlin, uns diese Momente in Anregung bringen muß. Doch dem sei wie ihm wolle, es ist wohl zu ermessen, daß nicht allein uns allen, sondern auch unsern Deutschlern daraus heilsame Belehrung werden dürfte. Mögen sie doch bald im Druck erscheinen, diese Ansichten des ehrlichen Spaniers! Vielleicht bringen sie die befangenen Gemüther, die nur das Vorurtheil für berühmte Namen auf Irrwege führen mag, zu vernünftigem Bewußtsein zurück.

Ein Glück ist noch, daß der Wirkungskreis dieser Leute sich im großen Gewühl einer Hauptstadt äußert, wo gleich, wie in einer Laterna magica alles bunt durcheinander wogt und ein Bild das andere verdrängt. In dem eigentlich der Religion angewiesenen Bezirke, in der Kirche, und auf der Kanzel, hört man nicht, daß sie eben lärmten.

Die eigentliche Geistlichkeit hält hier streng auf die Grundsätze ihres Glaubensbekenntnisses. Mögen unter ihr einige Glieder vorhanden sein, die sich zur päpstlenden, deutschlenden Ansicht hinneigen, bis jetzt haben sie sich noch in den Grenzen der Bescheidenheit gehalten, und das ist viel! sehr viel! Freilich ist die hiesige Geistlichkeit in den Augen der Deutschler, wie überhaupt der ganze Protestantismus, etwas Prosaisches. Indeß sie kann sich mit dem Gedanken, mit welchem sich die Mehrzahl tröstet, beruhigen: besser sich in Prosa verständigen, als in der Poesie den Menschenverstand aufs Spiel setzen.

Ueberhaupt ist es wohl nicht sehr schwer zu bemerken, daß die preußische Regierung in Hinsicht des Religionswesens auf die dem Zeitgeist und der Menschenbildung angemessene Haltung allmälig gleichsam zurückkehrt. Es hatte für den Beobachter, nach dem was im preußischen Staate zur Zeit der französischen Untersuchung geschehen und angestimmt ward, was noch geschehen sollte, das Ansehen, daß man das Volk, durch mehrere zu Gebot stehende Mittel, zu einem gewissen religiösen Geisteszwang noch ernstlicher hinzuleiten suchen dürfte. Indeß von dem allen ist nichts erfolgt.

Die Regierung scheint, nach der von ihr wieder errungenen Freiheit und Selbstständigkeit, in Hinsicht der Verwaltung der Religionsangelegenheit, die Denkart und die Grundsätze wieder aufgenommen zu haben, welche durch den Geist Friedrich des Großen in Preußen so tiefe Wurzel faßten. Sie mochte wohl darauf zurückgekommen sein, daß sie, wenn beim Volk ein

Digitized by Google

Rückgang in der Geistesfreiheit versucht werden sollte, der Grund zu einem gewaltsamen Fortschritte gelegt werden dürfte.

Unsere Deutschler machen hierzu keine gute Miene. Es gelingt ihnen nicht mit ihren überspannten Ideen durchzudringen, und ob sie es gleich von allen Seiten durch Schriften, Deklamationen und Kludanfalten versuchen. Sie versteigen sich jetzt gar so weit, selbst die Bühne als Werkzeug zu gebrauchen, ihre Ansichten zu verbreiten. Das sollte man nicht glauben, aber es ist so. Man höre! Vor kurzem ward ein spanisches Theaterstück: der standhafte Prinz von Calderon zur Vorstellung gefördert. Höchstens durfte es die Absicht der Vorsteher gewesen sein, die Berliner, welche Englands, Frankreichs, Italiens dramatische Weisen schon vor Augen gehabt, auch in die spanische Manier einzuweihen. Allein unsere Deutschler erblicken in der Darstellung einen religiösen Akt, den der Uneingeweihete nicht verunglimpfen sollte. Diese Gesinnung ließen sie durch einen ihrer Plänkler in öffentlichen Blättern abdrucken. Armseliger Behelf! Ein Theaterpublikum für eine Ansicht zu gewinnen, das von den Bühnen unterhalten, aber nicht erbaut sein will.

Die Deutschler zählen eine bedeutende Anzahl von Verehrern, allein es findet sich doch mehr ein weltbürgerlicher Sinn in der Gesammtheit, die der freien nach allen Seiten hinstrebenden Wirksamkeit, die dem Deutschen eigen ist, huldigt. — Und was beabsichtigen denn auch jene? Sie wollen uns dem französischen Leichtsinn entreißen, und uns zum spanischen Schwersinn führen; sie wollen die dem Deutschen eigne Vielseitigkeit durch Einseitigkeit verdrängen. Wer freien unbefangenen Gemüths ist, dem wird es nicht schwer zu entscheiden.

Im allgemeinen sieht und bemerkt man auch, dringt die übertriebene Lärmerei für die sogenannte Deutschheit nicht durch und kann nicht durchdringen, seitdem die Staatsverhältnisse Deutschlands zu den Höfen in und außer Europa, durch den Gang der neuesten Begebenheiten, einen andern Standpunkt erhalten. — So lange noch Deutschland, in dem Zeitpunkt des allgemeinen Drucks, die Aussicht hatte, durch seine Eigenkraft etwas für Befreiung von fremdem Joch zu bewirken, war es löblich einen Geist entstehen und fortwirken zu lassen, der von selbst hervorging und darum natürlich und ehrwürdig waltete. Jetzt aber, wo die Heiligkeit der geschlossenen Verträge, Bündnisse u. s. w. unter den Regierenden unerwartet wieder in ihre Rechte mächtiger eintreten, bedarf es keiner Künstelei, die am Ende nur mehr Zwiespalt und Hader als Einigkeit in Deutschlands vielvertheilter Regentenmacht bewirkt, und seiner Völkerschaften Geistesbildung mehr zerrütten dürfte als irgendwo.

Berlin. O . . e

Digitized by Google

Die Eide der Geistlichkeit in Frankreich.

Der Priestereid von 1791 — von 1803 — von 1815.

Man hat von jeher über das richtige Verhältniß der Kirche zum Staat viel gesprochen, geschrieben und gestritten; nicht, weil die Sache an sich schwierig zu begreifen war, sondern, weil man sie nicht gern begreifen wollte. Was der gesunde Menschenverstand ohne Mühe entscheiden kann, ist darum noch lange nicht entschieden; weil auch der Eigennutz und Stolz, die Herrschbegier und Rechthaberei ihr Wörtchen geltend machen wollen.

Der gesunde Menschenverstand mag immerhin sagen: „Staat und Kirche haben eigentlich mit einander wenig oder nichts gemein. Die Kirche sei vom Staat so unabhängig, als das Gewissen, der Glaube und der Gedanke. Auf Denk- und Glaubensfreiheit beruht die kirchliche Freiheit. Liebet oder verabscheuet ihr jene, so liebet oder verabscheuet ihr diese. Die Kirche liegt im großen Freistaat des Geisterreichs, wohin kein Richterstab, kein Königszepter, keines bürgerlichen Gesetzgebers eherne Tafel reicht. Nur was die Glieder einer Kirche, als leibliche Menschen, als Genossen einer bürgerlichen Gesellschaft gelten, haben und sind: das ist der weltlichen Macht angehörig!“ — Selbstsucht und fromme Schwärmerei werden euch ganz andre Dinge lehren; werden von einem Lande die Katholiken verbannen, weil sie nicht das lautere Wort Gottes verkünden; von einem andern Lande die Evangelischen vertreiben, weil sie abtrünnige Ketzer sind. Noch häufiger aber sind dergleichen gottesfürchtige Redensarten nur eine Art zu reden, um nicht geradezu auszusprechen, man gelüste nach des andern baarem Geld und Gut. In der französischen Staatsumwälzung kam jener Gegenstand sehr natürlich auch zur Sprache. Die Weise, mit der man ihn behandelte, hatte den wichtigsten Einfluß auf den Gang der Schicksale des unglückseligen Volkes.

Die Zerrüttung der französischen Staatshaushaltung führte den Umsturz des bourbonischen Thrones herbei. Dem Volke war nicht mehr möglich, die ungeheuern Abgaben zu leisten. Um den Sturm zu beschwören, hob man die drückendsten Lasten auf. Nun war das Volk zwar für den Augenblick mit seinem Loose versöhnt; aber der Staat ohne Mittel des kräftigen Fortlebens.

Die Frage, woher Geld nehmen? beschäftigte alle guten Köpfe. Den gesunden Augen derselben konnten die prächtigen Paläste, Klöster und Stiftungen, die reichen Ländereien, Zehenden und Rechtsame der Priesterschaft unmöglich geheim bleiben. Man schätzte die Güter der französischen Geistlichkeit auf dreitausend Millionen Pfund Werthes. Schon weit früher war vorgeschlagen worden, das Vermögen der Kirche in Staatsgut zu verwandeln, und die Diener des Altars vom Staat aus zu besolden, wie andere Beamte. Der Vorschlag kam aufs neue, und fand im Gefühl der allgemeinen Noth größern Beifall, denn iemals. Er ward ausgeführt, und der Staat in der That damit gerettet.

Allein die Geistlichkeit war natürlich mit dieser Maaßregel nicht zufrieden. Sie kannte nur eine Kirche, aber kein Vaterland. Sie schrie über Kirchenräuberei, und forderte Rache. Ihr frommer Wunsch blieb eitel. Wo Alles sündigt, ist kein Richter, kein Rächer.

Digitized by Google

Eine Staatsverfassung, durch welche sie ihres alten Vorrangs und Reichthums verlustig gehen sollte, konnte sie unmöglich lieben. Sie begehrte nur ihr Recht. Und nie war wohl das bekannte Fiat justitia pereat mundus aufrichtiger und in buchstäblicherm Sinn genommen worden, als von ihr; mogte die Welt umkommen, nur ihr Recht nicht.

Trotz dem begehrte man von ihr den Eid; jenen Eid zur Verfassung, den sie, als leibliche Menschen, als Bürger, nicht als Priesterschaft schwören sollte. Man weiß, welches Sträuben es gab? Man weiß, welches Unheil und Blutvergiessen die eidscheuen Geistlichen im Lande bewirkten? Alle Ströme Blutes, welche die Vendee färbten, waren meistens Frucht ihres heiligen Eifers. Aber hunderte und tausende von ihnen hatten dafür auch den in unsern Zeiten seltenen Genuß, die Märtyrerkrone zu empfahen. Wer nicht nach derselben gelüstete, schwor.

Seitdem sind fünf und zwanzig Jahre verstrichen. Das Alte verging. Ein neues Priestergeschlecht betete seitdem an den französischen Altären. Es war zuletzt im weiten Umfang des ganzen Reichs kein Kirchsprengel, keine Pfarrei, in welcher nicht verfassungsmäßige, beeidigte Geistliche den Gottesdienst verwalteten. Plötzlich erfolgte mit der Rückkehr der Bourbonen der große Umschwung der Dinge. Und wie man seit Jahrzehenden rüstig vorwärts geschworen hatte, schwor die Priesterschaft nun wieder rückwärts.

Die Eide der französischen Priesterschaft, wie sie auf einander folgten, hier beisammen zu finden, ist nicht allein für die flüchtige Neugier, sondern auch in mancher andern Beziehung wichtig. Man weiß sehr gut, daß der Eid, welcher der Staatsverfassung geleistet werden mußte, fast alle Geistliche empörte; aber man hat nicht gehört, daß der Widerrufungseid Verstand, Gewissen und Gefühl auch nur eines einzigen merklich beleidigt hätte. Dies könnte wenigstens, als ein unläugbarer Beweis von der Göttlichkeit seines Inhalts, gelten. Auch wird man daraus erkennen: aus welchem Gesichtspunkt ein heutiger französischer Geistlicher Staat und Kirche betrachtet.

Also die Eide!

1.

Verfassungsmäßiger Priestereid vom Jahre 1791.

Ich schwöre und gelobe die mir anvertraute Heerde getreulich zu führen; dem Volke, dem Gesetze, dem Könige treu zu sein; aus allen meinen Kräften die Staatsverfassung zu handhaben, welche von der Reichsversammlung beschlossen, und vom Könige genehmigt worden ist.

2.

Eid aller Priester vom Jahr 1803, vor den Statthaltern und Unterstatthaltern, mit der Hand auf den heiligen Evangelien kneend abgelegt:

Ich gelobe und schwöre zu Gott auf seinem heiligen Evangelium, Gehorsam und Treue zu leisten der durch die Verfassung des französischen Freistaates angeordneten Regierung. Ich verspreche auch, kein Einverständniß zu unterhalten, keinem Rath beizuwohnen, keine Verbindung einzugehen, weder inner noch außer Landes, so der öffentlichen Ruhe zuwider sein könnte. Und wenn ich in Erfahrung bringe, daß in meinem Sprengel, oder anderswo irgend etwas dem Staate Schädliches angezettelt wird, werde ich es der Obrigkeit zu wissen thun.

Digitized by Google

3.

Widerruf des Eides, den einige (?) Priester (im Bisthum Straßburg) auf die sogenannte bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit geschworen haben. J. 1815

Es ist nur ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Ephes. 4, 5.

Im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Amen.

Ich bekenne von Herzen und öffentlich, daß ich auf dem Glauben und in der Einigkeit unserer heiligen Mutter der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, zu leben und zu sterben verlange: ich bekenne, daß dies die einzige wahre Kirche ist, die Jesus Christus gestiftet hat, die von dem heiligen Geiste regiert wird, und außer der es keine Seligkeit gibt: ich bekenne, daß diese Kirche nie irren kann; daß sie sowohl in allgemeinen Versammlungen, als auch ohne versammelt zu sein, in ihren Entscheidungen, die Glaubens- und Sittenlehre betreffend, untrüglich, unfehlbar ist; ich bekenne, daß sie in ihrem Unterrichte, in ihrer Verwaltung und in der allgemeinen Kirchenzucht von keiner weltlichen Macht abhängt: ich bekenne, daß der römische Papst als Nachfolger des heiligen Petrus, ihr sichtbares Oberhaupt, der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, der Hirt der Hirten und der Heerde ist, welcher nicht nur den Vorrang, einen Vorzug der Ehre, sondern auch eine wahre Obergewalt und Gerichtsbarkeit in der ganzen Kirche hat; ich bekenne, daß die Bischöfe einen Charakter und eine Gewalt haben, die den Priestern von dem zweiten Range nicht gegeben sind; ich bekenne, daß zwischen der geistlichen Weisung und der kanonischen Sendung ein wesentlicher Unterschied statt hat, und daß, wo die geistliche Gerichtsbarkeit erfordert wird, die erste nicht hinlänglich, sondern auch die zweite unumgänglich nothwendig ist; trid. Sess. 23, Con. 7.

Da nun die sogenannte bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit vom Jahr 1791, diesen Grundsätzen und Glaubenspunkten zuwider ist: so verwerfe und verdamme ich diese bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, so wie sie das sichtbare Oberhaupt, Papst Pius der Fünfte, und die rechtmäßigen mit ihm vereinigten Bischöfe, schon in den Jahren 1791 und 1792, als irrig, schismatisch und ketzerisch erklärt, verworfen und verdammt haben.

Demnach widerrufe ich den Eid und alles, was ich, dieser von der Kirche verdammten Verfassung gemäß, gesprochen, gelehrt oder gethan habe; und ich betheuere vor Gott dem Allmächtigen, daß ich mich den Entscheidungen und Aussprüchen der römisch-katholischen Kirche vollkommen und unbedingt unterwerfe: überzeugt, daß wer nicht mit ihr einsammelt, zerstreut; wer sich nicht an den Mittelpunkt hält, den der Herr gesetzt hat, vom Himmelreiche ausgeschlossen ist.

Dies ist das feierliche Bekenntniß, das ich hier ablege; dies sind meine aufrichtigen und hinführo unveränderlichen Gesinnungen; in diesen bin ich entschlossen zu leben, und somit das Aergerniß, das ich durch meine Verirrungen mag gegeben haben, zu verbessern. Ich beschwöre den Vater der Barmherzigkeit, mir dieselben zu verzeihen, und bitte unsere heilige Mutter, mich den Bannstrafen, in welche ich gefallen bin, zu entheben.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus England.

Kunde von Ithaka. — Einnahme der Londner und Pariſer Bühnen. — Einimpfung der Peſt.

— — Auch Ithaka oder Theaki, die Heimath des ſchlauen vielgewanderten Odüſſeus, iſt durch die napoleoniſchen Kriege wieder bekannter geworden. Der engliſche Arzt Harry Holland, beſuchte im Jahr 1812 und beſchrieb die Inſel in ſeiner voriges Jahr zu London herausgekommenen Reiſe zu den joniſchen Inſeln. Ithaka, ſagt er, iſt im Grunde nur eine kurze Kette von Kalkfelſen, die aus dem Meer heraufſteigt, kaum 60 engliſche Meilen lang. Das Eiland macht mit ſeinen Buchten und Bergſpitzeln, darunter der Stefano und Nerito die höchſten ſind, einen ganz artigen Anblick, iſt aber ſo rauh und dürftig, daß Cicero recht hatte, wenn er vom Odüſſeus ſagt, der habe ſein Vaterland geliebt non quia larga, sed quia sua. Doch wird auch noch von den Einwohnern mit etwas Wein und Oehl Ausfuhrhandel getrieben. Der Wein von Ithaka wird für den beſten der joniſchen Inſeln gehalten. Die Bevölkerung der ganzen Inſel, mit Inbegriff der Bewohner von Kalanco, Kaſto, Atako und andern kleinen Eilanden überſteigt kaum 8000 Seelen.

— — Im Dezember 1815 betrug die Einnahme der Pariſer Schaubühnen 426,000 Franks; die Einnahme von den beiden Londner Bühnen, einen Abend im Durchſchnitt zu 800 Pfund Sterling gerechnet, ohngefähr 20,000 Pf. Sterling.

— — Es wurde neulich in franzöſiſchen Blättern, bei Gelegenheit der morgenländiſchen Peſt und ihrer neuern Erſcheinung zu Konſtantinopel friſcherdings an die Möglichkeit ihrer Ausrottung oder doch Milderung, vermittelſt der Einimpfung erinnert. Aber man hat doch endlich der Erfahrungen dieſer Art genug, um den Werth der Peſteinimpfung höchſt zweifelhaft zu machen. Das bekannte Beiſpiel des Arztes Desgenettes, iſt zwar an ſich richtig. Aber Aſſalini, der von der franzöſiſchen Armee in Aegypten die Peſtkrankheit ſchilderte, bemerkt doch, daß Desgenettes ſich nur zwei leichte Richtungen mit einer in den Eiter der Beule eines Geneſenden getunkten Lanzette machte, was nur eine kleine Entzündung verurſachte. Auch iſt eine andere Thatſache von Guthrie in den edinburgiſchen medical commentaries bekannt gemacht, daß ſich Matthias Deggio, einer von den Wundärzten im Krankenhauſe zu Bucharest, während dort die Peſt in dem ruſſiſchen Heer große Verwüſtungen anrichtete, vermittelſt eines Lanzettenſtichs am Arm die Peſt glücklich einimpfte. Das Fieber trat den vierten Tag ein; er genaß und hatte von keiner Anſteckung zu leiden. Hingegen hat man eben ſo häufige Beiſpiele von entgegengeſetzter Wirkung dieſer Maaßregel.

So erzählt Wilſon in ſeiner Geſchichte des brittiſchen Zugs nach Aegypten, daß ſich Doctor Whyte, während der Peſt zu Roſette im J. 1802, dieſelbe, theils durch einen Lanzettenſtich am Arm, theils durch Einreiben des Peſteiters am Schenkel, einimpfte. Es geſchah am zweiten Jänner; den ſechſten bekam er das Fieber; den neunten gab er den Geiſt auf. — Noch ſchauderhafter iſt der von Sonnini in den Reiſen nach Griechenland und der Türkei erzählte Verſuch. Ein ruſſiſcher Wundarzt, zu Conſtantinopel kriegsgefangen, ſah die Peſt unter ſeinen mitgefangenen Landsleuten herrſchen, und kam auf den Gedanken, ſie ſich ſelber und allen übrigen künſtlich einzuimpfen. So gab er bei zweihundert Menſchen den Tod, und er ſelbſt ward das Opfer ſeiner Keckheit.

Aus der Schweiz.

Der Sommer von 1770 und 1816.

— Betagte Leute mögen ſich wohl noch der Theurung von dem Jahr 1770 und 1771 erinnern. Es war für ganz Deutſchland eine Zeit des Hungers und Wehklagens; nicht minder in der Schweiz. Die regneriſche Witterung vom Jahr 1770 hatte beinahe alle Früchte

Digitized by Google

des Feldes verdorben; viele wurden gar nicht reif und blieben ungeerndtet. Das Heu hatte keine nährende Kraft für das Vieh; das Obſt war nicht ganz ausgereift und wäſſerig. Die Kartoffeln wurden damals noch weit mehr für Nahrung des Viehs, als der Menſchen angeſehen, auch weit weniger angepflanzt, als in unſern Zeiten. Genug, lieſt man die Witterungsgeſchichte von 1770 und ihre Wirkungen, man glaubt die Witterungsgeſchichte des Jahrs 1816 zu leſen.

Herr Profeſſor Bohnenberger hat im Würtembergiſchen die Regentage in den Sommermonaten von beiden genannten Jahren verglichen; es fanden ſich der Regentage ihrer Anzahl nach folgende.

	Im Jahr 1770		Im Jahr 1816
Mai	19		20
Juni	14		15
Juli	23		24
Auguſt	11		19
September	24		17
Summe der Regentage	91		95

Nach Witterungsbeobachtungen, die im Jahr 1770 zu Zürich, und im Jahr 1816 zu Aarau in der Schweiz angeſtellt wurden, beide Städte liegen ohngefähr acht Wegſtunden von einander, war das Verhältniß der Regentage beider Jahre folgendes.

	Im Jahr 1770		Im Jahr 1816
April	16		18
Mai	20		23
Juni	19		21
Juli	24		28
Auguſt	13		18
September	27		19
Oktober	15		8
Summe der Regentage	134		137

Die Hungersnoth, welche das regneriſche Jahr 1770 begleitete, erhob ſich erſt im Winter und dem darauf folgenden Frühjahr. In der Schweiz war das Elend an vielen Orten über alle Beſchreibung groß, weil das Land am Getraide arm iſt, und Schwaben und Baiern ſelbſt daran Mangel litten. Die Zufuhr von Frankreich und Deutſchland war geſperrt. Man ließ aus Afrika über Marſeille viele Früchte kommen; aber dies minderte, wegen des ungeheuern Aufkaufs, die Preiſe nicht. Die Fracht dazu vertheuerte alles noch mehr. Von Cläven bis Chur ward für den Saum vier bis fünf Gulden Fracht über das Gebirg bezahlt. Die Baumwollenſpinnereien, damals zahlloſer Familien reicher Nahrungszweig, waren in Abnahme gekommen, und die Arbeiten äußerſt ſchlecht bezahlt. Die allgemeine Noth zu vergrößern, begingen die eidsgenöſſiſchen Regierungen jener Zeit den großen Irrthum, daß ſie gegen einander auf ſehr unbundesbrüderliche Art Ausfuhr aller Lebensmittel verboten. Glarus unterſagte ſogar eine Zeitlang den Verkauf von Molken, und beſchränkte den Verkauf von Vieh. Die ſo geängſtigten Menſchen nahmen zu vorher unbekannten Nahrungsmitteln Zuflucht. Sie aßen im Frühling junge Neſſeln, Spaltgras, guten Heinrich und andere Arten Feldkräuter. Viele kochten und backen nur Kleien. Die ſonſt dem Vieh hingeworfene Erdäpfel oder Kartoffeln wurden Leckerbiſſen. Man zahlte für ein Viertel derſelben einen Gulden und mehr.

Eine Folge dieſer Noth war vermehrter und verbeſſerter Anbau der Erde; allgemeinere Einführung der Kartoffeln, deren Werth man kennen gelernt hatte. Gebüſche wurden ausgereutet, Oeden urbar, leere Allmenden zu Aeckern vertheilt. So wie man jetzt an Urbarmachung der entſumpften Linthgegenden denkt, wurden damals die weitläuftigen Moorgegenden des Rheinthals, das große Bauried, das 2089 Juchart haltende Heinried vertheilt und in Aecker und Wieſen verwandelt.

Das Jahr 1771, welches dem vorangegangenen Regenjahr folgte, war ſehr fruchtbar und und geſegnet. Die Trockenheit und große Hitze des Mais that zwar dem Heu beträchtlichen Schaden, aber ward nachmals durch die Menge des Emds erſetzt. Nur die vom Schrecken verurſachte Furcht vor neuer Theuerung und Noth hielt noch im ganzen Jahr den Preiß des Getraides hoch.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 2.

1.

Der Zustand des europäischen Handels.

Abnahme der Bevölkerung. — Bedeutsamkeit der Auswanderungen nach Amerika. — Verlust des portugiesischen und spanischen Goldes und Silbers. — Uebermaas der Gewerbs- und Handelsleute. — Bevorstehende Gefahr allgemeiner Verarmung. — Ueber die Mittel dagegen.

In England Lärmen um Lärmen, selbst blutige Auftritte arbeitsloser Handwerker und Gewerbsleute in großen und kleinen Städten; — in Deutschland und in der Schweiz und in Italien zahlreiche Auswanderungen verdienstloser Menschen in andere Länder und Welttheile Klage über Verfall der Gewerbschaften und des Handels überall. Die Briten seufzen über schlechten Absatz ihrer Waaren; die Deutschen seufzen über die ungeheure Waarenverschleuderung der Briten, und daß sie den Alleinhandel an sich reißen, alle festländische Großgewerbe zerstören, sich alle Volker zinsbar machen. In Leipzig soll ein Zusammentritt von Gewerbsherren und Kaufleuten aller Gegenden Deutschlands und Helvetiens gehalten werden, um dem Bundestag in Frankfurt die allgemeine Klage, von zahlreichen Unterschriften begleitet, vorzutragen, und Mittel zur Abhülfe anzuzeigen. — Man hört ein verworrenes Geschrei von wider einander streitenden Stimmen. Die einen begehren bedingte, die andern unbedingte Handelsfreiheit: wieder andere wünschen sich Napoleons mailändische Beschlüsse zurück, oder daß die Mächte des festen Landes in freundschaftlichem Einverständniß gegen England das ausführen mögten, was Napoleon mit Gewalt der Waffen nicht erzielen konnte. Jeder spricht zu Gunsten seiner Werkstätte oder Bude, je nachdem ihm der britische Handel Nachtheil oder Vortheil bringt.

Ich mögte hier gar nicht untersuchen, auf wessen Seite das Recht liege? Ohne Zweifel haben sie alle Recht. Der Verfall der Gewerbe und des Handels ist erschütternd groß. Niemand läugnet es. Wie aber dem Uebel wehren? — Die Beantwortung dieser Frage ist für jeden Staatswirth von höchster Wichtigkeit. Um sie gründlich zu beantworten, muß der Grundquell des Uebels aufgedeckt werden.

Ist der Markt schlecht: so sind mehr Waaren, als Käufer vorhanden. Das Uebermaas der Waaren entsteht aber daher, daß entweder derselben mehr hervorgebracht und ausgestellt werden, als das Bedürfniß der Käufer begehrt, oder daß die Käufer zu arm sind, die Waaren zu kaufen, die ihnen wohl nöthig wären.

Digitized by Google

Eine andere Urſache vom Verfall der Gewerbe und des Handels gibt es nicht. Und ohne Schwierigkeit läßt ſich eben ſowohl nachweiſen, daß in Europa die Menge Käufer abgenommen, als daß die Zahl der Verkäufer zugenommen hat. Eins iſt ſo ſchlimm für den Handel, als das andere. Beides vereint, muß das Verderben des öffentlichen Gewerbverkehrs aufs höchſte ſteigern.

Woher nun die Verminderung der Käufer und des Waarenbedürfniſſes? Sie entſtand durch die Abnahme der Bevölkerung unſers Welttheils. Man hat kaum nöthig, Volkszählungen in allen Ländern anzuſtellen, und ſie mit denen, die vor dreiſſig Jahren gemacht wurden, zu vergleichen, um ſich von der Richtigkeit dieſer Thatſache zu überzeugen. Eine fünfundzwanzigjährige Reihe von mörderiſch geführten Kriegen der meiſten Staaten Europens, Kriege, in welchen mit ungeheuren Heermaſſen gegen ungeheure Heermaſſen zu Waſſer und zu Land gefochten ward, rafften eine außerordentliche Menge Volks hinweg. Eben ein großer Theil der geſündeſten, kräftigſten Männer ward in zahlloſen Schlachten das Opfer. Was das Schwert nicht fraß, kam in den Heerkrankenhäuſern und an Nervenfiebern um. Allerdings kann man ſich wohl damit tröſten, die Natur erſetze die Lücken der Bevölkerung ſchnell. Inzwiſchen muß man doch nicht vergeſſen, daß viele tauſend Töchter unvermält bleiben müſſen und nicht Mütter werden; nicht vergeſſen, daß an die Stelle der im beſten Lebensalter vom Kriege Hingewürgten nur Säuglinge und Kinder getreten ſind, die erſt nach einem und zwei Jahrzehenden brauchbare Männer werden können; nicht vergeſſen, daß eben auch das Stocken der Gewerbe wieder nachtheilig auf die Zunahme der Bevölkerung zurückwirkt, weil weniger Ehen geſchloſſen werden, indem ſich die Mittel anſtändigen Unterhalts verringern.

Die Zahl der Käufer nimmt nach Beendigung der Kriege fortdauernd auch durch die häufigen Auswanderungen nach Amerika ab. Dieſe wiederholen ſich jährlich, weil die Staatsbedürfniſſe, Auflagen und Steuern aller Art nicht aufhören, während der Stillſtand der Handelsgeſchäfte Tauſenden unmöglich macht, ſich und die Übrigen kümmerlich zu erhalten. Wen der hungernde Magen nicht aus Europa entfernt, den treibt ſein Geiſt hinweg, welcher ſich mit den neuen Zuſtänden der Reiche und den Grundſätzen der Thronen nicht vereinigen mag. Spanien und Frankreich, England, Irland, Italien haben eine ungezählte Menge ihrer trefflichſten Männer verloren, oder vielmehr von ſich ausgeſtoßen. Man ſage nun nicht, daß der, welchen der hungernde Magen in andere Welttheile zieht, auch in Europa keiner von den Käufern geweſen ſein würde. Nein, die eigentlichen Bettler bleiben bei uns zurück, weil ſie nicht ſo viel haben, die Koſten der langen Reiſe und einer erſten Anſiedelung jenſeits des Weltmeers zu beſtreiten. Dorthin wandert nur der aus, welcher ſo viel hat, daß er es noch kann. Und auch derjenige, welcher nur vom täglichen Fleiß ſeiner Hände bei uns lebt, gehört zu den Waarenkäufern. — Ich bitte meine Leſer die Maſſe der Auswandernden keineswegs für unbedeutender zu zu halten, als ſie iſt. Man darf nur die unglaublich ſchell anſchwellende Volksmenge der nordamerikaniſchen Freiſtaaten von Jahrzehend zu Jahrzehend bedenken. Zum Beiſpiel im Jahr 1790 betrug die Zahl der Einwohner in den vereinigten Staaten drei Millionen 76,118 Seelen; —

Digitized by Google

im Jahr 1800 betrug sie fünf Millionen 305,666; — im 1812 betrug sie sieben Millionen 239,903 Seelen. Welche Wunder auch der ennetatlantische Himmelsstrich hervorbringen möge: zu so schneller Vermehrung des menschlichen Geschlechts hätte er doch nicht Kraft genug, wenn ihn nicht unser europäischer Himmelsstrich sehr gefällig unterstützte. Man sage auch nicht, wenn jährlich 10,000 Personen nach Amerika wandern, diese Zahl sei im Verhältniß zur europäischen Bevölkerung von 180 Millionen klein. Die Auswanderungen kommen nicht aus Dalmatien und Lappland, sondern aus den angebautesten Ländern, wo man am meisten zu kaufen pflegt. Und zehntausend Käufer in einem Jahr weniger machen in einem Jahrzehend hunderttausend weniger, ungerechnet ihre Nachkommenschaft binnen zehn Jahren.

Nicht in Europa allein, auch in Amerika schwächte die Länge der Kriege die Anzahl der Käufer. Noch stehen Süd- und Nordamerika in vollen Flammen der Aufrühre und Bürgerkriege. Zufrieden mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln, mit Eisen und Pulver, will man dort Unabhängigkeit und Freiheit. Der Krieger im Felde vergißt den Marktplatz; die Frau daheim sammt den Kindern hat mit Bestreitung der ersten Nothwendigkeit, mit Abgaben und Einlagerungen durchziehender Heerhaufen überflüssige Arbeit und Noth.

Die Anzahl der Käufer hat folglich sehr auffallend abgenommen; und der größere Theil derer, die wohl noch vorhanden wären, und Käufer sein sollten, hat nicht mehr das Vermögen dazu. — Europa ist bestimmt ärmer geworden. Dazu wirkte der Krieg auf mannigfaltige Weise. Welche unzuberechnende Summen kosteten den Bewohner der Städte und Dörfer die Ernährung fremder und einheimischer Krieger, welche blos verzehrend, aber auf keine Weise den Volksreichthum mehrend waren! Wieviel ging durch Rohheit und Plünderungswuth der Soldaten, ohne Nutzen für sie selbst, verdorben und verloren! — Und welch ein erschreckliches Gemälde baaren Verlustes würde es sein, wenn man die Namen und Werthe aller Gebäude, Höfe, Weiler, Dörfer, Flecken und Städte vom Tajo an bis Moskau, von Calabrien bis Finland erführe, welche in den Greueln der Empörungen, Schlachten und Bürgerkriege zerschossen, oder in Schutt und Asche gelegt wurden! — Obdach aber ist dem Menschen nöthiger, als der größte Theil von den Erzeugnissen derer, die für Lebensgenuß und Schmuck und Bequemlichkeit arbeiten. Jene Verluste haben das Grundvermögen der Volker geschwächt. Sie müssen sich erst wieder die zerbrochenen Werkzeuge anschaffen, um Geld gewinnen zu können, entbehrlichere Waaren zu kaufen.

Daneben wollen doch die Fürsten nicht darben. Sie fahren fort Auflagen zu machen, Steuern, Zinse, Zölle u. s. w. zu fordern; ermahnen zur Sparsamkeit, ohne selbst immer zum Sparen geneigt zu sein. Sie sind an einen gewissen Aufwand gewöhnt, und verschwenden zuweilen in einer Woche soviel, als zum Emporbringen des zerrütteten Hauswesens von hundert Familien des Handwerkstandes und der Landleute hinreichen würde. Sie hören es auch daher ganz gern, wenn ihnen ihre Finanzminister und Hofmarschälle beweisen, daß ein fürstlicher Aufwand nicht wenig zum Flor des Landes beitrage; daß damit Geld im Umlauf gebracht, und eine große Menge von Künstlern und Handwerkern (eigentlich Dienern der Ueppigkeit),

Digitized by Google

Junkern, Lakaien, Jägern, Kammerdienern, Köchen, Vorreitern, Läufern, Wäschern und andern dergleichen Leuten in Nahrung gesetzt werde. Sie erfahren aber von Finanzministern und Hofkammerräthen schwerlich, daß man die arbeitsame, nützliche Volksklasse aussauge und an Kraft lähme, um mit Flittern behangene Nichtsthuer zu mästen; daß man einen guten Theil der Unterthanen für den nichtswürdigsten Prunk des Hofes aufopfere. So muß das Volk verarmen. Der Wohlstand der Völker aber, und nicht die Schwelgerei der Höflinge und einzelner Großwürdeträger belebt den Handel.

Mit allem jenen Unheil, welcher den Vermögensstock der Reiche geschwächt hat und fort und fort schwächt, verbindet sich noch der baare Verlust an Geld, welchen die Auswanderer verursachen. Wie schon gesagt: die Bettler bleiben uns zurück, und vergrößern nur die Abnahme des öffentlichen Wohlseins, weil sie lediglich daran zehren helfen, aber nichts hinzuschaffen. Die über das Weltmeer hinziehen mit ihren Familien, nehmen, was sie haben und retten wollen, mit sich. Die dadurch dem festen Lande entzogenen Summen sind sehr bedeutend, und befördern das Aufblühen des amerikanischen Anbaues und Gewerbfleißes. Es sind nicht blos verdienstlose Fabrikarbeiter, die der neuen und bessern Welt zuflüchten: auch Handwerker, auch Kaufleute, Gelehrte, kirchlicher oder bürgerlicher Meinungen willen zurückgesetzte Beamte, vermögliche, zuweilen reiche Leute, verabschiedete Offiziers, verabschiedete Fürsten sogar: — und welche Maasregeln ihr auch anwenden möget, beim Auswandern der Leute das Auswandern ihres Gutes zu verhindern: eure Gesetze dagegen sind eitel, und spielend zu umgehen, sowie, wer aus dem Leben gehen will, eure Gesetze gegen den Selbstmord und die Bestrafung desselben verspottet.

Inzwischen das Vermögen der Volker durch alle diese Umstände jährlich sichtbarer schwindet, versiegen die alten Goldquellen immer mehr, besonders die, welche bisher für Europa in Amerika flossen.

Don Juan, König von Portugal und Brasilien, denkt für den Augenblick an keine Heimkehr nach Europa. Das alte Mutterland wird nun ein bloß dienstbares Nebenland des Tochterstaates. Der Hof von Rio-Janeiro behält die Ausbeute seiner amerikanischen Bergwerke für sich jenseits des Meers zurück.

Die Menge des ehemals aus den portugiesischen Pflanzungen nach Europa gebrachten Goldes betrug, seit Aufschließung der brasilischen Bergwerke zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts:

1. An einregistrirtem Golde:	bis zum Jahr 1755 . . .	480,000,000 Piaster
	Von 1755 bis 1803 . . .	204,311,999 —
2. An nicht einregistrirtem Golde		171,000,000 —
	Zusammen:	855,311,999 Piaster

oder 4,491,375,000 französische Pfunde. Mit dem 27. Wintermonat 1807 entfloh das Haus Braganza über das Meer, und Brasilien ward von dem Tage an für Europa unfruchtbar. Im J. 1810 wurde der Werth alles in Brasilien vermünzten und verarbeiten Goldes auf 120 Millionen französische Pfund geschätzt. Was davon nach Europa kömmt, geht in die Hand der Briten.

Digitized by Google

Die spanischen Besitzungen in Amerika, seit Mexiko's und Peru's Aufständen, hören ebenfalls auf ihr Gold und Silber an die alte Welt zu spenden. Der Werth von diesen edeln Metallen, betrug, seit Eröffnung der dortigen Gold- und Silberbergwerke im sechszehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1803:

1. An einregistrirtem Gold und Silber
   Von Nord- und Südamerika 4,035,156,000 Piaster
2. An uneinregistrirtem . . . . . 816,000,000 —

Zusammen: 4,851,150,000 Piaster

oder 50,936,810,000 französische Pfund.

Wenn man auch dem vielerfahrnen Alexander von Humboldt zugeben muß: daß ein großer Theil des in Amerika ausgebeuteten Goldes und Silbers gar nicht nach Europa kömmt, sondern unmittelbar von da nach Afrika und Asien übergeht: so bleibt doch nach Abzug von allem auch nach Humboldts Schätzungen, eine Masse Goldes und Silbers übrig, deren jährlicher Betrag am Ende vorigen und zu Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts beinahe 80,000 Mark Goldes und beinahe vier Millionen Mark Silbers geschätzt ward. Soviel kam jährlich aus der neuen Welt nach Europa. Von dieser Masse, oder einer Summe von 43,500,000 Piastern, flossen aber alljährlich 25,500,000 wieder durch den russischen, levantischen und ostindischen Handel nach Asien ab. Nur etwa 18 Millionen bleiben zurück, die zu Geschirr aller Art, zu Münzen u. s. w. verbraucht wurden.

Die verminderte Zufuhr des Goldes und Silbers nach Europa hat keinen geringen Einfluß auf die Schwächung des Handelsverkehrs. Die gesammten Bergwerke Europens und des asiatischen Rußlands werfen heutiges Tages, nach guten Berechnungen, nicht viel über vier Millionen Piaster (oder einundzwanzig Millionen französische Pfund) ab. Und zählt man dazu auch noch die vier bis fünftausend Mark Goldes, welche aus dem Goldstaub der guineischen Küsten von Afrika jährlich zu uns gelangen mögen: so ist dies Alles auch vor den französischen Kriegen und den Empörungen Amerikas gewesen, neben der Einfuhr von dessen Gold und Silber. Hingegen die Bedürfnisse der Europäer, welche nur mit Erzeugnissen fremder Welttheile zu stillen sind, haben nicht abgenommen. Sie verlangen z. B. im Jahr 1817 eilfmal mehr Thee, als im Jahr 1717 gebraucht wurde.

Das baare Geld in unserm Welttheile, welches ehmals überhaupt zunahm, und dessen Vermehrung jährlich um eins vom Hundert hoch geschätzt ward, muß daher nothwendig in Abnahme sein. Und wenn man noch vor zehn Jahren die Gesammtsumme alles in Europa vorhandnen Geldes auf 1637 Millionen Piaster (oder 8,603,000,000 franz. Pfund) anschlagen konnte, also beinahe auf den Betrag von der Hälfte der britischen Staatsschuld: so ist nicht zu zweifeln, sie müsse seitdem beträchtlich geschwunden sein.

Was für den ganzen Welttheil gilt, gilt auch für Deutschland, Preußen und Helvetien. Mit dem Vermindern der Geldmasse im Allgemeinen, vermindert sich auch die Zahl der Käufer. Eine Reihe regnerischer Fehljahre, Mißwachs der Korn und Weinerndten, ungeheure Summen,

Digitized by Google

die für Brod nach der Küſten Afrika's und des ſchwarzen Meeres ausſtoſſen, trugen zur Mehrung des Verarmens der Käufer nicht wenig bei.

Dagegen iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, daß während der Käufer weniger geworden [redacted] die Anzahl der Verkäufer zugenommen habe.

Nach Herſtellung des neuen Gleichgewichts der Staaten im Hubertsburger Frieden vom Jahr 1763 war der Ruheſtand von Europa allgemein. Die Bewohner des Welttheils ſchritten ſtill im Beruf ihrer Väter einher; Ackerbau, Viehzucht und die unentbehrlichſten Gewerbe beſchäftigten die größere Menge; was das Wohlleben und die Ueppigkeit erfreut, nur noch die kleinere. Die Fürſten aber ermunterten zu Großgewerben und Handel; die Wiſſenſchaften blühten ſchneller auf; die Erweiterung der Kenntniſſe im Volk vermehrte die allgemeine Regſamkeit. Wer ein Pfund hatte, legte es an, um damit zu wuchern. Die Könige trachteten nach möglich größter Bevölkerung ihrer Lande, um anſehnlichere Heermaſſen aufbieten zu können. Dazu war die Anlegung von Fabriken und Manufakturen nothwendig. Allenthalben flogen wetteifernd Großgewerbe jeder Art auf in Seiden und Linnen, in Baumwollen- und Wollentüchern, für Tabak und Zucker, für Getränke, Arzneien, Farbeſtoffe, Metall-, Glas-, Porzellanwaaren u. ſ. w. Der Abfall der engliſchen Kolonien in Nordamerika von ihrem Mutterlande erhöhte das Streben des feſtländiſchen Kunſtfleißes in Europa um Vieles. So wuchs die Zahl der Verkäufer, doch nicht außer Verhältniß mit Zunahme der Käufer.

Die franzöſiſche Staatsumwälzung, mogten auch die aus ihr erwachſenden Kriege den Handel hin und wieder ſtören, verringerte doch die Menge der Gewerb- und Handelsluſtigen nicht. Vielmehr trug ſie zu deren Anhäufung nicht wenig bei. Eine bedeutende Anzahl Franzoſen zerſtreute ſich mit den Trümmern ihres Vermögens über Europa. Wer von ihnen nicht Waffen gegen das Vaterland, oder den Bettelſtab tragen mogte, legte ſich auf Handel und Gewerbe in Gegenden, wo dafür noch eine Lücke zu ſein ſchien. In Frankreich ſelbſt wurden die Kirchen- und Staatsgüter veräußert. Was vormals träger Mönche und Edelleute Gut geweſen, ward bald zum Eigenthum thätiger Landmänner und Städter. Die Klöſter verwandelten ſich in Fabriken. Jeder tichtete, ſchnell mit wohlfeil erworbenen Gütern größere zu gewinnen. Ein in der Flut und Ebbe der bürgerlichen Umwälzungen wechſelndes Heer von Beamten, von guten Gehalten und Erbeutungen ſchnell bereichert, ſann ſein Erworbenes im Handel und Verkehr zinsbar zu machen. Glücksſpitze aller Art, durch Raub und Diebſtahl bereicherte Heerpfleger, Hauptleute und Feldherrn, in Schlechtigkeit groß geworden, in Fülle und Genuß ihren Himmel findend, begannen wußten ſie nichts beſſeres, Handel und Wandel, um ihr ins Trockne gebrachtes Schäflein wohl zu hegen.

Zu dem allen kam endlich Napoleons kecker Gedanke, Englands Handel vom feſten Lande zu verbannen, das heißt, den Europäern faſt alle Erzeugniſſe fremder Welttheile entbehrlich zu machen. Anfangs erhob ſich dagegen allgemeines Geſchrei. Es ſchien ganz unmöglich, den Zucker und Tabak Weſtindiens, den Thee Chinas, den Kaffe der Levante, die Kunſterzeugniſſe Englands

Digitized by Google

entbehren zu können, ohne umkommen zu müssen. Dennoch starb Europa noch nicht aus. Nur England und die übrigen Welttheile verloren dabei; aber Europa behielt ungeheure Summen. Jetzt lehrte die Noth erfinderisch werden. Es war kein Land, in welchem nicht neue Fabriken errichtet wurden, oder ältere zum Theil schon abgelebte, sich nicht wieder verjüngten. Es konnte, bei der Menge der Käufer nicht genug Waare geschafft werden. Dies hielt ihren Preis hoch, ungeachtet sie selten der englischen oder nichteuropäischen an Werth gleich stand. Daher Theurung und Klage aller Orten, und Heimwünschung der Handelsverbindungen mit England; daher immer neuer Anwachs von Großgewerben und Unternehmern. Der öffentliche Waarenverkehr begann schon eine ganze neue Gestalt und Richtung anzunehmen, wobei freilich tausende verloren, aber hinwieder tausende gewannen. Selbst Viehzucht und Landbau erfuhren dabei wesentliche Veränderungen.

Es kam darauf an, ob England oder Europa diesen Zustand länger ertragen könne? Wäre es möglich gewesen, Europa zwanzig Jahre lang vereinzelt und in sich abgeschlossen, vom Seehandel getrennt, zu erhalten: der Anbau und Kunstfleiß würde zu einer wunderhaften Höhe gesteigert, aber Großbritanien in sich selbst und in den Abgrund seiner Schulden, unter den Trümmern seiner verödeten Staatseinrichtungen untergegangen zu sein. Daran zweifeln jetzt auch die stolzesten der Briten kaum.

Ein Paar nordische Nächte, dann die Schlachten bei Leipzig und Waterloo endeten Napoleons gemißbrauchte Herrschaft. Die verrückten Staaten traten in ihre alten Fugen zurück. Großbritanien schloß sich wieder an Europa und brachte seine jahrelange aufgehäuften Waarenvorräthe zu Markt. Es fand mit Erstaunen Nebenbuhler im Kunstfleiß und Verkehr, wo es ehmals keine gesehen hatte, und sich in mehrern Stücken gewerblicher Geschicklichkeit übertroffen, wo es vormals, als unerreichbares Muster, gegolten. Der Waaren und Verkäufer waren von allen Seiten nun zuviel, und der Käufer überall zu wenig geworden.

Das ist heut die Klage. — England ist zu früh im europäischen Verkehr wieder erschienen. Viele Fabriken des festen Landes, viele Handelshäuser wanken; andere stürzen zusammen. Der Waarenzug nimmt abermals neue Richtungen. Die Landwirthschaft muß neue Umänderungen leiden. Es entsteht Verwirrung und Noth aus der erschütternden, tiefgreifenden Umwälzung des Verkehrs. Der alte Zuwachs der Gold- und Silbermassen in Europa bleibt aus; aber unermeßliche Summen fließen durch die Hand der Briten wieder vom festen Lande hinweg, den andern Welttheilen zu, deren Erzeugnisse hier verzehrt werden. Rechnet man, daß ehemals die in Europa bleibende baare Summe Geldes durch die Einfuhr der Gold und Silberbarren von Mexiko, Peru, Buenos-Ayres, Neugrenada, Chili und Brasilien jährlich, nach Abzug alles dessen, was durch Handel mit andern Welttheilen, durch Geschirre, Geschmeide und Geflechten von den edeln Metallen verloren ging, jährlich um 15 Millionen Piaster, (oder 78,700,000 franz. Pfund) zunahm, und nun nicht mehr, oder in äußerst vermindertem Grade; berechnet man

Digitized by Google

hingegen jährlich, wie vormals, wieder, die Ausfuhr baaren Geldes nach Asien zu 25 bis 26 Millionen Piaster: so kann ohne Mühe jedermann die trostarmen Folgerungen für den künftigen Wohlstand des festen Landes daraus herleiten. Ich habe aber die Verhältnisse jener Summen und der übrigen, nicht mit leichtsinniger Willkühr, sondern nach den Forschungen und auf Thatsachen begründeten, scharfsinnigen Angaben Adam Smiths, Raynals, Nekkers und Humboldts bestimmt.

Am richtigsten über die bevorstehenden Verhältnisse des deutschen Gewerbs- und Handelsverkehrs zu urtheilen, muß die Lage der Dinge nothwendig aus diesem großen Gesichtspunkte, nicht aus der engbeschränkten Tiefe einzelner Gewerbs- und Handelsleute mit krämerischer Kleinklugheit gefaßt werden.

Man streitet für und wider allgemeine Handelsfreiheit, für und wider Beschränkung der Einfuhr britischer und übermeerischer Waaren. Man will dem deutschen Bundestag das Räthsel zu lösen geben, wie der sinkende Wohlstand wieder zu heben sei oder gar von ihm erwarten, daß er helfe? — Aber Maasregeln, nur von einem der europäischen Reiche ergriffen, können demselben, ohne Einklang mit der übrigen europäischen Welt, wenig frommen; man kann vielleicht einzelnen Fabriken und Handelshäusern nützliche Verordnungen machen, aber andere im Lande werden [illegible] der beeinträchtigt werden. Es wird dem Ganzen nicht geholfen sein, wenn man sich in untergeordneten einzelnen Theilen stickend verliert, und den Stand der Gesammtheit vergißt.

Das Kunststück, welches gemacht werden soll, besteht darin, das Gleichgewicht zwischen der Menge der Waaren und des Bedürfnisses derselben, oder des Vermögens, sie zu kaufen, herzustellen. Es muß also die Masse der Verkäufer auf dem Markt und ihrer Waaren vermindert, und die Menge der Käufer vermehrt werden.

Die Masse der Verkäufer und ihrer Waaren wird mit der Zeit von selbst abnehmen, weil sie bei ihrem dürftigen Verkehr größtentheils verderben müssen. Es ist nur die Frage: wer soll verderben? Der Bewohner des festen Landes, oder der Brite? Können sich die europäischen Fürsten nicht untereinander in Freundschaft zu derselben Maasregel gegen den englischen Handel vereinigen, welche Napoleon ihnen gewaltthätig aufzudringen versuchte; können sie nicht den britischen Waarenverkehr durch Sperrung ihrer Häfen, Bewachung ihrer Küsten, oder durch ungeheure Einfuhrgebühren vom festen Lande verdrängen! So werden die inländischen Handels- und Gewerbsleute verderben und die Engländer allein den Markt besetzen. Alle Staaten werden mehr oder weniger gegen England, Amerika und Asien einen ungeheuern Passivhandel führen; das Geld wird immer von Jahr zu Jahr seltner werden; man wird die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Brod, Bier, Wein, Fleisch, Holz, Stein, Taglohne u. s. w. in ungeheuern Preisen gegen ehmals zahlen, und Colonialwaaren, im Verhältniß zu vorigen Zeiten, um Spottgeld erhalten. Es konnte dann die Zeit kommen, daß man Napoleon Bonaparte's allzufrühen Sturz allgemein beklagte. Denn das Leben eines Despoten und Welt-Zwingherrn ist am Ende doch

Digitized by Google

nur ein kurzes Menſchendaſein; aber das Leben eines Staates, wie Großbritanniens, welches mit Mark und Kraft eines ganzen Welttheils genährt wird, dauert Jahrhunderte fort.

Billig iſt aber an jener freundlichen und ſtarkmüthigen Eintracht der Fürſten zu zweifeln, ungeachtet des heiligen Bundes. Denn die Bedürfniſſe der Staaten ſind unter ſich allzuverſchieden. Was der eine entbehren kann, fordert der andere. Theilweiſe Einfuhrverbote oder Einfuhrerſchwerungen werden daher zur Folge haben, daß zuletzt im Ganzen nichts oder wenig erſchwert und verboten wird. Ein Land wird mit dem andern im Schleichhandel wetteifern, und die Sittlichkeit der Völker damit noch mehr verſchlimmert werden.

Es giebt noch ein anderes, weit durchgreifenderes Mittel. Man wird es aber leider für ſo chimäriſch halten, wie das erſte. Die Fürſten haben ihren heiligen Bund geſchloſſen; auch die Völker ſollten einen ſchließen, und ſchwören, freiwillig allen fremden Waaren zur Stillung der Bedürfniſſe des Wohllebens zu entſagen, und ſich mit den im eignen Vaterlande erzeugten Dingen zu begnügen. Das wäre die wirkungsreichſte Maasregel, inländiſche Gewerbe emporzubringen, und das Ausſtrömen des Goldes und Silbers nach Aſien zu verhindern. Jeder Staat des feſten Landes tauſchte ſeinen Ueberfluß nur gegen den Ueberfluß des andern aus: aber Colonial- und engliſche Waaren blieben verſtoßen, wie verpeſtete Baumwollenballen, an den Ufern des Meeres liegen. Das wäre der ſchönſte Beweis hochherziger, allesüberwindender Vaterlandsliebe. Leider, lächelt jeder Leſer dazu, und zweifelt am Daſein deſſen, was er weder in ſich ſelbſt, noch am andern findet.

Die Menge der Verkäufer alſo zum Vortheil der feſtländiſchen Handels- und Gewerbsherrn zu verringern, wird ſchwerlich ausführbar ſein; ſtückweis und kraftlos verſucht werden, und im Ganzen eitel bleiben, bis die Noth aufs höchſte getrieben ſein wird, und ſich unter den hundert und achtzig Millionen Europens ein Scipio gegen England findet, der den Beinamen des Britannikers erwirbt. — Fehlt er: ſo wird die allesüberwindende Zeit Meiſterin werden; den britiſchen Koloß einſt in ſich zerfallen laſſen; Englands Herrſchaften und Pflanzſtätten in fremden Welttheilen von ihrem Mittelpunkt losreißen, ſelbſtſtändig machen oder unter andere Seemächte verſplittern; und ſo mit ebenmäßiger Vertheilung der Goldquellen, das Gleichgewicht des Handels in der Welt und des Wohlſtandes herſtellen. Doch müſſen wir der goldenen Zeit mit Geduld harren können!

Auf dieſem etwas langwierigem Wege wird das Uebermaas der Waaren und ihrer Feilbieter bald von ſelbſt in ein beſcheidenes Verhältniß zurücktreten. Gegenwärtig hört man freilich noch aller Enden klagen: „Alles will Kaufmann werden, handeln, fabriziren!“ In wenigen Jahren wird der Schreiber und Ladendiener Ellenſtecken und Zahlbuch mit Gewehr und Patrontaſche vertauſchen. Noch ſchreien die Meiſter: unſer Handwerk iſt allzu überſetzt. Jeder Fuſcher treibts; einer verdirbt dem andern den Verdienſt, weil jeder gelebt haben will! In wenigen Jahren wird man ſich nicht mehr ſo ſtark in die armſeligen Werkſtätten eindrängen, um Hunger leiden zu helfen. Der Landmann wird beneidenswerth heißen, und jeder, der ein Paar Zuchart Landes bauen kann, das beſte Theil erwählt haben. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn die

Digitized by Google

Fürſten früh anfingen, Heinrichs des Finklers Herrſchergedanken in umgekehrter Art zu nehmen und auszuführen, und ſtatt diejenigen, welche ſich in die Städte begeben, Handwerke lernen, Fabriken anlegen, mit Rechtſamen auszuſtatten, dieſelben denen zu gewähren, welche ſich mit Glück dem Landbau, Bergbau und der Viehzucht weihn. Wahrlich, Deutſchland hat der Oeden noch genug. Wir würden ein minder weichliches, kräftigeres, mannhafteres Volk, mit größerer Einfalt und Sittlichkeit empfahen.

Faſt eben ſo traurig ſind die Ausſichten, mehr Käufer, als bisher waren, auf den Markt zu führen. — Woher wollt ihr ſie nehmen?

Die fortwährenden Auswanderungen gelähmter Kaufleute, brodloſer Handwerker und rüſtiger Landleute geben keine große Hoffnung für Europa. Es ſind Tauſende auf den Schlachtfeldern umgekommen, und doch iſt für die Uebriggebliebenen nicht genug Nahrung oder Vermögen vorhanden, ſie zu erwerben. Denn der Druck der Abgaben dauert mit dem Aufwand der Staaten fort, als wären Handel und Wandel noch im reichſten Herbſt. So nimmt einer um den andern den Stab in die Hand und das, was er binnen wenigen Jahren dem Staat zahlen müßte, als Zehrpfennig in die Taſche, um Amerika zu erreichen. Sonſt zog man wegen des Goldes in die neue Welt; jetzt ſucht man das Eldorado nur des lieben Brodtes willen. Weil der Staat dieſes nicht allen ſeinen Bürgern zuſichern kann, da die bisherigen Erwerbsquellen verſiegen, kann er, ohne unmenſchlich zu ſein, und ohne ſein eignes Verderben zu beſchleunigen, die Auswanderungen nicht hindern. Hindert er ſie: ſo vergrößert er die Anzahl ſeiner Bettler und Hungerleider unfehlbar. Ohne große Noth verläßt niemand gern Heimath und Verwandte und altgewohnte, liebe Verhältniſſe.

Man hört nicht, daß die europäiſchen Bergwerke mehr Gold und Silber, als vorzeiten, liefern, um den Verluſt der amerikaniſchen Gold- und Silberbarren zu erſetzen. In dem Maaße ſich die edeln Metalle auf dem feſten Lande nothwendig durch den britiſchen Alleinhandel vermindern: ſchmilzt auch die Anzahl der Käufer auf immer geringere Menge ab. Die Briten ſelbſt werden dabei ſo viel leiden, als die Völker des feſten Landes. Indem ſich dieſe begnügen müſſen, einige Fabriken und Handwerker für den dringendſten Hausbedarf zu haben, übrigens vorzüglich dem Landbau anzugehören, verlieren die Engländer einen großen Theil der ehmaligen Kunden. Geben ihnen andere Welttheile keinen Erſatz für den verminderten Waarenverſchleiß in Europa: ſo ſteigen auch ſie wieder von ihrer glänzenden Höhe zur vormaligen Mittelmäßigkeit nieder. — Endlich bringt ſich mit dieſem Allen von ſelbſt ein gerechtes Ebenmaas zwiſchen Verkäufern und Käufern hervor, welches freilich nicht mehr das Alte ſein wird.

Am unbehaglichſten dürfte das neu eintretende Verhältniß glanzgewohnten Fürſten werden. Wo vormals die Rede von großen Unternehmungen war, wird nur von Sparſamkeit und Einſchränkungen die Rede ſein müſſen. Die gewohnten Steuern und Abgaben müſſen verringert

Digitized by Google

werden, wenn nicht des Volks noch mehr auswandern, oder aber verzweifeln soll. Denn was sonst viele, bei leichterm Erwerb, trugen, können nicht wenige, bei mäßigem Erwerb, tragen.

Der gegenwärtige Bruch bisheriger Handels- und Gewerbsverhältnisse; ihre eintretende Neugestaltung; der Einfluß dieser Erscheinungen auf Leben, Beschäftigungsart und Behaglichkeit ganzer Nationen, wie einzelner Familien, bereitet den europäischen Staaten unvermeidliche, große Verhängnisse neuer Art vor. Glaubet mir, es ist nicht blos die höhere Bildungsstufe, auf welcher die Völker gegenwärtig stehen, welche zur Besserung der Staatsverfassungen die Wünsche aller hinlenkt: nein, es ist das dunklere oder klarere Gefühl von bevorstehender Noth und fortschreitender Verarmung des Ganzen; es ist Naturschrei nicht nur moralischen, sondern auch physischen Bedürfnisses in der europäischen Menschheit, was man Stimme des Zeitgeistes zu nennen pflegt! Hier hilft kein Zögern, kein Sträuben, kein Drohen, kein Strafen. Die Natur will ihr Recht; sie leitet unser Geschlecht vorwärts auf der ewigen Bahn der Entwickelung, nicht nach Willkühr, sondern im abschüssigen Geleise der Nothwendigkeit. — Wie vom Instinkt geleitet, fordern die Völker Freiheit im häuslichen und bürgerlichen Verkehr, Denkfreiheit, Landstände, Ausgleichung des Kastenunterschiedes. — Das sind in der That Rettungsmittel für die Zukunft; nicht Wirkungen philosophischer Bücher, sondern des Dranges der Umstände; nicht Gelüste zu Staatsumwälzungen, sondern instinktmäßige Regungen, sie abzuwehren.

Sollen die Staaten den nothwendigen und erschütternden Wirkungen widerstehen, welche dem Umschwung des großen Handelsverkehrs und aller Verhältnisse zwischen Europa und den andern Welttheilen folgen müssen: so bleibt nur das eine, wahre Mittel zu ergreifen übrig: daß fortan die Regierungen nicht getrennt von den Völkern, sondern in ihnen leben; daß die Völker in ihren Regierungen leben; daß beide eins sind; nicht wie Herrn und Knechte, sondern wie Patriarchen und erwachsene Söhne und Enkel, in wechselsweiser Hochachtung, Liebe und Rathgebung.

Und der prophetische Schluß von dieser über den Zustand des europäischen Handels angestellten Betrachtung? Jeder Leser von einigem Klarsinn kann ihn leicht selbst ziehn: Was man wünscht, wird nicht geschehen. Die vereinzelten Reiche Europens sind durchaus zu ohnmächtig, die ehmaligen Weltverhältnisse herzustellen. Sie werden merklicher oder unmerklicher verarmen. Man wird mit Prämien und Ein- und Ausfuhrverboten hin und wieder flicken und bessern, und im Ganzen nichts am gewaltigen Gang der Dinge ändern. Einer wird, wie im Schiffbruch, auf die Schultern des andern steigen, ohne darum der Macht der Schicksalswogen zu entgehen.

Digitized by Google

Beluchiſtan.

Jedermann erinnert ſich noch des rieſenhaften Einfalls von Napoleon Bonaparte, (vorausgeſetzt, er hab ihn wirklich gehabt), mit einem Kriegsheer zu Lande in des macedoniſchen Alexanders Fußtapfen nach Oſtindien zu wandern. Der Argonautenzug unterblieb, war auch wohl nie im Ernſt gemeint, und die Briten behielten ihr goldenes Vließ.

Die Deutſchen ſchrieben damals viele gute Räthe, den kürzeſten und beſten Weg durch Aſien zu nehmen. Die Engländer hingegen, welche die Sache am nächſten betraf, ſchrieben wenig oder nichts; ſandten aber ſogleich unternehmende Männer in die unbekannten Gegenden Aſiens, durch welche Napoleon hätte ziehen müſſen, um den Beſuch in Bengalen zu machen. Dieſe Kundſchafter mußten die Natur der Länder und deren Vortheile und Nachtheile für einen europäiſchen Heerzug erforſchen. Herr Malcolm ging nach Perſien, Herr Elphinſtone in das oſtperſiſche oder afghaniſche Kabuliſtan, Herr Smith in das Land am Sind oder Indus, und die Herren Chriſtie und Pottinger in das unbekannte Beluchiſtan, welches ſeit den Zeiten des macedoniſchen Alexanders kein Europäer mehr beſuchte, oder beſchrieb. So gelangte die Welt durch ein bloßes Drohwort Napoleons zur Kenntniß von Ländern und Völkern, von denen ſie ſeit Jahrtauſenden nichts gewußt hatte.

Beluchiſtan gränzt nordwärts an Kabul und Seiſtan, ſüdwärts ans indiſche Meer, gegen Morgen an den Sind und Scherkapuhr, gegen Abend an die perſiſchen Landſchaften Kerman und Lariſtan; iſt ohngefähr hundert geographiſche Meilen lang und gegen ſiebenzig breit. Die Einwohner dieſes weiten Landſtrichs, den hohe, wilde Bergketten von den indiſchen Ebenen trennen, ſind fromme Bekenner Mohameds, und ihr Fürſt oder Kan wohnt in der Stadt Khelat, die auf dem Gebirg in einer Höhe von 8000 Schuh über dem Meere liegt.

Hauptmann Chriſtie und Statthalter Pottinger, beide im Dienſt der oſtindiſchen Geſellſchaft, verkleideten ſich als Pferdehändler, und reiſeten in das unbekannte Land. Aller Berge ungeachtet fließen ſie auf keinen Fluß; litten vielmehr oft Mangel an Waſſer und fanden meiſtens nur ſeichte Bäche, die von Zeit zu Zeit unter Regengüſſen anſchwellen. Landſtraßen fehlten ebenfalls; deren Stelle vertreten in dieſer Weltgegend gewöhnlich die ausgetrockneten Betten der Waldſtröme. Eben ſo mangelt es am Holz. Ausgenommen Geſträuche an den Ufern und Felswänden ſieht man nichts Waldartiges.

Die Beluchen, den Geſichtszügen nach vielleicht Abkömmlinge eines turkmanniſchen oder ſeldſchukiſchen Stamms, reden verdorbenes Perſiſch, und halten ſich ſelbſt für Kinder Arabiens und der erſten mohamedaniſchen Eroberer Perſiens. Die eigentlichen Urbewohner des Landes ſcheinen aber die Brähu's zu ſein, welche in kleinen Gemeinden zu höchſt in den Bergen wohnen, ihre eignen Häupter haben und ſich gar nicht mit den Beluchen vermiſchen. Noch giebt eine andere Gattung Einwohner, Dewers genannt, die das reinſte Perſiſch reden und Ackerbau treiben.

Digitized by Google

Sehr gut lassen sich bei den Beluchen drei Hauptstämme, oder Kasten unterscheiden. Die Náro's sind darunter der Krieger- oder Heldenstamm, Erzspitzbuben und Räuber vom Haus aus. Die Dörfer der Nachbarländer überfallen, plündern, verbrennen, die Heerden entführen, und sich mit der Beute auf den Kameelen wieder schnell davon machen; das ist ihnen das adlichste Gewerbe. Sie sind blutdürstig und grausam; aber gegen Fremdlinge, die zu ihren Dörfern kommen, die gastfreundlichsten Leute. Immer steht zum Empfang der Fremden in jeder Ortschaft ein Haus bereit; stets ein Teppich vor demselben ausgebreitet und der Ortsvorgesetzte oder Serdar hat nichts Angelegneres, als den Reisenden höflich zu empfangen und sich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Man spielt, man raucht Tabak, kaut Opium, besucht sich einander; ißt Kuchen, Reis, Datteln, Käse, Fleisch und trinkt frische oder saure Milch dazu.

Die Weiber, deren ein Mann soviel heurathet, als er ernähren kann, sind bei den Beluchen ganz artig; sie tragen ein blaues oder weißes grobbaumwollenes Hemd, dazu seidene oder baumwollene Langhosen, und wenn sie alt sind, um den Kopf ein Tuch gewunden, sonst das Haar anmuthig in einen Knoten geschürzt, nachdem es, wie ein Tuch um das Haupt gewickelt war. Oeffentlich dürfen sich diese Schönen nicht zeigen. Die Männer tragen sich ohngefähr eben so; auf dem Kopf eine seidene Mütze oder einen Turban von gewürfeltem oder blauem Baumwollenzeuge, und um den Leib eine Schärpe von ähnlichem Stoffe. Im Kriege führt der Held eine gewaltige Rüstung mit sich; eine Büchse mit Luntenschloß, einen Spieß, einen Degen, einen Dolch, einen Schild u. s. w. Die beluchischen Sklaven und Sklavinnen, auf Raubzügen gemachte Kriegsgefangene, werden sehr menschlich behandelt, Gliedern der Familie gleich.

Durchaus nicht so wild und roh sind die Bráhu's, doch herzhaft, thätig, arbeitsam; meistens Hirten, klein, untersetzt, stämmigt; haben mehr runde Gesichter, wie die Beluchen mehr langköpfigt sind; leben auch nicht, wie diese, von ihren Frauen abgesondert.

Der Kan zu Khelat ist Oberrichter und Kriegshaupt. Die Herren Christie und Pottinger schätzen in ihrer Reisebeschreibung (Travels in Beloochistan and Sinde. London 1816.) seine Einkünfte auf 350,000 Rupien oder 43,700 Pf. Sterl. — Er behauptet ein Kriegsheer von 120,000 Mann zu besitzen; einem seiner fürstlichen Nachbarn gab er sogar einmal in morgenländischer Hochtrabenheit die Menge von 250,000 Mann an. Wenn man aber die unermeßlichen Sümpfe, die weiten Wüsten, die rauhen Berge, die seltnen Dörfer oder Städte seines Landes sieht: so sollte man meinen, er habe Noth, fünfzig bis sechszigtausend Krieger aufzubringen.

Wie jedes Dorf seinen Vorsteher, so hat ein ganzer Bezirk oder ein großer Gau wiederum sein Oberhaupt, oder Jám, das den Kans-Namen führt. Gewöhnlich ist das größte Dorf der Wohnsitz des Kans, und drum ganz oder auch nur zum Theil mit schlechten Erdenwällen umgeben. So fanden unsere Reisenden, als sie im Jänner 1810 in der Hafenbucht des indischen Dorfes Sonmini (sie scheint der Beschreibung Arrians nach Alexanders Hafen gewesen zu sein, wo sich Nearchos Flotte sammelte) gelandet hatten, im Innern des Landes die Stadt Bela, mit ohngefähr 2000 Häusern; tiefer hinein die Stadt Kosdar mit ohngefähr 500 Wohnungen in einem Thale, welches Mandeln, Trauben, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche u. s. w.

Digitized by Google

in den Gärten der Einwohner hervorbringt. Endlich erreichten sie auch Kbelat, oder die Stadt. Sie liegt in einem wohlangebauten engen Thal, das etwa drei englische Meilen breit, acht Meilen lang, und fast ganz mit Gärten angefüllt ist. Kbelat ist auf drei Seiten mit Mauern umgeben, durch welche drei Thore führen. An der vierten Seite steigt eine schroffe Felswand auf; droben liegt der Pallast des Mahmud-Kan, des Hauptes von Kbelat, des Fürsten von Beluchistan. Innerhalb der Stadtmauern mögen ohngefähr 2500, außerhalb derselben etwa 1400 Häuser stehen. Die Straßen sind breit; auf den Seiten für Fußgänger bequem gemacht; in der Mitte von einem bedeckten Kunstgraben durchflossen, der alle Unreinigkeiten abführt. Fleisch, Gemüse, und andere Lebensmittel findet man täglich frisch in billigem Preis feilgeboten. Die Stadt liegt hoch im Gebirg, wie schon früher gemeldet worden; daher ist der Winter ziemlich rauh. Nach den Beschreibungen der Engländer muß im Hornung die Kälte selbst zur Mittagszeit gegen 10 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt gewesen sein.

Von Kbelat nahmen die Wandrer, überall gastfreundlich genug empfangen, ihre Richtung gen Kandahar durch wilde Bergschlünde, und weitläuftige Einöden. Das Land besser zu erkundschaften, trennten sie sich, und nahmen verschiedene Wege. Pottinger, der gegen die Abendgränzen Beluchistans reisete, mußte durch eine ungeheure kahle Sandwüste, mit Steppenland abwechselnd, pilgern. Er schätzte die Wüste 300 engl. Meilen lang, 200 Meilen breit. Am Ende der Wüste kam er in das enge, liebliche Thal Mukran zum Dorf Kullugan. Hier ist ein kleiner, häßlicher, aber kräftiger Menschenschlag; ein wildes räuberisches Volk. Je weiter der Wanderer vordrang, je reicher fand er das Land wieder bevölkert, zum Theil auch besser angebaut. So kam er nach Persien, durch Kerman, Schiras nach Ispahan, wo er den Herrn Christie wiederfand.

So schätzbar diese Entdeckungsreise immerhin sein mag, muß man doch bedauern, daß sie von Männern angestellt wurde, die ohne die nöthigen wissenschaftlichen Kenntniße und Werkzeuge sich auf den Weg machten. Das ist fast immer der Fall bei den Briten. Sie haben nur ihren Handel im Auge; die Erweiterung der Wissenschaften kömmt selten in Anschlag. Welche Entdeckungen hätten hier Männer wie die Humbolds, die Forster, die Seetzen in den unbekannten Gefilden machen können! Wie dürftig ist noch alles, was Pottinger zu erzählen weiß! Wie viel hätte die Welt durch Alexander Makenzies kühnen Zug im nördlichsten Amerika, oder durch des unwissenden Mungo Park Reisen erfahren können! Wie gering war im Ganzen die Ausbeute von allen ihren Anstrengungen! Rg.

Des sächsischen Weinbaus Vorzeit und Gegenwart.

Der sächsische Weinbau ist nun fast tausend Jahre alt, denn die ersten Spuren davon finden sich im zehnten und eilften Jahrhundert. Auch muß er stets ein ganz gutes Glas geliefert haben,

Digitized by Google

denn die Geistlichkeit des Mittelalters, welcher Kenntniß in diesem Fache gewiß nicht abzusprechen ist, legte sich mit großem Eifer auf den Weinbau selbst, sondern empfahl ihn auch den Laien, damit es ja nicht an Weinzinsen, Weinschenkungen u. s. w. fehle.

Zu Luthers Zeiten schienen die Meisner Bischöfe nicht selten gar tief ins Meisner Glas gesehen zu haben; denn als z. B. jener große Reformator über die bekannte Predigt vom heiligen Abendmal mit dem Meisner Bischof Johann VII. besonders mit dessen Offizial zu Stolpen, in offne Fehde gerieth, schrieb er unter andern 1519 dem Offizial: „Er solle auf ein andermal zu nüchtern Morgen Zeddul schreiben, ehe er noch des Weines von Köthber*) zuviel genossen, auf daß nicht Noth sei, zu argwöhnen, er habe sein Gehirn zu Köthber verloren, daß er selbst nicht wisse, was er sage."

Etwa fünfzig Jahre später schickte der Kursächsische Hof alle Jahre ganze Fuder Meisner Wein an fremde Höfe als einen erquickenden Tischtrunk. So erhielt z. B. der braunschweiger Hof allemal im Herbst sechs Fuder solchen Weines aus Dresden, und schenkte dafür wieder sechs Fuder Einbecker Bier.

Noch später, am Ende des siebenzehnten und bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ehrten die sächsischen Regenten den vaterländischen Weinbau fast jährlich durch große Weinlesefeste, und die wohlhabenden Unterthanen bewiesen ihre Anhänglichkeit für die vaterländischen Reben unter andern dadurch, daß sie auf der fünf Meilen langen Weinbergkette von der Meisner bis zur Pillnitzer Gegend so viele und so herrliche Landhäuser bauten, daß jene ganze Bergpflege, nach der Bemerkung eines englischen Reisenden, fast einer einzigen ungeheuern Bergstadt gleicht. —

Und doch ist jetzt der Weinbau, dieser herrliche Zweig der ökonomischen Industrie, in Sachsen dem gänzlichen Verderben nahe, wenn nicht bald ein milder Himmel Bergherren und Winzer durch reichlichere Weinerndten wieder ermuntert.

Seit dem letzten großen jedem Bergbesitzer unvergeßlichen Weinjahr 1783 wo die Stöcke in Quantität und Qualität sich gleichsam erschöpft zu haben scheinen, hat es nämlich fast nur Mittelerndten, wie 1790. 1797 und 1798 größtentheils aber schlechte Erndten und nicht selten Jahre gegeben, wo auch nicht ein einziges Faß trinkbaren Weins erbeutet worden ist. Kein Wunder also, wenn eine Menge Weinberge ganz vernachlässigt und viel Weingärten in Korn- und Erdäpfelfelder verwandelt worden sind.

Ein traurigeres Weinjahr aber als das heurige dürfte in den Annalen von sächsischer Weinkultur wohl fast nicht zu finden sein. Die meisten Berge haben nicht eine einzige reife Traube gegeben; in manchen sind nicht einmal Weinbeeren zu sehen gewesen, und manche der größten Berge von vorzüglich guter Lage, wo allenfalls noch einige Lesehoffnung sich zeigte, sind nicht soviel Kannen Most als sonst Fässer erbeutet worden.

---

*) Ein Flecken unfern Dresden, Kötzschenbrode jetzt genannt, wo besonders guter Wein wächst.

Digitized by Google

An fröhliche Weinlesen war also natürlich nicht zu denken. Und doch ward eine solche von einem Bergherrn, der nicht zehn reife Trauben erndete, auf eine ganz eigne Art gehalten.

Der wackere Mann hatte nämlich während einer schweren Krankheit im Frühjahre, seinen Winzern und Freunden, wenn er genesen sollte, ein recht frohes Weinlesefest versprochen und wenn er auch nur ein Dutzend Trauben erndten sollte. Der Herr des Bergs genas, der Berg aber ward krank, so krank durch die entsetzlich schlechte Witterung, daß an eine Weinlese nicht zu denken war. Ein Dutzend reife Trauben ließ sich indeß doch auffinden, vielleicht auch etwas mehr. Um also sein gegebenes Wort zu halten, lud der Bergherr Freunde und Bekannte zu einer fröhlichen Weinlese. Anfangs hielt man die Einladung für Spott. Allein sie ward so ernstlich wiederholt, daß man sich schon einstellen mußte; und dies geschah denn auch männiglich in der Meinung, daß der Berg doch noch eine bessere Erndte gegeben haben müsse, als man befürchtet.

So war es nun freilich nicht, denn der Berg gab nicht mehr, als eine halbe Butte genießbarer Trauben, und doch fehlte es nicht an einer fröhlichen Weinlese. Der Bergherr hatte nämlich in der Stadt reife Trauben gekauft, soviel sich nur von den Weingeländen der Gärten aufbringen ließen, und jene recht natürlich an die ersten fünfzig bis sechszig Stöcke seines Berges binden lassen, daß es fast schien, als habe die Natur ihren Bergsegen mit üppiger Hand zu spenden angefangen und dann auf einmal im Segen innegehalten.

Dorthin nun führte der ehrliche Worthalter seine Gäste und ermunterte sie zur fröhlichen Lese. Man staunte — kam aber bald hinter die Wahrheit und — die kleine künstliche Weinlese veranlaßte mehr Freude und Scherz, als so manche bessere Zeiten, wo der Berg den Herrn, aber nicht der Herr dem Berg beschenkt hatte.

Dergleichen originelle Weinlese ist gewiß in all den Jahrhunderten nicht gehalten worden, seitdem die erste Rebe vom Rhein auf die Bergländer der Elbe verpflanzt ward — wird auch wohl so leicht nie wieder gehalten werden in der kommenden Zeit. Kein Wunder wenn die Weinbauern der umliegenden Gegend die künstliche Lese für Frevel und Spott erklörten, den der Geber alles Bergsegens nicht ungestraft bleiben lassen werde. — Welch Weinberglous kann aber härter sein, als wenn seit mehreren Jahrzehenden schon kein Bergsegen, wie ehedem erfolgte — wenn besonders, wie in diesem Jahre, fast keine Traube reift und ein grosser Theil der Rebenstücke erfriert? — Der Bergfluch muß also gleichsam pränumerando der scherzhaften Weinlese vorangegangen sein.

Wenn im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nur einige magere Weinlesen einander folgten, ermangelten die sächsischen Prediger nicht, dies von den Kanzeln herab als eine gerechte Strafe des Himmels zu erklären, dafür, daß man zuviel ausländischen Wein trinke und den vaterländischen Becher verachte — man trank nämlich besonders Rheinwein und Malvasier, als damals die wohlfeilsten fremden Weine — und doch war damals und blieb der vaterländische Becher, bis vor etwa dreißig Jahren — die Keller reicher und vornehmer Schlemmer abgerechnet — in den meisten Kellern noch immer so in Ehren, daß bei den größten

Digitized by Google

Ehrengelagen nur Meisner oder sogenannten Landwein kredenzt wird. — Was für Strafpredigten mußten aber jetzt von den Kanzeln erschallen, wenn damit etwas ausgerichtet wäre — jetzt, wo der vaterländische Wein auf keiner modernen oder vornehmen Tafel, ja selbst auf der des Bürgers nicht mehr mit Ehren erscheinen kann — wo man ihn nur achtet, wenn er ausgeführt, in fernen Weinfabriken verfälscht und ihn mit ausländischen Namen getauft wieder in unsere Keller geschafft worden ist.

Der feine Jüngler, durch rheinisches und burgundisches Rebenblut verwöhnt, entschuldigt sich damit, daß der vaterländische Wein auch gar nicht mehr genießbar sei. — Der vaterländische Himmel aber scheint sich der heimischen Rebe nicht mehr annehmen zu wollen, seitdem er bemerkt, daß die fremde den Vorrang behauptet. — Was Wunder, wenn dann die Industrie endlich sich ins Mittel schlägt und einen Wein ohne Wein erfindet, welche die ausländische, wie die vaterländische Rebe wenn auch nicht entbehrlich macht, doch beiden sich an die Seite zu stellen versucht.

Dies ist jetzt in Dresden durch einen dasigen Staatsdiener den geheimen Kriegsregistrator Krägen geschehen, welcher seit Jahren schon die Chemie, als Steckenpferd betrieben hat, und nun auf dem chemischen Wege, aus Erdäpfel mehrere Sorten Weine, von den sogenannten sauren bis zu den süßen verfertigt, welche in Farbe, Geschmack und Geruch den natürlichen ganz nahe kommen. Der Erfinder ist dabei von der eben so einfachen als unverwerflichen Idee ausgegangen: daß so gut wie der Wein in seine Bestandtheile chemisch aufgelöst werden könne, auch eine Zusammensetzung oder gleichsam Weinschöpfung auf demselben Wege möglich sein müsse — und der Erfolg hat diese Idee gerechtfertigt.

Von dem Könige, welchem der geniale Weinkünstler Proben seines Fabrikats hat überreichen lassen, ist demselben nach vorgängiger Prüfung von Seiten der Gesundheits-Polizeibehörde, nicht nur eine Gratifikation bewilligt, sondern auch die Erlaubniß zur Fabrikation im Großen ertheilt worden, welche nun bereits im Gange ist.

Dieser künstliche Wein hat seine Most- und Brauszeit so gut, wie der natürliche, und gewinnt, gleich letzterm, durch längere Liegezeit. Das wohlthätig Charakteristische desselben aber, als eines chemischen Fabrikats, liegt besonders darin, daß er aus einem Produkte gefertigt wird, welches überall in Menge zu haben ist — und daß es deshalb ungemein wohlfeil verkauft werden kann.

So gut also, wie unsere Pharmazeuten die Wasser von Karlsbad, Spaa, Pyrmont, Eger u. s. w. nachzuahmen gelehrt haben, werden wir künftig die Surrogate der Reben von Würzburg, vom Rhein, von Malaga u. s. w. in unsern Erdäpfelfeldern finden.

Dresden. A. A.

Mawe's Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand Brasiliens

Ein Land, dessen Innres völlig unbekannt geblieben, seit es von Christoph Colombs Reisegefährten Vinzenz Yanez Pinçon im Jahr 1499 zum erstenmal gesehen worden war; ein Land welches zwei Fünftel des gesammten Südamerika's einnimmt, indem es über 500 Wegstunden in der Länge, über 300 in der Breite hat: ein Land so reich an Gold und Diamanten, wie Brasilien, wohin ein europäischer König seinen Thron verpflanzt hat, verdient allerdings unsere Aufmerksamkeit gegenwärtig um so mehr, da es zu Europa in ganz neue Verhältnisse tritt, und allen Fremdlingen zu ihrer Niederlassung aufgeschlossen ist. — Raum genug ist für diese offen; die Bevölkerung noch gering, so fruchtbar auch der Boden ist. Der Himmelsstrich, welcher alle Vortheile des heißen und gemäßigten Erdgürtels verbindet, begünstigt das Gedeihen des Zuckers, Kaffees und der Baumwolle und vieler andern im Handel wichtigen Gegenstände. Alle Pflanzengattungen, die zur menschlichen Nahrung dienen können, erzeugt der angebaute Boden. Ungeheure Waldungen, voll der köstlichsten Holzarten, bedecken noch ganze Provinzen des Innern. Zahlreiche Flüsse und Bäche durchströmen das Land und begünstigen den Verkehr. Wenn dieses Reich nicht bevölkerter ist, ruht die Schuld auf der rasenden Verwüstungssucht der ersten europäischen Ansiedler, und der mehrhundertjährigen elenden Verwaltungsart der Portugisen-Vorrechte von Begünstigten, Alleinhandel, Pächter, Aus- und Einfuhrverbote, unerschwingliche Abgaben, schlechte Gerechtigkeitspflege und Willkührlichkeiten aller Art verbitterten den Einwohnern das Leben. Brasilien würde heut vielleicht so gut, als das spanische Amerika in Aufruhr stehen, hätte der König von Portugal nicht seinen Sitz zu Lissabon mit Rio-Janeiro vertauscht.

Seit König Juans Ankunft hat die Bevölkerung beträchtlich zugenommen. Bei der Zählung im Jahr 1798 betrug sie drei Millionen Einwohner; im Jahr 1812 schon bei vier Millionen, worunter sich 1,500,000 Schwarze befanden. Brasiliens Goldreichthum ist uns schon durch den gelehrten Humbold bekannter geworden, der den jährlichen Ertrag der Bergwerke auf 22,890,000 französische Pfund Werthes anschlägt.

Im Jahr 1816 machte John Mawe, ein englischer Gelehrter und guter Steinkundiger, seine Reise ins Innere von Brasilien bekannt, auf welcher er von dem nun verstorbenen portugiesischen Minister Linares jede Unterstützung empfing. Vormals war jedem Fremden der Besuch vom Innern des Landes verboten.

Mawe begab sich von Monte-Video nach Brasilien. Monte-Video liegt in einer angenehmen, doch wenig angebauten Landschaft, die Häuser haben meistens nur ein Stockwerk und wenig Bequemlichkeit. Mit einem kleinen portugiesischen Schiff fuhr Mawe am 11. Herbstmonat 1807 vom Plataſtrom ab; an der Insel St. Katharina vorüber, die sich ohnweit dem festen Lande mit ihrem kegelförmigen Felsen erhob. Hier ist schon alles portugiesisch; die Stadt St. Antonio sehr anmuthig gelegen, mit 5 — 6000 Einwohner. So fruchtbar auch die hügelreiche,

Digitized by Google

mit dem schönſten Grün bekleideten Inſel iſt, wo Reiß, Maniok, ſehr guter Kaffee und vielleicht die ſchönſten Orangen in der Welt wachſen, bedeutet doch der hieſige Handel nicht viel. Meiſtens laſſen ſich hier reiche Kaufleute nieder, die ſich in Ruhe ſetzen wollen. Daher ſind die Häuſer der Stadt und die Landhäuſer ſehr niedlich gebaut, zwei Stock hoch. Die Luft iſt rein, heiter, gemäßigt warm. Colibris, Papageien, Kraniche u. ſ. w. ſind häufig; desgleichen auch Affen, Armadille und Schlangen verſchiedener Art, von welchen eine ungemein ſchön iſt. Die ganze Inſel iſt in vier Pfarreien getheilt Noſſa Senhora de Dereito, San Antonio, Lagano und Riberon. Die feuchten Stellen der Inſel kommen dem Anbau des Reiſes zu Statten. Orangen und viele Palmen tragen nicht wenig zur Verſchönerung der Gegenden bei. Bei dem allen iſt das Land ſehr wohlfeil; es ſcheint an Geld zu fehlen.

Von St. Katharina ging die Fahrt nach Santos, welches einen guten Hafen, und ungeachtet der nicht allzugeſunden Luft, viele Einwohner hat, meiſtens Kaufleute. Die Gegend herum iſt waldig, feucht, regneriſch; die Stadt aber gut gebaut. Sie iſt eigentlich der Hafen vom St. Paolo, acht Stunden tiefer im Land gelegen, von wo alle Tage mehrere hundert Maulefel mit Erzeugniſſen der Provinz nach Santos kommen. Es führt von hier ein gepflaſterter enger Weg, ſteil ins Gebirg, zwiſchen Wäldern neben Abgründen und Waſſerfällen, hinauf. Die Maulefel haben drei Stunden zu ſteigen. Faſt alle Neger hatten in dieſer Berggegend Kröpfe.

San Paolo liegt auf der Gebirgshöhe in ſchöner Ebene auf einer leichten Erhöhung, zwiſchen Wieſen und Bächer Die Stadt iſt von den Jeſuiten gegründet; ſchön gebaut; ſauber; in allen Straßen mit breiten, eiſenſchüſſigen Sandſteinen gepflaſtert. Dieſe Steine enthalten Gold. Nach ſtarken Regengüſſen ſpülen ſich feine Theilchen dieſes Metalls los vom Straßenpflaſter, die dann von den armen Leuten ſorgſam aufgeleſen werden. In der Stadt ſind acht Kirchen und fünf Klöſter. Die Zahl der Einwohner beträgt zwiſchen 15 und 20,000. Sie lebten vormals meiſtens vom Goldwaſchen; nun das Metall ſeltner geworden, meiſtens vom ergiebigen Land- und Gartenbau. Der Maniok, deſſen Wurzel ſtatt Brodes dient, (die Portugieſen eſſen ihn gebraten und gekocht) braucht hier achtzehn bis zwanzig Monden zur Reife; und eine Pflanze gibt ſechs bis acht Pfund Wurzel. Der Rieinusſtrauch in den Gärten, der ſchon im erſten Jahr Früchte trägt, liefert aus ihnen ſo viel Oel, daß man gar kein andres brennt. In den Wäldern iſt der Jaracanda oder das ſogenannte Roſenholz, ſehr gemein.

Ohnweit San Paolo ſind die Waſchwerke von Jaragua, ſeit zwei Jahrhunderten berühmt durch die unermeßlichen Schätze, welche ſie gaben. Ein Lager von Geſchieben und Sand ruht auf Granit; in dieſem aufgeſchwemmten Lager liegen die Goldkörner zerſtreut; oft auf begrünten Hügeln unter den Wurzeln der Gräſer. Kann man Waſſer von der Höhe fließen machen, ſo zieht man Furchen im goldhaltigen Grien, läßt das Waſſer hineinlaufen, während die Neger es mit dem Sand und der Erde zu Brei umrühren, der in einen unterhalb angelegten Graben abfließt. Das Gold ſetzt ſich vermöge ſeiner Schwere zu Boden. Man wäſcht dann den Bodenſatz in Sieben, der Bodenſatz iſt ein ſchwerer, ſchwarzer Sand (nach Maves Beſchreibung ſcheint es das chromſaure Eiſen zu ſein, welches den Goldſand der Aar in der Schweiz begleitet.) Die

Digitized by Google

leichtern Goldblättchen ſchwimmen oben auf; die ſchweren Körner, oft Erbſengroß, ſind auf dem Grund.

Beim Karnaval iſt in San Paolo eine wunderliche Sitte. Künſtliche Citronen oder Orangen, von Wachs gemacht, von innen mit wohlriechenden Waſſern gefüllt, werden in ungeheurer Menge verfertigt und verkauft. In den zwei letzten Faſchingstagen beluſtigen ſich Herrn und Frauenzimmer damit, ſich dieſelben einander anzuwerfen. Gewöhnlich fangen die letzten das Spiel an; die Herrn erwiedern es lebhaft. Sind endlich einige Dutzend dieſer Früchte geſchleudert, ſo trieft jede Perſon von Waſſer, als käme ſie aus dem Bad.

Da Nachricht kam, das Königsgeſchlecht von Braganza habe Liſſabon verlaſſen um ſich nach Braſilien zu begeben, ließ der Biſchof von San Paolo öffentliche Gebete für die königliche Familie und das Heil des neuen braſiliſchen Reichs begehen.

Mawe reiſete von San Paolo und Santos in einer Piroge längs der Küſte nach Zapitiva. Die Stadt St. Sebaſtian, die er unterwegs ſah, iſt elend; von 3—4000 armen, faulen Einwohnern bevölkert, welche meiſtens von Fiſchen leben. Von Zapitiva, einem ſchlechten Dorf, machte er den Weg zu Lande nach Rio-Janeiro, der Hauptſtadt von Braſilien.

Die Schönheit der Gebäude, die Regelmäſſigkeit der breiten Gaſſen in den Vorſtädten nimmt ſogleich für Rio-Janeiro ein. Den ſchönſten Anblick gewährt die Stadt mit ihren vielen Klöſtern und Kirchen vom Hafen her. Die Häuſer haben meiſtens nur ein Stockwerk. Die Anzahl der Einwohner, mit Inbegriff der Neger, die den gröſſern Theil ausmachen, mag 100,000 Seelen betragen. Der königliche Pallaſt, zwar nicht groß, mit der daran ſtoßenden Kapelle und dem Münzbau, ſteht, 200 Schritt entfernt, dem Landungsplatz gegen über. Längs dem Ufer zieht ſich mit den ſchönſten Häuſern die Hauptſtraße hin. In den Wirthshäuſern iſt man übel; die Miethe der Zimmer ſo theuer, als in London; das Waſſer friſch und gut, aber durch weites Herführen koſtbar, ſo wie auch das Holz, woran es ſehr in der Umgegend fehlt. Die Straßen ſind unreinlich. Alles wird gegenwärtig aber verbeſſert. Der Hafen iſt vortrefflich; Rio-Janeiro der Hauptmarkt des braſiliſchen Handels für alle Welttheile. Die Stadt verſchönert ſich täglich durch die Anweſenheit des Hofes. Mawe, der den König öfters ſah und ſprach, bemerkt jedoch, daß er von Ränkemachern umgeben ſei, die das Gelingen der gründlichſten Vorſtellungen über Sachen von höchſter Wichtigkeit verhindern.

In einem erſt neulich bekannt gewordenen Bezirk Canto-Gallo, vierzig Stunden von der Hauptſtadt entfernt, ſollte Silber entdeckt worden ſein. Dies veranlaßte Hrn. Mawe, dahin zu reiſen. Aus einer in der Urkundenkammer befindlichen handſchriftlichen Karte erfuhr er den Weg. Dieſer zog ſich durch fruchtbares, übel gebautes, faſt menſchenleeres Land gegen das Gebirg. Zuweilen fand er Pflanzungen und Meiereien unterwegs. Das Gebirg iſt bis zu den Gipfeln wild und bewaldet; das Land am Fuße deſſelben rauh und öde; der Weg an den Bergen bis zu einer Höhe von 4 — 5000 Fuß über das Meer (der Reaumurſche Thermometer hatte 11°) ſteil

Digitized by Google

und mühsam. Droben wird das Land eben und hügelig, mit zerstreuten Pächtereien, denen häufig der Unz oder amerikanische Tieger gefährlich wird, welcher die Viehheerden zerreißt.

Das Dorf Canto-Gallo, so nah es auch der Hauptstadt liegt, kennt man doch erst seit sechszehn Jahren. Es liegt in der Mitte eines schönbewaldeten, quellenreichen Landes. Hier fanden sich bald Landstreicher aller Art zusammen, die man Grimperos nennt, Leute die umher ziehen, Waschgold zu suchen, wozu sie von der Regierung keine Erlaubniß begehrten. Sie fanden wirklich in den Gräben und Furchen der Bäche anfangs viel Gold. Die Regierung erfuhr es endlich, ließ den Ort suchen, die Leute gefangen nehmen, und das Gold für eigene Rechnung waschen. Man findet aber nur wenig mehr. Der Boden ist schlecht gebaut. Geflügel, Pomeranzen und Bananen gibts im Ueberfluß; auch Schweine. Man verkauft Getraide, Rosenholz und Ipecacuanha in die Hauptstadt. Die Eingebornen sind kupferfarben, schon europäisch gewöhnt, treffliche Bogenschützen. Auf 150 Schuh Weite durchbohrte ihr Pfeil eine zwei Zoll dicke Banasfrucht. Die Männer tragen blos Jacke und Hose; die Weiber Hemd und einen Rock; um den Kopf ein Tuch. Zu regelmäßiger Arbeitsamkeit bringt man sie nicht. Branntwein geht ihnen über Alles.

Die Wälder sind voll herrlichen Bauholzes; die meisten Bäume aber nicht botanisch bestimmt. Brasilienholz fand Mawe in diesen Wäldern keines. Schwarze und rothbraune Unzen, Tapire oder Antas, Affen, Corallenschlangen, die Schlangen Surucucu, Surucucu-Tinga und Jaracara sind nicht selten. Mais, Cassia, Baumwollen- und Ricinusstauden gedeihen wohl. — Aber die reichen Silberspuren waren nirgends zu finden.

Zurückgekommen nach Rio-Janeiro, erhielt Mawe die königliche Erlaubniß die Diamantgruben von Villa-Rica zu besichtigen, was vormals keinem Fremden gestattet war. Er fuhr mit seiner Begleitung bis zur Mündung des krümmungsreichen Flusses Moremin; diesen zwei Stunden aufwärts bis zum Dorfe Porto da Estrella; von hier gings mit Maulesseln im Gebirg aufwärts, 3 — 4000 Schuh über das Meer. Dann lief der Weg bald durch liebliches Eben- und Hügelland, zwischen Wäldern, einzelnen Meiereien und Dorfschaften, oder kriegerischen Wachtposten; bald durch finstre Forsten, wilde Thäler und Schluchten der Berge in die brasilische Provinz Minas-Geraes, berühmt durch ihre vortreffliche Käse. Das Land ist fruchtbar und lieblich. Den Lein schneidet man im Jahr drei bis viermal ab; die Flachsfasern sind dennoch lang genug um gesponnen und zu gemeinem Linnen gebraucht zu werden. Durch gebirgliche Einöden kam man endlich nach Capu. Hier müssen Neger unter Aufsicht von Kreolen in den mit glimmeriger oder talkiger Erde angefüllten Spalten des Thonschiefergebirgs Topasen suchen. Diese sind nicht in ihrem ursprünglichem Zustande mehr, und haben nur selten zwei Pyramiden. Endlich erreicht man Villa-Rica, die Hauptstadt der Provinz Minas-Geraes, auf einem Hügel in ungebauter Gegend gelegen, am Fuß eines hohen Berges. Die Straßen sind am Berg hinauf gebaut, wohl mit Brunnen versehen. Die Stadt hat ein liebliches neapolitanisches Klima, reizende Gartenanlagen, Küchengärten mit Erdäpfeln, Bohnen, Kohl, Spargel, Spinat; zwei Kirchsprengel und ohngefähr 20,000 Einwohner, mehr Weiße, als Schwarze.

Digitized by Google

Dieſe meinen aber, ihre Stadt ſollte ſtatt Villa-Rica (die reiche) Villa-Pobre (die arme) heißen. Und ſie mögen wohl recht haben. Das Gold wird immer ſeltener gefunden. Häuſer die ſonſt 24,000 franzöſiſche Pfund gekoſtet hatten vor zwanzig Jahren, gelten gegenwärtig 500.

Villa-Rica wurde im Jahr 1710 gebaut. Vorher aber wurde längſt ſchon überſchwänglich viel Gold aus dem Berg ausgebeutet. Im Jahr 1713 betrug die Abgabe des Fünftels für den König eine halbe Million Pfund Sterling (12,000,000 franzöſiſche Pfund). Der Berg gleicht mit ſeinen Durchlöcherungen einem Bienenkorb. Wo lockere Stellen zwiſchen Felſen waren, drang man ein. Reichthum und Wohlleben erfüllte alles. Wie aber das Gold abnahm, verminderten ſich die Einwohner. Viele zogen hinweg. Die zurückblieben, behielten vom ehemaligen Wohlſtand noch die Liebe zum Nichtsthun. Ohnweit von hier iſt noch ein anderes Städtchen Mariana, mit einem Bisthum und 6 — 7000 Einwohner. Auch ſie dankt den ehmals reichen Goldwäſchen ihr Daſein.

Von Mariana durch heitere Ebnen und waldige Berggegenden, an ſeltnen Ortſchaften, einſamen Meiereien und Pflanzungen hin, die zuweilen von den Wilden noch befehdet und geplündert werden, reiſete Mawe nach Tejuco, der Hauptſtadt des Diamant-Bezirks. Er traf von Zeit zu Zeit auf Goldwäſchereien; auf elende Ortſchaften, die ehemals blühend geweſen, ſo lange man im Grien oder Bergſchutt Gold gefunden hatte; jenſeits des Rionegro beim verlaſſenen Dorfe Gaspar-Soarez einen an Eiſenerz reichen Berg; weiter hin bei einem ſchlechten Hauſe, Largos oder Oro-Branco genannt, hin und wieder im ausgewaſchenen Taſcalhao, (ſo nennen die Braſilier den goldhaltigen Sand) Platina. Dies Metall war vom Osmium und Iridium begleitet. Die Platinakornchen werden nicht aufgeſucht, weil dies Metall wenig begehrt wird. Ueberall, wohin Mawe kam, ward er gaſtfreundlich empfangen. So auch in der Stadt Villado-Principe, die etwa 5000 Einwohner hat, und im Jahr 1730 gebaut ward, da hier die Goldwäſchereien am ergiebigſten waren. Sie liegt in einer heitern, offnen, fruchtbaren Landſchaft. Sechs Stunden von hier hatte man kurz zuvor in einer Goldwäſcherei ein Stück Goldes gefunden, das einige Pfund wog.

So wie man von hier in den Diamantbezirk kommt, wird das Land wild, rauh, ſteinigt, voller Berge, ohne Pflanzengrün. Mawe, nachdem er Rio-Janeiro ſeit einem Monat verlaſſen hatte, kam endlich zu Tejuco an.

Dieſe Stadt liegt, wie Villa-Rica am Abhang eines Berges, unter ſehr mildem Himmel, regelmäßig gebaut, mit etwa 6000 Einwohnern, in oder, unfruchtbarer Landſchaft. Alle Lebensmittel werden weit hergeführt und ſind theuer. Demungeachtet iſt der Ort blühend, wegen Nähe der Diamantgruben.

Die größte derſelben befindet ſich dreiſſig Meilen von da, bei Mandanga am Zigitonhonhaſtrom, wo tauſend oft zweitauſend Neger arbeiten müſſen. Der Weg iſt dahin rauh und wild; man ſieht nur kaum einen Strauch. Mandanga beſteht aus etwa hundert Häuſern, die alle einzeln liegen, rund gebaut, mit zugeſpitzten Dächern. Der Zigitonhonhaſtrom iſt beinahe

Digitized by Google

dreimal breiter als die Seine zu Paris, doch nur drei bis neun Fuß tief. Er läuft in einem geräumigen Thal zwischen kahlen Bergen. Man sucht seine tiefsten Stellen; schneidet sie durch Dämme vom Flusse ab; schöpft und pumpt das Wasser aus, und führt den Schlamm oder Grien (Cascalhao) auf sogenannten Hundsläufen in einzelne Haufen zusammen. Dies geschieht in der trockenen Zeit des Jahrs. In der Regenzeit wird er ausgewaschen. Zu dem Ende wird der Flußschlamm in eine Reihe nebeneinander stehender Kasten geworfen, durch welche Wasser rinnt, das die feinern Erdtheile abspühlt. In jedem Kasten steht umrührend ein Neger; vor mehrerem Negern übt, die Geisel in der Faust, der Aufseher. Ist der Cascalhao ausgewaschen, wirft der Neger erst die großen, dann die kleinern Kieselsteinen heraus, und sucht im feinern Grien die Diamanten. Wer einen Diamanten gefunden, richtet sich auf, klatscht in die Hände, nimmt den Edelstein zwischen die Finger und gibt ihn dem Aufseher. Dieser legt alle Diamanten, die den Tag gefunden werden, in ein Becken, halb voll Wasser, zählt sie Abends dem Oberbeamten vor, der sie abwiegt und sorgfältig einregistrirt.

Findet der Neger einen Diamant von acht bis zehn Karat empfängt er ganz neue Bekleidung, zwei neue Hemden, einen Hut und ein schönes Messer; findet er einen von 17½ Karat, schmückt man sein Haupt mit einer Blumenkrone, führt ihn mit Feierlichkeit zur Verwaltung, kleidet ihn ganz neu, und ertheilt ihm die Freiheit. Dann kann er für eigne Rechnung arbeiten. Die Neger bei der Arbeit sind gewöhnlich in Wammes und Hosen; nie nakt. — Die Diamanten sind gewöhnlich von einem glänzenden, roggenförmigen Eisenerz und einer Art Kieselschiefer von dichtem Bruch, schwarzem Eisenoxyd in großer Menge, blaulichem Quarzgeschiebe, gelblichen Bergkrystallen und andern Fossilien begleitet, davon man sonst keine Spur in den benachbarten Gebirgen sieht. Ursprünglich finden sich die Diamanten in Nagelfluе eingeschossen, die auch Goldblättchen hat.

Ohnweit Mandango ist auch zu Carapata eine Diamanten- und Goldwäsche; eben so zu Rio-Pardo, wo die seltnen, bläulichgrünen gefunden werden, die, mit Ausnahme des roggenförmigen Eisenerzes, von denselben Fossilien begleitet sind, wie bei Mandango. Zu Carolina werden jetzt weniger Diamanten gegraben, als sonst. Alle diese Ortschaften sind in der Nachbarschaft von Tejuco. Eben so Tacaya, vierunddreissig Stunden, nordostwärts von Tejuco, Paracatu, beide im Bezirk Minas-Novas; vom Abaitestrom durchflossen. Auf dem Weg nach Tacaya findet man in den Bächen weiße und blaue Topasen; auch schöne, theuer bezahlte Chrysoberille. Die Landschaft Minas-Novas ist übrigens ziemlich fruchtbar, doch sumpfig, an großen Schlangen reich, sehr warm, schwach bevölkert. Im Abaitestrom ward der allergrößte Diamant gefunden, den die Krone besitzt. Drei in die dortigen Wildnisse verbannte Verbrecher fanden ihn beim Goldwaschen; er war eine Unze schwer und erwarb ihnen Begnadigung. Nicht weit vom Abaith ist auch im Berg ein mächtiger Gang mit Bleiglanz; wird aber nicht ausgebeutet, ungeachtet von Rio-Janeiro bis hieher Brasilien eben so arm an Blei, diesem nützlichen Metall, als Kalksteinen ist. Man brennt statt dessen Muscheln zu Kalk.

Digitized by Google

Die Diamantgruben, welche an Europa so unermeßliche Schätze lieferten, waren lange nur Pächtern ausgeliehen. Die Regierung die wenig dabei gewann, nahm sie im Jahr 1772 an sich und setzte Verwalter über die Arbeiten an, welche nichts verstanden, so daß abermal kein Vortheil dabei war. Vom Jahr 1801 bis 1806 betrugen die Unkosten 204,000 Pfund Sterling und die dem königlichen Schatz dagegen geschickten Diamanten nur 115,675 Karat, und das in gleicher Zeit gewonnene Gold 17,300 Pfund Sterling. — Im Durchschnitt bringen die brasilischen Diamantgruben der Regierung nicht über 20,000 Karat im Jahr ein. So streng auch die Strafen gegen Unterschleif sind, werden doch viele Edelsteine auf die Seite geschafft. In Teiuco sieht man deren in Kauf und Handel so viel, wie Münzen. Wer einen Diamanten unterschlägt, verliert sein ganzes Vermogen und wird nach Afrika weggeführt oder in lebenslängliches Gefängniß geworfen. Trotz dem muß die Regierung alle Diamanten zahlen, die ausgebeutet werden, und empfängt doch nur die Hälfte derselben.

Vordem wurden die Diamanten von der königlichen Familie vertragmäßig nach Holland geschickt, um sie schneiden zu lassen. Seitdem der König von Portugal in Brasilien wohnt; geht dieser Handel nach England, wo die Diamanten einem besondern Vertrag zu folge, verkauft werden. Der vom König wirklich besessene Schatz dieser Edelsteine übersteigt gegenwärtig den Werth von 12,000,000 Pfund Sterling (oder 288,000,000 französische Pfund.)

Hrn. Mawe's Gesundheit war etwas geschwächt worden auf diesen Reisen. Dies bewog ihn, fast auf demselben Wege nach Rio-Janeiro zurückzugehen, den er gekommen war.

Die ganze Provinz Minas-Geraes — in Europa wäre sie ein Königreich, der Größe nach, — 6 — 700 englische Meilen lang und breit, hat ohngefähr 200,000 schwarze und 160,000 weiße Einwohner. Die Anzahl der wilden Indianer ist nicht auszumitteln. Sie sind zerstreut, verschüchtert, zu keiner Entwilderung geneigt.

Noch sind hier für die Naturkunde außerordentliche Entdeckungen und Bereicherungen künftigen Zeitaltern aufbewahrt, in diesen Gold und Diamanten vollen Strömen; in diesen selten besuchten Fluren mit vielen unbekannten Kräutern; in diesen tausendjährigen Waldungen, mit fremden Baum- und Straucharten, und Flechten die den kostbarsten Farbestoff enthalten, wie von einigen beim ersten Versuch erwiesen ward.

Die Provinz ist in vier Bezirke getheilt San Joao del Rey, Villa Rica, Sabare und Sabara do Frio; alle goldvoll, so daß sie dem König jährlich wohl, für sein Fünftheil, 3000 Pfund des hochgeschätzten Metalls liefert. San Joao ist von allen Bezirken die Kornkammer des Landes, von einer üppigen Vegetation; der Bezirk Sabara erst im Jahr 1690 von den Paulisten entdeckt, oder den goldsuchenden Einwohnern von San Paolo, die alle Gegenden durchstreichend, am meisten zur Auffindung der Gold- und Diamantströme aller Orten beigetragen haben.

Digitized by Google

Die Provinz Bahia, im Norden vom Minas Geraes, zwiſchen dem 11° und 14° ſüdlicher Breite hat San Salvador (auch Ciudad de Bahia) am Meer zur Hauptſtadt. Dieſe iſt ſehr ſchön gebaut. Als der Prinz Regent von Portugal hierdurch kam, um nach Janeiro zu gehen, boten die Einwohner 12,000/000 franzöſiſche Pfund an, ihm einen Pallaſt zu bauen, wenn er Salvador zur Wohnſtadt wählen würde. Der Himmelsſtrich, zwar warm, doch vom Meer her erfriſcht, iſt geſünder, als der von Janeiro; der Boden üppig fruchtbar, viel durchwäſſert von Bächen und Strömen, der beſte in ganz Braſilien zum Zuckerrohr und Tabak. Das hieſige Braſilienholz wird dem janeiriſchen vorgezogen; aber der Kaffee nicht. Ungeachtet man in dieſer Provinz das größte Stück gediegen Kupfer gefunden, was man je in der Welt fand, (es wog beinah 2000 Pfund!) zeigen ſich doch nirgends ſonſt bedeutende Spuren des Kupfererzes.

Die Provinz Fernambuk liegt im Norden von Bahia, iſt an den Küſten volkreich, aber öde im Innern; fruchtbar an Vanille, Zucker und Baumwolle. Die Stadt Fernambuk, mit 12,000 Seelen, hat einzelne ſchöne Gebäude und reiche Kaufleute.

Die Provinz Seara iſt wenig bekannt, und macht wenig Handel.

Die Provinz Maranham, obgleich von mäßigem Umfang, iſt doch ſeit kurzem durch ihre Erzeugniſſe, (dieſelben wie zu Fernambuk), bedeutſam geworden. Der Arnottebaum (bixa orellana) der den Orlean liefert, wird überall angetroffen. Die Hauptſtadt der Provinz, St. Ludwig, liegt auf einer kleinen Inſel, nahe am Aequator, und unter gemäßigtem Himmel, wegen der erfriſchenden Seeluft. Sie ſoll bei 20,000 Einwohner haben.

Die Provinz Para, die größte von Braſilien, (man kennt ihren Umfang noch nicht einmal) iſt flach und ungeſund. Ihre Hauptſtadt Belem, ohne Handel, arm, hat etwa 10,000 Bewohner. Die Luft iſt heiß. Man hat faſt alle Tage Gewitter.

Die Provinz Goyaz, nordwärts von Para, iſt ein liebliches Land; ihre Hauptſtadt Villa Boa genannt. Außer Gold und Diamanten, die vielen Glanz haben, von ziemlicher Größe, aber nicht vom reinſten Waſſer ſind, gibt Goyaz, wegen Entlegenheit vom Weltmeer, wenig in Handel. Das Land iſt noch wenig bevölkert und im Innern noch wenig erforſcht.

Die Provinz Matto Groſſo ſtößt an die ſpaniſchen Beſitzungen in Peru, und iſt daher in jetzigem Augenblick beſonders wichtig; aber noch von vielen, eingebornen kriegeriſchen Stämmen bewohnt. Sie hat zahlreiche und große Gewäſſer; den goldführenden Rio Grande oder Araguaya, den Schingu, der, hundert Stunden weit ſchiffbar, dem Amazonenfluß zufließt, und von welchem Sagen gehen, daß aufwärts an demſelben, bei ſeinem erſten Fall, noch große Goldſchätze liegen, — Cacao, Gewürze und köſtliche Pflanzen aller Art umſchatten ſeine Ufer; ferner den Tapajos, der aus den dürren, ungeheuren Ebnen der nie unterjochten Parexis kömmt; den Paraguay, der deſſen Quellen und vielen Nebenſtröme die noch ununterjochten indianiſchen Stämmen der Bororiros, Araviras und Pararionehs wohnen. An einem dieſer Nebenſtröme des Paraguay, nämlich dem Cujaba, liegt auch die portugiſiſche Stadt dieſes Namens, in fruchtbarer, goldreicher Gegend mit 30,000 Bewohner. Zwanzig Stunden ſüdweſtlich von Cujaba liegt die beträchtliche Ortſchaft San Pedro del Rey mit 2000 Seelen. Hr. Mawe gibt eine

Digitized by Google

sehr bestimmte Beschreibung vom Paraguay, seinem Lauf, seinen Seitenflüssen, Ortschaften, Pflanzungen und Vesten; — eben so von dem großen Paranastrom, der den mächtigen Rio de la Plata bilden hilft.

Die Provinz Rio Grande, im Osten von Matto Grosso, ist eine der beträchtlichsten ganz Brasiliens. Ihre Hauptstadt San Pedro liegt in sandiger Gegend, unter einem höchst angenehmen Himmelsstrich. An den Ufern des Rio Grande wohnt viel Volks; man zählt in einem Umfang von zwanzig Stunden bei 100,000 Einwohner, die meistens in den weidereichen Fluren mit Viehzucht beschäftigt sind. Der Handel mit Häuten, von denen jährlich wenigstens 300,000 nach Europa gehen, und mit Fett ist außerordentlich stark.

Die Brasilier, die in einem der angenehmsten Klimate wohnen; auf fruchtbarem Boden, von Bächen, Strömen und Wasserfällen benetzt, von herrlichen Wäldern beschattet; wo Gold, Diamanten, Eisen, Spiesglas, Zucker, Tabak, Baumwolle, Perlen, Spezereien, Farben, Leder u. s. w. in Menge sind — die Brasilier leben bei dem allen höchst dürftig. Die ersten Lebensbequemlichkeiten, die in Europa jeder Handwerker hat, sind dort von unglaublichem Preis. Ihre Häuser sind meistens schlecht gebaut (nicht eigentlich in den Hauptstädten), wahrhaft armliche Hütten. Das Hausgeräth entspricht der Wohnung. Das Gesinde schläft am Erdboden; die Herrschaft in Betten von Heu oder Maisblätter, statt der Federn, oder Matratzen von Roßhaaren. So ist alles andere Geräthe. Man trinkt Wasser. Man speißt höchst einfach. Mit der Kleidung ists nicht besser. Die Kinder gehen meist baldnackt, ohne Schuhe, in zerlumpten Langhosen von Kattun, und einem Wamms. Die Männer wickeln sich daheim in einen alten Mantel; tragen hölzerne Sandalen, die Weiber erscheinen nicht viel zierlicher. Nur wenn man ausgeht, prangt man in Seiden, mit Goldketten und Diamanten.

Und woher diese Armseeligkeit? — Die Quellen derselben sind träge Nachläßigkeit, Unwissenheit und Stolz.

A g.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Die Cometen. Gang und Zweck des deutschen Bundestags. Kette des Adelvereins. Geschichtliche Berichtigungen.

— Unter allen geheimnißvollen Wundern des Himmels, (nämlich des wirklichen, nicht des theologischen Freudenhimmels) sind vorzüglich zwei große Gegenstände, welche in neuester Zeit die Anstrengungen der Sternkundigen beschäftigen: die Wechselsterne und die Schweifsterne in ihren schwer zu berechnenden Bahnen.

Bekanntlich pflegte man bisher gemeiner Weise alle himmlische Gestirne in Fixsterne, Planeten und Cometen einzutheilen. Zu den Planeten zählte man auch deren Monde, und jene Zwergplaneten, die man kaum für ächte Brüder oder Schwestern der Erde gelten lassen

Digitized by Google

wollte, wie die Veſta, Juno, Pallas und Ceres; darum man ſie auch nur Aſteroiden nennen mogte. Nun aber bemerkt man ſelbſt bei den Fixſternen gröſsere Mannigfaltigkeit, nicht nur in Rückſicht ihrer Gröſse oder ihres Lichts, ſondern auch ihrer Stellung. Mehrere von den Fixſternen, die vermöge ihres Namens den Platz am Firmament nicht ändern ſollten, ſcheinen es doch zu thun. Hier ſind neue Welten, neue Ordnungen, neue Geſetze waltend! Das Gebiet überirdiſcher Kenntniſſe erweitert ſich ins Unermeſsliche. Man hat dieſe wunderbaren Fixſterne Wechſelſterne genannt. Ihr Licht nimmt periodiſch ab und zu. Schon dieſer Umſtand deutet auf regelmäſsige Veränderung ihres Standes. Sie werden oft mit kleinen, ſie begleitenden Sternen bemerkt, die nicht immer in der gleichen Stellung zu ihnen bleiben. Sie haben faſt alle Aehnlichkeit mit Planeten, und liegen doch auſser dem Kreiſe unſers Sonnenſyſtems in noch unberechneten Entfernungen. Man hat bisher nicht wahrnehmen können, daſs ſie ihren Lauf um irgend eine andere Sonne, oder einen Fixſtern machen. Faſt ſcheint es, daſs in den unendlichen Räumen des göttlichen Weltalls zwiſchen den verſchiedenen Sonnenſyſtemen noch Geſtirne eigner Gattung ihren abgeſonderten ewigen Sphärentanz halten.

Ein ſolcher Wechſelſtern iſt z. B. die Mira im Sternbilde des Wallfiſches, von der Hr. Prof. Wurm zu Stuttgard in Lindenau's und Bohnenbergers Zeitſchrift für Aſtronomie (1816. S. 229) alle vorhandene Beobachtungen geſammelt hat. Die Unbeſtändigkeit des Lichtes von dieſem entlegnen Weltkörper wurde ſchon im Jahr 1595 von David Fabricius beobachtet. Bald ſchien er ein Stern fünfter und ſechſter, bald vierter und dritter Gröſse zu ſein, — nach einer Reihe von Jahren war er ein anderer. Bald leuchtete er heller, bald ſchwächer, bald röthlicher, bald weiſser, bald mattgelber. Die Rückkehr des Sterns zu einer beſtimmten Gröſse und Lichtſtärke mag jedesmal den Zeitraum von ohngefähr 333 Tagen betragen.

Herrſchel, dem die Mira in ſeinem Fernrohr voll und rund erſchien, zählt ſie zu den übrigen vorhandenen Doppelſternen. Denn auch ſie hat mehr, als einen Begleiter, kleine, blaſſe, lichtarme Sternchen, welche ſie umſchweben. Der Ritter von Hahn zu Remplin fühlt dagegen Verſuchung, ſie zu den planetariſchen Nebelflecken zu zählen, ob ſie ſich gleich durchs Fernrohr keineswegs ſo ſtark vergröſsern läſst, als dieſe.

Welch' eine Bewandniſs es mit dieſen wunderbaren Weltkörpern habe, wird nicht ſo leicht entſchieden werden. So bleibt unſern Enkeln noch manche Freude vorbehalten, je weiter die himmliſchen Entdeckungen fortſchreiten. Vielleicht haben wir Hoffnung, eher zu einer genauern Kenntniſs der Cometenbahnen zu gelangen, und damit unſern Enkeln und Urenkeln vorauszuſagen, in welchem Jahr ſie ein neues Schauſpiel am Himmel haben werden, deſſen ſich ſchon die Väter erfreuten oder entſetzten.

Bis jetzt iſt die Wiſſenſchaft in dieſer Hinſicht nicht weit vorgeſchritten. Von keinem einzigen Schweifſtern, den man bisher geſehen, läſst ſich mit einiger Genauigkeit Tag und Stunde ſeiner Wiederkunft angeben. Der halleyſche Comet von 1680, welcher von unſerer Erdbahn kaum noch einmal ſo weit entfernt war, als der Mond, hat zu mancherlei Berechnungen Anlaſs gegeben. Aber wie verſchieden fiel der Erfolg derſelben aus! Halley ſetzte die Umlaufszeit jenes Schweifſterns auf 575 Jahre, Euler auf 170½ Jahr, hingegen Pingre auf 15,864 Jahre an!

Jener Comet von 1682, der dem weltweiſen Bayle zu ſeiner Abhandlung den Stoff gab, durch welche er die erſchrockenen Europäer mit der Verſicherung beruhigte, daſs ein Schweifſtern keine warnende, zum Himmelsfenſter herausgeſtreckte Zornruthe Gottes ſei, — ich ſage eben jener Comet, von dem nicht zu bezweifeln iſt, daſs er derſelbe war, welcher ſchon im Jahr 1607, 1531, 1456 geſehen worden, er iſt in Bezug auf die Zeit ſeiner Wiedererſcheinung noch ein ganz unzuverläſſiger Gaſt. Zwar Jung-Stilling, der liebe fromme Mann, und deſſen gottweiſen Jünger, haben auf ſeine Wiederkehr im J. 1832 oder 1836 die groſse Jubelzeit vom Anfang des tauſendjährigen Reichs anberaumt. Allein, da ſelbſt der heilige Vater auf

Digitized by Google

St. Peters Stuhl zu Rom, dem man doch sonst von Rechtswegen Untrüglichkeit in himmlischen Dingen beimißt, hier wenig Zuverlässigkeit zu haben scheint: so muß sich auch der fromme Hofrath gefallen lassen, daß ihn viele Ungläubige für keinen ächten Himmelsrath halten. Die meisten Schwierigkeiten in Berechnung der Wiederkunftszeit erwähnten Schweifsterns machen andere Weltkörper, welche ihn in seiner Laufbahn stören, abstoßend oder anziehend.

Außer dem halleyschen Cometen von 1680 ist der Olbersche Comet derjenige, welcher zu einer genauern Bestimmung der Umlaufsbahnen dieser wunderbaren Gestirnart die meiste Hoffnung gewährt. Denn kaum sind von einem andern zahlreichere und dabei genauere Beobachtungen veranstaltet, als von ihm, den unser deutscher Olbers am 6. März im J. 1815 entdeckte.

Ein Unbekannter setzte vor ungefähr sechs Monaten einen Preiß von hundert Dukaten zur Lösung irgend einer werthen Aufgabe der Sternkunde aus. Es verdient im Vorbeigehen bemerkt zu werden, daß dieser Unbekannte (kein Fürst, auch kein Engländer, sondern) ein deutscher Privatmann ist. Zur Aufgabe wählten die Herrn von Lindenau und Bohnenberger die „Bestimmung der wahrscheinlichsten Bahn des Cometen von 1680 mit Berücksichtigung der dabei statt findenden planetischen Störungen“, (Zeitschr. für Astronomie 1816. S. 157); und zu Preisrichtern ernannten dieselben den scharfsinnigen Gauß und Olbers. Bis zum 31. Christm. 1817 sollen die Antworten anonym eingesandt werden. So ist zu hoffen, daß die Wissenschaft um einen Schritt vorgerückt, und nähere Kunde unsers Planetensystems gewonnen werde.

— Eben, weil wir Deutsche, nach einer so langen Reihe schwerer Schicksale, ungeheuren Anstrengungen, und schmerzlicher Opfer noch nicht zur rechten Ruhe und Fassung des Gemüthes gekommen sind, erwartet man von dem in Frankfurt versammelten Bundestag von der einen Seite allzuviel, von der andern allzuwenig. Fast jedermann hat da eine Herzensangelegenheit anzubringen, und natürlich hält jeder die Seinige nicht für die Unwichtigste. Nur die Entwirrung der vielen einander durchschreienden Stimmen, die Sichtung und Zusammenreihung der zahllosen Seufzer, Entwürfe, Wünsche, Vorstellungen und Bitten, könnte einen Divan von Göttern in Verlegenheit setzen.

Es war bisher viele Jahre lang bei den Staatsmännern Ton und Grundsatz, aus eigner Kraft Alles zu machen, und eine Art fieberischen Zustandes, in der man der Macht des Menschen Alles, und dem Schicksal das Wenigste überlassen wollte. Wie Fürsten und Völker bei dieser Handlungsweise gefahren sind, ist bekannt. Um in das richtige Geleis einzulenken, scheint man endlich zu der alten Weise zurückkehren zu wollen: Sich Alles selbst machen zu lassen; des Schicksals Gewalt anzuerkennen, und unter derselben gerecht und kräftig nach dem Bessern zu streben.

Der Bundestag begann mit einem überlegten, festen Gang. Wie er beenden wird: das ist eine andere Frage. Vollenden kann er nichts, weil in der Völker-Entwickelung eigentlich nichts beendet werden kann. Welche Richtung aber der Bundestag im wechselnden Zusammentreffen der Schicksale und Umstände nehmen werde, kann niemand voraussagen, der nicht in den Büchern des Schicksals zu lesen hat.

Oesterreich, mit dem Stützpunkt seiner Politik außer dem Bunde; — Preußen mit dem seinigen in ihm; unter den übrigen Gliedern der Norden und Süden durch Ansichten und Interessen getrennt, und denn doch wieder beim Blick auf die beiden überwiegenden Mächte durch gemeinschaftliche Angelegenheit verbunden; — bei so vielen widerstrebenden Bestandtheilen, Alles aus einem Grundvertrag herzuleiten, der selbst nur dadurch entstehen konnte, daß er die Schwierigkeiten nicht auflöste, sondern ihnen blos auswich: dies ist eine Aufgabe, welcher keine menschliche Klugheit, sondern nur Zeit und Gang der Begebenheiten genug thun können.

Digitized by Google

Indessen werden dennoch Einsichten und Gesinnungen in der Bundesversammlung selbst, im Einklang mit der öffentlichen Meinung, und in der Voraussetzung eines in allen Bundesstaaten sich ausbildenden Stände-Verhältnisses, bewirken, endlich, wenn auch mit langsamem Schritt dem vorgesteckten Ziel näher zu kommen, das für jetzt kein anders sein kann, als äußere Unabhängigkeit, ferner, innere Sicherheit des Besitzstandes und Schutz der Einzelnen gegen Willkühr. Wird dies erreicht: so wird der Bund, auch aus den ungleichartigsten Gliedern zusammengekettet, für die Deutschen wohlthuender, als erzwungene, oder mit Vernichtung heiliger Rechte erkaufte Einheit, und für einige Jahrzehende kann sich auf ihn der Friede von Europa stützen. Permitte Divis caetera. — —

Frankfurt am Main.

— Der hellsichtige, fleißige Sammler von den Verhandlungen des Wiener Fürstentages, Klüber, machte uns auch mit dem seltsamen Entwurf eines allgemeinen, deutschen Adelvereins bekannt, der zu Wien ausgesponnen ward. Der Verein, oder selbstgeschaffene Orden sollte die Kette heißen, ist aber bisher nur Entwurf geblieben und wird es seinem Wesen nach, durch das Gebot aller Umstände bleiben. Der Zweck dieser Verbindung soll sein, Unterthanenpflichten, Frömmigkeit, Geistesbildung, altväterliche Gastfreiheit und Kenntniß der Vorwelt unter den deutschen Edelleuten zu befördern. Gut; und die Mittel? Briefwechsel und mündliche Belehrung in Bezirks- Gau- und Kreisversammlungen; zu dem Ende Vorsteher, Oberhäupter, Beiträge u. dgl. Das Mittel hat ein, wo nicht verdächtiges, doch verrufenes Ansehen; die Erscheinung etwas Anstößiges für die Staaten der Fürsten; das Wort Adelsverein etwas, das einer Entgegensetzung gegen Bürgerthum ähnlich steht, um den Werth des verdienstlosen Adelthums auf Unkosten jenes zu heben; das Ganze viel Aehnliches, nicht mit einer Frucht des Zeitalters, sondern des Verdrusses am Zeitalter, welches Verdienst höher, als Geburt zu schätzen entschlossen ist, und den altfränkischen Unterschied der Stände bei den Genossen eines und desselben Staats nicht liebt.

Inzwischen ist dieser Nothruf, au secours enfans de la veuve! ein äußerst bezeichnungsvolles Etwas zur Geschichte unserer Tage. Der Entwurf macht aus der ganzen Schweiz nur einen Gau des schwäbischen Kreises; aber auch dafür ist die Schweiz zu klein. Unter den Eidsgenossen ehrt man zwar eines Jeden Namen, Geburt und Herkommen, wie billig und recht; aber der Adel an und für sich selbst hat keinen vom Staat anerkannten Rang und Werth, als Adel. Zuviel Gewicht auf dieses Zuweel der Einbildungen legen, bringt in Freistaaten oft Gefahr; Nutzen nie.

— „Der zweite August — sagt Herr von Pradt über Sachsen in seiner Schrift über den Wiener Kongreß — nimmt Parthei gegen Preußen in den beiden großen Kriegen Friedrichs — er läßt seine Armee bei Pirna in den Händen seiner Feinde, seine Staaten dem Sieger zur Beute und tröstet sich zu Warschau im Schooße des Vergnügens. Er stirbt und hinterläßt seinem Lande zur Entschädigung für den verschuldeten Schatz — einen andern Schatz — Dies war sein Sohn, der gegenwärtige König u. s. w.“

Allein letzterer ist nicht der Sohn, sondern der Enkel des obengenannten August, dessen erstgeborner Sohn, der ihm als Kurfürst in der Regierung folgte, Friedrich Christian hies, aber nur vom 3. Oktober bis zum 17. Dezember 1763 regierte. Dieser war es, welcher Sachsen den Schatz gab, auf welchen es mit Recht immer stolz gewesen ist und sein wird, so lange es einen Griffel der Geschichte gibt.

— In einem neuen Heft von Ludens Nemesis (7. Bandes 4. Stück S. 516) gibt Hr. Pfarrer J. F. Pozzi von Airolo einen getreuen und lehrreichen Bericht von dem, was

Digitized by Google

das unglückliche Livinerthal am Gotthardsberge in den Jahren 1798 bis 1801 zu erdulden hatte. Jener würdige Geistliche läßt jedoch dabei dem damaligen Oberstfeldstatthalter Moncey, nachmaligen Herzog von Conegliano, in Rücksicht seiner Menschlichkeit, alle Gerechtigkeit widerfahren, da derselbe im Mai 1801 mit 20,000 Mann über den Gotthard zog. Wenn aber Herr Pozzi sagt, daß den Einwohnern von Livinen gar keine Art Entschädigung zugekommen sei, und mit den Worten seinen Bericht schließt: „Eine Ration Brod auf den Kopf war versprochen worden, aber nur wenige erhielten dieselbe!“ so scheint ein Umstand seinem Gedächtniß entfallen zu sein, der wohl zur Vervollständigung seines Berichts und zur Ehre des trefflichen Moncey Erwähnung verdient hätte.

Dieser Feldherr bewilligte und zahlte zur Entschädigung der Einwohner in den Thälern Urseren und Livinen, welche dem französischen Heer drei Wochen lang Lebensmittel über den Gotthard tragen mußten, die Summe von 6000 französische Livers. Dies geschah auf dringendes Verwenden des bei ihm befindlichen helvetischen Regierungskommissärs Zschokke. Die Noth war aber im Livinerthal so groß und die empfangene Summe dagegen so gering, daß Zschokke, statt 3000, die Gesammtsumme von 6000 französischer Pfund durch die Gebrüder Andreazzi in Bellinzona den verschiedenen Gemeinden des Livinerthals allein auszahlen ließ. Die übrigen Bezirke hatten nicht weniger gelitten. Als der Vollziehungsausschuß des helvetischen Freistaats zu fernerer Unterstützung 3000 Schweizerfranken schickte, machte auch Livinen darauf Anspruch. Zschokke übergab die Vertheilung dieser Summe dem damaligen Regierungsstatthalter Jos. Rusconi von Belinzona. Den Bezirk Urseren aber entschädigte er durch eine Summe von 2941 französische Pfund, aus der von ihm gesammelten Unterstützungskasse für den Kanton Waldstätten. Der Regierungsstatthalter dieses Kantons Hr. Trutmann, und der Unterstatthalter zu Urseren Hr. Meyer besorgten die Vertheilung des Geldes.

Aus Frankreich.

Römische Alterthümer im Elsaß, bei Heiligenberg entdeckt. Biot und Benzenberg.

— Es mögen etwa fünf Jahre sein, als ich in den Umgegenden des Breuschthals, im niedern Elsaß, verweilte, um Spuren der römischen Vorwelt zu verfolgen. Da lockte mich die Lage des ohnehin durch manche Naturschönheiten anziehenden Dörfleins Heiligenberg an sich.

Gleich der Dikes in England und unserer elsaßischen Frankenburg, mit ihrem Mauerwall, ruht das Dorf auf einer vereinzelten Anhöhe, welche sich mitten im erweiterten Thale erhebt. Die Römer hatten einst von dem sechs französische Wegstunden entfernten Argentoratum (Strasburg) eine Heerstraße hierdurch ins Innere von Gallien gezogen. Sie ist nicht mehr sichtbar; wohl größtentheils von der heutigen Landstraße bedeckt. Wo letztere zwischen den Auen der vorbeirauschenden Breusch und dem Abhang des Hügels hinläuft, erblickt man auf dem Gipfel der Anhöhe, hinter einem breiten und tiefen Graben, bedeutende fünfzig und wieder zwölf Klafter lange Ueberbleibsel einer ehedessen 136 Klafter langen vierseitigen Ringmauer, deren Winkel abgerundet gewesen sind. An der Morgenseite, nämlich dem Rhein zugewandt, war das prätorische Thor; auf der entgegengesetzten vermuthlich das decumanische. Hier war ein Ringgraben, ein Brunnen oder Regenwasserbehälter; hier stieg aus der Mitte des innern Raums ein Wartthurm auf, welcher von Argentoratum, dem Odilienberg, von Taberná (Zabern) über Ringelstein, Niedeck u. s. w. und durch das Breuschthal selbst die Signale empfangen und weiter befördern konnte. Nahe dabei stand ein kleiner Tempel, nachher dem Gottesdienst der Christen zugefallen, wovon das Dorf Heiligenberg den Namen erworben haben mag. Dann wird dieses noch in zwei Urkunden aus den Tagen der ersten Karlingen Arlegisberg genannt. Hier sind viele

Digitized by Google

römiſche Münzen, manche ſchon unter Auguſt geſchlagen, ſo wie auch einige fränkiſche ausgegraben worden. Vor dem Fuße des Hügels liegen noch zahlreiche Bruchſtücke von allerlei irdenen Gefäßen von zum Theil nicht unzierlicher Arbeit; doch iſt die Erde derſelben weniger fein und roth, als an denen zu Brumat (Brocomagus). Erſt in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts wurde, wie mir der daſige Geiſtliche Herr Kunz ſagte, ohnweit den Scherben der Brennofen ausgegraben.

Vergebens ſuchten ein Schöpflin und Silbermann ſolche Ueberbleibſel der Römerwelt auf unſeren Vogeſen auf, und was ſie von altrömiſchen Vertheidigungswerken in dieſem Gebirge meldeten, waren mehr Muthmaßungen, als erwieſene Thatſachen. So iſt der Fund nicht ganz unwichtig für die Freunde vaterländiſcher Alterthumskunde.

Straßburg. Dr. Pfeffinger.

Biot und Benzenberg.

Es verdienen die nachfolgenden, dem erſten Hefte der Briefe, geſchrieben in Paris im Jahr 1815 von J. F. Benzenberg (Dortmund bei Mallinkrodt, 1816. 8.) entnommenen Züge, die aufmerkſamſte Würdigung, und ſind auch wohl am beſten geeignet, den Gehalt der Fragmente des Tagebuchs eines ſcharfſinnigen und gelehrten Mannes von vielumfaſſender Bildung anzudeuten, die jene Briefe füllen.

— Die Franzoſen haben eine eigne Gleichförmigkeit in ihren Anſichten; der eine meint immer daſſelbe, was der andere meint. Ich habe indeß mit Vergnügen an Biot bemerkt; daß er hievon eine Ausnahme macht, und daß er vor neuen und kühnen Gedanken nicht erſchrickt, auch wenn das Nationalinſtitut noch ſein Viſa nicht darauf geſetzt hat.

Es war die Rede davon wie wichtig es ſei, daß man alle Schallvibrationen genau kennen lerne, weil man hier mit einer Menge Eigenſchaften von der Bewegung der Körper bekannt wird, an die man gewiß nie gedacht, wenn man keine Ohren hätte, und die nichts deſtoweniger dageweſen. Es wurde bemerkt, daß, weil alles zu den fünf Pforten hinein muß, von dem wir wiſſen ſollen daß es da iſt, der Bau dieſer Pforten unſeren Kenntniſſen oft günſtig, oft hinderlich ſei. Und wie lang würde es gedauert haben, wenn man die Vibration, die im Ohre den Schall bildet, bloß durch den Sinn des Geſichts hätte kennen lernen ſollen?

Das iſt es, ſagte Biot. Weil wir die unſichtbaren Wärmeſtrahlen der Sonne nicht ſehen konnten, ſo dauerte es ſo lange, ehe Herſchel erfuhr, daß ſie da waren. Allein, wer ſagt uns, daß die Katzen dieſe Wärmeſtrahlen nicht ſehen können? Bei dieſer Gelegenheit erzählte er, was ſie*) für eine luſtige Wirthſchaft auf den ſpaniſchen Küſten und Bergen bei der Gradmeſſung geführt, als ſie das große Dreieck übers Meer legten. Die Matroſen, die ſie bei ſich gehabt, wären ihnen ſehr ergeben geweſen, und hätten ihnen Fiſche auf die Berge gebracht, von denen ſie faſt allein gelebt. Biot hatte bemerkt, daß dieſe Fiſche gewöhnlich ſehr aufgeblaſen geweſen, oder die Blaſe vor dem Munde gehabt, und da er ſchon frühere Verſuche über die Luft in den Schwimmblaſen angeſtellt, ſo habe ihn dieſes veranlaßt, dieſe aufs neue zu unterſuchen. Und da habe er dann gefunden, daß die verſchiedenen Arten von Fiſchen in verſchiednen Tiefen des Meeres leben, und daß, wenn ſie einen an der Angel aus einer Tiefe von eintauſend Fuß heraufgezogen, derſelbe gar nicht wieder heruntergekonnt, weil die Muskeln der Schwimmblaſe ſo ausgedehnt worden, daß er ſie nicht mehr zuſammenziehen konnte. Die Fiſche an der Oberfläche hatten in der Schwimmblaſe faſt bloß Azot gehabt, und die in der Tiefe faſt bloß Oxygen. Die ganz tief leben, da wo dreißig bis vierzig Atmoſphären die Luft zuſammendrücken, hatten bloß eine Flüſſigkeit in der Blaſe gehabt, die er nicht unterſuchen konnte.

Unter dieſen waren nun welche geweſen, die ſehr ſchöne große Augen gehabt. Was machten dieſe nun mit den Augen auf einer Tiefe von vielleicht 2000 Fuß? Wahrſcheinlich was ganz anderes, als

*) Die Naturforſcher nämlich, nicht die Katzen. Eine etwas minder vernachläſſigte Schreibart würde den Werth der ſchätzbaren Briefe noch vermehren. U.

Digitized by Google

was die Fiſche an der Oberfläche damit machen, denn auf dieſer Tiefe iſt alles Licht vom Waſſer verſchlungen. Vielleicht empfinden dieſe mit ihren Augen die unſichtbaren Wärmeſtrahlen.

Gebrauchen ſie dieſe Augen gar nicht, dann ſei es wahrſcheinlich, daß ſie ſie in einigen Generationen verloren, ſo wie ſich überhaupt alle Organe verlieren, die nie gebraucht werden. So hat man ſchon in Frankreich gefunden, daß, wenn Mütter einiger Generationen durch nicht geſtillt hatten, alsdann auch ihre Töchter keine Oeffnungen in den Bruſtwarzen mehr beſaßen.

Ich fragte Biot, ob er auch vom Mesmerismus in ſeiner Phyſik reden würde? Er ſagte: Nein. Alles was er davon geſehen, habe ihn überzeugt, daß ſeine Wirkungen von der Phantaſie abhingen, und wenn die Phantaſie nicht im Spiel geweſen, dann wären auch keine Wirkungen erfolgt. Die Sache gehöre aber mehr in die Pathologie, als in die Phyſik.

Es wäre indeß ſehr unphiloſophiſch, wenn man den Einfluß eines Nervenſyſtems auf das andere läugnen wollte, da wir noch ſo ſehr wenig von dieſen Kräften oder Materien kennen. Daſſelbe ſei der Fall mit dem Waſſerfühlen. Die Möglichkeit von dem Einfluſſe des Waſſers und der Metalle auf reizbare Nervenſyſteme könne man nicht läugnen. Allein, er hatte es noch nie erlangen können, daß die Mesmerianer und Waſſerfühler mit ihm gemeinſchaftlich Verſuche angeſtellt hätten, und zwar auf dieſelbe Weiſe und nach demſelben Paradigma, wie man Verſuche in der Phyſik anſtellt, nämlich eine große Menge Beobachtungen ſo anſtellen, daß die Phantaſie gar nicht dabei ins Spiel komme, dann jede Beobachtung aufſchreiben, am Ende aus allem das Mittel nehmen, und dann mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung beſtimmen, wie ſicher dieſes Mittel ſei, und wie wahrſcheinlich, daß eine beſtändige Urſache dageweſen.

Er habe einem Waſſerfühler vorgeſchlagen, ſie wollten ſich in ein Zimmer ſetzen, wo unter dem Fußboden eine Wannenröhre hingehe, die mit einem Hahn in einem andern Zimmer verſchloſſen würde. Dann ſollte eine Perſon im andern Zimmer alle fünf Minuten den Hahn willkührlich öffnen und ſchließen, und dieſes aufſchreiben. Der Waſſerfühler ſoll ebenfalls alle fünf Minuten ſagen, ob er Waſſer fühle und Biot wollte dieſes aufſchreiben. Wenn ſie 200 ſolcher Verſuche hätten, ſo wolle Biot beide Journale mit einander vergleichen, und die Fälle, wo es zugetroffen, von denen ſondern, wo es gefehlt, und dann mit der Wahrſcheinlichkeitsrechnung beſtimmen, was ein ehrbarer Phyſiker davon halten könne. Allein zu dieſem ganz leidlichen Vorſchlage hatten ſich die Waſſerfühler ſo wenig verſtehen wollen, als die Mesmerianer zu ähnlichen arithmetiſchen, ſo er ihnen gemacht. u.

Aus England.

Stiftungen zu Beförderung der Kunſt.

Es beſtehen gegenwärtig in London, wie in keiner andern europäiſchen Stadt, nicht weniger als acht verſchiedene Geſellſchaften für die Belebung des beſſern Geſchmacks in denjenigen Künſten, welche der Deutſche bald die freien, bald die edeln, der Franzoſe die ſchönen, der Engländer the fine arts nennt.

An der Spitze derſelben ſtehen billig die königliche Academie und die britiſche Anſtalt für Kunſt (the britiſh inſtitution). Dann gibt es noch eine Kupferſtechergeſellſchaft, zu der ſich aber auch Alles zählt, was in Metall und Stein gräbt und ätzt; eine Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben, die ganz verſchieden von der vereinigten Geſellſchaft der Künſtler in Waſſerfarben iſt; ferner die Geſellſchaft der Baukünſtler, ebenfalls verſchieden von der Londner Baukünſtlergeſellſchaft; endlich die Künſtlergeſellſchaft in the Adelphi.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites Januar-Heft 1817.

Der Verleger dieser Zeitschrift, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung findet, hält es für die Interessenten derselben nicht unbedeutend, wenn sie durch diese Intelligenzblätter von den neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur und anderer wissenschaftlicher Gegenstände von Zeit zu Zeit benachrichtiget werden, so wie es hinwieder für die Verleger deutscher Werke erwünscht sein wird, ihre neuen Produkte zur Kenntniß eines auserwählten, zahlreichen und gebildeten Publikums vermittelst dieses Instituts bringen zu können. Die Einrückungsgebühren sind für die gedruckte Zeile in gespaltenem Quartformat auf 4 Kr. oder 1 Gr. festgesetzt, und die Avertissements und Ankündigungen werden an den Verleger eingesandt.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Es war für viele Freunde einer häuslichen Gottesverehrung bisher zu wahrem Bedürfniß geworden, in einem gut geschriebenen religiösen Sonntagsblatt Erbauung und Belehrung zu finden, gleich wie dies seit acht Jahren durch die Stunden der Andacht geschehen. Ein anderer geistvoller und sehr geschätzter Gottesgelehrter erfüllt nun den Wunsch aller dieser Freunde durch Herausgabe eines neuen Erbauungsblattes, von welchem die erste Stücke unter folgendem Titel bereits ausgegeben werden:

Der Christ vor Gott.

Ermunterungen

zur Tugend und Gottseligkeit.

Der würdige Herr Verfasser sagt in der Vorrede zum ersten Jahrgang folgende herzliche Worte über sein gottgefälliges Beginnen:

— „Das tägliche Leben zerstreuet; Bilder der Vergänglichkeit ziehen im Spiele raschen Wechsels dem Auge des Menschen vorüber; sinnliche Genüsse locken, und durch sie werden Gefühl und Vorstellung gefesselt. Abwärts neigt sich und steigt von Stufe zu Stufe die Gesinnung, und wie viele haben, ehe sie dessen gewahr wurden, auf diesem Wege die Tüchtigkeit zum Guten, ihres Geistes Freudigkeit, und den Sinn für das Eine, was noth ist, verloren!

Darum kennt der Christ kein wichtigeres und kein süßeres Geschäft, als oft den Blick in sein inneres Selbst zurück zu wenden, den Geist aus den lähmenden Zerstreuungen der Sinnenwelt heimzuholen, und in stiller Andacht vor Gott zu sammeln.

In diesen Stunden frommer Geistessammlung will ein unbekannter Freund euch, christliche Leser! zuweilen besuchen und sehen, ob seine Rede niedergeschlagene Herzen zu ermuntern, und lichtbegierigen Seelen Erfrischung auf dem Pfade der Tugend zu reichen vermöge. Er vertrauet auf den Beistand des Ewigen: Denn wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist Er mitten unter ihnen.

In ungezierter Sprache, einfach und ruhig, wie die Wahrheit dem lautern Auge erscheint, werd' ich euch vortragen, was Gott und die Erfahrung mich gelehrt. Es soll euch nicht verborgen bleiben, wie durch des Christenthums Licht und Menschenfreundlichkeit der Ruf des Gewissens in uns klarer, und die Stimme der Weltereignisse verständlicher geworden, ein neuer Liebreiz über die sichtbare Natur ausgegossen, und der letzte Ring an der Kette unserer Lebensschicksale in die Hand eines liebenden Vaters gelegt ist.

Und Ihr, Freunde, die ihr von innen nach außen lebt, und der höhern Bedürfnisse des Menschen nicht unkundig seid, ihr werdet mich immer verstehen, und den Gaben meines Herzens wohlwollende Aufnahme gewähren. Mein Wort will den Saamen des Edlen und Guten, der in euch liegt, nur erwecken, und zur

Digitized by Google

fröhlichen Blüthe der Rührung emportreiben. Zur reichlichen Frucht des Lebens ihn entwickeln und fördern werdet ihr selbst durch Stärke von oben, eignes Nachdenken und frische Thatkraft. Das ist meine Hoffnung; deswegen beginn' ich die vorliegende Arbeit wohlgemuth und willig.

Rein stimmt und bildet menschliche Gemüther nur ein Grundton, der, seit Christus, als Licht aus der Höhe, erschienen, ein Gemeingut unseres Geschlechts geworden, und nun in Gefühl und Gedanke, in Worten und Thaten vorherrschen soll. Er heißt Liebe. Dieser Grundton christlicher Liebe wird in unsern Betrachtungen und Ermunterungen immer wiederkehren, anders zwar gestaltet durch die Beziehungen auf menschliches Treiben und Thun, anders durch den Blick auf die stillen Bewegungen des Herzens, und anders durch kindliches Aufschauen zu Gott; aber wie verschieden Wort und Wendung sein mögen, die Hauptsache bleibt und ist allen einleuchtend, da Leben den Schlüssel zum Verständniß derselben in seiner Brust aufbewahrt.

Wo und in welcher Stimmung dies Blatt euch finden möge, sagt dessen Aufschrift. Wenn ihr euch auf die Feier des Sonntags vorbereitet, oder im häuslichen Kreise dem Allgütigen für empfangene Wohlthaten ein Dankopfer entrichten, und heilige Entschlüsse für kommende Tage fassen wollet, oder wenn ihr aus dem Tempel des Herrn, wo ihr dem Himmel näher gebracht worden, zurückgekehrt, das vernommene Gotteswort sorgsam erwäget, und der flüchtigen Wallung himmlischer Sehnsucht durch Verbindung mit heller Selbstprüfung Bestand und Dauer zu geben suchet — in solchen Stunden und Stimmungen leset, nach demüthigem Gebete, diese Blätter, auf daß ihr in Gott bleiben, und stark sein möget durch das Bewußtsein, der, welcher in euch ist, sei größer, denn der in der Welt. 1. Joh. 4, 4.“

Der erste Sonntag enthält eine Neujahrsbetrachtung: Die Zeit und der Mensch, der zweite Sonntag enthält eine Betrachtung: Gott und der Mensch, und schon diese ersten Blätter werden vielen Lesern den überzeugenden Beweis gewähren, daß sie aus der Feder des geistreichen Herrn Verfassers sich viel Treffliches und Erbauliches für Geist und Herz versprechen dürfen. Ueber seinen Namen, so lange als er es für gut findet, Stillschweigen zu beobachten, habe ich ihm mit einem Ehrenwort gelobet, aber wenn er sich auch einmal nennen wird, so werden sich alle seine christlichen Leser keineswegs durch meine Verschwiegenheit getäuscht fühlen, daß seine Geistesarbeiten von jedem Christen ohne Unterschied der Glaubenspartei gelesen zu werden verdienen, und ohne religiösen Gewissenscrupel zu erregen, gelesen werden dürfen.

Es erscheint davon wöchentlich ein Stück für jeden Sonntag und der Preis für 52 Stück des ganzen Jahrgangs bleibt wie bisher auf 4 Fl. oder 60 Batzen oder 2 Rthl. 16 Gr. festgesetzt. In der Schweiz kann man sich dafür bei allen bekannten Buchhändlern und Postämtern abonniren, an welche die Versendungen wöchentlich geschehen. In Deutschland nimmt ebenfalls jede gute Buchhandlung Bestellungen darauf an, allein zur Vermeidung von Defecten geschehen die Versendungen an diese bestweise von sechs zu sechs Stücken.

Möge auch dieses neue Blatt immer mehr einen reinen Sinn für wahre Religiosität verbreiten, und somit manches Gute stiften, das sich durch solche Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit mit Zuversicht erwarten läßt.

H. R. Sauerländer.

Handbuch des Schweizerischen Staatsrechts.

Zweiter Band.

Die Erscheinung eines zweiten Bandes dieses Handbuchs statt des verheißenen Nachtrages, welcher nur die Verfassungen der löbl. Stände Bern und Unterwalden enthalten sollte, wird sich durch seinen Inhalt sattsam rechtfertigen.

Der Bundesvertrag selbst war einer endlichen Revision unterworfen worden, die einen neuen Abdruck erforderlich machte.

Die seit Erscheinung des ersten Bandes zu Stande gekommenen Vereinigungen größerer und kleinerer der Schweiz einverleibter Landestheile mit den löbl. Kantonen Bern, Basel und Genf, beruhen auf einer Reihe diplomatischer Aktenstücke, die als wesentliches Bestandtheile des neuen schweizerischen Staatsrechtes, in dieser Sammlung nicht fehlen durften, und eben so angemessen wird man ihrer Bestimmung die vollständige Ausbehnung aller die Schweiz betreffenden Artikel, der zum Theil auch erst seit Erscheinung des Handbuchs abgeschlossenen oder bekannt gewordenen Friedensschlüsse Verträge und Uebereinkünfte der Mächte von den Jahren 1814 und 1815 finden, zu denen, als eine wichtige Grundlage des Staatsrechtes der Eidgenossenschaft, die Anerkennungs- und Gewährleistungs-Urkunde ihrer immerwährenden Neutralität und Unverletzbarkeit des Gebietes gehört.

Auch haben noch vielfache an den Verleger gelangte Wünsche diesen bestimmt, zur Rechtfertigung des doppelten deutschen und französischen Titels des Handbuchs die sämmtlichen Verfassungen der Kantone in beiden Sprachen zu geben, und also nun auch die französischen Uebersetzungen aller derjenigen hier nachzutragen, deren deutsche (oder für den Stand Tessin italienische) Urkunde der erste Band lieferte.

Der Verleger hat bei der Erscheinung des ersten Bandes das Versprechen, die Staatsverfassungen der löbl. Stände Bern und Unterwalden in einem Nachtrage den Käufern des ersten Bandes unentgeldlich

Digitized by Google

abzuliefern, und dies erfüllt er dadurch, indem er den Preiß dieses zweiten Bandes um 15 kr. wohlfeiler, als den ersten festsetzt, obgleich der zweite an Bogenzahl dem ersten vollkommen gleich ist, so daß also dieser zweite Band um zwei Vogen, auf denen nemlich die Staatsverfassungen genannter Kantone enthalten sind, weniger berechnet, und für diesen der Preiß nur mit 2 fl. 45 kr. oder 4 Schwfr. angesetzt ist, wo der erste 3 fl. kostet. Der Preiß eines vollständigen Exemplars von zwei Bänden ist demnach 5 fl. 45 kr. oder 8 Schwfr. 4 Bz., und man kann solche durch alle Buchhandlungen einzeln und vollständig erhalten, so wie bei dem Verleger

H. R. Sauerländer in Aarau.

Schweizerisches Museum.

Fünftes Heft.

Von dieser geschätzten Zeitschrift ist bereits das fünfte Heft erschienen, und das sechste befindet sich unter der Presse. Folgendes ist der Inhalt des fünften Heftes: Bruchstücke aus einem geschichtlichen Versuche über Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden. — Schweizerische Denkwürdigkeiten. — Ueber die Grunddegriffe des Repräsentationssystems. — Darstellung des Versuches, die Reformation in Solothurn einzuführen.

Erheiterungen.

Neuntes Heft.

Durch überhäufte Arbeiten in der Druckerei ist die Erscheinung dieses Journals etwas verspätet worden; der Verleger hat nun die Einrichtung getroffen, daß das zehnte bis zwölfte Heft ununterbrochen in wenigen Wochen nach einander erscheinen wird, indem sich bereits das vollständige Manuscript dazu in Druckerei befindet, und darunter Aufsätze von den vorzüglichsten Mitarbeitern enthalten sind. Folgendes ist der Inhalt des neunten Hefts: Alboreb und Mesadok. — Anekdoten. — An Rosamunden. — Minnekraft. — Der Schweizer und der Deutsche 1812.

Dieses beliebte Journal wird auch im Jahr 1817 fortgesetzt, und durch beschleunigten Druck werden die Monatshefte wieder jedesmal zur bestimmten Zeit erscheinen.

Der Baierischen Geschichten

Fünftes Buch.

Von Heinrich Zschokke.

Dritter Band. 4 fl.

Aarau, bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Dieser dritte Band enthält die Zeiten der Glaubenskriege in drei Abschnitten, nemlich den Anfang und Fortgang der großen Kirchentrennung in den Jahren 1508 bis 1598; dann die Zeiten des dreißigjährigen Krieges in den Jahren 1598 bis 1651, und im dritten Abschnitt die ersten Zeiten nach den Glaubenskriegen, die Jahre 1651 bis 1726 umfassend. — „Man ordne ich, sagt der verehrte Geschichtschreiber in seiner Vorrede zu diesem Bande, „die reichen Vorräthe zum großen Bilde des achtzehnten Jahrhunderts. Dies erfüllt das sechste Buch. Ich werde von Zeitverwandten reden, als trennten mich Jahrhunderte von denselben; gleich wie ich von den Todten gesprochen habe, als wandelten sie lebendig vor mir. Von dem, was unter unsern Augen geschah, werde ich nur Andeutungen geben; nicht aus Furcht vor der Welt, sondern aus Furcht vor der Nachwelt. Denn die Wahrheit setzt sich erst auf den Sarg der Fürsten und ihrer Diener, und alle Geschichte des Lebens ist wie das Leben selbst: ein Lichtstrahl, der aus der Finsterniß hervorblitzt, und in einer andern Finsterniß endet.

Umriß der Landesbeschreibung des eidgenössischen Freistaats Aargau.

Zweites Neujahrsblatt für die aargauische Jugend, herausgegeben von der historischen Klasse der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau. gr. 8. 1817. geheftet, bei H. R. Sauerländer um 5 Batzen zu haben.

Frankfurter Staats-Ristretto.

Jahrgang 1817.

Im Verlage der Gebr. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Die deutsche Bundesstadt Frankfurt am Main wird schon wegen dieser ihrer neuen Bestimmung immermehr ein erhöhtes Interesse in ganz Deutschland wie im Auslande erregen, und für Jeden, der mit einiger Theilnahme die Gesammtangelegenheiten deutscher Nation zu vernehmen wünscht, sind öffentliche Blätter, die von daher kommen, nicht ohne Wichtigkeit. Darum ergreifen wir gern den Anlaß, der neuen Gestaltung des Frankfurter Staats-Ristretto's unaufgefordert hier ein empfehlendes Wort zu sprechen, denn Herausgeber und Verleger verdienen es schon wegen der Uneigennützigkeit, mit der sie seit Anfang dieses Jahres sich bestrebten, ohne alle ängstliche Besorgnisse und kleinlichen Kalkul dem Publikum etwas Vorzügliches und Vollkommenes vorzulegen, was man bis jetzt in diesem Fache dort noch nicht zu leisten sich bemühte. Nicht nur liefert diese Zeitung in täglich erscheinenden Blättern eine ununterbrochene Fortsetzung des Protokolls der deutschen Bundesversammlung und eine sorgfältige, möglichst vollständige Auswahl der interessanten politischen Neuigkeiten des Tages, sondern sie liefert auch noch in besondern Beiblättern höchst anziehende Aufsätze im Gebiete der

Digitized by Google

schönen Künste und Literatur, deren Herausgeber sich in Darstellung, Urtheil und Geschmack als ein ungemein geistvoller Kenner und Kunstrichter bewährt gezeigt hat, so daß diese Zeitung in jeder Hinsicht, selbst wegen der Wohlfeilheit des Preises (sie erscheint täglich in Folio, auf saubern Druckpapier, mit neuen Lettern, zu 8 fl. der Jahrgang) allen denjenigen Personen vorzugsweise empfohlen werden darf, welche aus der dortigen Gegend Zeitungen direkte beziehen und halten wollen.

Rezensien aus Nro. 78. der Ergänzungsblätter zur Jenaischen Literatur-Zeitung v. 1816 über die Stunden der Andacht 1r bis 8r Jahrgang. gr. 8. Aarau bei H. R. Sauerländer.

Ein Werk von so zahlreichen Bogen, dessen erste Theile schon zum zweiten und dritten male aufgelegt sind, verräth keinen geringen Werth: denn es setzt eine große Anzahl von Lesern voraus*), die daran Geschmack gefunden haben. Und wirklich ist es ein schätzbares Werk, dessen Güte und Vortrefflichkeit auch der gemeinste Leser empfinden muß. Alles ist darin so wahr, so klar, so deutlich und anschaulich, so natürlich und zugleich so schön gesagt; dabei ist der Reichthum an Betrachtungen, Belehrungen und Ermunterungen so groß, daß es den Geschmack, den Verstand und das Herz des Lesers zugleich befriedigt. Dieses aber ist um so mehr zu bewundern, da es das Werk nur Eines Mannes ist, dessen Geist sich in jeder Betrachtung ausspricht, und der dabei so bescheiden ist, daß er seinen Namen nicht genannt hat, auch nicht erkannt sein will. Hier führet der Hr. Rez. einige Stellen aus der Vorrede an, dann sagt er: Es hat uns gefallen, daß er nicht, wie viele Andere in unsern Tagen, die Abnahme der Achtung gegen den öffentlichen christlichen Kultus dahin rechnet, der von dem Christenthum selbst so sehr verschieden ist. Daß aber die Kirchen in unsern Tagen nicht mehr so häufig, wie ehmals besucht werden, davon ist unter vielen anderen Gründen der keiner, der geringsten, daß es zu unseren Zeiten überaus viele Hülfsmittel zur religiösen Belehrung und Erbauung giebt, die sonst fast gänzlich fehlten, und daß der öffentliche Kultus den Begriffen und dem Geschmack des gebildeten Theils der Zuhörer größtentheils nicht entspricht, da die Andacht sogar oft mehr stört als befördert. Gern möchten wir die ganze Vorrede abschreiben, so vortrefflich ist sie. Doch wir wenden uns zu dem Werke selbst, und treffen hier auf eine Menge interessanter Materien, die nicht blos die Glaubens- und Sittenlehre, sondern auch viele andere wichtige Gegenstände der Natur und besonders den Menschen angehen, oder welche die Tages- und Jahreszeiten herbeiführen. Der Vortrag ist mehr lehrhaft als ruhig, mehr erhaben, als einfach, mehr geschmückt als kunstlos, mehr beredt als sanft fließend; aber durchaus belebrend, herzlich und kräftig, und in den meisten Stellen musterlich schön, und zugleich dem reinen Geiste der Vernunft und des Christenthums vollkommen entsprechend.

Es sind Andachten für jeden Sonntag, die sich mit erbaulichen Versen anfangen, und bei welchen eine zweckmäßige biblische Stelle zum Grunde gelegt ist, die weise benutzt, und aufs thätige Leben angewendet wird. Der Hr. Rez. theilt hierauf einige der trefflichsten Stellen aus den ersten Betrachtungen mit, und fährt dann also fort: Von der vorzüglichen Gabe des Verf. zu belehren, und zugleich von der Gründlichkeit, Feinheit und Leichtigkeit seiner Darstellung zeugt die Betrachtung von dem Streit der Pflichten, über Matth. 22, 37—40. Voraus schickt er die Bemerkung, daß es nur Ein Christenthum gebe, auch wenn in der christlichen Kirche mehrere Meinungen, mehrere Parteien und Sekten in Glaubenssachen wären, und wer ein Genosse desselben sein wolle, müsse beide Haupttheile der Religion zu seinem Eigenthume machen können, den Glauben und die That; und nun spricht er besonders von dem Glauben sehr gut und nachdrücklich. — Nachdem der Hr. Rez. noch einiger Stellen aus der Vorrede zum zweiten Jahrgange Erwähnung thut, sagt er am Schlusse: Der Raum erlaubt uns nicht, von den folgenden Jahrgängen noch Proben zu geben. Was hier gesagt ist, wird hinreichend sein, Alle und jede, die Nahrung für Geist und Herz suchen, zu dem herrlichen Werke einzuladen, und jeder lehrbegierige Leser wird sich bei dem Genusse wohl befinden. Die abgehandelten Materien sind größtentheils bekannt und an sich nicht anziehend, aber alle wichtig und alle von neuen interessanten Seiten dargestellt, so daß man oft überrascht wird, wenn man in den Abhandlungen ganz etwas anders findet, als man erwartete, und gemeiniglich etwas, daß die Erwartung übertrifft. Die Prediger werden in diesem Werke einen besonders reichen Schatz zu religiösen Betrachtungen finden, und sich durch die darin herrschenden Gefühle einer nicht selten glühenden Andacht zu gleicher Andacht erweckt und entflammt fühlen. — Kurz, es ist ein Meisterwerk in seiner Art.

*) Es sind bereits an die 4000 Exemplare abgesetzt.

Dies ganze Werk ist nun in acht Jahrgängen geschlossen, und der herabgesetzte Preis der ersten sechs Jahrgänge ist nur noch für dieses Jahr auf 10 Rthl. 16 Gr. oder 18 fl. oder 24 Schwiz. festgesetzt; der Preis des siebenten und achten Jahrgangs bleibt auf 5 Rthl 8 Gr oder 8 fl. oder 12 Schwiz., folglich alle acht Jahrgänge vollständig auf 16 Rthl. oder 24 fl. oder 36 Schwiz. beibehalten. Nach Verfluß des Jahres 1817 tritt der alte Ladenpreis wieder ein, und das ganze Werk kostet dann statt 16 Rthl. 21 Rthl. 8 Gr. — statt 24 fl. 32 fl. — statt 36 Fr. 48 Schwiz. Vollständige Exemplare finden sich stets sauber eingebunden bei dem Verleger vorräthig.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 3.

Paris und das französische Reich.

Die Parteien. — Stelle aus der Predigt des Bischofs Camus von Bellay. — Benjamin Constant und Chateaubriant. — Die Männer von Ehre. — Donatian de Sesmaisons. — Alexander Crevels Vorschlag, Frankreich zu retten. — Die Geistlichkeit im Elsaß. — Riomenil. — Der Herzog von Coigny. — Beurnonville. — Der Herzog von Feltre.

Was soll ich Ihnen vom gegenwärtigen Zustande Frankreichs sagen? Alle Welt kennt die Erbärmlichkeit desselben. Hier ist nicht mehr das alte, in nichtswürdige Tändeleien und Ueppigkeiten verlorene oder verliebte Frankreich. Die wichtigsten Angelegenheiten der Nation, bürgerliche Freiheit, Volksstellvertretung, Finanzen, Wiederherstellung des ehmaligen Wohlstandes sind die Gegenstände aller Unterhaltungen, Wünsche und Seufzer. Hier ist auch nicht mehr das neuere, sansculotische, blutdürstige, eroberungssüchtige, weltverhöhnende Frankreich. Man erkennt schmerzvoll die Demüthigung, in welcher alles daniederliegt, und wie dergleichen Frankreich seit fast anderthalb tausend Jahren nie von fremden Völkern erfahren hat. — Es ist ein Frankreich, wie man es nie vorher gekannt, voller Noth und Freude, Gährung und scheinbarer Ruhe, Verzweiflung und Hoffnung, in unbehaglicher Stellung zwischen den Bajonetten siegreicher Fremden, unfrei, gezwängt und zerfallen mit sich selber und der Welt.

Der König, nachdem er es eine Zeitlang mit denen versuchte, welche sich muthvoll als seine eifrigsten und begeistertsten Freunde offenbarten, fand bald, daß diese Feuerköpfe, die dem unbeschränkten Despotismus das Wort redeten, nicht im Geist der Nation redeten, und ihn zu Schritten verführen konnten, welche ihn in offenbare Zwietracht mit einem Volke setzen konnten, dessen Liebe, Versöhnung und Treue er, als ein weiser Fürst, suchte. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß es blos ehmalige Altadliche und zurückgekehrte Emigranten sind, die zu der Partei der sogenannten Ultraroyalisten oder Erzkönigischen gehören. Nein, die wenigsten der heimgekehrten Auswanderer haben Geist genug, wenn es ihnen schon nicht am Willen fehlt, unbeschränktes Königthum gegen eine ganze Nation, die vom unbeschränkten Königthum zur Revolution geführt wurde, als alleinseligmachenden Glauben zu predigen. Nein, es sind Personen, die von der Systemsucht besessen sind; alles in Herrschaft und Knechtschaft abtheilen; und aus eigensinnigem Stolze die Gegenfüßler der Freisinnigkeit sein wollen. Es sind dieselben Personen, welche, ohne eben der Person Ludwigs des Achtzehnten

Digitized by Google

anzuhangen, nur unbegränzte Königsschaft (royauté illimité) für Glück und Seegen und Frieden der Welt nöthig erachten, und daher schon unter Napoleon eben so eifrig für den Despotismus sprachen, wie heute. Es sind schriftstellernde Querköpfe, welche die Kehrseite von Rousseau und Mably sein, und sich damit einen Ruhm, wie diese, nebenbei auch Gnadengehalte und Orden von den Königen gewinnen wollen. Sie lehren gar nichts neues. Despoten und Lobredner der Despoten hat es von jeher leider allzuviel gegeben. Auf Napoleons Handlungen sind wohl nie übertriebenere Schmeicheleien ausgeprägt worden, als man in des Plinius Panegyricus findet.

Eben diese Erzkönigischen haben in der That der guten Sache und der Beruhigung Frankreichs viel geschadet. Der König will die Gemäßigten hervorgezogen wissen; nur durch Mäßigung kann Friede erwachsen. Jene sind daher im Sinken; doch finden sie natürlich noch ihre Gönner am Hofe und hin und wieder bei Prinzen. Es wäre zu wünschen, daß die letztern offne Männer fänden, die ihnen zu ihrem und Frankreichs Wohl so offen die Wahrheit sagten, wie vorzeiten sie auf etwas komische Art Herr Camus, Bischof von Bellay, dem Herzog von Orleans sagte. Der Bischof predigte einst am Ostermontag in der Kirche der Unheilbaren (aux incurables). Er war eben bis zum Ave Maria vorgeschritten, als der Herzog von Orleans mit einem glänzenden Gefolge von Höflingen, unter andern mit dem damaligen Oberaufseher der Finanzen Tubeuf und dem Speichellecker Abbe de la Riviere in die Kirche trat. Nachdem er Platz genommen, und das Geräusche, welches den Bischof im Reden unterbrochen hatte, geendigt war, ließ der Herzog den Bischof ersuchen, die Predigt noch einmal von vorne anzuheben, weil er den Anfang nicht gehört habe.

Der Bischof gehorchte unterthänig und nachdem er ehrerbietig sich gegen den Herzog verneigt und ihn begrüßt hatte, sagte er zu ihm: „Letzten Sonntag predigte ich vom Triumph und Einzug Jesu Christi in Jerusalem; am Freitag von seinem Tode; gestern von seiner Auferstehung; heute soll ich von seiner Wanderung mit den zween Jüngern nach Emaus sprechen. — Ich habe Ew. Königliche Hoheit in dem gleichen Zustand gesehen. Ich sah Sie mit der Königin Maria von Medicis Ihrer Mutter ebenfalls triumphirend in dieser Stadt; ich sah Sie durch Ministerialbefehle verbannet und wie todt; ich sah Sie wieder auferstanden durch die Güte des Königs Ihres Bruders; ich sehe Sie heut auf frommer Pilgerschaft. — Wie kömmts, gnädigster Herr, daß sich die Großen den größten Wechseln des Glücks unterworfen sehen? Ach, gewiß nur daher, gnädigster Herr, weil sie blos Schmeichler anhören, und weil die Wahrheit ohngefähr eben so zu ihren Ohren gelangt, wie das Geld des Staats in die königlichen Kassen, nämlich Eins vom Hundert!“

Benjamin Constant, ein feiner, man mögte fast sagen, scharfsinniger Kopf, hat in seiner neuesten Schrift: de la doctrine politique, qui peut réunir les partis en France, das Unwesen der Sprudler und Ultra's ziemlich hell aufgedeckt, doch bei aller Miene der Leiden-

schaftslosigkeit, auch nicht ganz ohne Leidenschaft. Er wird allerdings dazu beitragen, die öffentliche Meinung des Tages zu berichtigen, ohne sie übrigens zu bessern. Er hat vielen Beifall, viele Angreifer. Nicht nur diejenigen, welche schlechtdin und von Herzensgrund Frieden wollen, (ihrer sind in der That wenige, denn jeder sitzt gerüstet auf irgend einem Steckenpferd), sondern auch diejenigen, welche den Adel, die zurückgekommenen Ausgewanderten hassen, — sogar die verkappten Freiheitsmänner, spenden ihm Weihrauch.

Indessen hat als beredter Fürsprecher seiner Partei, Herr von Chateaubriant, auch nicht ganz unrecht. Es ist zwar ein oft allzu warmherziger Mann, und verdirbts mit der poetischen Prosa seiner Muse eben so sehr in Sachen des Geschmacks, als in Sachen der Staatsangelegenheiten, — doch redlich meint er's. Das bewieß er z. B. neulich noch bei seinem Vorschlag, den König einzuladen, die letzten Wahlen der Deputirten prüfen und würdigen zu lassen, weil dabei die gefährlichsten Unregelmäßigkeiten vorgefallen wären. — Die Kammer der Pairs erklärte am 23. November vorigen Jahres, sie könne in seinen Antrag nicht eintreten. Er ließ seine proposition faite à la chambre des pairs also drucken, und mehrere von seinen allgemeinen Belegen dazu für die Thatsache: daß die letzten Deputirtenwahlen in Frankreich entschieden durch Einfluß der Parteien am Hofe geleitet, gar nicht freie Volkswahlen gewesen sind, den Parteigeist im Lande neu gereizt, die öffentliche Meinung wieder zu staatsumwälzerischen Grundsätzen zurückgeführt und die treuen Freunde des Königs zurückgestoßen haben. Die besondern, aus Privatbriefwechsel gehobenen Belege für seine Sache, die Briefe selbst, hat er hier in Paris bei einem Notar zu jedermanns Einsicht niedergelegt.

Die meisten Briefe sind von Leuten im Geist und Schlage Chateaubriants — wie mirs vorkömmt, von Personen, die oder deren Verwandte bei den Wahlen zurückgesetzt wurden, oder irgend einem königlichen Statthalter (préfet) eines anhängen wollten. Das hindert jedoch keineswegs, an der Glaubwürdigkeit der Thatsachen selbst zu zweifeln, die sie erzählen, wenn man auch zuweilen über die Lauterkeit ihres Sinnes etwas in Verlegenheit kommen sollte.

Es ist damit unwidersprechlich dargethan, daß an den meisten Orten Frankreichs die Wahlen der Abgeordneten weniger ein freies Werk des Volks, als das Machwerk einzelner am Platz stehender Männer gewesen sind, die von oben herab, wie der Finanzminister Graf Corvetto oder der Polizeiminister Graf de Cazes, und andere, auf den Gang der Wahlen und den Geist der Wahlherrn einwirkten. Des Königs Wunsch war, gemäßigte Männer, Freunde des Thrones, der sogenannten Karte oder neuen Verfassung und der Nation, in die Kammer der französischen Abgeordneten eintreten zu sehen. Nun regnete es nach allen Landschaften hin Verordnungen, Weisungen, Erinnerungen, um den weisen Wunsch des Königs in Erfüllung zu sehen. Nun schloß man hie und da namentlich Personen von der Erwählung aus, die schon in der aufgelöseten Kammer ihren allzustürmischen übertriebenen Eifer hatten blicken lassen. Man schien hin und wieder fast mehr Gewicht darauf zu legen, die überspannten Königsfreunde zu beseitigen, als die alten Freiheitsfreunde. Man pries die Vor-

Digitized by Google

trefflichkeit der sogenannten Karte und verletzte ihre Grundsätze. Chateaubriant hat ein nur allzuwahres Wort gesprochen, wenn er sagt: „Wir hatten seit fünf und zwanzig Jahren in Frankreich vielerlei Verfassungen; jede ward, sobald sie erschien, als Meisterwerk gepriesen. Immer brachte uns das Gesetz Freiheit; die öffentliche Verwaltung aber Knechtschaft.“

Er hat nun seine politischen Schriften, Abhandlungen und Flugblätter unter dem Titel: Mélanges de politique abdrucken lassen. Sie füllen bis jetzt zwei Bände, und bleiben ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Parteispiels seit Wiedereinthronung der Bourbonen. Seine Denkart und Ansicht der Dinge spricht er nirgends bündiger, als in seiner Vorrede zu dieser Sammlung aus: „Es giebt, sagt er, nur zwei Arten, Frankreich zu regieren. Die eine besteht in zwei Dingen: Die Karte und die Männer von Ehre. Das ist das System der Rechtmäßigkeit, das einzige, was den Thron der Bourbonen befestigen kann. Die andere ist: Die Karte und die Staatsumwälzer, das heißt, die unbedingte Gewalt und die Umwälzer; denn das Wort „Karte“ gebraucht man nur der Anständigkeit willen. Im Grunde alle, welche in einem verfassungsmäßigen Staat ein Ministerium der allgemeinen Polizei wollen; alle, die von nichts, als Machtsprüchen (ordonnances) reden, gegen die Preßfreiheit lärmen, und die beiden Kammern in gehorsame Räthe verwandeln mögten: wollen die Karte nicht. Kann's aber in Frankreich mit diesem System gehen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, es setzt alle Rechtmäßigkeit in Gefahr.“

„Und dies System, welche Fortschritte hat es nicht schon gemacht, seit ichs anklagte? Das System der moralisch-umwälzerischen Interessen breitet sich aus, und mit ihm wächst jene Art moralischer Verschwörung gegen alle Rechtmäßigkeit, deren Folgen schauderhaft genug sein würden. Nur noch ein paar Monate gewartet, und die Schlaffheit der einen, und die Gewalt der andern, werden nicht mehr über das in Zweifel lassen, was geschehen kann. Schon jetzt verdoppeln sich die Verläumdungen gegen die Fürsten; man bringts mit Verjagung der Königsfreunde aus allen Stellen zum Ende. Mehrere Statthalter sind schon jetzt bedroht; sie werden stürzen. Sind einmal die bürgerlichen Behörden gelichtet, wird die Reihe an das Heer kommen, um alle Kriegsleute zu entfernen, die sich verdächtig machen, der Sache der rechtmäßigen Monarchie allzusehr ergeben zu sein.“

„Die Art, wie man die staatsumwälzerischen Hefen aufgerührt hat seit Auflösung der letzten Kammer der Abgeordneten, verschlimmerte das Uebel Frankreichs ungeheuer. Hatte ich mich denn geirrt, als ich sagte, das Freudengeschrei unserer Jakobiner wäre auch von ihren Brüdern und Freunden in entlegnen Gegenden gehört worden? Leset doch nur den Morning chronicle, den Nain jaune und die deutschen Zeitschriften! Selbst zu Spafields empfand man den Gegenstreich von der Polizei während unserer letzten Wahlen. Die dreifarbige Fahne und rothe Mütze sind die Paniere des Londner Pöbels geworden.“

„Es wäre jedoch möglich, daß die Obsiegenden erschrocken vor ihrem Sieg, ihn nicht sogleich

Digitized by Google

in seiner ganzen Ausdehnung benutzen wollten, aus Furcht, eben in seiner Größe selbst ein unvorhergesehenes Hinderniß zu finden. Es kann ihnen vortheilhaft scheinen, einen Augenblick Rückschritte zu thun. Es würde mich zum Beispiel gar nicht Wunder nehmen, wenn sie etwas recht Auffallendes, mit ihren heimlichen Wünschen scheinbar recht im Widerspruch Stehendes thäten, um damit Leuten eins anzuhängen, die allenfalls in die Pläne der Faktion zu tief hineingesehen hätten."

„Ich aber, so lang ich nicht sehe, daß man gerad und offen zu den Ursätzen der Religion, der Sittlichkeit und des Rechts umkehrt, werde ich mich durch keine Züge, Gegenzüge, Ränke, Nachgiebigkeiten und übrige Gaukeleien der feindlichen Partei irre führen lassen."

„Ich schmeichle mir nicht, daß sie je ihrer Staatsklugheit entsagen werde; und meine traurigen Weissagungen werden in Erfüllung übergehen. Ich weiß wohl, daß ich für meinen Selbstnutzen und für meine Ruhe den schlimmsten Weg ergriffen habe: ich habe beständig das Schicksal, auf der Seite der Geschlagenen und Unbeglückten zu sein. Ich täusche mich gar nicht selber; erkenne es recht gut, daß ich das bin, was man in der Staatskunst einen Geopferten zu heißen pflegt; erkenne es, daß ich einer sehr guten, sehr schönen und noch heut leicht gewinnbaren Sache diene, der man aber keinen Sieg zu gönnen scheint; erkenne auch, daß ich in der Wüste predige, nicht gehört werde: aber der Erfolg von allem, der beste Richter, wird nur zu bald meine Rechtfertigung aussprechen. Und wer er auch sei, und wo er mich finde: ich werde nie säumen, meinem rechtmäßigen Könige zu dienen. Ich habe in meinem Hause Beispiele gesehen und gegeben. Mein Bruder, wie mein Vetter, opferten für den König ihr Leben; ich habe Neffen, die von mir lernen sollen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Schon einmal hatte ich das Glück, für die Bourbonen einige Blutstropfen zu vergießen. Als Minister schrieb ich die Monarchie nach der Karte, um ihnen die Gefahr zu zeigen; als Soldat werd' ich daraus Flintenpatronen machen, um sie zu vertheidigen."

Wenn die erhitzte Einbildungskraft des guten Chateaubriant eben, weil nicht alles nach seinem Kopf geht, überall jakobinische Verschwörungen wittert: ists nicht mehr als billig, daß man ihm den Kopf auch zuweilen zurecht setze. Das geschieht denn auch häufig genug, bald säuberlich, bald unfein; wie man aber voraussehen kann, ohne Nutzen. Denn was immer geschehen möge, Chateaubriant wird es als Erfüllung seiner Weissagungen erklären, um seine Sehergabe nicht zu Schanden werden zu lassen.

Ein Unbekannter ließ neulich in einer Flugschrift: La véritable conspiration devoilée, den von Chateaubriant in die Höhe geschleuderten Stein auf dessen eignen Kopf zurückfallen. Er zeigte dem Pair von Frankreich ganz trocken den Wirrwarr in seinen Vorstellungen, sogar die Widersprüche in seinen Grundsätzen und Begriffen; fragte ihn: was er sich unter Männern von Ehre dächte, deren er immer neben dem König und der Karte Erwähnung thue? Denn darüber ist er die Erklärung noch schuldig geblieben, und schloß damit: „Es befindet

Digitized by Google

ſich in Frankreich jetzt eine Zahl von Menſchen, aber eine kleine, die, in den Mantel der Religion gehüllt, die Heimkehr der Ordnung predigen, und doch die beſtehende Ordnung der Dinge umſtürzen wollen, um eine andere, nach ihrem Sinn einzuführen. Dieſe Minderheit, die nur Aechtungen und Rache fordert, ſucht alles in Bewegung zu ſetzen, um Frankreich in innern Krieg zu bringen, damit man ſich einander durchaus nicht verſtehen lerne. Dieſe Männer von Ehre wollen, auf Gefahr geſammten Vaterlandes, eine neue Staatsumwälzung, in der ſie ihre alten Titel, Vorrechte, und Reichthümer wieder zu finden hoffen, für die ſie alles Heil Frankreichs kaltblütig in die Schanze zu ſchlagen bereit ſind!“

Dagegen trat in denſelben Tagen Graf Donatian de Sesmaiſons auf, und bewies in ſeiner Flugſchrift: Une révolution doit avoir un terme, die bald eine zweite Auflage erlebte, daß auch die franzöſiſche Staatsumwälzung einmal ihr Ende haben müſſe. Man ſagte ſchon, als Robespierre fiel: die Umwälzung iſt zu Ende! und ſie dauerte dennoch fort. — Als Bonaparte ſeine Macht über den Trümmern der Directorialgewalt aufrichtete, behauptete er: die Umwälzung hat aufgehört! und er ſelbſt wälzte beſtändig die Grundlagen der Regierungsverhältniſſe um. — Als Ludwig der Achtzehnte zurückkam, ward ausgekündet: nun habe die Umwälzung aufgehört! Und doch kamen die hundert Tage u. ſ. w. — Wann hört ſie denn auf? fragt der Graf von Sesmaiſons.

Er trifft es ziemlich richtig, wenn er ſagt: die Nationalgüter, der Adel und die Geiſtlichkeit ſeien noch die vornehmſten Hinderniſſe, die der Vereinigung aller Geſinnungen in dem Wege ſtehen. Aber, ſetzt er hinzu, die Nationalgüter, (die er auch Güter der Ausgewanderten heißt) geben ſchlechten Vorwand; denn die alten Eigenthümer derſelben haben ſchon mehr, als die Hälfte davon wieder zurück. — Der Adel, man mache nur keinen Unterſchied mehr zwiſchen altem und neuem Adel, und gebe ihm wieder einige Vorrechte, zum Beiſpiel: Verewigung ſeines Familienguts durch Majorate, Gericht vor ſeines Gleichen, Erziehung ſeiner Kinder auf Staatsunkoſten u. dgl. — Die Geiſtlichkeit, man erlaube nur, daß man ihr das Geraubte wiedergebe. Wie edel hat ſich nicht die Prieſterſchaft immer benommen! Und iſt ihr Herz golden, ſo wird das Herz der Laien auch nicht ſteinern bleiben. — Somit hört die Umwälzung auf und hat alle Fehd' ein Ende!

Man muß über die treuherzige Meinung des Grafen lächeln. Eben die Rückerſtattung der Nationalgüter, die Vorrechte des Adels, die wiederherzuſtellenden Reichthümer der Kirche bleiben der Sauerteig in der Geſchichte des heutigen Frankreichs. Dazu kommt eingeriſſener Parteigroll; eine Anſicht der allgemeinen Rechtſame die vor 1789 nicht ſo gemein war, wie heut; und die wilde Begier aller, in Aemtern zu ſtehen, um Geld zu machen. Es iſt vielen berühmten Republikanern weniger um die Republik, als um ihren Platz darin zu thun geweſen; und heute vielen berühmten Royaliſten weniger um Bonaparte oder Ludwig dem Achtzehnten, als um die Höhe oder Sicherheit ihrer Anſtellung unter einem Alleinherrſcher. Der zurückgeſetzte Republikaner wird feuriger Royaliſt; der zurückgeſetzte Royaliſt ein Freund der Staatsumwälzung. —

Digitized by Google

Herr de Sesmaisons war übrigens ein Altadelicher, ein Ausgewanderter. Für ihn liegt der Geschichte der Verwandlungen und des Fortschreitens des Zeitalters seit 1789 im Nebel.

In der That ist Frankreich, dem Geist und Sinn seiner Bewohner nach, ein ganz anders, als es im J. 1789 war; den innern Staatsverhältnissen nach aber noch eben so krank und elend, als damals. Alle seine furchtbaren Aufschwünge im Raum von fünf und zwanzig Jahren scheinen nur Fieber-Crisen gewesen zu sein. An Aerzten, die mit diesem zerrütteten Staatskörper Versuche machten, fehlte es leider nicht. Necker, Robespierre, das Directorium der Fünf, Bonaparte, alle wollten an der Heilung dieses Kranken ihr Meisterstück machen; alle wählten verderbliche, oder zu schwache, oder zu heftige, immer unzeitige Mittel.

Auch jetzt noch mangelt es nicht an dienstwilligen Heilkünstlern, die ihre Rezepte anpreisen, wenn man sie auch nicht nimmt. Zu ihnen gehört neuerdings ein ehmaliger Kaufmann, Namens Alexander Crevel, der ein dickes Buch geschrieben hat, dessen Titel ich Ihnen nur hersetzen darf, um seinen vollen Inhalt zu bezeichnen: Essai philosophique *sur le grand art de gouverner un état*, de lever les impôts, de rendre un peuple heureux, d'assurer la prosperité d'une nation et la stabilité d'un empire; comprenant un plan d'administration générale, et un système fondamental et perpétuel de finances pour 1817 et années suivantes, établis sur les bases posées par le droit naturel et sur le respect dû à la propriété et à la liberté individuelle; présenté à la chambre des deputés. Dieser Mann hat schon mehrere politische Schriften herausgegeben, ohne sich einen rechten Namen machen zu können. Vielleicht gelingts ihm besser mit diesem Hauptwerk, das er dem Könige selbst zugeeignet hat, und worin er ihm unumwunden sagt: „Sire, die Staatsverwaltung war unter Ihren Vorfahren elend; sie wars unter der Republik; sie bliebs unter der kaiserlichen Regierung; und sie ists noch jetzt unter der Regierung Ihrer Königl. Majestät.“ Man sieht wohl, an Aufrichtigkeit fehlts dem Manne gar nicht. Auch macht er aus dem Innersten seines Sinnes kein Geheimniß, selbst wenn er Gefahr läuft etwas zu verrathen, was er nicht verrathen sollte.

„Sire, sagt er in der Zuschrift: Sie waren edel genug in Ihrer Kundmachung von Cambray einzugestehen, daß Ihre Regierung vielleicht Fehler gemacht habe und habe machen müssen. Ja, Sire, es wurden Gnaden und Orden an Leute vertheilt, die darauf keinen Anspruch zu machen hatten; dagegen baten und bitten noch heut um Gunstbezeugungen dieser Art die treuesten Ihrer Majestät ergebensten Diener, welche für Sie Glück und Ruhe aufgeopfert haben. Jener Regen von Orden und Gnadengeldern war nur ein Feuerregen, der die Fackel der Zwietracht anzünden mußte. Seitdem wurde dazu noch das Säuberungssystem schlecht angewendet und der Vorwand von politischen Meinungen öffnete der Leidenschaftlichkeit, dem Privathaß und dem Anschreißen der Männer am Platz freies Spielfeld!“

Digitized by Google

Er erbietet sich zu nichts Geringerm, als zur Wiederherstellung von Frankreichs altem Glanz; liefert einen vollständigen Finanzplan, der im ersten Vierteljahr von 1817 sogleich 700 Millionen zur Bezahlung der Schuld an die verbündeten Mächte einbringen sollte und zugleich alle übrige Wünsche Frankreichs rücksichtlich seiner Finanzen befriedigen müßte.

Zu dem Ende aber verlangt er eine Umgestaltung des ganzen Reichs; beschränkte königliche Gewalt; Abschaffung der Minister und des Staatsrathes, statt dessen einen Oberhof des Reichs (haute cour d'état) dessen sechs Kammern, jede aus mehrern Räthen zusammengesetzt, die bisherigen Ministerialgeschäfte besorgen, und dessen Vorsteher der König selber wäre. Er theilt Frankreich in zwanzig Provinzen, jede von einer Staatskammer, abhängig vom Oberstaatshof, verwaltet; in jeder eine Kriegs- Seewesens- Gerichtsverwaltung u. s. w. Er giebt dem Reiche ein Nationalparlament von 360 Gliedern, und ein Senatorialparlament (statt der Pairskammer); nebenbei noch Provinzialparlamente, die in ausserordentlichen Fällen, bei Zwisten der Pairschaft mit dem Oberhof, zusammenberufen werden. So tritt er in alle Einzelheiten der Verfassung ein; ordnet Cantonalfeste zu Ehren des Ackerbaues an, und schlägt neue Orden vor: den landwirthschaftlichen Orden des Sterns, mit Sullys Bild; für die Priesterschaft den Orden des goldenen Kreuzes; der große bürgerliche Verdienstorden der goldenen Lilie u. s. w.

In Rücksicht der Finanzen will Crevel eine Personen- und eine Grundsteuer einführen, die letzte im Verhältniß vom Zehnten des reinen Ertrags. Die Summe der Grundsteuern wird ein für allemal auf 150 Millionen, die der Personen- oder Staatssteuern auf 250 Millionen festgesetzt. Dazu giebt er dem Staat die Einnahmen von Departementallotterien, Zoll, Tabak, Salz, Posten, Staatsgütern und andern Regalien; legt eine Staatsbank an, mit Staatszetteln von zwei Milliarden Werthes, vorzüglich um damit die Contributionen an die verbündeten Mächte, und die Räumung des Landes zu erhalten, auch andere Schulden abzuthun.

Es ist hier nicht der Ort, den ganzen Finanzplan Crevels zu entwickeln, der allerdings sehr einfach und übersehbar ist, auch den Vortheil hat, dem Staate 60 bis 70 Millionen Bezugskosten zu ersparen, und viele glückliche Gedanken enthält, in so fern er sich nicht in seinen Voraussetzungen täuscht. An Ausführung des Ganzen ist nun freilich nicht zu glauben, besonders, da er sich auf eine allgemeine Umschmelzung aller innern Verhältnisse Frankreichs gründet. Aber Crevel schließt sein Werk hinwieder mit einer fürchterlichen Drohung, wenn man seine Ideen, zumal die Errichtung der Bank nach seinen Grundsätzen, verachten sollte. „Denn, sagt er: in wenigen Jahren wird das baare Geld durch die Zahlung der Kriegskontributionen, und durch die Angst der Capitalisten ganz verschwinden. Dann kein Tauschmittel, kein Reichthum mehr. Der Reiche wird, wie ein Tantalus, mitten im Wasser verschmachten; die Kaufmannswaare ohne Werth, die Rente ohne Bezahlung, das Elend des Volks auf dem höchsten Gipfel sein. Denn kein Tauschmittel mehr, kein Handelsverkehr, kein Gewerbsfleiß,

Digitized by Google

kein Ackerbau, kein Wohlstand, kein Thron, keine Regierung; — nur Aufrühre, Emporungen, Umwälzungen! Das wird die Schicksalsfrist sein, welche die verbündeten Mächte nur erwarten, um über ihre an Lebenskraft erschöpften Schlachtopfer herzufallen, wie brüllende Löwen!“

„König von Frankreich! treuer Hirt deiner Heerde, du kannst noch, Gewandheit gegen List und Uebermacht stellend, deine Schafe, deine furchtsame Lämmer schützen vor jenen hungrigen Wölfen, die dir selber dann, guter Hirt, unfehlbar den Todesstoß verseben würden!“

Indem ich Ihnen so die Töne der Partheien, die mannichfaltigen Besorgnisse, Rettungsvorschläge und innere Spaltungen vorführe, werden Sie sich daraus selbst das richtige Bild vom Zustand Frankreichs im gegenwärtigen Augenblick zusammensetzen können. Wie es im Jahr 1816 der Fall war, erwartet man auch mit verzweifelnder Gewißheit wieder in den Finanzen für das Jahr 1817 ein gräßliches Deficit. Man sieht nicht ab, wie das alles enden werde, wenn nicht ein Deus ex machinae hervorspringt und Wunder thut. Auch denkt keiner ohne Furcht an die Zukunft, und wie man die ungeheuern Auflagen einbringen, wie man bis zum Jahr 1820 die Heere der Verbündeten tragen werde, deren hundert und fünfzigtausend Bajonete jetzt alles in Unterwürfigkeit und Stille erhalten? —

Neben den allgemeinen Klagen schallen in den verschiedenen Gegenden des Reichs noch die besondern, welche durch örtliche Verhältnisse und Umstände veranlaßt sind, wie im südlichen Frankreich die Seufzer der schüchternen Protestanten; in der Vendee die Furcht wohlhabender Familien, die vom wüthenden Pöbel, unter dem Vorwand, sie seien republikanisch, oder bonapartistisch gesinnt, mit Ausplünderung und Todschlag bedroht werden. Dazu gesellt sich die Unsicherheit der Männer in Stellen. Ungeachtet der verkündeten Vergessung alles Vergangenen, davon die Pariser Zeitungen so viel posaunten, ungeachtet des königlichen Befehls vom 5. Herbstmonat 1816, erfährt man bald hie bald da von Absetzungen von Beamten, deren einziges Verbrechen darin bestand, unter Bonaparte gedient zu haben. Aber wer in Frankreich hat unter diesem Manne nicht gedient? — Dergleichen Verfügungen haben schon im Elsaß kein gutes Blut gemacht; eben so machte die Commission, welche hier beim Capitel von Straßburg niedergesetzt wurde, um das Betragen der Geistlichkeit zu untersuchen, höchst übeln Eindruck. Man wollte diese Geistlichen, die im Allgemeinen durch ihre gute Aufführung und ihre Verträglichkeit mit den Protestanten, viele Achtung genießen und verdienen, zwingen ihre Eide, die sie bisher und selbst nach dem Concordat geschworen, feierlich zu widerrufen. Einige derselben haben sich aus Furcht oder Noth unterworfen; andere stellten vor, sie hätten jederzeit gewissenhaft und nicht wider die Satzungen der katholischen Kirche gehandelt. Die Bauern, wie die Städter, gaben diesen Beifall. — Der Widerrufseid

selber *) iſt von einer Art, daß er den Proteſtanten Sorgen erregen, in jedem Fall die Vermuthung wecken könnte, man habe zur Abſicht, die Prieſterſchaft im Elſaß in ihren kirchlichen Begriffen um drei, vier Jahrhunderte zurück zu ſehen; etwas, das doch ſchwerlich gelingt. Auch glaubt man kaum, daß der König von allen dieſen Schritten unterrichtet ſei, die zu keinem guten Ziele führen.

Es liegt vollkommen im Sinn des Königs, alt und neu zu verſchmelzen, und die Verſchiedenheiten der Anſichten und Meinungen und Einrichtungen vor und während der Umwälzungszeit mit einander auszuſöhnen. Es iſt auch keinem Zweifel unterlegen, daß nicht die meiſten und vorzüglichen Männer, die unter Napoleons Regierung an der Spitze ſtanden, mit redlichem Willen dazu die Hand bieten würden. Aber die Sache ſelbſt ſcheint an ſich faſt unmöglich zu ſein, da die wenigſten der alten Ausgewanderten vergeſſen können, was ſie waren, was ſie hatten, was ſie gelten, ehe ſie nichts mehr waren, hatten und galten. Ihre Söhne denken, von Geburts wegen, faſt alle eben ſo. Da die Zornruthe des Schickſals ſo wenig beſſerte: was läßt ſich von allen Vorſtellungen der Vernunft und Billigkeit erwarten? Sie wollen nicht nur vollen Erſatz, ſondern auch Verzinſung ihrer Entbehrungen: nebenbei Rache. Sie behandeln (mit wenigen Ausnahmen) die Männer, welche durch ihre Thaten Frankreichs Ruhm waren, als verächtliche Emporkömmlinge, während ſie ſich ſelber, durch ihr bloßes Daſein, für Frankreichs Ehre halten. — Nun denn, ſo paare einer einmal Vernunft mit Unvernunft, wenns geht!

Daher ſind alter und neuer Adel noch immer, was auch der gute König thue, wie Waſſer und Feuer. Miſchet die beiden, wenn's geht! Am meiſten und verderblichſten offenbart ſich das beim Heer. Die Ernennung der vier neuen Marſchälle von Frankreich in vorigem Jahr machten daher eine ſonderbare Wirkung. Die alten Kriegshelden des Reichs, auf welche die Nation noch immer mit heimlichem Stolz hindeutet, auf die man noch immer hofft, wenn früher oder ſpäter Frankreich wieder zu Ehren gebracht werden ſollte, fühlen ſich zurückgeſetzt, und andere ſteigen auf, von denen man nie, oder nichts Wichtiges vernommen, und die meiſtens, hohen Alters wegen, nicht Hoffnung geben, je wichtiges von ſich hören zu laſſen.

Der Graf von Viomenil, Oberſtfeldſtatthalter, diente während des Feldzugs von 1796 beim condeſchen Heere, als Haupt beim Stab, und an der Spitze einer Abtheilung des Vortrabs. Ein Jahr nachher ging er nach Rußland und diente dieſer Macht. Bei den Ausgewanderten galt er immer als ein Mann, der perſönlichen Muth gezeigt habe, ohne deswegen hohe Feldherreneigenſchaften in vorzüglichem Grade zu beſitzen. Er kam mit Ludwig dem Achtzehnten nach Frankreich zurück, und bald darauf hatte er im Innern der Thuillerien auf den Stiegen einen höchſt unangenehmen Auftritt mit einem Feldherrn aus der Umwälzungszeit, der ein Bein zu

*) Siehe Ueberlieferungen 1. Heft. 1817. Seite 30.

Digitized by Google

wenig hat. Viomenil hatte gegen dieſen gefehlt; man ſollte ſich ſchlagen; die Prinzen davon unterrichtet, verhinderten den Zweikampf. Viomenil, auf deſſen Seite alles Unrecht war, empfing, Namens des Königs, vom Herzog von Berry ſcharfe Vorwürfe, und dieſer Fürſt ſagte ihm ſogar in Gegenwart vieler Leute: „Noch ein Paar Auftritte der Art, Herr General, und der König könnte wohl wieder in Fall kommen, Frankreich zu verlaſſen, weil ſie ſein Heer nicht zu achten wiſſen.“

Als Napoleon von der Inſel Elba zurückkam, empfing Viomenil, ein fünfundachtzigjähriger Greis, den Auftrag, eine S.,ar Freiwilliger in Vincennes zuſammen zu ziehen, um ſich dem Anmaaßer damit entgegen zu ſtellen. Die erſte Frage, die er den jungen Leuten machte, die unter des Königs Fahnen dienen wollten, war: Herr ſind ſie von Adel? Hies es: Nein! ſo war der Beſcheid: Herr, Sie können unter meiner Schaar nicht dienen.— Als Napoleon vor den Thoren der Hauptſtadt ankam, hatte Viomenil eine Schaar von zwanzig bis dreiſſig freiwilliger Edelleute, die nun vor der Uebermacht auseinander gingen. Der Feldherr nahm die Poſt und begab ſich nach Lille zum König. Seine Majeſtät, eben bei Tiſch, empfing den Grafen, und fragte ihn um Nachrichten von ſeiner Heerſchaar. „Sire, antwortete der Greis: ich konnte nur einige wenige Edelleute zuſammen bringen und die ſind wieder auseinander.“ — Nach der Rückkehr des Königs wurde Viomenil Gouverneur von Rennes in Bretagne. Viele machten ihm damals wegen ſeines Benehmens im Rechtshandel gegen den unglücklichen General Travot Vorwürfe, als habe er ſeinen Haß gegen die Feldherrn der Staatsumwälzung nicht verläugnen können. Indeſſen nennen die zurückgekehrten Ausgewanderten, oder vielmehr die, welche man in Paris jetzt ſcherzweis les voltigeurs de Louis XIV. heißt, den alten Viomenil den Neſtor der Braven.

Neben ihm wurde der Herzog von Coigny zum Marſchall von Frankreich gemacht, ein achtzigjähriger Mann, der mit dem König ausgewandert und zurückgekommen war; im Kriege, ſeit den hanöverſchen Feldzügen, wo er nur einen einzigen Feldzug mitgemacht, nichts denkwürdiges gethan hatte, und an die Stelle des Marſchalls Grafen von Serrurier zum Gouverneur der Invaliden geſetzt worden iſt.

Der dritte von den neuen Marſchällen, Oberſtfeldſtatthalter Beurnonville, war bekanntlich zu Anfang der Umwälzung Oberbefehlshaber des Heers von Trier, wo er mit dem Feind nur einen einzigen bedeutenden Vorfall gehabt. Man erinnert ſich noch ſeines Berichts, den er der Nationalverſammlung darüber abſtattete, wo er verſicherte, daß die Feinde nach einem ſchrecklichen dreiſtündigen Kampf eine Menge Volks verloren, während die Franzoſen nur den kleinen Finger eines Trommelſchlägers oder Jägers eingebüßt hätten. Seitdem ſah man ihn nur auf Geſandſchaften. Er erwarb ein großes Vermögen, und hat dem Könige, ſeit deſſen erſten Rückkehr, gedient.

Clark, Herzog von Feltre, gegenwärtig Kriegsminiſter, iſt der vierte von den neu ernannten Marſchällen. Er ſtammt aus einem irländiſchen Geſchlecht, das den Stuarten einſt nach

Digitized by Google

Frankreich folgte, und war vor der Staatsumwälzung, als Jüngling, Geheimschreiber im Hause Orleans. Er trat nachmals in Kriegsdienste, und schwang sich sowohl durch Wohlverhalten, als durch Gunst der Volksrepräsentanten empor, die damals beim Heer die Allmächtigen waren. So erhielt er endlich das Regiment des Marquis de Beau-jeu, eines ehrwürdigen Greises, der die Liebe aller seiner Soldaten hatte, ein tapfrer Mann war, aber als Adlicher und Aristokrat gestürzt ward. Dieser ist seitdem auf seinem Landgut in der Franche Comte gestorben. — Aber auch Clark verlor bald auf ähnliche Weise seine Stelle. Er zog sich in die Umgebungen von Saverne zurück, wo er die Bekanntschaft eines Fräuleins Zäpfel, aus einem reichen bürgerlichen Hause machte, und an die Stelle seiner ersten, von ihm geschiedenen Gemalin, einer Engländerin, beurathete. Jenes Fräulein ist die jetzige Herzogin von Feltre.

Clark trat nachdem ins Bureau des Kriegsministeriums, wo besonders Carnot viel zu seinem Glücke beitrug. Durch Verwendung desselben erhielt er den Rang eines Divisionsgenerals und Hauptes vom topographischen Bureau. Er konnte nachmals dem unglücklichen Carnot nicht vergelten, als dieser Frankreich verließ. Carnot verlangte noch, und vergebens, seinen rückständigen Gehalt; doch der gute Ludwig der Achtzehnte ließ endlich auch diesen in baarem Gelde auszahlen.

Clarks fernere Schicksale sind bekannt genug. Er ward nachher dem besondern topographischen Bureau Napoleons vorgesetzt, der ihn wohl leiden mogte; ihn zum Gouverneur von Wien, dann von Berlin machte u. s. w. Den Schlachten von Austerliz und Jena wohnte Clark nicht unmittelbar bei, weil ihn eine schwere Unpäßlichkeit hinderte zu Pferde zu sitzen. Er mußte dem Heer also immer in dem Gefährte des Kaisers folgen. Dieser machte ihn zum Kriegsminister, (man weis aber, unter Bonaparte hatte diese Stelle keinen mächtigen Wirkungskreis) zum Graf von Hunebourg, zum Herzog von Feltre u. s. m. — Beim Sturz Napoleons zu Fontainebleau befand sich Clark mit der Kaiserin Marie Louise an der Loire. Er empfing von ihr noch eine Vergütung von 100,000 Franken.

Seit Eintritt des Königs in Frankreich diente er Seiner Majestät mit dem lebhaftesten Eifer. Er erhielt auch durch Talleyrands Verwendung, eine Pairschaft und 20,000 Franken Gehalt; folgte nachmals dem Hause Bourbon nach Gand, und schien seit der Zeit den Feldherrn und Kriegern schlecht gewogen, die nicht, wie er, treu den Bourbonen nach Gand gefolgt waren. Das zog ihm von der anderer Seite zwar bei den französischen Soldaten manche Ungunst zu; doch entschädigte ihn dafür die Gewogenheit der Prinzen. Der König machte ihn zum Kriegsminister, endlich zum Marschall von Frankreich.

Genug für diesmal. Die Welt steht nicht still. Den Fortgang erfahren Sie nächstens.

Paris, im Januar 1817. A. E.

Digitized by Google

London und die britische Reiche.

Das Parlament. Oeffentliches und gemeines Wesen. Die Gesellschaft für verlassene Fremdlinge in London.

Ich komme aus dem Unterhaus des Parlaments. Der erste Anblick dieser gesetzgebenden Versammlung hat für jeden Fremden viel Ueberraschendes. Man denkt sich das Beisammensein von sechs bis siebenhundert Stellvertretern des reichsten und gewaltigsten Volks mit einem gewissen Prunk, mit einer ehrfurchtweckenden Feierlichkeit umgeben. Nichts von dem allen ist da. Jeder kömmt und geht, wann er will; sitzt wo er will; ist gekleidet, wie es ihm gefällt; hört zu, oder plaudert mit dem Nachbar; schreibt, oder schläft. Und doch ist man nie lange in dieser Versammlung, so erweckt die Wichtigkeit der Verhandlungen, die Beredsamkeit der Redner, die aufmerksame Theilnahme des horchenden Volks, bald die tiefe Todesstille, bald die geräuschvolle Bezeugung des Beifalls oder der Unzufriedenheit, eine Ehrfurcht, eine Bewunderung, ein Intresse, wie kein todter Prunk, keine steifgeregelte Festlichkeit hervorbringen kann. Man wird da in kurzer Zeit selbst Engländer. Hier ist natürliche Hoheit. Alles Ceremoniel bei ähnlichen Versammlungen in andern Ländern ist mehr erkünstelter Schwulst, der das Gemüth kalt läßt, oft lächerlich wird.

Der schweigende Ernst, die trockne Wortlosigkeit, die düstere Ruhe, welche dem Engländer sonst so ganz eigen zu sein scheint, und die man im britischen Senat wieder dargestellt zu finden glaubt, fehlt hier ganz. Im Gegentheil, alles ist hier lebendig, reizbar und begehrt Reizung. Ein munterer, drolliger, witziger Einfall des Redners verfehlt nie seine Wirkung, und je ernster der Stoff und dessen Behandlung, je sicherer trifft ein dazwischen laufendes launiges Wort.

Das hear! hear! hear him! (hört! hört!) ertönt gewöhnlich zuerst von einer oder von zwei Stimmen; dann folgen mehrere, bald immer zahlreichere; bis das ganze Haus von diesem Getöse wiederhallt, welches sich eben so oft wiederholt, als der Redner etwas sagt, das, weil es gefällt oder mißfällt durch Neuheit oder Seltsamkeit, auffällt.

Mitten im Volksgedränge auf den Gallerien sieht man bald hier, bald da einige Geschwindschreiber, welche die Verhandlungen und Reden der Versammlung für die öffentlichen Blätter aufzeichnen. Sie werden jeden Augenblick gestöhrt, gestoßen, von ihrem Platz verrückt. Dabei lachen und schwatzen sie oft selber noch, und dennoch zeichnen sie lange Reden mit pünktlicher Genauigkeit und Worttreue auf.

Was den Parisern die Schauspiele, das sind den Londnern die Parlamentsberathungen und öffentlichen Landesangelegenheiten. Der Brite will Oeffentlichkeit. Sie gehört zur Ruhe seines Lebens, als Staatsbürger; sie ist die Seele seiner Freiheit. Er wird sich lieber sein Habeas Corpus-Akte, als diese Oeffentlichkeit nehmen lassen. Die Pressfreiheit ist unbegrenzt, ohne deswegen schaden zu können. Jährlich erscheinen gegen tausend Bücher, und größere und kleinere

Digitized by Google

Flugſchriften, die oft für den Augenblick berechnet mit dem Augenblick untergehen; monatlich bei fünfzig und ſechszig Zeitſchriften; täglich in London nur dreißig bis vierzig verſchiedene Zeitungsblätter: Alles will von der Geſchichte des Tages, von den Verhältniſſen des Staats, vom Gang des Handels und der Künſte belehrt ſein.

Darum verdient in Europa eigentlich wohl England allein den Namen Republik. Es liegt in dem Namen etwas ſehr Bezeichnendes. Was wir jetzt Freiſtaat zu heißen pflegen, nannten die Römer das öffentliche Weſen, Res publica, weil bei ihnen alle vaterländiſche Angelegenheit öffentlich verhandelt ſein mußte, die Verwaltung, die Ernennung der Beamten, die Beſchlüſſe zum Krieg und Frieden, die Aufſtellung der Geſetze. Eben aus dieſer Oeffentlichkeit, welche auch die Theilnahme des Trägſten weckte, entſtand jene heldenmüthige Vaterlandsliebe, jener Gemeinſinn, der in des alten, freien Roms Geſchichten noch heut Gegenſtand unſerer Bewunderung iſt. Denn weil jeder für das Vaterland lebte; lebte das Vaterland wieder in jedem und für jeden. Die neuen Schweizer haben das Wort Republik ohne die Sache ſelbſt, nämlich die Oeffentlichkeit zu haben; Ausnahme mögen die demokratiſchen Kantone machen. Die alten Schweizer hatten ſtatt deſſen das gemeine Weſen. So nannten ſie den Inbegriff der bürgerlichen Rechte und Genüſſe, die allen gemein waren, und worüber in Stadt- und Landgemeinden die Verſammlung der Staatsgenoſſen, als höchſte Macht, entſchied. In den meiſten Kantonen aber ſchloß die Herrſchaft der Staatsführer bald die Oeffentlichkeit vom gemeinen Weſen aus. So verſchwand auch das Intreſſe der Bürger am gemeinen Weſen und am Ruhm des Vaterlandes. Es entſtanden Staats- und geheime Räthe; das Volk hatte keine Stellvertreter, ſondern Regenten, die oft zugleich Geſetzgeber und Richter waren. Zuletzt war nichts mehr öffentlich, nichts mehr allen gemein. Da ſchrumpfte der Gemeinſinn in engbrüſtige Selbſtſucht, die Vaterlandsliebe in Stadt- und Dorfliebe zuſammen, weil wenigſtens in der Stadt oder dem Dorf ein Gemeingut der Ortsbürger lag, worüber in den Gemeindsverſammlungen geredet werden konnte. Dies brachte dem Schweizer wohl das größte von allen Verderben, was ſie in ſpätern Zeiten erfahren mußten. — Das Beſte, was die nordamerikaniſchen, vereinigten Staaten von ihrem Mutterland geerbt haben, iſt ohne Zweifel ihr Sinn für Oeffentlichkeit. Außer England kann ſich kein Land ſolcher Preßfreiheit rühmen als Nordamerika. Dadurch wird dieſer aufblühende Bundesſtaat der neuen Welt frei und ſtark bleiben.

Der achtundſiebenzigjährige König iſt, außer für ſeine Familie und den Arzt, für niemand mehr ſichtbar. An Staatsgeſchäften konnte er längſt keinen Theil mehr nehmen. Die Engländer lieben ihn darum nicht minder mit rührender Zärtlichkeit. Ein König von England iſt eigentlich der bloße Darſteller von der Selbſtherrlichkeit des britiſchen Volks. Und eben, weil er das Höchſte darſtellt, kann kein Höherer über ihm ſein. Seine Perſon muß ſo unverletzbar ſein, wie das Geſammtleben der Nation. Weil kein Richter über ihm ſteht, darf er auch nie ſelbſt handeln. Seine von ihm gewählten Staatsdiener und geheime Räthe führen die Staatsangelegenheiten

Digitized by Google

und ſind verantwortlich. Daher iſt es gleichviel, ob in England ein König oder eine Königin auf dem Thron ſitzt. Er iſt nur das Organ, durch welches die Miniſter reden, wie ehemals die Prieſter aus dem Mund der Bildſäule ihres Gottes Antworten und Befehle gaben.

Großbritanien, welches durch beinahe zahlloſe Wohlthätigkeitsanſtalten auf die mannichfaltigſte Weiſe Hülfe ſpendet, hat kaum ein menſchliches Elend ohne Erleichterung, kaum Einen Mangel ohne Unterſtützung gelaſſen. Und dennoch war der unglückliche Fremdling — den vielleicht Schiffbruch oder ein anderer Zufall auf das britiſche Geſtade geworfen hatte, oder der, nachdem er Englands Handel und Gewerbe befördert hatte, arm, untauglich oder krank geworden war, — oft genöthigt, in Elend zu verderben. Kein Almoſengeſetz ſprach für ihn. Er hatte in Stunden der Noth, oder am Rande des Grabes, nicht einmal Anſpruch auf die Milde ſeines Pfarrſprengels.

Es war dem neunzehnten Jahrhundert aufbehalten ſolchem Elende in dieſem Lande abzuhelfen. Und wohl mag es unter die glücklichſten und ehrenvollſten Begebenheiten für die Menſchheit gerechnet werden, daß eine Geſellſchaft geſtiftet wurde, welche den Unglücklichen jedes Landes in den Kreis ihrer Wohlthätigkeit aufnimmt. Dieſe in ihrer Art neue und vortreffliche Stiftung iſt in Deutſchland bisher noch ganzunbekannt geweſen. Daher verdient ſie allerdings, als ein Fortſchritt der Menſchheit zur Menſchlichkeit, ausgezeichnet zu ſein. Bei den alten Römern hieß Hostis Fremder und Feind. Leider hat ſich dieſe Verbindung von Begriffen noch bei manchem Volk erhalten, welches auf Geſittung und höhere Bildung Anſpruch machen mögte. Um ſo rühmlicher iſt, daß unter dem ſtolzeſten und auf ſeine Eigenthümlichkeit beharrlichſten Volke eine Geſellſchaft zuſammengetreten iſt, bedrängte Ausländer zu berathen, zu beſchützen, zu unterſtützen.

Die Anſtalt nahm ihren Urſprung in einer kleinen Geſellſchaft fremder proteſtantiſcher Geiſtlichen, von welchen die Bemerkung gemacht wurde, daß ſie oft den Bitten hülfsbedürftiger Fremden ausgeſetzt wären, ob es gleich ſelten in ihrer Macht ſtände, kräftig zu helfen. Unter dieſen Geiſtlichen befanden ſich auch einige Deutſche, nämlich der würdige Pfarrer C. F. A. Steinkopf, der Doktor Schwabe u. a. m. Da nun in Anregung gebracht worden war, ob nicht möglich ſei, eine Hülfsgeſellſchaft für verlaſſene Fremdlinge zu bilden, zeichneten ſie den Umriß eines ſolchen Vorſchlags dazu auf, und ließen denſelben bei ihren Freunden herumgehen. Er fand ziemlichen Beifall, und eine achtungswürdige Verſammlung von Perſonen, welche dieſem Plane hold war, trat zum erſtenmal in der „London-tavern“ den 3. Juni 1806 zuſammen.

Hier wurde anerkannt, daß nicht nur Geiſtliche ſehr oft von nothleidenden, glaubensgenöſſiſchen Fremdlingen, ſondern auch Kaufleute, durch Menſchenfreundlichkeit bekannt, um Hülfe angeſprochen werden; daß ferner beiden ihr Berufsgeſchäft erſchwert, die Aechtheit der Zeugniſſe oder die Begründung der geſtellten Bitten zu unterſuchen.

Es wurde daher einſtimmig angenommen, daß eine Hülfsanſtalt für ſolche Fälle, ſchon lange ein Bedürfniß der Hauptſtadt geweſen ſei, und beſchloſſen eine Geſellſchaft zu bilden unter dem

Digitized by Google

dem Namen: Freunde verlaſſener Fremdlinge (the Society of friends of foreigners in distress.) Nachdem der Entwurf dazu durch einen Ausſchuß zur Reife gebracht worden war, wurde endlich die Verfaſſung der Geſellſchaft, in einer allgemeinen Verſammlung den 2. April 1807 angenommen.

Gegenſtände der Anſtalt ſind: armen Fremden Unterſtützung angedeihen zu laſſen, ohne Unterſchied ihres Vaterlands oder Glaubensbekenntniſſes; vorzüglich aber ſolchen beizuſtehen, welche Anſpruch auf die Hülfe ihres Pfarrſprengels haben würden; oder ſolchen, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünſchen, die Mittel dazu darzubieten.

Aus den Anordnungen ſieht man, daß zum Behuf der Hülfleiſtung ein Ausſchuß von Geſchäftsbeſorgern ernannt iſt, welche wöchentlich einmal Sitzung halten und Unterſtützungsgeſuche ſorgfältig prüfen, indem ſie diejenigen Unglücklichen ausmitteln, welche wirklich Hülfe verdienen, andere aber abhalten, dem Lande zur Schande ihres eignen, zur Laſt zu fallen.

Da unter den Mitgliedern mehrere von verſchiedenen Gewerben und Glieder anderer mitleidiger Geſellſchaften ſind, ſo wird neben der Geldunterſtützung, auch den Verlaſſenen oft ärztlicher und rechtlicher Beiſtand geleiſtet, wo ſie deſſen bedürftig ſind.

Bei ſo guten Abſichten nicht auch von ſchlechten Menſchen hintergangen werden zu können, dies in einer ſo weitläuftigen Stadt, wie London, gänzlich zu vermeiden, iſt bei aller Vorſicht unmöglich. Da jedoch die Geſellſchaft in ihrer Mitte Männer hat, welche entweder einheimiſch oder in mannichfaltiger Verbindung mit vielen Theilen der Welt ſtehen, oder in Briefwechſel mit dem Feſtlande; ſo erſchweren dieſe Mittel, Nachrichten einzuziehn, wenigſtens ſehr, daß ein Betrug je unentdeckt bleiben ſollte.

In einer Hauptſtadt, wie London, welche nicht allein der Mittelpukt des Handels, ſondern auch der Sitz von Künſten und Wiſſenſchaften iſt, wird ſich immer eine große Anzahl von Fremden befinden, denen es mit ihren Unternehmungen nicht glückt. Und obgleich viele dieſer Fremden von zweifelhafter und verdächtiger Denkart ſind, ſo erſcheinen doch auch viele unter ihnen, als beſcheidene, ehrliche und arbeitſame Leute von ausgezeichnetem Werth, welche unverſchuldet in Bedrängniſſe gerathen. Daß ſolche Beiſtand erhalten müſſen, wird ſelbſt gemeine Menſchlichkeit bekennen. Unter den Kindern des Elends, haben beſtimmt keine einen dringendern Anſpruch auf Berückſichtigung, als ſolche, die hingeworfen in ein fremdes Land, durch Unkunde der Sprache und Landesſitten aller Mittel beraubt ſind, ihren Unterhalt zu gewinnen; oder die von der Noth in die Klauen hinterliſtigen Eigennutzes geführt werden, und welche, wenn ſie verſunken in Armuth oder von Krankheit daniedergeworfen ſind, den Troſt vermiſſen, welchen allein das Mitgefühl liebevoller Verwandte und langgekannter Freunde gewähren kann.

Die Vorſteher dieſer neuen Anſtalt erkennen mit Dankbarkeit die großen und wohlwollenden Beiträge, welche die Geſellſchaft bis jezt erhalten hat, und durch welche ſie in den Stand geſetzt iſt, bereits gegen zweitauſend Perſonen, ohne deren Weiber und Kinder mitzurechnen, habe unterſtützen können. Kleine wöchentliche Unterhaltsgelder hat man mehr denn vierzig Familien

Digitized by Google

gegeben, von denen einige unter der Bürde der Jahre seufzen, alle aber ihr Leben der Verbesserung der Gewerbe und Handelschaft Englands widmeten, ohne dadurch Anspruch auf rechtmäßige Unterstützung ihres Pfarrsprengels erhalten zu haben, und welche jetzt durch Alter und Krankheit durchaus außer Stand gesetzt sind, ihren Unterhalt zu verdienen oder in ihr Vaterland zurückzukehren.

Es ist eine angenehme Beruhigung, daß in den vielen Unterstützungsgesuchen sehr wenige Beispiele von einem Bestreben vorkommen, diese Anstalt zu hintergehen, durch falsche und erdichtete Erzählungen. Auch wurden diese durch den Ausschuß, die Mittel, die ihm zur Prüfung und Nachrichteneinziehung zu Gebote stehen, sogleich entdeckt und gerügt.

Um der Anstalt vermittelst eines bleibenden Grundvermögens Festigkeit zu geben, ist die weise Maasregel ergriffen worden, ein Drittel von allen Schenkungen von und über 10 Guineen in den öffentlichen Fonds anzulegen, insofern der Schenker nichts anders darüber angeordnet hat. Nur das Uebrige nebst den jährlichen Unterschriftsbeiträgen und den gelegenheitlichen Sammlungen wird zum täglichen Bedarf der Gesellschaft verwendet.

Zu ihren hohen Gönnern (Protectors) zählte diese menschenfreundliche Verbindung im Anfang vorigen Jahres den Kaiser von Rußland und den König von Preußen; durch beide hatte sie ansehnliche Geschenke bekommen. Ihr Schutzherr (Patron) war der Herzog von Glocester; ihr Vorsteher der Graf von Radnor. Unter den zahlreichen Mitgliedern, die durch Unterschriften und Beiträge die Anstalt unterstützen, bemerkt man einige Russen, Dänen, Schweden u. s. w., besonders aber viele Deutsche und Schweizer. Der Britten freilich sind weit aus die meisten.

Im J. 1815 ließ die Gesellschaft ihre Geschichte und Verfassung durch den Druck bekannt machen. Als Anhang gab sie dazu einige ausgewählte Beispiele von Personen, denen sie half und wie sie half. Unter denselben befanden sich Leute aus allerlei Ländern und Welttheilen: Otaheiter, Sachsen, Hanoveraner, Franzosen, Holländer, Schweden, Finländer, Neapolitaner, Preußen, Spanier, Böhmen, Niederländer, Leute von Madera, von der Insel Frankreich u. s. w.

Berlin und der preußische Staat.

Zweiter Brief.

Hang zur Frömmelei. — Albion der Modeasyle. — Neanders Erfindungen. — Droschken. — Konscriptionswesen. — Verhältniß des Adels und Bürgers beim preußischen Heer. — Der preußische Offizier.

Der Geist muß herrschen, nicht die Form. Deshalb ist England unter seiner so mangelhaften Verfassung dennoch glücklich, weil der Geist, der unbefangene Geist herrscht. Dort kann der Weise mit Tacitus ausrufen: glückliches Land! wo die Wahrheit gesagt und gehört wird.

Digitized by Google

Man nehme doch dagegen unsere Deutschthümler? Welche Einseitigkeit! Herrschten sie, ich wollte keinem in ganz Deutschland rathen, Bedenklichkeiten über eine christliche Legende, Kritik gegen einen von Hans Sachsens Verse vorzubringen, und endlich in den Deutschen einen sehr kleinen Theil der Menschheit zu sehen. Protestantismus und Katholizismus zu verquicken, Sitten und Sprache des Mittelalters für die jetzige Zeit umzumodeln, das ist das einzige Bestreben der preußischen Deutschler und hierbei beabsichtigen sie blos den Einwand zu umgehen: daß Deutschland in Denkart und Sitte kein Ganzes bilde, oder dereinst bilden dürfte. Daher die Entstehung eines Geistes vorzüglich in Preußen, der hauptsächlich darauf ausgeht, das Preußische zu verdrängen und das Deutsche — warum sag' ich das Deutsche — nein! das in der ihrer Idee geschaffene Deutsche — in Preußen geltend zu machen. Es ist dies ein Amalgama von Deutschheit des Mittelalters, Republikanismus, Katholizismus u. s. w. Dinge, die nie in preußischer Denkart vorwalteten.

Preußen wird auf dem deutschen Bundestage, auf welchem nicht Stellvertreter der in Gauen vertheilten Völkerschaften, sondern der Fürsten und ihrer Verhältnisse zum Ganzen stehen, das Vorbild der übrigen Staaten abgeben. Es wird sich diesen Lorbeer für seinen Ruhm nicht entwinden lassen." Es wird gewiß dort laut das Wort führen: für Gewissensfreiheit und Preßfreiheit, die Aegide alles vernünftigen Wissens und Handelns. Es wird nichts seinem Interesse als preußischer Staat vergeben, und um die ihm Angehörigen, die übrigen deutschen Staaten, die allgemeine Verbindung aller Staaten aus den Augen verlieren. Es wird den drei größten Tugenden des gesellschaftlichen Vereins genügen. Es wird als treuer Hausvater, biederer Familienfreund und rechtlicher Mensch obnfehlbar aus dem Kreise der Berathungen scheiden, die jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa gefesselt halten.

Erwartet man etwas anders, so glauben wir, daß man auf irrigem Wege in Hinsicht der Denkart des preußischen Kabinets ist: oder man beurtheilt es nach den beschränkten Einsichten derjenigen, die aus den Erscheinungen der Zeit eine Norm für die Ideen der Vernunft begründen wollen.

Es ist wohl nichts natürlicher, als daß in einer von unerwarteten Begebenheiten reichen Zeit, die gleichsam alle Einsicht und Vorsicht des menschlichen Geistes über den Haufen wirft, etwas anders erwartet wird, das geschehen dürfte, als gewesen ist. Der Geist irrt umher, er hascht nach einem Wink über den Ausgang solcher unerwarteten großen Begebenheiten, hängt sich an Prophezeiungen, Conjecturations-Orakel und dergleichen Dinge.

Dieser Geistesrichtung haben wir es zu verdanken, daß ein Wesen, wie der Maisbacher Bauer, Adam Müller, zur Berühmtheit kommt, daß man seine Prophezeiungen der allgemeinen Mittheilung werth hält. Hier in Berlin, wo der neue Prophet angekommen, ist nun jene rechtmäßige Ausgabe mit kleinen Verkürzungen nachgedruckt, und die Ohren gellen seit mehreren Tagen den Vorübergehenden von dem Ausrufe der Herumträger: Geschichte der Erscheinungen und Prophezeiungen des Adam Müller!! — Ueber solchen Nach-

Digitized by Google

druck ſollte man ſchreien! Dieſen ſollte man zu verhindern und zu unterdrücken ſuchen! Denn was kann es wohl für Folgen haben, wenn man das Volk gleichſam beſtärkt, an ſolchen Prophezeiungen ſeinen Glauben zu üben?

Indeß die Stimmung des Volks und des Großtheils des Publikums zeigt ſich, wie es ſchon vorhin geſchildert worden, es zeigt ſich ganz des verſtändigen Berlins und Friedrich des Großen, den es fortdauernd als ſeinen Schutzheiligen verehrt, würdig. Man ſpricht von des Maisbacher Bauers Gegenwart; man erzählt ſich, daß er dem Könige ſeine Offenbarungen mitzutheilen beabſichtige, und lächelt über diejenigen, die ſchwach genug ſind, dem Maisbacher Landmann nur die entfernteſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Das Lobenswürdigſte an dieſem Adam Müller iſt, daß er ein Seitenſtück oder neuen Gegenſatz für ſeinen Namensvetter, Adam Müller, den bekannten hiſtoriſchen Publiziſten abgibt. Ein witziger Kopf ſagt irgendwo: die Geſchichte wäre ein umgekehrter Prophet. Nun! wenn man ein Muſter in dieſer Manier, die Geſchichte zu behandeln, haben will, ſo leſe man nur fleißig Adam Müllers hiſtoriſch politiſche Schriften. Er wird euch aus der Geſchichte Dinge prophezeien, die der gewöhnliche Hiſtoriker, als zu kurzſichtig, nicht daraus herleiten kann. Der Maisbacher Adam Müller iſt alſo ein nothwendiges Glied in den Erſcheinungen der Zeit, denn er iſt die gegenſeitige Pol des Publiziſten Adam Müller, und das iſt doch nach der Lehre der neueſten Identitäts-Philoſophie das erſte Erforderniß einer wirklichen und wahren Erſcheinung.

Entgehen wird es ferner dem Beobachter nicht, daß in dem Zeitpunkt, wo ſolche widrige Begebenheiten das Gemüth erſchüttern, wie z. B. der preußiſche Staat im letzten Jahrzehend erlebt, die Menſchen mehrentheils, um ihren Folgen vorzubeugen, die Mittel mehr im Gemüth als in der Außenwelt ſuchen, daher der jetzige Hang zur Frömmelei und zum Mönchsthum und die jetzige Sucht, ſich in Orden, Vereine zum Wohlwollen und Wohlthun zu bilden. In Berlin fehlt es daher nicht an dieſer Geiſtesrichtung. Vorzüglich iſt unter den hohen Ständen eine gewiſſe frömmelnde Stimmung Mode geworden, die ganz den Zeitgeiſt karakteriſirt, welcher aus den Begebenheiten der Zeit hervorgehen muß. Man giebt ſich das Anſehen, beſſer zu werden oder zu ſein; man ſetzt ſich an die Spitze von Bürgerrettungsanſtalten, Wohlthätigkeitsvereinen, milden Stiftungen u. ſ. w. Man ſucht in dieſer Art Treibens ein großes Verdienſt, die doch zu weiter nichts führt, als ein Volk zu entnerven. Vorzüglich führen hier die Weiber den Vorzug, die ihr Verdienſt, durch den Prunk mit dem ſie ihren Karakter ausſtatten, hinlänglich belohnt finden. Tröſtlich iſt es für den Beobachter, daß die untern Stände und der Kern des Volks noch nicht von dieſer Sucht in ſolchem Grade ergriffen ſind.

Ein Volk läuft doch in der That Gefahr, ſehr herunter zu kommen — das lehrt die Geſchichte — wenn es kein anderes Mittel, Wohlſtand zu verbreiten hat, als eine Bettelmönchstugend. — Wir Deutſche, wir reden immer von Verbannung der Ausländerei, und hierin huldigen wir ihr doch in vollem Maaße. Denn woher iſt dieſer zur Schöpfung von Vereinen,

Digitized by Google

Verbindungen und allgemein wohlwollenden Zwecken beſchäftigte Geiſt anders entlehnt, als von den Engländern? Nirgend als hier findet man den Drang, es den Engländern nachzuthun. Allein wir vergeſſen, daß wir keine Privatnabobs wie die Engländer haben, und daher durch dieſes Zuſammentreten nur ſehr ſchwach der Zweck erfüllt wird, den ſolche Anſtalten haben. Es bleibt uns daher nichts als der Geiſt der Frömmelei und Bettler, der den Nationalgeiſt mehr entnervt, als ihm aufhilft.

Wir vergeſſen ferner, daß unſer Wohlſtand ſich nicht, wie der der Engländer, auf den Verkehr mit dem Ausland, ſondern einzig und allein auf unſere eigene Kultur und Induſtrie gründet. Wenn England Bettler hat, ſo muß ſie ganz Europa nähren. Wenn wir aber Bettler haben, ſo zehren ſie mit uns und machen auch uns zu Bettlern. Faſt täglich ſind unſere Zeitungen und Tageblätter angefüllt mit Nachrichten von Summen aller Gattungen, die bei den mannigfaltigen Vereinen zur Unterſtützung der Bedürftigen eingehen, und mit Dankſagungen an genannte und ungenannte Geber. Sieht man denn nicht ein, daß dies der Weg iſt, der Bettelei und Trägheit Thür und Thor zu öffnen? Als einen Pendant zu dieſem wohlthätigen Vereinweſen kann man die in Berlin entſtandene Bibelgeſellſchaft betrachten. — Wiederum ein Baſtard der engliſchen Politik, die ſehr gut ihren Vortheil zu verfolgen weiß, zu welchem wir unſer Scherflein beigetragen haben.

Die Bibel wäre alſo als das Buch anzuſehen, das die Menſchen in Denk- und Gemüthsart einander näher bringen ſoll. Iſt ſie es denn aber nicht, die ſie am erſten entzweite? — Freilich könnte die Bibel den einen und einigen Geiſt der Menſchheit in den Menſchen und Völkern anregen helfen, wenn jeder nicht ſeinen Geiſt in ſie hinüberträge. — Gebt nur die Bibel den Wilden und Heiden in die Hände. Die Engländer werden für immer darin ein Mittel finden, das divide et impera bei jenen zu realiſiren. Wir ſorgen mit ihnen für eine gute Zukunft, die ihnen erklecklich und erſprießlich ſein wird.

Ueberhaupt ſcheint es aber, daß mehrere Stimmgeber der preußiſchen Regierung eine unverrückbare Anhänglichkeit und Vorliebe für Englands Kultus und Regierung auch vorſätzlich zu verbreiten ſuchen, vielleicht um darin ein Gegengift gegen die Gallomanie, zu welcher in den Zeiten der Allgewalt des franzöſiſchen Regierungsſyſtems — nicht der Franzoſen — ganz Deutſchland hinzwängte, zu handhaben; oder die Preußen von der Form der franzöſiſchen Regierungsweiſe, welche ſchon ziemlich bei ihnen Fuß gefaßt, zu entwöhnen. Zwei geachtete preußiſche Staatsdiener, Raumer und Vinke, haben daher die engliſche Verfaſſung ſowohl, als das engliſche Regieren, uns gleichſam als Muſter aufzuſtellen verſucht, und trotz des Schreiens über die alle Staaten überſchwemmende Flut von engliſchen Induſtrieprodukten, wird das Prohibitionsſyſtem mit großer Schonung gegen England auch in Preußen in Anwendung gebracht. ☞ Vielen unſern Staatskünſtlern geht es, wie vielen Dichtern, die einen großen Gegenſtand erfaſſen, ihn aber nicht kunſtgerecht zu Tage fördern können. Die Engländer wollen ſie uns

Digitized by Google

zum Muſter geben. Was oder worin haben ſie es uns den Engländern nachthun laſſen können? So haben ſich z. B. während der Kontinentalſperre mehrere Garnſpinnereien im preußiſchen Staat erhalten können. Jetzt aber, wo den Engländern alle Häfen wieder offen ſtehen, ſind jene Anſtalten wieder nach und nach eingegangen und Hunderttauſende ſind an Spinnmaſchienen verwendet worden, die jetzt in Staub und Roſt vermodern.

Es achten gewiß wenige in ſo hohem Grade die wahre Größe der Engländer, als wir. Wir haben ihre Tugenden in den Zeiten, wo Alles gegen ſie losſtürmt und losſtürmen mußte, wo es gleichſam verpönt war, für ſie das Wort zu führen, in unſerm litterariſchen Wirkungskreiſe in Schuz genommen. Aber wir wollen auch jezt, wo ſie mit uns den Ruhm theilen, den Despotismus der galliſchen Herrſchaft geſtürzt zu haben, ihre Tugenden nicht überſchäzen, oder ſie zum alleinigen Muſter nehmen.

Wenn ein großer Theil des Kaufmannsſtandes in Berlin eine Vorliebe für die Engländer hegt, ſo iſt dies ihm nicht zu verübeln. In dem Zeitpunkt, wo die Kontinentalſperre mit voller Kraft erhalten ward, bot Englands Induſtrie ihnen hülfreiche Hand zu großen Spekulationen im Einſchwärzen und Umgehen der Douanenlinie der Franzoſen. Sehr viele der hier emporgekommenen Kaufleute haben dieſer Geſchichte, die ſie auf eigene Gefahr oder in Gemeinſchaft mit Engländern betrieben, ihren bedeutenden Vermögenszuſtand zu danken.

Natürlich muß es ſie veranlaſſen, zu dem Erfindungsgeiſt der Engländer nicht allein mehr Zutrauen zu haben, ſondern ihm auch manches Opfer zu bringen. So hat z. B. ein Berliner bedeutendes Handlungshaus von jener Kathegorie, einem Engländer, Namens Humphreys, ein bedeutendes Kapital hergegeben, um ein Dampfbot zu bauen. Die Maſchine ſteht ſchon fertig, allein Sachkenner zweifeln, ob der Unternehmer ſeine Rechnung dabei finden dürfte.

Der Erfindungsgeiſt der Preußen hat ſich bei weitem nicht ſolcher Aufnahme zu erfreuen. So findet z. B. Neanders Erfindung: Aus friſchem Holze Wagenfelgen zu biegen, die gewiß die Aufmerkſamkeit der Regierung und der Privaten im höchſten Grade verdient, hier bei uns gar keine Unterſtüzung. Es erbietet ſich kein Kapitaliſt, ihn dabei, wie den Engländer, zu unterſtüzen, und die Regierung, bei der er einen mäßigen Vorſchuß für ſein Unternehmen nachgeſucht, hat ihm ſolchen unter ſo läſtigen Bedingungen verwilligt, daß er ihn gar nicht annehmen konnte.

Vor kurzem hat er ſich daher bewogen gefunden, dieſe ſeine Erfindung mit einigen andern in einem Heft in Folio unter dem Titel: Erfindungen und Ideen von C. Neander, erſtes Heft, nicht für den Buchhandel, ſondern in der Abſicht abdrucken laſſen, um den verſchiedenen in Berlin reſidirenden Geſandten der bedeutendſten Höfe ſeine Ideen mitzutheilen, und vielleicht für ſeine Erfindung im Auslande eine größere Empfänglichkeit aufzuregen.

Einestheils hat Neander auch ſchon dieſen Zweck erreicht. Die ſchwediſche Regierung

Digitized by Google

hat an ihn bereits den Ruf erlassen, auf ihre Kosten nach Schweden zu kommen und allda für seine Erfindung eine Anstalt einzurichten.

Uebrigens ist Neander hier für einen erfindungsreichen Kopf geachtet, und ob er gleich mit vielen seiner Vorschläge gescheitert, so hat Berlin ihm doch so manche schöne und gute Einrichtung zu verdanken, die sein Andenken erhalten sollte. Sein Verdienst um die Häuserbenummerung, die gute Organisation des Beleuchtungswesens, die Errichtung des Friedrich Wilhelms- und Louisen-Stifts, wird ihm gewiß keiner streitig machen können.

Jetzt glaubt Neander sein künftiges Fortkommen zunächst durch seine Erfindung: aus frischem Holz Wagenfelgen zu biegen, zu sichern. Vor einiger Zeit hat er daher zu Lychen, einer kleinen Stadt in der Ukermark, welche an einem schiffbaren See liegt, eine Fabrik zum Holzbiegen angelegt, wo er seine Erfindung aber nur mit einem seiner Kräfte angemessenen Eifer zu betreiben vermag.

Günstigere Aufnahme fand aber in Berlin die Einführung des Droschken Fuhrwesens, eines einspännigen Fuhrwerks, das in Petersburg und Moskau zur Bequemlichkeit der Einwohner, um für einige Kopeken von einem Ende der Stadt bis zum andern fortgebracht zu werden, eingeführt ist, und das hier durch ein dem Unternehmer auf sechs Jahre verliehenes Monopol so nachdrücklich eingerichtet werden konnte, daß in kurzem an die siebenzig Droschken in völligen Gang kamen. Das Unternehmen oder die Einrichtung dieses Droschkenfuhrwesens erforderte nicht allein ein bedeutendes Land, sondern die Einnahme mußte auch beträchtlich sein, um die tägliche Ausgabe zu bestreiten.

Diese Einrichtung war für das weitläuftige Berlin erwünscht, und man sah die Droschken in ununterbrochener Bewegung. Bei diesem Anblick überschätzte man die Einnahme des Unternehmers, und dies erregte ihm Neid und Nebenbuhler. Denn in kurzem fanden sich mehrere Fuhrleute, wie es deren zu Hunderten in Berlin giebt, die mit Droschken ihre Knechte in den Straßen aufstellten, um Fußgänger aufzunehmen.

Der Unternehmer des patentirten Droschkenwesens sah natürlich in diesem Eingriff seiner Rechte den Untergang seiner Anstalt, und den Verlust seiner darauf verwandten Kapitalien vor Augen. Er wendete sich daher an die Behörde, ihn in seinen Rechten zu schützen, wobei er sich auf sein Monopol berief.

Bei genauer Erwägung seiner Beschwerde fand sich, daß ihm zwar ein Monopol auf sechs Jahre verliehen war, Droschken zur Aufnahme von Passagiers auf bestimmte Plätze aufzustellen, allein keineswegs das Recht, daß er überhaupt jeden andern Eigenthümer von Droschken das Aufnehmen der Fußgänger verbieten lassen könne, wenn dies außer dem Bezirk der ihm zugesicherten Plätze geschähe. Er ward daher von der Behörde abgewiesen. Indeß der patentirte Droschkenunternehmer beruhigte sich bei diesem Bescheide nicht, sondern wandte sich an den Regenten

Digitized by Google

selbst, und es ist keineswegs im Geist der englischen Gesetzgebung, der Buchstabe sondern der Sinn des Patents für gültig erachtet worden, wodurch dem Unternehmer das Monopol für das Droschkenfuhrwesen durch den Befehl gesichert ward, daß den Privatdroschken das Aufnehmen von Fußgängern durchaus untersagt ist.

Solche Vorfälle, sollten wir glauben, geben dem Beobachter wohl bedeutende Winke zu der Behauptung, daß das preußische Volk noch bei weitem nicht zu dem reif ist, was man eine freie Verfassung nennt. Es bedarf noch immer eines allgemeinen Willen, der seine umherirrenden Wellen zu einem bestimmten Zweck zu leiten, Nachdruck genug besitzt, und das ist der Regent. Welche Unbestimmtheit, welches Wanken bemerkt man nicht in den Systemen der preußischen Staatsverwalter! Bald wollen sie bestimmt abgeschlossene Axiomate, um die Handlungen des Bürgers zu leiten, bald suchen sie Maximen einzuschieben, wonach der allgemeine Wille gleich dem der Kinder behandelt wird, dem oft eine gewisse Nachsicht zugestanden ist.

Hat man denn noch nicht Erfahrungen genug gemacht, daß es leichter ist, Gesetze zu geben, als sie befolgen zu lassen, oder in Anwendung zu bringen? Folgende Thatsache dürfte einen Beweis zu dieser Aufgabe darbieten.

Mit Begeisterung nahm Preußen die neue Organisation zu Dienstpflichtigkeit bei der Armee auf: das Konscriptionssystem, nach welchem jeder Staatsbürger verpflichtet ist, eine bestimmte Zahl von Jahren in Reih und Glied zu treten, wird in Preußen dem bisher geltend gewesenen Kantonsystem, nach welchem die Hauptstädter vom Militärdienst befreit waren, vorgezogen.

Vor kurzem sollte nun der Anfang mit der Ausführung gemacht werden. Von allen Seiten wurden die Dienstfähigen nach dem Loose oder dem Alter zum Eintreten in Reih und Glied aufgefordert. Die vordem Kantonpflichtigen kamen natürlich ohne Anstand auf den Ruf des Kriegsdepartements. Allein die Berliner, welche das Kantonwesen vormals vom Soldatendienst ausschloß, wollten sich dem Aufrufe dazu, indem das Konscriptionssystem sie nicht davon befreite, keineswegs fügen. „Wir haben, sprachen die Stadtverordneten im Namen der Bürgerschaft: dem Konscriptionssystem nur während des Kriegs Gültigkeit eingeräumt. Jetzt lebt das Vaterland im Frieden, und wir können keineswegs das Vorrecht, nach welchem unsere Kinder vom Soldatendienst frei sind, aufgeben.“

„Sind das die Berliner, rufen jetzt die Konstitutionellen: die im preußischen Geist zu leben glauben? die es an sich selbst erfahren, daß National-Thatkraft der einzige Hebel der Erhaltung für ein Volk ist? die so große Opfer gebracht, diesen Geist in seiner Glorie zur Zeit der Noth auflodern zu lassen? — Und eben diese Berliner verweigern es jetzt, sich in eine Einrichtung zu fügen, die einzig und allein diesen Geist fortdauernd erhalten kann? — Guter Gott! Wo lebt hier der Gemeingeist?“

Er lebt hier, kann man ihnen bestimmt erwiedern, wie er immer in Preußen gelebt. Es ist der Wille des Monarchen, der einzig und allein der Leitstern des Volks ist, und er wird die

Digitized by Google

Streitfrage entſcheiden. Wer übrigens genau den Berliner zu beobachten Gelegenheit hat, dem wird es nicht entgehen, daß er eine abſchreckende Anſicht nicht vom Kriegsdienſt, ſondern vom Soldatenſtand hat. Bei dem größten Theil derſelben lebt noch immer das Bild des Soldaten, wie es vor dem Jahre 1806 in Preußen Statt fand. Damals war der Adel im Beſitze der Offizierſtellen und der Stock der große Hebel der Subordination. Der Berliner dachte ſich vorzüglich als freier Bürger, weil er keinem Junker und deſſen Stock zu gehorchen je in Verſuchung kommen konnte, und dieſer Gedanke beſeelt ihn trotz der Umwandlung, die mit dem Heere und deſſen Geiſt vorgegangen, und man kann daher nicht erwarten, daß die Berliner ſich freiwillig entſchließen dürften, ihre Söhne zum Soldatendienſt herzugeben.

Mag man dem Berliner vorſtellen, daß der jetzt beim Militär herrſchende Geiſt ganz dem vormals beſtandenen entgegengeſetzt iſt, ſo findet er doch viel Bedenklichkeiten, der Meinung zu ſein, weil er in dem Militär keineswegs eine glänzende Laufbahn für ſich eröffnet findet. Denn möge auch jetzt in der preußiſchen Armee eine nahmhafte Anzahl Offizierſtellen von Bürgerlichen beſetzt ſein, ſo ſteht ihre Zahl keineswegs im Verhältniß zu den vom Adel beſetzten Militärſtellen. Der Bürger glaubt daher immer in der Armee ſich nicht in dem Grade, wie im gewöhnlichen Leben, geltend machen zu können.

Aber unbefangen geſprochen, ſteht hier der Bürger auf einem irrigen Standpunkt. Trotz der großen Revolution, die in dem Prinzip der preußiſchen Heeresmacht ſeit 1806 vorgegangen, wodurch dem bürgerlichen Verdienſt die Offizierſtellen von höherem Grade offen ſtehen, hat doch nur ein geringer Theil von bürgerlichen Individuen ſich dem Militärdienſt gewidmet. — Die meiſten Bürgerlichen hatten ihren Beruf oder ihr Gewerbe in der Zeit, als der große Aufruf zur Vertheidigung des väterlichen Bodens ergieng, verlaſſen, blos um dem allgemeinen Feind zu widerſtehen. Kaum hatten ſie dieſen Zweck erreicht, ſo traten ſie wieder in ihre vorigen Verhältniſſe zurück. So verfuhr aber nicht der Adel.

Er, deſſen Bildung ſelten auf Betreibung eines Gewerbes oder Uebung einer Kunſt oder Wiſſenſchaft berechnet ward, ſondern größtentheils als Militär ſeinen Beruf zu erfüllen ſich beſtimmt hielt, fand daher keine Veranlaſſung, nach Beſiegung des allgemeinen Feindes, ſeine Laufbahn zu verlaſſen, ſondern er blieb auf der Stufe ſtehen, auf welche er anfänglich hingeſtellt war. Natürlich mußte daher der Adel den größten Theil der höhern Stellen beim Militär einnehmen. Es iſt nicht der Adelſtand, der dies bewirkte, ſondern das beſtehende Verhältniß der Stände untereinander.

Obgleich ein freier humaner Geiſt in dem Verhältniß der Oberen und Unteren beim preußiſchen Heer eingetreten, ſo iſt doch noch immer der esprit de corps bei den Offizieren herrſchend geblieben, wie er vor 1806 beſtand. Es drängt ſich in ihrem Benehmen noch immer der kecke ſelbſtgenügſame und anſpruchvolle Ton, der vormals dem preußiſchen Offizier

Digitized by Google

zum Vorwurf gemacht ward, in ihrem Benehmen hervor, und der auch wohl schwerlich zu bezähmen sein durfte.

Bei der wieder eingekehrten Ordnung der Dinge, wo man des Glaubens war, daß der Offizier von einem andern Geist in seinem Betragen beseelt sein würde, hatte man bald Gelegenheit seinen Irrthum zu erkennen. Der vormalige Esprit de Corps zeigte sich in kurzem wieder bei den Offizieren, und gab zu mancherlei Spannungen und Händeln zwischen ihnen und den Bürgern Veranlassung. Die Folge davon war, daß von höherem Orte den Offizieren die Weisung gegeben ward, zur Vermeidung solcher dem Monarchen mißfälligen Vorfälle, sie sollten diejenigen Orte zu vermeiden suchen, wo der Bürgerstand nach seiner Sitte und Weise sich behandelt wissen will. Man sieht daher auch z. B. im Parterre des Schauspiels und in Gastwirthschaften in der Stadt und vor den Thoren, wo der Zufluß des Bürgerstandes bedeutend ist, nicht sehr häufig mehr Offiziere erscheinen.

Im ganzen ist aber der Geist, der jetzt in den preußischen Offizieren verbreitet ist, bei weitem verfeinerter und mehr der Zeitstimmung für größeres Wissen zusprechend. Es werden alle militärischen Fächer mehr von ihrer theoretischen Seite beachtet; die Offiziere unterrichten sich durch Schriften und Studien über ihr Fach und die mit ihm in Verhältniß stehenden Zweige des Wissens. Kurz der Offizier ist jetzt in höherem Grade Soldat, als er es vormals war.

Wir wollen damit nicht mehr andeuten, als daß der Krieger jetzt nicht mehr einzig und allein auf seinen Degen und seine Uniform bramarbasirt, sondern es auch erforderlich hält nach wissenschaftlicher Norm seine Bravour zu behandeln und darauf nun seinen Dünkel stützt. Ein Dünkel der verzeihlicher ist, als der ehemalige.

Eben so rühmlich ist es an den preußischen Offizieren, daß nur einige von dem Wurm der Deutschheit angegriffen sind. Sie kennen ihren Beruf, auf den Wink des Monarchen sich dahin zu bewegen, wo die Staatsverhältnisse ihre Gegenwart fodern. Gäbe es auch derer, die sich berufen fühlten, ihrer Bestimmung eine andere Wendung aufdringen zu wollen, so dürften sie schwerlich ihre Stimme zu erheben wagen.

Berlin im Januar 1817. D — r

Mannigfaltiges.

Aus Afrika.

Alterthümer auf der nordafrikanischen Küste. — Natur dieses weiten Landstrichs. — Die Berebern und Mauren, ihre Lebens- und Denkart. — Schilderung der Araberm, ihre Gestalt, ihre Gemüthsart und Beschäftigung. — Das Loos der Juden auf den nordafrikanischen Küsten.

Dem Vergnügen, welches gelehrten Reisenden der Besuch von Griechenlands und Roms klassischen Boden gewährt, mischen sich peinliche Erinnerungen bei, an ihre vormaligen

Digitized by Google

Verhältniſſe, und ein nicht minder peinliches Gefühl der Verſchiedenheit ihrer gegenwärtigen Bewohner. Immerhin ſind Athen und Rom, zertrümmert zwar und tief geſunken, noch vorhanden und ſie haben auch ihre Namen behalten; jene ehrwürdigen Denkmale der Kunſt und der Wiſſenſchaft, welche der Zerſtörung entgangen ſind, bleiben ewige Zeugen ihres Ruhmes. Anders war Karthago's Schickſal. Dieſe an Alter, Reichthum und Zahl ihrer Einwohner, die erſtern übertreffende Stadt, iſt verſchwunden, ohne daß eine Spur von ihr übrig blieb. Nicht genug, daß weder Denkmale und Trümmer vorhanden ſind, um ihre vormalige Größe zu verkünden, ihre Sprache ſelbſt und ihre Geſchichte ſind vernichtet. Der Römer ſchreckliche Verwünſchung iſt an der zerſtörten Stadt in Erfüllung gegangen. Vergeblich ſucht der Reiſende, in den Umgebungen von Tunis Ueberreſte jener dreifachen Mauer, jener hohen Thürme, jener ungeheuren Kaſernen und Stallungen, die eine große Armee, dreihundert Elephanten und viertauſend Pferde beherbergten. Vergeblich forſcht er nach dem weiten Umkreis und den ſchützenden Räumen jenes Hafens, aus dem einſt zweitauſend Kriegs- und dreitauſend Transportſchiffe, Amilcar'n und ſein Heer bis unter Syracuſa's Mauern führten. Einige Ciſternen und Kloake ſind die einzigen Ueberreſte, die noch an der Stelle gefunden werden, wo vormals die Stadt der ſiebenmalhunderttauſend Einwohner ſtand. Der Handel, durch welchen Karthago einſt die höchſte Stufe von Ruhm und Reichthum errungen hatte, iſt auf der gleichen Stelle zum Räuberhandwerke geworden. Jener Republikanerſtolz, deſſen Widerſtand den Tyrannen furchtbar war, hat ſich durch lange Angewöhnung von Sklavenſitten in tiefe Verworfenheit umgewandelt, und wenn noch irgend etwas von den Karthaginenſern bei dem Volke übrig blieb, das jetzt auf dem Gebiete der vormaligen Stadt wohnt, ſo iſt es jene Angewöhnung von Betrug und Liſt, welche vormals die puniſche Treue zum Sprichworte gemacht hatten. Die Römer, die auf Karthago's Ruinen ihre Kolonien gründeten, wurden durch die Vandalen beſiegt, dieſe durch die Griechen des öſtlichen Kaiſerthums, und dieſe hinwieder durch die Araber, deren Kalifen gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts die Eroberung von Afrika machten. Der Geiſt der Jünger Mahomets wirkte, den Feuerſtrömen gleich, welche von Vulkanen herabfließen; er hat, was er in Afrika vorfand, zerſtört und umgewälzt. Römer, Vandalen, Griechen und Gothen, ihre Sprachen, Geſetze, Religionen und Wiſſenſchaften, alles iſt verſchwunden und die einzige Erinnerung, welche in jenem Welttheil übrig blieb, iſt der Name Romi, den die Einwohner als Schimpfwort und für die Chriſten aller Nationen gebrauchen, Zeichen der Verachtung.

Von Tunis bis zur Meerenge von Gibraltar iſt von den römiſchen Kolonien keine Spur mehr vorhanden; in Tripoli hingegen und von da der Küſte entlang nach Lebida (der vormaligen Leptis Magna), finden ſich prachtvolle Ueberreſte von Waſſerleitungen und Amphitheatern. Die Ebene von Lebida iſt mit Säulenſchäften, die aus einem einzigen Stück beſtehen und bei vier Fuß Durchmeſſer haben, mit großen Bruchſtücken von Architraven und Frieſen, aus Granit, Marmor und Porphyr bedeckt. Man hat auch Trümmer von Bildſäulen gefunden, ohne daß jedoch wahrſcheinlich wäre, daß koſtbare Kunſtſachen dieſer Art hier zu finden ſein möchten. Unſere Kenntniſſe von dieſer ganzen Küſte, vom Kap Bon bis nach Alexandria und eine Strecke weit in's Innere, ſind höchſt mangelhaft. Selbſt die Küſtenlage und die Breite- und Längegrade der wichtigſten Vorgebirge, ſind noch nicht genau gekannt.

Aus dem wenigen was wir vom Innern des Landes wiſſen, läßt ſich abnehmen, daß ſeine allgemeinen Verhältniſſe, ſein Klima und ſeine Produkte, denen des mittäglichen Afrika ähnlich ſind, doch mit der Zugabe einiger aus Egypten und Aſien herkommender wichtiger und nützlicher Dinge, unter denen ſich das Pferd, das Kameel, das Dromedar, die Datteln, Feigen und Oliven auszeichnen. Hornvieh und Schaafe mit breiten Schwanzen ſind in Menge vorhanden; der Weizen und die Gerſte liefern, auch ohne Dünger, reiche Erndten; Tauben und Federvieh

Digitized by Google

ſind gemein und der Honig iſt vortrefflich. Die Baumfrüchte der Tropen und der gemäßigten Himmelsſtriche gedeihen wohl; hingegen bleiben die Forſtbäume in ihrer Entwickelung einigermaßen zurück; dieſe ſind: Eichen (Quercus suber und ilex), die Thuja, die Mimoſa, die Ceder, der Nußbaum und der Kaſtanienbaum. Die Krautartigen und Zwiebelpflanzen wachſen daſelbſt auſſerordentlich ſchön. Die vom Atlas herabkommenden zahlreichen Bäche befeuchten das Land, und der ewige Schnee der ſeinen Gipfel deckt, mildert die Hitze der Atmoſphäre. Von einem thätigen und gewerbfleißigen Volke bewohnt, würden die Vortheile, die ein ſolches Land darbietet, von der höchſten Wichtigkeit ſein: bekanntlich waren die afrikaniſchen Provinzen zur Zeit der Römer, die Kornſpeicher des Reichs.

Die Bewohner dieſer weiten Landſchaft gehören zwei verſchiedenen Stämmen an, den Berbern und den Arabern. Durch Vermiſchung der erſtern mit den Europäern und Negern, hat ſich der Stamm der uneigentlich ſogenannten Mauren, gebildet, woraus die Hauptmaſſe der Einwohner beſteht. Ihnen müſſen, wenn man die Beſtandtheile der Bevölkerung des Landes, das man die Barbarei nennt, vollſtändig aufzählen will, auch die Juden, die Neger, die Chriſtenſklaven und die Renegaten beigeſellt werden. Bei den von fünfzig auf fünfzehn Millionen abweichenden Angaben der Einwohnerzahl, fällt eine genaue Beſtimmung unmöglich; doch iſt die letztere Zahl wahrſcheinlicher; aber die Anhänger Mahomets halten die Volkszählungen für eine Sünde gegen Gott.

Die Berber (von denen der Name Barbaresken herkömmt) ſind ohne Zweifel Abſtämmlinge der Karthaginenſer Koloniſten, oder ihrer Vorgänger. Nach einem ſchwachen Widerſtande, den ſie den Römern leiſteten, zogen ſich dieſe Berbern ins Gebirge zurück, von woher ſie die Beherrſcher der Ebene von Zeit zu Zeit überfielen und beunruhigten. In ihrer Abgeſchiedenheit haben ſie bis auf unſere Zeit eine Sprache behalten, die von der lateiniſchen und arabiſchen Sprache ganz verſchieden iſt. Auf der Grenze von Oberegypten findet ſich noch ein Volk, das Barabras heißt. Dieſer alte Volksſtamm bewohnt gegenwärtig alle zu der hohen Atlaskette gehörigen Berge, von ſeinem öſtlichen Ende an bis zum Suzfluſſe. Die Guanchen, welche die canariſchen Inſeln bewohnten, gehörten zum Stamme der Berbern und redeten auch ihre Sprache. Es iſt dieſer Volksſtamm von athletiſchem Körperbau, muthig und in Unternehmungen ausharrend; er erträgt Beſchwerden und Hunger geduldig. Bei regelmäßigen Geſichtszügen, hat der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie etwas grauſames und wildes. Eine bemerkenswerthe Auszeichnung des ganzen Stammes iſt der beinahe gänzliche Mangel an Bart, der ſich auf einen dünnen Backenbart und auf ein Fleckchen Haare am Kinn beſchränkt. Ihre Kleidung beſteht in einer wollenen Weſte ohne Aermel und in langen Beinkleidern; die Arme tragen ſie nackt. Beinahe alle ſind diebiſcher Natur und üben aller Art Gewaltthätigkeit gegen Reiſende aus, die in ihre Hände gerathen. Sie ſind ungemein freiheitsluſtig, huldigen keinem Herren und leben meiſt im Krieg mit den Mauren des flachen Landes und mit den Truppen, welche die Bezahlung der Abgaben eintreiben. Dieſer, wie es ſcheint angeborenen und durch ihre Lebensart verſtärkten Wildheit unerachtet, ſind die Berberer gleich den Arabern gaſtfreundlich. Ein Wanderer, der ſich ihren Schutz erkauft hat, darf auf der Reiſe durch ihr Land weiter nicht die mindeſte Beleidigung fürchten. Hat er hingegen jene Vorſicht nicht getroffen, ſo macht ſich keiner ein Bedenken, ihn zu betrügen, zu berauben und auch wohl zu morden.

Dies ſeltſame Volk theilt ſich wieder in Familienſtämme, die von ihren Stammvätern benannt ſind, welche meiſt entweder durch Heldenthaten oder durch religiöſe Handlungen ſich berühmt machten. Sie haben, obgleich von den Mahomedanern unabhängig, doch Mahomeds Religion angenommen. Sie beſchäftigen ſich mit Viehzucht und Feldbau. Auf dem höhern Gebirge bewohnen ſie Erdhütten und bisweilen auch Höhlen, wie die alten Troglodyten. Im tiefern Berglande bauen ſie Wohnungen von Stein und Holz, auf Anhöhen die einen ſchwierigen

Digitized by Google

Zugang haben, und sie umzingeln solche auch mit Mauern, die zum Behuf allenfallsiger Vertheidigung mit Schießscharten versehen sind. Sie sollen mit Feuergewehren gut umzugehen verstehen.

Die Verreder von Sillhu werden als äußerst rachsüchtig geschildert. Der britische Resident in Magadore, Hr. Dupuis, erzählt einen Zug davon, den er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein Sillah gerieth mit einem andern in Streit und tödtete ihn. Um der Rache der Verwandten des Gemordeten zu entgehen floh er zu den Arabern, und weil er sich auch hier noch nicht sicher glaubte, so unternahm er eine Wallfahrt nach Mekka. Er blieb neun Jahre abwesend, und kam mit einem heilig geachteten Karakter als Hadjee zurück. Vergeblich bemühte er sich die Verwandten des Todten zu versöhnen; ihre Drohungen erneuerten sich und er flüchtete abermals nach Magadore, wohin jene ihn verfolgten und seine Verhaftung bewirkten. Hierauf wandten sie sich an den Kaiser im Marokko, um die Auslieferung des Gefangenen zu erhalten. Der Kaiser wünschte ihn zu retten und bot ein Lösegeld, dessen Annahme beharrlich verweigert ward. Mit einem kaiserlichen Befehl an den Gouverneur, ihnen den Gefangenen auszuliefern, kamen seine Verfolger nach Magadore zurück, erhielten ihr Schlachtopfer, und führten es vor die Stadt hinaus, wo einer aus ihnen ihm die Muskete auf die Brust setzte, ihn tödtete, und ihm auch noch weiter mit seinem Dolche das Herz durchbohrte.

„Die ruhige Unerschrockenheit (setzt Hr. Dupuis hinzu) mit welcher der unglückliche Sillah seinen Tod litt, war bewundernswerth; und wie empörend allerdings die blutdürstige Verfolgung seiner Gegner war, so offenbart sich hinwieder der Zug eines kraftvollen und edlen Karakters in der unbiegsam beharrlichen Verfolgung des Mörders eines Freundes, und in der Verachtung aller Anerbietungen, die von Erfüllung der öffentlich geachteten Rache abhalten sollten."

Die eigentlichen so geheißenen Araber machen den größten Theil der Bevölkerung aus; sie sind über alle nördliche Gegenden von Afrika zerstreut und dehnen sich bis an die Grenzen von Soudan aus. Die unter Zelten wohnenden Araber des flachen Landes können als die Abkömmlinge jener Sarazenen angesehen werden, welche das Land erobert haben. Es ist ein schöner Stamm großer und wohlgebildeter Menschen. Die Züge ihres Gesichts sind regelmäßig und voll Ausdruck; sie haben große, schwarze Augen, mit durchdringendem Blick, Adlernasen und schöne Zähne. Ihr Haarwuchs ist lang und schwarz und ihre Barthaare stehen dicht. In den nördlichen Gegenden ist ihre Hautfarbe dunkelbraun, sie wird nach und nach dunkler gegen Soudan hin; der völlig schwarzen Farbe der Araber dieser mittäglichen Landschaften unerachtet, findet man bei ihnen keine Züge von Negerbildung. Feldbau und Viehzucht sind ihre Beschäftigung. Sie wohnen stets unter Zelten von einem aus Kameel oder Ziegenhaaren verfertigten Stoffe, und bestehen aus Familien, die zwischen zehn und hundert Glieder stark sind. Jede Familie gehört einem Stamm an, dessen Oberhaupt oder Cheik, die Rechtspflege besorgt, Streitigkeiten schlichtet und den Koran erklärt, gleich als lebten diese Araber noch in den Ebenen Asiens. In jedem Lager ist ein Gezelt absonderlich dem Gottesdienste und der Aufnahme der Fremden gewidmet; die nämliche Sitte findet sich auch unter den Beloosen.

Keatinge hat ein arabisches Lager in den Ebenen von Marokko also beschrieben: „Wer jemals in der heissesten Jahrszeit durch Nordland gereist ist, der stelle sich ein großes von der Sonne ausgetrocknetes Torffeld vor, kein Wölkchen ist am Horizont zu sehen, und in gewissen Entfernungen von einander erblickt man ein Paar Dutzend unregelmäßig aufgeschichtete Torfhaufen; vieles Vieh weidet umher, aber nur selten zeigt sich ein menschliches Geschöpf: dies kann einen ziemlich richtigen Begriff von den Wohnstätten der Araber geben."

So wie das Land für die Viehweide erschöpft ist, ziehen die Familien weiter. Reicht jenes

Digitized by Google

für eine zu zahlreich gewordene Familie nicht mehr aus, ſo trennen ſich ihre Häupter, wie vormals Abraham und Loth: der einer zieht rechts und der andere links hin.

Für dieſe Reiſen (meldet Keatinge) ſehen ſich die Weiber zu dreien hoch auf den Rücken eines Kameels; Kinder, Lämmer und junge Ziegen werden in Körben dem Laſtthiere angehängt. Die Hahnen und Hüner endlich, deren wachſame Vorſicht am frühen Morgen die nahe Abreiſe verkündet, fliegen dem Kameel auf das Kreuz und niſten ſich gleichſam in Höhlen und Vorſprünge ein, welche der ungeſtalte Körper des mageren Thiers ihnen darbietet. Unter Bedeckungen einiger Reiter zu Pferd, welche ihre Musketen auf den Sattelknopf geſtützt halten und die Heerden vorwärts treiben, unternimmt eine arabiſche Familie auf ſolche Art die Reiſe, um ſich einen neuen Wohnſitz zu ſuchen.

Der Aufenthalt in Städten wäre mit der leidenſchaftlichen Freiheitsliebe dieſes Volksſtammes unverträglich, und der Araber begnügt ſich, die Erzeugniſſe ſeiner Heerden dorthin zu bringen. Hinlängliche Weiden und die Nähe des Waſſers beſtimmen jederzeit die Wahl ihrer Wohnſtätte. Sie leben übrigens beinahe immer im Kriege, theils unter ſich, theils mit den Berbern, oder mit den Truppen der mauriſchen Herrſcher, die jährlich ausgeſandt werden, um Abgaben von ihnen zu erpreſſen. Den Krieg führen ſie auf eine äußerſt grauſame Weiſe, und ſie verſchonen weder Alter noch Geſchlecht; denn Krieg und Plünderung behandeln ſie als ein einträgliches Handwerk; wenn ſie unter ſich oder mit ihren Nachbaren keine Fehden zu beſtehen haben, ſo vermiethen ſie ſich den Dey's oder Baſcha's, als Hülfstruppen. Im Haſſe gegen die Chriſten treffen ſie alle zuſammen. Obgleich in ſeinen Leidenſchaften heftiger als der Maure und Berber, iſt der Araber jedoch minder heimtückiſch und weniger zum Verrath geneigt: er kann ſeinen Haß nicht verheimlichen. Die Gaſtfreundlichkeit der Araber iſt bekanntlich zum Sprüchwort geworden; allein dieſelbe beſchränkt ſich doch meiſt auf den kleinen Umfang des eignen Stammes, auſſer dieſem, macht ſich der Araber kein Bedenken, den umzubringen, welchen er die Nacht zuvor beherbergt, geſpeiſet und beſchützt hatte. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiervon findet ſich in folgender Geſchichte.

Ein Parteigänger und Truppenanführer des Bei von Tripoli ward von Arabern verfolgt, und hatte ſich bei Anbruch der Nacht in der Nähe eines feindlichen Lagers verirrt. Von Müdigkeit und Hunger erſchöpft, ſteigt er bei einem Zelt ab und bittet um Aufnahme. Der Araber, ein angeſehener Familienvater, ſchließt ihn in ſeine Arme und empfängt ihn aufs beſte. In ſolchen Fällen bedient das Familienhaupt ſeinen Gaſt ſelbſt. Er wählte ein Lamm, das er tödten hieß, und ſeine Gattin ließ es durch ihre Sclaven zubereiten; es wurden die beſten getrockneten Früchte und das beliebte Baſſeen aufgetiſcht, welches eine mit kleinen Stücken gepökelten Schaaffleiſches zubereitete Gattung Pudding iſt.

Obgleich die beiden Häupter verſchiedenen Heeren angehörten, ſo unterhielten ſie ſich doch in vertraulichem Geſpräche einen Theil der Nacht durch, und erzählten einander ihre eigenen Heldenthaten ſowohl, als die tapfern Handlungen ihrer Vorfahren. Auf einmal erblaßte der Araber, entfernte ſich alsbald und ließ ſeinem Gaſte ſagen: es ſei ihm übel geworden, er könne der Mahlzeit nicht länger beiwohnen, es ſei aber alles für die nächtliche Ruhe des Fremdlings angeordnet, und weil ſein Pferd äußerſt ermüdet ſei, ſo werde er früh morgens ein friſches und geſatteltes Pferd, einen trefflichen Läufer, bereit finden. Der Fremde begab ſich hierauf in das für ihn gerüſtete Zelt.

Frühmorgens weckte ihn ein Sklave, der ihm das Frühſtück brachte. Von der Familie ließ ſich niemand blicken; als er aber das Zelt verließ, um zu Pferd zu ſteigen, fand er den Wirth, der ſeiner wartete, um ihm den Steigbügel zu halten, welches bei den Arabern, wenn Freunde von einander ſcheiden, Sitte iſt. Sobald der Fremde im Sattel ſaß, erklärte ihm der Araber ſeine perſönliche Feindſchaft. Er ließ Kleider vor das Zelt bringen, und ſprach zu ihm: Dieſe

Digitized by Google

Kleider hier gehörten meinem Vater an; ohne es zu wissen, habt ihr mir gestern im Gespräche entdeckt, daß ihr sein Mörder gewesen seid. Ich habe öfters im Schooße meiner Familie eidlich gelobt, diesen Mörder von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu verfolgen. Noch steht die Sonne nicht am Horizont, aber bald wird sie aufgegangen sein und dann steig ich zu Pferd, um euch als Feind zu verfolgen. Dankt es meiner Religion, die mir verbietet, euch in meinem Zelte anzugreifen, nachdem ich euch Schutz verliehen hatte. Aber vom Augenblicke an, wo wir getrennt sind, hört jene Verpflichtung auf und ich sage euch, daß ich entschlossen bin, euch zu tödten, wo ich auch immer euch treffen werde. Das Pferd, welches ich euch gebe, ist so leichtfüßig, wie das meinige; wollt ihr euch retten, so versäumt keinen Augenblick." Damit drückte er ihm die Hand und sie trennten sich. Beim ersten Sonnenstrahl stieg der Araber zu Pferd und eilte seinem Feinde nach, den er nahe beim Lager der Armee von Tripoli beinah erreicht hatte.

Die Weiber der Araber müssen keine Feldarbeiten verrichten; sie mahlen hingegen das Getraide, nach der ältesten Sitte, das will sagen, mit einem Stein, der mit einer Kurbel auf einem andern feststehenden umgedreht wird. Hinwieder verfertigen sie auf dem einfachsten, aus zwei oder drei Stangen bestehenden Webstuhl, Zeuge für Kleider und Zelte. Sie bereiten auch jenen Mehlteig, der Cooscolas heißt, und zum Backen des Fleisches gebraucht wird: es ist dies ein Lieblingsgericht der Araber, welches dem Pilau (mit Butter und Fleisch gekochtem Reis) gleicht; der Mehlteig versieht dabei die Stelle des Reises. Die Besorgung des Viehs und des Federviehs geschieht durch die Weiber, denen auch alle Hausgeschäfte wie in den zivilisirten Ländern von Europa obliegen. Die ganze Familie schläft unter einem Zelte und gewöhnlich auf Schaaffellen. Verheirathet ein Vater eines seiner Kinder, so giebt er ihm ein Zelt, eine Handmühle, einen Korb, eine hölzerne Mulde, zwei irdene Geschirre, und darüber hin so viel Kameele, Kühe, Schaafe und Ziegen, als seine Vermögensumstände es erlauben.

Die unerträglichen Bedrückungen, welche die Juden in Spanien und Portugal leiden müssen, zwangen eine Menge derselben, in Afrika eine Sicherheitsstätte zu suchen. Man berechnet, daß bei hundert tausend Juden auf diese Art nach Marocco gekommen sind, wobei jedoch nicht unbemerkt bleiben darf, daß ihr Geschlecht von sehr alter Zeit her hier hauste, und daß sie wahrscheinlich aus Phönizien herkamen. Keine noch so schmähliche und schimpfliche Behandlung und keine Verfolgung mag den Israeliten von dem Ort, wo er sich einmal seinen Wohnsitz wählte, überall vertreiben; er gleicht einer Pflanze, die in jedem Boden und in jedem Klima gedeiht, und die unter der Scheere gehalten, nur ein desto kräftigeres Wachsthum zeigt. Was er unter den Mauren ertragen muß, ist mehr als menschenmöglich scheint, und dessen unerachtet ist die Unwissenheit der Beherrscher dieser Landschaften so groß, daß in allen öffentlichen Geschäften ohne Hülfe der Juden gar nichts zu Stande kommen würde. Sie treiben Handwerke und Gewerbe; sie nehmen die Landeseinkünfte in Pacht; sie sind Mauthbeamte, Commissionärs, Dollmetscher und Sekretäre; sie schlagen die Münze und verfertigen oder liefern alles Geschmeide von Gold- oder Silberschmuck, zum Gebrauch der Sultane, Bei's, Bascha's und ihres Harems. Für alle diese Dienste werden sie von den Großen verächtlich und von den Kleinen schmählich behandelt.

In den Städten haben die Juden ein eignes Quartier, wo sie in Leimhütten unter Kothhaufen wohnen. Diese anscheinende Dürftigkeit rettet sie aber keineswegs von Erpressung; sie müssen willkührliche Abgaben zahlen, und ein Kopfgeld, das mit einem gewissen Alter anfängt. Um dieses zu bestimmen, werden die jungen Leute mit einer Schnur um den Hals gemessen; die Länge der Schnur wird hierauf verdoppelt, und wenn sie an beiden Enden zwischen den Zähnen gehalten, über den Kopf gezogen, eine gewisse Stelle erreicht, so wird das Kopfgeld gefordert. Um diese Abgabe zu zahlen, muß jeder Jude sich persönlich einfinden. Nach geleisteter

Digitized by Google

Zahlung ſchlägt ihn ein Maure mit der Reitgerte aufs Haupt und heißt ihn ſpringen! Dann entfernt ſich der Jude. Weil die Mauren die ſchwarze Farbe haſſen, ſo dürfen die Juden ſich nicht anders als ſchwarz kleiden. Auf der Straße erlaubt ſich jedermann, und voraus Kinder, ſie zu beſchimpfen. Strecken ſie eine Hand aus, um ſich zu vertheidigen, ſo wird ihm dieſelbe abgehauen. Tödtet ein Muſelmann einen Juden, ſo achtet man wenig darauf. Keating erzählt, es ſei kurz vor Ankunft der Geſandtſchaft in Marocco, ein jüdiſcher Muſelmann durch einen Mauren umgebracht worden, der den Leichnam in Stücke hieb, und in eine Waſſerleitung warf. Die Juden entdeckten den Mörder, der in Arreſt gebracht ward, und Stockſchläge erhalten ſollte. Weil dies den Juden zu lange dauerte, ſo liefen ſie tumultuariſch um den Pallaſt des Sultans zuſammen, und ſchrieen um Recht; dafür ließ ſie der Sultan durch die Wache in ihr Quartier jagen, und ſie mußten eine ſtarke Geldbuße zahlen.

Ein Maure kann zu jeder Stunde in die Wohnung eines Juden gehen, und ſich Beleidigung gegen die Frauen erlauben, ohne daß der Hausherr ſich nur merken laſſen darf, daß er gern ſähe, wenn jener weggienge. Kommt ein Jude vor eine Moſchee, ſo muß er die Schuhe ausziehen und barfuß vorbeigehen. Hingerichtete Miſſethäter werden durch Juden beerdigt; ſie ſind die Hüter wilder Thiere in den Menagerien, und wenn Europäer an ſchroffen Küſten, wo die Fahrzeuge nicht landen können, müſſen ausgeſchifft werden, ſo ſind es auch wieder Juden, die ſie auf den Schultern tragen, denn ein Muſelmann würde keinem Chriſten einen ſolchen Liebesdienſt leiſten. Ohne beſondere Bewilligung dafür erhalten zu haben, darf ein Israelite weder ſeine Wohnung ändern, noch ein Pferd reiten, oder einen Degen tragen. Dieſer Bedrückungen und Erniedrigungen unerachtet, iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ein Jude jemals ſeine Religion geändert hätte, und die freie Religionsübung, der ſie genießen, ſcheint vielmehr, wie Keating bemerkt, ihnen hinlänglicher Erſatz für jede Kränkung zu ſein.

Obgleich die Juden, wenn ſie ſich auf der Straße zeigen, ſchwarze Kleider tragen müſſen, ſo kleiden ſie ſich hingegen in ihrem eigenen Quartier, wie ſie gern wollen, und zwar meiſt mit ſeltſamer und geſchmackloſer Pracht. Ihre Familiengeſellſchaften verſammeln ſich auf dem flachen Dache des Hauſes und am Sabbath tragen die Männer ſchwarze geſtickte Sammetkleider, wie ſpaniſche Admirale, mit großen goldbordierten Hüten, und unter dieſen ſchmutzige Kappen, denen man noch gerade anſieht, daß ſie einſt mögen weiß geweſen ſein. Die Judenweiber ſchmücken ſich gern mit Diamanten; ſie ſollen ſchöne ſchwarze Augen und ausdrucksvolle Geſichter haben. Sie tragen feine Linnenhemden, deren Ermel bis zur Erde reichen und über dieſe einen vorn auf der Bruſt offenen ſammetnen Kaftan. Den goldgeſtickten nur bis an die Hüften reichenden Kaftan deckt ein gleichfalls geſtickter Leibrock von grüner Farbe, der mit einer breiten Seiden- und Goldſchärpe umſchlungen wird. Die Haare flechten ſie in ein ſeidenes Neß, deſſen Enden frei herabhängen: die Fußbekleidung beſteht in rothen ebenfalls goldgeſtickten Pantoffeln. Die Judentöchter zeigen ſich außer dem Hauſe, gleich den Maurenweibern, nie ohne Schleier.

(Quarterly Review. Nro. 29.) U.

Aus Deutſchland.

Würtembergiſche Verfaſſungs-Angelegenheiten.

Zwei neue Brochüren gehören jetzt zu dem Wichtigſten, was über die Würtembergeer Landesangelegenheit erſchienen iſt. Die eine derſelben, nämlich das Schreiben eines Alt-Würtembergers iſt von vielen Gliedern unter den Ständen faſt ganz unterdrückt worden, und ſie gehört alſo zu den Seltenheiten. Man findet ſie in keinem Buchladen. Das Manöver, welches ſie ſich zur Unterdrückung dieſer rein und unparteiiſch der Wahrheit

Digitized by Google

unternommenen Strafrede bedient haben, werde ich Ihnen als Merkwürdigkeit mittheilen, sobald ich alle Belege dazu erhalten; einige derselben sind schon in meiner Hand.

Das erste Heft des Werkes: Die Volksvertreter Würtembergs während ihrer Unterhandlung, scheint mir aber noch mehr die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen. Es ist dieses Heft mit Schonung zwar, aber ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, geschrieben. Von den Aktenstücken die es enthält, ist das erste noch nie öffentlich bekannt worden, und es legt Zeugniß ab von dem herrlichen Sinn, der unsern Advokaten gegenüber stehenden Staatsmänner. Die Beleuchtungen der Aktenstücke finden gewiß Ihren Beifall, denn sie bezeichnen scharf die Grundirrthümer, zu denen sich die hiesigen Volksvertreter haben verleiten lassen; sind also überallhin warnend, wo die neue Rechtsbildung die Köpfe beschäftigt.

Gerne würde ich Ihnen beurtheilende Anzeigen dieser Schriften zugeschickt haben; allein ich steh der Sache zu nahe.

Der Verfassungs-Entwurf, welcher in den ersten Tagen des März den Ständen als königliche Proposition vorgelegt werden soll, ist fertig; sein Inhalt wird aber jetzt noch einmal im Ministerium unter des Königs Vorsitz verhandelt. Der geheime Rath ist für diese Angelegenheit durch zwei Mitglieder verstärkt, nemlich durch den Präsidenten des Ober-Justiz-Collegium von Neurath und dem Oberhof-Intendanten von Maucler. Des Königs Gesinnungen sind bereits weltbekannt; er will das Wohl und die Freiheit seines Volkes begründen, und mag daher eben deshalb nichts von Gerechtsamen, Freiheiten und Privilegien hören. Hierüber sage ich Ihnen zu seiner Zeit mehr und ich werde dann, was ich hier nur andeute, durch Gründe und Thatsache belegen.

Stuttgardt, den 23. Jänner 1817.

Aus England.

Deutsche Buchhandlung in London.

In London, 30. Soho-Square, ist mit dem Hornung dieses Jahres nun auch eine Buch- und Commissionshandlung, unter der Leitung von Karl Treuttel Sohn und Adolph Richter eröffnet worden. Herr Karl Treuttel, ein junger talentvoller Mann, ist der Sohn des Buchhändler Treuttel, dessen Handlung (Treuttel und Würz) zu Straßburg und Paris längst ehrenvoll, wie in Frankreich, so in Deutschland, bekannt ist, und die nun jene Niederlassung in London unter derselben Firma: Treuttel und Würz, errichten, und somit in Vereinigung dieser drei Häuser zu London, Paris und Straßburg für die Verbreitung und den Austausch aller Produkte von deutscher, französischer und englischer Literatur ungemein wirksam sein können.

Ein Unternehmen dieser Art muß den Freunden britischer Literatur um so erwünschter sein, da man bisher die neuern und wichtigern schriftstellerischen Arbeiten der Engländer nicht ohne Mühe und nur auf weitläuftigen Umwegen erhielt. Mag auch das sogenannte goldene Zeitalter der britischen Literatur vorüber sein; für Geschichte, Erdkunde, Staatswirthschaftslehre und die gesammten ernstern Wissenschaften hat Albion uns noch immer von Jahr zu Jahr Hauptwerke gegeben, und jeder Gelehrte unsers Vaterlandes kennt jetzt den Weg, sich, was englische Literatur und Kunst liefert, mit dem wenigsten Zeitverlust zu verschaffen.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 4.

Italiänische Staaten.

Neue Charte von Italien. — Politische Stimmung des Volks. — Die Sängerin Catalani; Ansehen deutscher Musik in Italien. — Bellati's Freskogemälde in Mailand. — Die Improvisatoren Taddei und Sgricci. — Die deutschen Künstler in Rom. — Der Papst; Charakterzüge von ihm. — Stollbergs Geschichte in Rom zensirt. — Römische Finsterniß. — Die römische Curie in Bezug auf Deutschland und eine germanicanische Kirche. — Alterthumswuth. — Canova als Marchese d'Zsola. — Deutsche Literatur in Italien.

Rom.

— — Mein langes Schweigen büß' ich nun, statt mit einem langen Brief, mit einem ganzen Bündel meiner von Zeit zu Zeit niedergeschriebenen Bemerkungen. Machen Sie daraus, was Sie wollen. Ich freue mich des italiänischen Himmels und der italiänischen Erde, und lasse mich das wenig anfechten, was mir an den Leuten hier zu Lande nicht gefällt. Viele meiner Erwartungen waren überspannt. Das hätt' ich voraus sehen können. Denn ich wußte ja, daß Hoffnung nichts, als Traum unsers Wachens ist. Genug, ich bin glücklich und bins, nicht weil ich Alles besitze, was ich wünsche, sondern weil ich nichts wünsche, was mir fehlt.

Mailand.

Die neueste Charte von Italien, welche ich mir auch sogleich zugelegt habe, ist zu Rom gestochen, dem heiligen Vater gewidmet, mit großem Fleiß und vieler Zartheit gearbeitet, und das Werk eines Deutschen, des Herrn Wilhelm Mayer. Sie verbindet viele Vortheile mit einander. Sie giebt nicht nur das alte Italien zu sehen, sondern auch das neueste nach den Staatenveränderungen in den Jahren 1791, 1812, und wieder nach dem Zustand von 1816, wie es seine gegenwärtige Gestalt in Folge der Wiener und Pariser Verträge erhielt. Möge die Charte von der schönen Halbinsel recht lange ihren Werth behalten, wenigstens so lange ich im Lande herumschwärme! Sehr bequem für den Reisenden ist sie durch die richtige Angabe der Poststraßen und die beigefügte statistische Uebersicht von der Bevölkerung und dem Flächenraum der Staaten.

Der Papst hat dies nützliche Unternehmen sehr belobt, und dem Künstler eigenhändig zum Beweis seiner Zufriedenheit vier Denkmünzen, zwo goldne und zwo silberne, mit dem Bildniß Sr. Heiligkeit, verehrt.

Digitized by Google

Mailand.

Die Welt scheint hier mit dem neuesten Looſe aus der Schickſalsurne ganz wohl zufrieden zu ſein, und ſich von Herzen zu freuen, wieder unter dem Zepter des Hauſes Habsburg wohnen zu können. Ich ſage ſcheint; denn ich traue den Welſchen weder auf ihr Wort, noch auf ihre Miene. Von politiſchen Dingen ſprechen ſie nicht viel, folglich nicht gern, und auch wenn ſie dazu hingeleitet werden, mit ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit, die mir bei der ſonſtigen Lebhaftigkeit dieſes Volks doch etwas verdächtig vorkömmt. Soviel bemerkt' ich im Allgemeinen, daß man die Franzoſen nicht liebte; am wenigſten den unruhigen, wilden Geiſt Napoleons. Hingegen vom ehmaligen Vizekönig Eugen ſprachen viele mit ungeheuchelter Hochachtung, und beſonders iſt ſeine Gemalin ſehr beliebt geweſen. Sie that den Armen viel Gutes, und das zu einer Zeit, da es der Armen viel gab.

Dem großen Haufen iſt's ſehr gleichgültig, wer ihn regiere, wenn er nur Brod und Waſſer, oder Polenta und Wein hat. Er bekümmert ſich wenig, ob der auf dem Thron Napoleon oder Franz heißt, ſobald man ihm ſein Eigenthum unbeſchnitten und ſeine Söhne in Frieden am Pflug läßt. Für ihn ſind der erſte Ortsvorſteher, der Richter und Sbirre die bedeutendſten Staatsperſonen in ſeiner Welt. Aber der gebildetere Theil des Volks in den Städten und Villas mag wohl die Sache nicht ſo anſehen. Da regt ſich noch immer ſo etwas, das man Nationalſtolz nennt. Doch geben viele Italiäner ganz unbefangen zu, daß ſie es zur Stunde mit ſich ſelber nicht um ein Haar beſſer haben, als ihre Vorfahren zänkiſchen Andenkens, und beſſer von Fremden regiert werden, als von ihren eignen Leuten, die ſelten unpartheiiſch und oft leidenſchaftlich hineinfahren. Mancher ſetzt dann freilich hinter ſolches Geſtändniß noch ein nondimeno, aber das iſt wohl bei ſo bewandten Dingen klar, zu einem ſelbſtſtändigen Staat, zumal zu einem freien, fehlt hier Hopfen und Malz ganz und gar.

Mailand.

Hier iſt das Land der Kunſt. Alles iſt Künſtler, Liebhaber, Kenner bis zum Vetturino hinab. — Weiland-Napoleon iſt wohl kaum ſo viel beſprochen und beſonettet worden, als die Sängerin Angelica Catalani. In Mailand hat man ihre Lebensbeſchreibung, oder vielmehr Ruhm- und Preisrede mit einer beinah vollſtändigen Sammlung aller Urtheile abgedruckt, die über ſie in öffentlichen Blättern zu London, Paris, Berlin, Amſterdam, Leipzig, Hamburg, Hannover u. ſ. w. erſchienen ſind; für ein neugieriges Durchblättern recht gut, am Ende langweiliges Weſen. Zucker, und nichts als Zucker! Sie hat eine reine, ſilberne, volle, weitumfaſſende, gewandte, mächtige, liebliche Kehle, reich und wunderbar in ihren Tongebilden, das klingt von allen Seiten wieder, und die Italiäner ſind auf dieſe Kehle ſo ſtolz, als wäre unter Gottes blauem Himmel nichts Herrlicheres. Die Catalani gab auch im Theater alla Scala und in der Gartengeſellſchaft (società del giardino) Concerte, die Alles verzückten, denn „entzückten" wäre zu wenig geſagt. Und, hört man noch von dieſen Concerten reden, ſo muß

Digitized by Google

man billig erſtaunen, daß nicht wenigſtens die Hälfte der Zuhörer vor eitel Wonne auf der Stelle geſtorben iſt. —

Nelle bell' arti Italia
Sempre sara reina.
Pari a Fidia e Prasitele
Canova l'opre affina
Suona il nome Angelica
Oltre l'alpi, oltre il mar.

Was mich betrifft, Sie kennen mich; ich habe mich im Concert der Catalani für mein Geld wohl erbaut; ich hörte kaum je eine ſchönere, meiſterlichere Stimme, aber vergaß die Stimme über die Kunſt des Tonſehers. Lieſt mir jemand ein klaſſiſches Gedicht ſchön vor, ſo ſag' ich Dank; aber doch vergeſſ' ich den Vorleſer willig über den Gedankenſchwung des Dichters.

Uebrigens, und das will viel ſagen, ich aber ſag' es nur im Vorbeigehen, laſſen die Italiäner doch auch unſerer deutſchen Tonkunſt volle Gerechtigkeit wiederfahren. Wenn ſie unſern Haydn und Mozart als große Meiſter anerkennen, iſt das noch eben keine Urkunde ihrer Gerechtigkeitsliebe, und koſtets ihnen wohl wenig Ueberwindung zu geſtehen. Aber wenn ſie eingeſtehen, daß auch unter dem rauhen, deutſchen Himmel himmliſchſüße Stimmen geboren werden können: das iſt nichts Geringes! Sie haben aber jetzt vor den Deutſchen ſoviel Achtung, daß ſie alle gute Sängerinnen, die nicht bei ihnen das Licht der Welt erblickt haben, in Bauſch und Bogen für Deutſche erklären, ſogar in Druckſchriften. So z. B. neben der Mara die Billington, die Lebrun, die Barilli, die Dogliani, welche jetzt Gattin des Marcheſe Caradori in Rom iſt, die Marconi-Schönberger u. ſ. w. In der That gereichte es mir zur Schande, nicht zu wiſſen, daß ich ſoviel landsmänniſche Virtuoſinnen hatte, ließ mir aber darüber das Compliment von einem hieſigen feinen Kunſtkenner ganz behaglich gefallen. Die Marconi hörte ich ebenfalls in der Gartengeſellſchaft. Sie erndtete von der gedrängten Menge ihrer begeiſterten Zuhörer für ihren bel trillo, canto espressivo, sillabare distinto und recitativo ben declamato den rauſchendſten Beifall.

Mailand.

Ich werde mich wohl hüten, bei Ihnen zu jenen Reiſebeſchreibern zu gehören, die Sie einmahl mit dem termino espressivo „wiederkäuende Thiere" belegten. Alſo ſag' ich Ihnen von den alten oft geſchilderten, und wieder geſchilderten Kunſtwerken Italiens kein Wort. Allenfalls ein Wort über wenig oder gar nicht bekannte neuere Kunſtſachen. Zum Beiſpiel über Filippo Bellati's Freſcogemälde.

Die Aetzmalerei wird heuer ſelbſt in Italien minder geliebt und geübt, als jede andere; um ſo beachtenswerther iſt es, wenn darin etwas Ruhmwürdiges geleiſtet wird. Bellati iſt noch ein ganz junger, aber genialiſcher Menſch, voll ſeltener Kraft. Ich rathe jedem Kunſtfreund, wenn er nach Mailand kömmt, die Kapelle des heiligen Borromäus zu St. Maria Beltrade zu beſuchen. Die Kapelle iſt wohl klein, und genießt keiner vortheilhaften Beleuchtung; Bellati aber wußte nicht nur den Raum, ſondern auch die Fehler der Beleuchtung mit

Digitized by Google

einer Einsicht zu benutzen, die nicht gemein ist. Die Hauptbilder stellen drei der merkwürdigsten Handlungen aus dem Leben des Heiligen vor, wie er zu den Pestkranken den heiligen Nagel trägt, in Büßerkleidern; wie er die heiligen Leiber feierlich versetzt; und wie er den Armen seines Sprengels Almosen vertheilt.

Sowohl in diesen Bildern, als in den sinnbildlichen Gestalten der Religion, (ein schönes auf einem ins Geviert behauenen Stein sitzendes Weib, die frommen Augen gen Himmel gewandt, in der Linken ein Kreuz, zu ihren Füßen der Kelch), der Liebe oder Mildthätigkeit, und Demuth herrscht eine Kraft und Wärme, eine Sicherheit und Festigkeit der Ausführung, zumal bei Verkürzungen, was an die besten Meister mahnt. Nicht ganz rein schien mir überall die Zeichnung zu sein, besonders in den Umrissen. Was nicht wahre Natur ist, wird in Ewigkeit nicht wahre Kunst werden.

Rom.

Bei meinem ersten Flug im Sommer nach Florenz hörte ich zufällig in Cremona eine Improvisatorin. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich dergleichen Erscheinung sah. Zwar erinnere ich mich noch wohl aus meiner Jugend, wenn die deutsche Sapho, wie damals unsere Karschin hies, bei uns zu Tische saß, daß sie auch zuweilen aus dem Stegreif recht artige, zuweilen auch recht matte Verse machte und hersprach. Man konnte es jedesmal bemerken, wenn dergleichen bei ihr unterwegs war. Dann hielt sie das Glas an die Lippen und nippte daran, ohne zu trinken. Aber so mir nichts dir nichts, frei weg, ohne alle Vorbereitung in wohlgesetzten Versen über einen beliebig gegebenen Gegenstand treffliche Gedanken aussprechen hören — das hatt' ich bisher noch nicht erlebt. — Wir haben in Deutschland heutiges Tages in jeder Stadt, ja in jedem Städtchen der Saphos die Menge, welche Verslein machen und damit Almanache und Zeitschriften füllen, aber einer Signora Rosina Taddei thuts von allen keine gleich. Allerdings hilft die klingelnde italiänische Sprache sehr nach: denn selbst auch in der Prosa tönen da unwillkührliche Reime durch einander her, wie Glockengeläut. Inzwischen klingeln, wie unsere neuesten Sonettenklingler, in ihren romantisch-mystisch-katholisch-altdeutsch sein sollendem Reimereien es treiben, heißt wahrhaftig noch lange nicht dichten. Meine Rosina Taddei aber ist wahrlich Dichterin.

Sie ist ein artiges, sechszehnjähriges Mädchen, und diese Nebensache freilich trägt auch wohl etwas zur Anmuth ihrer poetischen Erzeugnisse bei. Wie man mir sagte, kannte sie vor einem Jahre noch gar nichts von der Versbaukunst. Sie hörte von ohngefähr den hochgefeierten Stegreifdichter Pistrucci; versuchte es, ihm nachzumachen, und siehe da: Anch' io sono pittore! hieß es bei ihr.

In unserer Gesellschaft war sie eben bei guter Laune, denn es scheint doch, sie muß die Erscheinung der Muse abwarten; wiewohl sonst hübsche Mädchen immer bei guter Laune sind, wenn man sie bewundert. Man ermunterte sie. Sie erröthete. Sie hob an, die Wundermacht der Himmlischen zu besingen. Anfangs war ihre Stimme schüchtern-ruhig, leise; ihre Geberde

Digitized by Google

denkend. Bald aber verwandelte ſich ſonderbar all ihr Weſen: ſie ſchien verklärt; es war ein Geſicht, aus welchem Entzückung ſtrahlte; der deliſche Gott ſchien in ihr zu leben, und Uebe[r]irdiſches aus ihr zu reden; ihre Stimme ward wie Geſang ſüß und hinreiſſend. Sie ſchien ſich ihrer ſelbſt kaum bewußt zu ſein. Die Verſe tanzten wunderſchnell von ihren Lippen mit den überraſchendſten, kühnſten Gedanken, glücklichſten Bildern und Ausdrücken. Da ließ ſich keine lückenbüßende Ausrufung, keine leere Wiederholung, keine Abirrung von der Einheit des Ganzen wahrnehmen. — Und hätt' ich kein Wort Italiäniſch verſtanden, ich hätte doch Alles verſtanden, wenn ich ſie anſah. Ich glaube, ihr Zuſtand war dem ähnlich, wenn die erſten Chriſten in Zungen redeten. Wär' ich ein Heide geweſen, mich wenigſtens hätte das liebe Kind ganz und gar bekehrt.

Ich erzählte hier, in Rom, davon, und glaubte mich damit recht wichtig machen zu können. „Spaß das!“ bekam ich zur Antwort: „Wir haben hier im Sommer ganz andere Wunder erlebt! Das größte, was Meſſer Apollo jemals gethan!“

Nun erzählte man mir von einem Signor Sgricci, einem jungen Mann von zwanzig und etlichen Jahren, der ſich als Improviſator hatte hören laſſen, und neben welchem ſelbſt der Abbate Lorenzi nur als Stümper erſchien. Denn bisher hatten ſich alle Improviſatoren nur in lyriſcher Art gezeigt, Ottavarinnen, Terzinen und Sonetti geſtegreift. Sgricci wich ihnen auch in dieſer Gattung der Poeſie nicht. Aber er verſprach aus dem Stegreif ein dramatiſches Gedicht über jeden ihm gegebenen Stoff des Alterthums herzuſagen. Man nannte ihn von allen Seiten Großſprecher. In großer Verſammlung warf jeder Zettel in die Urne, mit Aufgaben zu einem Drama. Alles ward gehörig durch einander gerüttelt, dann ein Zettel gezogen; darauf ſtand: Polyxena's Tod. Man lächelte ſich einander bedeutſam zu.

Der junge Mann aber fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht, räuſperte ſich ein wenig, trat vor und ſagte auf der Stelle ganz unbefangen die Namen der Perſonen her, die in ſeinem noch ungeborenen Trauerſpiel handeln ſollten: Polyxena, Odüſſeus, Calchas, Hekuba; dazu noch ein Chor Trojanerinnen. Darauf, als declamirte er nur ſo aus einem Buch, folgten raſch auf einander die verſchiedenen Auftritte, trefflich gedacht mit ſchöner Diction, die Verſe und Worte wohlgeordnet, die Charactere der Perſonen meiſterhaft gehalten, beſonders die von Hekuba und Polyxena. Der Monolog Hekuba's, während ſie opferte, voll majeſtätiſcher Stellen, mehr noch das Zweigeſpräch Hekuba's und Odüſſeus, wie dieſer ihr den Tod der Tochter erzählt, wie jene dann in den Fluch gegen Odüſſeus und alle Griechen ausbricht, waren erſchütternd. Todtenſtille herrſchte und Erſtaunen und Vergeſſenheit des Wirklichen, ſo lange Sgricci ſprach. Aber als er ſchloß, war der Beifall deſto betäubender.

Was ſoll man nun dazu ſagen? Selbſt italiäniſche Puriſten prieſen den Adel von Sgricci's Verſen; ſelbſt römiſche Dichter, und deren giebts viel, und jeder hält etwas auf ſich, bewunderten den Reichthum und die Schönheit von Sgricci's Einbildungskraft. Was wird denn nun

Digitized by Google

aus unserm fruchtbaren Kotzebue, was aus unserm Göthe und Schiller, wenn endlich so ein Jüngling daherkömmt, und die schönsten Dramen von der Welt aus dem Aermel schüttelt, daß selbst ein italienischer Journalist schrieb: O il Sign. Sgricci ha il diavolo poetico in corpo, o egli ha sulle dita tutti i classici antichi e moderni.

Rom.

Genußvolle Augenblicke gewährt mir der Umgang mit den hiesigen deutschen Künstlern. Es sind herrliche, geistvolle Männer darunter, wie Maler Overbek, Philipp und Johannes Veith, welche die Enkel Mendelssohns und Stiefsöhne Schlegels sind, Schadow, Vogel aus Dresden, Plattner, der Sohn des Leipziger Weltweisen, Roschwich aus Mecklenburg u. a. m.

Cornelius, Veith, Schadow, Overbek malen jetzt in Fresco die Geschichte Josephs in Aegypten. Vogel malt unsern Heiland, der vom Teufel versucht wird. Welche Würde und welche Einfalt, welcher Ernst und welche Sanftmuth in dem Antlitz dieses Löwen vom Stamme Juda! Hingegen recht reinteuflisch sieht der Teufel da, scheu sein Antlitz vor dem Göttlichen verbergend. Von Overbek hab' ich den Einzug Christi in Jerusalem gesehen. Unter denen, die dem Heilande Hosiannah rufen, erkannt ich auch den lieben, kindlich guten Maler Wintergerst aus Baiern. Wohl, der hätte das Hosiannah gerufen!

Alle diese Apostel der Kunst verherrlichen und zeigen in ihrer Kunst, wie einst Raphael, das Göttliche der Religion. Der hat keinen Sinn für Kunst, der fürchtet, daß man durch Gemälde des Gekreuzigten oder der Madonna von Raphael, oder jetzt von Overbek, in grobsinnliche Religion verirren könnte. Nicht wer Götter von Gold oder Stein bildet, macht Gottheiten, sagt schon Martial: sondern wer sie anbetet. Wie das Lesen der Messiade Klopstocks begeistert, so erhebt der Anblick von der Verklärung Christi auf Tabor zum hohen Urbilde selbst. Ich wage nichts, gar nichts von dieser Verklärung zu schreiben. Nur das: meine Kniee wankten, meine Glieder bebten; in Andacht versenkt stand ich vor dem Bilde, das kein Bild ist, und dachte mit auf Tabor zu sein bei Christo und wollte mit seinen Aposteln sagen: „Herr, hier wollen wir bleiben, denn hier ist gut sein!"

Rom.

Vor vierzehn Tagen (Herbstm. 1816) hab ich der feierlichen Seligsprechung des verstorbenen Liguori in der St. Peterskirche (die weit nicht mit dem himmlischen Dome in Mailand zu vergleichen ist!) beigewohnt. Nicht die Tausende der brennenden Kerzen, nicht die, ich möchte sagen, überirdische Musik erschütterten oder rührten mich. Da erschien aber Pius VII. und betete knieend vor dem Hochaltare. Seine Stimme hörte man nicht. Aus der Tiefe seines Herzens stieg sein Gebet zu Gott empor. Es war mir, nun sei Liguori durch dies Gebet erst seelig gebetet.

Digitized by Google

Nach Vollendung dieſer Handlung umringte den frommen Papſt das heilige Kollegium der Kardinäle. Sie begleiteten ihn zur Kirche hinaus und hoben ihn in den Wagen.

Hätte die katholiſche Kirche immer ſolche Päpſte gehabt, wie Pius VII. iſt, und immer ſolche Kardinäle, wie Bacca, Conſalvi und Litta: ſo wäre nie eine Reformation entſtanden. Es wird gewiß jeder von der Liebenswürdigkeit und Demuth Pius VII. hingeriſſen, ſowohl Proteſtant als Katholik.

Der Maler Vogel erhielt vom Könige von Sachſen den Auftrag, des Papſtes Bild zu malen. Der Papſt ließ Vogel rufen. Während dieſer ihn zeichnete, kam ein Kardinal, und ſagte: Die Gräfin Schuwalow ſei geſtern Nachts geſtorben und ſei nicht katholiſch geworden. Die Art, wie dies geſagt ward, verrieth, daß man die Gräfin als verdammt anſah. Der Papſt gab zur Antwort: „Fa niente, la contessa Schuwalow era una bonissima Donna e aveva una bona intenzione.“ (Thut nichts, die Gräfin war eine der beſten Frauen, und hatte eine gute Abſicht.)

Als unlängſt ein vornehmer Proteſtant dem Papſt beim Beſuch erklärte, er wollte katholiſch werden, klopfte ihn dieſer auf die Achſeln mit den Worten: Denken Sie doch reiflicher über dieſen Schritt nach, und melden Sie mir Ihren Entſchluß nach etlichen Monaten wieder.“

Wenn man auch in der That unrecht hat, die geſammte römiſche Curie nach einigen habſo der herrſchſüchtigen, intriganten oder lockern Nuntien und deren Geſchäftsführern im Auslande zu vergleichen; und wenn es auch gewiß iſt, daß der Dominicaner Tetzel ſo wenig, als der Auguſtiner Luther in Rom geliebt iſt; und wenn man allerdings auch jedem chriſtlichen Lande Glück wünſchen könnte, wenn daſelbſt jeglicher Prieſter ſo tolerant, ſo fromm, ſo demüthig, ſo aufgeklärt dächte, wie Pius und Conſalvi denken: herrſcht daneben doch zu Rom, läugnen läßt ſich das nicht, häufig eine recht verhärtete und verpelzte fromme Dummgläubigkeit.

Stollbergs Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti wird jetzt ins Italiäniſche überſetzt, und zwar auf Befehl der Propaganda. In der Ueberſetzung ſeines erſten Bandes wurde ausgeſtrichen: „Auf dem Stuhle Petri ſaß mancher Kajaphas“; ferner: Der weiſe Homer“, davor wurde das Beiwort weiſe gelöſcht, und anſtatt: „Der Herr der Welten“ wurde „Herr der Welt“ geſetzt. Denn der Cenſor, ein Barnabit, Namens Padre Grandi, ſagte: „Gott habe ja nur eine Welt geſchaffen.“ — Es iſt unſtreitig eine richtige und pſychologiſch wichtige Bemerkung, die vielfach gemacht worden iſt in allerlei Landen, daß ganz gelehrte und geſcheute Männer, ſobald ſie das Unglück hatten, Bücher-Cenſoren zu werden, zum gröbſten Unverſtand gekommen ſind und Albernheiten thaten. Zeuge des iſt Padre Grandi, der Barnabit.

Ueberhaupt hatt' ich Gelegenheit genug zu bemerken, daß bei einer großen Mehrheit zumal gemeiner Geiſtlichkeit, der die beſſere häusliche Erziehung abgeht, geradezu da, wo es ihre Kirchenſchaft angeht, eine gefühlloſe Verhärtung und Verſtockung im Nervengewebe ihres Kopfes, ein wahrer Knopf im Verſtande liegt. Da hilft kein Erklären, kein Beweiſen, kein

Digitized by Google

Demonstriren, kein Anregen eines edlern Sinnes, um sie auf andere Gedanken zu führen; da hilft ihnen zu zünden, keine Lampe, keine Fackel, keine Sonne, denn sie sind des Schwerkzeugs schlechtweg beraubt und urblind.

Das ist die Folge des Unterrichts in den Schulen. Denn wenn tausend Jahre lang eine gewisse Idee unaufhörlich von den Alten auf die Jungen, und wieder von den altgewordenen Jungen auf die neu gewordenen Jungen, und so von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird: ich glaube, die muß zuletzt verknörpeln und national werden, wie gewisse Gestalten und Physiognomieen durch beständige, unveränderte Fortpflanzung des gleichen Typus national werden können.

Ich hatte Gelegenheit, mich mit manchem Geistlichen zu unterhalten, mit Professoren und Schülern. Fast Alles war in gewissen Dingen von gleichem Schlage. Sie beten mechanisch, predigen mechanisch, lehren und lernen mechanisch, ihre ganze Religion ist mechanisch, alles ist bei ihnen nur Standes- und Dienstsache. Sie schicken Alles, was nicht katholisch ist, zur untersten Hölle, wo Heulen und Zähnklappern wohnt. Die Untrüglichkeit des Papstes und daß man in kirchlichen und religiösen Dingen nicht denken müsse, das sind Hauptgrundsätze in ihren theologischen Instituten. Das Vermögen zu denken ist nur in weltlichen, leiblichen Dingen anwendbar, gleich wie Mund und Magen und andres sinnliches Werkzeug. Wacht irgend einmahl bei einem Jünger der gesunde Menschenverstand auf, weiset ihn der Meister schnell mit der väterlichen Mahnung zur Tagesordnung: Cacciate questi pensieri cattivi (vertreibt diese bösen Gedanken.)

Einer meiner Bekannten erzählte mir, er habe mit einem Geistlichen zu Rom, der sonst sehr gebildet zu sein schien, vom Dante gesprochen und gesagt: Dieser Mann, der die divina comedia geschrieben, muß gewiß ein Heiliger gewesen sein. Der Professor antwortete: „Bei euch Deutschen mag ers sein. Er war aber ein Birbante e un iniquo Christiano, denn in seiner divina comedia schickt er mehrere Päpste in die Hölle, und sogar den Papst Coleſtin, dessen Bildniß sich doch in der St. Peterskirche am Altar befindet!“

Es fehlt freilich mit nichten auch an aufgeklärtern, tiefsichtigern Männern; aber sie müssen sich in Acht nehmen, um nicht den Kommissarien der Gewissenspolizei, genannt Sanctum Officium, anheim zu fallen. Wie sollen unter solchen Umständen hellere Begriffe aufkommen, da man die Kirchengeschichte meistens nach Alexander Natalis vorträgt, und mit ungeheuerer Mühe schon bei den jungen Knaben, die dem geistlichen Stande gewidmet werden sollen, alle Denkkraft auszustocken und auszuwurzeln anfängt? Wenn Sonntags die Jüngern katechetisirt werden, macht man beim Unterricht allerlei dumme Einwürfe gegen die Lehren der Kirche und giebt dergleichen Dinge, die sich von selbst widerlegen, für Einwürfe der Calvinisten und Lutheraner aus. Die Kleinen lachen laut, und halten alle Calvinisten und Lutheraner für toll. — Die Franzosen, während ihres Aufenthalts in Rom, sorgten mehr für Pulver und Blei, als für Schulen; sonst hätt' es doch fürchterlich heiter in dieser unbarmherzigen Finsterniß werden können.

Digitized by Google

Die transalpinischen Katholiken, zumal in Deutschland und in der Schweiz, werden von hier aus schon immer mit verdächtigem Blick angeschielt. Der Name unserer edeln deutschen Wessenberge, Sailer u. a. m. wird von den niedern Geistlichen, auch von einigen Kardinälen nicht ohne Bedenklichkeiten genannt. So wie man in Deutschland eine Zeitlang alle freisinnige, helle Köpfe, die auf Verbesserung der Verfassung und Gesetzgebung antrugen, Jakobiner zu nennen pflegte: so heißt man hier alles, was sich gegen kirchliche Mißbräuche und Mängel laut macht, Illuminat.

Rom.

Man fürchtet gegenwärtig in Rom sehr, daß sich das katholische Deutschland vereinigen und den Einfluß der römischen Curie sehr verkürzen mögte. Das will man nicht, und kann man nicht wollen, da aus den transalpinischen Ländern noch immer schöne Geldsummen nach Rom fließen. Man giebt zu, daß der Abfluß dieser Geldsummen, so gering sie auch sein mögen, in diesen Zeiten den durch Krieg verarmten Staaten lästig sei; aber man spricht dagegen von unveräußerlichen Rechten Roms. Man will von keiner germanikanischen Kirche wissen, und wenn man sich in Deutschland der Freiheiten der gallikanischen Kirche bedienen mögte, heißt es, das geschehe nur durch Mißbrauch. Wären der römischen Curie nur wieder Nuntien gestattet: so hätt' es keine Gefahr. Auch ist man hier gar nicht sehr in Sorgen vor ernstlichen, oder gelingbaren Schritten der transalpinischen Völker, indem man sich darauf verläßt, daß die deutschen Fürsten in Nichts einig werden können, wo sie nicht von der bittern Nothwendigkeit gezwungen sind. Und nichts ist in der Politik, wie in häuslichen Nachbarschaften, mit geringerer Mühe verbunden, als Zwiespalt bei denen zu unterhalten, deren Eintracht einem nachtheilig werden kann.

Ich selber, wie ich die Lage der Dinge kenne, bezweifle es kaum, Rom wird Rom und die wahre Welt-Hauptstadt bleiben, deren Rechtsame und Domänen sich über die fremden Länder erstrecken, und deren Reich sich bis in den Himmel ausdehnt, wenn es schon heutiges Tages einem Papste schwerer ist, einen Menschen nach Gefallen auf den Thron zu setzen, als in den Himmel unter die Heiligen.

Der edle innigfromme Pius VII. trachtet zwar für sich selbst nicht nach Irdischem; aber den wohlhergebrachten und ererbten Rechtsamen oder Gewohnheiten des heiligen Stuhls kann er, als Fürst, nichts vergeben. Darüber wacht mit strenger Sorge das heilige Kardinalskollegium. Dies Kollegium, so bedeutend dasselbe heut ist, so unbedeutend war es ursprünglich. Anfänglich hießen die Kardinäle Collaterales oder Hebdomadales, weil sie alle Woche der Reihe nach dem römischen Bischof als Diakonen und Subdiakonen dienten. Man wählte auch unter Pfarrern, Priestern, Helfern u. s. w. damals Einzelne aus, denen zur besondern Amtspflicht ward, über das Kirchengut, über das Gut der Wittwen, Waisen und Armen Aufsicht zu führen; verstorbene, arme Leute zu Grabe zu tragen u. s. w. Die hieß man Kardinäle, Hauptpriester,

Digitized by Google

Principales. Sie wurden von den Bischöfen in deren Sprengeln ausgewählt und nachher oft selbst Bischöfe. Erst um die Zeiten Gregors des Großen ward es üblich, daß der Papst seine Kardinäle zu seinen Räthen in Verwaltung der kirchlichen, allgemeinen Angelegenheiten machte. Dann empfingen sie endlich durch eine römische Kirchenversammlung im Jahr 769 das Recht, den Papst zu ernennen. Innozenz IV. steigerte ihre Würde ums Jahr 1245 mit Zulegung des rothen Hutes und der Kappe. Urban VIII. schmückte sie mit dem Titel Eminenz; vorher waren sie noch reverendissimi und illustrissimi. Im römischen Pontificale lautet ein Artikel: Notandum quod Cesar, antequam coronetur imperiali diademate, sedet *post primum Episcopum cardinalem*; et si quis re adest, sedet *post* primum Episcopum cardinalem. Die Könige wissen demnach welchen Rang sie unter den Kardinälen eigentlich haben.

Rom.

Der Name der Tugend, virtù, ist doch wahrhaftig nirgends in einer Sprache ärger gemißbraucht, als in der italiänischen und gerade am meisten in der Nähe des heiligen Stuhls. Man kennt hier fast keine Tugend im gemeinen Leben, als Kunstvortrefflichkeit. Alles will Virtuose sein. Hier sind die Kastraten die Tugendhaften, die virtuosi; desgleichen die Freudenmädchen, sobald sie singen, zeichnen oder ein Madrigal, ein Sonett machen können. Die schwedische Königin Christina pflegte diese Tugendlichen nur kurzweg la virtuosa canaglia zu nennen. Sie hatte wohl recht.

Es erquickt mich, unter den Alterthümern Roms umherzuwandeln; schön durch sich selbst, noch schöner durch die sie umschwebenden großen Erinnerungen. Aber doch wird mit denselben von den Kunstschwärmern wahrhafte Abgötterei getrieben. Es giebt für sie nichts Großes, Gutes, Herrliches, es müsse denn vom Alterthum stammen. Diese Narrheit hat leider jetzt auch in Deutschland, und nicht blos in Kunstsachen, überhand genommen. Es wäre doch Zeit, einmal davon zurückzukommen. In Deutschland dauert allerlei Narrheit nur eine Weile, und ist gemeiniglich blos Modesache. Aber eben dies Wechseln ist unsere permanente Narrheit.

Wir Jüngere legen oft in das Alterthum und dessen Werke mehr Herrliches hinein, als sich die Alten selbst dabei dachten. Wir thun dies oft nur dem vortrefflichen Neuern zum Trotz und Verdruß, und loben die vergangenen Jahrhunderte auf Unkosten der Zeitgenossen. Sind wir einst verschwunden mit unserer Selbstverachtung und unbescheidenen Bescheidenheit, so werden unsere Nachkommen unsere Mannlichkeit, unsere Tugend herausstreichen, und die Werke ihrer Zeit daneben verachten. Ich halt' es mit Arnobius: Antiquiora, inquitis, ac per hoc fidei et veritatis plenissima, quasi vero errorum non antiquitas mater sit. (Es ist alt, sagt ihr, darum glaubwürdig, darum recht, als wenn das Alterthum nicht die Mutter des Irrthums wäre!) So geht das fort. Wir haben wahrlich der vorzüglichen Geister und Thaten nicht minder, denn die Alten. Aber statt die Kraft in uns durch Ehrfurcht für die Werke der Alten zu erwecken,

Digitized by Google

verderben wir vielmehr das Beſſere und unſere Eigenthümlichkeit damit in ängſtlicher Rückſicht und feiger Nachahmerei.

Ich behaupte kek, Göthe wäre mehr geworden, hätte er nicht die Griechen, Schiller mehr, hätte er nicht den Shakespear, Müller mehr, hätt' er nicht den Tacitus gekannt, u. ſ. w. Canova wäre auch ohne die griechiſchen Meiſter Canova geworden und vielleicht mehr; weniger ſtudiert und ängſtlich berechnet. Beſſer noch, als das beſte Werk von Canova's Meiſſel, gefällt mir das neueſte Werk ſeines Herzens. Die jährlichen 3000 Scudi, welche er durch die Gnade des oberſten Prieſters, (sommo Pontefice) ſo nennt man im edeln Styl hier zu Lande den Papſt, ſammt dem Titel eines Marcheſe d'Iſchia, empfing, hat er gänzlich dem ſchönen Zweck gewidmet, alte Künſtler in ihrer Armuth zu unterſtützen, junge zu ermuntern, Kunſtpreiſe auszuſetzen, die Academia d'archeologia aufrecht zu halten und zu anderm Kunſtgedeihlichen.

Rom.

Von neuern Werken der italiäniſchen gelehrten Welt hab' ich bisher wenig geleſen; doch einiges. Die homeriſche Ilias, vom Ritter Monti überſetzt, gilt ohngefähr bei den gelehrten und halbgelehrten Bewohnern der Halbinſel ſo, wie bei uns die voſſiſche Ueberſetzung. Nun hat vor Kurzem ein Abbate Euſtachio Fiochi die Ilias abermals und in den vielbeliebten Ottavarinen italiäniſch gegeben. Ich ſchaffte ſie mir ſchon in Mailand zur Reiſegefährtin an, konnte ihr aber keinen Geſchmack abgewinnen *). Ich hatte daran keinen Homer und keinen Arioſt, ſondern einen Abbate Fiochi. Schon die italiäniſche Sprache ſelbſt iſt für keinen Homer gemacht, ſo wenig als zur Wiedergebung altenglicher Balladen und Romanzen, womit vor zwei Jahren Graf Bartolomeo Benincaſa den Verſuch machte. Es kömmt mir eben dabei vor, als wolle ein hübſches Mädchen mit weicher zarter Stimme die Rolle eines hohen Greiſen ſpielen und Bardengeſang anheben.

Viel anziehender waren für mich die Rime di Matteo Bandello, welche ein Doctor Lodovico Coſta voriges Jahr (1816) aus einer Handſchrift des königlichen Bücherſaals zu Turin, ans Licht geſtellt hat. Der Dominikaner Matteo Bandello, gebürtig von Caſtelnovo im Tortoniſchen, und Biſchof zu Agen um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, ſchrieb mehrere jener

*) Nur zur Probe den Anfang dieſer Ilias:

Canta, o Diva, d'Achille il fero degno,
Che pose in tanti guai l'argiva gente;
E tante già nel tenebroso regno
Alme forti mandò di vita ſpente,
E i corpi ai cani ed agli augei fe' segno.
Di Giove s'adempia così la mente
Dal dì che prima inſiem diſcordi ir vide
Il divo Achille e il Re dei Prodi Atride.

Digitized by Google

Mährchen zusammen, von denen auch Shakespeare Stoff zu seinen unvergänglich schönen Schauspielen nahm. Sie sind etwas roh erfunden, etwas roh geschrieben und freilich mit dem bocaccischen Decamerone nicht in Vergleichung zu setzen. Größer ist daher des gelehrten Angelo Majo Verdienst und Fund, den er in dem ambrosischen Bücherschatz zu Mailand machte, und unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis opera inedita, ferner Aurelii Symmachi octo orationum ineditarum partes, herausgab. Man findet darin nicht nur von Fronto's und Symmachus Arbeiten, sondern auch Briefe an und von Kaiser Marc Aurel, Lucius Verus, Antonius Pius, und Bruchstücken anderer Alten. Man hat sich in den hochfliegenden Erwartungen stark betrogen, die man einst von dem wiedergefundenen Herculanum und Pompeji bildete. Einige Werke, von unbedeutendem Werth, mit unsäglicher Mühsamkeit entfaltet, waren dort bisher die ganze kahle Ausbeute. Majo's Entdeckung ist weit mehr werth und seine Bruchstücke helfen in der That, wenn auch zu keinem großen, doch zu manchem kleinen Licht in Erkennung der untergegangenen Welt.

Die italiänischen Zeitschriften beklagen den Tod eines gelehrten Deutschen, der in Deutschland selbst wenig bekannt ist, des Hrn. Johann Paul Schultheß, Sekretär von der Klasse der schönen Künste der Akademie zu Livorno. Er war aus dem Koburgischen, den 14. Herbstmonds 1748 geboren; kam von der Hochschule zu Erlangen schon im J. 1771 nach Italien, setzte sich endlich in Livorno fest und machte hier besonders das Wissenschaftliche der Tonkunst zu seinem Lieblingsfach. Schon sein Vater Nikolaus, der im Kontrapunkt sehr gewandt war, hatte ihn dazu angeleitet. Er hat in Livorno Verschiedenes über Gegenstände der Tonkunst geschrieben, doch sieht man seine Abhandlung über die Kirchenmusik als das Vorzüglichste an, was er gegeben. Sie ist im ersten Bande von den Verhandlungen der Academia italiana im Jahr 1810 abgedruckt. Er starb nach langwierigem Krankenlager am 13. April 1816.

Uebrigens wird es nach und nach in Italien auch von deutscher Literatur lauter. Il nobile ingegno di Klopstok, auch Schiller, Wieland, Kotzebue, Göthe, Bürger u. s. w. werden mit Achtung genannt. Von unsern mystisch-karfunkelnden romantisch-heiligen, alterthümlich-kindischen Pinslern und Winslern weiß man hier noch nichts. Noch voriges Jahr erschien über Bürgers schöne Balladen (sul cacciatore feroce e sulla Eleonora di Goffredo Augusto Bürger) eine besondere Abhandlung im Druck. Die Rassegnazione di Schiller las ich bisher nur zu meiner Verwunderung in prosaischer Uebersetzung; sie klingt da auch sehr prosaisch*). Aber überhaupt will michs bedünken, als wollten deutscher und welscher Geist nicht wohl zusammenfugen; das sind Eichenstamm und Passionsblume.

Am meisten anerkennen die Italiäner den Werth der Deutschen in der Rechtsgelahrtheit, Heilkunst und Naturkunde, worin sie selbst vorzüglicher, denn in andern ernsten Wissenschaften

*) Nur den ersten Vers zum Muster: Ed io pure, io nacqui in Arcadia. La natura, quando dalla culla io emersi, la solenne promessa della felicità mi ha fatto. Jo nacqui in Arcadia, ma una fugittiva primavera non arrecommi che lagrime. Klingt das nicht wie deutsch, und Schillers melodischer Vers daneben, wie italiänisch?

Digitized by Google

ſind. Beſonders beſchäftigt ſie jetzt, aus ſehr natürlichen Gründen, das Ueberſehen, Ausziehen, Erörtern und Erläutern des öſterreichiſchen Geſetzbuchs. Die mediziniſchen Schriften Franks ſind wohl ſchon alle überſetzt. Kurt Sprengel, Reil, Sömmering, Chladni u. ſ. w. haben unter Aerzten und Phyſikern allenthalben ihre Verehrer. Selbſt die Lehre vom thieriſchen Magnetismus, oder dem „Mesmeren“, wird jetzt vom deutſchen Boden über die Alpen nach Italien verpflanzt. v. Zw.

Der nordamerikaniſche Freiſtaat Ohio.

Die fortwährenden Auswanderungen und ihre Urſache. — Beſchreibung des Ohiolandes und deſſen wachſender Bevölkerung. — Neuſchweizerland. — Größe und Einrichtungen. — Unterſchied der europäiſchen und nordamerikaniſchen Staatsverfaſſungen, und Urſache davon.

Die Auswanderungen der Europäer nach Amerika wachſen mit jedem Jahr. Merkwürdig iſt dabei, daß die Auswanderungen in denjenigen Ländern der alten Welt am häufigſten ſind, welche von den europäiſchen Schriftſtellern bisher am meiſten geprieſen wurden. Keine Portugieſen, Spanier, Ungarn, Slawaken, Lappländer, ſuchen jenſeits des Ozeans ein beſſeres Vaterland; aber aus dem herrlichen Deutſchland, welches wegen ſeiner Ordnungen, Einrichtungen und Fürſten berühmt iſt, ziehen tauſende hinweg; ſie verlaſſen in großen Schaaren das wegen ſeiner muſterhaften Verfaſſungen hochbelobte Grosbritanien; ſie verlaſſen die vielbeſungenen, reizenden Fluren Italiens; ſie verlaſſen ſogar die anmuthsvolle, wegen ihrer Freiheit gerühmte Schweiz; ſie verlaſſen das ſchöne Frankreich? Woher dies?

Offenbar bewirkt es wohl nicht allein die vermeinte Uebervölkerung, oder Mangel des Erwerbs. Bauern verkaufen ihre Höfe, Handwerker verlaſſen ihre Werkſtätten, Kapitaliſten ſogar ſchiffen ſich ein; eigentliche Bettler oder Leute ohne Vermögen bleiben zurück. Die Auswanderer alle wiſſen ſehr gut, daß die Reiſe ſehr lang, beſchwerlich und koſtſpielig iſt; daß ſie in Amerika zu Wildniſſen kommen, die ſie erſt urbar machen müſſen; daß dort die meiſten europäiſchen Lebensbequemlichkeiten fehlen; daß ſie in den erſten Jahren viele Mühſeligkeiten und Entbehrungen erdulden müſſen. Dennoch hält ſie nichts zurück. Was erwarten ſie denn?

Verhehlen wir es uns nicht länger: gröſſere Freiheit. — Es iſt nicht allein körperliches, ſondern weit mehr noch geiſtiges Bedürfniß, was ſie treibt. Es haben ſich bei der fortſchreitenden Bildung ſchon gewiſſe Begriffe durch die Maſſe der Völker verbreitet, welche vorzeiten nur das Eigenthum der Prieſter, landſtändiſcher Herrn und gebietender Obern, oder einſamer Gelehrten waren; Begriffe von dem, was von Rechts wegen ſein ſollte, und die mit dem im ſchreienden Widerſpruch ſtehen, was von Gewalts wegen wirklich da iſt. Dies macht vielen Leuten ihr Daſein in den bisherigen Wohnungen unerträglich, und

Digitized by Google

schwächt ihre Liebe zum Vaterlande vollkommen. Sonst dienten die Völker mit mechanischer Gewohnheit und stummer Hingebung; jetzt gehorchen die Völker, aber sie denken dabei. Darum eben sind die zunehmenden Auswanderungen in denjenigen Ländern am häufigsten, deren Bewohner zu den gebildetern gehören.

Hungersnoth hat die Vaterlandsliebe noch selten so sehr geschwächt, als eine Idee. Nicht Uebervölkerung, nicht Gewerbsmangel machte ehmals tausenden das Leben in Frankreich, in der Pfalz, in Salzburg unerträglich, daß sie auswanderten: sondern der Widerspruch ihrer religiösen Ueberzeugungen mit den Landesgesetzen; der Mangel an Gewissensfreiheit. Die Ungeschicklichkeit und Ungerechtigkeit der Fürsten und ihrer Staatsdiener bewirkte damals die Auswanderungen.

Man täusche sich jetzt nicht, und sage: „unsere Bauern, unsere Handwerker haben noch keinen so hohen Grad der Verstandesbildung, daß sie dadurch im Widerspruch mit den bestehenden innern Landesverhältnissen gerathen könnten.“ — Aber sie denken, und wandern aus. Und sie am meisten, weil auf sie der Druck der Landesverhältnisse am schwersten lastet. Der Fabrikant, der Gelehrte, der Geistliche, der Offizier, der Staatsmann, auch bei weit größern Kenntnissen steht höher, geachteter, freier, darum wandert er nicht so leicht aus.

Sprechet dem gemeinen Mann von allen Opfern der Bequemlichkeit vor, die er in Amerika zu bringen habe, wenn schon das Land wohlfeil sei, und er sich allerdings bei angestrengtem Fleiß darauf ernähren könne; aber saget ihm: dort ist Freiheit; dort bist du kein Knecht deiner Vorgesetzten, sondern jedem gleich vor dem Gesetz und Richterstuhl; dort bist du, dort sind deine Söhne zu allen Geschäften, Gewerben, Handthierungen, Aemtern zugelassen, wozu ihr Lust und Fähigkeit habet; dort hat keiner, blos seiner Geburt wegen, einen gesetzlichen Vorzug und Vortheil, und ist kein Edelmann Günstling und ein Bürger oder Bauer Stiefkind des gleichen Staates; dort kannst du deinen Gott anbeten, wie du willst, nicht wie dir es das Kirchengesetz und der Priester befiehlt, bei harter Strafe; dort drängt dich kein Vorurtheil wegen deines Gewerbes oder Standes aus angenehmen Verbindungen; dort ist dein Eigenthum dein Eigenthum, und ohne Abgaben zur Unterhaltung eines glänzenden Hofes, oder eines stehenden Heeres, dem der Bürger, wenns zum Krieg kömmt, doch noch am Ende, nicht nur mit seinem Gut, sondern auch mit seinem Blut beistehen muß; — saget dies dem gemeinen Mann, und es wird sich in ihm regen, alle hiesige Bequemlichkeiten aufzuopfern, und dahin zu ziehen.

Und so ists wirklich; denn es ist gesunder Menschenverstand da.

Entweder muß man nun diesen gesunden Menschenverstand wieder, sammt aller Kenntniß des Bessern, ausrotten, (obngefähr mit den loblichen Mitteln, deren sich die jetzt wieder gerriesene und hergestellte Gesellschaft Jesu einst in Paraguay bediente); oder man muß die Ordnungen in den Ländern diesem gesunden Menschenverstande gemäs einrichten. — Jenes kann man nicht; dieses will man nicht. Folglich dauern die Auswanderungen fort. Hindert ihr sie mit Gewalt: so werden Staatsumwälzungen davon die unvermeidliche

Digitized by Google

Wirkung sein, weil ihr unkluger Weise selber den Brennstoff anhäufet. — Ist Amerika einst voll, daß die Auswanderungen von selbst aufhören, und die Verfassungen, Vorurtheile und Einrichtungen Europens sind noch die heutigen (was jedoch höchst unwahrscheinlich ist!): so werden dann die Umwälzungen dennoch erfolgen, wenn man nicht Luft nach Afrika hinaus macht.

Gegenwärtig strömen die meisten Auszügler von Europa besonders nach dem Ohiostaat in Nordamerika, meines Wissens, dem jüngsten auf dem Erdboden. Es ist für uns nicht ganz unwichtig, wohin unsere bisherigen Landes- und Welttheilsgenossen kommen. Da findet man im traulichen Verein schottische und irische Dörfer, Schweizer-Dörfer, Deutsche u. s. w.

Nicht umsonst führt der Ohio (schöner Strom) seinen Namen. Das Gebiet an seinem Nordwestufer ist ein fruchtbarer, meistens ebener, von sanften Hügeln durchzogener, von Flüssen und Bächen reich bewässerter, von großen Waldungen überschatteter Strich Landes unter sehr gesundem Himmelsstrich. Hier waltet eine üppige Pflanzenkraft. Die Waldungen strotzen von den schönsten Holzarten. Eichen, Fichten und Eschen und Ahorne steigen da in ungewöhnlicher Stärke auf; über alle der majestätische Sycomore hervorragend, der zuweilen die ungeheuere Dicke von 15—20 Schuh hat*). Neben den vortheilhaftesten Erzeugnissen europäischer Gärten und Aecker gedeihen hier freiwillig Zuckerrohr und Baumwollenstaude. Maulbeer- Nuß- Kirsch- und Kastanienbäume werden häufig gepflanzt, wo sie nicht schon wild wachsend sind. Europäisches Haus- und Heerdenvieh gewöhnt sich unter diesem milden Himmel gern; wilde oder schädliche Thiere sind hier so selten, wie in Europa.

So schnell auch die Bevölkerung anwächst, sind doch noch ungeheuere Strecken des fruchtbarsten Landes unbewohnt und unangebaut, davon der Morgen um drei bis fünf Dollars, in billigen Fristen zahlbar, verkauft wird. Am meisten ward bisher das Land, welches dem Ufer des Ohiostroms zunächst gelegen ist, gesucht. Da wird jetzt alles europäisch. Auf einer Strecke von beinah hundert deutschen Meilen, von Pittsburg bis zum Ohiofall, trifft man schon eine lange Kette von Dörfern, Städten, Weilern, Höfen, deren Zahl sich mit jedem Jahre vermehrt. Noch vor vierzig bis fünfzig Jahren war hier alles eine unendliche Wildniß; vor dreißig Jahren fand man zuweilen schon einsame Ansiedler, die von da an sich außerordentlich vermehrten. Vor zwanzig Jahren betrug die Anzahl der Weißen beinah schon 4000 Seelen**), welches freilich auf einem so weitläuftigen Raume eine dünne Bevölkerung ist, selbst wenn man noch die Anzahl der meistens unsteten Indianer dazu rechnet, die aber ebenfalls gering war. Demungeachtet theilte das Gesetz des Kongresses vom [illegible] zumonds 1787 das Land schon in neun

*) John Melish erzählt von einem hohlen Sycomorestamm, in welchem im Jahr 1806 dreizehn Männer ihre Rosse hineinstellten.

**) Nach de la Rochefaucauld-Liancourt, der diese Gegenden von 1795 — 1797 besuchte.

Digitized by Google

Bezirke; ernannte ihm einen Gouverneur, dem drei Richter und ein Geheimschreiber zugeordnet wurden; stellte auch fest, daß es, sobald die Zahl der weißen Einwohner auf 50,000 gestiegen sein würde, eine eigne, gesetzgebende Versammlung erhalten sollte. — Im Jahr 1800 ward eine neue Volkszählung veranstaltet. Man fand 42,365 Einwohner. Schon im Jahr 1802 stieg aber die Seelenzahl über 50,000. Im Jahr 1804 wurden 98,462 Einwohner gezählt. Im Jahr 1808 betrug die Menge 230,760. Im Jahr 1816 über 600,700 *). Dieses ungeheure Fortschreiten der Bevölkerung zeugt eben so sehr für die Güte des Himmelsstriches, als des Bodens, wo noch immer viele tausend Morgen Landes den urbarmachenden Fleiß erwarten **). Aber es zeugt auch für die Güte der Staatsverfassung.

Der Ohiostaat, zählt mit mehr denn einer halben Million Einwohner, die sich in zehn Jahren leicht verdoppelt hat, hält in seinem Flächenraum eine Ausdehnung von mehr, als dreitausend deutschen Geviertmeilen; ist also um ein Drittel größer, als das ganze Königreich Portugal.

Schon im Jahr 1802, da die gesetzliche Anzahl der Einwohner beisammen gefunden worden, trat Ohio, als selbstständiger Freistaat in den Bundesverein der nordamerikanischen Staaten. Er empfing seine eigne gesetzgebende Versammlung, seine selbstgewählte Verfassung und Obrigkeit.

Seine neun Bezirke sind Connecticut-Reserve, mit dem Hauptort Warren; Steubenville, mit dem Hauptort gleichen Namens, wozu auch Neulissabon, Canton, und Clairville gehören; Janesville, mit dem Hauptort gleiches Namens, nebst Cosbocton und Neuphiladelphia; Marietta, mit der Ortschaft gleiches Namens; Ohiocompagnieland, mit Athen und Gallipolis; Chillicoth mit Newark, Worthington, Neulancaster; Virginisch Militärland, mit Franklinton, Chillicoth, Zenia, Westunion, Williamsburg; Sommesland mit Lebanon, Deerfeld, Hamilton, Cincinnati; Cincinnatiland, mit dem Hauptort Dayton.

Im Norden des schönen Stromes befindet sich noch ein weiter Landraum mit zahlreichen Niederlassungen, welche jedoch vom Ohiostaat getrennt sind und bisher von einem Gouverneur im Namen des Kongresses verwaltet wurden. Aber am 6. Christmonds 1816 sind auch sie, unter dem Namen Indiana in den Bundesverein als selbstständiger Freistaat aufgenommen worden. Unter ihnen ist Neuschweizerland (Switzerland-Country) die, welche am kräftigsten aufblüht. Sie ward meistens von ausgewanderten vermöglichen Waadtländern gegründet, unter denen die Gebrüder Dufour, Gex-Obouffier, Reymond die angesehensten sind. Die Pflanzstadt dehnt sich bei zwei Stunden lang an den Ufern des Ohio aus. Im Mittelpunkt der Landschaft haben die vornehmsten Anbauer, auf den Ländereien der Herrn Dufour, die Stadt

*) Nach Privatbriefen aus Philadelphia.

**) De la Rochefaucauld-Liancourt gab im Ohiobezirk 250 Millionen Acres an; John Melish nur 28,070,400 Acres.

Digitized by Google

Neuvevay angelegt. Sie iſt ſehr regelmäßig gebaut; zählte im J. 1816 ſchon über 200 Häuſer, alle von Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten bewohnt, deren Seelenzahl über ſiebenhundert betrug. Viehzucht und Ackerbau, und Weinbau werden hier mit eben ſo vielem Glück, als Fleiß betrieben; denn der Boden iſt ungemein fruchtbar. Strohgeflecht, Tuch- und Leinwandwebereien, Gärbereien, Zuckerbereitung aus Ahornſaft, allerlei Holzwaaren u. ſ. w. werden ſtark in die benachbarten Gegenden, nach Madiſon, Marietta u. ſ. w. ausgeführt.

Wer Bürger der vereinigten Staaten iſt, ein Jahr lang im Ohio-Land anſäſſig war, und Abgaben zahlt, kann zu Verſammlungen des Bezirks treten, ſeine Stimme zu den obrigkeitlichen Wahlen geben und ſelbſt gewählt werden. Die Wahlmänner erwählen eine oberſte, geſetzgebende Verſammlung, in welcher die Selbherrlichkeitsrechte des Volks geübt werden. Die Verſammlung beſteht aus zwei Kammern; einem Rath der Stellvertreter und einem Rath der Alten. Jener beſteht aus 72 Gliedern, deren keines unter fünf und zwanzig Jahre alt ſein darf; dieſer aus wenigſtens 24 höchſtens 36 Gliedern, deren keines jünger als dreißig Jahre ſein kann, auch ſchon zwei Jahre im Staat anſäſſig geweſen ſein muß. Jeder der Stellvertreter wird auf ein Jahr, jeder der Alten auf zwei Jahr ernannt. Eben ſo wird der Präſident, oder Gouverneur des Ohioſtaats erwählt, dem die Vollziehung der Geſetze, die Aufſicht über alle Zweige der öffentlichen Verwaltung und die Anführung des Heeres anvertraut iſt. Er wird nur auf zwei Jahre gewählt. In acht Jahren iſt er nur dreimal wählbar. Er muß wenigſtens zwölf Jahre Bürger der vereinigten Staaten, vier Jahre Einwohner des Landes ſein und das dreißigſte Jahr zurückgelegt haben.

Jede Gemeinde hat ihren eignen Gemeindsrath und Friedensrichter, vom Volk der Gemeinde erkoren; jeder Bezirk ſein Untergericht; das ganze Land einen Obergerichtshof von drei Gliedern, die von der geſetzgebenden Verſammlung auf ſieben Jahre ernannt werden.

Im Heerweſen erkürt jede Heerbande oder Compagnie ihren Hauptmann, ſo wie die Statthalter deſſelben, und die Feldweibel u. ſ. w. Dieſe ernennen den Oberſtwachtmeiſter, und vereint mit ihm den Oberſtlatthalter und Oberſt. Die Feldherrn, Oberſtlagermeiſter, und Feldzeugmeiſter aber werden von der geſetzgebenden Verſammlung ernannt.

Dieſe Staatseinrichtung iſt höchſt einfach und zweckmäßig; das Volk hat keinen Herrn, nur Beamte; niemanden über ſich, als das Geſetz. Es gehorcht, nicht aus Furcht vor Stock und Kerker, ſondern aus Liebe zur Gerechtigkeit für ſich ſelbſt; aus jener vernünftigen Einſicht des eignen Nutzens, die darum noch lange nicht eine ſcheltenswerthe Eigennützigkeit iſt.

Das Leben iſt in der That keine ſchwierige Kunſt, auch nicht das Beiſammenleben in den mannigfaltigſten Verhältniſſen: ſo lange man ſich in den geſellſchaftlichen Verbindungen nicht von den einfachſten und natürlichſten Grundſätzen der Vernunft und Natur entfernt. Das Leben im Staat wird erſt dann zur Kunſt, wenn der Menſch, abgefallen von der Natur, darin ſelbſt nichts anders, denn ein Kunſtwerk iſt. — Das Naturgemäße erhält ſich von ſelbſt; nur das

Digitized by Google

Unnatürliche muß durch Zwangsmittel und künstliche Stützen aufrecht gehalten werden. Daher ist in Europa alles, was zum Staatsrecht, zur Staatsverwaltung und zur Staatsführung gehört, mit großer Schwierigkeit und Mühsamkeit verknüpft, während in Amerika ungelehrte Staatsmänner sehr gut und besser verfügen können als in Europa; wo Unterschied der Stände, Adel, Majorate, Herrschaft, Knechtschaft, Privilegien, Intoleranz, Preßzwang u. s. w. die einfachsten Verhältnisse zerknicken und verworren durch einander flechten.

Das Natürliche ist in Europa so fremd geworden, daß es Vernunftlehrer, Staatslehrer, Rechtslehrer und andere dergleichen weise Meister gab, welche die Liebe des Naturgemäßen im Staatswesen für alberne Träumerei, oder Jakobinerei in vollem Ernst verdammten. Denn sie hielten das Reinthierische im Menschen für das Natürlichste! Sie dachten kaum daran, daß der Mensch nicht blos Thier, sondern in sich etwas weit Höheres sei, und daß die höchsten Gesetze der Vernunft und Religion eins sind mit den höchsten Gesetzen der Natur. —

Daher geriethen alle diejenigen zu den tollsten Einfällen, welche, um Staatslehrer für Fürsten und Völker zu werden, ihre Grundsätze aus der Erfahrung allein hervorziehen wollten, indem sie beständig rückwärts auf jenen kläglichen Zustand der Menschheit schauten, wo sie sich erst allmälig aus dem Schlamm der Thierheit emporhob zu einem göttlichern Sein; statt daß sie hätten vorwärts schauen sollen zu dem Bessern, zu welchem wir als gottähnliche Wesen berufen sind, und wohin der vernünftige Geist in uns deutet.

Die Staatsverfassung am Ohio ist eine der vortrefflichsten, wenn man auf die Lauterkeit und Hoheit ihrer Grundsätze sieht; und ist darin den meisten der vereinigten nordamerikanischen Staaten ähnlich.

Die alte und neue Welt unterscheiden sich nicht blos durch die Verschiedenheit ihrer physischen Naturen, sondern auch der geistigen Ordnungen ihrer Bewohner. Es kömmt nicht leicht ein Europäer von Amerika's freien Landen zurück, ohne die Vortrefflichkeit ihrer Verfassungen und bürgerlichen Einrichtungen mit Entzücken zu loben. Woher dies? Haben wir denn in Europa nicht mehr und größere Gelehrte und Weisen, als jene Leute jenseits des Weltmeers?

In Europa sind alle bürgerliche Verhältnisse nach und nach mit der europäischen Menschheit selber, aus der Tiefe der Barbarei und ihrer unbarmherzigen Rohheit und Vorurtheilsfülle heraufgestiegen, und haben sich nur mit der Erweiterung der Kenntnisse, mit der Ausbildung des Geistes und unter den Anstößen der alles erschütternden Zeit entwickelt. Daher kleben auch noch immer den gebildetsten Völkern hier Spuren alter Barbarei, Vorurtheile und grausame Begriffe an, welche, obschon die Mehrheit der Menschen sie tadeln mag, doch durch den Sieg der Gewohnheit ihr Dasein behaupten. Daher stehen in Europa die Einsichten der Menschen im Widerspruch mit ihrem wirklichen bürgerlichen und staatlichen Zuständen. Daher kömmt es, daß in der That jetzt schon ein großer Theil der europäischen Menschheit höher steht, als, — wie man zu sagen pflegt — ihr Zeitalter. Daher werden die Gährungen, Verbesserungen

Digitized by Google

und Staatsumwälzungen nothwendig fortdauern, weil die Stufe der Einsicht — was man den Geist des Zeitalters, (esprit du siècle) heißt — nicht mehr mit der Stufe des bürgerlichen Zustandes im verträglichen Ebenmaas steht.

In Amerika, welches meistens von denjenigen bevölkert ward, die eben wegen der Zwietracht ihres Lebens mit den in Europa herrschenden Verhältnissen, über das Weltmeer zogen, wurden neue Staaten gegründet, nicht alte ausgebildet. Hier zerfielen die alten Gewohnheiten und Vorurtheile von selbst mit dem Eintritt in ganz neue Umstände. Hier ward die mangelhafte, klägliche Erfahrung zurückgelegt, und der gebildetere Geist, der gesunde Menschenverstand entwarfen die Staatsverfassungen, und bauten sie auf jene natürlichen Grundsätze, die dem europäischen, gekünstelten Flickwerk verderblich sein müssen, weil sie Früchte des Geistes nicht der gewohnten Barbarei und der Zeitwirkungen sind. Jeder vernünftige Mensch anerkannte die Wahrheit und Rechtlichkeit dieser Grundsätze sogleich, ohne mühsame Erklärung.

Ich will die Grundsatzungen von der Verfassung des neuen Ohiostaates nach ihrem Hauptinhalt hier beifügen, die allerdings gegenwärtig noch in den meisten europäischen Ländern geächtet sind, welche aber auch hier früher oder später in Leben und Wirklichkeit eintreten werden, was man ohne Sehergabe zu haben, wohl voraussagen kann.

Alle Menschen werden frei geboren. Erbliche Vorzüge, Vorrechte und Auszeichnungen sind auf ewige Zeiten verboten.

Jeder Mensch hat von Natur Recht, Gott nach seinen Ueberzeugungen zu verehren. Niemand kann über Gewissen und Glauben des andern gebieten.

Die Sclaverei ist für ewige Zeiten unerlaubt.

Die Freiheit der Presse ist unwiderruflich erklärt, jeder hat das natürliche Recht, wie mit Einzelnen, so mit allen zu reden.

Der öffentliche Unterricht soll allezeit von den höchsten Gewalten ermuntert und unterstützt werden, soweit es die Freiheit der Gewissen zuläßt.

Das Volk ist befugt, sich in allgemeinen Versammlungen über sein Wohl zu berathen, und zur Vertheidigung desselben die Waffen zu führen.

Die Einrichtung von Geschwornengerichten (Jury) ist ein unantastbares Heiligthum zur Rechtspflege.

John Meliß, (in seinen travels trough the united states of America die im J. 1815 zu Philadelphia im Druck erschienen) hält die Verfassung von Ohio für die beste aller übrigen sechszehn nordamerikanischen Freistaaten. Er erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die Schöpfer dieser Verfassung aus der Erfahrung von den übrigen das Bessere gelernt hätten. Es mag in Einzelnheiten der Fall gewesen sein, in der Hauptsache gewiß nicht. Sondern die frühern sind darum unvollkommener, weil in sie noch vieler Sauerteig europäischer Vorurtheile und Begriffe übergegangen ist. Denn sie waren nicht gleich als Freistaaten, sondern ursprünglich, als britische Niederlassungen und Pflanzstätten vorhanden, zum Behuf Englands!

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Entdeckung astronomischer und griechischer Schriftsteller durch Angelo Majo. — Ridolfi's Bestätigung von der magnetischen Kraft der vielerley Strahlen.

—— Wohl mit Recht beklagen unsere Jahrhunderte noch immer den Verlust vieler klassischen Werke des Alterthums, welche durch Unwissenheit, oder dumme Mönchsfrömmigkeit des Mittelalters untergegangen sind, so wie durch Brand, Krieg und anderes Unglück. Oft wurden alte pergamentne Abschriften der Schriftsteller Roms und Griechenlands, wenn die Schriftzüge verblichen waren, von den Mönchen neuerdings mit geistlichen Versen und Auslegungen der heiligen Bücher überschrieben; dann wohl zerrissene Pergamentschriften zum Einband neuer Bücher gebraucht. So hatte P. L. Bruns im Jahr 1772 im Vatican ein köstliches Bruchstück von den Geschichten des Titus Livius entdeckt, welches mit Stellen aus den Büchern des alten Bundes, die Zeilen durchkreuzend, überschrieben war. So fand Bocaccio, als er das Kloster auf dem Berg Caffino in Apulien besuchte, uralte Abschriften der besten Werke der Römer und Griechen im Staube modernd, und der Mönch, der ihn herumführte, sagte: „Wenn die Brüder ein Paar Heller verdienen wollen, zerreissen sie die alten Hefte, machen kleine Psalmenbücher draus und verkaufen sie den Kindern.“

Herr Angelo Majo, Lehrer der morgenländischen Sprachen zu Mailand, hat sich seit einigen Jahren viele Mühe gegeben, die erloschene Schrift auf neuüberschriebenen Pergamenten des ambrosischen Bücherschatzes zu entziffern. So hat er im Jahre 1814 von seinen Fündlingen bekannt gemacht durch den Druck M. Tullii Ciceronis trium orationum pro Scauro, pro Flacco, pro Tullio partes ineditae; ferner in demselben Jahre noch M. T. Ciceronis trium orationum fragmenta inedita; mit einigen Bruchstücken alter Erläuterungen dieser und anderer Reden Cicero's, vermuthlich vom Asconius Pedianus herrührend. Beide sind in Mailand besonders gedruckt. Die ersten waren mit Gedichten von Sedulius, die letztern mit einer lateinischen Uebersetzung der chalcedonischen Kirchenversammlung überschrieben gewesen. — Auf die gleiche Weise entdeckte der fleißige und gelehrte Majo unter einer Abschrift von den Verhandlungen derselben Kirchenversammlung Bruchstücke von den Werken des M. Cornelius Fronto. Dieser Zeitgenosse und Lehrer Marc Aurels, der vornehmste von Roms Rednern zur Zeit Kaiser Hadrians, war nicht nur Redner, auch Weltweiser, Sprachkundiger, Geschichtschreiber und schrieb sowohl griechisch, als lateinisch. Man besaß bisher von seinen vielen Werken fast nichts mehr. Majo vermuthet, Fronto sei unter Diocletians oder Nervas Herrschaft geboren; gewiß aber ist, das Cirte in Afrika sein Geburtsort gewesen.

Was nun von Fronto's Schriften auf jene Art entdeckt worden, sind meistens Briefe desselben an Antonius Pius, Marcus Aurelius, Commodus und andere Personen, oder Briefe

Digitized by Google

derſelben an ihn, Bruchſtücke von ſeinem Buche über Reden, von einigen ſeiner Reden ſelbſt, von einem Brief über den parthiſchen Krieg, von Grundſätzen einer Geſchichte u. ſ. w. Herr Majo machte ſie im J. 1815 zu Mailand durch den Druck bekannt unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis opera inedita cum epistolis item ineditis Antonini Pii, M. Aurelii, L. Veri, et Appiani, nec non aliorum veterum fragmenta. In demſelben Jahre gab er noch die auf ähnliche Art entdeckten Bruchſtücke aus dem Plautus und Erläuterungen über Terenz heraus. (M. Acci Plauti fragmenta inedita, item ad Publ. Terentium commentationes et picturae ineditae. Mediol. 1815) Die plautiſchen Bruchſtücke ſind wegen der abweichenden Lesarten wichtig; minder erheblich die Erörterungen über Terenz.

Majo fügte zu dieſen ſeinen Verdienſten um die Schriftſteller der Vorwelt noch die Entdeckung von der Rede des Iſäus, des Demoſthenes Lehrer, wegen des Kleonymos Erbe. Dieſe Rede, ehmals nur unvollſtändig bekannt, ſteht nun ergänzt da, und mit neuen Lesarten. (Isaei oratio de hereditati Cleonymi. Mediol. 1815.) Eben ſo fand er eine von den Reden des Themiſtius, der im J. 381 nach Chriſti Geburt Statthalter zu Konſtantinopel war, und welchen ein Kirchenvater den König der Beredſamkeit hieß. Garduin hatte ſchon im J. 1618 zu Paris dreiunddreißig von des Themiſtius Reden herausgegeben. Aber die, welche Themiſtius wegen Uebernahme der Statthalterſchaft gehalten, und die Majo voriges Jahr abdrucken ließ (Themistii philosophi oratio in eos a quibus ob praefecturam susceptam fuerat vituperatur. Mediol. 1816.) gehörte bisher noch nicht zu den gekannten. V. Zw.

— Die Verſuche und Erfahrungen des Prof. Moriechini über die magnetiſche Kraft des violetten Lichts im Sonnenſtrahl ſind eine der neueſten und merkwürdigſten Entdeckungen im Gebiet der Naturkunde, aber noch von vielen in ihrer vollen Richtigkeit bezweifelt worden, da nicht alle ihm nachgemachte Verſuche glücklich ausfielen. Moriechini fängt den violetten Strahl des vom Prisma gebrochenen Lichts mit einer Glaslinſe auf, und läßt ihn ſo konzentrirt auf einer Nadel, die er magnetiſch machen will, immer in einerlei Richtung entlang ſtreifen, auf dieſelbe Art, wie man, mit einem künſtlichen Magnet, einer Nadel deſſen Kraft verleiht. Wenigſtens in einer halben Stunde wird auf ſolche Art die Nadel magnetiſch.

Herr Coſimo Nidolfi vervollſtändigte Morichini's Erfahrungen und beſtätigte ſie zugleich, wovon er in einem der neueſten Hefte von Brugnatelli's Zeitſchrift für Naturkunde ausführliche Nachricht mittheilt. Binnen 32 Stunden magnetiſirte er auf die beſchriebene Weiſe eine Nadel, die auf einem Meſſingzäpfchen ſchwebte, und die Richtung des magnetiſchen Meridians empfangen hatte. Er ſtrich ſie darauf mit dem durchs Linſenglas fallenden violetten Lichtpunkt wieder im verkehrten Sinn rückwärts, vom Nord- zum Südpol; binnen 47 Minuten verlor ſie faſt alle magnetiſche Eigenſchaft; und wie er die Arbeit noch zehn Minuten fortſetzte, drehte ſich die Nadel und hatte eine der erſten entgegengeſetzte Polarität angenommen. Eben ſo entmagnetete

Digitized by Google

er eine wirkliche, kräftige Magnetnadel durch das Rückwärtsstreichen mit dem violeten Lichtpunkt, und stellte darauf ihre Kraft wieder her.

Zu den Versuchen ist weder ganz heiterer Himmel, noch sehr trockene Luftbeschaffenheit nöthig; doch verlängert Feuchtigkeit der Luft die Arbeit. Je freier die Luft von Dünsten, der Himmel von Wolken, je senkrechter die Sonnenstrahlen aufs Prisma fallen, je besser gelingt der Versuch.

— Die pontinischen Sümpfe, zu deren Trockenlegung Papst Pius VI. ungeheure Summen verwendete, sind heutiges Tages doch immer noch sumpfige ungesunde Gegenden, die nur theilweis angebaut werden können. Homer scheint sie noch vom Meere bedeckt geglaubt zu haben. Die römischen Schriftsteller wissen von keiner Ueberschwemmung durchs Meer, auch als Appius zuerst den Versuch machte, dies Land zu entsumpfen. Tausend Jahre später fand man dasselbe schon über das Meer erhaben; und in unserer Zeit erwies Prony, daß die Sümpfe nur an einigen Stellen noch um etwas tiefer, als der Spiegel der Meeresfläche liegen. Sie bilden eine unübersehbare Fläche, auf zwei Seiten von Bergen, auf zwei Seiten vom Meer begränzt. Das Land gehört zum Theil dem Staat, zum Theil Privateigenthümern. Man baut jetzt da Getraide und Mais; auch mit Sode- und Baumwollenpflanzungen hat man in den letzten Zeiten Versuche, doch keine glückliche, angestellt. Man läßt Arbeiter aus den sabinischen Bergen und den Abruzzen kommen, die das Feld bestellen, und am Ende der Erndtezeit wieder in ihre Heimathen zurückkehren. Der größte Theil des Bodens dient aber zur Viehweide. Da sieht man große Heerden von Büffeln, Rindvieh und Schweinen, auch Pferden.

Der Ritter Fossombrone, erster Großstaatsbeamter des Großherzogs von Toskana, der seit dreißig Jahren beauftragt war, das Thal von Chiana zu entsumpfen, hat in einer Denkschrift (sie ist im Jännerheft der bibl. universelle 1817 abgedruckt) seine auf eigne Erfahrungen begründete Ansicht auseinander gesetzt, wie man die pontinischen Moore am füglichsten trocken legen müsse. Pius VI. brachte es freilich dahin, daß man schon einige Stellen des Sumpflandes anbauen konnte; die Arbeit war einzeln nützlich, indem man das Wasser abzog, dem Ganzen aber schädlich, weil man auch die Erde, welche von den Bergen nach und nach herabgeschwemmt, diente, die gesammte Fläche allmählig über das Meer zu erhöhen, in geradester Richtung ins Meer führte. Man muß der Natur, welche dies Land durch Erhebung des Bodens, von selbst trocken legt, nicht widerstreben, sondern ihr durch Auffangung des Schlammes zu Hülfe kommen, der dann durch künstliche Ueberschwemmungen über die ganze Oberfläche der Meere verbreitet werden sollte.

Dies ist Fossombrone's Gedanke, den er mit Glück schon im Val di Chiano verwirklicht hat. Mit einem Aufwand von drei Millionen glaubt er binnen fünf Jahren alle Einrichtungen treffen zu können, um eine fortschreitende Bodenserhöhung, damit größere Fruchtbarkeit und ein neues Vaterland für eine neue Bevölkerung hervorzubringen. V. Zw.

Digitized by Google

Aus Frankreich.

Ein französisch-deutsches Tableau politique de l'Allemagne.

— Ein Deutscher zu Paris, Namens E. A. Scheffer, hat es neulich unternommen, den Franzosen in einer Flugschrift (tableau politique d'Allemagne) von dem Zustand der deutschen Nation klarere Begriffe beizubringen. Seine Schrift ist in mehr, als einer Beziehung, nicht ganz unwichtig, und voll kecker Behauptungen, die manchem Deutschen seltsam genug tönen werden. — Z. B. die französische Revolution habe in Deutschland viel Anhänger gehabt; nur die Vertheilung Deutschlands in fünfzigerlei Herrschaften habe gehindert, daß nicht Alles vom Feuer der Revolution ergriffen worden sei; — die militärische Beherrschung Deutschlands durch die Franzosen habe hier den Sinn für Freiheit noch mehr erregt, wovon der gewaltige Aufschwung der Volkskraft zur Zerbrechung des bonapartischen Despotismus Folge ward; der Wiener Kongreß, mehr mit den Angelegenheiten der fürstlichen Höfe, als der deutschen Völkerschaften beschäftigt, habe bei diesen ein tiefes Mißvergnügen bewirkt; große Hoffnungen seien denselben von den Fürsten gegeben, nachher aber nicht erfüllt worden; man habe einen engern Verband der deutschen Nation und freisinnigere Staatsverfassungen erwartet, und finde sich nun getäuscht; daher in allen deutschen Staaten ein heimlicher Kampf zwischen Herrschern und Beherrschten. Der Verfasser, welcher gar umständlich Thatsachen von den deutschen Fürsten und Völkern giebt, sie aber wohl wenig kennen mag, (denn nach ihm sind z. B. die deutschredenden Baiern am Rhein wohnend, die Altbaiern aber Slawischen Herkommens, die gar kein Deutsch sprechen!) meint endlich: um einen germanischen Bund zu bilden, müsse man Oesterreich davon ganz ausschließen, weil es — — gar nicht zu Deutschland gehöre; ferner: das deutsche Volk sei in der allerfreundlichsten Stimmung für das französische Volk, (hört!); ferner: es müßte eine Annäherung zwischen der deutschen und französischen Nation, eine Art Bündniß zwischen beiden, geschaffen werden; und endlich: die Hochachtung der Völker für ihre Fürsten habe durch den vielfältigen Ländertausch, durch das Leiden unter provisorischen Zuständen, sehr abgenommen; dazu komme Mangel und Theurung überall, — und das Alles deute auf bevorstehende Staatsumwälzungen hin. Der Verfasser giebt hintennach noch den guten Rath, dem Beispiel des Königs von Frankreich zu folgen, de ce sage monarque, qui a reconnu, que son plus beau titre aux yeux de la postérité était la Charte constitutionelle qu'il a donnée aux Français.

Was die Franzosen zu diesem Propheten und über die Deutschen, wie er sie darstellt, denken mögen, steht dahin. In Deutschland erregt er bestimmt lautes Gelächter. Z

Aus Deutschland.

Beobachtungen von den Planeten Merkur und Vesta. — Humboldts Agamemnon.

— Unter den Eroberern, deren Siegeskranz keine Schlacht in den catalaunischen, pultawischen oder leipziger Feldern zerstöhrt, deren Volk die Menschheit ist, und für deren Ruhmbegier die Unendlichkeit des Weltalls den Spielraum öffnen muß, glänzt auch unser Johann Hiero-

Digitized by Google

nymus Schröter. Er wohnt nun bei den Unsterblichen. Am letzten Abend seines ein und siebenzigsten Lebensjahres (29. Aug. 1816) rief ihn Gott. Heller blickt sein Geist vielleicht nun durch das All der Welten, von welchem er den Sterblichen so manche neue Offenbarung gegeben; und seinen Ahnungen hier, begegnen dort vielleicht Ueberzeugungen höherer Art. — Die letzten Zeiten des ehrwürdigen Greises waren durch den Sturm der Zeit getrübt. Auch sein stiller Wohnort, Lilienthal, bei Bremen, wo er als königlich-hannöverscher Oberamtmann lebte, ward von der Kriegsfurie verheert, niedergebrannt; seine Sternwarte aufgebrochen und beraubt, und dem Manne, welcher Deutschlands bleibender Stolz ist, welcher dem menschlichen Geschlecht unvergängliche Reichthümer erwarb, ein großer Theil seiner mäßigen Lebensbequemlichkeiten entrissen. Auch ein wichtiger Theil seiner Handschriften, so wie der Verlag seiner gedruckten Werke ging in den Flammen verloren.

Inzwischen haben wir ihm noch im andern Theil seiner „hermographischen Fragmente zur genauern Kenntniß des Planeten Merkur", der im vorigen Jahr erschien, wichtige Entdeckungen zu danken. In Folge seiner scharfberechneten Beobachtungen dauert die Umdrehungszeit des Planeten Merkur, die man sonst zu 24 Stunden, 5 Minuten, 30 Sekunden annahm, nur 24 St. 50 Sek. Wenn man nun an die Kleinheit dieses Wandelsterns denkt, und wie sich andere im Verhältniß ihrer Größe weit schneller herumwirbeln, der entfernte Jupiter in 9 St. 55 Min. 35 Sek., der noch entferntere Saturn in ohngefähr 11 Stunden: so wird es deutlich, daß die Umwirbelungskraft der Wandelsterne um ihre Achsen im Verhältniß ihrer Durchmesser zunimmt, je weiter sie von der Sonne entfernt schweben. — Die Oberfläche des Merkur ist voller Gebirge und Thäler, wie diejenige unserer Erde, oder des Mondes, oder der Venus; und im Verhältniß seines geringen Durchmessers sind seine Berge von nicht minderer Höhe, auf der südlichen und auch auf der nördlichen Hälfte. Er hat einen Dunstkreis, wie unsere Erde, und so schnell wechselnde Wolkenverdichtungen, wie der Mars.

Die Vesta, der kleinste aller zu unserer Sonnenfamilie gehörenden Weltkörper, den Olbers am 29. März 1807 im Flügel der Jungfrau entdeckte, hat höchstens nur einen Durchmesser von 74 geographischen Meilen. Aber daneben hat er von allen übrigen Planeten den stärksten Glanz, ein wahres Fixsternlicht, daher er auch geraume Zeit, als Fixstern betrachtet worden. Schröter glaubt auch, daß die Vesta mehr durch eigenthümliches, als gleich andern Wandelsternen, durch zurückgeworfenes Sonnenlicht, strahle. Ng.

Des Hrn. von Humboldts Uebersetzung von Aeschylos Agamemnon ist ein neuer Beitrag zu den Sprachverwirrungen, und der Uebersetzer hat das Mögliche gethan, um die Arbeit des griechischen Tragikers unverständlich zu machen. Einer so rein unnatürlichen Wortfügung, wie er sich befliſſen, ist doch wohl nun und nimmermehr Geschmack abzugewinnen. Was werden diese Menschen endlich aus der ehrlichen deutschen Sprache machen? Die Griechenjünger verrenken dieselbe, daß kein gesundes Glied an ihr bleibt, und die Germanen pfropfen alle Popanz der nordischen Vorzeit auf ihre verstümmelten Glieder. In zehn Jahren versteht der Herr nicht mehr den Knecht, noch die Mutter das Kind. u.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites Februar-Heft 1817.

Der Verleger dieser Zeitschrift, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung findet, hält es für die Interessenten derselben nicht unbedeutend, wenn sie durch diese Intelligenzblätter von den neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur und anderer wissenschaftlicher Gegenstände von Zeit zu Zeit benachrichtiget werden, so wie es hinwieder für die Verleger deutscher Werke erwünscht sein wird, ihre neuen Produkte zur Kenntniß eines auserwählten, zahlreichen und gebildeten Publikums vermittelst dieses Instituts bringen zu können. Die Einrückungsgebühren sind für die gedruckte Zeile in gespaltenem Quartformat auf 4 Kr. oder 1 Gr. festgesetzt, und die Avertissements und Ankündigungen werden an den Verleger eingesandt.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Anzeige der neuesten und vorzugswerthern Erscheinungen in der deutschen Literatur, zur bequemen Uebersicht für die Freunde derselben; es werden Fortsetzungen davon von Zeit zu Zeit in diesen Blättern gegeben werden.

Aretin, Chr. Frhr. v., Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatsverfassung und Staatsverwaltung mit besonderer Rücksicht auf Baiern. 8. München geh. 1 fr. 4 s.

Arnold, A., Geschichte von Syrakus. 8. Gotha 2 fr.

Aster, C. H., die Lehre vom Festungskriege. Niederer Theil. Die Leistungen der Oberoffiziere und Untergeordneten. Zweite umgearb. u. vermehrte Aufl. m. Kupf. gr. 8. Dresden 14 fr. 5 s.

Aussichten von der Zeit in die Zukunft. In Briefen. 8. geh. 18 s.

Bartoldy, G. W., Versuch einer Sprachbildungslehre für Deutsche. Erster Theil, nach dessen Tode herausgegeben von F. H. G. Graßmann. 8. Berlin 5 fr.

Bentham, J., Taktik oder Theorie des Geschäftsgangs in deliberirenden Volksständeversammlungen. Bearbeitet von St. Dümont. gr. 8. Erlangen 2 fr. 5 s.

Bibliothek, neue, der wichtigsten Reisebeschreibungen. Herausgegeb. von Dr. F. J. Bertuch. 7r Bd.

Auch mit dem Titel:

Maggill, Th., Neue Reise nach Tunis. Aus dem Franz. von M. H. Schilling. gr. 8. Weimar 5 fr. 5 s.

Bleffen, über Magnetismus und Polarität der Thon-Eisensteine. 8. Berlin 2 fr.

Braunhofer, A. G., Naturwissenschaftliche Vorbegriffe für Naturgeschichte, nebst dem präparativen Theile der oryktognostischen Mineralogie. M. 1 K. gr. 8. Wien 4 fr.

Buge, Th., Lehrbuch der gesammten Mathematik 3r Bd. 2te Abtheilung.

Auch mit dem Titel:

— — Handbuch der sphärischen und theoretischen Astronomie nebst der mathematischen Geographie 1r Thl. Aus dem Dänischen v. L. H. Tobiesen. M. Kpf. gr. 8. Altona 10 fr.

Bund, (der unheilige) Ein geograph. statistisch-historisches Gemälde der afrikanischen Seeräuberstaaten. Algier, Tunis und Tripoli. 8. Nürnberg geh. 1 fr.

Constitutionen (die) der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren, in zwei Theilen gr. 8. Altenburg 6 fr.

Crome, G. E. W., Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe; 3n und letzten Theils 1r Bd. gr. 8. Hannover 5 fr.

Decker, C. die Artillerie für alle Waffen, oder Lehrbuch der gesammten reinen und ausübenden Feld-

Digitized by Google

und Belagerungs-Artilleriewissenschaft. 3 Theile. gr. 8. Berlin 12 fr.

Denkwürdigkeiten der Marquise de la Rochejaquelin, von ihr selbst geschrieben. Aus dem Franz. nach der 3n Ausg. herausg. von Pückler. 2 Thle. 8. Berlin, geh. 6 fr.

Düben, C. G. F. von, Talisman des Glücks oder der Selbstlehrer für alle Karten-, Schach-, Billard-, Ball- und Kegelspiele. M. Kupf. und Holzschnitten. 8. Berlin geh. 7 fr. 10 s.

Engelhardt, M. v. und K. von Raumer, geognostische Umrisse von Frankreich, Großbritanien, einem Theile Deutschlands und Italiens. Mit 1 Karte gr. 4. Berlin. 8 fr. 10 s.

Eschenmayer, C. A. Psychologie in 3 Theilen, als empirische, reine und angewandte. gr. 8. Stuttgardt 6 fr.

Evers, J. P. G. Geschichte der Russen. 1r Theil 8. Dorpat 9 fr.

Farbers, E. Reisen nach allen Theilen der Erde. Ein Lesebuch für die Jugend. Herausg. von J. H. E. Göring. 3. Thle. 8. Gotha geh. 6. fr. 10 s.

Fiorillo, J. D. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Niederlanden. 2r Bd. gr. 8. Hannover 6 fr.

Fouque, Fr. Bar. de la. Die wunderbaren Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein. 2 Thle. 8. Leipzig 7 fr.

Freigangs, W. v. Briefe über den Kaukasus u. Georgien, nebst angehängtem Reisebericht über Persien vom Jahre 1812. Aus dem Franz. v. H. v. Struve Mit Kupfer und Karten gr. 8. Hamburg geh. 6 fr.

Friedrich, T. H. Satorischer Feldzug in einer Reihe von Vorlesungen gehalten zu Berlin 1813 — 1814. Dritte verb., verm. und gepfefferte Ausg. 12. Berlin geh. 4 fr.

Fries, J. E. Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung. gr. 8. Heidelberg broch 4 fr. 10 s.

Fürst, W. Briefe über die dänische Litteratur. 2 Bde. 8. Wien. 4 fr. 10 s.

Geist deutscher Klassiker. Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthlichsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. 4 Bde. 12. Feldp. geb. 8 fr.

— — desselben 55 bis 60 Bdchn. à 2 fr.

Goethe. Aus meinem Leben. 2r Abtheilg. 1r Theil 8. Stuttgardt, Druckpap. 5 fr. 8 s.
Schreibpap. 8 fr.

Haafners, J. Fußreise durch die Insel Cetlon. Nach dem Holländ. vom Verfasser der grauen Mappe. 8. Magdeburg 4 fr. 5 s.

Harms, Cl. Wintervostille oder Predigten an den Sonn- und Festtagen vom Advent bis Ostern. Dritte verm. Aufl. gr. 8. Kiel 6 fr.

Hecker, D. A. Fr. Lexicon medicum oder Allgemeines Wörterbuch der gesammten theoretischen und praktischen Heilkunde in 3 Bds. 2te Abtheilung gr. 8. Gotha 9 Fr.

Herder, J. G. v. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 2 Bde. 4te Ausg. 8. Weimar 6 fr.

Jurine, L. Abhandlung über die Brustbräune. Aus dem Franz. v. Dr. K. T. Menke, mit Vorrede von Dr. F. L. Kreysig gr. 8. Hannover 3 fr. 10 s.

Klaproth, M. H. und Fr. Wolff. Supplemente zu dem chemischen Wörterbuche 2r Bd. F — Li. gr. 8. Berlin 6 fr.

Kriegsbibliothek 4r Bd., enthaltend: den Krieg in Frankreich, in Holland und in den Niederlanden in den Jahren 1813 und 1814 gr. 8. Leipzig geh. 8 fr.

Krummacher, Dr. F. A. Parabeln 3te Bdchn. 8. Duisburg geh. 3 fr.

Lafontaine, A. Isidore oder die Waldhütte, 2 Thle. Auch mit dem Titel: Schilderungen des menschlichen Lebens 7r, 8r, Theil. 8. Halle 10 fr.

Leuchs, J. M. System des Handels. 1r Theil 2te verm. Ausgabe gr. 8. Nürnberg. 5 fr. 8 s.

Moreau, Jos. Viktor. Sein Leben und seine Todtenfeier in Dresden den 4. Nov. 1814. M. 1 Kpfr. 8. Dresden geh. 2 fr. 10 s.

Müller, P. E. Sagaendibliothek des Skandinavischen Alterthums in Auszügen. Aus dem Dänischen von Dr. K. Lachmann gr. 8. Berlin 4 fr.

Müller, P. F. J. Die Ursprache. 8. Düsseldorf 9 fr. 12 s.

— — Meine Ansicht der Geschichte. 8. Düsseldorf 6 fr.

— — Ueber das Güterwesen. 8. Düsseldorf 6 fr.

Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahr 1813. Entworfen von einem Augenzeugen dem Freiherrn von Odeleben. 2te verbesserte Auflage 8. Dresden geh. 7 fr. 10 s.

Nelkenbrechers, J. C., allgemeines Taschenbuch der Münz-, Maas- und Gewichtskunde für Banquiers und Kaufleute. Umgearbeitet und herausg. von J. S. G. Otto 12te Ausgabe 8. Berlin 5 fr.

Niemeyer, Chr. Heldenbuch. Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808 bis 1815. Mit vielen Portraits. gr. 8. Leipzig geh. 4 fr. 10 s.

Olav. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Kriege von L. v. Stortkof 2 Theile, 12. Frankfurt geh. 6 fr. 15 s.

Protokolle der deutschen Bundesversammlung. 1r Bd. 1—3 Heft. 4. Frankfurt 5 fr 10 s.

Radlof, die Sprachen der Germanen in ihren sämtlichen Mundarten gr. 8. Frankfurt 5 fr. 8 s.

Reinhold, C. L. Das menschliche Erkenntnißvermögen, aus dem Gesichtspunkte des durch die Wortsprache vermittelten Zusammenhangs zwischen der Sinnlichkeit und dem Denkvermögen. gr. 8. Kiel 3 fr. 15 s.

Digitized by Google

Richter, Dr. A. G. Die specielle Therapie herausg. von G. A. Richter 4r Bd. oder zweite Abtheilung der chronischen Krankheiten gr. 8. Berlin 9 fr.

Ruchs, F. Handbuch der Geschichte des Mittelalters. gr. 8. Berlin 12 fr.

Rumpf, L. D. F. Der Geschäftsstyl in Amts- und Privatvorträgen. gr. 8. Berlin 7 fr.

Ruft's Magazin für die gesammte Heilkunde. 1r Bd. 1s, 2s, 3s Heft. Mit Kupfern. gr. 8. Berlin geh 9 fr.

Sack, der deutsche Bund nach seinem ganzen Umfange. gr. 8. Züllichau geh. 3 fr.

Schmalz, das europäische Völkerrecht in 8 Büchern gr. 8. Berlin geh. 4 fr. 10 s.

Schnee, G. H. Der angebende Pachter. 8. Halle. geh. 2 fr. 10 s.

Steffens, H. Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland 1r und 2r Thl. gr. 8. Berlin 8 fr.

Vierthaler, Fr. M. Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oestreich 1r Theil. Mit Kupfern. 8. Wien geh. 4 fr.

Wedekind, A. Chr. Chronologisches Handbuch der neuern Geschichte, 1740 bis 1815. 2r Theil. Von dem Frieden zu Presburg bis zum Pariser Frieden (1805 bis 1815) gr. 8. Lüneburg geh. 4 fr. 10 s.

Welt und Zeit 1r Theil 2te verb. Aufl. gr. 8. Germanien geh. 2 fr. 10 s.

Willan, R. Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung. 3n Bandes 2te Abtheilung. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von F. G. Friese. Mit 8 Kupfertafeln gr. 4. Breslau 13 fr. 10 s.

Wraxall, N. W. Historische Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Nach der 2n Ausgabe des englischen Originals. gr. 8. Weimar 4 fr. 10 s.

Zachariä, Dr. T. M. Geschichte der Testamente und der Enterbung nach römischen Rechten. gr. 8. Breslau 15 s.

Obige neue Schriften sind vorrätig zu haben bei H. R. Sauerländer in Aarau.

VOYAGE PITTORESQUE DE CONSTANTINOPLE

ET DES RIVES DU BOSPHORE,

D'APRÈS LES DESSINS DE M. MELLING,

dessinateur et architecte de la Sultane Hadidgé,

sœur du Grand-Seigneur.

Seit zwölf Jahren war die Herausgabe dieses herrlichen Prachtwerks eine unserer vorzüglichsten Beschäftigungen. Weder die Stürme, welche während diesem verhängnißvollen Zeitraume über Europa wehten, noch die mannichfaltigen Veränderungen, die sie in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen herbeiführten, haben dieselbe unterbrochen. Wir haben die Genugthuung anzuzeigen, daß nun auch die zwölfte und letzte Lieferung der malerischen Ansichten und Monumente, nebst ihrer Beschreibung, in unserm Verlage erschienen ist, und, nach dem Zeugnisse aller Kenner, keiner der vorhergehenden nachsteht.

Eine Supplementar-Lieferung, welche bereits unter der Presse ist, und die wir im Monat Mai 1817 herauszugeben hoffen, wird das ganze Werk beschließen, auf welches die vorzüglichsten Künstler der Hauptstadt Frankreichs seit so langer Zeit allen ihren Fleiß verwandt haben. Diese wird enthalten:

1. Den Titel des Werks, mit dem Bilde Selims des Dritten geziert;
2. Eine Karte der Reise, welche die Standpunkte bezeichnet, von denen die Ansichten genommen worden sind;
3. Einen ausführlichen Plan der Stadt Constantinopel und ihre Vorstädte, mit zwei noch ausführlichern Anhängen, die Pläne des Serails mit seinen Gärten, und des Schlosses der sieben Thürme vorstellend;
4. Eine topographische Karte des Bosphors. — Diese Karte, so wie der Plan von Constantinopel, auf deren Stich die größte Sorgfalt verwandt worden ist, sind von Hrn. Barbié du Bocage nach den authentischsten Materialien gezeichnet, deren mehrere erst neulich von Constantinopel angekommen und von Hrn. General, Grafen Andreossy willfährig mitgetheilt worden sind;
5. Eine topographische Beschreibung der Stadt Constantinopel und der Ufer des Bosphors, von Hrn. Barbié du Bocage;
6. Eine Haupttafel des ganzen Werks, enthaltend die Ordnung in welcher die Kupfer nacheinander folgen;
7. Das Verzeichniß der Herren Subscribenten.

Diejenigen, welche nicht direkte bei uns auf dieses Werk unterschrieben haben, und ihren Namen obiger Liste einverleibt wünschen, sind gebeten, denselben nebst ihrem Charakter, deutlich geschrieben, vor dem ersten April, in frankirten Briefen an uns gelangen zu lassen.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um den zahlreichen Kupferstechern, welche in Hinsicht auf den ansehnlichen Aufwand, den diese kostspielige Unternehmung erforderte, denselben, ungeachtet der schlimmen Zeiten, dennoch ihre Unterstützung nicht entzogen haben, unsern lebhaften Dank zu bezeugen.

Diejenigen hingegen, welche, von dem Strome der Begebenheiten ergriffen, die mit ihrer Unterschrift eingegangene Verbindlichkeit unterbrochen mußten, werden benachrichtiget, daß sie bis zur Erscheinung des obenerwähnten Supplements die ihnen mangelw

Digitized by Google

den Lieferungen noch zu den für Nicht-Subskribenten bestimmten Preisen bei uns erhalten können. Späterhin wird der Preis der einzelnen Lieferungen bedeutend erhöht werden.

Paris und Straßburg, im Dezember 1816.

Treuttel und Würz.

Coxe, Wilh., Geschichte des Hauses Oestreich von Rudolph von Habsburg, bis auf Leopold des Zweiten Tod. (1218 — 1792.) Deutsch herausgegeben von Karl Dippold und Adolph Wagner. 4 Bde. gr. 8. 1817. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus 30 fr.

Unter den Mächten des europäischen Continents behauptet der östreichische Kaiserstaat seit Jahrhunderten den ersten politischen Rang, wenn gleich sein Areal und seine Bevölkerung von Rußland übertroffen wird. Schon dadurch gewinnt die Geschichte dieses Kaiserreiches ein großes und allgemeines Interesse. Noch wird aber dieses Interesse durch die neuesten Ereignisse der Zeit gesteigert, seit Oestreichs Beitritt zum Weltkampfe gegen Napoleons Diktatur den Ausschlag gab. Demungeachtet fehlte es bis jetzt noch an einer gründlichen und lesbaren Geschichte dieses Staates; denn frühere Werke waren nach Stoff und Form veraltet, und mehrere neuere — innerhalb Oestreich selbst erschienene — befriedigten nicht den politischen Blick, auch dürfte die Darstellung des Ausländers, sobald sie unbefangen, neutral und auf historische Forschung gegründet ist, den Vorzug vor dem Einheimischen verdienen. Alle diese Forderungen erfüllt das vorliegende, durch eine treue und mit angemessenen Berichtigungen ausgestattete Uebersetzung auf deutschen Boden verpflanzte, Werk des Britten Coxe. Er hebt mit Rudolph von Habsburg an, und gibt eine wahre und beglaubigte Darstellung des allmäligen Anwachses der Macht des östreichischen Kaiserhauses; besonders aber arbeitete er von Karls VI. Thronbesteigung an nach sehr reichen handschriftlichen Quellen, welche er in den Papieren und Depeschen der brittischen Minister am Wiener Hofe von 1714 — 1792 vorfand. Es ist daher ein wahrer Gewinn für unsere Literatur, da in diesem Werke der östreichische Kaiserstaat nach seiner politischen Stellung zu dem gesammten europäischen Staatensysteme geschildert, und dessen innere Geschichte im pragmatischen Zusammenhange, mit sicherem politischen Takte und mit der bekannten brittischen Freimüthigkeit verzeichnet wird, so daß nun auch die Geschichte Oestreich, neben so vielen minder wichtigen deutschen Spezialgeschichten, ihr volles Recht durch eine würdevolle Abhandlung erhalten hat.

(Ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben und in Aarau: bei Sauerländer, — in Zürich: bei Orell, Füßli und Comp, Ziegler, und S. Trachsler — in St. Gallen: Huber und Comp. — in Winterthur: Steiner's Buchhandlung.)

Freimüthige Blätter für Deutsche,

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Herausgegeben von

Friedrich von Cölln.

1817. Zweites oder Februar-Heft.

Inhalt.

1. Ueber die vermuthete Aufhebung des Verbots der englischen Waareneinfuhr. Von Friedrich von Cölln 2. Keine Kopfsteuer. Von Friedrich von Cölln. 3. Carnots Privat- und politisches Leben. (Aus dem Französischen.) 4. Ueber die Landstände der preußischen Monarchie. 5. Schreiben an einen Freund, über den dermaligen Zustand der Oekonomie in der Oberlausitz, vorzüglich in dem königlich preußischen Antheil. 6. Ueber Verfassung. Von Benzenberg. 7. Reise nach dem Kaukasus, nach Georgien und Persien. (Aus dem Französischen.) 8. Rückblick auf die neueste politische Literatur.

Der Jahrgang besteht aus zwölf Heften und kostet 24 Schweizer Franken.

Maurersche Buchhandlung.

In Aarau nimmt H. R. Sauerländer Bestellungen an.

In der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang in Berlin, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chemische Grundsätze der Kunst

Branntwein zu brennen

theoretisch und praktisch dargestellt.

Nebst einer Anweisung

zur Fabrikation der wichtigsten Liqueure.

Von

Dr. Siegesm. Friedrich Hermbstädt, Königlichem Geheimen-Rathe und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse.

Als Anhang die zweite verbesserte Auflage des Hrn. A. S. Duvortals Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Branntweinbrennerei in Frankreich. gr. 8. 545 Seiten. Mit 12 Kupfertafeln. 12 Fr.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 5.

Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Freimaurerei in Europa.

Eingang. — Herkommen der Freimaurerei von den Baugesellschaften der Römer und des Mittelalters. — Trennung von der Werkmaurerei in England. — Verbreitung von England und Schottland in das übrige Europa. — Gegenwärtiger Stand der Logen in Grosbritanien, — in Frankreich, — Deutschland, — Niederland, — Eidsgenossenschaft — Entartung der Freimaurerei. Ursachen. — Inneres Wesen des Maurerthums und dessen Geschichte.

Die Schicksale einer Gesellschaft kennen zu lernen, deren Dasein man seit Jahrhunderten weiß, deren Genossenschaft sich über den größten Theil Europens und in allen übrigen Welttheilen verbreitet hat, zu welcher Fürsten und Landleute, Gelehrte und Ungelehrte treten; einer Gesellschaft, die von jeher von vielen Unkundigen mit ungemessener Ehrfurcht oder Feindschaft, abergläubiger Scheu oder Spottsucht behandelt worden ist: wäre für die Geschichte der Menschheit allerdings bedeutend. Doch eine solche Darstellung ist schwieriger, denn die jeder andern menschlichen Stiftung, man sehe nun auf die äußern Schicksale der großen Verbrüderung, oder auf die Verwandlungen ihres innern Wesens. Theils das Alterthum der maurerischen Baubütten, da noch wenig aufgezeichnet ward; theils die Ruhmredigkeit der Jüngern von ihrer Vorzeit; theils die Zerstreuung ihrer Genossenschaften in voneinander entfernten Ländern; theils das absichtliche Dunkel, in welches sie sich alle so gern, und meistens ohne Noth, verhüllten; theils die Mißdeutungen und mannigfaltigen Auslegungen, welche ihre gewohnten sinnbildlichen Gebräuche von ihnen selbst erfuhren; theils die Vernichtung vieler Schriften einzelner Logen bei deren Aufhebung und andere Umstände mehr, machen eine vollständige und zuverlässige Geschichte der Freimaurerei ungemein schwierig.

Weder der Orden an sich selbst, mit seinen Logen und Systemen, noch der Inhalt seiner Beschäftigungen ist aber in unsern Zeiten Geheimniß. Das ist längst in vielen gedruckten Schriften verschiedener Länder aufgedeckt, und wer z. B. in Deutschland, die sogenannten Maurergeheimnisse kennen lernen will, findet sie sammt und sonders in bändereichen Schriften, oder hat sie noch wohlfeiler in dem neulich erschienenen Buche: „der vollkommene Baumeister.“ Der Verfasser des letztgenannten Werkes scheint zu der sogenannten „strieten Observanz“ der Freimaurer zu gehören. Für die Lesewelt hat er schwerlich geschrieben. Sein Buch ist rohe und geistlose Sammlung sogenannter „Legenden und Ritualien“. Und wenn er schon die in den Logen übliche Förmlichkeiten beschreibt, wird dennoch sein Buch für die große Masse der Leser unverständlich bleiben. Vermittelst solcher Bücher ist der Ungeweihte

Digitized by Google

freilich in sogenannten maurerischen Dingen so wohl erfahren, als der siebenfach geweihte und viermal ehrwürdige Bruder. Er kann sich, wenn er Betrug spielen will, sogar bei Maurern, als Bruder geltend zu machen suchen; sich selbst in die Logen drängen wenn man allenfalls nicht zu streng auf Vorweisung des Diploms hält; aber wo Maurerei im höhern Sinne des Worts ist, und sein soll, das ahnen wohl wenige bei aller Leserei solcher Schriften.

Zwar haben seit geraumer Zeit die bessern Köpfe, die in den Orden getreten waren, die Maurerei in ihrer gegenwärtigen Verartung für eine zeitverschlotternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten; allein diese üble Meinung mußte bei manchen durch den wahrhaft großen Unfug erzeugt werden, der in französischen, englischen, selbst in mehrern deutschen Logen bei Aufnahmen u. dgl. getrieben ward, wo man nichts weniger, als sich vom hohen Geist des Maurerthums ergriffen fühlte, und eine oft langweilige Feierlichkeit für das Wesen der Sache selbst hielt. Darum zogen sich auch viele denkende Männer mit Verdruß zurück, oder strebten auf das Bessere hin, wie Schröder, der Dichter, in Hamburg, wie Feßler, wie Krause, wie andere. Doch die meisten leuchtenden Brüder blieben leider oft sehr Unerleuchtete, und freuten sich lieber ihres Spiels mit Titeln, Bändern, und bequasteten, blau, grün oder roth gefütterten Schurzfellen.

Bleibt nun nach vollkommener Offenkundigkeit solchen Tandes, der keinem ernsten, denkenden Manne wohlthut, die Freimaurerei in bisheriger Beschaffenheit: so wird sie Gegenstand des Achselzuckens und ihre Fortdauer ein trauriger Beitrag zur Geschichte menschlicher Schwachheiten. — Aber das Maurerthum selbst, verkannt von seinen meisten Priestern, hört darum nicht auf, ehrwürdig an sich, und unvergänglich zu sein, wie die ewige Wahrheit.

Das heutige Freimaurerwesen, (Ceremoniel, Ordenssucht,) ist eine von jenen menschlichen Stiftungen, die mit der Zeit überalt, und den Verhältnissen des Jahrhunderts fremd geworden sind. Es kann und wird freilich noch eine Zeitlang fortbestehen, wie es bisher bestand, so wie in manchen Ländern, was zu seiner Zeit löblich gewesen, Feudalwesen, Mönchthum, Cölibat, Inquisition, Vorzug des Geburtsadels, Leibeigenschaft u. s. w. fortdauern, aber schwächlich, vom edlern Theil der Welt gering geschätzt, oder mit Unwillen erblickt, gänzlicher Auflösung mit starkem Schritt entgegen eilend. Entweder muß die Freimaurerei, die, wie sie jetzt ist, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches mehr hat, aufhören, weil sie des Aufhörens würdig geworden; oder sich in ihrem innersten Wesen, zu dem was sie war und sein soll, verjüngen. Abänderung der Handgriffe, Paßworte, Logenzeichen und selbst der alterthümlichen Gebräuche sind keine Verjüngung, sondern nur eine neue Schminke oder Larve über das alte, welke Gesicht.

In ältern Zeiten ist die Freimaurerei allerdings etwas Hochehrwürdiges und Schätzbares gewesen, da sie in ihrem Heiligthum einen Schatz von Wahrheiten aufbewahrte, von denen sich

Digitized by Google

durchdringen zu lassen, jeden edeln Sterblichen erquickte, und die unter das, in Ausbildung noch zu tief stehende Volk verbreiten zu lassen, höchst gefährlich gewesen sein würde. Damals waren wirkliche und würdige Geheimnisse; damals Erhebung der Geweihten.

Die Mysterien der alten Völker gehörten dahin. Sie umfingen höhere Erkenntnisse in der Natur und Religion, welche die Priester entweder aus ehrgeizigem Kastengeist und Eigennutz, oder aus Furcht vor der Wildheit des abergläubigen Pöbels verbargen. Wer hätte ohne Todesgefahr den Anbetern der Götter die Altäre derselben umstürzen und die Wahrheit vom Dasein eines einzigen, unsichtbaren Gottes, von einem vergeltungsvollen Fortleben des Geistes nach dem körperlichen Tode predigen mögen? Moses benutzte die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft und versuchte es, ihre Lehren und Vorstellungen ins wirkliche Leben einzuführen. Aber welche Vorsicht wandte er dazu bei den Israeliten an, und wie gern kehrten sie immer wieder zum Götzendienst des gemeinen ägyptischen Volks zurück! Und als der Glaube an den unsichtbaren Gott Jehova endlich Wurzel gefaßt hatte, welche Schicksale mußte Christus erfahren, da er die reinsten und erhabensten Begriffe an die Stelle des Volksglaubens stellen wollte; was mußten seine Jünger dulden, da sie den Heiden das unsichtbare Reich der Gottheit verkündeten!

Es konnte nur die abgeschmackteste Ahnensucht in ihrer Unwissenheit die heutige Ordens-Freimaurerei von jenen Mysterien der alten Inder, Aegypter und Griechen abstammen lassen. Möglicher ist, wie Herr Krause im zweiten Band seiner „drei ältesten Urkunden der Freimaurerbrüderschaft“ wahrscheinlich zu machen sucht, daß sich bis zu den Werkmaurer-Innungen oder Baugesellschaften des Mittelalters Erinnerungen von den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien erhielten, die in Verbindung mit den weltbesiegenden Heeren den wilden Völkern Gesittung brachten. Auch Herr Professor Heldmann zu Aarau hat diesen Gedanken von Krause in seiner allgemeinen Geschichte der Freimaurerei aufgenommen, welche einen Theil seines Handbuchs für Freimaurer ausmacht *). Er führt diese Idee umständlicher, mit vielen geschichtlichen Belegen verstärkt, aus, und giebt uns von dem Schicksal und der Beschaffenheit der Baugesellschaften und Kunstverbrüderungen der mittlern Jahrhunderte deutlichen Begriff. Er zeigt, wie die Baukünstler damaliger Zeit zum Theil noch manche Aehnlichkeit mit den römischen Baukollegien, zum Theil mit den heutigen Freimaurer-Logeneinrichtungen hatten. Sie genossen, wie in Frankreich, Italien und England auch in Deutschland große Freiheiten; sie hatten in Sachen ihres Gewerks eignes Recht und Gericht, und standen mit einander in engem Verbande, also daß die Bauhütten von zwei und zwanzig Städten, in Ansbach, Augsburg, Basel, Konstanz, Dresden, Frankfurt, Frei-

*) Welches gegenwärtig zum Druck unter der Presse liegt, und nächstens (jedoch nur als Handschrift für Eingeweihte) erscheint. Es ist seinem Wesen nach ganz von dem Buche Sarsena verschieden, welches blos Urkunde liefert, dahingegen Hrn. Heldmanns Werk, ohne die Mysterien zu entschleiern, Geschichte und Geist des Maurerthums in drei Graden behandelt.

Digitized by Google

burg, Hagenau, Heidelberg, Heilbronn, Mainz, Meisenheim, München, Nüremberg, Plassenburg, Regensburg, Salzburg, Schlettstadt, Speier, Stuttgard, Ulm, und Zürich, nebst deren Zubehörden von der großen Bauhütte in Straßburg abhängig waren. Erst ein Beschluß des Regensburger Reichstages hob am 16. März 1707 diese Verbindung der deutschen Werkhütten mit der straßburgischen auf.

Die gefreiten Werkmaurer und Bauleute des Mittelalters waren freilich nichts weniger, als Freimaurer im heutigen Sinn des Wortes. Künstler und Handwerker waren sie, mit großen Vorrechten ausgestattet, gleich andern zünftischen Gewerben, und reich begabt mit zünftischen wunderbaren Gebräuchen, die durch Ueberlieferung aus ältern Zeiten stammten. Inzwischen hatten sich bei ihnen mehr als bei andern Gewerben, zum Behuf ihrer Arbeiten, selbst in den finstersten Zeitaltern, physikalische und mathematische Kenntnisse erhalten. Wie hätten sie ohne alle Kunde von denselben die Riesengebäude des Straßburger Münsters, der hohen Dome zu Magdeburg, Kölln, Freiburg, Zürich, Regensburg, Wien u. s. w. aufführen mögen? Solche Einsichten konnten aber nicht leicht ohne eine Geistesbildung bestehn, welche höher, als die gewöhnliche der Zeitgenossen war. Wie hell sie über den Aberglauben und Mönchsgeist ihrer Jahrhunderte hinwegsahen, bezeugen die von den Englischen noch vorhandenen ältesten Urkunden und viele in ihren Gebäuden angebrachte Steinbilder, welche den Handwerksburschen auf Wanderungen zum Wahrzeichen dienten. Jene Kunstvortheile und Kunstlehren, wie diese Einsichten, die zu offenbaren nicht rathsam war, konnten mit Recht wohl, als Geheimnisse, gelten. Auch achtbare Männer aus andern und höhern Ständen ließen sich darum gern der gefreiten Maurergenossenschaft beizählen, wie das schon bei den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien der Fall gewesen, denen sie treu nachgebildet waren.

In England herrschte, rücksichtlich der Maurer und Baulente, ähnliches Verhältniß wie in Deutschland. Sie hatten ihre besondern Verbindungen, Gebräuche, Versammlungen und großen Rechtsame. Die alte Maurer-Einrichtung, welche im Jahr 926 in der Bauhütte zu York angenommen ward, und vom Herrn Krause, als älteste schriftliche Urkunde der Freimaurer mitgetheilt worden ist, belehrt uns von der damaligen Ordnung der gefreiten Werkmaurer auf der Insel; von ihren sinnbildlichen Gebräuchen bei Aufnahmen u. s. w. in ihren Bauhütten, und zugleich von ihrem hellen Sinn in kirchlichen oder vielmehr religiösen Dingen. Es wehte in ihren Stiftungen und Bestrebungen etwas Reinmenschliches, Hohes. Auch hier gehörten gebildete und angesehene Männer anderer Stände zu ihnen, und Fürsten, selbst Könige waren ihre Patrone. Sie rechneten ihre freie, doch in sich selbst abgeschlossene Genossenschaft von Adam und Pythagoras her, und lehrten: „ihr Zweck und Wesen sei die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft, die in ihr ist und ihrer besondern Wirkungen, besonders die Wissenschaft von Zahl, Maaß und Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzu-

Digitized by Google

richten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andern Dinge, welche dem Menschen wohlthätig sind.“

Man erkennt überhaupt bestimmt im Maurerthum des Mittelalters den Uebergang und die Verbindung zwischen den alten Baukollegien Roms und den Baugesellschaften der christlichen Jahrhunderte. Sie hatten neben der vitruvischen Kunst, auch die höhern Lebensansichten und die reinmenschliche Lehre (wie schön stellt sie Vitruv in seinem Buche dar!) des edeln Alterthums bewahrt, und mit christlichem Sinn gesteigert. So war von jeher in der Maurerei ein Doppeltes; ein Irdisches und Göttliches. Jenes ward das verkörpernde Sinnbild von diesem; dieses das Vergeistigende und Verklärende von jenem.

Die Menge der britischen Bauhütten, und die große Anzahl gebildeter und vornehmer Personen, welche sich in die Genossenschaft der gefreiten Maurer (Free-Masons) aufnehmen ließ, gab derselben nach Jahrhunderten auch in den bürgerlichen Unruhen Englands Ansehen und Einfluß. Und eben diese Unruhen verwandelten zuerst das, was an sich bloße Gewerkschaft ursprünglich gewesen, in das, was die Freimaurerei endlich heutiges Tages geworden ist. Die Versammlungen der Maurerverbrüderungen entarteten zuletzt in wahre politische Clubbs; oder vielmehr, die achtbaren Genossen, welche keine Werkmaurer waren, verbanden sich untereinander enger; behielten zwar die alterthümlichen Gebräuche der Bauhütten bei, um unter diesem Aeußern desto sicherer zu bestehen, schieden sich aber von den gemeinen und mindergebildeten Werkleuten. Nach der Enthauptung Karls I. (30. Jänner 1649) ergriffen sie die Partei der verfolgten Stuarte, und so, indem sie für Wiederherstellung des von Cromwel zerstörten Königsthrons arbeiteten, ward ihre Maurerkunst eine königliche Kunst, wie sie noch heut in den Logen heißt.

Die Fortdauer der bürgerlichen Verwirrungen, welche die ganze Nation entzweiten, brachte den Zwiespalt auch in die Logen der Freimaurer, die sich fortan bestimmt von den Werkmaurern unterschieden, doch selbst beim Heer ihre Logen mit alterthümlichen Maurergebräuchen hielten. Dem König Jakob II. hingen die Schottischen in seinem Unglück an; für die Thronbesteigung des Fürsten Wilhelm von Oranien waren die Englischen. Diese Trennung der englischen und schottischen Maurerei dauert seltsam genug, mit eigensinniger Vorliebe für untereinander abweichende Einrichtungen und Formeln, bis zum heutigen Tage fort, ohne daß sich die wesentliche Bedeutung erhalten hätte, oder daß sie je für Frankreich, Deutschland und andere Staaten wichtig gewesen wäre.

In ruhigern Zeiten verschwand selbst in Britanien diese Bedeutung; ja die englischen Logen geriethen, mit Abgang staatsbürgerlicher Zwecke, nach und nach in beinah gänzlichen Verfall. Man schrieb dies der Entfernung der Hauptloge in York von London und den übrigen Städten des Reichs zu. Denn die Loge zu York war, nach altmaurerischer Einrichtung, noch immer das Haupt der andern geblieben, wie es die Bauhütte zu Straßburg lange Zeit

Digitized by Google

über die meisten in Deutschland gewesen. Zur Wiederbelebung der Freimaurerei, die sich fortan nur mit allgemeinnützlichen Dingen für die Menschheit beschäftigte, vereinigten sich die in London damals noch befindlichen vier Logen im Jahr 1717 zu einer Großloge und ernannten einen Großmeister. So entsprang das neuenglische Großmeisterthum, welches die eigentliche gemeine Werkmaurerei wiederholt von der Freimaurerei trennte, und dieser allein die höhern Angelegenheiten der Menschheit zum Wirkungskreis anwieß. Die alterthümlichen, sinnbildlichen Formen wurden jedoch treulich beibehalten. Ehmals war der Großmeister ein vom Staat ernannter Obermeister oder Oberaufseher der Baugesellschaften gewesen. Nun ernannte die Londner Großloge ihren Großmeister selbst; gab Großgesetze; nahm die Gestalt eines Ordens an, und entfernte sich damit vom alten Herkommen, indem sie obrigkeitliches Ansehen über die andern Logen und ganz hierarchische Verfassungen annahm.

Nicht ohne Unwillen sah die uralte Hauptloge zu York diese Anmaßungen, Verwandlungen und Verfälschungen. Es entstand neue Spaltung. Viele hielten zur alten Ordnung und York; andere zum neuenglischen Großmeisterthum. — Die schottischen Logen dagegen blieben wieder für sich. Auch sie waren längst, seit König Jakob II., nicht mehr des alten reinen Geistes voll. Dieser gutkatholische König, welcher die Wirkungen der Reformation gern unterdrückt hätte, würde auch gern den durch sie verschwundenen Orden des heiligen Andreas von der Distel hergestellt haben. Aber schwer waren dessen Güter und Landereien wieder zu gewinnen. Er ließ seinen Freunden in den Logen den Orden spenden und die Anwartschaft auf die Ordensgüter. Letztere wurden zwar nie erhalten, aber die Rittertitel dennoch beibehalten, und der Freimaurerei eingeimpft; und noch jetzt haben die schottischen Freimaurerbrüder, selbst in Deutschland, ihren Andreasrittergrad, ohne von Ansprüchen auf Ordensgüter in England zu träumen. Ihrer Eitelkeit genügen die im Verborgenen getragenen Namen, so wie Friedrich der Große einst einen Titelsüchtigen zum geheimen Rath ernennen wollte, unter Bedingung, daß er den Titel des Raths geheim und verschwiegen halten sollte.

Gleichwie sich die alt- und neuenglischen Logen in und außer England verbreiteten, so dehnte sich auch gemach die schottische Freimaurerei aus. Im Jahr 1743 wurde sie nach Dänemark, im Jahr 1754 nach Schweden gebracht. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts befanden sich unter Constitution der schottischen Großloge und unter Leitung von sechszehn Provinzialgroßmeistern zweihundert und sieben Logen in Schottland selbst, und außer diesen noch fünf und sechszig in Frankreich, Deutschland und Amerika.

Weit größer noch war in England, Irland und andern Reichen in und außer Europa die Verbreitung der alt- und neuenglischen Freimaurerei. Im britischen Reiche selbst ward aber die Vervielfältigung der Logen durch eine Parlamentsakte vom 12. Juli 1799 sehr beschränkt, welche die Unterdrückung aller zu aufwieglerischen und aufrührerischen Zwecken errichteten, geheimen Gesellschaften beabsichtete. Zwar wurden die Freimaurer namentlich in der

Digitized by Google

Parlamentsakte ausgenommen, „als deren Zusammenkünfte in vorzüglichem Maaße auf mildthätige Zwecke gerichtet sind“: doch nur diejenigen Logen dem gesetzlichen Schutze untergeben, „die vor dieser Akte schon bestanden, und übereinstimmend, mit den unter den Freimaurergesellschaften geltenden Regeln gehalten wurden.“

In Frankreich waren die Baugesellschaften des Mittelalters schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aufgehoben worden. Mogten auch Maurer-Innungen bestehen, es waren doch keine Vereine, worin die gedoppelte höhere Kunst in den überlieferten alterthümlichen Formen fortgepflanzt, oder Nichtwerkmaurer zur Verbrüderung aufgenommen wurden, wie in England. Erst im zweiten oder dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts stifteten einige englische Edelleute zu Paris eine Loge, die sich bald die große englische Loge von Frankreich hieß, weil von ihr sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen andere Logen ausgingen. Im Jahr 1756 nahm sie den Namen der Großloge von Frankreich und damit das Recht einer obersten, maurerischen Behörde an.

Das Wunderbare, Glänzende, Geheimnißvolle; die feierlichen Mahlzeiten; die Bänder, Schurzfelle, Rittertitel, fanden bei den Franzosen ungemein erfreuliche Aufnahme. Man zahlte dafür gern reiche Einweihungsgebühren. Dies verursachte, daß sich die Logenmeister, oder Meister vom Stuhl, ihre Würde auf Lebenszeit und gewissermaßen erblich zusprechen ließen, so daß sie ihre Nachfolger selber ernennen konnten. Weil sie ihre Würde und Rechtsame für ihr Geld und nur für ihre Person vom alt- oder neuenglischen oder schottischen Großmeisterthum erkauft hatten: verlangten sie auch den Geldgenuß aus den Beiträgen der gesammten Brüder. Besonders ward dies in Frankreich eine Spekulation der Speisewirthe, in deren Häusern gewöhnlich Logen, oder doch sogenannte Tafellogen, das heißt, maurerische Gastmähler, gehalten zu werden pflegten. Sie ließen sich, als Logenmeister, patentiren; stifteten neue Logen; und nahmen ohne Unterschied auf, wer nur bezahlte. Es kam darüber zu Zerwürfnissen zwischen den alten und auf diese Weise zahlreich gewordenen neuen Logen; man schrieb Schmähschriften widereinander, bis die Regierung dem Lärmen ein Ende machte und im Jahr 1762 die große Loge aufhob. Die alten gehorchten; die neuen Meister behielten sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen ihre Logen im größten Geheimniß. Die Maurerei war in Frankreich ihrer Herkunft und ihrem Wesen ganz fremd geworden, in bloße geheimnißkrämerische Charlatanerie und Geldprellerei verartet. Darum wurden immer höhere und höhere Grade, mit immer neuen Verzierungen, Titeln und Geheimnissen erfunden, in welche einzugehen ein stattliches Stück Geld kostete. Eines solcher maurerischen Kollegien, welches über andere Logen erhoben stand, nannte sich im Jahr 1758 zu Paris: Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, souverains princes Maçons.

Die französische Großloge ward zwar nachher wieder hergestellt, aber der thörichte Unfug dauerte fort. Jeder von den unabänderlichen Logenmeistern mußte aus den Einweihungsgebühren

Digitized by Google

und Beiträgen ſeiner Loge jährlich eine gewiſſe Summe Geldes an den Schatz der großen Loge entrichten, die ſich, um die ehmalige unbekümmert, als großer Orient von Frankreich konſtituirte, und ſich zugleich das Recht der Geſetzgebung im Orden vorbehielt. So bildete ſich im Jahre 1772 die feſtere Geſtalt der franzöſiſchen Freimaurerſchaft. Darüber wieder Streit zwiſchen der alten Großloge von Frankreich und dem neu aufgegangenen großen Orient. Jene machte den Herzog von Chartres (nachmaligen Philipp Egalité) zu ihrem Großmeiſter. Sie zählte im Jahre 1778 nur in Paris allein, was (wie Herr Prof. Heldmann ſagt, dem wir dieſe Ueberſicht der Maurergeſchichte entlehnen,) faſt unglaublich ſcheint, einhundert neun und zwanzig Logen, und außer dieſen noch zweihundert und ſieben und vierzig in den Provinzen, die ſämmtlich ſie, als ihre oberſte Behörde anerkannten.

Außer der alten Großloge ſtrebten dem neuen Orient noch andere Maurerſchaften entgegen, die ſich von beiden unabhängig betrachteten: Zu Lyon, Bordeaux und Straßburg ſeit 1774, ſogenannte ſchottiſche Direktorien von der Dresdner Reform; zu Paris ſelbſt eine Mutterloge du contrat social; eine ähnliche zu Marſeille, von einem reiſenden Schottländer geſtiftet; zu Metz das Kapitel St. Theodor, das ſich zum Ritus von St. Martin bekannte; zu Arras ſeit 1745 ein ſchottiſch-jakobitiſches Kapitel; zu Montpellier neben einer Academie de vrais Maçons ein Roſenkreuzerkapitel; zu Narbonne die Loge der Philadelphier, die ſich zum ſogenannten Rite primitif bekannte; zu Rennes der Verein der sublimes Élus de la verité; im nördlichen Frankreich manche Loge der ſogenannten elektiſchen Maurerei, und andere ähnliche Stiftungen mehr.

Dem Orient ward dabei um ſeine Ehre bange. Er wollte ſeine Sache verbeſſern, nahm aus den verſchiedenen Einrichtungen und höhern Graden der andern etwas und bildete daraus im Jahr 1786 vier höhere Grade neuer Art: Elu, chevalier d'Orient, Ecossais Chevalier und Rose-Croix. Allein dies verſchlimmerte ſein Spiel. Die vier neuen Ordnungen wurden faſt in allen Ländern maureriſch geächtet. Die Logen von England, Holland, Deutſchland, Dänemark und Rußland wollten keinem Genoſſen derſelben mehr Zutritt bei ſich geſtatten. — Der Streit währte, bis die franzöſiſche Staatsumwälzung eintrat. Da hörten alle maureriſche Verſammlungen unter den Verwirrungen und Schrecken der Zeit auf, oder dauerten hin und wieder nur ſehr verborgen und ſchwach fort. Erſt als die furchtbarſten innern Stürme des Staates vorüber waren, traten die noch vorhandenen Beamten des Orients aus der alten Großloge wieder zuſammen, und ſifteten am 22. Brachmonds 1799 einen vereinigten großen Orient von Frankreich. Aber auch ihm zeigte ſich aus der ſchottiſchen Maurerei bald wieder ein neuer Gegner. Dies war im J. 1804 die neue ſchottiſche Generalgroßloge von Frankreich, welche mit dem glänzenden Gefolge von drei und dreißig Graden auftrat, und an deren Spitze viele Perſonen von hohem Range ſtanden. Die im Orient aber beſchworen das Ungewitter, indem ſie noch in demſelben Jahre ſich mit der ſchottiſchen Großloge vereinigten, zwar deren

Digitized by Google

drei und dreißig Grade ehrerbietig annahmen, aber doch ihren Namen als großer Orient beibehielten und retteten.

Napoleon war schlau genug, es mit den Freimaurern nicht zu verderben, zu denen doch auch zum Theil die gebildetſten Männer von Frankreich gehörten. Zudem konnte das Inſtitut der Freimaurerei auf anſehnliche Geldeinnahmen benutzt werden. Er erklärte alſo die Geſellſchaft nicht nur unter ſeinem Schutz ſtehend, ſondern ernannte auch ſeinen Bruder Joſeph zum Großmeiſter des Ordens, welcher nachmals als König von Spanien den Erzkanzler Cambaceres zum Vorſteher des großen Orients mit dem Titel eines premier grand maitre adjoint à Sa Maj. le roi d'Espagne aufſtellte.

Die Sache war auch allerdings wohl der Mühe werth. Denn da alle Logen von Frankreich über ihren Finanzzuſtand dem großen Orient jährliche Rechnung ablegen, ihm unter allerlei Anläſſen Steuern und Abgaben zahlen, oder ſich die freie Verfügung über ihr Eigenthum durch eine beſtimmte jährliche Entrichtung an Geld loskaufen mußten: ſo floſſen ungeheure Summen durch die klugbenutzte Eitelkeit und Thorheit der Menſchen zuſammen, die dem Großmeiſter und ſeinen Gehülfen wohl zu ſtatten kamen. Auch trieb der Großmeiſtergehülf Cambaceres die nun recht königliche Kunſt meiſterlich. Je mehr Logen, je mehr Steuern. Er erklärte alſo Freiheit und Anerkennung aller maureriſchen Ordnungen, Secten und Syſteme in Frankreich; ließ alle Arten maureriſcher Directorien, Kapitel u. ſ. w. unabhängig neben ſich beſtehen, ohne ſich Herrſchaft in ihren Heiligthümern anzumaßen, und gewann damit, daß ſich alleſammt um den großen Orient vereinigten, in welchem ſie ihren Schutzpatron dankbar und ehrerbietig anerkannten. Die Folge davon ward, daß, nach Angabe des Verfaſſers der Maçonnerie militaire, die Einkünfte von der Freimaurerei dem Großmeiſter zwei Millionen Francs eintrugen, und die des Gehülfen Cambaceres einmalhundertauſend! Man wird ſich darüber nicht zu ſehr wundern, ſobald man noch dazu weiß, daß im Jahr 1812 vom großen Orient von Frankreich eintauſend neun und achtzig Logen und Kapitel abhingen.

Zu dieſen Logen gehörten auch die Militärlogen beim franzöſiſchen Kriegsheer. Im J. 1809 hatten ſchon neun und ſechszig Regimenter dergleichen, in denen die Verſammlungen mit einem: „Es lebe der Kaiſer!“ eröffnet und beſchloſſen wurden, und oft ein Armeebulletin, oder eine Kundmachung des Kaiſers der einzige Gegenſtand der Verhandlungen war. Mit Recht bemerkt Herr Prof. Heldmann in ſeiner Geſchichte, daß dieſe Militärlogen nicht wenig zur Anhänglichkeit der Offiziers an ihrem Kaiſer beitrugen.

Mit dem großen Orient von Frankreich waren auch die großen Oriente von Italien, Neapel und Spanien verbunden. Alle hatten ſie die franzöſiſchen Maurergebräuche und Grade. Aber mit dem Sturz des franzöſiſchen Kaiſerthums hörte auch das Reich des großen Orients zu Paris auf. Die meiſten einheimiſchen Logen ſchloſſen, oder, nach dem Kunſtausdruck, deckten; die meiſten auswärtigen ſagten ſich vom Pariſer Orient los. Im geſammten

Digitized by Google

Spanien und Italien wurde der Orden verboten; der Name der Freimäurer geächtet. Dies war das Schicksal der Maurerei in Frankreich.

Kräftig blühte dagegen, auch unter und nach den großen Kriegsstürmen die königliche Kunst in den britischen Reichen, in Schweden und Dänemark, in Rußland, dem niederländischen Königreich und in Deutschland fort.

Die älteste Loge in Deutschland ist die zu Hamburg; sie ward im Jahr 1733 von englischen Abgeordneten gestiftet, nachdem schon seit 1730 ein Großmeister für Niedersachsen ernannt worden war, ehe eine Loge bestand. In Obersachsen ward zu Altenburg, seit 1741 die erste Loge errichtet; gleichzeitig eine zu Leipzig. In Berlin bestand die zu den drei Weltkugeln schon ein Jahr vorher.

Die Freimaurerei verbreitete sich schnell durch die meisten deutschen Staaten, ohne, bis zum Jahr 1757 mehr, als die drei Johannisgrade nach englischem Brauch zu kennen. Erst im siebenjährigen Kriege kam mit den französischen Kriegsgefangenen, besonders durch einen gewissen Marquis de Lornai, mit seinen vollständigen Verhandlungen des clermontschen Hochkapitels, französischer Unfug der höhern Grade nach Berlin, und von da in die übrigen Gegenden Deutschlands. Ein Baron von Prinzen errichtete noch während jenes Krieges zu Berlin ein Kapitel der sogenannten strieten Observanz und des Tempelherrnordens.

Nun begann maurerischer Sekten- und Reformengeist in Deutschland ebenfalls bald sein Unwesen. Man wollte das Bessere geben und brachte Schlechteres in Umlauf, und Verwirrung aller Orten. Johnson, ein Deutscher, der sich gern für einen Engländer und Abgesandten der großen Londner Loge halten ließ, verkehrte mit vieler Großprahlerei, das Treiben der Loge zu Berlin; schrieb eine maurerische Zusammenkunft nach Altenburg aus, und dort war es auch, wo der Freiherr von Hund aus der Laufst erschien. Dieser, nicht minder Charlatan, als Johnson, gab sich die Miene tiefern Wissens, höherer maurerischer Verbindungen; sprach gar wichtig vom Abstammen der Maurer aus der Tempelherrnschaft, und ward als Oberhaupt aller deutschen Logen anerkannt; aber nicht von allen. Denn z. B. die in Frankfurt am Main blieb ihrer ältern Ordnung treu, nämlich der englischen: und die große Loge von London schrieb ihr ganz ehrlich zu: daß es in der Maurerei nur drei Grade gebe, und die vermeinten höhern Grade Erfindungen, Betrügereien und Geldschneidereien wären.

So hatte man nun bei den Deutschen dreierlei Maurerei, eine englische, französische und templerische. Die letztere ward in kurzem die herrschende der vereinigten Logen; dieß auch die striete Observanz, weil Hund bei ihr eine mönchsdafte Subordination eingeführt hatte. Die Anhänger anderer Secten nannte man nur verächtlich Maurer der laten Observanz.

Während sich die Templer noch mit recht „kindlichem Gemüthe“ über ihre Kreuze, Mäntel, Commenden und Ritterschaften in partibus infidelium ergötzten, kam ein gewisser

Zinnendorf, Arzt beim Generalſtaab des preußiſchen Heers; brachte höhere Grade und myſtiſchen Kram aus der ſchwediſchen Maurerei; ſtiftete, zu Berlin ſelbſt, mehrere Logen in dieſem Geiſt, von denen eine im J. 1773 der König Friedrich der Große zur großen Hauptloge aller preußiſchen Staaten erklärte. Viele von der ſtricten Obſervanz traten hinzu, welche im Jahr 1772 den Helden des ſiebenjährigen Kriegs, Herzog Ferdinand von Braunſchweig zu ihrem allgemeinen Großmeiſter auf dem Konvent zu Kohlo in der Lauſitz erwählten. Der Herzog hieß dann der Eques a victoria.

Zu dieſen allen mengte ſich endlich noch die Maurerei der Roſenkreuzer. Schon die Franzoſen beſaßen bei ihren höhern Graden einen des Roſenkreuzers. Die neuaufſtehenden Roſenkreuzer hatten aber mit jenem franzöſiſchen Grad nichts gemein; nannten ſich dagegen ausſchließlich die wahren Maurer; hatten allein den Schlüſſel zu allen maureriſchen Hieroglyphen. Kabbala und Theoſophie, Goldmacherei und Geiſtererſcheinungen, Stein der Weiſen, ewige Jugend, das waren die Tummelplätze ihrer geheimnißvollen und lächerlichen Beſtrebungen.

Herzog Ferdinand von Braunſchweig, vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, ſchrieb eine Art allgemeinen Reichstags geſammter Freimaurer nach Wilhelmsbad bei Hanau aus, der im Jahr 1782 gehalten wurde. Unter andern dort zu behandelnden Fragen war eine der erſten nach dem Urſprung und Zweck der Freimaurerei. Die Frage, ſo auffallend ſie klang, war doch unter dieſen Umſtänden ſehr natürlich, weil eigentlich in Deutſchland niemand recht begriff, woher das bunte Weſen komme und wohin es führe? — Weil nun jeder von den Abgeordneten in Wilhelmsbad ſeine Anſicht geltend machen wollte, wuchs die Verwirrung und Unzufriedenheit; es entſtanden neue Vereinigungen, neue Spaltungen, neue gegenſeitige Verketzerungen. Endlich entſchloß man ſich allgemeine maureriſche Toleranz einzuführen, des achtzehnten Jahrhunderts würdig; und jeden, der ſich über den Beſitz der drei erſten Grade ausweiſen könne, als Maurer anzuerkennen; ihm übrigens alle vermeinten höhern Grade und Geheimniſſe zur erlaubten Gemüthsergötzung zu überlaſſen. Solche Vereinigung, oder den Grundſatz derſelben, machte man zum Weſen der ſogenannten eklektiſchen Maurerei.

Dieſer Wirrwarr ſchien den Illuminaten günſtig, deren auf politiſches Einwirken berechnete Verbindung im Jahr 1776 vom Profeſſor Weishaupt zu Ingolſtadt geſtiftet wurde. Die Idee des Illuminatenthums iſt eine verunglückte Nachbildung des politiſchen Treibens im Jeſuitenorden; hing urſprünglich mit der Freimaurerei gar nicht zuſammen, ward ihr aber eingepfropft. Der Freiherr von Knigge trug dazu viel bei. Es war das geſammte Illuminatenweſen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Menſchen, mit ſchwindelnden, ſünalingshaften Entwürfen des Ehrgeizes, ſpielten frevelnd mit den wichtigſten Verhältniſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, ohne Kraft des Geiſtes und Herzens, wie Knaben mit Jupiters Donnerkeil. Die Erbärmlichkeit und Kleinlichkeit der Leute, die dabei ihr Weſen haben wollten, reichte hin, das Ganze zur leeren Poſſe zu machen. Die alten eiferſüchtigen

Digitized by Google

Freimaurer halfen nicht wenig dazu, den illuminatischen Unfug zu enthüllen. So ward es in Baiern, wo es angehoben hatte, in den Jahren 1785 und 1786 vom Kurfürst Karl Theodor wieder zerstört. Man hat den Illuminaten mehr Einfluß auf die französische Staatsumwälzung beigemessen, als sie verdienten.

Seitdem haben mehrere achtungswürdige Männer in Deutschland, vertrauter mit der Geschichte des Maurerthums, wie Schröder in Hamburg, Feßler in Berlin und andere, die hehre Verbindung zu ihrer alterthümlichen Einfalt und Würde zurückzuführen sich bemüht. Nur theilweis gelang es ihnen hie und da. Denn wider sie lehnte sich immer und immer die kindische Lust an Ordenstiteln, Bändern und Flitterprunk, die hohle Geheimnißkrämerei und Geheimnißsucht, die Schwärmerei und abergläubige Ehrfurcht für das Bestehende, auf.

Im Jahre 1806 befanden sich in Deutschland von den St. Johannis-Logen 169; von den altschottischen Logen über 40. Desselbigen Jahres zählte man im damaligen Königreich Holland 67 Logen, wozu aber auch die in Bengalen, Surinam, Batavia, Ceilon, Demerary, Curaçao, Berbice und Südafrika gehörten. Die fünf ältesten Logen stammen in Holland vom J. 1757 zu Amsterdam, Leyden und Haag.

Fortdauernd blüht die maurerische Kunst noch bis zum heutigen Tag, ohne Gefahr für den Staat, ohne Gefahr für die Kirche, (und welche Gefahren man sich sonst von diesen harmlosen Vereinen je geträumt haben mag), wie im freisinnigen Königreich der Niederlande, wo jetzt 97 Logen thätig sein sollen, so in den preußischen Staaten und im ganzen nördlichen Deutschland.

Hingegen im südlichen Deutschland, in den Gebieten des Hauses Oesterreich, in den Staaten von Baiern, im Königreich Würtemberg, im Großherzogthum Baden, und im Kurfürstenthum Hessen (nicht aber im Großherzogthum Hessen) ist sie durch höhere Befehle niedergedrückt und mit ihr viel Gutes, was sie leistete. Von ihrem Schädlichen weiß man in der That nichts Erhebliches zu sagen. — Diese Scheidelinie in Deutschland ist aber sehr bedeutsam!

Auch in die schweizerischen Thäler verbreitete sich das Maurerthum schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Brite Georg Hamilton Esquire, welcher schon im Jahr 1737 von dem neuenglischen Großmeister Vicomte von Darnley zum Provinzialgroßmeister von Genf ernannt worden war, stiftete dort einen sogenannten großen Orient, von dem mehrere Logen in und um Genf ausgingen. Im Jahr 1739 legten Engländer zu Lausanne eine Loge an; mehrere wurden im damaligen Umfang des Kantons Bern gegründet. Aber schon im J. 1745 untersagten Schultheiß, Rath und Burger von Bern in ihrem Gebiet alle freimaurerische Verbindungen, weil damals der republikanische Magistrat voll Argwohns gegen die Heimlichkeiten der Unterthanen zu sein schien.

Erst im Jahr 1764 erwachte die alte Loge von Lausanne wieder aus ihrem Todesschlaf,

Digitized by Google

und weckte nach und nach ihre übrigen Schweſtern. Ein neues Verbot vom Jahr 1769 unterdrückte ſie abermals, bis ſie, wahrſcheinlich mit Erlaubnis einer aufgeklärtern Regierung zu Bern, im Jahr 1775 noch einmal thätig werden konnten.

Unterdeſſen hatte ſich im Jahr 1765 auch zu Baſel und 1772 zu Zürich eine Loge aufgethan, die beide zum ſchottiſchen Syſtem gehörten, und von denen Baſel im Jahr 1775 auch die höhern Grade von der ſogenannten ſtrikten Obſervanz annahm. Nach dem maureriſchen Kongreſſe zu Wisbaden im Jahr 1786, an welchem auch Eidsgenoſſen waren, empfing die franzöſiſche Schweiz ein Directoire helvetique roman zu Lauſanne, die deutſche ein ſchweizeriſches Direktorium zu Zürich. — Der Kongreß zu Wilhelmsbad war ebenfalls von den Schweizern beſucht; von ihnen aber nichts dabei angenommen, als daß ſie glauben lernten, die Maurer ſeien keine Abſtämmlinge von den Tempelherrn; der Zweck des Ordens Wohlthätigkeit, und die neue Legende heiße: Nunc sumus equites beneficii *civitatis sanctae*, religionis christianae strenui defensores, spem, fidem et charitatem colentes. Der ſchottiſche Orient von Burgund nahm dieſe Rektifikation an.

Die Regierung von Bern verbot im Jahr 1782 zum drittenmal alle Freimaurerei in ihrem Kanton. Auch zu Baſel, wo zwei Logen ſtanden, nahmen dieſelben im Jahr 1785 Endſchaft; und im Jahr 1793 folgte die einſame zu Zürich dem Beiſpiel der andern, bis nach der ſchweizeriſchen Staatsumwälzung für das Maurerthum ein heiterer Geiſt in der Schweiz erwachte.

Im Jahr 1803 wurde nun in der Stadt Bern ſelbſt die erſte Maurerloge errichtet, und vom großen Orient in Paris konſtituirt; zwei Jahre ſpäter eine Loge zu Lauſanne, auf ähnliche Weiſe, durch Maurer von Bern dahin abgeordnet. Alle übrige maureriſche Werkſtätten in der franzöſiſchen Schweiz blieben, wie Bern mit dem Pariſer Orient in Verbindung; dahin waren auch während Napoleons Herrſchaft die Logen von Neufchatel und Locle zu zählen, welche jedoch, ſobald Preußen wieder in Beſitz des Landes kam, ſogleich wieder zu ihrer Mutterloge in Berlin, von der ſie im Jahr 1791 und 1797 geſtiftet waren, zurückkehrten. In Lauſanne erhob ſich ſeit 1810 das alte maureriſche Direktorium ſogar zu einem Grand Orient national helvetique roman. — Auch für die deutſche Schweiz richtete ſich darauf im Jahr 1811 das ehemalige helvetiſch-ſchottiſche Directorium der rectificirten Maurerei, das ſonſt zu Zürich geweſen, in Baſel wieder empor, und die Bauhütten von Baſel und Zürich verjüngten ihre Thätigkeit. Seitdem vereinigte ſich mit ihnen im Jahr 1811 eine Loge in Aarau, ſo wie im Jahr 1816 eine derer von Genf.

Es befinden ſich gegenwärtig in der Eidsgenoſſenſchaft dreiſſig maureriſche Werkſtätten, von vier verſchiednen Ordnungen. Zum franzöſiſch-ſchottiſchen Syſtem gehören die ſechszehn Logen zu Genf und Nyon; zum Altſchottiſchen neun zu Bex, Vevay, Montreux, Lauſanne, Morges, Neufchatel, Locle; zum Schottiſch rectificirten vier zu Baſel, Zürich, Aarau und Genf; zum Neuengliſchen ſeit Kurzem die Loge Veritas.

Digitized by Google

Dieſer kurze Umriß von der Geſchichte des Urſprungs, Schickſals und gegenwärtigen Standes der Freimaurerei in Europa enthüllt uns, mit dem Herkommen, zugleich die ſeltſamen, oft abentheuerlichen Umgeſtaltungen einer Geſellſchaft, die allerdings in der Geſchichte der Menſchheit eine immerdar merkwürdige Erſcheinung bleibt. Jede Nation, bei der ſie einheimiſch ward, gab ihr, aus ihrer eignen Gemüthsart einen Grundzug. In England ward ſie politiſch; — in Frankreich ſchauſpielerhaft und prunkreich; — in Deutſchland roſenkreuzeriſch, wunderſüchtig und moraliſch.

Es iſt außer allem Zweifel, daß bisher, ſelbſt vielen tauſend eingeweihten Maurern, Herkunft und eigentlicher Zweck ihrer Anſtalt unbekannt oder dunkel geweſen. Man unterhielt ſie mit Sittenſprüchen und ſchlecht erſonnenen Fabeleien und Legenden, welche mit der wirklichen Geſchichte der Welt außer allem Zuſammenhang ſtanden, und verwandelte die Logen bald in Bühnen kindiſcher Mummerei; bald in myſtiſche Schwärmerklämmerlein; bald in barmherzige Hülfsgeſellſchaften; bald in eine Art trockner moraliſcher Andachtsſtunden. Und in der That, mehr ſind ſie in manchen Gegenden nicht. Wenige haben den beſſern Geiſt erfaßt und das urſprüngliche Weſen.

Darum iſt wohlgethan, daß des Maurerthums Geſchichte und Zweck vor aller Welt offenkundig werde *), und die unbelehrten Ordensglieder ihn, ſtatt der nachgebeteten Märchen, kennen lernen. Es iſt allerdings unſchicklich und verächtlich, einer geſchloſſenen Geſellſchaft angenommene Loſungsworte und Erkennungszeichen zu verrathen. Aber das, was eine Geſellſchaft war und erfuhr ſeit ihrem Beginn, das gehört der Geſchichte an, und ſoll kein Geheimniß ſein. Die Freimaurer haben darüber ſo wenig zu klagen, als Könige, deren verborgenſten Staatsgeheimniſſe endlich ebenfalls der offnen Weltgeſchichte anheimfallen. Die Herren Feßler und Krauſe haben ſchon viel zur Geſchichte der Freimaurerei geleiſtet; doch ſcheinen ſie noch damit geheim zu thun, um des Vorurtheils der gern Geheimniſſe habenwollenden Brüder zu ſchonen. Sie thuen unrecht, der Geſammtwelt geſchichtliche Wahrheiten vorzuenthalten, die keinem ſchaden. Gleichen Tadel kann Herrn Heldmann treffen, welcher ſein Werk nur als Handſchrift für Geweihte abdrucken läßt, ungeachtet er beſcheiden genug nichts von dem, was geheim zu halten iſt, kund thut. Aber man vernimmt, daß auch deßwillen, was er leiſten will, zu Baſel, nicht minder zu Hamburg gegen ihn geeifert worden iſt. Obſchon der Geiſt des Maurerthums auffordert, die Menſchheit zum höhern Licht zu führen, verlangt man Dunkelheit, und mögte im Kreiſe der Maurerei die geiſtige Gewaltherrſchaft der Zenſur und des Preßzwangs handhaben, während die Weiſeſten der Fürſten, die das Licht nicht zu ſcheun haben, Preßfreiheit erklären. Ein neuer Beweis, daß die Freimaurerei, welche ihrer Natur nach höher, als der große Haufe der Zeitgenoſſenſchaft ſtehn ſoll, an manchen Orten tiefer

*) Vor einigen Jahren noch machte der große Orient in Genua zur Preisaufgabe in Italien: Welches iſt der Zweck und Nutzen der Freimaurerei?

Digitized by Google

liege, als dieſe, und deswegen, als entartet, als von ihrem eignen Weſen abgefallen, anzuſehen iſt. Darum iſt es Zeit, daß es Licht werde auch in dieſer Gegend menſchlichen Strebens.

Der Verfaſſer dieſer geſchichtlichen Ueberſicht vom Schickſal und Verfall der Freimaurerei zweifelt keineswegs, daß unter den Geweihten Einzelne ſein werden, welche ihm in blöder Andacht verargen können, ihre Angelegenheiten zur öffentlichen Sprache zu bringen. Er aber, ſelber ein Geweihter, weiß, daß nie ein Gelübde oder ein Eid in irgend einer Loge abgelegt worden iſt und abgelegt wird, die Geſchichte des Ordens geheim zu halten. Ein Gelübde ſolcher Art kann auch nicht gehalten werden, weil in den wenigſten Logen den wenigſten Mitgliedern wirklich bisher die Geſchichte der Anſtalt bekannt war. Was aber je Denkwürdiges in der Welt geſchehen iſt, das gehört der Geſchichte an; und was die Welt in ihrem Schooſe trug und hegte, das hat ſie zu richten und zu beſprechen das volle Recht. Werfen wir endlich das kindiſche Vorurtheil ab, das lange genug verehrt ward; und erkennen wir, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das achtzehnte Jahrhundert iſt, nicht ſein kann, nicht ſein ſoll und, wie man ſich auch ſchaudernd ſträube, ſein wird! — Zu allem Beſſern muß die Bahn gebrochen ſein, wenn auch die Zeit noch nicht zum Beſten reif iſt.

Das mag der Freimaurerei keineswegs zum Vorwurf gereichen, daß ihre Anſtalt, wie jede andere menſchliche Stiftung, entartete. Iſt nicht die chriſtliche Kirche ſelbſt ihrer urſprünglichen Einfalt und Würde abtrünnig geworden? Aber zum Vorwurf gereicht es allerdings, wenn unwiſſender Stolz, oder Eigennutz, oder Geheimthuerei die Wiederherſtellung des Beſſern verhindern wollen.

Die Verunſtaltung des höhern Maurerthums begann in England, als es daſelbſt, mit Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in den ſtaatsbürgerlichen Händeln der Briten zur königlichen Kunſt verkehrt, und eine ſehr achtbare Verbindung zum Ordensgeſindel erniedrigt wurde. Da Franzoſen, Deutſche, Ruſſen, Schweizer, Dänen, Schweden, Italiäner und andere Welttheile die Maurerei empfingen, war ſie ſchon großentheils ihrem Weſen und Herkommen nach, unkenntlich geworden. Deswillen ward es den neuern Logen ſo leicht und einladend, der Freimaurerei allerlei beliebige Zwecke einzuimpfen, und dunkeln, ſinnbildlichen Gebräuchen, oder unverſtändlich gewordenen Redensarten diejenigen Auslegungen zu geben, welche die gefälligſten waren. Jeder, welchem behagte, von Zeit zu Zeit einmal in einer zahlreichen Geſellſchaft mit Bändern, Ordenszeichen und pomphaften Titeln zu prangen; jeder, welchem es um Einfluß, oder Bekanntſchaft mit Menſchen verſchiednen Standes, oder um einen frohen Abend, oder um Empfehlungen auf Reiſen zu thun war; jeder, deſſen kleiner Eitelkeit es gar ſchmeichelhaft dünkte, mit wichtiger Miene von geheimen Dingen zu flüſtern: jeder, den halbe Bildung wunderſüchtig und abergläubig gemacht hatte, und noch mancher andere, fand hier ſeine Rechnung wohlfeil. — Es wurden Grade auf Grade geſchaffen; und einer übertraf den andern

Digitized by Google

an abentheuerlichen Feierlichkeiten. Alle ſtimmten darin überein, daß ſie neues Geld koſteten und dafür neue Hoffnungen ſpendeten, in noch höheren Graden endlich die Enthüllung der großen Geheimniſſe zu erfahren. Auf der höchſten Stufe vernahm man endlich für ſein Geld, daß man nichts wiſſe und nichts Wiſſenswerthes erfahren könne; daß Alles ſchon gedruckt ſei.

Es mag freilich befremden, wenn redliche, achtungswürdige, angeſehne, gelehrte und weiſe Männer das bunte, leere Spiel ganz ernſthaft mitſpielen. Wenn man aber weiß, welche Zaubermacht die bloße Neugier oder Wißbegier, die Eitelkeit oder der Hang zum Wunderhaften und Geheimnißvollen über das Gemüth der Sterblichen übt, ſo wird man vom erſten Erſtaunen leicht geneſen. Auch iſt es in der That für ſinn- und gemüthvolle Männer anziehend, in einer Geſellſchaft Abende zu verleben, wo man ſich in vorgeſchriebenen, alterthümlichen Formen bewegend, die mit denen des gemeinen Lebens nichts Aehnliches haben, vom gemeinen Treiben der Alltagswelt ſelber ſcheidet; wo man, und wäre es auch zuweilen nur Täuſchung, die Freuden einer vertrauten Freundſchaft genießt, und ſich mit Perſonen umringt ſieht, welche dem Beſſern und Edlern nachringen; wo ſo manche milde That für Unglückliche vorbereitet wird in rühmlicher Verborgenheit, und die Reden geiſtreicher Perſonen höhere Gefühle entzünden und unvergeßliche Rührungen erwecken. Der Menſch iſt freilich des Menſchen größte Plage, aber auch des Menſchen ſüßeſtes Bedürfen; der Umgang mit wohlwollenden Seelen das reizendſte unter den Erdenglücken.

Eben weil die Freimaurerei ſo allgemein verbreitet iſt in allen Welttheilen; eben weil ihre Genoſſenſchaft aus Männern von den verſchiedenſten Verhältniſſen, Ständen, Kirchen, Anſichten und Neigungen allzugemiſcht iſt, kann ſie ſelber niemals den Staaten gefährlich werden, und iſt es im Grunde noch nie geweſen. Aus dieſer Urſache ward ſie von jeher unter weiſen Fürſten ohne Bedenken geduldet, und nur da mit unverdienter Aengſtlichkeit unterdrückt, wo ſie von Unwiſſenden verkannt ward.

Indem ich vom gegenwärtigen Stand des Aeuſſern der Freimaurerſchaft in geſchichtlicher Abſicht geredet habe, bleibt mir noch übrig, von ihrem innern Weſen zu ſprechen, welches wirklich in den meiſten Logen verkannt oder gar nicht gekannt iſt. Der hochehrwürdige Geiſt des Maurerthums iſt längſt den alten Formen entfahren. Daher ſteht dieſer edeln Anſtalt von der einen Seite, neben den gegenwärtigen Bildungsſtufen der Menſchheit, gänzlicher Verfall, von der andern Seite eine große innere Verjüngung bevor. Denn verſchwinden von der Erde wird der Geiſt des Maurerthums nie, weil er's nicht kann. Man mag die Namen, die Formen vernichten: das Maurerthum an ſich wird in allen Ländern fortbeſtehen, wie es ſchon beſtand, ehe es aus dem Mittelalter und den Baugeſellſchaften ſeinen heutigen Namen empfing.

Man kann über Natur und Zweck des Maurerthums ohne Scheu offen reden; denn lächerlich wäre es über irgend eine Angelegenheit der Menſchheit nicht öffentlich verhandeln zu wollen.

Digitized by Google

Dieſe Oeffentlichkeit ſchadet nur dem Schlechten, nicht dem Guten einer Sache. Das wahre Maurerthum hat keine Urſache das Licht zu ſcheuen, und bleibt auch bei vollem Tageslicht denen verborgen, die zur Erkenntniß die Reife nicht haben.

Es haben zu allen Zeiten Männer gelebt, die in ihren Geſinnungen und Einſichten über ihr Zeitalter erhaben waren, aber gerade deswegen, um nicht den Unwillen der blinden Menge wider ſich zu empören, ſchweigen lernen mußten. Sie waren gebunden ſich den beſtehenden öffentlichen Verhältniſſen zu unterwerfen, an denen zu ändern höchſt gefahrvoll und wahrer Frevel an Glück und Frieden von Millionen geweſen ſein würde. Sie mußten vor jenen Vorurtheilen und Göhen des Zeitalters knieen, denen einen offenen Krieg zu machen jederzeit thörigtes und fruchtloſes Unterfangen iſt. Der Geiſt der Menſchheit reift langſam und durch ſeine eigne Natur unter den ewigen Weltgeſetzen Gottes aus; nicht durch Treibhausanſtalten, die menſchlicher Witz erfinden will.

Die Wenigen aber, welche auf höherer Erkenntnißſtufe ſtanden, fanden ſich unter einander leicht zuſammen, weil es ſie erquickte, nicht einſam zu ſein. So bildeten ſich jene Myſterien des längſtvergangenen Alterthums aus, ſo jene exoteriſchen und eſoteriſchen Lehren, ſo die Geheimniſſe der prieſterlichen Kaſten, zu welchen die ſinnbildlichen Reden, Zeichen und Gebräuche den Neugeweihten ſtufenweis hinleiteten, ohne ſie ihm plötzlich zu enthüllen. Späterer Kaſten- und Innungsgeiſt mag viel Urſprünglichſchönes verderbt haben. Aber in jenen alten Myſterien lebte ſchon Glaube an einen höchſten, einzigen, lebendigen Gott, als noch tauſend Opferaltäre vor Göttern und Fetiſchen brannten; lebte ſchon Glaube an Unſterblichkeit und Vergeltung, als noch die Maſſe der Sterblichen über den Leichnamen der Verſtorbenen nur an Heimkehr in das alte ewige Nichts dachte.

Mit höherer Einſicht traten die römiſchen Baugeſellſchaften bei den weltbeſiegenden Legionen unter die barbariſchen Völker. Was das Schwerdt der Legionen zerſtört hatte, war jenen aufgegeben, beſſer aufzurichten und gegen Verheerungen zu befeſtigen. Sie trugen die Friedenspalme; ſie hatten ihre beſondern innern Ordnungen, Vorrechte und Heimlichkeiten. Bei ihnen verjüngten ſich die Myſterien der Vorwelt, durch ähnliche Veranlaſſung, aber in anderer Geſtalt.

Nach den Völkerwanderungen ward in der allgemeinen Geiſtesverfinſterung die beſſere Einſicht das Eigenthum Weniger, und ein gefährliches. Schon mathematiſche Figuren hatten für den vornehmen und geringen Pöbel alles Anſehn von Zaubermitteln. Ein guter Naturkundiger gelangte bald zum Rufe des Hexenmeiſters. Und in der Zeit, da ein Papſt, bei aller ſeiner Untrüglichkeit, den ſalzburgiſchen Biſchof Virgilius verdammen konnte, weil derſelbe wagte, vom Daſein der Gegenfüßler zu reden, war es in der That nicht geheuer, klüger zu ſcheinen als die Prieſter, deren Herrſchaft auf der Grundlage allgemeiner Unwiſſenheit beruhte.

So war von jeher die Wahrheit und hellere Anſicht, ehe ſie ins allgemeine Leben eindrang, geächtet und ein Maurerthum, ehe denn der Name war. In des Mittelalters Baugeſellſchaften

Digitized by Google

ward, neben der Werkmaurerei, noch Höheres gelehrt und geübt; jenes Reinmenschliche, welches von Vorurtheilen und Einbildungen des Jahrhunderts unabhängig ist, und wozu die reine Größenlehre, die in allem Gewißheit hat und will, unausbleiblich führt. Darum dachten die alten gefreiten Künstler nicht ganz mit Unrecht, vom weisen Pythagoras abkünftig zu sein; denn ihr Zweck und Wesen war, wie sie selber sagten: „die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft die in ihr ist und ihrer besondern Wirkungen; besonders die Wissenschaft von Zahl, Maas, Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der Menschen einzurichten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andere Dinge, welche den Sterblichen wohlthätig sind."

In diesem Geist besteht das Maurerthum, welches von der Freimaurerei verschieden ist, und wird mit der Menschheit unzerstöhrbar fortbestehn. Zu allen Zeiten werden Menschen leben, welche über ihr Jahrhundert und dessen Begriffe und Formen hinaus sind. Was im Alterthum der Inhalt ägyptischer oder griechischer Mysterien gewesen, das ist jetzt freilich Gemeingut aller gesitteten Völker, wie Glaube an die Einheit Gottes oder Unsterblichkeit. Denn das Geschlecht der Menschen schreitet im allgemeinen vor, ob auch Einzelne Rückschritte thun. Aber auch unser Zeitalter hat seine Götzen, vor denen der Weisere mitknieen muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, gesteinigt, verbannt, eingekerkert, entehrt oder getödtet zu werden. Und auch unser Zeitalter hat seine Einzelnen, die über demselben erhaben, zwar nicht an den Heiligthümern der Zeitgenossen freveln, aber sich auch gern mit ihres Gleichen zusammenfinden mögen, um nicht einsam zu sein. Was sie haben und wissen, mögen sie selbst nicht allezeit in den Logen predigen. Ist auch nicht immer nöthig. Aber den Eingeweihten umschweben da die hohen Hindeutungen zur Vollendung seines Selbst und der Menschheit. Das ist das Geheimniß des Maurerthums; an sich unaussprechbar. Es kann nicht in wenigen Stunden durch Händeauflegen gegeben werden. Es ist ein Geheimniß, und auch nicht, für die Blinden oder Kurzsichtigen und Unlautern. Man kann laut davon reden, ohne Furcht, es denen zu verrathen, die es nicht kennen. Es liegt nicht im Gefühl, nicht in wissenschaftlicher Erkenntniß; es ist nicht politische, nicht religiöse Sache; es ist für jeden Menschen in der Vollendung seines Selbstes und des Geschlechts, zu dem er gehört.

So gibt es Freimaurer, die nie in der Loge die Weihe erhielten; hinwieder viele sehr ehrwürdige Brüder mit buntgestickten Schurzfellen, die keine Freimaurer sind, kaum Hoffnung haben dürfen, es werden zu können, selbst wenn sie auf dem Stuhl des Meisters mit dem Hammer pochen; gleichwie viele leben, die keine Christen sind, obschon sie getauft wurden, wohl gar auf Kanzeln stehen oder von bischöflichen Thronen herab die Welt segnen.

Wenn nun die Sachen so stehen: wozu denn, wird man fragen, sind Freimaurergesellschaften und Logen und Ceremonien vorhanden? — In einer Gegenfrage liegt darauf die bündigste Antwort: Wenn die Sachen des Christenthums so stehen; wozu denn Taufe, Nachtmahl, Kirche? Wie die Kirche unwürdigen Christen, steht die Loge auch unwürdigen Maurern offen.

Digitized by Google

Noch heut, noch in seinem Verfall hat das Maurerthum hohe Andeutungen von einem Zustande der Menschheit, dem sie langsam entgegen geht; den nur der Weisere erkennt; den wir im Eden unserer Kinderzeit für wirklich halten und voraussetzen, als sei er vorhanden; der jedoch weit höher ist, als der halbbarbarische Sinn unsers gegenwärtigen Zeitalters und Geschlechts begreift. — Aber mit jenen Andeutungen stehen die Erbärmlichkeiten des Ordenswesens, das Flitterwerk und das Kostspielige höherer Grade, die läppischen Titel und Komplimente in übelm Zusammenklang. Das heutige Maurerthum ist eine Venus Urania, von Meistern aus Nukahiva geschmacklos auf gut nukahivisch tättovirt.

Schaffe dir ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung: Alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Verfassung, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelöst in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von den Vorurtheilen der Oertlichkeit, des Standes und Handwerks; ohne National- und Religionshaß; alle in brüderlicher Gleichheit und Liebe um den Allvater vereint; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend, als äußern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Kräften einander wohlthuend; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend: nirgend Gewaltherrschaft, nirgends Knechtschaft: im Genuß der ewigen Rechte aller Sterblichen; keinem leibeigen, keinem geisteigen, als dem Vater der Geister. — Schaffe dir ein Urbild, und du kennst nach Maaßgabe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei.

Man nenne dies Urbild nicht Hirngespinnst oder Schwärmerei; — was wäre denn Wesen und Ziel des Christenthums selber? Die Religion ist das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Stand der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen, als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften; und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten. Mit diesen Worten ist das größte Geheimniß der Maurerei ausgesprochen, und doch wird es jeder in seiner Eigenthümlichkeit anders auffassen. So soll es es aber sein. Das ist eben das Wort, welches selbst der Maurer nicht ganz aussprechen, sondern nur buchstabenweis laut geben kann.

Es wird gern zugestanden, daß jenes Urbild nicht in der Wirklichkeit ausführbar sei, und, wo dergleichen versucht werden würde, die größten Verwirrungen entstehen müßten. Darum ist es Urbild. Daher hatten von jeher alle Männer, die über ihr Zeitalter hinausragten, und was in ihnen lebte, zum Heil der Menschheit verwirklichen wollten, das Loos, von den Lebensgenossen als Thoren oder Frevler, verkannt zu sein. Darum hielten die Weisesten ihre Ansichten vor dem großen Haufen verborgen. Das menschliche Geschlecht naht sich jedoch dem

Digitized by Google

Urbilde seit Jahrtausenden immer mehr; es hat bis dahin noch die Bahn von Jahrtausenden vor sich. Gedanken aber, auf welche vorzeiten Strafe des Schwerdtes, des Scheiterhaufens und der Verbannung stand, sind schon heutiges Tages als wohlthätig geliebt; und Fürsten vollstrecken nun, was noch vor Jahrzehenden, wie rasende Schwindelei, an verkannten Weltweisen verdammt ward. Aber auch heute noch giebt es Gedanken, welche der große Haufe verspottet oder verflucht, die erst spät ins wirkliche Leben segensvoll hineinreifen werden.

Jenes Urbild der menschlichen Verhältnisse denke man sich nun in einem Kreise vertrauter Freunde verkörpert: so hat man die Vorstellung vom edlern Sein des Menschen in dem Heiligthum der maurerischen Bauhütten. So begreift man ohne Mühe, daß die Freimaurerschaft nichts Oeffentliches sein könne und sein dürfe, ohne in sich selber aufzuhören. Für sie ists in der Außenwelt noch Mitternacht voll. Wenn jemals alle Völker auf gleicher Höhe von Bildung stehen, und alle Menschen im Geist des Urbildes: sind sie allesammt Freimaurer.

Selbst in den Logen erblickt man das Urbild nicht nackt und baar, weil nicht alle Geweihte stark genug sind, in das Sonnenlicht hineinzuschauen. Sie könnten Aergerniß nehmen, erblinden oder wahnsinnig werden. Das Bild steht verhüllt im Schleier alterthümlicher Embleme. Es muß erforscht werden. Die Maurerei ist mehr inneres, als äußeres Leben; mehr Betrachtung, als Wirksamkeit. Gleichwie sich der Sinn der Menschen überhaupt an den Räthseln der Natur am meisten übt, entwickelt und schärft: also findet es sich in den Logen wieder. Daher unter allen Genossen Mannigfaltigkeit und Freiheit der Ansichten, bei gleichem Hinblick auf das Licht in Osten. Daher, wenn auch viele Logen zur Spielerei verartet sind, das Wohlgefallen geistvoller und tugendhafter Menschen an dem Edlern im Maurerthum selbst, wo sich Fürsten und Unterthanen, als Brüder, begrüßen; Perser und Amerikaner, als Freunde, erkennen; Streiter feindlicher Heere versöhnt umfangen.

Da ich vom Zustand der Freimaurerei in unsern Zeiten reden wollte, mußt' ich, wie von ihrer Entartung, auch von ihrer Würdigkeit sprechen.

Aarau.

Heinrich Zschokke.

Großherzogthum Weimar.

Verfassung. — Landtag. — Postwesen. — Die Gesellschaft der Freunde in der Noth. — Wissenschaft. Kunst. Adel und Bürgerliche. Geselligkeit.

Als auf dem Tage in Frankfurt der Abgesandte des Großherzogs von Weimar die Gewährschaft der Fürsten für die dem Lande gegebene Verfassung ansprach, erwiederte der offensinnige Freiherr von Gagern, der Vertreter des Herzogthums Luxemburg: „Nur mäßig sollen wir an dieser hohen Stelle das Lob der Fürsten brauchen; daher kein Wort weiter

Digitized by Google

von dieſem Durchlauchtigen und kriegeriſchen Muſenführer, um alſobald den Wiſſenſchaften ſelbſt auch dieſen Tribut zu bringen. Es iſt nämlich höchſt erwünſcht, und Lehre und Muſter bietend, daß eben dieſes zuerſt ohne beſondern Widerſpruch, ohne mißliebige erbitternde Neibungen, ohne metaphyſiſchen Prunk mit dem einfachen: suum cuique, im Lande der Göthe und Wieland vorging, in jenem Lande von mäßigem Umfange, wo ſich Bildung verhältnißmäßig am kräftigſten entwickelt und über Altdeutſchland verbreitet hat, wo die literariſche Ehre der Nation ihre feſteſten Wurzeln ſchlug, und wo man ſo vieles beitrug, uns in den Stand zu ſetzen, mit fremden Nationen vollgiltig zu wetteifern."

So hat ſichs denn beurkundet, wie der Geiſt des höhern Lebens, der einzig wahre, zur Vervollkommnung, Friede und Segen leitet, wenn Fürſt und Miniſter ihn bewahrt und damit wirkt und ſchafft. So möge denn an der Erfahrung ſiegenden Beweiſen die dünkelhafte Altklüchtigkeit lernen, wie außer dem Reich der Wahrheit kein dauerndes Heil zu finden ſei; wie die Nationen und die Menſchheit nur dann ihrem Ziel nahe ſind, wenn in Freiheit und Selbſtbewußtſein ſie wandeln, und wie endlich, wenn auch nach jahrtauſendlangem Streite, die Wahrheit ſieghaft ſtrahlen müſſe und werde. So wie in dem kleinen weimarſchen Lande viel für Kunſt, Wiſſenſchaft und menſchliche Bildung geſchah, ſo eilt es jetzt voran jedem deutſchen Lande mit dem, was die Edelſten aller Völker am tiefſten beſchäftigt, mit einer wahrhaft freien Verfaſſung. Aus Zahlen und Größen erwächſet nicht der Geiſt; eine hohe Geſinnung kann ſich auch wohl in einem kleinem Lande erzeugen und bewahren.

Aus dieſer Geſinnung, die ſich vom Fürſten bis zu den letzten Gliedern der Geſellſchaft hinab, überall findet, erwuchs die jetzige landſtändiſche Verfaſſung des Großherzogthums Weimar-Eiſenach. Als bei dem Zuſammentritt der Regenten Europa's in Wien, die fünf mächtigſten deutſchen Häupter, Oeſterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg, die Angelegenheiten des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes geheimnißvoll und eigenmächtig betrieben, trat Weimar anregend und ermunternd hervor, und die Bevollmächtigten von 29 deutſchen Fürſten oder freien Städten forderten Mitwirkung am großen Verfaſſungsgeſchäfte Deutſchlands und ſprachen den Wunſch aus, die Juſtiz von aller Willkühr unabhängig und den deutſchen Staaten überall landſtändiſche Verfaſſungen mit ſichern und namhaften Rechten eingeführt zu ſehen. Ernſt und würdig begann Weimar, als in der Urkunde des deutſchen Bundes der magre und ſchwankende Satz ausgeſprochen war: „in allen deutſchen Staaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſein," die Ausführung ſeines ſchönen Werkes.

Schon im Jahr 1809 hatte der Herzog ſeinen Landen eine Konſtitution gegeben, die das Beiſpiel mächtigerer deutſcher Fürſten verſchmähend, alte Rechte, die geſchont werden konnten, achtſam ſchonte. Stände aus den Gutsbeſitzern und Städten, die auf den alten Landtagen das Recht der Standſchaft gehabt, erhielten das Recht, durch eine landſchaftliche Deputation alljährlich die Rechnungen zu durchgehen, die Etats für das kommende Jahr zu ordnen und die Mittel ausfindig zu machen, die Staatsbedürfniſſe nach dieſen Etats zu decken, auch ſollten

Digitized by Google

ihnen die Entwürfe neuer Gesetze zur Eröffnung ihres unvorgreiflichen Gutachtens vorgelegt werden, und es ihnen frei stehen, selbst Vorschläge zu thun.

Mit dem Anfang des Jahres 1816 berief der Großherzog eine ständische Berathungs-Versammlung zu Entwerfung einer Landes-Verfassungs-Urkunde, die am 7. April 1816 wirklich zusammentrat, am Tage, wo die neuerworbenen Gebiete auch den Erbhuldigungseid leisteten. Die Berathungs-Versammlung bestand aus der zeitherigen landständischen Deputation der alten, und aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der Bauern der neuen Lande, endlich aus Bevollmächtigten des Regenten. „Nicht vergebens, sprach der Staatsminister von Fritsch bei Eröffnung derselben: sind wir Zeitgenossen außerordentlicher Begebenheiten gewesen; nicht umsonst waren die Leiden und Sorgen der vergangenen Jahre, wenn sie den Sinn und die Augen öffneten, zu erkennen, was Noth thut: daß die Eintracht es ist, welche die Thronen bewahrt, und die Hütten; daß die Eintracht Stärke verleiht gegen äußern Angriff und gegen jede unrechtmäßige Gewalt; daß sie die Größe und das Glück jedes Staates erschafft. Aber diese Eintracht kann nur entstehen durch großmüthiges Entsagen alles selbstsüchtigen Eigennutzes; die Wohlfahrt des geselligen Vereines wird blos errungen durch wechselseitige Opfer; die Grundveste des Staats ist Gleichheit vor dem Gesetz. Ebenmaaß und Verhältniß in den Vortheilen, so wie in den Lasten.“ Die Aufgabe dieser Versammlung war: Den Entwurf einer Verfassungsurkunde zu bearbeiten, welche umfassend und deutlich die Bedingungen und Formen festsetzte, wie durch Wahl der Staatsbürger aller Klassen Repräsentanten der Gesammtheit des Volkes zu der Landständschaft berufen werden sollen, wie die so erwählten Repräsentanten sich als Landstände zu versammeln, wie, in welchem Verhältnisse, unter welchen gesetzlichen Formen und Voraussetzung sie die Rechte der Mitwirkung bei der Gesetzgebung der freien Bewilligung von Steuern und Finanzmaasregeln, der zutachtlichen Vorschläge zu Abstellung von Mängeln und Mißbräuchen in der Verwaltung und Gesetzgebung, der Klage über willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten in die Freiheit, die Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger oder in die Verfassung des Landes, gesetzmäßig auszuüben haben.

Diese Aufgabe wurde würdig gelöset, und somit ein Grundgesetz über die landständische Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, auf den Willen des Regenten und die Einstimmung der Repräsentanten gegründet, vollendet und angenommen. Den Landständen steht zu: 1) das Recht, gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten und den von diesem beauftragten Behörden, die Staatsbedürfnisse, so weit dieselben aus landschaftlichen Kassen und aus dem Vermögen der Staatsbürger bestritten werden, zu prüfen, und die zu ihrer Deckung nöthigen Einnahmen festzusetzen. 2) Das Recht, über die Verwendung der zugestandenen Gelder Rechenschaft zu fordern. 3) Das Recht, über jede Besteuerung und andere Belastung der Staatsbürger, so wie über jede allgemeine Anordnung, welche darauf Einfluß haben möchte, ehe sie zur Ausführung kömmt, gehört zu werden; so daß ohne ihrer ausdrücklichen Ver-

Digitized by Google

willigung weder Steuern oder andere Abgaben und Leiſtungen im Lande ausgeſchrieben und erhoben, noch Anleihen auf das Vermögen der Staatsbürger gemacht, noch ſonſt Finanzmaaßregeln ergriffen werden dürfen, welche das Eigenthum der Staatsbürger in Anſpruch nehmen, oder Gefährdung des landſtändiſchen Intereſſe nach ſich ziehen könnten. 4) Das Recht, dem Fürſten über Mängel und Mißbräuche in der Verwaltung des Landes Vortrag zu thun. 5) Das Recht, bei dem Fürſten Beſchwerde und Klage zu erheben, gegen die Miniſter und andere Staatsbehörden, über derſelben Willkühr oder Eingriff in die Freiheit, die Ehre und das Eigenthum der Staatsbürger, ſo wie in die Verfaſſung des Landes. 6) Das Recht, an der Geſetzgebung in der Art Theil zu nehmen, daß neue Geſetze, welche entweder die Landesverfaſſung betreffen, oder die perſönliche Freiheit, die Sicherheit und das Eigenthum der Staatsbürger, ohne ihren vorgängigen Beirath und ihrer Einwilligung nicht erlaſſen werden dürfen. —

Die Volksvertretung geſchieht durch 31 Stände, wovon die Rittergutsbeſitzer (ohne Rückſicht auf Adel) mit Inbegriff der Univerſität Jena 11, der Stand der Bürger 10, und der Stand der Bauern 10 ſendet. Dieſe Volksvertreter aus dem Bürger- und Bauernſtande werden von Wahlmännern, wozu je 50 Häuſer einen ernennen, gewählt. Die Wahlfähigkeit zu der Stelle eines Volksvertreters erfordert: deutſche, eheliche, chriſtliche Geburt, dreißigjähriges Alter, und unbeſcholtenen Ruf. In Städten iſt überdies zum Volksvertreter nur wählbar, wer ein eignes Haus, und mit dieſem wenigſtens 300 Thlr. Einkommen hat; auf den Dörfern nur der, welcher 1000 Thlr. an Werth an liegenden Gütern beſitzt. Das ganze Wahlgeſchäft iſt übrigens in den kleinſten Details ſcharfſinnig geordnet. Die Gewähr dieſer landſtändiſchen Verfaſſung iſt auf folgende Art ausgeſprochen: 1) In dieſem Grundgeſetze des Großherzogthums Sachſen-Weimar-Eiſenach darf in keinem Punkte, und weder mittelbar noch unmittelbar, weder durch Aufhebung noch durch Zuſätze etwas geändert werden, ohne Uebereinſtimmung des Landesfürſten und des Landtages. 2) Künftig ſind alle Staatsdiener vor ihrer Anſtellung, auf den Inhalt des gegenwärtigen Grundgeſetzes und deſſen Feſthaltung mit zu verpflichten. 3) Jede abſichtliche Verletzung der Verfaſſung im Staatsdienſte ſoll als Verbrechen angeſehen und beſtraft werden. Jede Handlung eines Staatsdieners, welche in der Abſicht unternommen wird, um dieſe Verfaſſung heimlich zu untergraben, oder gewaltſam aufzulöſen, iſt Hochverrath. 4) Tritt der Fall eines Regierungswechſels ein, ſo ſoll der neue Landesfürſt bei dem Antritt der Regierung ſich ſchriftlich bei fürſtlichen Worten und Ehren verbindlich machen, die Verfaſſung, ſo wie ſie durch gegegenwärtige Urkunde beſtimmt worden, nach ihrem ganzen Inhalt während ſeiner Regierung zu beobachten, aufrecht zu erhalten und zu ſchützen. Um dieſe ſchriftliche Verſicherung noch vor der Huldigung von dem Fürſten in Empfang zu nehmen, iſt ein außerordentlicher Landtag zuſammenzurufen. 5) Außerdem wird die Sicherſtellung dieſer Verfaſſung dem deutſchen Bunde übertragen werden. An den deutſchen Bund ſollen ſich die Landſtände durch ihre Vertreter auch in dem Falle wenden dürfen, wenn einem Erkenntniſſe,

Digitized by Google

welches das Appellationsgericht in Jena, auf eine von dem Landtage erhobene Anklage gesprochen hat, und wogegen keine Rechtsmittel weiter statt gefunden, die Vollziehung verweigert wird.

In Folge dieses Grundgesetzes versammelte der 2. Februar die Volksvertreter zum erstenmal in der Residenzstadt Weimar, und die Sitzungen wurden sofort eröffnet. „Der Augenblick ist gekommen, sprach der Minister von Fritsch in der Eröffnungsrede, wo die in dem schönsten Einklang des Regenten und des Volkes neu geordnete Verfassung sich bewähren soll. Sie ward mit lautem Beifall in ganz Deutschland aufgenommen, sie ist der Gegenstand der Sehnsucht und der Bewunderung aller Völker, deren Zustand noch nicht in gleiche verfassungsmäßige Ordnung gestellt ist. — Mögen auch einige, die der Eigenmacht zu entsagen sich sträuben, den Argwohn verbreiten, bei solcher Verfassung könne nicht bestehen die zum Wohl des Ganzen nothwendige Regentengewalt, mögen diese behaupten, den wohlberechneten Entwürfen, die der höhere Standpunkt nur zu fassen und zu würdigen vermag, werde die beschränktere Ansicht des Privatmannes hemmend entgegen wirken; sie werden dieser einseitigen und irrigen Behauptung ein siegreiches Beispiel entgegen stellen. Weimar wird keine Rückschritte thun in den Einrichtungen seines Gemeinwesens; ein neues kräftigeres Leben wird im Gegentheil die öffentlichen Anstalten durchdringen, und durch Gemeingeist und Vaterlandssinn das Glück der Bewohner mit jedem Tage wachsen. So konnte Se. königl. Hoheit von seinem Volke denken, und von den Vertretern desselben erwarten, daß die zum Gemeinwohl nöthigen Beschlüsse ihrer Zustimmung nicht verfehlen würden, daß sie ganz im Geiste der Verfassung als Abgeordnete eines, ein Ganzes bildenden Landes, nicht der einzelnen Kreise oder Bezirke sich betrachten, und jetzt ist es in ihre Hände gelegt, das fürstliche Vertrauen zu rechtfertigen und vor dem Angesicht der Welt zu bekräftigen, daß eine Verfassung, wie die unsrige, früher getrennte Stämme als Brüder vereinigt, die Eintracht zwischen Fürst und Volk verstärkt und des Regenten wohlthätige Gewalt mit neuen Kräften erhöht u. s. w.“

Im Namen der versammelten Stände beantwortete der Freiherr von Lynker männlich und würdevoll diese Rede. „Wenn die oberste Gewalt eines Staates, sprach er, in jedem ihrer Schritte Geradheit und Festhaltung des gegebenen Wortes beobachtet, dann allein kann ihr das höchste, das theuerste Erwerbniß zu Theil werden — ich meine: ein unumschränktes Vertrauen von außen wie von innen. So gerüstet, wird dem Regenten in allen Verhältnissen das Größte, ja das Unglaubliche möglich. Kräftiger, als alle Gesetze, wirkt das Beispiel von Oben: wo der Fürst Wort hält, ist Treue und Glauben im Lande. Es ist aber weder an mir, noch jetzt an der Zeit, in diejenigen älteren und neueren Ereignisse einzugehen, die uns belehren, wohin die Vernachlässigung geleisteter Versprechen, das Schrauben und Deuteln an ehrwürdigen Verträgen, führen mußten: und dennoch ist in manchem Land, in mancher Brust der neufränkische Geist nicht ertödtet, der nur auf gefällige Formen sann, das Wahre, das Rechtliche zu umgehen. Noch findet man es hie und da reizend und bequem, sich der Freiheit und des Eigenthumes gutwilliger, strenggezügelter Unterthanen gegen alle Verträge zu bemäch-

Digitized by Google

tigen, und mit hellklingenden Phrasen, mit zweideutigen Vorkehrungen stolze, eigenmächtige Zwecke zu erreichen. Sie aber, zum erstenmal berufen, Vertreter aus dem so wichtigen, so achtbaren Nahrungsstande, Sie heiße ich, als dermaligen Wortführer der übrigen, hier versammelten Abgeordneten, herzlich willkommen. Hoch mußte Ihnen und demjenigen das Herz schlagen, in deren Namen Sie mit uns fester umschlungen vor einem Fürsten stehen, der Ihnen liebevoll und freiwillig ein hochwichtiges Recht in die Hände legte. Selbst einsehen, selbst erkennen sollen Sie die Grundlagen des Staats, indem wir leben. Nicht der Form nach sollen Sie uns beistehen, Rath und That verlangen wir. Wenn Sie aber gesehen und erkannt haben, welche Gründe so manchen Beschluß bewirkten und bewirken mußten, dann dürfen wir auch erwarten, daß Sie die Unkundigen belehren, die Unzufriedenen zurecht weisen werden. Ihren Auftrag mögen Sie mit Ihrem Gewissen zusammenstellen; Ihre Meinung klar und ohne Rückhalt vorlegen, aber dasjenige, was der Landtag mit Ihrem Beirath für recht und zweckmäßig erkannte, so aufrecht zu erhalten wissen, wie es Männern geziemt u. s. w.“

Auf die Verhandlungen der diesjährigen Sitzungen und ihren Resultaten, werden wir in der Folge zurückkommen. Die Ueberlieferungen mögen indeß die Namen der Männer aufbewahren, die zu solchem Werk das Vertrauen ihrer Mitbürger gesendet, und so frei und unbeschränkt die Einstimmung des Fürsten hingestellt hat. Den Stand der Rittergutsbesitzer vertreten: Freih. von Ziegesar, Ober-App. Gerichts-Präsident; Freih. von Lynker, Oberforstmeister und Landrath; Dombechant Wurmb von Zink; Freih. von Lynker, Oberst und Landrath; Hauptmann von Buttlar; Freih. von Müller; Freih. von Riedesel-von Lehmen; Freih. von Seckendorf; Freih. von Erffa, Landrath; Hof- und Ober-Ap. Rath. Dr. Schweitzer, für die Universität Jena. Der Stand der Bürger: Kaufmann Löper aus Apolda; Buchhändler Walz aus Jena; Geh. Rath Ruhlemann aus Weimar; Bürgermeister Reimann aus Buttstädt; Stadtsyndikus Wirth aus Blankenhain; Amtsrath Schambach aus Vacha; Rath Thon aus Eisenach; Apotheker Witthauer aus Ostheim; Stadtrichter Diz aus Weida; Tuchhändler Berger aus Neustadt. Der Stand der Bauern: Förster Oschatz aus Heida; Gastwirth Preiser aus Dorndorf; Richter Keuthe aus Haßleben; C. Schilling aus Groß-Eromsdorf; G. A. Hage aus Zittelstade; A. Marschall aus Kaltennordheim; Oberamts-Schultheiß Stück aus Hörschel; A. Schlotzhauer aus Hütterröde; Fr. C. Renner aus Dreitsch und Gottfr. Buttner aus Forstwolfersdorf.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Oesterreich.

Literatur und geistiges Leben in Oesterreichs Ländern.

— Ungemein lehrreich über das wissenschaftliche und geistige Leben und Streben des österreichischen Kaiserstaates sind jene, aus den Vaterländischen Blättern zu Wien besonders

Digitized by Google

abgedruckten, „Andeutungen über die Literatur des österreichischen Kaiserstaates in den Jahren 1815 und 1816.“

Das gründlichere, wissenschaftlichere Studium der Gottesgelahrheit hat im Oesterreichischen theils durch den Mangel an Seelsorgern überhaupt, theils durch die überhäuften Berufsgeschäfte der Wirklichen, theils auch wohl durch die Neigung der Studien-Hofkommission zum blos Praktisch-Nützlichen, bedeutend eingebüßt. Doch Hoffnung des Bessern erweckt nun das neu errichtete Weltpriester-Institut, an deren Spitze der gelehrte Abt, Hof- und Burgpfarrer Frint steht. — Eben so bemerkt man im Felde der Rechtsgelahrheit die Richtung der Schriftsteller meistens nur auf Befriedigung des unmittelbaren Amtsbedürfnisses hingelenkt. — Freier schreiten dagegen die Aerzte in ihrer Wissenschaft vor. Hartmanns Pharmacologia dynamica, Hildebrand über den ansteckenden Typhus und Beers Lehrbuch von den Augenkrankheiten gehören zu den trefflichsten neuern Werken in diesen Fächern.

Im Felde der Geschichte ist besonders des verstorbenen Consistorialraths Christian von Engel Geschichte des ungrischen Reichs eine reiche Vorarbeit, die Frucht vieljähriger Forschungen; Josephs von Hammer Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs unstreitig das beste Werk, welches man in dieser Art gegenwärtig über den Staat der europäischen Türken besitzt. Die verdienstreichsten geschichtlichen Arbeiten in Bezug auf österreichische Staaten beschränkten sich bereits größtentheils nur auf gelehrte Forschungen und einzelne Beiträge; am fruchtbarsten waren dieselben für die Geschichte Ungarns.

Für speculative Philosophie zeigte sich in den letzten Jahren weniger Sinn in Oesterreich, als für Naturkunde, besonders für das unmittelbar Brauchbare aus derselben. Mit Ausnahme Krains, einiger Gegenden Böhmens und der italiänischen Staaten, sind die meisten übrigen Länder der österreichischen Herrschaft in naturhistorischer Hinsicht noch wahre Terra incognita. Doch rühmlich genannt müssen allerdings Leopold Trattinnits Flora des österreichischen Kaiserstaates und Oesterreichs Flora von Schultes genannt werden.

Für Technologie, im weitesten Sinne des Wortes, wird hinwieder desto mehr geleistet, wo nicht schriftstellerisch, doch praktisch. Böheim hatte zuerst eine polytechnische Lehranstalt, durch die Fürsorge der böhmischen Stände. Am Johanneum zu Grätz veranstaltete die Großmuth des Erzherzogs Johann Vorlesungen über Mineralogie, Botanik, Chemie, Technologie und Mechanik. Seit dem 6. Wintermond 1815 besteht nun auch in Wien unter dem Direktor Prechtl ein polytechnisches Institut, das durch kaiserliche Freigebigkeit zu den vorzüglichsten seiner Art gezählt werden darf.

Zur Erhebung des Landbaus durch wissenschaftliche Belehrung wird nicht minder geleistet. Der Regierungsrath Jordan hat den Ruhm, als erster vorzüglicher Gründer und Verbreiter landwirtschaftlicher Kenntnisse in den österreichischen Staaten zu gelten. Der regierende Fürst von Schwarzenberg, wie Graf von Festetits stifteten ihre praktisch-ökonomischen Institute. Niederösterreich, Böheim, Mähren, Kärnthen, haben ihre vielthätigen landwirth-

Digitized by Google

schaftlichen Gesellschaften. Viel leistet Andre's ökonomische Zeitschrift zur Ausbreitung nützlicher Kenntniß.

Zur Staatskunde gab der vielthätige Freiherr von Lichtenstein in seinen Grundlinien einer Statistik des österreichischen Kaiserthums, welches bei einem Flächenraum von beinah mehr, als 12000 Geviertmeilen, und bei mehr denn 27 Millionen Einwohnern Stoff zum Sammeln und Betrachten im Uebermaas bietet, so wie Franz Sartori in seiner sorgfältigen Geographie des Herzogthums Steyermark, Gielge in seiner Beschreibung vom Lande ob der Ems achtbare Beiträge. Sartori's Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums in vier Bänden, enthalten freilich nur Zusammengetragenes, dennoch war von den zwei ersten Bänden die erste Auflage von 1000 Exemplaren binnen sieben Monaten vergriffen; ein Beweis, sowohl von dem Werth der Arbeit jenes hochachtungswürdigen Schriftstellers, dessen wankende Gesundheit das Karlsbad wieder hergestellt hat, als von der Theilnahme, welche das Volk Oesterreichs immer lebhafter an seines Vaterlandes Herrlichkeiten nimmt. Und in der That nur Rußland allein übertrifft Oesterreich an Mannigfaltigkeit der Völkerschaften, nicht aber an Mannigfaltigkeit landschaftlicher Naturmerkwürdigkeiten, und kein einziger europäischer Staat hat in seinem Innern vier solcher Städte aufzuweisen, wie Wien und Prag, Venedig und Mailand sind. Von neuern Reisebeschreibungen kann man indessen hier nur Vierthalers Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Oesterreich, und Kleyle's Rückerinnerungen an die Reise, welche er im Gefolge des Erzherzogs Ludwig, durch Oesterreich und Steyermark machte, als ausgezeichnet nennen.

Matthäus von Collin hat seine dramatische Dichtungen, deren Eigenthümlichkeit bekannt genug ist, in sechs Bänden, Karoline Pichler ihre sämmtlichen Werke in fünfzehn Bänden gesammelt. Auch von Wiens ältern Dichtern ist Cornelius von Ayrenhoff noch immer geschätzt und eine neue Auflage seiner sämmtlichen Werke erschienen. Der geistreiche und liebenswürdige Joseph von Hammer, der wohl aus eigner Fülle schöpfen könnte, war so bescheiden, nur Speners Sonnete in gelungener Uebersetzung zu geben. Von neuen dichterischen Erscheinungen auf dem österreichischen Parnas, ist keiner einer besondern Bemerkung werth.

Eben so ist auch im Fach der Erziehung in den letzten Jahren nichts, der allgemeinen Aufmerksamkeit Werthes hervorgegangen. Salzmanns und Pestalozzis, Bells und Lancasters Methoden fanden im Oesterreichischen bisher keinen empfänglichen Boden; so wenig als Jahns Turnkünstelei. Glatz und Chimani sind die fruchtbarsten Lieferer von Kinderschriften.

Wie in andern europäischen Ländern, wo sich das Volk einer erhöhtern Bildung freut, ist auch in den österreichischen Kaiserstaaten gegenwärtig der Hang zum Lesen von Zeitschriften etwas allgemeiner geworden. Es mag freilich die Klage vieler nicht ganz grundlos sein, daß das Lesen der bunten Monats- Wochen- und Tageblätter die gründliche Gelehrsamkeit benachtheilige, ein oberflächliches Wissen von Allerlei gemein mache und Seichtigkeit des Urtheils und kecke Absprecherei befördere. Aber dieser Schade ist im Ganzen doch wohl gering neben dem

Digitized by Google

Gewinn, welchen das Lesen der Zeitschriften im Staat verbreitet. Wo jetzt Seichtigkeit der Kenntnisse und Halbwisserei herrscht, war vordem gänzliche Unwissenheit; der gründlichen Gelehrten aber sind dabei in unsern Tagen nicht weniger, als ehmals waren. Dagegen ist doch unläugbar, daß nichts so sehr, als Reichthum und Mannigfaltigkeit der Zeitschriften, den geistigen Verkehr einer Nation mit sich selber und der übrigen Welt befördert; die öffentliche Meinung läutert; nühliche Ideen, Erfindungen und Kenntnisse ausbreitet; und das Wachsthum der Wissenschaften selbst bereichert. Zahllose Entdeckungen, Berichtigungen u. s. w., über deren jede sich nicht wohl ein dickes Buch schreiben läßt, wären entweder ohne jenes Hülfsmittel gänzlich verloren gegangen, oder weit später ins Leben hinausgetreten.

In den sämmtlichen Ländern des Kaiserthums erscheinen im Jahr 1817 fünf und zwanzig politische Zeitungen; wahrlich noch eine sehr geringe Anzahl im Verhältniß zu dem weitläuftigen Gebiet und den zahlreichen, großen Städten desselben. In der kleinen Schweiz allein erscheinen gegen zwanzig; in England, ohne Schottland, über hundert und zwanzig; blos in London bei vierzig.

Vor zehn Jahren hatte man in Wien, außer den Briefen eines Eipeldauers, noch keine literarische Zeitschrift, selbst als Böheim schon die „Libussa", Ungarn die Zeitschrift von und für Ungarn, Italien das Giornale dell' italiana letteratura, Oesterreich ob der Ens die theologische Monatsschrift, Mähren das patriotische Tageblatt besaß.

Gegenwärtig erscheinen in den gesammten Ländern der Monarchie ohngefähr dreißig Zeitschriften nichtpolitischen Gehaltes, wovon manche aber auch nur dürftige Zugaben oder Beilagen von gemeinen Zeitungen sind. Inzwischen gehören einige zu den besten ihrer Art. Dahin sind billig zu zählen die vaterländischen Blätter, die seit neun Jahren bestehen; die medizinischen Jahrbücher; die von Hrn. von Hammer herausgegebenen Fundgruben des Orients; die medizinisch-chirurgische Zeitung von Salzburg, die jetzt Dr. Ehrhart herausgiebt, u. s. w. Hingegen die Wiener allgemeine Literatur-Zeitung, welche Dr. Sartori im Jahr 1813 begann, und zuletzt Matth. von Collin redigierte, konnte sich, bei aller Gediegenheit, nicht am Leben erhalten. Sie endete mit dem Jahr 1816. Ihr Aufhören selber ist eine bedeutsame Bezeichnung vom Zustand der Literatur in Oesterreich, die auch schwerlich in reichern Blüten prangen wird, so lange der Preßfreiheit nicht die bisherigen Schranken wenigstens um etwas erweitert werden.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 6.

Abriß der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften in den vereinten Staaten von Nordamerika.

Von Hrn. de Witt-Clinton.

Am 26. März 1814 ward zu New-York ein gelehrter Verein unter dem Namen der literarischen und philosophischen Gesellschaft*) gestiftet, die auch schon im folgenden Jahre den ersten Band ihrer Denkschrift bekannt machte. Als Einleitung dazu hat der Präsident der Gesellschaft, die Darstellung des wissenschaftlichen Zustandes der nordamerikanischen Freistaaten geliefert, von der man hier das Wesentlichste ausheben will.

Gleich anfangs gedenkt Hr. Clinton nicht ohne einige Bitterkeit des Anathems, welches Buffon, Robertson und einige andere europäische Gelehrte mehr, über Amerika aussprachen, indem sie schwächere und beschränktere Naturkräfte, in den Erzeugnissen der neuen Welt, denjenigen der alten gegenüber, wahrzunehmen glaubten. Das Irrige dieser Meinung und die natürlichen Vorzüge, welche Amerika über Europa besitzt, sind seither, was Hr. Clinton nicht wußte, durch Hr. von Humboldt dargethan worden. Der amerikanische Bürger faßt die Sache von der moralischen Seite, und indem er alles Rühmliche aufzählt, was in seinem Vaterlande gethan ward, gibt er zugleich die Gründe an, warum bisdahin mehreres nicht geschehen konnte.

Zunächst legt es das offene Geständniß ab, die Amerikaner stehen in wissenschaftlicher Bildung hinter den Europäern noch weit zurück. „Der Unternehmungsgeist, sagt er, welcher im vorherrschenden Zuge unser Nationalcharakter ist, hat sich in jeder Form gezeigt, außer in jener einer entschiedenen Neigung für die Wissenschaften. Weder in dem ordentlichen Verhältnisse physischer und moralischer Ursachen und Wirkungen, noch in unserm Klima, unserm Boden, unserer Religion, unserer Lebensart oder unsern Sitten, findet sich irgend etwas, das unsern Charakter schwächen oder uns für wissenschaftliche Ausbildung hinderlich sein könnte. Zwei Jahrhunderte beinah sind seit der ersten europäischen Niederlassung verstrichen; und wenn in diesem Zeitraume, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten, einen hohen Grad der Vollkommenheit

*) Das englische Wort philosophical bedeutet zunächst und hauptsächlich den ganzen Umfang der Naturwissenschaften, und keineswegs das, was die deutsche und französische Sprache unter dem Wort Philosophie verstehen.

Digitized by Google

menſchlicher Kenntniſſe zu erreichen uns unmöglich geweſen iſt, ſo laſſen ſich die Gründe dafür leicht angeben, ohne daß man zu angeblicher Charakterſchwäche oder wohl gar zu einer Entartung oder Verſchlechterung der Gattung deßhalb ſeine Zuflucht nehmen würde. Faßt man die früheren Perioden ins Auge, ſo wird man mit den erſten europäiſchen Auswanderern großentheils gewinnſüchtige Leute finden, die ſich bereichern und alsdann wieder heimkehren wollten, und welche höchſtens die Kenntniſſe damaliger Zeit, das will ſagen die ſcholaſtiſche Philoſophie mit ſich brachten, hernach aber, mit ganz andern Dingen beſchäftigt, für Wiſſenſchaften und Literatur nichts thun konnten und eben ſo wenig Liebe und Zutrauen für das Land faßten, das ſie als eine Art Exil anſahen.

Zur Zeit wo die Amerikaner Koloniſten wurden und unter Kolonialverwaltung ſtunden, traf alles ungefähr zuſammen, was die Fortſchritte der Wiſſenſchaften hemmen konnte. Hr. Clinton entwickelt hier umſtändlich den zerſtörenden Einfluß des Kolonialſyſtems, den dumpfen Krieg der zwiſchen Regenten und Regierten genährt ward, die daraus hervorgehende Lähmung der Vaterlandsliebe, ſo wie jedes rühmlichen Wetteifers, und aller edleren Neigungen wodurch große und ſchöne Dinge hervorgebracht werden, während eben jenes Syſtem hinwieder gemeine Leidenſchaften weckte, aus denen nur Zwietracht und Unglück ſich ergeben mogten. Er beruft ſich auf eine Erfahrung, welche nicht allein durch die Geſchichte der alten Republiken, ſondern auch neuerlich durch jene der ſchweizeriſchen Freiſtaaten ſich bewährt hat und der zu Folge freie Staaten, wenn ſie Unterthanen haben, dieſe nicht minder gewaltſam zu bedrücken geneigt ſind, als deſpotiſche Staaten ſolches ꝛc thun mögen.

Dazu kommt, daß Amerika durch Auswanderer aller europäiſchen Nationen bevölkert ward, die ihre verſchiedenartigen Sprachen mitbrachten, deren unterſcheidende Züge zum Theil noch jetzt fortdauern und deren Vorurtheile, Leidenſchaften und gegenſeitige Abneigung, auch im Laufe zweier Jahrhunderte nicht überall vertilgt oder in ein übereinſtimmendes Gefühl der Vaterlandsliebe verſchmolzen werden konnten. Lange Zeit ward Amerika von England als ein Verbannungsort für Verbrecher, als eine Art Botany-Bay gebraucht, das in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war und aus dem man nichts Gutes erwartete: dieſes Vorurtheil muß — durch ſich allein ſchon wo es herrſchend iſt, viel Vortreffliches im Keime erſticken.

Die Buchdruckerei ward ſpäter erſt in Amerika eingeführt; das erſte Zeitungsblatt erſchien daſelbſt im Jahr 1725. Die Arzneikunde, die Hr. Clinton für dieienige Wiſſenſchaft anſieht, welche die umfaſſendſte Kenntniſſe bedarf und die mannigfaltigſten vorausſetzt, blieb während der ganzen Dauer des Kolonialſyſtems, in einem Zuſtande jämmerlicher Verſunkenheit. Nicht beſſer ſtand es um Rechtskunde, Gottesgelahrtheit, und um die untern Schulen. In England, Schottland oder Frankreich, mußte man ſich wiſſenſchaftliche Erziehung holen und es leuchtet von ſelbſt ein, wie gering die Zahl dieſer war, welche die Koſten einer ſolchen Reiſe zu tragen und zugleich ihre Wichtigkeit einzuſehen im Stande waren.

Inzwiſchen geſchahen um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, aus eigener Bewegung,

Digitized by Google

einige kräftige und wirksame Anstrengungen. Im Jahr 1754 ward eine öffentliche Büchersammlung in New-York gestiftet; im Jahr 1758 ward die hohe Schule (collége) von Columbia eröffnet, und im Jahr 1769 ward ihr eine medizinische Fakultät beigesellt; etliche ausgezeichnete Bürger, an deren Spitze der Vice-Gouverneur der Provinz, Hr. Cadwallader Colden, ein eben so thätiger als kenntnißreicher Mann sich befindet, gaben einen glücklichen und fortdauernden Anstoß.

Jedoch fand sich der Antrieb nun einmal gegeben; die Geister waren aufgeregt und rüsteten sich zu jenen politischen Discussionen, welche dem Kriege für die Unabhängigkeit vorangingen, und ihn, mit anderu Umständen vereint, auch wohl herbeiführten. Bekanntlich war die Befreiung der Kolonien das Resultat desselben. Damals drückte sich der ältere Pitt im britischen Senate also aus: „Wenn wir (sagte er) die uns aus Amerika zukommenden Staatsschriften würdigen, den Anstand, die Kraft und kluge Umsicht die darin herrschen, so ist es unmöglich, daß wir die Sache welche sie vertheidigen, nicht hochschätzen und daß wir nicht wünschen sollten, sie möchte die unsere sein. Ich habe den Thucydides gelesen, die Staatsmänner des Alterthums waren mein Lieblingsstudium und nicht selten auch der Gegenstand meiner Bewunderung; aber ich stehe nicht an das Geständniß zu thun, daß mir weder ein Volk noch eine politische Versammlung bekannt ist, die den Kongreß von Philadelphia überträfe, hinsichtlich auf gründliches, folgerechtes, nachdrückliches, weises und kluges Benehmen, in den schwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen, worin jemals eine große Nation sich befinden konnte."

Die Verwirrung, die Zerstöhrungen und Gräuel welche die Revolution begleiteten, konnten den Wissenschaften keinen Vortheil bringen. Die Schulen und Unterrichtsanstalten gingen zu Grund. Es handelte sich um das Dasein und um dessen Vertheidigung vor all' anderm aus. Mit der Rückkehr des Friedens ward dann aber auch an die Herstellung des Verlorenen gedacht; anfangs zwar noch mit wenigem Eifer und mit geringem Erfolge, so lange der Bundesstaat mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. Im Jahr 1784 ward der Versuch gemacht, in New-York einen gelehrten Verein, nach dem Vorbild der Londner Gesellschaft zu stiften; allein er hatte keinen Bestand. Im gleichen Jahr ward das vormalige königliche Collegium unter dem Namen des Columbia-Collegium hergestellt; im Jahr 1795 ward die Unions-Schule und im Jahr 1812 die Hamiltonsche gestiftet, und der Staat von New-York allein, zählt gegenwärtig nahe an vierzig Anstalten, welche Akademien heißen und in denen bei tausend Jünglinge Unterricht genießen. Im Jahr 1801 ward ein Pflanzengarten in der Nähe von New-York angelegt; eine medizinisch-chirurgische Fakultät oder Collegium ward 1807 in eben dieser Stadt errichtet, und ganz kürzlich noch ist in der Grafschaft Herkimer eine ähnliche Anstalt zu stande gekommen. Eine Gesellschaft zu Beförderung der Landwirthschaft, der Künste und Manufakturen bestand seit 1791; sie ward im Jahr 1804 unter dem Namen des Vereins zu Beförderung nützlicher Künste neu eingerichtet; sie hält ihre Sitzungen in Albany während der gesetzgebende Rath daselbst versammelt ist, und sie hat auch bereits mehrere

Digitized by Google

vorzügliche Schriften bekannt gemacht. Im Jahr 1809 ward eine historische Gesellschaft und ein Jahr später eine Akademie der schönen Künste gestiftet, welche bereits auch ansehnliche Sammlungen besitzt. Unter die Zeitschriften von mehr und minder ausgezeichnetem Werth gehören das Medical Repository, das Medical and philosophical Register und das Mineralogical Journal.

Ein bedeutendes Capital, das auf anderthalb Millionen ansteigt, war zu Unterstützung der Primarschulen verwandt, und die bewundernswerthe Vervollkommnung dieser letztern durch die Einführung des Lankastrischen Systems, hat ihre Nutzbarkeit ungemein vervielfältigt; die höheren Schulen der Akademien und Collegien besitzen hinlängliche Stiftungsfonds, und die Wohlthat des Unterrichtes verbreitet sich jetzt über alle Klassen der Völker. Dieses ist zwar allerdings sehr beschränkt, allein vielleicht gerade dadurch auch um so nützlicher und für die Gesammtheit zweckmäßiger. Den Elementarunterricht genießt jeder, während nur eine kleine Zahl sich höhere Kenntnisse aneignet und es freilich wohl der Fall ist, daß Männer von umfassender Einsicht und gründlicher Wissenschaft, noch ungleich seltner vorkommen als in Europa.

Mit der Zeit, hofft Hr. Clinton, wird dieser Unterschied aufhören; zugleich aber drückt er auch sein lebhaftes Bedauern aus, über den verderblichen Einfluß, welchen der in dem Bundesstaate mehr und minder herrschende politische Partheigeist, auf Sprache, Schreibart und Angewöhnung von Streitlust ausübt. Unsere politischen Schriftsteller (sagt er) haben einen Ton roher Schmähsucht und zügelloser Ausgelassenheit angenommen, wie man ihn sonst nirgendswo antrift. Diese Unart ist eine Folge des übermäßigen Beifalls, welcher einigen politischen Schriftstellern des Auslands ertheilt worden ist. Man wollte dasjenige nachahmen, was als so bewundernswerth dargestellt ward; aber unglücklicher Weise hat man nur den kühnen Schmähungen und frechen Anschuldigungen nachgeäft, ohne damit den geistigen Reiz zu verbinden, welcher dem Gürtel der Venus gleich, die Mängel zudecken und die Schönheit höher zu heben im Stande ist.

Es sind die berühmten Briefe des Junius, welche Hr. Clinton hierbei im Auge hat, und denen oder vielmehr deren angebliche Nachahmung er die Veranlassung der verdorbenen Schreibart zurechnet, gegen die er sich mit Freimüthigkeit und Nachdruck erklärt.

Auffallend und etwas seltsam möchte Manchem die große Wichtigkeit vorkommen, welchen er auf einen andern Umstand legt, und dem er unter den, die Fortschritte wissenschaftlicher Kultur hindernden Ursachen, den zweiten Rang einräumt. Es ist diese der Mangel an Harmonie um nicht zu sagen die Zwietracht, welche unter den Aerzten herrscht, die, statt ihre Wissenschaft zu mehren, ihre Zeit mit Zänkereien verlieren. Auch die Advokaten beschuldigt er, daß sie sich ausschließlich und blindlings dem technischen oder Handwerkstheil ihres Gewerbes widmen, und den Ruf gewandter Rabulisten demjenigen gelehrter Rechtskundiger vorziehen.

Wäre der Unternehmungsgeist, welcher die Amerikaner als Seefahrer und Kaufleute auszeichnet, auf die Kultur der Wissenschaften hingelenkt worden, so läßt sich kaum bezweifeln,

Digitized by Google

daß jene auch auf dieſer Bahn einen Ruhm errungen hätten, welcher mit dem Ruhm des Handels keineswegs vereinbar iſt.

Es finden ſich endlich, bemerkt Hr. Clinton, in Europa gelehrte Vereine, deren Mitglieder die Schriftſtellerei als Beruf wählten. Hier haben wir nicht dergleichen, und überhaupt nur eine ſehr beſchränkte inländiſche Literatur. Jenſeits des Weltmeers kommen neue Bücher regelmäßig und ununterbrochen zum Vorſchein; in Amerika bedarf es irgend eine beſondere dazu veranlaſſenden Urſache, wenn ein Buch erſcheinen ſoll. In Europa werden die Kenntniſſe auf gerathewohl ausgeſäet und ihre Erndte hernach eingeſammelt; in Amerika erwartet man dieſe vom glücklichen Zufall, wie auf der Jagd oder beim Fiſchfang. Dieſes ſind die Urſachen des jetzigen unzweifelhaften Vorzuges des alten vor dem neuen Feſtlande; allein die Zeit wird kommen, wo das Anſtreiten eines vorzüglichen Schriftſtellers nicht mehr als eine ſeltene Erſcheinung gilt, und wo das eigene Verdienſt, und nicht die Seltenheit oder die Sonderbarkeit eines Werkes, den Ruhm deſſelben begründet.

Hr. Clinton wiederlegt durch Thatſachen die Behauptung eines Geſchichtſchreibers, der zufolg die mittlere Lebensdauer in den Vereinten-Staaten kürzer als anderswo ſein ſollte. Seinen Angaben zufolge, verdoppelt ſich in einigen dieſer Staaten die Bevölkerung innerhalb dreizehn bis vierzehn, oder nach einer ſich über alle Freiſtaaten ausdehnenden Durchſchnittrechnung, in zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren; er zieht daraus den Schluß, daß Nordamerika in dieſer Hinſicht, auch allen vorzugsweiſe geſund erachteteten Ländern Europas gegenüber, den Vorrang verdient. In den großen Städten von Amerika iſt, ſeiner Verſicherung zufolge, die Zahl der Geburten die doppelte der Sterbefälle; in Europa überſteigt dort die Zahl der Todesfälle immer jene der Geburten.

Will man der Schönheit und Güte des Klimas einen moraliſchen Einfluß zugeſtehen, ſo würde auch hierin jede Vergleichung zum Vortheil von Amerika ausfallen, wie nicht minder hinſichtlich auf die allgemeine Fruchtbarkeit des Bodens, die Vortrefflichkeit ſeiner Erzeugniſſe und die üppige Pflanzenwelt. Nie hat man hier Hungersnoth erfahren oder befürchtet, und wenn Abweſenheit der Nahrungsſorgen, wenn geſunde und im Ueberfluß vorhandene Lebensmittel und was das Leben noch weiter bequem macht (comforts), eine der Entwicklung der Geiſteskräfte günſtige Ruhe und Heiterkeit hervorbringen können, ſo mag deßhalb kein anderes Land mit den vereinten Staaten von Amerika die Vergleichung aushalten.

Herr Clinton bemüht ſich weiter darzuthun, daß die Verfaſſung des amerikaniſchen Bundesſtaats den Fortſchritten der Wiſſenſchaften ausnehmend günſtig ſein müſſe. In Europa ſelbſt, fügt er hinzu, ſind dieſelben vielleicht hauptſächlich der Trennung dieſes Freiſtaates in eine Anzahl unabhängiger Staaten zu verdanken; jede ihrer Hauptſtädte iſt ein Mittelpunkt der Aufmunterungen, und wetteifernd laſſen die Regierungen den Meiſterwerken des Geiſtes Ehrenauszeichnungen und Belohnungen zu Theil werden; wäre es hingegen Karl V., Ludwig XIV.

Digitized by Google

oder Napoleon gelungen, eine Universalmonarchie zu Stande zu bringen, so würde damit auch zuverlässig die Barbarei des Mittelalters zurückgekehrt sein.

Den Beförderungsmitteln der Geistesentwicklung, welche die Vereinten-Staaten überhaupt darbieten, reihet ferner Hr. Clinton mit besonderer Vorliebe die dem Staate von Neu-York eigenthümlichen an. Wenn wir, sagte er, seine ansehnliche Bevölkerung, die Ausdehnung seines Handels die große Zahl seiner Manufakturen und seinen bereits errungenen Wohlstand betrachten; wenn wir auf seine Lage an den Küsten des atlantischen Meeres, auf seine Verbindungen zu Land und zu Wasser mit allen Theilen der vereinten Staaten, und auf die regelmäßigen und unschwierigen Verhältnisse, welche er mit allen Gegenden der civilisirten Welt errichten kann, Rücksicht nehmen, und wenn wir endlich die Masse von Thätigkeit, Talent, Einsicht, Kenntnissen und Kunstfleiß ins Auge fassen, welche dieser Staat bereits besitzt, so wie den Rang welchen er als einer der Hauptmärkte der Welt einzunehmen bestimmt ist, so müssen wir auch wohl gestehen, daß er zu gleicher Zeit für wissenschaftliche und Kunstkultur die günstigsten Verhältnisse darbietet.

Der früheste in Amerika gestiftete gelehrte Verein war die im Jahr 1769, durch Franklins Bemühungen hauptsächlich, gestiftete amerikanisch-philosophische Gesellschaft, die in sechs Bänden ihre Verhandlungen bekannt gemacht hat. Im Jahr 1780 ward im Staate von Massachusett eine amerikanische Gesellschaft der Wissenschaften und Künste errichtet, und im Jahr 1799 im Staate von Connecticut die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften. Alle diese Vereine haben beachtenswerthe Sammlungen ihrer Denkschriften herausgegeben. Der Oberst Williams, Direktor des Ingenieurcorps, war der Hauptbeförderer der zu West-Point im Staate von New-York 1802 errichteten militärisch philosophischen Gesellschaft, als deren Früchte, oder wenigstens als durch sie veranlaßt, Pike's Reisen und Entdeckungen, Stoddards Geschichte von Louisiana, Macomb's Militärgesetze, Mortons Schrift über die Organisation des Artilleriewesens, verschiedene durch den wirklichen Presidenten der Gesellschaft bekannt gemachte wichtige militärische Abhandlungen, und das für den Hafen und die Rhede von New-York angenommene militärische Vertheidigungssystem, können angesehen werden.

Die Vortheile welche für Individuen und Gemeinheiten aus solchen Verbindungen entspringen, sind von nicht zu berechnendem Umfang. Es liefern dieselben kräftige Reize und Aufpornungen für die Gemüther, sie beleben den Wetteifer, üben im sorgfältigen Beobachten und aufmerksamen Lesen; es werden durch sie Kräfte entwickelt, welche ohnedies in trägem Schlummer versunken geblieben sein würden, und in ihren geräumigen Magazinen werden Kenntnisse gesammelt und geordnet, die sonst unfruchtbar zerstreut und vereinzelt bleiben würden. Wie aus dem Zusammenstoß der Kiesel das Feuer, so geht aus der Reibung der Geister das Licht der Wissenschaft hervor. Der Umgang kenntnißreicher Männer wirkt auf die Wissenschaft selbst wohlthuend zurück; er erweitert und hebt sie höher, dies bezeugt die Erfahrung von anderthalb Jahrhunderten.

Digitized by Google

Hr. Clinton durchgeht hierauf die wissenschaftlichen Fächer, deren Bearbeitung er seinen gelehrten Mitbürgern empfehlen zu sollen glaubt. Vorerst bemerkt er, daß die Geologie der vereinten Staaten ein noch beinahe völlig unbekanntes Feld ist. Hr. W. Maclure hat den Versuch gemacht, nach Anleitung des Werner'schen Systems, dieselben in primitive Ueberganas- und Anschwemmungs-Regionen einzutheilen, und er hat diese verschiedenen Bildungen auf einer geologischen Karte des Landes nachgewiesen. Vulkanisches hat er nichts angezeigt, weil er ohne Zweifel überzeugt war, daß diese Erschütterung des Bodens daselbst nirgends vorkömmt.

Der Doktor Mitchill hat in einer der Agrikulturgesellschaft überreichten Denkschrift, den Staat von Newyork in die Granit- Schiefer- Kalk- und Anschwemmungs-Formation eingetheilt. Volney hat die nemliche Eintheilung auf den Gesammtboden der vereinigten Staaten angewandt, wobei er jedoch an die Stelle der Schieferformation, die Meersandformation bringt. Maclure unterscheidet in den verschiedenen Formationen, acht und dreißig verschiedenartige Substanzen; andere nehmen deren nur fünf an. Hr. Clinton gesteht unumwunden, daß die Lithologie und Mineralogie des Landes, mit den europäischen Fortschritten verglichen, sich noch in der Kindheit befinden. Er liefert selbst in allgemeinen Zügen eine Skizze der Landschaft, welche hin und wieder eine sehr ungewöhnliche Physiognomie darbietet. Er nimmt drei verschiedene Wasserformationen an; die erste als Folge der Zurückziehung des Weltmeers, die zweite von Austrocknung der Landseen, und die dritte von Ueberschwemmungen und Flußbettveränderungen herrührend. Ueberreste und Trümmer aus der Thier- und Pflanzenwelt finden sich in der Sand- Kalkstein- und auch selbst in der Kieselformation; man unterscheidet dabei solche Wasserthiere, deren Arten noch vorhanden sind und hinwieder andere pelagischen oder ozeanischen Ursprungs, deren Arten nicht mehr lebend vorkommen; z B. das Ammonshorn, welches in der Nähe von Albany gefunden wird. Volney glaubt, der See Ontario fülle den Krater eines Vulkans, und das überschwemmte Land in der Grafschaft Orange zeigt an vielen Stellen deutliche Spuren vulkanischer Ausbrüche.

Die reichsten Bergwerke liefern Blei und Eisen; die Steinkohlenlager, welche hin und wieder zum Vorschein kommen, wurden noch sehr wenig benutzt. Kalkstein, Marmor, Mergel, Kiesel, Gyps, Schiefer, Töpfererden und verschiedene Ockerarten sind in Menge vorhanden. Salzquellen hat man in den Grafschaften Onondaga, Cayuga, Seneca, Ontario und Genesee entdeckt, und es sind Anzeigen vorhanden, welche vermuthen lassen, daß große Steinsalzschichten in Onondage ihren Anfang nehmen, von Osten nach Westen Newyork, und hernach rückwärts von Pensylvanien und Virginien, die Staaten des Ohio, Kentuky und Tennessee durchziehen, unter den Mississipi durchgehen, und endlich die Einöden von Louisiana erreichen. Ein ausgedehntes Gypslager nimmt bei der Stadt Sullivan in der Grafschaft Madison seinen Anfang, und zieht sich nach Westen; es kömmt in den Städten Sempronius, Manlius und Camillus zu Tage und erreicht zuletzt den großen Fluß in Oberkanada. Das Dasein und der Ueberfluß des Gypses haben eine neue Epoche in der Landwirthschaft begründet; es findet sich solcher nicht

Digitized by Google

nur in hinlänglicher Menge für den Verbrauch des Landes, ſondern es werden davon jährlich zehn bis fünfzehntauſend Tonnen nach Penſylvanien geliefert. Im Staate von Newyork ſind auch verſchiedene Mineral- und Schwefelquellen, die wichtige Arzneikräfte beſitzen, entdeckt worden.

Den Menſchen kann man in Amerika, nach allen ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Verſchiedenheiten, von dem Zuſtand vollendeter Kultur bis zum einfachen Naturſtande, ſtudieren. Ein Reiſender, welcher aus einer der großen Städte kommt, kann Gegenden durchwandern, wo Kunſt- und Arbeitsfleiß allmählig abnehmen, und in wenigen Tagen trifft er bei der aus friſch gehauenen Baumäſten gebildeten Hütte ein. So hat er in kurzem Abriſſe den Urſprung der Nationen und Regierungen vor Augen; er überſchaut auf einmal, was nur ein Werk der Zeit ſein zu können ſchien, und die Geſchichte der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes liegt rückwärts und ſich entwickelnd vor ihm.

Auch die Thierkunde von Amerika blieb bis dahin ſehr vernachläſſigt. Ein umfaſſendes Werk über die vierfüſſigen Thiere mangelt noch und die bisherigen Abriſſe ſind ſehr unvollſtändig, zumal darin ein vorzüglich merkwürdiger Theil der Naturgeſchichte, welcher von der Lebensart, den Gewohnheiten und den Naturtrieben der Thiere handelt, völlig übergangen iſt.

Einem Naturforſcher, welcher ſich die vierfüſſigen Thiere, auch nur allein des Staates von Newyork, zum ausſchließlichen Studium machen würde, könnte es keineswegs an hinlänglich anziehendem Stoffe und der hinwieder auch in geologiſcher Hinſicht wichtig wäre, fehlen. Ohne Zweifel würde der Mammuth oder amerikaniſche Elephant, deſſen Gerippe in den Grafſchaften von Orange und Ulſter entdeckt wurden, und deren eines im Peal'ſchen Muſeum zu Philadelphia aufbewahrt iſt, an die Spitze ſeines Verzeichniſſes zu ſtehen kommen. Er würde die verſchiedenen über dieſes Thier vorgetragenen Hypotheſen prüfen, und auch die Sagen der Indier über dieſen Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit nicht überall unwerth achten; er würde auszumitteln trachten, ob das Thier unter die Pflanzen- oder Fleiſch freſſenden gehöre, und ob es den Flußpferden, den Elephanten, oder den Seethieren angehöre, oder vielleicht eine eigene und beſondere Gattung bilde; er würde auch die neuerlichen Entdeckungen in Rußland für ſeine Forſchungen zu benutzen nicht verſäumen.

Der wilde Tyrann der amerikaniſchen Wälder, der graue Bär, würde ihn weiter beſchäftigen; er würde darthun, daß derſelbe von dem Bären der Polarländer, mit welchem er oft verwechſelt ward, völlig unterſchieden iſt, und vielleicht fände er in ſeiner Kralle das Muſterbild der Kralle von Jefferſons Megalonix. Er würde uns die Naturgeſchichte des, jetzt in die Wälder von Louiſiana zurückgedrängten Büffels liefern, der dort in Heerden lebt, die bis auf fünfzigtauſend Thiere anſteigen, und von dem indiſchen Büffel, welcher als Hausthier in Italien und anderwärts vorkommt, weſentlich verſchieden iſt.

Der ausgezeichneten Verdienſte, die ſich Hr. Wilſon um die amerikaniſche Ornithologie erworben hat, unerachtet, iſt dieſer Zweig der Naturbeſchreibung noch lange nicht erſchöpft,

Digitized by Google

und ein vorzüglich anziehender Moment deſſelben. Die Geſchichte der Wanderungen der Vögel, iſt noch faſt unbekannt. Hr. Clinton glaubt, es könnten wohl noch mehrere Arten gezähmt, und er wünſcht, das rothe Rebhuhn und der Faſan möchten aus Europa eingeführt werden.

Hr. Mitchill hat ein kleines Werk über die Fiſche von Newyork geſchrieben, und hoffentlich wird er ſeine ichtyologiſchen Arbeiten fortſetzen; die Wanderungen der Fiſche ſind gewiß eben ſo merkwürdig als jene der Vögel; und obgleich überhaupt die Fiſche des ſüßen Waſſers von den Seefiſchen verſchieden ſind, finden ſich hinwieder auch bemerkenswerthe Uebereinſtimmungen zwiſchen ihren beiderſeitigen Arten.

Die Entomologie ward in den vereinten Staaten noch wenig bearbeitet. Der Seidenwurm wird mit gutem Erfolg gezogen und ſein Produkt iſt vortrefflich. Man hat bezweifelt, ob der Honig in Amerika einheimiſch ſei, es ſcheint aber dieſe Frage durch die Stelle eines Briefes von Cortez an Karl V. ſattſam beantwortet zu ſein. Bei der Aufzählung der Dinge, die auf den Markt von Mexiko zum Verkauf gebracht werden, heißt es nemlich: „Man verkauft Bienenhonig und Wachs, und eben ſo Honig, der aus Maisſtengeln verfertigt wird, die ſüß wie Zucker ſind; man bereitet auch Honig aus einem Strauche, den die Eingebornen Maguey nennen.“

Es ſind bei zwanzig nordamerikaniſche Schlangenarten bekannt, von denen die Klapperſchlange die merkwürdigſte iſt, aber auf dem bebauten Lande nicht mehr zum Vorſchein kömmt. Wie Hr. Clinton verſichert, ſollen ihre Zungen ſich bei Annäherung einer Gefahr in den Rachen der Mutter flüchten.

Als Reſultate ſeiner Darſtellung und zum Schluß derſelben, theilt Hr. Clinton einige Wünſche und Räthe mit, die zu Beförderung des Flors der Wiſſenſchaften unſtreitig in jedem andern Lande, ſo gut wie in den vereinten Staaten Amerikas, hinzielen müſſen. Sie lauten wörtlich alſo:

1) Die Errichtung und Begünſtigung naturhiſtoriſcher ſowohl öffentlicher als Privatſammlungen iſt eine für die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ſehr weſentliche Maßnahme. Die Muſeen der Herren Scudder in Newyork und Peale in Philadelphia ſind in dieſer Rückſicht ungemein ſchätzbare Anſtalten.

2) Es ſollte eine Reihe ſtatiſtiſcher Fragen über alle Zweige der Naturgeſchichte, der Erdkunde, der Landwirthſchaft, des Handels und der Manufakturen entworfen, und dieſe in allen Städten in Umlauf geſetzt werden. Ein vortreffliches Muſter dazu findet ſich in den Transactionen der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von Connecticut; des Dr. Dwight Beſchreibung von New-Have iſt ebenfalls in dieſer Hinſicht eine muſterhafte Arbeit.

3) Man ſollte eine Reihenfolge von Fragen über alle wichtigen Gegenſtände der verſchiedenen Wiſſenſchaften entwerfen, um aus den verſchiedenen Ländern darüber Antworten zu ſammeln. Die königliche Geſellſchaft in London hatte ſchon bei ihrer Stiftung dies zu thun ſich vorgeſetzt und ihre Transactionen enthalten auch manche auf dieſem Weg eingeholte nützliche

Digitized by Google

Aufschlüsse. Die Agrikulturgesellschaft von Newyork trug der Handelskammer an, als einen bleibenden Theil der, den nach Afrika, Asien, dem nördlichen Europa oder nach dem südlichen und mitternächtlichen Amerika abgehenden Schiffskapitäns zu ertheilenden Instructionen, eine Reihe Fragen aufzunehmen, welche sich auf Vervollkommnung der Landwirthschaft beziehen, die in den durch die Reisenden besuchten Gegenden vorkommen möchten.

4) Man sollte in verschiedenen Fächern der Naturgeschichte wohlbewanderte Männer auswählen, um durch sie in geologischer, mineralogischer, botanischer, zoologischer und landwirthschaftlicher Hinsicht, das Land bereisen zu lassen. Diese sollten auf ihren wissenschaftlichen Wanderungen nicht nur selbst beobachten, sondern überall auch alle Angaben der verständigen und unterrichteten Einwohner jedes Ortes sammeln.

Auf diese Weise haben zum Beispiel die Herren Michaux, Vater und Sohn, die aus Europa nach Amerika gesandt wurden, dem letztern in botanischer Hinsicht wesentliche Dienste geleistet. Die von Michaux dem Sohne in drei Bänden bekannt gemachte Geschichte der amerikanischen Waldbäume ist in seiner Art eines der vorzüglichsten und nützlichsten Werke. Der in der Nähe von Newyork von Dr. Hosack angelegte Pflanzengarten enthält siebenhundert drei und dreißig Gattungen und zweitausend vierhundert Pflanzenarten; die Regierung hat ihn im Jahr 1810 an sich gekauft und dem Columbia-Collegium einverleibt.

Hr. Clinton ist überzeugt, daß hinsichtlich auf einheimische eßbare Pflanzen noch manche Entdeckungen in Amerika zu machen übrig bleiben. Man erzählt von sehr großen Wiesengründen im Gebiete von Michigan, wo Kartoffeln und wilde Artischoken in Menge wachsen; und Pike meldet, die nordwestlichen Indianer nähren sich hauptsächlich mit einer Art Reis, von der, wie man versichert, jede Pflanze eine halbe Pinte Körner liefert.

Der Freude unerachtet, welche Hr. Clinton über die vielen geschickten Aerzte äußert, die gegenwärtig in Amerika die Heilkunst ausüben, so bezeichnet er jedoch die Verheerungen, welche die Schwindsucht anrichtet, als die furchtbarste Krankheit, und als eine der größten Plagen des Landes. Die Sterbeverzeichnisse von 1813 liefern darüber in drei Hauptstädte folgende Resultate:

	Gesammtzahl der Verstorbenen.	An Schwindsucht verstorbene.	Annäherndes Verhältniß.
Boston . . .	786.	193.	1/4.
Philadelphia . .	2291.	216.	1/10.
Newyork . . .	2239.	562.	1/4.
Newhaven	——	——	1/9.

Des gelben Fiebers erwähnt er nur um das Unvermögen der Kunst, nicht für ihre Heilung nur, sondern auch für Ausmittelung ihrer Natur und ihres Ursprungs zu beklagen. Humboldt hat in Erfahrung gebracht, daß alle Jahrhunderte ungefähr einmal, unter den mexikanischen Indianern eine ansteckende Krankheit herrscht, die Matlazahuatl genannt wird; daß im Jahr 1545 achtmalhunderttausend und im Jahr 1576 zwei Millionen Menschen daran verstorben: die weißen Menschen hingegen sollen davon verschont bleiben. Sollte vielleicht eben diese Seuche

Digitized by Google

es gewesen sein, die vor dem Zeitpunkt der europäischen Niederlassung ganze Völkerschaften in Nordamerika vertilgt hat? Und wenn die Behauptung gegründet ist, daß die eingebornen Mexikaner beinahe gar nie vom gelben Fieber befallen werden, welch' ein weites Feld merkwürdiger Forschungen eröffnen nicht diese seltsamen Ausnahmen!

Ein letzter Abschnitt der Arbeit des Hrn. Clinton beschäftigt sich mit staatswirthschaftlichen Verhältnissen, die er in folgenden Fragen, welche als ein Schema der alle gesellschaftlichen Interessen umfassenden und für alle Regierungen gleich wichtigen Wissenschaft betrachtet werden können:

Worin besteht der Nationalreichthum? — Durch welche Mittel wird er erzeugt? — Auf welche Weise wirken die Ursachen, die ihn verschaffen? — Welches sind ihre nähern und entferntern Wirkungen? — ihre scheinbaren und wirklichen Resultate? die verschiedenen Zerrüttungen der Quelle des Reichthums, als nemlich die Arbeit, das Kapital, der Umlauf der Tauschmittel oder der Handel? — Das Einkommen oder die Konsumtion? — Findet sich die Quelle des Reichthums in der Arbeit, im auswärtigen Handel, im Kapital des Grundeigenthums oder in anderm Werth? — Was ist das Kapital? — Was ist das gemünzte Geld? — In welchem Verhältniß steht sein umlaufender Betrag zu dem Gesammtwerth des Jahresertrags, der dadurch beweglich wird? — Ist die Arbeit der Maaßstab des Werthes und giebt es neben ihr einen andern unveränderlichen? — Ist die Bearbeitung des Bodens die einzige, oder die am meisten produktive Arbeit? — Endlich, und über diese Frage sind die Meinungen in Amerika am meisten getheilt: — ist es der inländische oder ausländische Handel, welcher den Nationalreichthum mehr befördert?

Geschichte und Erfahrung lehren, daß, während die Eroberungen auf unserm Erdball von Norden nach dem Süden ihre Richtung nehmen; während die edlen Metalle vom Westen nach dem Osten sich vertheilen, die Bahn des Ozeans und der Atmosphäre, gleich jener der Künste, der Wissenschaften und der Kultur, dem Lauf des Gestirnes folgen, von welchem wir Licht und Wärme erhalten. Dieses Verhältniß, das man als Thatsache betrachten zu können scheint, deutet an, daß die Reihe an Amerika gelangen dürfte, die Lieblingsstätte der Wissenschaften und Künste zu werden.

Großherzogthum Weimar.

Verfassung. — Landtag. — Postwesen. — Die Gesellschaft der Freunde in der Noth. — Wissenschaft. Kunst. Adel und Bürgerliche. Geselligkeit.

(Beschluß.)

Bekanntlich ließ der Professor Oken, Herausgeber der Isis, ein unbarmherziges Gericht über das Grundgesetz der landständischen Verfassung ergehen, schalt, daß nur Rittergutsbesitzer, Städter und Bauern die drei Stände des Staats sein sollten; meinte, besser sei der alte,

Digitized by Google

(heut gar zweideutig gewordene) Unterschied von Nähr- Wehr- und Lehrstand, und sagte darüber viel harte und unhaltbare Dinge.

Daß der Herausgeber der Isis, selbst in weimarischen Landen lebend und als Diener dieses Staats, einen so unumwundenen Tadel in die Welt senden durfte, was an andern Orten als Todsünde angesehen, und sogleich als kriminel behandelt worden wäre, giebt den sprechendsten Beweis von der Freisinnigkeit der weimarischen Regierung. Zwar wurde dieser Angriff im weimarischen Staatsrathe selbst von einigen Mitgliedern desselben sehr hoch aufgenommen, und darauf angetragen, diese sogenannte Frechheit an Prof. Oken nachdrücklichst zu bestrafen, aber da trat der großgesinnte Großherzog dazwischen und erklärte, daß man zwar dem Mann, wenn er gegen Gesetz und Pflicht gehandelt, in aller Form Rechtens den Prozeß machen und ihn nach Befinden seiner Professur entsetzen könnte, daß er aber jeden Gewaltstreich hasse und der Meinung sei, daß man den Prof. Oken, wenn man ihm kein Verbrechen beweisen könne, unangetastet lassen müsse.

Die diesjährigen Sitzungen der Landstände werden über manches, was Grundstein der vollendeten Konstitution (denn das Grundgesetz der landständischen Verfassung ist wohl nicht dafür anzusehen) werden soll, entscheiden. Außer den in der Propositionsschrift genannten Gegenständen, nämlich: Vereinigung der bisher getrennten Kreisschulden, Einführung eines und desselben Abgabensystems durchs ganze Großherzogthum, Bewilligung der zur Bestreitung neuer Bedürfnisse nöthigen Summen, Organisation der Justiz und der Kriminalgesetzgebung, Landesbewaffnung, Verbesserung der Schul- und Studienanstalten u. s. w. werden vorzüglich die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und die Einführung gleichen Besteurung, auch auf die Rittergüter ausgedehnt, und ein Gesetz über die Preßfreiheit als Gegenstände von großem Interesse die Landstände beschäftigen. Man scheint bemüht, die Gemüther dafür gewinnen zu wollen, meistens leuchtet diese Absicht aus einigen Artickeln des hiesigen Oppositionsblattes hervor, das in dem Verhältniß der Pariser Zeitungen zu stehen scheint, wo ebenfalls lange Abhandlungen die Vortrefflichkeit der von den Ministern eben vorgelegten Gesetzesentwürfe entwickeln und anrühmen. Die Stände sollen ihrerseits die Forderung stellen, daß die Domänen des Großherzogs, die sehr beträchtlich sind, und von denen bisher ebenfalls willkührliche Beiträge zu den Staatslasten gemacht wurden, zu gleicher Mitleidenschaft gezogen, und als Eigenthum des Staats, nicht des Regenten betrachtet werden sollen. Ueber die in dem Grundgesetz der ständischen Verfassung ausgesprochene Preßfreiheit soll ein Gesetz nähere Bestimmungen bekannt machen. Der Oberappellationsrath Dr. Martin in Jena war mit dem Entwurfe hierzu beauftragt; aber dieser Entwurf soll so engherzig und beschränkend abgefaßt sein, daß die großherzogliche Regierung ihn einem ihrer Mitglieder zur Prüfung vorgelegt hat, und viele günstigere Bestimmungen aufnehmen lassen wird. Man wundert sich, wie der Herausgeber des neuen rheinischen Merkurs solche Engherzigkeit bei dem Entwurfe eines Gesetzes, das ihm selbst so nahe gehen muß, zeigen konnte.

Digitized by Google

Große Theilnahme an der Verfaſſung oder dem Gange der Verhandlungen verſpürt man nicht unter dem Volke, ſelbſt nicht einmal unter den Gebildeten des Bürgerſtandes. Der deutſche Bürger hat bisher noch zu wenig Antheil an öffentlichen Angelegenheiten gehabt, als daß ihm das Wenige, was ihm jetzt etwa zugedacht wird, von Bedeutung ſein konnte. Der Name Stände war ihm bisher nicht fremd; da er ſich aber immer gedrückt fühlte, ſo hofft er auch jetzt wenig Beſſeres. Das noch gewöhnliche Geheimthun mit dem, was und wie es verhandelt wird, kann nicht geeignet ſein, bei dem Volke Sinn und thätige Theilnahme für ſeine Angelegenheiten zu erregen. Thätiger und aufmerkſamer iſt hier der Adel, da es ſich ja um den Verluſt vieler ſeiner Privilegien handelt. Der Erfolg der Verhandlungen kann nicht zweifelhaft ſein, wenn ſich auch manche ſeltſame Aeußerung und einige Hartnäckigkeit zeigen ſollte, beſonders in Bezug auf die Uebernahme der Kreisſchulden als gemeinſame Staatsſchuld. Denn in unſern deutſchen Landſtände-Verſammlungen hat ſich noch immer ein kurzſichtiger Oertlichkeitsgeiſt und ein Ringen nach kleinen und kleinlichen Vortheilen geäußert.

Das öffentliche Leben Weimars erſcheint, ob der Berühmtheit der Dichter, die hier gelebt, in der Ferne gewöhnlich in einem Zauberlichte, das, je näher man das Ding ſieht, deſto mehr verſchwindet. In einer Stadt, wo man den erſten deutſchen Sänger ohne Sang und Klang, ohne ein Wort der Trauer oder der Rührung zu ſprechen, einſcharren konnte; wo die wenigen ausgenommen, die ihn auf den Gottesacker trugen, alles ſeiner Ruhe pflegte, kann der Sinn für das Schöne doch nicht ſogar lebendig geworden ſein, als man gewöhnlich meint. Bürger und Adel ſcheiden ſich, ein paar Punkte etwa ausgenommen, wo ſie ſich noch berühren, im öffentlichen Leben ſehr ſcharf von einander ab, was bei der geringen Anzahl von Einwohnern für die Geſelligkeit um ſo nachtheiliger iſt. Der Hof nimmt an den Vergnügungen des Publikums jetzt wenig oder gar keinen Antheil, und bildet ſich und den Hoffähigen ein abgeſondertes Leben; ſelbſt von den Bällen, wo der Bürger erſcheint, bleibt er jetzt weg. Dieſes Ausſcheiden der Stände veranlaßt vielerlei Mißtöne. Das adeliche Fräulein hört es ungerne, daß ſich das junge Frauenzimmer des gebildeten Bürgerſtandes auch die Benennung Fräulein zueignet, und man würde es ſehr verübeln, bei einer Frau, die keinen pergamentnen Adel aufzuweiſen hat, den Ausdruck, Frau von N... zu gebrauchen. — Der Berührungspunkte im öffentlichen Leben giebt es wenige, die Thee's etwa ausgenommen, wo man gern den Bekannten oder Fremden bei ſich ſieht. Sonſt bildeten die Theezirkel im Göthe'ſchen Hauſe und bei Frau Schopenhauer, den Mittelpunkt des feinen und gelehrten Lebens; doch ſeit einiger Zeit will ſichs auch ändern. — Sinn für Literatur ſpricht ſich überall aus, beſonders auch unter dem ſchönen Geſchlechte. Doch ſagt man demſelben nach, daß das Gemüth unweichlich erkaltet, und daß es ſich ſtark zur Abſprecherei und Krittelei neige.

Die literariſchen Genüſſe beſchränkt hier ungemein der Mangel einer guten Sortiments-Buchhandlung, einer guten Leihbibliothek und eines Journals- und Zeitungskabinets; die literariſche Thätigkeit dagegen fördert das Landes-Induſtrie-Comptoir, das durch ſeine vielartigen

Digitized by Google

Unternehmungen viele Gelehrte und literariſche Helfershelfer beſchäftigt. Zu ſeinen vielen Journalen hat es nun auch eine politiſche Zeitung gefügt, die durch ihren Titel: Oppoſitionsblatt, ſchon die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, und bereits mehrere ſehr unbefangen und kräftig geſchriebene Abhandlungen mitgetheilt hat. Die Redaktion dieſes Blattes beſorgen der älteſte Sohn des verewigten Dichters Wieland, Ludwig Wieland, und ein aus Altbaiern hierher gekommener junger Gelehrter, Pfeilſchifter. Den vielartigen Geſchäften des Induſtrie-Comptoirs ſteht der alte geheime Legationsrath von Bertuch noch mit bewunderungswürdiger Thätigkeit vor; ſeinen zu früh verſtorbenen, hier ſehr bedauerten Sohn, erſetzt ihm jetzt ſein Schwiegerſohn, der ehmalige Leibarzt des Königs von Würtemberg, Obermedizinalrath von Froriep, der mit ungetheiltem Eifer ſich dem neuen Geſchäfte unterzieht.

Der Staatsminiſter von Göthe arbeitet ununterbrochen an der Fortſetzung der Geſchichte ſeines Lebens. Der nächſte Band wird durch die Anſichten über Kunſt, die bei Gelegenheit der Reiſe nach Italien mitgetheilt werden ſollen, beſonders Intereſſe erregen. Eine Abtheilung dieſer Reiſe will er, dem Vernehmen nach, noch zurücklegen, weil er glaubt, gewiſſe Verhältniſſe bei dem Leben der Perſonen, die darein verwickelt ſind, nicht offen und ungeſchmückt darlegen zu dürfen.

Die bei dem Theater vorgenommene Reform hat auch ſeinen Eifer und ſeine Thätigkeit für daſſelbe wieder belebt, und wir ſollen bald die glücklichen Früchte dieſer neuerwachſenen Liebe zu ſehen bekommen. — St. Schütze, der launige Dichter, lebt ſtill und behaglich, und bereitet ſo dem Publikum die Genüſſe vor, die es ſeinen Erzählungen und Poeſien alljährlich in den Taſchenbüchern dankt. Falk zeigt, daß Dichter nicht blos Schönes und Gutes ſingen, ſondern auch mit den großherzigſten Aufopferungen üben können. Riemer würde bei mehr Ehrgeiz viel Vortreffliches leiſten können; bis jetzt hat das Publikum manchen ſeiner herrlichſten Gedanken unter fremdem Namen gekauft. — Freiherr von Einſiedel ſcheint der Muſe untreu geworden zu ſein; etwa weil ſie ihm nicht ſehr treu geweſen iſt. — Hr. von Gerſtenbergh hat zu einer, bis jetzt noch ungedruckt und unaufgeführt gebliebenen Tragödie eine zweite geſchrieben, in der die armen Leute das Schickſal in einem Ringe mit ſich herumtragen. — Prof. Schwabe arbeitet an einer ausführlichen Lebensgeſchichte Luthers, und Prof. Haſſel an einem großen geographiſchen Lexikon, das bald erſcheinen ſoll. Der Bibliothekar Vulpius, verbreitet die Seltſamkeit der großherzoglichen Bibliothek in den Curioſitäten der Vorzeit. Seltſameres könnte er wohl noch aus ſich ſelbſt liefern, wenn er die Kunſt der Traumdeuterei, des Kartenſchlagens u. ſ. w. (vielleicht der einzige Gelehrte, der ſich dieſer Künſte rühmt) zum Behuf manches gläubigen Mütterleins bekannt machen wollte. — In kurzem wird auch Kotzebue hieher kommen, und ſich hier in ſeiner Geburtsſtadt niederlaſſen.

Für die bildende Kunſt kann Weimar, bei dem Mangel einer Gallerie, weder für den Unterricht, noch bei dem Mangel reicher Liebhaber ſelbſtſchaffend Großes leiſten. Hofrath Meier, der jetzt die neue Ausgabe von Winkelmanns Werken, nach Fernows Tod, vollendet

Digitized by Google

hat, sieht mit Eifer und Einsicht der verjüngten Zeichnungsschule vor. Es ist zu bedauern, daß seine gründliche Kenntnisse in der Geschichte der Kunst nicht für eine Universität benutzt werden, oder daß er das Studium der Kunstgeschichte nicht unter großen Sammlungen fort betreiben kann. Prof. Hagemann ist mit der Ausführung eines ungewöhnlich großen Altarblattes für die neue katholische Kirche in Karlsruhe beauftragt. Der Gegenstand ist eine Himmelfahrt Christi, und die Skizze dazu bereits vollendet. Der Großherzog hat ihm ein eignes Haus erbauen lassen, wo der Künstler die Ausführung des herrlichen Entwurfes beginnen soll, da in der ganzen Stadt kein Saal von der nöthigen Höhe sich gefunden hat. — Schwertgeburths gewandter Griffel ist durch die vielen Almanachsbilder, die alljährlich von seiner Hand gearbeitet erscheinen, hinlänglich bekannt. Die hiesige Kunst- oder Zeichnungsschule veranstaltet alle Jahre eine kleine Kunstausstellung, wozu auch entfernterе Künstler Einiges beisteuern, und so dem Publikum einen kleinen Kunstgenuß bereiten. Sonst bekömmt man an Kunstwerken nichts zu sehen, es müßte denn im Göthe'schen Hause oder beim Großherzog sein; denn die Kunsthandlungen haben kaum einige Nürnberger Bilder.

Die Bühne war seit einiger Zeit in einen gewissen Zustand der Schlaffucht verfallen, und hatte durch den Abgang einiger Mitglieder großen Verlust erlitten. Die Oper ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; Mad. Hagemann, Hr. Stromeier und Hr. Moltke entzücken oft durch ihren herrlichen Gesang. Das Schauspiel ist, trotz mehrerer vortrefflichen Mitglieder, mangelhaft. Als vorzüglich möchte ich nennen die Hrn. Lorzing, Oels und Deny. Fleiß und freudiges Zusammenwirken ist in keiner Darstellung zu verkennen.

Wenn diese Blätter das Zerwürfniß unserer Zeit, das Ringen und Rufen nach dem Rechten, und die feindlichen Bewegungen der Bösgesinnten der Nachwelt überliefern sollen, so sollen sie ihr auch sagen, wie dort und da, anspruchlos aber sicher beglückend, der Geist des Guten wach geworden ist, und wie von seinem beseelenden Hauche angewehrt, von seinem Enthusiasmus aufgeregt, Tausende freudig zum Bessern mitgewirkt haben. Und wo hat dieser Geist sich segensreicher ausgesprochen, als bei der Bildung der Gesellschaft der Freunde in der Noth zu Weimar. — Die Geistesarmuth sagt sichs oft wohlgefällig vor, das Genie könne wohl herrlich und glänzend durch Papierblätter flattern, und Luftgebäude in's Reich der Spekulation bauen; aber im Reiche der Wirklichkeit sei es unbeholfen und wirke und leiste nichts! Der Stifter dieser Gesellschaft ist wieder ein redender Beweis, wie im Gemeinsten Herrliches gedeiht, wenn ein höherer Geist es faßt und ordnet. Wo die alte Erfahrung bequem sich tröstend mit einem: „das kann nicht anders werden," im alten Wuste fortschiebt, da entblüht ein nicht geahntes, segensreiches Leben, wenn die frische Kraft des Genies es beseelt. Die Meßkataloge schweigen seit einigen Jahren vom genialen, satyrischen Falk, aber herrlicher noch verewiget sich sein Name durch das Gute das er thut, als durch das Schöne das er schrieb; und das liebliche Leben, das mit den Heroen deutscher Kunst, Wieland und Herder, Schiller und Göthe, die das Schöne bildeten, für Weimar begann, endet würdig Falk, indem er das Gute

Digitized by Google

dazu gesellt. Von der ersten Entstehung dieser Gesellschaft saget der erste Bericht für das Jahr 1816, der, das Schöne dem Guten vereinigend, einen lieblichen, bedeutungsvollen Dominichino, von Schwertgeburt im Umrisse gestochen als Vignette an der Spitze trägt. „Als der Marschall Marmont, erzählt derselbe, mit seinem spanischen und welschen Anhang, in den Lagern von Wiegendorf und Schwabsdorf quartirte und hauste, so daß die Flammen seiner Beiwachten meilenweit den Horizont röthete, ist Einer aus unserer Mitte in jenen Mordnächten, den armen, bedrängten Landleuten zu Hülfe geeilt, mit Gefahr seines Lebens, und Hintansetzung aller feigen Rücksichten von eignem Wohl, sich dem fremden gern und freudig opfernd. Wohl ist dieses ein Freund in der Noth gewesen, und also haben auch die in Wiegendorf und Osmannsstadt ihn erfunden und genannt. Und wie nach diesem der mordschwere Arm des Krieges und der Seuchen durch die Landschaft immer heftiger gewüthet, und auch den Helfer nicht verschont, sondern ihm ebenfalls vier blühende Kindlein in einem Monat hingestreckt, hat er, obwohl mit ausgeweinten Augen und Herzen, darum das Vertrauen und die Freudigkeit zu seinem Gotte nicht verloren, sondern ist daran gewesen, sich und andere zu ermuntern mit mit Beflügelung, Rath und That. Und sind diese Flügel immer schöner gewachsen und ist aus dem Fundamente einer solchen christlich-festen Gesinnung, ein Himmelsbau entstanden, an dem Gottes Gnade auch bald so mächtig geworden, daß seine Thür als rechtes Nothpförtlein, allen Altern und Ständen, Tag und Nacht offen gestanden. Und wie nun des Klopfens und Dringens kein Ende werden wollte, und die Zahl der Nothleidenden und deren Menge so gewaltig überhand nahm, sei es nun von Kindlein, deren Aeltern zu Grund gegangen, oder von Aeltern aus eingeäscherten Dörfern, die ihre Kinder nicht weiter versorgen konnten, ist ihm das blutende Herz fast gebrochen vor Vaterangst und wußte nicht wo aus noch ein. In solchen Nöthen nun ist er, wie Nikodemus in der Nacht, heimlich zu einem edeln Freunde hingegangen, dessen Beruf es von jeher gewesen, den Brüdern beizuspringen in allerlei Noth und Anfechtung. Und wie er diesen gewonnen, was nicht schwer hielt, dazu einige geprüfte, hohe Freundinnen, auch zuvor Gott ernstlich gelobt, daß er sich dieser heiligen Sache ganz und freudig aufopfern wolle, so ist er ausgeflogen durch das Land, daß er sammelte die zerstreuten Kindlein, wie sie hülfsbedürftig hinter den Zäunen saßen, oder an weißen Stecken einer trostlosen Verwilderung entgegen irrten. Und wie ein oder zwei edle Menschenfreunde solchem Geschäfte lange nicht gewachsen sind, so haben sich, je nachdem er es diesem oder jenem mündlich erzählt, auch mehrere gefunden, und vereinigt, hie und da in niedern und höhern Ständen; und alle Solche haben wir mit dem schlichten Namen Freunde in der Noth genannt.“

Die Gesellschaft übt das segensreiche Werk, die verwahrloseten, verlassene Jugend der niedrigsten Volksklassen das Verbrechen meiden, Arbeitsamkeit und Bürgertugend lieben zu lehren. Hier ein Kind, dessen Aeltern in Ketten liegen, dort eines, daß heimatlos die Welt durchzieht: was soll ihr Schicksal werden? Die Gesellschaft nimmt sie auf, kleidet, nähret und lehrt sie, gibt sie braven Meistern in die Lehre, wacht und ist mit ihren Augen überall. Aeltern,

Digitized by Google

die ſich mit Hülfe der Geſellſchaft zum Lehrfache bilden, leiten und lehren die jüngern oder verwilderten, und wie ein geiſtiger Mechanismus alles in geordneter Bewegung erhält, ſo iſt auch der Mechanismus des Aeußern. Die Mädchen ſpinnen, die Knaben weben, und während der kleine Schuhmacher den andern Schuh verfertigt, nähen ihm die kleinen Schneider ſeine Kleider, beide bezahlen auf ſolche Weiſe den Tuchmacher, der aus der Mädchen Hand die Wolle erhält. Wie ein herrlich nach Grundſätzen geordneter Staat, unterſtützt eines das andere: gibt und erhält. Er bedarf keiner Kaſſe, keiner Kontrolle: ein wohlgeordnetes Buch enthält, wer und wo man ſich zu Beiträgen anheiſchig gemacht hat; darauf werden die Bedürftigen angewieſen. Und dieſes alles, ohne von dem Geiſt der Ordnung, der von da aus einſt ins bürgerliche Leben übergehn muß, hat ein Mann geſchaffen, hat es in wenigen Jahren! Die Geſellſchaft erfüllt, bewacht oder leitet 174 Lehrburſche, 101 Pflegkinder, 100 Spinnende und 120 Strickende. Die Kinder verfertigten in dieſem Jahre aus ſelbſtgeſponnener Wolle, Baumwolle und Flachs 400 Ellen Buntzeug; 800 Ellen Leinwand und 300 Ellen Tuch durch eigne, glücklich erweckte Thätigkeit; Knaben und Mädchen die noch vor zwei Jahren durch Herumſtreichen und loſe Künſte der Landſchaft und den Städten beſchwerlich fielen. An dieſem kleinen, fröhlich gedeihenden Staate möge mancher abgelebte Miniſter die für ſo ſchwer gehaltene Regierungskunſt lernen, und ſich überzeugen, daß man mit diplomatiſchen Noten zwar Sterne und Bänder ſich erwerben kann, aber die Menſchheit nicht beglückt — und möge es bewundern lernen, wenn ſein ausgepreßtes Hofherz noch Bewunderung fühlen kann, daß ein genialer Menſch Dinge zu leiſten vermag, wovon er und ſeine Routiniers ſich freilich nichts hätten träumen laſſen.

Der Jahresbericht gibt für den Pſychologen und Pädagogen die intereſſanteſte Ausbeute, indem er die Geſchichte eines großen Theils der von der Anſtalt gepflegten Kinder enthält. Ich will nur Einiges ausheben, was mir beſonders auffiel. So heißt es z. B.

„Siebenmal entſprungen iſt Schöning, immer wieder von uns aufgefaßt und feſtgeſtellt worden. Einmal lebte er mehrere Monate an der Oelmühle und in den Weinbergen von Jena. Er ſuchte ſogar für dieſes Leben in der Wildniß Kameradſchaften zu ſtiften. In den Fiſchmonaten ſchlug er die Schlöſſer von den Weinbergshäuschen herunter, kaufte ſich einen Nachthaken handthierte in der Saale, krebste oder fing ſich Forellen in den Bächen. Die Tauben in den benachbarten Mühlen, wenn ſie um Aegidie herum von Körnern feiſt wurden, entgingen ſeinen Nachſtellungen eben ſo wenig, als die jungen Enten auf den Teichen, die Beeren im Geſträuch, die Faſanen im Walde und die Eier in den Neſtern. Zu dieſer freien Jägerkunſt beſitzt er ein von Jugend auf glücklich geübtes Augenmaas. Kein Federchen, was noch ſo hoch im Gipfel eines grünen Baumes zittert; ſein Auge entdeckt es alsbald, mit ihm das Neſt, mit dieſem die Beute. Der Sommer 1815 iſt für die Elſtern um Jena herum ein böſes Jahr geweſen. Schöning hauste dazumal in der Gegend der Oelmühle. Auf einer kleinen einſam gelegenen Saalinſel, im verborgenſten Geſträuch, war ſeine Feldküche aufgeſchlagen. Zu einem noch etwas furchtſamen Kameraden, den er durchs Waſſer watend dahin führte, und dem wir dieſe

Digitized by Google

Erzählung verdanken, ſagte er ganz gelaſſen, indem er ihm verſchiedene Töpfe zeigte: Das iſt unſere Feuerſtätte, das unſere Küche, hier ſpionirt uns kein Teufel aus! „Aber was ſteckt denn da in den Töpfen, fragte der andere: ſind das Tauben?“ Nein, Tauben nicht, aber Elſtern, recht beleibte quappligte Dinger! Wie die von der Polizei mich im vergangenen Frühling haſchten und zum Rath nach Weimar abführten, hatte ich gleich Fürſehung gethan. Elſteneier gab's damals genug, und in dem ganzen Strich der Oelmühle hinunter, ſo viel, daß ich ſie nicht alle bezwingen konnte. Da kam ich nun auf den guten Einfall ihnen die Flügel ein wenig zu knicken, wie ſie in den Neſtern flügge werden, ſo können ſie, dacht' ich, mir doch nicht wegfliegen, die Alten müſſen mir ſie auffüttern, und wenn ich wiederkomme, ſpeis ich ſie. Das hat er nun redlich gethan. Auf dem letzten Kreuzzug, den er im vorigen Sommer mit dem wilden Kreuzburger Homann, Komplot machend, neun Stunden in der Länge und Breite, durchs Webicht, bis in die Gegend von Koſen und Naumburg veranſtaltete, erwählte er das Thümleriſche Gartenhaus vor Jena zur Herberge. Den nächtlichen Eingang in daſſelbe nahmen beide durch den Abtritt, die auf dem Boden liegende Scheite benutzten ſie, ein Wachtfeuer in dem Saal anzuzünden. Schöning fing junge Haſen im Webicht, Homann zog ſie ab und briet oder ſengte ſie, wie es eben gehen wollte. Sobald Schöning im Freien lebte, ſo pflegte er mit dem Beil ſich ganze Stachelbeerſträuche abzuhauen; die reifen ißt er, die unreifen ſchmort er und mit dem trocknen Holze beſchickt er ſeine Bettelküche. Früher in ſeinem zehnten, eilften Jahre hat ihn auch das Kriegsleben angezogen. In den Lagern hat er den Troßbuben gemacht. In der Lützner Schlacht, als von den Haubitzen angezündet, rings auf den Feldern die Weisdornen brannten, lag er etwas erſchreckt in einem Graben, bis es, um mich ſeines Ausdrucks zu bedienen, nicht mehr dumberte. Alsdann kroch er hervor und ſuchte die Todten aus. Ein Paar in einem hohlen Baum dazumal zurückgelaſſene Uhren erfüllen ihn noch jetzt mit ſchmerzlicher Sehnſucht. In der Kunſt ohne Paß zu reiſen, Hunde mit einigen Wurſtzipfel zu locken und den Thorſchreibern unbemerkt zu Nacht, wie die Hunde nach Thorſchluß, heimlich unter den Thorwegen und Gattern der Stadt hinwegzuſchläpfen, über die Zäune, in's Gehöf und in die Gärten zu gelangen, ſucht Schöning Seinesgleichen. Wenige werden es ihm wohl in gewagten Sprüngen von Mauern und Gibeln, ſo wie im Klettern zuvorthun. Auf gleichem Boden träumeriſch, faſt dämiſch und ſchläfrig von Anſehen, ſcheint derſelbe, ſobald derſelbe einen Baum beſteigt, die Natur eines muntern Eichhorns anzunehmen.“

Wer bewundert hier nicht die Grundzüge der rohen Menſchennatur, die wenn nicht der Geiſt der Liebe und Religion ihn zur Humanität erziehet, den Wilden oder Räuber ſchafft: und wer verkennt in Schöning die Elemente, woraus ſich einmal ſicher ein kräftiger, gewandter und furchtbarer Räuber gebildet hätte? Der Staat ſtraft mit eiſernen Geſetzen die Verſündigung; aber er verſäumt es, den Menſchen der Sünde zu entreißen! — Mit Rührung las ich in dieſen Blättern auch einen Vorfall erwähnt, der von dem Einfluſſe, den das alte Gebäude der deutſchen Bürgerlichkeit und des Innungsweſens auf die Sittlichkeit hat, zeuget, ſo wie von der Vaterliebe

Digitized by Google

des Stifters dieſer Geſellſchaft, der das gefallene Kind nicht aufgibt, ſondern mit Liebe das Verirrte wieder an ſein Herz zieht.

„Ein Lehrling hatte ſich eines Diebſtahls ſchuldig gemacht. Wäre die Strenge des Strafgeſetzes nicht durch einen Großherzoglichen ächt menſchenfreundlichen Spruch gemildert worden; ſo war dies junge ſiebenzehnjährige Leben den öffentlichen Strafanſtalten unabbittlich verfallen. Bei dieſer Gelegenheit ließen wir einen alten löblichen Handwerksgebrauch wieder aufleben. Dem von unſern gnädigſten Landesvater ausgedrückten Wunſch zufolge, daß das ehrbare hieſige Schuhmacher-Handwerk an dieſem Burſchen in Betracht ſeiner Jugend, noch einmal Gnade üben, und was die Sitten deſſelben beträfe, ſeine Aufſicht verdoppeln möchte, hatten die Meiſter ſich zahlreich im hieſigen Alexanderhof verſammelt. Die Sitzung vor offener Lade war zuerſt etwas ſtürmiſch. Als ſie ſchon begonnen, erſchien der Vorſteher der Geſellſchaft der Freunde in der Noth und trug gleichſam an Aeltermſtatt dem ehrbaren Handwerk das Geſuch vor. Hierauf Weigerung von einigen Seiten; von andern ſogar hartnäckiges Abſchlagen, aus alter angeſtammter würdiger Handwerkslehre. „Das ſei ja aber das Herrliche, das mit keinem Geld zu Bezahlende, der alten Innungen; deshalb wurden ſie ehrbare Handwerker genannt, weil der Namen Schloſſer, Maurer, Zimmermann, Tiſchler u. ſ. w. ſchon an ſich ein Paß und ein Ehrenname durch die ganze Welt ſei, der keinen unrechten Tropfen Blutes dulde, ſondern den zu Wien und Berlin eingewanderten Inhaber, obwohl mit verſchabtem Rock und abgetragenem Mantel, wenn er ſonſt ein geſchickter Arbeiter ſei, Zutritt in die Burg des Kaiſers, in das Schloß des Königs verſchaffte; man habe an dieſen Dingen allzuviel gekünſtelt, und alte wohlhergebrachte Rechte, zum großen Schaden und Nachtheil der bürgerlichen Geſellſchaft, durch Machtſprüche ungültig gemacht.“ Wir verſicherten dagegen, mit vollkommenſter Anerkennung des Grundſatzes, daß Ehrbarkeit der wahrhaftige Bürgeradel ſei, indem man zwar in jedem Kaufmannsladen Tuch zur Wiederherſtellung eines verſchabtem Rocks oder eines abgetragenen Mantels, aber keineswegs die verlorne Ehre, nach der Elle wieder kaufen und einhandeln könne, jedoch gäben wir den ehrbaren Meiſtern zugleich zu bedenken, daß wir in dieſer Verbindung der Dinge, Welt und Staat genannt, nicht blos Schmiede, Schuhmacher, Tiſchler und Zimmerleute, ſondern auch Menſchen, Chriſten und Familienväter waren, daß die Jugend Nachſicht erfordere und daß uns kürzlich unſer gnädigſter Landesvater mit einem Beiſpiel von Barmherzigkeit in dieſer Sache vorangegangen ſei. „Darum ſeid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig iſt!“ Indem war auch der Angeklagte in die Stube getreten, und ſagte in der Thür ſtehen bleibend, mit zaghafter Stimme, folgende in altdeutſche Reime zu dieſem Zweck verfaßte Abbitte her:

„Lieben Meiſter und Geſellen, ich muß mich vor die Thür' hier ſtellen, bin nicht werth vor die Lade zu treten, bis ich eure Verzeihung erbeten! Haltet es meiner Jugend zu gut, was ich geſündigt aus heißem Blut, Gott iſt gnädig, ſeid ihr desgleichen. Meiſter, wollet die Hand mir reichen! Laßt mich auch nicht zu lang hier ſtehn, ſonſt müßt ich in meinem Herzleid

vergehen! So helfe mir Gott und sein heilig Wort, als ich mich redlich will halten hinfort, nach loblichen Handwerksgebrauch und Gesetzen, und meine Ehre nie wieder verletzen.“ An diese Stelle gekommen, gingen die Augen des Lehrlings über, seine Stimme wurde ungewiß, stockte und verlohr sich zuletzt in ein lautes Schluchzen, und als Augenzeuge kann ich versichern, daß sehr wenige Augen in der Versammlung bei dieser wahrhaft rührenden bürgerlichen Handlung trocken geblieben sind. Nun mußte er vor offener Lade, mit feierlichem Handschlag und Auffagung des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen,“ den versammelten Meistern lebenslängliche Besserung angeloben, worauf er wieder von denselben als Lehrling des ehrbaren Schuhmacherhandwerks, zu Gnaden an und aufgenommen worden ist.

Weimar im März 1817. P. von Ch.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Gränzen des Holzwuchses auf den höchsten Alpen. Abnahme der Vegetationskraft in den Alpen. — Entstehung der Lawinen. — Ungeheuere Ziegenzucht. — Armuth und Uebervölkerung des Oberlandes vom Kanton Bern.

Herr Karl Kasthofer, Oberförster zu Bern, ein seinem Fache gewachsener, kenntnißvoller und thätiger Mann, läßt uns in seinen „Bemerkungen über die Wälder und die Alpen des Bernerischen Hochgebirgs“ (München 1816) einen sehr belehrenden Blick in die Natur der Gebirgsgegenden und in die Haushaltung ihrer Bewohner thun. Die kleine Schrift, welche eben so sehr die Beachtung schweizerischer Regierungen verdient, in deren Staaten Alpen gelegen sind, als der Aufmerksamkeit der Naturforscher würdig ist, denen hier manche merkwürdige Erfahrung geboten wird, erschien schon in einer baierischen Zeitschrift für Forstwesen abgedruckt, aber von Druckfehlern, besonders der Eigennamen, bis zur Unverständlichkeit entstellt.

Von gebirgischen Waldbäumen fand Hr. Kasthofer die majestätische Nachbarin der Gletscher (Pinus cembra) 6350 Pariser Fuß über das Mittelmeer grünend, drei Fuß im Durchmesser, bei sechszig Fuß hoch; die Lärchen (Pinus larix) sind schon vom Bernischen Gebirg verschwunden; die Rothtanne (Pinus picea) steigt am Gebirg bis zu einer Höhe von 6200 Par. Fuß; die Weistanne (Pinus abies) ohngefähr bis auf 5500 Fuß; die Buche bis 3300; die Eiche (quercus robur sessile) bis 3300; der Ahorn (acer pseudoplatanus) bis 4500; die Lenne (acer platanoides) bis 4000; die Birke bis 5500; die weiße Erle (betula alnus incana) bis 4100; eben so hoch hinauf die Esche (Fraxinus excelsior).

Bedeutsam ist, was von der Abnahme der Vegetationskraft der Gebirge angeführt wird. Ueber dem Grimselhospitium wurden unlängst, auf einer Höhe von 6300 Fuß, Reste starker Arvenstämme unter torfartigem Grunde ausgegraben, wo einige Geviertstunden ringsherum kein

Digitized by Google

Stamm dieser Holzart mehr zu finden ist, und alles Pflanzenleben ausgestorben scheint. Auf dem ganzen gegen Mittag gewandten Bergbang am Brienzersee ist, vom Augstmattenhorn hinweg bis an den Brünigberg, die wirkliche höchste Gränze des Holzwuchses wenig über 5000 Fuß und die Rothtannen sterben hier in dieser Höhe ab, wenn sie wenige Schuhe erreicht haben, da doch die mögliche Vegetationsgränze dieser Holzart 6200 Fuß in unserm Hochgebirg angenommen werden kann, und auf dem nämlichen genannten Bergbang, auf der Rotschalp z. B., tausend Fuß höher beiläufig 6000 Fuß hoch noch Stöcke alter Stämme halb vermodert gefunden worden sind, die einen Fuß im Durchmesser halten; es ist hier folglich ein Bergbang in einer Länge von vier Stunden und in einer Breite von tausend Fuß verwildert, oder zur Holzproduktion untauglich geworden, und mehrere von dem Verfasser hier unternommenen Saatversuche mit verschiedenen Holzarten sind, wegen gänzlichen Mangel alter schühender Stämme ohne Zweifel, mißlungen. Kein Bergdorf ist, wo nicht Zeugnisse von den Vorältern gehört werden: daß diese oder jene Obstbaumart vormals mit Erfolg auf ihren Wiesen gepflanzt worden sei, und hier nun nicht mehr gedeihen wolle.

Daß die immer weiter um sich greifende Entblößung des Hochgebirgs von Waldungen Ursache sei der größer werdenden Dürre unserer Sommer, geht aus der Bestimmung der Baumblätter hervor, die wässerigen Dünste an sich zu ziehen, und durch Ziehkraft gegen die Wolken diese von Elektrizität und von Wasser zu entladen. Das Versiegen so vieler Quellen und die größere Seltenheit des Regens in den Staaten von Kentuki und Tennesee, seitdem durch Ausrottung der alten Wälder das Land zu sehr von Bäumen entblößt worden, berechtigt zu ähnlichen Schlüssen auf unsern Alpen, wo immer mehr über Trockniß der Sommer und steigende Unfruchtbarkeit geklagt wird.

Ueber Entstehung der Lawinen und ihre verschiedenen Arten giebt Hr. Kasthofer aus seinen Erfahrungen folgende Auskunft. Gewöhnlich stellt man sich Schneelawinen vor, als große Massen Schnees, die unbedeutend in ihrer Entstehung, und wohl gar von einem Vögelchen veranlaßt, in rollender Bewegung über schiefe Schneefelder sich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geschleudert, nach den Thälern stürzen. Allein diese Erklärung ist ganz irrig. Die Schneelawinen können ihrer verschiedenen Entstehung und Wirkung nach unter vier Abtheilungen gebracht werden. Staublawinen nämlich, Grundlawinen, Gletscherlawinen und Rutschlawinen oder Suoggischnee*).

Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß und der Bergbang, wo er aufliegt, schief genug ist, so entsteht eine Lawine. Zerstäubt die Schneemasse im Fall, so heißt sie Staublawine, und dann wird sie durch die Federkraft der Luft, die unter der schnell fallenden Last gepreßt wird, fürchterlich, weniger durch die Menge des fallenden Schnees. Zerstäubt die losgleitende Last nicht, sondern es fällt die ganze Schneedecke auf weniger steilem Abhang,

*) Eine Benennung, die dem Oberlande eigen ist. „Suoggen“ heißt langsam gehen, schleichen.

Digitized by Google

mehr oder weniger — noch zuſammenhängend herunter, ſo heißt ſie Grundlawine, die weniger durch Luftdruck, als durch ihre Maſſe gefährlich wird. Gletſcher- oder Eislawinen entſtehen blos, wenn im Vorrücken der Gletſcher auf ſchiefer uneben felſichter Unterlage, oder auch nur durch die Schwere der Maſſen Gletſcherfragmente berſten und im Fallen zerſplittert herunter ſtürzen. Suoggilawinen endlich entſtehen, wenn die Schneedecke auf weniger ſchiefer aber ſchlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen oder Losreißen kömmt, ſondern langſam über die Erde rutſcht, und hinter jedem Gegenſtand, der der bewegten Maſſe widerſteht, ſich anhäuft, bis er vom Drucke weicht, oder der Schnee ſich an ihm theilt.

Staublawinen entſtehen meiſtens im Winter nach tief gefallenem locker zuſammenhängenden Schnee; ſie ſind für das Leben der Gebirgsbewohner und des Viehs, für die Gebäude und für die Gebirgswälder die gefährlichſten.

Grundlawinen ſind weniger häufig im Winter, ſondern entſtehen gewöhnlich erſt beim Antritt des Frühjahrs, wenn Waſſer von geſchmolzenem Schnee zwiſchen der Schneedecke eines Abhanges und der Erdfläche durchſintert, den Boden ſchlüpfrig macht, und ſeinen Zuſammenhang mit den unterſten Schneelagen auflöſt. Von dem Suoggiſchnee iſt die Grundlawine blos durch die Wirkung und durch die größere Steilheit des Abhangs, auf dem ſie liegt, unterſchieden. Da der Fall der Grundlawinen ſelten beträchtlich hoch iſt, und ihre Bewegung gewöhnlich regelmäßig in den nämlichen Schründen auf weniger ſteilem Abhang geſchieht, ſo iſt auch der Schade, den ſie verurſacht, weniger beträchtlich, und weniger Gefahr von ihr für Menſchen und Vieh zu befürchten; würde der Fall der Grundlawine beträchtlich hoch, ſo könnte ſie zur Staublawine werden. Im Frühjahr aber, wo der Schnee zu ſchmelzen beginnt, kalte Nächte oft mit warmen Tagen abwechſeln und eine feſte Eiskruſte dann den Schnee überzieht, wird auch der innere Zuſammenhang des Schnees ſtärker, und ſeine Maſſe wird, wenn ſie in Bewegung kommt, eher zum langſamern Gleiten über die Bergbänge, als zum Abſtürzen geneigt ſein. Die Grundlawine reißt gewöhnlich von dem Abhang, wo ſie ſich löſt, Steine und Erde mit; nicht ſo die Staublawine, die nur im Winter entſteht, wenn ihre Erdunterlage gefroren iſt.

Gletſcherlawinen ſind ſelten den Waldungen oder der Sicherheit der Thäler gefährlich, wenn nicht größere Maſſen des Gletſchers ſich losreißen und in Staublawinen verwandeln, die bis auf beweidete Alpen reichen können. Meiſtens entſtehen die Gletſcherlawinen im Sommer, wenn der Fön *) über die Eisfelder weht und das geſchmolzene Waſſer über die Felsunterlagen des Gletſchers rinnt, die unterſten Schichten des aufliegenden Eiſes ſchmilzt, und ſo das Vorrücken des Gletſchers und ſein theilweiſes Berſten befördert.

Da, wo der Verfaſſer von den Urſachen der Waldverödungen ſpricht, berührt er einige Thatſachen, welche wohl wenigen Statiſtikern ſelbſt in der Schweiz bekannt ſein mögen, und Aufmerkſamkeit verdienen. In den Oberämtern Interlaken und Oberhasli, ſagt er, iſt

*) Südwind.

Digitized by Google

die Ziegenzucht am höchſten gediehen, weil hier die Beſchaffenheit des Gebirgs die Ziegenweide am nothwendigſten und nutzbarſten macht, und in dieſen Oberämtern überhaupt mehr als in den Simmen- und Kanderthälern die Ländereien zertheilt, landloſe Bauern und arme Leute ſind. Die Gemeinde Brienz hält zu 300 Haushaltungen bei dreitauſend Ziegen, die noch vor wenigen Jahren ganz frei in den ruinirten Wäldern dieſer Gegend weideten. Die aus 20 Haushaltungen beſtehende Gemeinde Imboden im Oberhasli hält fünfhundert Ziegen, die bis jetzt nicht aus den dortigen Hochwäldern entfernt werden konnten.

Es giebt viele Gemeinden im Oberlande, wo drei Theile der Bauern nicht zwei Jucharten Landes beſitzen, und vielleicht iſt unter den kultivirten Ländern keines wie das Oberland, wo eine ſo große Menge landloſer Leute zu finden wäre, die für ihren ganzen Lebensunterhalt blos kleine Stücke Allmendland zum Pflanzen von Kartoffeln, und Ziegen, die in die Wälder und auf Gemeindweiden getrieben werden, zu nutzen haben. Dieſe Zertheilung der Ländereien, die unverhältnißmäßige Bevölkerung der urbaren Thalgründe, die von jener Zerſtückelung des Landes und von der herrſchenden Armuth die Urſache und auch die Folge iſt, der beinahe gänzliche Mangel an Induſtrie in dieſen Gegenden, dieſe ſchwer zu hebenden Urſachen haben die ſo übermäßige Vermehrung der Ziegen hervorgebracht. Die Ziegenzucht erfordert kein Landeigenthum im Oberlande und dieſe Thiere werden leicht im Winter von Baumblättern und Reiſig erhalten, das den Herbſt hindurch geſammelt wird. Im Oberhasli werden die Ziegen zum Theil auch von Baumflechten*) genährt, die in rauhen Gebirgen an den Fichten wachſen. Im Frühjahr iſt in vielen Gegenden Gemeinweide auf allen Gütern, da die Menge der Armen den vermögenden Landmann hierin zur Nachſicht zwingt. Das ganze Jahr hindurch ſtehen die ausgehauenen Waldungen, wo ſo viele mit Gras bewachſene Blößen ſind, den Ziegenheerden derer offen, die keine Alprechte beſitzen. Aber nicht nur der Arme bedarf ihrer; auch der Reiche, der vermögend genug iſt, Kühe auf den Alpen zu ſömmern, hält den Sommer hindurch, wie der Arme, Ziegen, und treibt ſie in Wälder und auf Allmenden, — um nicht an Milch Mangel zu leiden. Die bedürftige Bevölkerung genießt kein anderes Fleiſch, als Ziegenfleiſch, und in dem Aktivhandel des Gebirgslandes iſt der Verkauf der Ziegenfelle, die meiſt roh ins Ausland gehen, von Wichtigkeit.

Der Raum dieſer Blätter verbietet, hier noch ausführlicher das von Hrn. Kasthofer entfaltete wichtige Verhältniß der Alpen- und Landwirthſchaft und der Forſthaushaltung zu berühren, unſtreitig der wichtigſte Theil der ganzen Schrift. Uns genügt, auf das Werkchen des verdienſtvollen Mannes die ganze Aufmerkſamkeit zu leiten, und noch ſein letztes Wort anzuführen.

Den Gebirgsgegenden des Berniſchen Oberlandes ſteht in nicht fernen Jahren eine ernſte Kriſis bevor. Mit der unverhältnißmäßigen Bevölkerung hat die Zerſtückelung der Ländereien

*) Es ſind Lichenes, ciliaris, barbatus etc. Im Oberhasli wird dieſes Futter Raag genannt.

Digitized by Google

so sehr gleichen Schritt gehalten, daß wenige Erbtheile der kommenden Generation groß genug sein werden, ihre Besitzer zu nähren und zu kleiden, und wirklich ist ein Mißverhältniß der Landesproduktion mit seinem Konsumtionsbedarf eingetreten, das um so mehr Abhülfe verlangt, als keinerlei Industrie dasselbe ausgleicht. Die lange verbreiteten Täuschungen von Idyllen-Unschuld in diesen Thälern haben eben so lange den Blick des Beobachters von den Blößen des Landes und des Volkes abgezogen. Die Schaaren der fremden Lustwandler haben mit ihren vollen Beuteln Pandorenbüchsen unter dem Hirtenvolk geöffnet, seiner wenigen Thätigkeit in den schönsten Thälern eine sittenverderbliche Richtung gegeben. Oft ist unter uns die Behauptung gehört worden, daß wohlhabende Landleute leicht ehrgeizig, ehrgeizige Landleute leicht oder immer schlechte Bürger werden. Wer aus dem Gegensatz jene beklagenswerthe Behauptung bestreiten lernen will, der bereise nicht das Gebirgsland: er bewohne dasselbe und beobachte unbefangen.

Wenn das Uebermaaß der Bevölkerung nicht auf andern Wegen, als auf dem unseligen Wege des fremden Kriegsdienstes abgeleitet; wenn der gemeinnützige Sinn des Landmanns nicht geweckt, wirthschaftliche Kenntnisse nicht in den Thälern verbreitet werden; wenn die fortgehende Zerstückelung der Ländereien, die erste Folge und nun auch Ursache der krankhaft gestiegenen Bevölkerung nicht ihre Schranke findet: so werden Forstmandate so wenig die Rettung der Alpenwälder bewirken, als Sittenmandate die Rettung guter Sitten! — —

Zsch.

Aus England.

Hoffnungen zum Besuch des Nordpols.

—— Einige der reichsten Männer, die beim Wallfischfang interessirt sind, haben nun, wie man mich versichert, wirklich den Gedanken gefaßt, wenns Möglichkeit ist, den Nordpol besuchen zu lassen. Herr Scoresby von Whitby, der am 11. März 1816 in der wernerschen Gesellschaft zu Edinburg eine Denkschrift über diese Möglichkeit vorlas, ließ es beim bloßen Vorlesen nicht bewenden. Er verwendete sich auch in der Wirklichkeit für die Ausführung seines Wunsches. Scoresby selber hat schon Reisen zum Eismeer gethan. Er hat bewiesen, daß schon Fischer bis ein und achtzig und einen halben Grad der Breite über dem Eise vorgedrungen sind, und sie von da bis zum Nordpol, mit Schlitten von Hunden und Rennthieren gezogen, binnen vierzehn Tagen gelangt wären, wenn ihnen an solchen Entdeckungsreisen gelegen gewesen sein würde. Von der furchtbaren Kälte am Nordpol fürchtet er wenig, da der Thermometer auf dem Eismeer, wie er selbst beobachtete, durch den Nordwind nur unbedeutend änderte. Doch verhehlt er sich nicht, daß durch Strömungen und Aerme des ungefrornen Meeres, durch Eisberge, Nebel und weiche, tiefe Schneelager, die Hindernisse noch immer groß bleiben. Aber auch sie zu besiegen, hat er Vorschläge gethan. Vielleicht ist es unserm Zeitalter vorbehalten, dieses noch vom Auge keines Sterblichen gesehene Aufsenende des Erdballs zu beobachten.

Digitized by Google

Aus Asien.

Calcutta und die ostindisch-britische Macht.

— Kömmt man auf der Fahrt nach Ostindien, dem unerschöpflichen und wahrhaften Eldorado Englands, zuerst auf der Seeseite zum Anblick der Stadt Calcutta, des heutigen Tyrus von Asien: so wird man geblendet, überrascht; man reibt sich die Augen; man glaubt zu träumen, oder eine der prächtigsten Städte des alten Griechenlands am Ufer des Ganges zu sehen. Da lagert sich vor unsern Augen eine fast unübersehbare Stadt aus, voll unzähliger Paläste, die alle im reichsten und edelsten Geschmack erbaut, mit einander um den Vorzug der Herrlichkeit buhlen. Dazwischen ragen die hohen Thürme der christlichen Kirchen wunderbar friedlich mit den schlanken Minareten der Moscheen in die Lüfte. Weitläuftige Gärten, wie sie nur die Lande der Wendekreise aufweisen, und nur britische Millionärs ausschmücken können, entfalten sich rechts und links; und weit hinauf an beiden Ufern Hugley's, des großen Ganges-Armes, die schönsten, lieblichsten Landhäuser in unbeschreiblicher Fülle und Lieblichkeit, — vorn die regelmäßige, unüberwindliche Williams-Veste, mit ihren weitläuftigen Werken. Im Innern der Stadt wechseln seltsam die großen Prachtgebäude mit Hütten von Bambusrohr. Es ist hier eine eigne Welt, wie man sie sonst selten erblickt. Da wandeln, fahren und reiten Menschen von allerlei Ländern und Welttheilen, Engländer, Hindu's, Türken, Portugiesen, Armenier, Chinesen, Afrikaner, Perser u. s. w., Alles in reger Geschäftigkeit. — In der Stadt Calcutta wohnen nun zwar nicht viel mehr Leute, als etwa in Paris, das heißt, ohngefähr fünfmalhunderttausend Menschen beisammen. Aber man weiß kaum, wo die Stadt eigentlich aufhört. Denn im Umfang von sieben Meilen leben da, nach den neuesten polizeilichen Zählungen bei 2,225,000 Seelen. Der jährliche Handel mit Indien, dem übrigen Asien und Europa war im Jahr 1814 auf 13,545,160 Pf. Sterling angestiegen, und der reine Gewinn davon auf 599,883 Pf. Sterling berechnet. Warum hat man doch in unserm alles „verschlingenden Deutschland noch nicht die bisher erschienenen eilf Bände von den reichhaltigen Denkschriften der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta übersetzt, oder wesentlich ausgezogen?

Was die englische ostindische Gesellschaft unter großbritanischer Landeshoheit von Hindostan besitzt, ist ein Gebiet von 526,000 engl. Geviertmeilen (ohngefähr 180,000 franz. Geviertmeilen). Die hier wohnenden ein und siebenzig Millionen Hindu's werden von 24,300 Mann europäischer Soldaten und 129,000 Mann Seapoys in Zaum und Zucht gehalten.

Nach dem, dem britischen Parlament im Jahr 1814 vorgelegten Zustand der Besitzungen in Ostindien betrug die Bevölkerung des britischen Gebiets blos 40,038,408 Seelen, worunter die Europäer eine Anzahl von 45,246 Menschen ausmachten. Im Dienst der ostindischen Gesellschaft standen damals in bürgerlichen Aemtern 15,564 Menschen, (darunter 3202 Europäer und 12,362 Eingeborne); beim Heerwesen 160,000 Menschen; beim Seewesen 913 Personen nebst 2500 Seeleuten.

Digitized by Google

Zu derselben Zeit betrug das Vermögen der Gesellschaft 49,064,694 Pf. Sterling, die Schuld 46,114,293 Pf. Sterl. (Im Jahr 1801 betrug die Schuld nur 17,674,532 Pfund, im Jahr 1806 schon 27,722,891 Pf.)

Wie viele Reiche Europens kommen diesem Staate Asiens gleich an Umfang, Volksmenge und innerm Reichthum? Was könnte Ostindien werden, wenn es einst dem Beispiel Nordamerika's folgen würde? — Was würde dann aus dem britischen Koloß werden, wenn er von diesem Fußgestell herabstürzen müßte?

Aus Afrika.

Die Tataren und Malayen, Stammgenossen der amerikanischen Völkerschaften. — Fortschritte der Südsee-Eilander in europäischen Kenntnissen und Einrichtungen. — Owohee.

—— Man machte bisher aus Nordamerika's Ureinwohnern gewöhnlich einen eignen kupferfarbenen Menschenschlag, den aber schon Meiners zu einem großen Mongolenstamm zählte. Doktor Samuel L. Mitchell, öffentlicher Lehrer der Naturgeschichte zu New-York beweiset nun, daß die Ureinwohner beider Amerika's offenbar Abkömmlinge von Nord- und Südasiaten seien, trotz aller Kupferfarbe.

Gleichwie in Asien die Tataren China überwältigten, so in Amerika einst die Horden der Azteken Mexiko. Wie die Hunnen und Alanen Italien verödeten: so einst die Chipewäs und Irokesen die schönen Ufer des Ohio. Was von den siegenden Völkern im nördlichen Amerika verblieb, deutet auf tatarische Abkunft hin. Dafür findet Herr Mitchell mannigfaltige Zeugnisse.

1. Männer, welche sowohl die amerikanischen Wilden, als die tatarischen Stämme in Asien sahen, wie Herr Genet französischer Minister bei den Vereinten-Staaten, Caseaux französischer Konsul zu New-York u. a. m. wurden sogleich von der verwandten Gesichtsbildung und Haltung beider betroffen. Sidi Mellimelli, tunesischer Gesandte bei den Vereinten-Staaten im Jahr 1801, war beim Anblick der Cherkisen, Asagen und Miamies sraks derselben Meinung.

2. Professor Barton hat bei seinen Untersuchungen über die Sprachen zwischen denen in Asien und Amerika eine auffallende Menge ähnlicher Wörter von ähnlicher Bedeutung gefunden, die auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen.

3. Noch spricht dafür so viel Uebereinstimmendes in den Sitten und Gebräuchen; z. B. das Abscheeren der Haare vom Schädel, vorn und an den Seiten des Kopfs; das Rauchen der Pfeifen bei feierlichen Gelegenheiten u. s. w.

4. Auch zwischen den indianischen Hunden in Amerika und den sibirischen Hunden ist noch viel Aehnlichkeit. Dieser Schlag Hunde ist von ganz anderer Art, als der oder die in Europa

Digitized by Google

gewöhnlich ſind; und allerdings darf man daraus folgern, daß der ſibiriſche Hund nur in Geſellſchaft ſeines tatariſchen Herrn nach Amerika gekommen ſei.

Die von den Tataren überwundenen Urvölker Nordamerikas ſind, nach Mitchells Sätzen, entſchieden von malayſcher Abkunft geweſen, wie man aus ihren Leichnamen, Gewändern und Kleidungen wahrnimmt, die man noch vor wenigen Jahren in den Salpeter- und Vitriolgruben von Kentuky und Teneſee fand, und in ihrem ausgedörrten Zuſtand für Mumien anſah.

Aehnliche Mumiengeſtalten haben die amerikaniſchen Schiffer auch ſchon von den Sandwich Inſeln und anderer ſüdſeeriſchen Eilanden mitgebracht. Die regelmäßig geſtrickten Netze; die künſtlich aus Pflanzenrinden verfertigten Gewänder; die Kunſtwerke und Schnitzeleien, welche menſchliche und andere Geſtalten vorſtellen ſollen; die Kriegsbaukunſt und Befeſtigungsart der alten Amerikaner, dies alles und mehr beweiſet offenbare Stammsgenoſſenſchaft mit den Völkern im ſtillen Meere; über alles aber thun die vergleichenden Beobachtungen des Schädels und Geſichtwinkels an den Mumien, ihre beſtändige Zuſammenſtimmung mit denen noch lebenden Malayen dar.

Hätten die Robertſons, Buffons, Raynals, Pauws und andere, die über Amerika ſchrieben, die zahlreichen Vergleichungspunkte zwiſchen den Bewohnern Aſiens und Amerikas gekannt oder benutzt, ihre Hypotheſen und daraus gefloſſenen Verirrungen würden nicht ſtatt gefunden haben.

Meiners macht die Malayen zu einem Schlag vom mongoliſchen Menſchenſtamm; Mitchell kehrt die Sache um. Beide bleiben vorläufig der neugierigen Welt den Beweis ſchuldig. Inzwiſchen wird immer für die Geſchichte der Menſchheit ein wichtiger Beitrag ſein, wenn die Stammverwandſchaft der nordamerikaniſchen Indianer mit den Tataren, oder die der Urbewoher mit den Malayen zur Unläugbarkeit erhoben werden kann.

Daß Amerika einſt, ſo gut als die alte Welt, ihre Völkerwanderungen gehabt, iſt nicht mehr zu bezweifeln. Wer weiß ob wir nicht einſt noch dazu gelangen, aus Sagen, Liedern oder andern Ueberbleibſeln des nordiſchen oder amerikaniſchen Alterthums den tatariſchen Alexander oder Attila, oder wie der Weltverwüſter geheißen haben mag, zu erfahren, der vom Nordpol herab bis zum mexikaniſchen Buſen ſeine Eroberungen machte.

— Man vernimmt nur dann und wann aus engliſchen und amerikaniſchen Blättern eine vereinzelte Kunde vom gegenwärtigen Zuſtand der Südſeeinſeln, die ehmals durch Cooks und Forſters Reiſen, und einige ſpätere Seefahrer, in Europa ſo lebhafte Theilnahme erregten. Wer erinnert ſich nicht gern der milden, lebensluſtigen Otaheiter oder der furchtbaren, kriegeriſchen Owyher.

Seit vierzig Jahren haben ſich dort große Veränderungen zugetragen, welche allerdings Aufmerkſamkeit verdienen. Es ſind da nicht mehr die unbehülflichen Barbaren oder Wilde,

Digitized by Google

sondern europäische Gesittung und Kunst blüht auch in den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meers auf.

Sämmtliche Sandwich-Inseln stehen jetzt unter dem Zepter eines einzigen Königs, der, im Umgang mit Europäern gebildet, seinen Staaten ein Peter der Große wird. Er nimmt gern Europäer in seinen Dienst, stellt sie an, besoldet sie gut. Die englische Sprache und Lebensart wird sehr gemein. Der König läßt seine Unterthanen in Bereitung ihrer Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten von den Fremden unterrichten. Er hat von den Amerikanern Schiffe gekauft und läßt nun selbst zu Owyhee eine kleine Flotte nach deren Muster bauen. In der Schiffahrt haben die Sandwicher schon solche Fortschritte gemacht, daß sie mit China einen vortheilhaften Waarenverkehr treiben, der von Jahr zu Jahr lebhafter wird.

Freiwillig und schnell macht auch das Christenthum bei den Sandwichern Fortschritte, denn sie haben Schulen, und die Jugend lernt lesen, schreiben, rechnen. Wirklich befinden sich gegenwärtig vier junge Eingeborne von Owyhee in Morris-Akademie zu Lichtfield im Staat Connecticut, wo sie der Gottesgelahrheit gewidmet sind, um in ihrem Vaterlande einst als Glaubensverkünder zu dienen. Einer derselben ist beschäftigt, einen Theil des neuen Testamentes in die owyheesche Sprache zu übersetzen. Auch ist mit seiner Hülfe schon eine owyheesche Sprachlehre zu Stande gebracht. Vielleicht bedarf es keines halben Jahrhunderts, und Europa steht mit den Völkern des Südmeers schon in Geistes- und Handelsverkehr, und die Flaggen von Owyhee oder Otaheite wehen auch in europäischen Häfen.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 7.

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika.

1.

Allgemeiner Hinblick auf die bürgerlichen Gährungen und Kriege Amerikas.

Während Europa, von langen Kriegen entkräftet, einer vorübergehenden Ruhe genießt, bereiten sich ihm jenseits des Meers, in entfernten Weltgegenden, in beinahe unbekannten Ländern neue Stürme von unabsehbaren Wirkungen vor. Die Losreissung des spanischen Nord- und Südamerika's wird den ganzen Gang des europäischen Wohlstandes im Innern unsers Welttheils verwandeln. Oder wer wird glauben wenn altvereinte Welttheile plötzlich von einander scheiden; wenn der größeste und reichste derselben neben uns selbstständig auftritt, daß eine solche Erscheinung in der Weltgeschichte ohne besondern Einfluß auf die übrige Menschheit dastehn werde? — Nach Amerikas Abfall gehe noch das weitläufige Ostindien in Unabhängigkeit über: und Europa steht vereinzelt; auf sich selbst beschränkt; hat statt fremder Goldquellen nur noch seinen eisernen Fleiß; statt der vormaligen Unterthanen am Indus, la Plata und am Fuß der Apalachen, Nebenbuhler in Handel, Kunst, Wissenschaft und Macht, größer, reicher, stärker, als das veralterte Mutterland. Es soll uns nicht fabelhaft dünken, daß unsere Söhne oder Enkel nach hundert Jahren vielleicht schon in Europa amerikanische Provinzen, Vesten und Besatzungen erblicken werden.

Die bisherigen Besitzungen Spaniens in der neuen Welt, welche sich von San Francisco an den neucalefornischen Küsten bis zum Dorfe Carelmapet an den Gestaden von Chili durch den ungeheuren Raum von neunundsiebenzig Erdgraden ausstrecken, haben die Länge von ganz Afrika. Weder Großbritanien mit seinen weitschichtigen Ländern in Asien, noch die ganze Masse des russischen Reichs von deutschen Grenzen bis zu dem vereiseten Kamschatka kommen ihnen an Größe gleich. Und von einem Ende zum andern jetzt Aufstand und blutiger Kampf um Unabhängigkeit.

Wir erhalten nur unzusammenhängende, verworrene Nachrichten übers Meer vom Gang der amerikanischen Staatenverwandlungen und Kriege. Aber es ist ein Kampf, über die ganze Oberfläche eines Welttheils verbreitet; in großen Ländern, deren Staatsverwaltungen zuletzt schon unter der königlichen Regierung so von einander getrennt waren, daß keine von der andern wußte. — Bürgerliche Partheiungen im Innern der um Freiheit ringenden Völker erschweren ihren Streit und machen ihn länger und blutiger. Dennoch nähern sie sich Schritt um Schritt

Digitized by Google

ihrem Ziel. Am zwanzigſten Heumonds des Jahres 1816 erklärte die Verſammlung der vereinigten Staaten Südamerikas zu Cordoba del Tucuman feierlich die ewige Unabhängigkeit derſelben. — Dies Cordoba liegt am Strome Segundo, beinah gleichweit vom atlantiſchen und ſtillen Meere, in der Mitte des feſten Landes, im Herzen der vereinten Staaten.

Zu dieſem ſüdamerikaniſchen Bundesſtaat zählt auch das von ſeinen bürgerlichen Partheiungen lange zerriſſene Buenos-Ayres, welches gegenwärtig wider das portugieſiſche Braſilien große Kriegsrüſtungen unternimmt, zum Schutz ſeiner Selbſtſtändigkeit. — Der Umſchwung der Dinge in Europa, der Sturz Napoleons trägt nicht wenig zum Gelingen der Losreiſſung Amerika's von Europa bei. Eine große Menge von geiſtvollen Männern, verſuchten Kriegshauptleuten und erfahrnen Feldherrn, durch die Wiederkehr und den Geiſt der Bourbonen aus Spanien und Frankreich verſtoßen, begibt ſich fort und fort nach Nordamerika und Buenos-Ayres, die Sache der Freiheit zu unterſtützen und ſich ein neues Vaterland zu verdienen.

Die neueſten und zuverläſſigſten Nachrichten über den Anfang der Staasumwälzung von Buenos-Ayres danken wir dem Engländer John Mawes, welcher auch der neueſte Beſchreiber Braſiliens und deſſen bisher unbekannt geweſenen Innern geworden. Er ſelbſt wohnte geraume Zeit in der Stadt am La Platastrom. Mit ſeinen Angaben wollen wir einige beſondere Nachrichten verbinden, um ſo einen Beitrag zur Geſchichte der Umwandlungen zu geben, wie der amerikaniſche Welttheil keine größere, ſeit ſeiner Entdeckung und Eroberung von den Europäern, erfahren hat.

2.

Der Zuſtand von Buenos-Ayres im Jahr 1805.

Im ſüdlichen Amerika iſt Buenos-Ayres eine der größeſten, fruchtbarſten und handelsreichſten von den fünf Provinzen des ehemaligen ſpaniſchen Vicekönigreichs Rio de la Plata. Der Sitz des Vicekönigreichs ſelbſt iſt die Stadt Nueſtra Sennora de Buenos-Ayres, am Ausfluß des Plata- oder Silberſtroms; nächſt Lima die größeſte von Südamerika. Die Menge ihrer Einwohner, die Bevölkerung der Vorſtädte mitgerechnet, betrug im Jahr 1807 ohngefähr an 60,000 Seelen. Dazu ſind keineswegs die Bewohner der Ortſchaften außer der Stadt gezählt.

Dieſe Bevölkerung beſteht aus einem ſehr gemengten Menſchenſchlag: Aus ohngefähr 3000 Europäern. Im Innern des Landes, mit Ausnahme von Potoſe, ſind deren nur wenige. Ferner aus Kreolen, oder europäiſchen Nachkömmlingen; aus Meſtizen, Nachkömmlingen von Europäern und Indiern; aus Indiern, die meiſten haben ſchon Beimiſchung von ſpaniſchem Blut; aus Miſchlingen von Europäern und Afrikanern; endlich aus Mulatten von verſchiedenen Abſtufungen.

Faſt alles treibt Handel und Krämerei; am meiſten der Europäer. Haus- und Landeigenthümer ſind meiſtens Kreolen. Eine dritte Volksklaſſe bilden die Bauern, Quinteros oder

Digitized by Google

Chacareros genannt; sie sind sehr arm. Einen vierten Stand machen die Handwerker aus. Einen fünften die bürgerlichen Beamte; einen sechsten die Kriegesbeamte; einen siebenten die Geistlichen aller Art, die bei tausend Personen stark waren.

Das Kriegswesen unter den Spaniern war elend. Die Besatzung bestand aus einer Schaar Fußvolks, einer Schaar Dragoner, zwei Schaaren Reuterei und zwei Heerbanden Stückschützen; in allem nicht aus 3000 Mann. — In allen Ständen herrschte mannigfaltige Sittenlosigkeit, weil die Schulen schlecht waren; die Geistlichen überspannte Heiligkeit predigten, die meistens in Beten und Kirchenbesuchen bestehe, die Obrigkeiten oft selbst das Beispiel des Sittenverderbnisses gaben.

3.

Die Engländer gegen Buenos-Ayres. — Liniers. Im Jahr 1807. 1808.

Seit sich Spanien in den Machtkreis des napoleonischen Frankreichs verlor, ward es von den Engländern feindselig behandelt. Die Briten nahmen am 5. Herbstmonat 1804 sogleich auf der Höhe vom Cap St. Marie vier spanische Registerschiffe weg, ohne nur einen Krieg erklärt zu haben. Spanien machte ihn darauf am 12. Wintermonds desselben Jahres kund; und erst am 11. Januar des folgenden Jahrs erschien die britische Gegenerklärung. — Sogleich gingen die Anschläge Albions gegen Buenos-Ayres und Monte-Video, sich dieser großen Handelsplätze zu bemeistern. — Der britische Befehlshaber Samuel Auchmuty nahm Monte-Video. Diese Stadt auf dem mäßigen Hügel einer Halbinsel an der Mündung des Plataflusses, hat inner ihren Ringmauern 15—20,000 Einwohner, welche durch den Handel sehr wohlhabend sind. Von hier aus wurde die Eroberung von Buenos-Ayres bereitet.

Der damalige spanische Unterkönig, Don Sobremonte, war ein furchtsamer, schlaffer Mensch. Der spanische Kriegsbefehlshaber de la Quintana zu Buenos-Ayres war eben so wenig Mann, seine große Pflicht zu erfüllen. Der englische Feldherr Beresford rückte gegen diese Stadt und nahm sie. Es war am 2. Heumonds 1806. Die Spanier aber, verstärkt durch Mannschaft aus dem Innern, und angeführt durch einen Mann, der das Kriegswerk verstand, rückten von neuem vor. Ihr Anführer war Sanjago Liniers der seit früher Jugend beim spanischen Heer gedient, und sich schon bei vielen wichtigen Unternehmungen durch Muth und Klugheit ausgezeichnet hatte. Liniers griff die Engländer an, schlug sie und zwang sie Buenos-Ayres wieder zu verlassen (am 12. August 1806), da sie die Stadt kaum fünf Wochen gehabt hatten.

Die Einwohner versammelten nach ihrer Befreiung eine außerordentliche Junta; und diese setzte eigenmächtig den unfähigen Unterkönig Sobremonte ab, an dessen Stelle sie den tapfern Liniers ernannte. Dieser nahm die Würde, wie er sagte, einstweilen an, um der Krone diese Lande Südamerikas zu retten. Er bemeisterte sich auch der Stadt Monte-Video wieder. Es fehlte ihm nicht an Klugheit und Glück; aber er war ein Mensch ohne sittliche Denkart, schwelgerisch, spielsüchtig, ausschweifend. Indessen behauptete er Monte-Video gegen neue

Digitized by Google

Angriffe der Britten (am 28. Weinmonds 1806), bis diese unter Admiral Stirling und Feldherr Auchmuty mit verstärkter Macht erschienen, und die Stadt (am 2. Hornung 1807) eroberten. Von nun an beschränkte sich Liniers vorzüglich auf die Vertheidigung von Buenos-Ayres. Die Engländer machten dazu in Monte-Video große Vorbereitungen. Der britische Feldherr Whitelocke befehligte die Unternehmung. Sie mußte aber schon in ihrer ersten Anlage fehlschlagen. Man hatte nicht einmahl für gute Wegweiser gesorgt. Die Heerhaufen verloren sich aus einander zwischen Sümpfen und kamen vereinzelt und müde vor Buenos-Ayres an, das sie überraschen und überrumpeln wollten. Das kam dem Unterkönig Liniers wohl zu statten. Er nahm seine Maasregeln; gab die Vorstädte den Engländern preis, und bereitete ihnen auf den Mauern der Stadt einen fürchterlichen Empfang. Zu Buenos-Ayres war alles, was Waffen tragen konnte, zum Kampfe bereit. Whitelocke ließ Sturm laufen und ward mit ungeheuerm Verlust zurückgeschlagen. Er lief Gefahr gänzlich aufgerieben zu werden; hätte er sich nicht durch Unterschreibung der schimpflichsten Bedingungen gerettet. Er mußte Buenos-Ayres verlassen, Monte-Video ausliefern, und binnen acht Wochen die ganze Provinz räumen. (5. Heum. 1807.)

Liniers, jetzt nur bedacht, seine Würde als Unterkönig zu behaupten, spielte von nun an eine ungemein zweideutige Rolle. Er wollte erst abwarten, wie es in Spanien selbst gehen würde, welchem große Veränderungen vorzuschweben schienen. Schon war es, wie Portugal, von französischen Kriegsvölkern angefüllt. Liniers verdarb es mit niemanden; zeigte sich dem König Karl dem Vierten äußerst unterthänig, und sandte an Napoleon, welchen er den Bestimmer der europäischen Schicksale nannte, den Bericht von der Niederlage der Engländer am Rio de la Plata. Indem er auf diese Art um die allfällige Gunst des französischen Kaisers warb, schien er gar nicht ungeneigt, die Ansprüche der Infantin Charlotte, (gegenwärtigen Gemalin des Königs von Portugal) auf die Provinz Buenos-Ayres zu unterstützen. So hielt er sich und Alles hin, um bequem abzuwarten, wem zuletzt der Thron in Madrid gehören würde? Vom eigentlichen Zustand der Dinge im Mutterlande ließ er nichts laut werden; allen Gerüchten von daher widersprach er. Immer spiegelte er vor, daß Frankreichs Benehmen gegen Spanien freundschaftlich und wohlmeinend sei. Wer widersprach, ward als Verläumder und Friedensstörer bestraft.

Der Staatsrath oder Cabildo von Buenos-Ayres, meistens von europäischen Spaniern zusammengesetzt, Leuten ohne Kenntniß, gingen arglos in Liniers Plan ein; und die übrigen Oydores, oder obrigkeitlichen Beamten hatten noch weniger dagegen, wenn auch nur, um in ihren Stellen zu bleiben.

Im Heumond 1808 erschien eine französische Corvette zu Maldonado, einer kleinen Hafenstadt, die den Eingang des la Platastroms beherrscht, sechzig Stunden von Buenos-Ayres. Diese zerriß endlich den Schleier des langen Geheimnisses. Nun sprengte man aus, Napoleon wäre mit der königlichen Familie von Spanien wohl einverstanden; zum Beweis der

Digitized by Google

Freundschaft sende er Flinten und andere Waffen, damit sich Buenos-Ayres gegen die Engländer vertheidigen könne. Das machte große Freude. Die Altspanier zogen feierlich in der Stadt herum, mit Fackeln, Spielleuten voran, und jubelnd: Napoleon lebe hoch!

Der französische Abgeordnete kam endlich zur Hauptstadt, und las der zusammenberufenen Junta die mitgebrachten Aufträge ab. Es waren Briefe der neuen spanischen Minister O'Farril und Azanza, die von den Ereignissen zu Aranjuez und Bajonne, so wie von der Thronentsagung der königlichen Familie zu Gunsten König Josephs Nachrichten gaben. Dazu war eine umständliche Schilderung von allen Uebeln gefügt, welche das Haus Bourbon, besonders dessen jüngere Linie, über Spanien gebracht hatte; und so viel Wahres darin enthalten sein mogte, war es doch nicht ohne Uebertreibung dargestellt. Die getreuen Unterthanen in Amerika wurden ermahnt sich nun mit derselben Klugheit zu betragen, wie vor Zeiten ihre Väter, während des spanischen Erbfolgekriegs. Auch kamen Befehle des Rathes von Castilien, dem neuen Könige Joseph, so wie dem Kaiser Napoleon, den Eid der Treue zu leisten, und Druckschriften und königliche Verkündungen wurden ausgetheilt.

4.

Anfang der bürgerlichen Unruhen. — Goyeneche. Im Jahr 1808. 1809.

Da in diesen Verkündungen aber die Vorsteher und Amtleute des Unterkönigs am la Plata für alle Widersenstigkeit, die man zeigen könnte, verantwortlich erklärt wurden; die Sache ohnehin von höchster Wichtigkeit war: wollten die hiesigen Häupter der Landesverwaltung die Verantwortlichkeit lieber von sich ab, aufs Volk schieben. Denn, dachten sie, wird durch den ausgesprochnen Gesammtwillen ein Entschluß gefaßt: so fällt der Tadel nicht auf uns allein, wenns übel geht. Die Mitglieder des Staatraths oder des Cabildo, waren der Meinung, man müsse durchaus die Lage des Mutterlandes öffentlich bekannt machen, und die von den Abgeordneten mitgebrachten Papiere vernichten. Das geschah. Doch nur die Druckschriften wurden verbrannt, nicht die Befehle der Minister. So wollte man abwarten, wohin sich das Volk neigen würde. Liniers vollzog die Beschlüsse auf die geschickteste Art; offenbarte in einer Kundmachung den Zustand Spaniens und das Verschwinden des bisherigen Königsgeschlechts; behandelte aber daneben den französischen Abgeordneten mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit.

Im Volke zeigte sich bald Misfallen an allen Vorgängen in Spanien, wie an der Art, mit dem es endlich zum Licht darüber gelangte. Liniers, um den Abgeordneten von Frankreich allfälligen Unannehmlichkeiten zu entziehn, rieth ihm, lieber nach Monte-Video zu gehen. Er gab ihm einen Befehl an den dortigen Oberbefehlshaber Xaver Elio mit, worin diesem alle mögliche Achtung für dessen Person eingeschärft war.

Xaver Elio, höchst unzufrieden mit dem Unterkönig Liniers, treu dem Hause Bourbon, berief sogleich zu Monte-Video ebenfalls eine Junta zusammen, und erklärte ohne anders, er werde keinem Befehl sich unterwerfen, der ihm fortan von Buenos-Ayres her zukäme, weil diese

Digitized by Google

Stadt nicht frei, ſondern von der Gewalt eines meineidigen Hauptes unterjocht wäre. Dieſer Schritt war für das ganze Land ein gefährliches Beiſpiel zur Ordnungsloſigkeit. Liniers ſchickte auf der Stelle eine bewaffnete Macht gegen Monte-Video, und zum erſtenmahle, ſeit Pizarro's Zeiten, ſah man im ſpaniſchen Amerika einen Bürgerkrieg zwiſchen europäiſchen Häuptern ausbrechen. Liniers ſah ein, die Sachen fingen an gefährlich zu gehen. Er machte ſich alſo, ſo gut er konnte, eine furchtbare Parthei bei den Landbewohnern; ernannte ihm ganz ergebene, oft die unſittlichſten Leute, zu Kriegsſtellen; ſchuf neue Schaaren, deren eine er die Grenadiere von Liniers nannte, weil ſie ſeine Leibwacht bilden mußten. In Verwaltung der Gerechtigkeitspflege erlaubt' er ſich jede Schlechtigkeit und Willkühr, Alles, um Anhänger zu werben. Die Folge davon war: er machte ſich verhaßt, und hatte nicht nur zu Monte-Video ſondern in der Hauptſtadt ſelbſt, Feinde.

Inmitten dieſer erſten Gährungen kam aus Spanien Joſeph Manuel Goyneche an, den die Junta von Sevilla als Vollmächtigen hergeſandt hatte, die amerikaniſchen Landſchaften in gutem Einverſtändniß mit dem Mutterſtaat für das Haus Bourbon und gegen die Franzoſen zu erhalten. Dieſer Mann, von reichen Eltern in Arequipa in Peru ſtammend, war ein wirklicher Abentheurer, der Geld machen wollte. Als die Franzoſen Madrid beſetzt hatten, war er erſt ihr Anhänger geweſen und vom Feldherrn Mürat angeſtellt; da er durch Andaluſien reiſete, um nach Amerika zu gehen, hier für die franzöſiſche Sache zu arbeiten, änderte er den Sinn, und nahm von der Junta die Sendung nach Amerika für die Sache Ferdinands VII. an. In Monte-Video belobte er den Eifer der dortigen Junta. In Buenos-Ayres angekommen, änderte er die Sprache; ſchalt die Monte-Vider Aufrührer, weil ſie auf die ungeſetzlichſte Weiſe eine Junta gebildet hätten; und war zufrieden, daß Liniers nebſt der Hauptſtadt dem König Ferdinand Treue ſchworen, und die Junta von Sevilla als Stellvertreter der höchſten Gewalt von Spanien anerkannten. Da er inzwiſchen bemerkte, daß zu Buenos-Ayres die achtbarſten und reichſten Perſonen gegen Liniers geſtimmt waren, ſucht' er ſich auch ihnen lieb zu machen. Sie hatten Vermögen; das war ihm ſchon genug. Sie hätten, ſtatt der unterkönigſichen Gewalt, lieber eine Junta geſehen. Er gab ſogleich zu verſtehen, es wär' am beſten, dem Beiſpiel Monte-Video's nachzuahmen. Der Cabildo ſchritt zu Werk; jeder europäiſche Spanier hielt zu ihm. Am Neujahrstag 1809 wurde zur Aufſtellung einer Provinzialjunta ein Volksaufſtand verſucht. Allein dieſer ſcheiterte. Die Kreolen blieben dem Unterkönig und der beſtehenden Ordnung der Dinge getreu. Nun ſtürzte Liniers ganze Macht gegen die Aufſtändiſchen, und die Häupter derſelben empfanden die Fülle ſeines Zorns. Bei dieſer Gelegenheit nahmen die europäiſchen Spanier, die allein die Verſchwörung unternommen hatten, nicht ohne Demüthigung und Erſtaunen wahr, daß die wahre Macht des Volkes nicht in ihren Händen, ſondern bei den Kreolen ſei. Der Unterkönig, der ſeine Sicherheit den Bajonetten der kreoliſchen Heerbanden dankte, ſchmeichelte dieſen, wünſchte ihnen Glück zu ihrer Ueberlegenheit und unterhielt zwiſchen Spaniern und Kreolen auf alle Weiſe, Zwietracht, um deſto leichter über beide Meiſter zu bleiben.

Digitized by Google

Das Uebel zu vergrößern, that das Mutterland, oder vielmehr die Hauptjunta von Sevilla einen Fehlgriff um den andern. Zu Buenos-Ayres, wo man eben dieser Junta mit wahrer Begeisterung den Eid der Treue leistete, gab sie dem feilen Elio ungebührliche Macht, selbst über das Kriegsvolk; entschied die Streitigkeiten zwischen Kreolen und Europäern ganz zu Gunsten der letztern; ernannte einen neuen Unterkönig, und Liniers, der gefangen nach Spanien geführt werden sollte, erhielt Erlaubniß, in Cordoba del Tucuman das Leben eines Verstoßenen zu leben.

5.

Die Staatsumwälzung erfolgt. Ausbruch des Bürgerkriegs. Im Jahr 1809, 1810.

Der neue Unterkönig, Balthasar Hedalgo de Cisneros, welcher im Anfang Augustmonds 1809 zu Buenos-Ayres ankam, hatte durchaus nicht die nöthigen Eigenschaften für seine wichtige Stelle. In den ersten Wochen zwar trat eine tiefe Stille ein, der ähnlich, die Gewittern voranzugehen pflegt. Aber Buenos-Ayres, unbeehrt für die Tapferkeit, mit der es den Sturm der Engländer abgeschlagen hatte; die Kreolen überall zurückgesetzt; die Abänderungen im Heerwesen durch den Geldmangel bewirkt — alles trug dazu bei, den Mismuth höher, denn vorher zu steigern. Cisneros wandte sich in dieser Noth an die bessern Köpfe des Landes um Rath. Der Rechtsgelehrte Mariana Moreno, ein junger kenntnißreicher und geistvoller Mann, den man wegen seiner seltnen Beredsamkeit oft den Burke von Südamerika zu nennen pflegte*), schlug vor, um den allgemeinen Wohlstand, und damit die öffentliche Zufriedenheit und die Staatseinkünfte wieder herzustellen, den Handel mit England freizugeben. Moreno's Beredsamkeit fruchtete diesmal nichts. Dagegen wurden die Kreolen von den Spaniern verdächtigt, als brüteten sie über Empörungen. Cisneros empfing Weisungen, mit Strenge zu wachen; und ohne Umstände ließ er sogleich jeden, Kreolen und Fremde, auf die elendesten Angebereien hin, verhaften, einkerkern, oder nach Spanien führen, oder unter das Kriegsvolk stecken. Die natürlichste Folge dieses unklugen Benehmens war: Der Sturz der unterkönigl. Gewalt beim ersten Anlaß, welcher sich darbot.

Es lief eben zu dieser Zeit eine böse Botschaft um die andere aus Spanien ein; bald, Cadix sei verloren, bald die Hauptjunta in Sevilla sei auseinander gesprengt, nicht mit Schanden nur, sondern auch der Verrätherei beargwohnt. Cisneros verlor in dieser Verlegenheit alle Besonnenheit; klagte in einer Kundmachung über Spaniens verzweifelten Zustand, und vermehrte den öffentlichen Kummer durch seine eigne Verwirrung und Niedergeschlagenheit. Der Stadtrath trat sogleich zusammen, und berieth über die Mittel, Unordnungen vorzubeugen, damit nicht etwa sich eine wilde Parthei der öffentlichen Gewalt bemächtige. Denn jeder sah ein,

*) Er ist nachher auf der Reise nach England gestorben, wohin ihn die Junta von Buenos-Ayres als Gesandten schickte.

Digitized by Google

die bisherigen spanischen Amtleute konnten ihre Aemter nicht länger bekleiden, da die Oberherrlichkeit der Hauptiunta verschwunden war, von der sie als Untergeordnete die Stellen empfangen hatten; Cisneros hatte so wenig als der geringste Bürger von Buenos-Ayres, Befugniß aus und für sich selbst, die höchste Verwaltung der unterkönigl ichen Bezirke zu führen. Diese Berathungen des Cabildo zielten übrigens so wenig auf Staatsumwälzungen, oder Einführung einer Unabhängigkeit von Spanien, daß die Glieder des Cabildo, deren Mehrheit aus Spaniern bestand, alles im Einverständniß mit dem Unterkönig selbst thaten. Es wurde also eine Versammlung von den angesehensten Einwohnern des ganzen Landes zusammenberufen. Sie eröffnete den 29. Mai 1810 ihre Sitzungen, und ordnete eine einstweilige Regierungsjunta an, um dem Lande Ruhe zu erhalten.

Diese auf die rechtlichste Weise errichtete höchste Behörde betrug sich mit großer Mäßigung und Würde. Keine von den vormaligen obrigkeitlichen Personen hatte sich über Druck und Gewalt zu beklagen. Dennoch aber schmerzte es diese, nun ohne Ansehn dazustehen, und diejenigen als freie Leute, als Vorsteher zu achten, die vorher ihre Untergebne, und von ihnen wie Sklaven angesehen gewesen waren. Sie schlichen umher, suchten Mißvergnügte, wiegelten auf und bildeten heimliche Verschwörungen. Monte-Video, von jeher voll Eifersucht gegen Buenos-Ayres, war ihnen der beste Stützpunkt. Es weigerte sich zu allererst öffentlich, die neuen Ordnungen anzuerkennen, und reizte andere Gemeinden zur Nachahmung. Als nun vom Mutterlande aus Europa Nachrichten anlangten, es habe sich daselbst ein königlicher Regentschaftsrath gestaltet: ward Monte-Video um so trotziger, und foderte Wiederherstellung des Alten und Zurückgabe der Gewalt an den Unterkönig.

Die Regierung zu Buenos-Ayres dagegen, die gar keine amtliche Nachrichten, sondern bloße verworrene Gerüchte vom Dasein eines spanischen Regentschaftsrathes hatte, wollte denselben nicht blindlings anerkennen, ohne vorher zu wissen, kraft welches Rechtes derselbe sich an die Spitze des Reichs gestellt habe? Denn so konnte man auch zumuthen, nach wenigen Monaten wieder eine andere Regierung, und zuletzt wohl gar die Ansprüche Joseph Bonapartes anzuerkennen. — Die Mißvergnügten griffen zu den Waffen. Sie sammelten im Innern des Landes zwei kleine Heere, das eine unter Liniers Befehl, das andere zu Potosi, unter Befehl des Marschall Nieto. So brach nun der Bürgerkrieg aus; die spanischen Herrn aus Europa gegen die Kreolen. Die Regierung von Buenos-Ayres aber behandelte die Aufständischen, als Empörer; schickte bewaffnete Macht wieder sie aus und schlug sie. Die Anführer der Besiegten wurden fast alle gefangen und schmählig hingerichtet. Zu Cordoba empfingen Liniers, Cancha, Allande, Rodriguez und Morena, kraft Spruches eines Kriegsgerichtes, als Theilnehmer einer Verschwörung gegen die öffentliche Ruhe, den Tod. Nieto, Sanz und Joseph von Cordoba, wurden auf dem Hauptplatz von Potosi erschossen.

Im Norden hatte Paraguay dem Beispiel Monte-Video's gefolgt, und sich auf Anrathen seines Statthalters Velasco gegen die Junta von Südamerika erklärt. Eine Schaar von

Digitized by Google

500 Mann, welche die Regierung von Buenos-Ayres, unter Befehl des Feldherrn Belgrano im Weinmond 1810 nach Paraguay geſchickt hatte, richtete nicht viel aus, bis das Volk daſelbſt, von den Umtrieben, Ränken und unklugen Maasregeln ihrer Häupter erbittert, aus freien Stücken den Sinn änderte. Die Paraguayer bemächtigten ſich ſelber des Velasco und lieferten ihn, als Hauptſchuldigen, nach Buenos-Ayres an die Regierung aus.

Von nun an ward der Bürgerkrieg in Südamerika mit aller jener Erbitterung, und allen jenen Greueln geführt, die ihn zu begleiten pflegen. Monte-Video, welches in Beſitz einiger kleinen ſpaniſchen Kriegsſchiffe war, ließ den Plata damit beſtreichen und Buenos-Ayres ſperren. Neues Kriegsvolk ward gegen die Regierung geworben; und Elio, von Spanien aus, an der Stelle des abgeſetzten Cisneros, mit unterkönigſicher Gewalt verſehen, betrieb den Vertilgungskrieg mit fürchterlicher Wildheit. Derſelbe verbreitete ſich ſchnell über das geſammte ſpaniſche Südamerika. Die zu Peru gehörig geweſenen Provinzen Charcas und Potoſi, welche ſeit dem Jahr 1776 zum Unterkönigreich la Plata gehörten, hatten ſich bald zwiſchen Monte-Video und Buenos-Ayres partheiet. Beide Städte waren urſprünglich der ſevilliſchen Junta und Ferdinand VII. ergeben, bis Buenos-Ayres und die Eingebornen des Landes, durch Monte-Video's Nebenbuhlerei, durch der Spanier Groll, und des europäiſchen Mutterlandes falſche Maaßregeln zurückgeſtoßen, zuletzt um ihre eigene Erhaltung zu ſtreiten gezwungen wurden.

Nun aber offenbarte ſich die Macht, welche in den Worten Freiheit und Unabhängigkeit lag. Durch dieſe allein gelang es der Regierung von Buenos-Ayres, ihren Feinden furchtbar zu werden und ſich einen großen Theil der Bewohner des weiten Landes anhängig zu machen. Der Stadtrath von Buenos-Ayres, weil er ſich zweideutiger Geſinnungen ſchuldig machte, wurde abgeſetzt und außer Landes geſchickt, ein neuer eingeſetzt. Freiwillige, aus allen Gegenden des Königreichs ſtrömten zu den Waffen.

Die Grauſamkeit der europäiſchen Spanier in Peru und Chili gegen die, welche daſelbſt nur eine Spur von Widerſetzlichkeit äußerten, empörte auch dort die Gemüther. Die gräßliche Hartherzigkeit, mit welcher die Spanier mehrere hundert Eingekerkerte in der Stadt Quito dem Tode weihten, dann den Adel des Landes mordeten, um ihrer Herrſchaft ſicher zu bleiben (Auguſt 1810) hatte das Geſchrei der Rache gegen die blutdürſtigen Europäer allgemein gemacht. Die Aufſtände von Peru und Chili belebten den Muth der Junta zu Buenos-Ayres. Sie vernichtete alles, was noch Spur des Königthums in den öffentlichen Einrichtungen an ſich trug; ſchaffte allen Prunk ab; entfernte alle geborne Spanier von den Staatsämtern, und nahm immer mehr die Haltung einer freiſtaatiſchen, ſelbſtſtändigen Oberbehörde an. Es mag ihr nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht werden, daß ſie in ihrem Eifer oft zu weit ſchritt. Doch ſiegte die Partei der Gemäßigten in ihr ob, beſonders, da ihr Vorſteher der edle Corneilo Saavedra zugleich mit Feſtigkeit erklärte, daß er zu keinen gewaltthätigen Maaßregeln Hand bieten werde. Dieſe Erklärung Saavedra's mußte um ſo wirkſamer ſein, da er laut der einsweiligen Verfaſſung, zugleich den Oberbefehl der bewaffneten Macht hatte.

Digitized by Google

So war am Ende des Jahrs 1810 der ganze, unermeßliche Landstrich von den Ufern des Weltmeers bis zu den Grenzen Peru's mit dem Geist der Junta von Buenos-Ayres vereint. Nur Monte-Video beharrte in stolzer Wiederspenstigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin und der preußische Staat.

Dritter Brief.

Betrachtung über Heeresstärke und Staatsschuldenwesen in Europa überhaupt.

Das Militär ist ein Hauptaugenmerk des Monarchen. Ein für Preussen an Kriegsbegebenheiten überreiches Jahrzehend und das Vorbild der durch Disziplin und große Talente in Frankreich sich entwickelten Militärkraft, mußten für Preußen eine gute Schule abgeben für das, was in militärischer Hinsicht zuträglich sei.

Es gewährt auch den trefflichsten Anblick, einen Theil des preußischen Heers aufgestellt zu erblicken. Jugendliche Kraft, gymnastische Gewandheit und ein glänzendes Aeußeres gewähren dem Auge das schönste Schauspiel. Und man möchte beinahe behaupten, daß das preussische Militär in jeder Hinsicht, dem einer jeden Nation vorzuziehen sei.

So wohlwollend indeß dem Auge der Anblick einer solchen Heeresmacht ist, so niederschlagend ist wieder dem Menschenfreund, das jetzige gegenseitige Streben der Fürsten, eine gewaltige Militärmacht zu begründen, um die Aussicht zu neuen Kriegen und Mordscenen zu entfernen. Denn wozu dürfte alle Kraftanstrengung führen, wenn sie nicht Veranlassung fänden sie zu gebrauchen?

Es ist wohl Handlungsweise von machiavelistischer Staatsklugheit im Frieden sich zum Krieg zu rüsten. Allein man hat in neueren Zeiten, selbst an Preußen sich belehrt, was die im Frieden unterhaltenen Vorbereitungen zum Kriege für Resultate geben. Das beste und geübteste Heer wird in Friedenszeit ganz von dem entwöhnt, was man Kriegsgeist nennt. Es bemeistert sich seiner ein Paradengeist; aber die heroische Kraft, die nur im Zeitpunkt der Gefahr sich elektrisch entzündet und unvorbereitet aber mit genealischer Kraft die Mittel zusammen zu zaubern vermag, wodurch ein Heer zu siegen oder zu sterben sich begeistert fühlt, die kann kein Paradenleben nähren und erhalten. Dies ist eine Erfahrung, die uns die Geschichte des Fortschrittes und des Verfalls so mancher militärischen Kraft einer Nation darbietet. Preussen hat davon das letzte Beispiel gegeben. Auf dieses war das Auge von ganz Europa hingerichtet, als die französische Militärmacht eine Armee nach der andern überwunden und aufgerieben hatte. Allein es hatte eben das Schicksal, wie andere Mächte.

Digitized by Google

Wenn dieser Gedanke dem Beobachter vorschwebt, muß ihm schmerzhaft sein, daß in allen Staaten so viele Kräfte zu Erhaltung großer Heere und zur Uebung der Truppen verschwendet werden.

Jetzt, wo alle Nationen Europas nicht blos ein Pergamentbrief, sondern ein Geist für ihre gegenseitige Erhaltung vereint, wäre wirklich der Zeitpunkt der schicklichste gewesen, wo die obern Staatsbeamte auf Einschränkung der Heermassen ihre Fürsten hätten aufmerksam machen können. Bei allem Vertrauen, das Oesterreich, Rußland und Preussen gegen einander hegen, erregen dennoch die Massen von Kriegsheeren in allen Staaten die Besorgniß, daß es nicht auf eine dauernde Verbindung der Staaten in Europa abgesehen ist.

Des preußischen Kabinets Bestreben scheint zu sein, in der Auffassung der Idee, welche alle Kabinete Europas von der Verstärkung eines Heeres beseelt, keineswegs zurück zu bleiben, und zwar, weil es seine ganze Existenz und seine Würde einzig und allein im Staatenbund durch sein Heer zu behaupten vermag, insofern die übrigen Fürsten Europas durch ihr Heer ihren Hang nach Erwerbungen auszudrücken scheinen.

Oesterreichs und Rußlands Bestreben drückt sich in ihrer geographischen Lage gegen die Türkei und Italien aus, und so lange diese Staaten ihre Heere nicht beschränken, darf Preußen seine Kriegesmacht nicht mindern.

Das Preußische Heer nimmt einen bedeutenden Theil der Staatseinnahmen in Anspruch. Es ist jetzt besser gekleidet und besoldet als unter den vorigen Königen, seit welchen der Preis aller Dinge um die Hälfte höher gestiegen; und es könnte sich leicht bald die Stimme, über die drückende Last, die ein solches Heer dem Regenten und dem Lande machen muß, zu erheben wagen.

Indeß bei der Popularität der preußischen Regierung läßt sich wohl denken, daß ganz andere Gründe zur Erhaltung dieser Heeresmacht obwalten mögen, als die Laune, dem Welttheil ein schlagfertiges und wohlbezahltes Heer aufzustellen. Und wir glauben mit Recht die Behauptung wiederhohlen zu dürfen, daß die politische Lage Europas und die verschiedenen Intressen der Fürsten untereinander den bedeutendsten Beweggrund zu gegenwärtiger Bildung und Erhaltung des preußischen Heeres abgibt.

Viele unserer tiefer sehenden Staatsklugen wollen es berechnet haben, daß die Staatseinnahme Preussens bei weitem nicht die Ausgaben desselben decke, trotz des großen Beitrags, den die französische Kontribution jetzt den preussischen Finanzen verleihen muß.

An dem gewöhnlichen oder jetzt wieder eingetretenen friedlichen Gang der Einnahme und Ausgabe im preussischen Staat, würde man den finanziellen Zustand desselben gar nicht wahrnehmen können, wenn nicht die, durch die Regierung und auf Veranlassung derselben,

Digitized by Google

durch Stände und Städte kontrahirten Schulden, den dabei Interessirten Besorgnisse aller Art laut entlockte.

Tröstet man diese vorlauten Gläubiger und getäuschten Spekulanten mit der Weisung, daß Preussen in Hinsicht seiner Schulden gegen andere Staaten gar nicht in Betrachtung kommen könne, so erwidere ich auch: was haben andere Staaten, wie Oesterreich, Holland, Frankreich, England u. s. w. für bedeutende Quellen gegen Preussen, um die Schuldenübel zu bestreiten!

Aber, kann man ihnen entgegnen, zeigt uns doch, was diese nun auch mit solchem großen Naturalreichthum ausgestatteten Staaten für ihr Schuldenwesen bisher zu thun vermochten? Hat Preussen in dieser Hinsicht nicht mehr, als alle übrige geleistet? — Ob diese Anstrengungen für Preussens Finanzsystem und für das Zutrauen, das es sich zu erhalten wünscht, heilsam sein dürfte? Dies ist eine andere Frage. — Vielleicht ist hier der schickliche Ort unser Bekenntniß über das Schuldenmachen der Staaten überhaupt abzulegen.

Staatsschulden sind ein Produkt des vorigen Jahrhunderts. Als im Laufe desselbe die Regierungen in Geldverlegenheit geriethen und ihre Unterthanen nicht durch Auflagen und Steuern drücken wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zum Schuldenmachen. Sie hatten in dem Zutrauen der Nation zu ihren Absichten und Planen ein Mittel sich Geld zu machen, um ihren außerordentlichen Bedürfnissen zu genügen, oder ihre Ausgaben zu bestreiten. Der reine Ertrag des Nationalvermögens gab den Maasstab zum Zinsfuß der geliehnen Kapitalien, und so geschah es denn, daß gegen eine Zinszahlung von drei, vier und fünf vom Hundert ein nahmhafter Theil des Nationalvermögens in Schuldverschreibungen verwandelt ward, dessen Ertrag der Staat durch Zinszahlung in seiner Realität sicherte.

Das Resultat dieser Operation war nun folgendes: Es ward durch Schöpfung der Staatsschuldscheine ein Theil des realen Nationalvermögens in Papiere verwandelt, deren Ertrag oder die Zinsen durch das übrige Nationalvermögen aufgebracht werden mußte; so, daß die Nation dadurch, erstens ärmer an realem Nationalvermögen ward und zweitens mit dem übriggebliebenen Nationalvermögen einen höhern Ertrag erschwingen mußte, um ihre Ausgaben und die Zinsen, welche die Regierungen zu zahlen hatte, damit zu decken.

Diese Operation der Regierungen, einen Theil des Nationalvermögens dem Verkehr zu entziehn, hatte aber eine Grenze, und die Regierungen sahen sich genöthigt, bei ihren folgenden Geldbedürfnissen eine andere Operation einzuschlagen und Anweisungen auf sich selbst emaniren zu lassen, die den Geldwerth haben, und Geld auch repräsentiren sollten; so entstand das Papiergeld.

Beide Operationen konnten nur glücklichen Erfolg haben, so lange sie dem Bedürfnisse desjenigen, was sie repräsentirten, d. h. dem baaren Gelde, Stirn bieten konnten, oder in so weit man dafür im nöthigen Falle Geld machen konnte.

Digitized by Google

Indeß die Verlegenheit der Regierungen kehrte oft wieder, und mit ihr wechselseitig die Schöpfung der Staatspapiere und des Papiergeldes, so daß der Umlauf derselben immer häufiger und das baare Geld stets weniger sichtbar ward.

So lange der Wahn nun im Volke herrschte, daß der Werth der Staatspapiere und des Papiergeldes in den Händen der Regierung sei, so machte dies keinen bedeutenden Unterschied. Allein, als man dahinter kam, daß die Regierungen nicht im Besitz des Betrages der von ihr erborgten Summen geblieben, sondern dem Publikum in den Fonds und dem Papiergeld blos einen Stellvertreter derselben zum Besten gaben, so bekam die Sache eine andere Stellung und hat sie bis jetzt noch bestimmter erhalten, nämlich diese, daß jene Stellvertreter allmählig das Zutrauen verloren, und man auf dem Weg ist, die Meinung zu fixiren: daß die Nation den Theil des Vermögens, den es der Regierung vertraut, als verschwunden und verloren betrachten muß.

Die Regierungen bemühen sich zwar, Vertrauen zu gewinnen, indem sie die Ausfälle, welche die Besitzer ihrer Effekten haben, zu decken suchen. Allein nach unsern Resultaten glauben wir uns überzeugt halten zu dürfen, daß hier alle Künstelei noch größern Nachtheil bewirkt.

Von der einen Seite sucht z. B. die Regierung die Zinsen von den ihr geliehenen Kapitalien abzutragen. Was bewirkt sie aber hierdurch? Nicht mehr, als daß sie für ein blos eingebildete Vermögen von der Nation ein fortwährendes Opfer verlangt. Denn wozu nützt es denn, da der Zinsenbelauf von den Staatseinnahmen oder der Nation aufgebracht werden muß, ein Kapital zu verzinsen, das gar nicht vorhanden ist? Dafür ist es gewiß zuträglicher, eine Verminderung der Schuldenlast vorzunehmen und durch eine Beisteuer der Nation, alsdann gänzlich zu tilgen.

Viele Staatskünstler sind von der Ueberzeugung, das Zutrauen der Regierung durch einen Tilgungsfonds retten zu können. Allein genau erwogen, ist der heilsame Erfolg, den ein Tilgungsfond haben dürfte, nur sehr langsam zu spüren: und da die Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben wandelbar und hinfällig sind, so läßt sich gar nicht bestimmt darauf rechnen, daß er nach der Ordnung die Schuldenlast vermindern dürfte, als die Praktiker, die ihn eingeführt wissen wollen, anzunehmen sich berechtigt halten mögen.

Mit dem Papiergelde ist von den meisten Regierungen bereits eine Minderung vorgenommen worden. Diesem Repräsentanten ist, nach unserer Ansicht, aber nicht anders gründlich zu helfen, als ihn zum Nationalgeld zu machen, und ihn durch Realisationsinstitute zu fundiren, wenn er nicht zu Null werden soll.

Nun ist aber mit den Fonds der Staatspapiere in mehreren Staaten zwar ebenfalls eine Minderung vorgenommen worden; allein sie ist nicht durchgreifend, wenn damit nicht zugleich der Plan verbunden wird, die Fonds oder Staatspapiere zu realisiren, und zwar einzig und allein um den Staat von der Pflicht zur Zinszahlung zu befreien.

Die Zinszahlung ist für eine Regierung eine unerschwingliche Last, und läßt sie nie zu

Digitized by Google

wahren Kräften kommen. Eine jede Regierung thut daher am löblichſten, wenn ſie auf welche Art es ſei, ſich davon frei macht.

Die neuere Zeit hat den Völkern in den von den Regierungen geſchaffenen Fonds- und Geldrepräſentanten (Staatspapier und Papiergeld) ſolche Wunden beigebracht, daß es dem Finanzminiſter wohl nur mit Wunder gelingen dürfte, auf dieſem Wege Mittel zu finden, den Planen der Regierung die Hände zu bieten. Wozu beſtreben ſie ſich daher, die Regierungen in der Meinung fortleben laſſen: daß wenn ſie ihren Verpflichtungen und eingegangenen Verbindungen allmälig nachkommen, ſie das Vertrauen der Nationen ſich ſichern dürften?

Blick auf das preuſſiſche Finanzweſen.

Das preuſſiſche Finanzminiſterium ſcheint dieſe Anſicht vorzüglich zu nähren. Es bietet alle Mittel auf, Verhältniſſe mit Geldwechſeln und Kaufleuten zu erhalten, um ſolche Operationen bewirken zu können, die ihm die Ausſicht verleihet, denjenigen Verbindlichkeiten, welche die preuſſiſche Regierung vormals eingegangen, dereinſt genügen zu können.

Indeß die Folge hat es ſchon gelehrt und wird es ferner lehren, daß alle dieſe Operationen das Zutrauen zu der preuſſiſchen Regierung nicht begründen dürften, und den Finanzen blos eine fortdauernde Laſt bewirken werden.

Das preuſſiſche Finanzminiſterium hat ſehr rechtlich gehandelt, daß es, bei kaum wieder eingekehrter Ordnung der Dinge, für gewiſſe Fonds eine Zinszahlung zuerſt und vorzugsweiſe einleitete, nämlich für diejenigen, die von Kapitalien herſtammen, welche ehmals von Rentenirern, Wittwen und Waiſen für voll geliehen waren.

Dies bewog die Spekulanten, die Preiſe dieſer Fonds heraufzutreiben, indem ſie glaubten, daß der Zahlung der Zinſen auch bald eine Erklärung über Abtragung des Kapitals folgen würde, und animirte ſie ferner, die Preiſe aller der Fonds, von welchen die Regierung noch gar Zinszahlungen leiſtet, einen höhern Preis zu verſchaffen, weil ſie wähnten, daß auch in Hinſicht derſelben eine günſtige Erklärung von der Finanzſtelle erlaſſen werden dürfte.

Jetzt, da in dieſer Erwartung mehrere Jahre verſtrichen, und in Hinſicht der Zahlung der Fonds und einer ausgedehntern Zinszahlung keine fernere Schritte von Seiten der Finanzſtelle erfolgen, ſinken ſeit einiger Zeit die Fonds wieder beträchtlich, und iſt daher durch die Zinszahlung weiter nichts bewirkt worden, als daß die Geldbeſitzer und Disconteurs auf eine hohe Rente ihr Kapital ausbringen, indem ſie ſtatt vier pCt. nahe an ſechs pCt. Renten für ihre Kapitalien vom Staate ziehen; und ſie werden noch eine höhere Rente ziehen, ſelbſt wenn die Zinszahlung auf alle Fonds ausgedehnt werden ſollte, weil alsdann, die baaren Kapitalien mehr Mittel ſich zu verzinſen finden und daher im Werth ſteigen müſſen.

Eben ſo löblich iſt es vom Finanzminiſterio, daß es das preußiſche Papiergeld (die Treſorſcheine) durch Einſetzung vom Realiſationscomptoir wieder al pari brachte. Es wurden

Digitized by Google

dadurch der Zirkulation einige Millionen Umlaufsmittel, woran es so sehr fehlte, verschafft, und dem Diskontowesen gewissermaßen eine Grenze gesetzt.

Indeß nach unserer Ansicht hat man bei dieser Operation den Fehler begangen, daß man die sogenannten Tresorscheine zur Darstellung von Zirkulationsmitteln verwendete. Weit zweckmäßiger und vielleicht für das Ganze heilsamer wäre es gewesen, wenn die Finanzstelle ein neues Papiergeld unter einem andern Namen (z. B. Kassenscheine) geschaffen, und diese durch ein Realisationscomptoir fundirt, die Tresorscheine aber ebenso, wie die Fonds, ihrem Schicksal überlassen hätte.

Durch jene Operation, die ja auf die Tresorscheine verwandte, ist nichts mehr bezweckt, als daß von einer Seite diejenigen plötzlich einen großen Gewinn hatten, die im Besitz dieser Papiere waren, welche sie zu sehr niedrigen Preisen eingekauft hatten, und von der andern die Regierung eine große Schuldnerin geworden ist.

Wir werden wahrscheinlich Gelegenheit finden, in der Folge die Resultate, welche die jetzigen Operationen des preußischen Finanzministers herbeiführen müssen, in Anregung zu bringen, und es soll uns freuen, wenn seine Ansichten ein günstiger Erfolg krönen sollte und wir in den unsrigen uns eines Irrthums zeihen müßten.

Auf jeden Fall ist es aber gegründet, daß, wie die Sachen jetzt stehen, die preußische Regierung eben so wie jede andere, im Verhältniß ihrer Kräfte, von einer Schuldenmasse gedrückt wird, deren Ertrag die Nation aufbringen muß. Die preußische Regierung ist so gewissenhaft, daß sie überall, wo es die Kräfte erlauben, dafür sorgt, daß zum wenigsten die Zinsen von den Kapitalien gezahlt werden. So z. B. zahlt Berlin jetzt die Zinsen von seiner in mehreren Millionen bestehenden Schuld mit fünf Prozent. Indeß so günstig dies für die Besitzer der Stadtobligationen ist, so drückend ist es für die Einwohner Berlins. Denn um den Zinsenbetrag aufzubringen, ist in Berlin eine Miethsabgabe von acht Prozent allgemein eingeführt, die ihn hinlänglich deckt. Ob diese Abgabe in der Folge der Zeit die Hausbesitzer drücken und das Eigenthum im allgemeinen beschweren wird? das ist eine andere Frage.

Man scheint mittlerweile in Hinsicht des Staatsschuldenwesens die Operationen des englischen Finanzsystems in Preußen adoptiren zu wollen, nemlich bloß dafür zu sorgen, daß die Zinsen der Fonds gedeckt werden. Allein man vergißt, daß Englands Schulden ein Resultat glücklicher Operationen sind, die dem Lande heilsam waren, und den reinen Ertrag desselben vergrößerten, anstatt unsere Schulden ein Resultat unglücklicher Ereignisse sind, die den reinen Ertrag des Staats beträchtlich schmälerten. Wir zahlen die Zinsen von unserm Kapital, die Engländer zahlen sie von ihrem Gewinn.

Digitized by Google

Doch es iſt nicht allein die koſtbare Unterhaltung der Armee und die Schuldenlaſt, welche das Einkommen der preußiſchen Regierung drückt, ſondern auch der größere Aufwand, der jetzt zur Verwaltung des Staats überhaupt erforderlich iſt.

Die Staatsumwälzung in Frankreich hat den Machthabern mancherlei Erfahrungen und Anſichten über die Kunſt der Staatsverwaltung verliehen, die ſie nur während einer Staatsumwälzung allmählig verfolgen und zu einem Ganzen ausbilden konnte. Noch kräftiger ward dies gewaltſame Einführen von Verwaltungsformen unter Napoleons Herrſchaft verfolgt, und es gieng unter dieſem Gewaltsherrſcher ſo weit, daß, als er mit unwiderſtehlicher Macht über das feſte Land ſeinen Zepter ſtreckte, er ſeine Verwaltungsformen allen Völkern gleichſam aufdrang.

Im preußiſchen Staat ſind einige Reſte von dieſer Napoleoniſchen Regierungsform ſtehen geblieben, als Polizei, Gendarmerie und Bürgergarde. Etwas der Art hat immer bei uns beſtanden, indeß keineswegs in dem Umfang und der Umſtändlichkeit, wie jetzt.

Es giebt jetzt keine öffentliche oder Privatverſammlung, kein Familienverhältniß, kein Gewerbe, kurz keinen Gegenſtand der Betriebſamkeit und Thätigkeit, der nicht von dem Auge der Polizei ſcharf beobachtet oder erforſcht wird. Die Polizei hat vielleicht in Preußen die vollkommenſte Organiſation erlangt, und ſie iſt beinahe ganz nach dem Muſter der von den Franzoſen eingeführten Form geſchaffen.

Wir wollen es nicht beſtreiten, daß es äußerſt zuträglich iſt, den Willen des Menſchen, der oft in zügelloſem Schritt dahin rauſcht, unter gewiſſe Aufſicht zu ſetzen. Allein wenn man nur in Berlin bei einem unbedeutenden Zuſammenfluß von Menſchen das Heer von uniformirten und ſtarkbewaffneten Polizeibeamten erblickt, ſo ſollte man glauben, daß die Zügelloſigkeit an die Stelle der geſetzlichen Ordnung in Berlin getreten ſei.

Indeß muß man bekennen, daß die Berliner Polizei ihrem Muſter alle Ehre macht. Gewandheit, artiges Benehmen, unmerkliche Zurechtweiſung, alles dieß weiß ſie vortrefflich wieder zu geben, und mit jedem Tag vervollkommnet ſie ſich darin.

Das Perſonal der öffentlichen Polizei iſt ſehr bedeutend, und die Ausgabe dafür beträchtlich. Vor nicht langer Zeit ſind alle Mitglieder derſelben in ihren Gehalten verbeſſert worden, ſo daß hier ſo leicht keine Beſtechbarkeit zu beſorgen iſt.

Trotz dieſer vortheilhaften und lobenswerthen Seite, die wir hier von der Berliner Polizei aufſtellen, müſſen wir doch bekennen, daß es uns ſcheint, als wäre der Wirkungskreis, der jetzt der Polizei angewieſen iſt, keineswegs mit dem Karakter der Berliner im Verhältniß.

Außerdem daß die Bevölkerung Berlins in Rückſicht ihrer Größe eine ſchnelle Ueberſicht gewährt, daß hier die Menſchen ſich untereinander mehr kennen, iſt auch der Karakter der Berliner gar nicht ſo zur Gaunerei, falſchen Induſtrie und Durchſtecherei geeignet, als es viel-

Digitized by Google

leicht der Fall in London oder Paris ſein mag. Berlin bedarf daher keiner ſolchen umſtändlichen Aufſicht, als die Polizei ſie jetzt zu lieben ſcheint.

Noch weniger iſt der Karakter des preußiſchen Staats vom Kabinet aus bis zum Volk herab ſo geſtellt, daß irgend eine Vorkehrung nothwendig erachtet werden durfte, um eine Polizei in ihrer höchſten Verfeinerung, als z. B. eine geheime ſtets beizubehalten.

In der Geſchichte der preußiſchen Diplomatik giebt es ſelten eine Stelle, wo Preußen anders als offen, und nach Grundſätzen, gemäs ſeiner politiſchen Lage, welche noch immer dieſelbe iſt und bleiben dürfte, gehandelt hätte. Es braucht ſich daher ſelten aufs Spioniren und Geheimnißerforſchen zu legen, wie ſo manche bedeutende Regierung.

In eben dieſem Karakter verfährt auch das Volk. Man hat nie in Preußen von geheimen Verbindungen, Verabredungen für und wider den Staat etwas gewußt, und wenn es ſolche gab, ſo blieben ſie immer ohnmächtig und ohne allen Erfolg. Den Beweis hiervon giebt die Geſchichte der drangvollen Zeit für Preußen in dem letzten Jahrzehend. Das Volk ertrug mit Geduld ſeine Leiden und es ſchüttelte das Joch derſelben ab, als von außen her die Mittel dazu dargeboten waren. Preußens Könige können ſich rühmen, daß ſie die wieder errungene Macht keiner Parthei, keiner Sekte, keinem Manne von Einfluß und keinen politiſchen Verhältniſſen zu danken habe, ſondern blos der Stimme, dem Herzen und der Tapferkeit ihres Volkes. Es mögen ſich wohl hin und wieder mehrere mit dem Einfluß ihrer Ideen und der Wirkſamkeit ihrer Thatkraft, bei dem letztern für den preußiſchen Staat glücklichen Ereigniſſe brüſten; vorzüglich haben die deutſchen Bündler am lauteſten die Stimme erhoben, und den Wahn fortgepflanzt, Preußens Regierung ihre Vollgültigkeit wieder erobert zu haben. Indeß wenn man genau die ganze Folge der Begebenheiten, welche die Umwälzung des Schickſals der preußiſchen Monarchie herbeiführte, ins Auge faßt, ſo wird ſich finden, daß wir den eigentlichen Karakter derſelben wahr und richtig in der Gemüthlichkeit der Preußen gegründet ſehen.

Bei ſo geſtalteter Gemüthsſtimmung der Berliner iſt es wirklich auffallend, daß die Polizei einen ſolchen Umfang in ihrer Wirkſamkeit gewinnen konnte, und, daß die Anwendung der Polizei im zu ſtrengen Sinne auf franzöſiſche Weiſe beibehalten wird. So z. B ſehen wir uns beim Beſuch des Schauſpiels, von einem Heer Polizeibeamten, Gendarmiſten und Nationalgarden empfangen und umgeben.

In den Zeiten der franzöſiſchen Beſetzung, war die genaue Bewachung einer ſo bedeutenden Verſammlung von Menſchen, als ein Schauſpielpublikum iſt, ganz dem Zweck angemeſſen. Eine uſurpatoriſche Regierung kann nicht genug auf ihrer Hut ſein. Anders iſt es aber jetzt, wo ein Theil eines Volkes ſich im Schauſpiel verſammelt hat, das eines Sinnes mit denen iſt, die es beherrſchet. Wozu das Begucken und Beſchauen, dem man täglich von Polizeibeamten ausgeſetzt iſt? Wozu das polizeiliche Zurechtweiſen zur Nachſicht und Genügſamkeit gegen Direktion und Schauſpieler, wenn irgend ein Unwille gegen ein Dichterwerk oder eine ſtümperhafte Darſtellung deſſelben im Publikum ausbricht? Warum das Volk verhindern, ſein

Digitized by Google

Urtheil vorzubringen, da wo es am unschädlichsten ist, und so wenig in die Zwecke der Regierung eingreift. Es zwingt dem Beobachter, der oft das Schauspiel besucht, ein Lächeln ab, wenn er die Polizeibeamten beinahe zwecklos im Schauspielhause umherstehen, und sie, um doch nicht ganz außer ihrem Beruf zu leben, forschend mit ihren Blicken umherirren sieht, um einen Zuschauer während der Vorstellung mit bedecktem Haupte zu erspähen, dem sie zurufen können: den Hut abzunehmen.

In dem Zeitraum, wo die Franzosen das Regiment hatten, war die Polizei die Hauptmaschine, wodurch sie ihren Willen kund machte, und die Ordnung auf ihre Weise erhielt. Dem Polizeipräsidenten ward vom französischen Gouvernement, als vorzügliche Autorität, eine Loge im ersten Rang neben der des Königs bleibend eingeräumt, und man ist bescheiden genug, diese ihm noch bis auf den heutigen Tag zu überlassen.

Neben der Polizei spielt die Bürgergarde eine bedeutende Figur zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe.

Als die vormalige Ordnung wieder ankehrte, hieß es allgemein, daß der Monarch die von Napoleon geschaffene Bürgergarde auflösen würde. Indeß nur ein Kurzsichtiger hätte diesen Beschluß billigen können.

Die Bürgergarde ist gewiß ein Institut, wodurch Napoleon in dem preußischen Bürger einen gewissen militärischen Geist belebte. Wer Gelegenheit hatte, den Zustand der vormaligen Bürgermiliz kennen zu lernen, der wird gefunden haben, daß Napoleon sich mit der Organisirung derselben mehr schadete, als er glaubte. Die Uniformirung der Bürgergarde kann man für den preußischen Staat als einen Hebel betrachten, der das militärische Gefühl seiner jungen Bürgerschaft aufregte. Dieß Institut war gleichsam die erste Schule, um sich zur Disziplin aus freier Wahl zu bequemen, wodurch allein der Bürgerstand zum Militärstand hinüber zu locken ist, und es bildet gleichsam die Vorbereitung zur großen Wiedergeburt der militärischen Kraft Preußens, zur Einführung des Konscriptionssystems.

Die Bürgergarde kann man als ein fortdauerndes Mittel betrachten, wodurch der Bürgerstand in der Uebung zur militärischen Subordination und Dienstpflichtigkeit erhalten wird. Es wäre daher vom Regenten übereilt gewesen, dies Institut aufzulösen. Vielmehr ist sehr löblich, daß, trotz dem manche Stimme gegen dasselbe sich erhob, die eingeführte Staatsordnung befiehlt, daß jeder der das Bürgerrecht erlangen will, Bürgergardist werden und den Bürgereid in der Bürgergardeuniform ablegen muß. Eben so zuträglich ist es ferner, daß die Bürgergarde nicht außer Aktivität gesetzt wird. Sie hat fortwährend, trotz der zahlreichen militärischen Besatzung Berlins, mehrere Posten zu besetzen, unter welchen die Bewachung der Schauspielhäuser während der Vorstellungen, ihr bleibend angewiesen ist. Dies ist gewiß eine sehr zweckmäßige Vorkehrung, denn dadurch wird der Bürger durch den Bürger zur Ruhe und Ordnung erhalten und nachdrücklicher, als es in England durch einige Konstabler der Fall sein mag.

Berlin im Februar. D — r.

Digitized by Google

Ludwig Philipp,

gewesener Herzog von Chartres, jetzt Herzog von Orleans,

während seines Aufenthalts in Graubünden, in den Jahren 1793 und 1794.

Die Geschichte des geheimen Aufenthalts Sr. königl. H. des Herzogs von Orleans, vom Oktober 1793 bis Juli 1794 in Graubünden, ist ein zu merkwürdiger Abschnitt in dessen Leben, um nicht für die Geschichte dieses würdigen Fürsten aufbewahrt zu werden.

Der Verfasser dieses kurzen Berichts hatte sich vorgesetzt, solchen bei besserer Muße zu bearbeiten, ohne eben mit der Bekanntmachung zu eilen.

Da inzwischen mehrere deutsche und schweizerische Blätter schon im letzten Jahre, jenes Aufenthalts des Herzogs in Bünden, und zwar theils irrig in den Thatsachen, theils nur sehr oberflächlich erwähnt hatten, und der Verfasser seit dem mehrmals aufgefordert wurde, Auskunft mitzutheilen, steht er nicht länger an, dem Wunsche seiner Freunde Genüge zu thun.

In stiller Abgezogenheit, fern von aller thätigen Theilnahme an den schauderhaften Ereignissen, welche Frankreich im Jahr 1793 bedrängten, lebte der Herzog von Orleans, damals noch Herzog von Chartres, verborgen zu Bremgarten, einer kleinen Stadt in den ehmaligen freien Aemtern, jetzt zum Kanton Aargau gehörig. Feldherr Montesquiou, sein weiser und väterlicher Freund war mit ihm. Beide erfreuten sich des Vororts Schutz. Als aber die französischen Ausgewanderten aus der schweizerischen Freistätte, durch der französischen Machthaber Drohung vertrieben wurden, ward auch der Herzog von Chartres — seiner früh entwickelten vortrefflichen Eigenschaften willen, die vorzügliche Hoffnung seines Hauses, und wegen der Liebe der Franzosen zu ihm, der vorzügliche Gegenstand der Besorgniß ihrer herrschenden Ausschüsse — ausgespähet und bedroht. Auf die Winke des ihm befreundeten Zürichs, mußte er die stille Freistätte verlassen, um sie mit einer andern Verborgenheit zu vertauschen.

Er hatte zwar, durch die Umstände genöthigt, in dem republikanischen Heer als Divisionsgeneral gedient, und keine Schuld auf sich kommen lassen. Denn, daß er, als der Oberfeldherr Dumourier, wegen des mißlungenen Versuchs gegen Paris zu rücken, von den Vollmächtigen des schrecklichen Wohlfahrtsausschusses, und zugleich mit ihnen der Herzog von Chartres verhaftet und nach Paris aufs Blutgerüste geschleppt werden sollte, — daß, sage ich, Er damals das Heer verließ, um sein Leben zu retten, konnte ihm wohl nicht verdacht werden. Aber damals war sein erlauchter Name sein Verbrechen.

Immer hatte er edel gehandelt. Er hatte alle Theilnahme an der Kriegskasse, die mit Dumourier auswanderte, ausgeschlagen, und des Dranges der Umstände ungeachtet, nur ein kleines persönliches Darlehen von diesem Heerführer angenommen. Er lehnte dann auch jeden Antrag ab, der ihn gegen Frankreich bewaffnen sollte. Er zog sich hierauf in die neutrale

Digitized by Google

Schweiz zurück, und bewährte in diesen schwierigen Verhältnissen die Ehre seiner Denkart, den Ruhm seines Hauses, und die Pflichten des Bürgers unverletzt. Allein dem lauersamen Argwohn der pariſiſchen Gewaltsherren war es genug, daß er ein Fürſt vom königlichem Geblüt (im Anſtellungsbrief hieß er: Philippe Louis, Prince français) und laut der Verfaſſung, der Thronfolge fähig war; daß das Anſehen ſeines Hauſes und ſeine perſönliche Eigenſchaften ihm allgemeine Verehrung in Frankreich erwarben. So mußten die Königs- und Freiheitsmörder gerne ſeine Entfernung oder Vertilgung wünſchen.

Der junge zwanzigjährige Herzog zitterte vor dem Gedanken, unbekannt mit dem Schickſale ſeiner Familie, in einem fernen Welttheile ſeiner kindlichen und brüderlichen Pflicht und Liebe nicht mehr Genüge leiſten zu können, und doch ſchien es ihm nur zu gewiß, daß er in keinem andern Staate eine ſo herzliche Aufnahme finden würde, wie in der freundlichen Schweiz. Darum blieb ſein Wunſch, ſich von dieſer und von der Nachbarſchaft Frankreichs nicht trennen zu müſſen.

Während er ſeine Feinde glauben ließ, er habe ſich nach dem fernen Amerika eingeſchifft, durchwanderte er, von einem treuen Diener begleitet, die hohen Alpen. Da lebte der Fürſtenſohn unſtät in den Hütten der Hirten und bei ihren Heerden. Erſt da er vergeſſen war, und die unfreundlichere Jahreszeit gebot, die einſamen Sennereien zu verlaſſen, ward auf einen andern Zufluchtsort in den helvetiſchen Berggeländen gedacht, wo man niemand weniger, als einen franzöſiſchen Fürſten von Geblüt ſuchen würde.

Aus öffentlichen Ankündigungen hatte der kluge Montesquiou erſehen, daß im Freiſtaat Graubünden, im damals herrſchaftlichen Schloſſe Reichenau eine vermiſchte reformiert-katholiſche Erziehungsanſtalt angelegt ſei. Die Entfernung dieſes Freiſtaats von den franzöſiſchen Grenzen, deſſen Zertheilung in zahlloſe Thäler, Gebirge, große und kleine Selbherrlichkeiten, die einſame Lage des Schloſſes Reichenau, die natürliche Unberühmtheit der neuen Erziehungsanſtalt, die paritätiſche Beſtimmung derſelben, die im Schloſſe befindliche katholiſche Kapelle und Religionsübung, und die zum Briefwechſel über Bremgarten nach Frankreich dort durchziehende Poſtſtraße, alle dieſe und noch mehr Vortheile der Lage mußten dem überlegenden Mentor allerdings einladend ſcheinen, den Herzog in Reichenau zu verbergen. Beſonders konnte dem Herzog allenfalls auch Name und Beruf eines Lehrers zur eignen Sicherheit dienen, da es bekanntlich höchſt ſelten iſt, daß Fürſten die erlernten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ſo weit inne haben, um andere darin unterrichten zu können. Als Lehrer zu Reichenau erregte ſein Daſein noch weniger Aufmerkſamkeit.

Inzwiſchen mußte ein beſondrer Umſtand, beim Herzog ſelbſt ſowohl, als bei dem vorſorgenden Montesquiou große Bedenklichkeiten gegen dieſen Entſchluß erregen, und in der That war er erheblich genug, um alle vorgedachte günſtige Eigenſchaften Bündens und Reichenaus beinahe aufzuwägen.

Graubünden war ein demokratiſcher Freiſtaat, deſſen innere, vielleicht auch äußere Freiheit auf der Eiferſucht beruhte, womit die zahlloſen, mächtigen und mindermächtigen

Digitized by Google

Geschlechter des Landes, in steten Partei-Reibungen sie bewachten. Hier war damals Alles, gleich dem übrigen Europa in neue Parteien, dem Namen nach, gespalten; denn im Grunde waren es die alten. Aristokraten hieß man jetzt die herrschende, Republikaner die Oppositions-Partei. Jene kämpften von jeher für Erhaltung und Erweiterung ihrer erworbenen Vortheile; diese stritten um Wiederherstellung des demokratischen Geistes in der Verfassung. Daher wurden die letztern von ihren Gegnern Jakobiner gescholten und für Feinde der Monarchie gehalten, da sie doch nur Gegner der ungesetzlichen Anmaßungen im graubündnischen Volksstaate waren, unbekümmert um fremder Reiche Angelegenheiten.

Reichenau gehörte nun einem Vereine von vier, theils katholischen, theils reformierten Gliedern der bündnischen demokratischen Partei. Den vereinten sogenannten Jakobinern schien also die Bergung eines kostbaren Sprößlings des königlichen Hauses, des Herzogs von Chartres, nicht wohl anzuvertrauen zu sein.

Unter den Eigenthümern der damaligen Herrschaft Reichenau aber, befand sich auch der Obristlieutenant von Yost von St. George, der in der königlichen Schweizergarde, und nachher unter Montesquiou in dem Heere von Savoyen gedient hatte. — Hr. von Yost war dem General Montesquiou als ein achtungswürdiger Offizier bekannt.

Man wagte es, den jungen Hrn. von Silkeri insgeheim an Hrn. v. Yost nach Reichenau zu senden, der ihm das Geheimniß entdeckte und Montesquiou's Empfehlung übergab. Als bündnischer Demokrat, als Mann von Ehre, als Menschenfreund konnte er keinen Augenblick anstehen zu erklären, daß er bereit sei, dem Prinzen eine Freistätte zu verschaffen. Sollte er aber die vorgeschlagene Rolle eines Lehrers spielen: so müßte solcher dem damaligen Stadtvogt von Tscharner, Mitherrn von Reichenau und Geschäftsführer dasiger Erziehungsanstalt empfohlen und dem sel. Hrn. Professor Nesemann, damaligen Direktor derselben, bekannt gemacht werden. Auf des Hrn. v. Yost Zeugniß über die Grundsätze dieser Männer, ward ihm der Auftrag ertheilt, das Geheimniß in die Hände derselben, folglich eines Katholiken, eines Reformierten, und eines Lutheraners zu geben. Mit Hand und Herz vereinigten sich die drei Freunde, das Geheimniß zu bewahren, den Prinzen zu verbergen, und ihn nach Kräften zu schützen, so lange es Noth thue. Treulich haben sie sich Wort gehalten.

Zu Ende Oktobers 1793 langte der Herzog von Chartres zu Fuß in Reichenau an. Bis in die Nähe hatte ihn sein getreuer Diener geleitet; dann aber nahm der Fürst sein Reisebündel selbst, ließ sich der Verabredung zufolge, da gewöhnlicher Herrschaftsrath war, anmelden, und unter dem erborgten Namen „Chabos, eines angeblich vor der Staatsumwälzung aus Frankreich gezogenen und nachher durch die Revolutionsfolgen verarmten Languedokers," um eine Lehrerstelle melden. Er trug sich zu einer Probe an, auf gegenseitiges Wohlgefallen hin, täglich zwei Stunden Unterricht in den Anfangsgründen der Geometrie und Geschichte zu geben. Bei so kleiner Verbindlichkeit aber, wozu ihn eine schwächliche Gesundheit nöthigte, überließ

Digitized by Google

er es der Herrſchaft, wieviel er, bis man ſich auf beſtimmte Zeit einverſtehen würde, für Koſt und Wohnung zuzuſetzen habe.

Man hatte Mangel an Lehrern in dieſem Theile des Unterrichts. Der Geſchäftsführer der Anſtalt übernahm den Auftrag, Herrn Chabos durch den Direktor prüfen zu laſſen, und dieſer erſtattete den gegründeten Bericht, daß Herr Chabos ein liebenswürdiger junger Mann ſei, der eine ſorgfältige Erziehung verrathe, indem er außer ſeiner (franzöſiſchen) Mutterſprache, auch in der deutſchen, lateiniſchen, italiäniſchen und engliſchen Sprache unterrichtet ſei, und neben der Philoſophie, die Geſchichte und Geometrie weit genug innehabe, um den angetragenen Unterricht mit Erfolg leiſten zu können.

Es verſteht ſich, daß auf dieſen Bericht hin, Herr Chabos von Seiten der übrigen Mitherren angenommen wurde.

Es war zu Anfang Wintermonds 1793 als Herr Chabos ſeine Lehrerſtelle in Reichenau antrat. Ihm wurde ein eigenes Zimmer eingeräumt. Er zahlte einen Theil der Penſion. Herr Chabos ſpeiſete an der öffentlichen Tafel mit ſämmtlichen Lehrern und Zöglingen. War ſchon die Bündnerküche nicht durchaus für ihn annehmlich: ſo hatte er es doch ſeinen Freunden ſtrenge empfohlen, ihn, auch in Speiſe und Trank, ja in Nichts durch die mindeſte Auszeichnung zu verrathen. Die wenigen Gerichte, denen er durchaus keinen Geſchmack abgewinnen konnte, ließ er vorbeigehen. Von den meiſten genoß er mit Luſt.

Täglich gab der unbekannte fürſtliche Lehrer die übereingekommenen Unterrichtsſtunden. Die übrige Zeit brachte er bald auf ſeinem Zimmer, bald mit einzelnen Lehrern, ſo oft es aber anging mit einem oder anderm ſeiner Freunde, wohl auch mit allen dreien zu. Herr von Joſt wohnte in Reichenau. Der Stadtvogt von Tſcharner, welcher ſelbſt ein Paar Kinder unter den jüngern Zöglingen hatte, wohnte zwar mit ſeiner übrigen Familie in Chur, brachte aber wöchentlich ein Paar Tage in Reichenau zu. Der ehrwürdige, greiſe Neſemann aber lebte in Reichenau und kam wöchentlich zwei Tage auf Beſuch zu ſeiner Familie nach Chur, welches nur zwei Stunden von Reichenau entfernt liegt.

So hatte Herr Chabos Anlaß öfters mit einem oder andern ſeiner Vertrauten, Spaziergänge in die Stadt zu machen, wo er bald an hohen Feſttagen dem biſchöflichen Hochamte beiwohnte, bald beim ehrwürdigen Neſemann oder beim Stadtvogt von Tſcharner einen Tag in vertraulicher Herzensergießung verlebte.

Der Verfaſſer ſchweigt über die Geſinnungen, Urtheile und Erwartungen, die ſolche Geſpräche ausfüllten. Er beſchränkt ſich dahin, zu ſagen, daß (was jedermann der das Glück hat, dieſen Fürſten zu kennen, ungeſagt ſich denken wird) ſeine ungeheuchelten Aeußerungen, eben ſo viele Zeugniſſe eines hellen Geiſtes und eines edlen Gemüthes waren.

Des Herzogs Empfindungen über das, was in Frankreich gegen ihn und ſein erlauchtes Haus vorging, waren oft der Gegenſtand des Zweigeſpräches. Einſt rief der Herzog: „weder die Verbrechen gegen meine Familie und gegen meine Perſon, (es war nach dem was ihnen ſchmerzlich-

Digitized by Google

ſtes wiederfahren konnte) noch der Verluſt von Reichthümern und Vaterland, noch die Anſprüche meiner Geburt, ſelbſt nicht die Liebe der Nation, werden mich je vermögen, die Waffen gegen Frankreich zu führen!“ — Ein Grundſatz, dem dieſer Fürſt bis auf die jetzige Stunde getreu geblieben iſt.

Was übrigens ein deutſches Blatt, von einem damals an Herrn Chabos geſchehnen anderwärtigen Antrag zu einer Hauslehrerſtelle betrift, will ich zwar durchaus nicht widerſprechen, da mir der Grund oder Ungrund dieſer Angabe fremd iſt. Wahrſcheinlich kömmt ſie mir jedoch ſchlechterdings nicht vor. Denn ſollte der Antrag dem Herrn Chabos als ſolchen gegolten haben, wie hätte man den zurückgezogenen Fremdling im Privatumgang, oder in den wenigen und unbemerkten Unterrichtsſtunden, ſoweit kennen gelernt haben, um ihm eine Hauslehrerſtelle anzubieten? Sollte der Antrag aber, in vorſorglicher Abſicht dem Prinzen gegolten haben; wie war man auf die Entdeckung gekommen? Wer von Bekannten hätte Anlaß gehabt, ihn in ſeiner Abgezogenheit und Verkleidung zu ſehen, zu ſprechen, zu erkennen? Wie wäre es gekommen, daß das Geheimniß nicht verrathen wurde? — Wie, daß der Herzog, der ſeinen drei Freunden das größte Geheimniß anvertraute, ihnen dieſen Antrag eines Andern verſchwiegen hätte.

Zwei herbe Prüfungen hatte der Herzog von Chartres während ſeines Aufenthalts in Reichenau zu beſtehen, — die bitterſten, womit ein Sohn je heimgeſucht werden konnte. Die erſte war, als ſein Vater, der Herzog von Orleans, von den nach ſeinen Reichthümern lüſternen Herrſchern verhaftet und auf das Blutgerüſte geſchleppt wurde; die andere, als, aus gleichen Gründen, die Herzogin Mutter nach Madagaskar deportirt werden ſollte.

Mit kindlicher Hochachtung ſprach der Prinz jederzeit unter ſeinen Vertrauten, von ſeinem Vater. Das Zartgefühl welches ihn hierbei belebte, obſchon er in vielen und wichtigen Dingen er nicht mit dem Vater übereinſtimmend dachte, war rührend. Lebhaft ſchmerzte ihn die Beſchuldigung, als hätte der Herzog nach dem Thron geſtrebt, und die Staatsumwälzung zum Sturze Ludwigs des Sechszehnten zu benutzen geſucht. Er erklärte ſich nicht nur ſelbſt von dem Ungrunde dieſer Anſchuldigung vollkommen überzeugt, ſondern theilte auch ſeinen Freunden dieſe Ueberzeugung mit, indem er ihnen zeigte, daß in dem Briefwechſel des Vaters auch nicht die mindeſte Spur ſolcher Abſichten auszuſpähen war.

Man denke ſich nun die ſchmerzlichen Gefühle, welche die öffentlichen Blätter in jeder Hinſicht bei ihm erzeugten, als ſie faſt alle Poſttage Berichte brachten, die dem Prinzen hinterhalten werden mußten; als ſie endlich die traurige Entwickelung des Schickſals ſeines Vaters enthielten, worüber man ihn gern in Unwiſſenheit erhalten hätte, und die er gleichwohl nicht nur errathen, ſondern von den ſchonenden Freunden endlich wirklich erfahren mußte. Doch vorſorgende Freundſchaft und eigner Scharfblick hatten allmählig ihn auf das Aeußerſte vorbereitet, und ächte chriſtliche Lebensweisheit machte ihn ſtark.

Digitized by Google

Die Herzogin von Orleans, im Besitz unermeßlicher Reichthümer nicht nur, sondern, was noch weit mehr Werth hatte, wahrhaft christlicher Tugenden, wurde zwar um jener willen beneidet, aber um dieser willen so sehr geachtet, daß man sich lange gescheut hatte, Hand an sie zu legen. Endlich glaubte man bei den Franzosen Nachsicht zu finden, wenn man vorgab, die Anwesenheit einer französischen Herzogin und ihre freie Hand über diese Reichthümer wären der Freiheit gefährlich. Unter diesem Vorwand leate man Beschlag auf ihr Vermögen, und bei dem Ausschlusse ihrer Kinder von aller Erbfähigkeit, konnte der Nation und ihrer Verwaltung, die baldige Nachfolge in das reiche Erbe am wenigsten fehlschlagen, besonders wenn man unter jenem ersten Vorwand, die zärtliche Fürstin nach Madagaskar deportierte. Würde auch nicht, so rechneten die Räuber, der Kummer über die Trennung von Europa, von ihren Kindern, und ihrem Vaterland sie tödten, so mußte die Aenderung von Klima und Lebensweise, so mußte schon die lange Seereise ihren Leiden ein Ende machen, ohne daß man beschuldigt werden konnte, unmittelbar Hand an ihre Person gelegt zu haben. So konnten die Habsüchtigen hoffen, diese Reichthümer zu verschlingen, ehe noch ein möglicher Umschwung der Dinge dazwischen treten dürfte.

Ein Erbe der mütterlichen Tugenden, erzogen in ihrem Sinne, die theure Mutter, den Segen des Hauses fast anbetend, wie mußte dem jungen Fürst zu Muthe sein, als er diese Beschlüsse erfuhr? Er litt unaussprechlich.

Er wurde nun krank und verließ mehrere Tage sein Zimmer nicht. Alle Nahrung ward ihm zum Ekel, Ekel der Gedanke an das Leben. Er würde dem Kummer, der ihn Tag und Nacht drückte, unterlegen sein, hätte nicht der Trost der Religion, dieses schönste Erbtheil von der Mutter, sein Gemüth wieder erhoben.

Sein Geheimniß, die persönliche Unbekanntschaft mit den ehrwürdigen Priestern der Umgegend, und seine Lage, gestatteten es ihm nicht, in dieser Beklemmung die gewünschte Zuflucht zu einem Seelsorger seiner Kirche zu nehmen, so pünktlich er auch ihren Uebungen beiwohnte.

Täglich hatte er Anlaß gehabt, die ungeheuchelte Frömmigkeit des tugendhaften Greises, Nesemann, und dessen zarte Theilnahme und Vorsorge kennen zu lernen: und da der Ehrwürdige, fern von allen Glaubensberührungen, ihm nur die Trostgründe darbot, welche aus der ungetheilten Religion Jesu fließen: so waren eben diese Tröstungen Tage lang seine Nahrung und forthin die Arznei seines Geistes. Endlich goß die mildere Wendung des Schicksals der verehrten Mutter Balsam in seine Wunden.

Nun waren aber die väterlichen Güter ihm entrissen, und durch den Beschlag der mütterlichen ihm jede Unterstützung entzogen. Glücklicherweise fanden sich noch Spuren von einigem Vermögen, das der Herzog von Orleans in England gehabt hatte. Aber da die Belege davon nicht in Händen der Familie waren, beeilte man sich nach dem Tode des Eigenthümers nicht so sehr mit dessen Angabe. Doch waren die Entdeckungen während des Prinzen Aufenthalt in Reichenau schon so weit gediehen, daß ihm bereits dahin Anträge gemacht wurden, die noth-

Digitized by Google

wendig weiter führen mußten, und die förmliche Aufstellung eines Bevollmächtigten in England, zu Benutzung der Entdeckungen, rathsam würde.

Wie nun eine solche Vollmacht gültig auszustellen sei, ohne irgend jemand das Geheimniß zu offenbaren, das war eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. Doch suchte vertraute Ergebenheit das Unmögliche zu leisten, und so ward ein Instrument verfertigt, welches, wenn schon in den erforderlichen Formalitäten von einem öffentlichen Notar verfaßt, von Zeugen unterschrieben und gehörig legalisirt, dennoch vielleicht das Einzige dieser Art sein dürfte, indem es so manchen sonderbaren Forderungen der Umstände Genüge leisten mußte.

Inzwischen hatte im Spätjahr 1794 in Graubünden ein Volksaufstand begonnen, dessen erste und vorzüglichste Zielscheibe gerade die Gesammtherren von Reichenau waren, während Vorurtheile, und die Bemühung, den wahren Ursprung zu verbergen, das Gerücht verbreiteten, als hätten sie selbst jene Bewegung angestiftet. Die Erscheinung zahlreicher Volksabordnungen, welche weder auf ihrem Durchzug durch Reichenau, noch in ihren öffentlichen Klagpunkten Klagen und Drohungen gegen jene Besitzer verhehlten, waren dem Herzog von Chartres ein besorgliches Ereigniß. Er gedachte an die Anfänge der französischen Staatsumwälzung und ihre Nachwehen, und fürchtete gleiches für Bünden und Reichenau. Wendete auch schon ein Deus ex machina glücklicherweise die drohendsten Blitze gerade von den Besitzern von Reichenau ab, so erfüllte doch die Fortdauer der außerordentlichen Standsversammlung vom Jahr 1794 und das von ihr niedergesetzte Strafgericht ihn fortdauernd mit der Furcht, die blutigen Auftritte Frankreichs in Graubünden erneuert zu sehen; und er war begierig durch Sehen und Hören sich selbst einen Begriff vom Gang dieser Versammlung zu machen.

Als er sich aber einst unter die Zuhörer gemischt hatte, traute er dem Boden, auf dem er stand, nicht länger; und da man ihn schon lange nicht mehr in der Schweiz wähnte, kehrte er zu Ende des Juni 1794 wieder nach Bremgarten zurück, wo er bis in das Jahr 1795 im Stillen fortlebte, und von dort aus seine ökonomischen Betreibungen in England mit Erfolg fortsetzte, bis er sich selbst dahin begab.

Bald hätte ihn jedoch der Zufall auf der Rückreise nach Bremgarten verrathen können. Er traf nämlich seltsam genug mit einem wirklichen Languedoker Kaufmann, Chabaud, in dem nämlichen Gasthof und an die nämliche Wirthstafel zusammen, wo er als Chabos aus Languedok speiste. Die gleiche Namensaussprache und das gleiche Vaterland schienen auf Erörterungen zu leiten, die letzterem hätten gefährlich werden können. Der Fürst eilte so schnell als möglich von dannen, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, und säumte nicht den Namen zu ändern und seinen Reichenauer Freunden die neue Adresse zuzusenden.

v. T.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus England.

Davy's Entdeckung über Mittheilung des Wärmestoffs.

— Der treffliche Naturforscher Davy, dem wir schon so manche wichtige Entdeckung zu danken haben, hat seinen Verdiensten ein neues beigefügt, indem er über die Bedingungen des Verbrennens, und die Mittheilung des Wärmestoffes eine sehr überraschende Thatsache, als Fingerzeig der geheimnißvollen Natur giebt. — Der Versuch ist so einfach und so leicht nachzumachen, daß sich jeder selbst die vollkommenste Ueberzeugung von der Richtigkeit der Thatsache verschaffen kann.

Man gießt in ein kleines Trinkglas ein wenig Aether. Man nimmt dünnen Platinadraht, etwa den zehnten Theil einer Linie dick, zwei bis drei Zoll lang, und krümmt das Ende desselben dann etwas schneckenförmig, etwa wie einen Zapfenzieher. Dies Ende des Drahtes macht man am Licht einer Kerze glühend, und hält es dann gegen die Oberfläche des Aethers, etwa zwei, drei Linien weit von ihr entfernt. Der noch warme Draht, der freilich dann nicht mehr roth glüht, wird in dem Augenblick wieder rothglühend, da er sich dem Aether nähert, ja er wird bis zum Weisglühen heis. Diese Erscheinung dauert fort, oder wiederholt sich, so lange noch etwas Aether im Glase zum Verdünsten da ist.

In Genf, wo der Versuch nachgemacht ward, bediente man sich mit noch besserm Gelingen statt des Aethers, des Alkohols, den man, um ihn leichter zum Verdünsten zu bringen, ein wenig erwärmte; und statt des Platinadrahtes, eines schmalen dünnen Platinastreifens, etwa 1/96 Linie dick. Der Versuch war für das Auge noch auffallender; denn der Streifen ward einem glühenden Bande ähnlich, dessen Farben nach Maasgabe der unsichtbaren Bewegungen der Alkoholdämpfe änderten. Wie man das Metall zurückzieht, oder wieder in den Dunstkreis des Aethers bringt, hört es auf, oder beginnt es von neuem glühend und heis zu werden. Zu bemerken ist noch, daß wenn das Metall, sobald es aus dem Feuer kömmt, nur mit dem leichtesten Ruß überflossen oder geschwärzt ist, es seine Wärme im Aetherdunst, statt zu vermehren, verliert, und der Versuch fehlschlägt.

Bisher ist dieser Versuch überhaupt nur mit Platina und Palladium gelungen; vielleicht weil die Platina unter allen Metallen der schlechtere Wärmeleiter ist.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes April-Heft 1817.

Der Verleger dieser Zeitschrift, die eine sehr ausgedehnte Verbreitung findet, hält es für die Interessenten derselben nicht unbedeutend, wenn sie durch diese Intelligenzblätter von den neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur und anderer wissenschaftlicher Gegenstände von Zeit zu Zeit benachrichtiget werden, so wie es hinwieder für die Verleger deutscher Werke erwünscht sein wird, ihre neuen Produkte zur Kenntniß eines auserwählten, zahlreichen und gebildeten Publikums vermittelst dieses Instituts bringen zu können. Die Einrückungsgebühren sind für die gedruckte Zeile in gespaltenem Quartformat auf 4 Kr. oder 1 Gr. festgesetzt, und die Avertissements und Ankündigungen werden an den Verleger eingesandt.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Folgende Zeitschriften haben bei Heinr. R. Sauerländer in Aarau die Presse verlassen, und sind an die resp. Abonnenten, so wie an alle Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen versandt worden.

Schweizerisches Museum.

Jahrgang 1816.

Erstes bis sechstes Heft.

Inhalt des ganzen Jahrgangs von sechs Heften.

Einleitung. — Die Idee des Staates und das Wesen der Volksvertretung, von Dr. Troxler. — Der Kampf zwischen Parteisinn und Katholizismus im fünfzehnten Jahrhundert. — Ueber einige wesentliche Mängel und Verbesserlichkeiten des eidsgenossischen Heer- und Kriegswesens, von Forstrath Zschokke. — Ueber den jetzt vorherrschenden Geist in Religions- und Kirchensachen im katholischen Deutschland. — Vico und Niebuhr, von Professor von Orelli. — Vorrede zu einer Geschichte der päbstlichen Nunziatur in der Schweiz, von Seckelmeister Felix Balthasar. — Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern einer deutschen Frau, mitgetheilt von Varnhagen von Ense; erste Abtheilung. — Ueber die Freiheit der Presse in allgemeiner Hinsicht, von Dr. Troxler. — Ueber die Wichtigkeit und das Bedürfniß einer Fluß-Korrection beim Einlauf der bündnerischen Landquart in den Rhein, vom Staatsrath und Bauthdirektor Escher. — Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern einer deutschen Frau, mitgetheilt von Varnhagen von Ense; zweite Abtheilung. — Betrachtungen über die zwei wichtigsten Punkte der Ausgleichung zwischen Staat und Kirche. — Eduard Gibbon's Einleitung der allgemeinen Geschicht des Schweizerischen Freistaats. — Zur Geschichte des Schweizerischen Nationalbisthums. — Ueber die Freiheit der Presse in besonderer Beziehung auf die Schweiz, von Dr. Troxler. — Erinnerungen aus Leonhard Meisters Leben. — Bericht über den Verschleiß im Goldingerthal im K. St. Gallen, vom Staatsrath Escher. — Schweizerische Denkwürdigkeiten: Ueber ausländischen Kriegsdienst. Josias Simmlers gelehrte Arbeiten. Die helvetische Gesellschaft zu Schinznach. Der Bürgerkrieg von 1712 u. s. w. Ferner: Luther an den Buchdrucker Froschauer über Zwingli's Lehre. Auszüge aus Johann von Müllers Briefen an Zurlauben und Zschokke. Briefwechsel zwischen Voltaire und Zurlauben wegen eines Lobgedichts auf den Herzog von Rohan u. s. w. — Bruchstücke aus einem geschichtlichen Versuche über Kaiser Friedrich den Ersten mit seinen Freunden und Feinden, von Professor Friedrich Kortum — Ueber die Grundbegriffe des Repräsentationssistems, von Dr. Troxler. — Darstellung des Versuches, die Reformation in Solothurn einzuführen, von Robert Glutz-Blotheim. — Erinnerungen aus Leonhard Meisters Leben (Fortsetzung). — Kurze Geschichte der gegenseitigen Verhältnisse Bundens und Veltlins von 1512—151[illegible]; von einem schweizerischen Staatsmanne. — Ueber die Grundbegriffe des Repräsentationssistems (Fortsetzung), von Dr. Troxler.

Digitized by Google

Historische Aktenstücke: Denkschrift des russischen Ministers, Grafen von Capo d'Istria, über die Verfassungsarbeiten der Schweiz. — Rede des Hrn. Staatsraths von Ussteger gegen den Kriegsdienst der Schweizer in Frankreich. — Des französischen Gesandten Grafen du Luc Rede an die schweizerische Tagsatzung 1711. — Berichtschreiben eines schweizerischen Abgeordneten in Paris, im Oktober 1800. — Des französischen Gesandten, Grafen du Luc, Denkschrift über die Schweiz, im Oktober 1715.

Diejenigen verehrten Literaturfreunde, welche noch vollständige Exemplare dieser interessanten Zeitschrift zu erhalten wünschen, und sich unmittelbar an den Verleger derselben wenden, erhalten einen billigen Rabat vom Ladenpreise, der auf 14 Schwfr. oder 10 fl. rhein. angesetzt ist.

Erheiterungen.

Herausgegeben von

Heinrich Zschokke

und

seinen Freunden.

Jahrgang 1817.

Erstes bis drittes Heft. Januar bis März.

Inhalt dieser drei Hefte.

Zum neuen Jahr. Das Ideal. Die Menschenalter. Cleophantus. Das Schauspiel. Der Geisterseher. Kleine Gedichte und Epigramme. Lied des Troubadours. Der Wilde. Potator. Rathskeller. Gedanken. Die in Rechnung passirlich zu verschreibende Ausgabe. Napoleon. Der Härings-Tod. Deutscher Sinn bei fürstlichen Vermählungen.

Geschichte meiner Familienverrükten. Arzt Rinaldo. Tortur.

Das Inkognito. (Zweite Abtheilung.) Klaproths Reise in die kleine Bucharei. An Augustus. Anuta und Mascha. Mißverstandene Mythologie. Der Landjunker unter den Juden. An die Buchhändler. Bei der Aufnahme einer neuen Schwester im Kloster Lichtenthal. Hadelub. Der Entfernten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von sechs Bogen, und der Preis des ganzen Jahrgangs von zwölf Heften ist 12 Schweizerfranken oder 8 fl. 15 kr. rhein.

Das dritte Heft des Archivs der Medizin und Chirurgie, so wie das dritte Heft des Archivs der Thierheilkunde, sind unter der Presse, und werden nach ihrer Erscheinung an die resp. Abonnenten versandt werden.

Der Christ vor Gott.

Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit.

Erster Jahrgang.

Erstes und zweites Heft. Erster bis dreizehnter Sonntag.

Inhalt dieser beiden Hefte.

Vorrede. 1. Die Zeit und der Mensch. 2. Gott und der Mensch; erste Betrachtung: Wesen der Religion. 3. Gott und der Mensch; zweite Betrachtung: Darstellung der Religion. 4. Der Mittler. 5. Wer ist tugendhaft? 6. Wie man mit seinen Mitmenschen im Frieden leben könne?

7. Wie man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben könne; zweite Betrachtung. 8. Christliche Weisheit in Rede und Gespräch. 9. Selbsttäuschung. 10. Prüfung und Versuchung. 11. Christliches Wachsthum. 12. Wie Gott will. 13. Die Lehre des Kreuzes.

Es erscheint auf jeden Sonntag im Jahr eine Betrachtung, einen Bogen stark, wovon sechs oder sieben Bogen ein solches Heft ausmachen, und der ganze Jahrgang von zweiundfünfzig Bogen aus acht Heften besteht; der Preis des ganzen Jahrgangs ist 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. oder 6 Schweizerfranken, und man kann sich dafür in allen Buchhandlungen abonniren.

Die Verlagshandlung gegenwärtiger Erbauungsschrift sieht sich veranlaßt, hier aufs Bestimmteste zu erklären, daß solche nicht von dem gleichen Verfasser der Stunden der Andacht herausgegeben wird, sondern einen andern ausgezeichneten Gottesgelehrten zum Verfasser hat, der sich früher oder später öffentlich zu nennen entschließen dürfte.

In der Schweiz wird diese Erbauungsschrift jeden Sonntag bogenweis versandt; allein in das Ausland und im Buchhandel werden solche in Heften expedirt, damit dadurch der Verlust einzelner Bogen vermieden werde.

Für jeden Freund häuslicher Erbauung und Gottesverehrung wird diese Schrift nichts destoweniger einen bleibenden Werth behalten, indem solche nicht, gleich andern Zeitschriften, nur ephemeren Inhalts ist, und an Zeit und Stunde gebunden bleibt, sondern zu allen Zeiten und in jeder ruhigen und einsamen Stunde und von jedem gebildeten Christen ohne Unterschied der Glaubensgenossenschaft gelesen zu werden verdient.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 8.

Die Staatsumwälzung von Buenos-Ayres in Südamerika.

(Beſchluß.)

6.

Fortſetzung des Kampfes zwiſchen Buenos-Ayres und Monte-Video. — Chili und Peru ſtehen auf. Betragen des Hofes von Rio-Janeiro.

Monte-Video, in treuer Ergebenheit gegen die altſpaniſche Herrlichkeit, hatte ſich unter der Hand ſchon portugieſiſcher Hülfe zu erfreuen. Der portugieſiſche Statthalter von Rio-Grande, auf Befehl des Hofes von Rio-Janeiro, ward Kriegsvolk, und ſandte ſeinen Nachbaren in Monte-Video Feldbedürfniſſe aller Art. Dies hinderte die Junta thätiger gegen dieſe Stadt zu verfahren; mehr noch, da der Feldherr der Junta, Don Manuel Belgrano, immer noch im Paraguay mit einem ſehr geſchwächten Heerhaufen gegen die vereinte Stärke der vertriebenen und von Braſilien unterſtützten Spanier zu kämpfen hatte. Die Junta, um weder Braſilien, noch die Wuth Elio's in Monte-Video fürchten zu müſſen; erließ daher am 20. März des Jahres 1811 ein allgemeines Aufgebot aller Einwohner vom ſechszehnten bis zum fünf und vierzigſten Jahre. In der Kundmachung führte ſie die ſtolze Sprache der Unabhängigkeit. „Im Laufe von neun Monden haben wir, ſprach ſie: unſere Unterjocher verdrängt, und unſere Triumpfe dehnen ſich von den Ufern des Plataſtroms bis zu denen des Deſagueders. Aber noch müſſen wir zur Vollendung des Werks große Opfer bringen. Die Vorſehung hat euch, Bürger, die Wahl geſtattet, das erſte Volk Amerika's zu ſein, wenn ihr deſſen Befreiung beginnet, oder die erſten ſeiner Sklaven. — Zu den Waffen alſo! Zeigen wir uns unſrer Ahnherrn würdig. Unſre Enkel ſollen nicht ſagen, man habe unſern Ruhm binnen wenigen Monden glänzend und verloſchen geſehen; und unſer augenblicklicher Widerſtand habe nur dazu gedient, die Wuth der Tyrannei noch ſchrecklicher über unſer unglückliches Land zurückzuführen!“

Der Unterkönig zu Monte-Video, Xaver Elio, hinwieder hielt ſich nun doppelt berechtigt, die Junta für eine aufrühreriſche Rotte zu erklären, und den Krieg gegen ſie anzukünden. Sein Aufgebot an die Bewohner vom Oſten des La Plata hatte aber eine durchaus andere Wirkung, als er erwartete. Sie griffen zu den Waffen. In Mereed, Domingo, Sarſano, Guategay, Gualechnaihre, Porongos und Espinillo traten ſie zuſammen, und kündigten dem Unterkönige den Gehorſam auf, ſo daß er ſich mit ſeinem ganzen Anſehen auf

Digitized by Google

das kleine Gebiet der Stadt Monte-Video, auf einen Umfang von vierzig bis fünfzig Stunden, beſchränkt ſah. Zum Glück erhielt er von Rio-Grande und andern Seiten einige Verſtärkungen, außerdem wär' er größere Gefahr gelaufen. So konnte er wenigſtens den kleinen Krieg auf den Schiffen mit Nachdruck fortſetzen und die Zufuhr nach Buenos-Ayres erſchweren. Alle beladene Schiffe, die dahin den Platastrom aufwärts fuhren, mußten auf ſeinen Befehl zu Monte-Video anhalten und Zoll entrichten.

Belgrano, Feldherr der Junta, nachdem er die ſpaniſche Parthei in Paraguay auf den Ebenen von Tacuary beſiegt, und durch einen förmlichen Vertrag die Provinz mit dem Staat von Buenos-Ayres vereinigt hatte, zog, von den Paraguayern verſtärkt, gegen Monte-Video. Die geſammte Kriegsmacht der Junta betrug unter ſeinem Oberbefehl jedoch kaum zehentauſend Mann. Mit dieſer lagerte er ſich am linken Plata-Ufer zu Colonia del Sagramento, von wo er Monte-Video auf der Landſeite angriff, während die Junta nicht nur Freibriefe zur Kaperei auf dem Waſſer ausgab, ſondern jedem, der ein Schiff gegen das feindliche Geſchwader bei Monte-Video ausrüſten konnte, unentgeldlich mit Kanonen und Schußvorrath unterſtützte. Noch bedeutender ward die Macht der Junta, als ſich auch das Königreich Chili frei erklärt hatte, und Hülfsvölker nach Buenos-Ayres ſchickte.

Schon früher hatte die Junta das Volk von Chili zur Verbrüderung aufgefordert. „Einwohner Chili's! hieß es in dem Aufruf: Unſere alte Regierung ſtürzte in das Nichts zurück, aus welchem ſie ſich nur durch Verbrechen und Schandthaten erhoben hatte. Die gegenwärtige Regierung Spaniens vollendete, was die Ehrloſigkeit, mit welcher ſeit Jahrhunderten Spaniens Angelegenheiten geleitet wurden, vorbereitet hatte. Die Ariſtokraten, welche, ohne unſere Neigungen zu erforſchen, behaupteten, Ferdinands VII. Sache zu befördern, verriethen ihn ſchändlich, raubten ihm alles geſetzliche Anſehen, belaſteten ihn mit öffentlicher Schmach, und riſſen die Oberherrſchaft an ſich, welche ſie zu beſchirmen heuchelten. Der elende Reſt eines Volkes in einem abhängigen Zuſtande, dieſer verächtliche Reſt, der über dreitauſend Meilen von uns entfernt iſt, zeigte doch den verwegenen aber eiteln Wunſch, uns regieren zu wollen, die Ausübung der alten Tyrannei fortzuſetzen, und uns Gehorſam gegen jenen Zepter anzubefehlen, der den ſchlaffen Händen der Bourbone durch ihre Unklugheit und Unfähigkeit entfiel. Chilier! Was die Völker der Erde von euch wünſchen, oder erwarten mögen, hört wenigſtens auf, Sklaven zu ſein! — Volk von Chili! im ewigen Buch des Schickſals ſteht geſchrieben, daß du unabhängig und glücklich ſein ſollſt; daß die Zeit der Größe und des Glanzes für dich naht; daß du eine berühmte Stelle in den Jahrbüchern des Menſchengeſchlechts einnehmen wirſt, daß die Nachwelt von der Macht des Freiſtaats Chili und von der Majeſtät des chiliſchen Volks ſprechen wird!“

Am 14. Brachmonds 1811 rückten die Hülfsvölker von Chili wirklich in die Thore von Buenos-Ayres unter dem Freudengeſchrei des Volks ein. Die Junta war nun im Stande, die Unabhängigkeit ihres Landes mit einem Heer von 22,000 Mann zu vertheidigen, ungezählt die

Digitized by Google

Indianer, welche ſich freiwillig zum Beiſtand antrugen, und zur Fortſchaffung des Gepäcks und ſchweren Geſchützes dienten.

Der Hof von Rio-Janeiro ſpielte bei dieſen Ereigniſſen allen eine ſeltſame Rolle. Von der einen Seite ſchien er durch ſeinen Geſandten Linares die Junta von Buenos-Ayres mit Monte-Video gütlich ausgleichen zu wollen; von der andern aus den Unruhen Südamerikas und aus Spaniens Unglück Vortheil zu ſuchen. Nachdem er durch ſeine Ausgeſandten und Einverſtändniſſe mit den Statthaltern des ſpaniſchen Paraguays umſonſt getrachtet hatte, dieſe Provinz an ſich ziehen, und darin die Infantin Carlotta als Regentin anerkennen zu laſſen: unterhandelte er mit dem feilen Elio wegen Monte-Video. In der That zeigte ſich dieſer gar nicht abgeneigt, ſich in Portugals Arme zu werfen; und ein Heerhaufe von ſechs bis ſieben tauſend Portugieſen in Braſilien war bereit, Monte-Video zu beſetzen. Allein England ſchien dagegen ernſte Einwendungen machen zu wollen, und der britiſche Admiral Courcy, welcher vor dem Silberſtrom kreuzte, näherte ſich mit ſeiner Flotte der Veſtung.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Hof zu Janeiro und dem zu London über das Weltmeer hinweg dehnten ſich natürlich in die Länge. Der Krieg zwiſchen Elio und der Junta dauerte unterdeſſen ämſig fort. Während das ayreſſiſche Landheer Monte-Video umzingelt hielt und beſchoß, ſchickte Elio eine Flotte von neun kleinen Schiffen den Plata aufwärts, und ließ am 15. Heumonds 1811 freilich ohne Wirkung Buenos-Ayres beſchießen. Allein die ſchwachen Fahrzeuge hielten den Stoß ihres eignen Geſchützes nicht aus; darum kehrte der Befehlshaber dieſer gebrechlichen Seemacht, Don Michinilla, eilig wieder zurück.

Deſto heftiger bedrängte das, unter Feldherr Rondeaus Befehl ſtehende Belagerungsheer der Junta die Stadt Monte-Video. Elio kam ins Gedränge. Er ſpann Unterhandlungen mit der Junta an, um Zeit zu gewinnen, während die portugieſiſchen Hülfsvölker aus Braſilien im vollen Anzug waren. Dieſe rückten wirklich in das ſpaniſche Gebiet ein, und Elio ſtimmte darauf bald einen höhern Ton gegen die Junta an. Dies konnt' er um ſo mehr, da das Heer, welches dieſelbe unter Feldherr Caſtelli's Anführung den Peruanern zu Hülfe geſchickt hatte, in eben dieſer Zeit am Deſaguaderoſtrom durch den ſpaniſchen Statthalter von Lima und Feldherr Goyoneche, eine beträchtliche, zum Theil ſchimpfliche Niederlage erlitten hatten. Goyoneches Sieg war jedoch von keinen fruchtbaren Folgen. Obſchon er dort die Stadt Oruro abbrannte und ſelbſt La Paz, die reiche Stadt in den peruaniſchen Cordilleren mit ihren zwanzigtauſend Einwohnern zur Unterwürfigkeit zwang, fand er doch in dem Geiſt des Volks allenthalben tauſend Hinderniſſe ſeiner Fortſchritte. Die Junta zu Buenos-Ayres aber benutzte dieſen Unfall, durch Mehrung des Heeres ihre alte Stärke zu vergrößern, und den Muth der Unabhängigen zu erheben.

Es war in der That für die ſpaniſchen Befehlshaber und Unterkönige des ſüdlichen Amerikas ein ſehr unerwartetes, aber großes Schauſpiel, Völker, die tauſend Stunden von einander entfernt wohnten, die durch die größten Ströme, durch die höchſten Gebirge der Welt, durch

Digitized by Google

ungeheure selten bewanderte Einöden getrennt waren, plötzlich unter dem Zauberwort Unabhängigkeit mit einander verbunden und vertraut zu sehen; zu sehen, wie die Fahnen der Städte von den Mündungen des Silberstroms über die Wildnisse der hohen Cordilleren klagenden um Freiheit ringenden Peruanern zu helfen; so wie diese hinwieder ihre Schlachthaufen zum Beistand der entfernten Ayresen sandten.

Nachdem mittlerweile das portugiesische Heer unter Befehl des Feldherrn Diego de Souza am 12. Herbstmonds mit ohngefähr 8000 Mann bei Monte-Video angekommen war, sah sich das Heer der Junta genöthigt, die Belagerung aufzuheben. De Souza bemächtigte sich nun schnell aller um Monte-Video am linken Ufer des Silberstroms gelegnen Landschaften wieder. Doch darauf beschränkten sich auch vor der Hand alle Feindseligkeiten bis zum Ablauf des achtzehn hundert eilften Jahres.

7.

Fortdauer des Kriegs. Entzweiung der Freistaaten. Jahr 1812. 1813.

Diese Waffenstille ward besonders durch den britischen Admiral Courcy befördert, der mit seinem Geschwader fortwährend vor dem Silberstrom lag. Wie die Portugiesen Monte-Video, so begünstigten die Briten Buenos-Ayres. Elio wollte die Zufuhr und den Handel mit dieser Stadt vernichten; der englische Seebefehlshaber erwiederte ihm aber mit sehr entscheidendem Ton: „Wenn die Schiffe aller Mächte der Welt mit Ausnahme derjenigen, welche Unterthanen Sr. britischen Majestät angehören, vom Platastrom ausgeschlossen sind, so kümmert mich dies wenig. Ich fordere nichts, als die freie Schiffahrt dieses Flusses. Die Befehle meines Königs müssen vollstreckt werden!“

Um wirksamer zu handeln, hatte sich zu Buenos-Ayres die Junta ihrer Macht begeben, und sie einem Vollziehungsrath von drei Gliedern übertragen. Diese waren Feliciano Chiclana, Manuel de Sarratea und Joan Joseph Passo. Die Kriegsübler wurden sogleich in besserm Stand gesetzt und mit Anfang des neuen Jahres fingen auch die Feindseligkeiten nicht nur gegen Elio, sondern auch gegen die Portugiesen bei Monte-Video an. Diese wurden gleich im ersten Gefecht vom ayresischen Feldherr Artigas, mit bedeutendem Verlust, zurückgetrieben. Der Sieg war aber noch keineswegs so wohlthätig für die Sache des neuen Staates am La Plata, als die inneren Spaltungen desselben dem Bestehen des Ganzen gefährlich waren. Parteiungen in der Regierung, Zwiste zwischen ihr und dem Stadtrath lähmten den Gang der öffentlichen Verwaltung. Die unbesonnene Maasnahme, daß man bei Auflösung der Junta die Abgeordneten der entferntern Provinzen zurücksetzte, brachte Verwirrung und Gesetzlosigkeit hervor. Denn nun wollte bald die eine, bald die andere beleidigte Gegend die Hoheit des Vollziehungsrathes von Buenos-Ayres nicht anerkennen. Cordoba der Tucuman zu allererst riß sich von den Ayresen ab, und stellte in voller Unabhängigkeit eine eigne Regierung auf; Paraguay weigerte sich, gleich Monte-Video, ferner mit Buenos-Ayres gemeine Sache

Digitized by Google

zu machen. So zertrümmerte zuletzt unter dem erwachten Parteigeiſt die Stärke der Geſammtheit; und der fortdauernde, nun auch wider Brafilien erhobene, Krieg mehrte das öffentliche Ungemach durch gänzlichen Stillſtand des Handels.

Der beharrliche Geiſt der Völkerſchaften am La Plata aber, ihr feſter Entſchluß, unabhängig von der alten Welt, nach eigenen Geſetzen zu leben, und ihren Kindern die Freiheit zu vererben, glich die von den Staatsführern begangenen Fehler wieder aus. Mogten ſich Parteien und weitläuftige Gebiete trennen: in dem Beſchluß, nie wieder ihren vorigen Gebietern aus Spanien anzugehören, blieben ſie ungetrennt und einerlei Sinnes. So geſchahe es, daß ſich zwar alle untereinander durch Zwietracht hinderten, ſchneller das Ziel zu erreichen; doch auch, daß die Spanier viel zu früh frohlockten, und von den Zerwürfniſſen der verſchiedenen Landſchaften die baldige Heimkehr aller in die ehmalige Unterwürfigkeit erwarteten. Vielmehr ward von Tag zu Tag heller, daß die Gewalt der kaſtiliſchen Krone in beiden Hälften der neuen Welt unerrettbar verloren ſei. Denn auch Mexiko, auch Grenada, auch Caraccas, auch Venezuela pflanzten die Paniere der Empörung auf. Und Peru, welches theils durch innere Parteiung ſchwach, theils durch Gewaltthätigkeit und falſche Vorſpiegelungen aus Spanien, einen Augenblick lang zum Gehorſam zurückgeführt worden war, brach dieſen von neuem, um dem Beiſpiel der Uebrigen zu folgen. Spanien, auf dem alten Feſtlande, von einem ungeheuern Krieg verſchlungen, von den franzöſiſchen Waffen faſt ganz überwältigt, konnte zur Rettung ſeines Amerika's keine Hülfe ſenden. Und die, welche dort noch, von den Briten unterſtützt, für Ferdinand VII. ſtritten, oder in ſeinem Namen ſprachen, behielten keine andere Mittel, als ohnmächtige Drohungen oder Schmeicheleien, oder Verſuche der Liſt und Veränderung ihrer Sachführer. Zu ſpät hatte in Cadix die höchſte Junta erfahren, daß die unklugen Schritte Elio's nicht wenig den Abfall von Buenos-Ayres befördert, und ſeine nachmaligen grauſamen oder zweideutigen Handlungen der Wiederannäherung der Abtrünnigen verhindert hätten. Sie rief ihn zurück, und ſandte, ſtatt ſeiner, als Unterkönig Don Vigodet nach Monte-Video. Allein dieſem blieb nichts übrig, als in Elio's Fußtapfen einzuſchreiten, um noch das letzte, geringe Ueberbleibſel der altſpaniſchen Gebiete am Silberſtrom zu behaupten.

Der Krieg ward alſo in einzelnen Gefechten bald unter Monte-Video's Mauern, bald auf Schiffen vor Buenos-Ayres fortgeſetzt. Vergebens wollte Vigodet die Mündungen des Plata ſperren, um Buenos-Ayres mit andern Weltgegenden außer Verbindung zu ſetzen. Sowohl die Schiffe Großbritaniens, als der vereinigten Staaten Nordamerika's ſegelten kühn hindurch, und brachten der Stadt alles, was zur Ausrüſtung ihres Heere vonnöthen ſein konnte. Dadurch ward der ayreſiſche Vollziehungsrath vermögend, nicht nur ſeine Bundesgenoſſen in Chili und Peru mit Waffenvorräthen, ſondern auch mit Hülfsvölkern zu unterſtützen, die unter des Feldherrn Puyrredon Anführung, den Krieg am Defaguadero gegen Goyeneche und ſeine Spanier fortzuſetzen. Vigodet, als er dies ſah, und ſelbſt, daß der Hof von Braſilien keine Neigung zeigte, den langwierigen, koſtſpieligen und unfruchtbaren Kampf mit den Ayreſen

Digitized by Google

nachdrucksam fortzusetzen, hoffte durch Verschwörungen und Verrätherein inner den Ringmauern von Buenos-Ayres zu gewinnen, was er im offnen Felde nicht vermogte.

Es lebten in der Stadt noch viele Altspanier, doch aller öffentlichen Aemter unfähig erklärt, von tausend argwöhnischen Augen beobachtet, und bei jedem Anlaß mit Strenge behandelt. Diese unterhielten mit Vigodet treue, geheime Verständnisse. Sie verbanden sich nach und nach mit andern, welche gegen den Vollziehungsrath des Staates Unzufriedenheit äußerten, und faßten zuletzt den verwegenen Entwurf, durch einen verzweifelten Gewaltstreich die Regierung zu vernichten. An ihrer Spitze stand Martino Alzago und ein Bethlehemitenmönch Joseph de las Animas. Ein Sklav aber, in ihr Vorhaben eingeweiht, verrieth es in den ersten Tagen des Heumonds 1812, und bei dreißig Mitverschworne, meistens Europäer, büßten ihr Wagstück mit dem Tode unter Henkers Händen. Die ganze Bürgerschaft der Stadt war bei der ersten Nachricht von der Verschwörung unter die Waffen getreten, und bewieß durch ihre Eintracht, wie wenig Vigodet, selbst durch den allfälligen Meuchelmord der Oberhäupter, erreicht haben würde.

So währte der blutige schwere Kampf fort. Vigodet ward hoffnungsloser mit jedem Tage, einen Streit ruhmvoll für Spanien geendet zu sehen, den er mit allzu ungleichen Waffen und Kräften zu führen hatte. Nichts vermogte hier kalte Klugheit gegen ein vom Wunsch der Freiheit begeistertes Volk; nichts, Tapferkeit gegen Verzweiflung; nichts, jede Erinnerung an Tugend und Liebe des altkastilischen Throns, gegen den Stolz der Unabhängigkeit; nichts, das Versprechen von Gold und Ehrenstellen an die Häupter der neuen Freistaaten, welche im Gefühl ihrer Selbherrlichkeit, Könige als ihres Gleichen behandeln wollten. Der Krieg war Meinungskrieg, Volkskrieg; und ward mit aller Hinterlist und Grausamkeit, Tücke, Verzweiflung und Unbarmherzigkeit in vereinzelten Gefechten, auf ungeheuern Spielräumen geführt, wie ein Bürgerkrieg geführt zu werden pflegt, da der Soldat nicht für seine Löhnung, sondern für sein eignes Urbild und Wollen ins Feld tritt. Der warme Himmelsstrich konnte hier nur die Kräfte der von Europa gekommenen Streiter erschlaffen; aber die Leidenschaften der Eingebornen entflammte er heftiger. — Wär' es jemals einem König von Spanien vor zwanzig Jahren beigefallen, sich Amerikas großmüthig entschlagen, und seinen Unterthanen daselbst freistaatische Verfassungen schenken zu wollen: die Völkerschaften würden der Schenkung nicht gewachsen gewesen, der Freiheit müde geworden sein und sich endlich wieder neuen Königen oder Gewaltsherrn unterworfen haben. Aber nun, unter Blut und Flammen, reifte der Geist der Freiheit und die Ehrfurcht vor selbstgegebenen Gesetzen, vor selbsterwählten Obrigkeiten, schneller auf.

Zahre lang dauerte der große Streit mit wechselndem Glück. Buenos Ayres blieb nicht nur mächtig genug, ihn mit Nachdruck gegen die Gränzen Brasiliens fortzusetzen, sondern ihn auch auf den Cordilleren zur Unterstützung Peru's zu führen, wo die spanischen Waffen mächtiger waren, den Aufstand zu zügeln. Hätte der Vollziehungsrath von Buenos-Ayres sich mit bloßer Selbstvertheidigung begnügt, und statt seine Kriegsmacht zu vertheilen, sie gegen Monte-

Digitized by Google

Video zuſammengedrängt: ohne Zweifel würde dieſes früher beſiegt worden ſein. Aber die Klugheit foderte, die Spanier in Lima und Quito nie zur Ruhe geneſen zu laſſen, ſie immerfort in ihren eignen Ländern zu beſchäftigen, damit ſie ſich nicht dem Gebiet von Buenos-Ayres nähern, und den Monte-Videern Hand bieten konnten. Daher ſah man beſtändig die Ayreſen im obern Peru fechtend, wo ihr Feldherr Puyrredon, nach ihm der unerſchrockne Belgrano den Unterkönig von Lima, Abascal, im Schach hielten. Abascal zu Lima, wie der Landeshauptmann Fralas-Montes zu Quito ſandten zwar von Zeit zu Zeit Siegesnachrichten nach Europa. Wirklich war ihnen gelungen, die Landſchaften, in welchen ſie unmittelbar befehligten, zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Aber ihre Herrſchaft war, ſie ſelber verhehlten es nicht, von zweifelhafter Dauer, ſo lange die Ayreſen im obern Peru Meiſter blieben.

8.

Monte-Video wird erobert. Fortſchritte jenſeits der Cordilleren. Jahr 1814. 1815.

Ein unerwarteter Umſchwung der Dinge hatte zu derſelben Zeit das Schickſal der alten Welt neu geſtaltet. Durch die Verzweiflung und den Heldenmuth der deutſchen und ruſſiſchen Völker war Napoleons Allgewalt gebrochen; er ſeines Thrones beraubt, ſeiner erſten Dunkelheit wiedergegeben. Aus Spanien war König Joſeph, der Bruder Napoleons, entwichen, und König Ferdinand VII. wieder zum Beſitz des Reiches ſeiner Väter gekommen.

Die Nachricht von allen dieſen Ereigniſſen gelangte ſchnell zu den Amerikanern. Vigodet verkündete ſie aus Monte-Video den Bewohnern des Laplata, Abascal ſie den Thälern der Cordilleren. Beide riefen nun in ſchmeichelnden Verbündungen zur Ruhe, zur Eintracht und Unterwerfung. Doch die Botſchaften von Madrid blieben ohne Wirkung. Denn das Band der Unterthänigkeit war längſt zerriſſen. „Welches Heil, ſo ſprachen die öffentlichen Blätter von Buenos-Ayres: haben wir von einem Bourbon auf dem ſpaniſchen Thron zu erwarten? Kein anderes, als dasjenige, welches uns die beſten Könige vorzeiten gegeben hatten: Knechtſchaft. Er würde vielleicht weiſe Geſetze geben, aber wir würden ihre Wohlthat durch die Eigenmacht, Habſucht und Elendigkeit ſeiner Willensvollſtrecker nicht genießen. Er würde nicht die Liebe unſrer Herzen, ſondern die Frucht unſers Fleißes, das Gold unſrer Kiſten begehren. So viel Blut, als wir ſchon für unſere Unabhängigkeit vergoſſen haben, ſoll nicht vergebens vergoſſen ſein!“

Den guten Eindruck, welchen Vigodets, und andrer ſpaniſchen Vollmächtigen, Verheiſſungen hin und wieder auf Einzelne gemacht haben konnten, vernichteten bald Nachrichten aus Spanien, welche von des Königes erſten Verfügungen, von der Wiederemporrichtung geiſtlicher Gewalt, von der Herſtellung unbeſchränkter königlicher Macht, von der Verfolgung aller Freiſinnigen erzählten. Einige der letztern, Männer welche Gut und Blut für das Haus Bourbon gegen die Franzoſen gewagt hatten, kamen nun aus Spanien als Flüchtlinge; ſprachen von des Murter-

Digitized by Google

landes Entkräftung und Unterdrückung; von der dort herrschenden allgemeinen Unzufriedenheit; von den Umtrieben und Verwirrungen am Hofe; von der Verarmung des Volks und belebten den Muth der Ayresen zum Widerstande durch ihre schwarzen Schilderungen vom Loose Spaniens.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, unter den verschiedenen, getrennten Freistaaten Südamerika's größere Eintracht zu bewirken. Die Heere wurden verstärkt und alle Maasregeln getroffen, den langwierigen Krieg gegen Bigodet in Monte-Video abzuthun, ehe Ferdinand VII. aus Europa Abtheilungen seiner Heere, die er nun nicht mehr gegen Frankreich nöthig hatte, nach Amerika schicken konnte. Schon im April 1814 wurde Monte-Video ungestümer vom Feldherr Artigas berannt, umzingelt und so vollkommen gesperrt, daß es unmöglich war, Lebensmittel von einiger Menge hineinzuschaffen. Bigodet, mit einer Besatzung von 6000 Mann, und noch mit Kriegsvorrath hinlänglich versorgt, vertheidigte sich standhaft, bis der Mangel an Lebensmitteln und aller Aussicht auf Hülfe von Brasilien oder Europa ihn zwang, den 20. Brachmonds die Stadt Monte-Video den Belagerern zu übergeben. Ihm selber ward gestattet, sich nach Spanien zu begeben; die Besatzung aber, nachdem sie mit kriegerischen Ehren ausgezogen, blieb kriegsgefangen.

Diesem Siege, welcher zu Buenos-Ayres mit Festen voll ausschweifender Freude gefeiert ward, folgte bald ein anderer von nicht geringerer Wichtigkeit. Belgrano, an der Spitze der Ayresen, schlug in sehr blutigem Treffen die Spanier in Oberperu, und verfolgte seinen Sieg mit solchem Glück, daß die Landschaften von Quito und Lima ihr Joch wieder für gebrochen hielten und überall von neuem das Panier der Empörung gegen Spanien aufpflanzten. Der Unterkönig Abascal zu Lima hielt sich selbst in seiner Hauptstadt nicht mehr geborgen. Er floh nach Guayaquil, einer Stadt am Flusse des gleichen Namens, ohnfern seiner Mündungen gelegen. In dieser reichen Handelsstadt, von zwanzigtausend Menschen bewohnt, von drei Vesten beschützt, zählte er beiweiten noch die meisten Anhänger der königlichen Sache. Auch Fralas-Montes, der Landeshauptmann von Quito, eilte voll Schreckens dahin.

In der That hatte König Ferdinand VII. zu Madrid Befehle gegeben, auf mehreren Frachtschiffen, begleitet von vier Linienschiffen, zehntausend Mann aus Europa nach Amerika überzuführen. Nur der Mangel des Geldes verhinderte ihn, seinem Willen schnelle Vollstreckung zu geben. Erst im Anfang des Jahres 1815 konnte die Flotte unter Seegel gehen. Aber für Buenos-Ayres blieb sie ohne Gefährlichkeit; denn sie wandte sich nicht dem Laplataſtrom, sondern der Terrafirma zu, um das empörte Karthagena daselbst und die Aufrührer der dortigen Landschaften zu besiegen. Der spanische Oberfeldherr Pablo Morillo, welcher mit seinen zehntausend Spaniern für leichtes Spiel gehalten, Neugrenada und die Caraccas zum Gehorsam zu bringen, dann erobernd über Quito und Lima, und über die Cordilleren nach Buenos-Ayres zu gehen, fand schon unter den Mauern Karthagena's seine stolzen Träume von der Wiedereroberung des gesammten Südamerika's vereitelt.

Die Ayresen, ohne Furcht vor fremden Ueberfällen, bemeisterten sich unterdessen auch

Digitized by Google

Maldonado's und der übrigen Umgebungen Monte-Videos. Die Portugieſen, ſchwach und vereinzelt, blieben müſſige Beobachter von dieſen Fortſchritten der Freimänner, gegen welche ſie zufrieden waren, ihre eignen Gränzen decken zu können. Hätten nicht die ayreſiſchen Heerhaufen noch in den peruaniſchen Gebieten gefochten, man würde kaum vom Kriege gewußt haben. Die zerſtöhrten Felder blühten wieder. Neue Dörfer wurden aufgebaut. In Buenos-Ayres ſelbſt wuchs der Wohlſtand mit Zunahme des ungeſtörten Handels. Amerikaniſche und britiſche Schiffe ſegelten im La Plata auf und ab, wie im tiefſten Frieden; brachten Waffen und europäiſche Waaren aller Art und nahmen die Erzeugniſſe des Landes mit ſich. Großbritanien allein, welches vormals hier kaum für drei Millionen Dollars Abſatz gefunden hatte, ſah denſelben im Jahre 1815 ſchon zu neun Millionen geſteigert. So darf man ſich nicht wundern, wenn es an der Freiheit der Ayreſen den lebendigſten Antheil nahm, ſie nach Kräften begünſtigte und nichts weniger wünſchen konnte, als den Silberſtrom wieder in der Gewalt der ſpaniſchen Krone zu erblicken.

Der Kampf in den entlegnen Gegenden von Chili und Peru, wo Belgrano, Rondeau und die übrigen Feldherrn von Buenos-Ayres bald Siege, bald Niederlagen erlebten, ward nun auch zur See unterſtützt. Der Vollziehungsrath rüſtete eine Flotte aus, deren Befehl er einem erfahrnen Seemann, Namens Brown übergab. Dieſer, zwar geborner Engländer, aber am La Plata eingebürgert, zum Commodore des Seegeſchwaders erhoben, umſegelte das Vorgebirg Horn, und kreuzte ſchon mit Anfang des Jahres 1816 in den Gewäſſern des ſtillen Meers. Hier nahm er mehrere ſpaniſche Fahrzeuge; dann richtete er den Lauf gegen Guayaquil, um auch dieſe letzte Stütze der Spanier zu brechen. Er überwältigte die Schanzen, welche die Mündungen des Stromes vertheidigten und bedräuete die Hauptſtadt, während Feldherr Rondeau durch das obere Peru vordrang.

Brown, im Begriff, ſich der Stadt Guayaquil zu bemeiſtern, ließ ſeine ſchweren Schiffe zurück, und ſegelte den Strom mit leichten Fahrzeugen aufwärts. Da betrat ihn das Unglück, daß ſein eignes Schiff auf verborgne Riffe lief, und er, als Schiffbrüchiger von den Spaniern gefangen ward. Weil aber kurz vorher der ſpaniſche Befehlshaber von Guayaquil in ſeine Gewalt gefallen war, gewann er ſeine Freiheit leicht wieder, indem er ſie auch dieſem ertheilte. So mißlang ſein Unternehmen. Zu dem hatte er auch auf Unterſtützung vom Feldherr Rondeau wenig Hoffnung; denn dieſer war faſt zu derſelben Zeit, ohnweit Cochabamba, (am 28. Wintermonats 1815) durch den ſpaniſchen Kriegsoberſt Joachim de la Pezuela geſchlagen worden. Es kehrte Brown von Guayaquil zurück und er begnügte ſich, weit um die Meere unſicher zu machen. Schon hatte er ein gegen ihn von Lima ausgeſchicktes Geſchwader von fünf bewaffneten Schiffen gänzlich zerſtört und das von Callao nach Cadiz mit 800,000 Piaſtern beladene Schiff Conſequencia erobert. Nun beſetzte er, ſo viel Fahrzeuge er den Spaniern genommen, dieſelben mit Seeleuten aus den empörten Landſchaften Peru's und Chili's; ſperrte die von den

Digitized by Google

Spaniern beſetzten Häfen Coquimbo und Valparaiſo und vernichtete allen Handel ſeiner Feinde an den ſüdamerikaniſchen Küſten.

9.

Die Staaten Südamerika's erklären im Kongreß zu Cordoba ihre Unabhängigkeit. — Abſicht der Portugieſen gegen Monte-Video. — Jahr 1816.

Seit Don Juan, der königliche Fürſt von Portugal, am 16. Chriſtmonds 1815 in ſeinem Pallaſt zu Rio Janeiro das Land Braſilien zu einem Königreich erhoben hatte, ſchienen auch ſeine Abſichten beſtimmter, als jemals, auf feſtere Begränzung des neuen amerikaniſchen Königreichs zu gehen. Er ließ desfalls Unterhandlungen mit dem Hofe zu Madrid pflegen, von wannen zu gleicher Zeit Werbungen um die Hand der portugieſiſchen Fürſtin Carlotta geſchahen. Dies, und die Heerrüſtungen in Braſilien, welche der allgemeinen Sage zufolge nichts Geringeres bezweckten, als die Vereinigung Monte-Video's und des ganzen, am öſtlichen Ufer des La Plata gelegnen Landes mit Braſilien, erregte die Aufmerkſamkeit und Gegenrüſtung der Ayreſen.

Bei voller Eintracht der geſammten Freiſtaaten am La Platastrom war Braſilien keineswegs gefährlich. Denn eine Macht ſtand wenigſtens der andern an Kräften gleich. Aber die Freimänner hatten zwei Dinge für ſich, welche den Braſiliern fehlten: abgehärtetes, wohlgeübtes Kriegsvolk mit erfahrnen Feldherrn, und das Zauberwort Freiheit, welches, ausgeſprochen über die Sklaven Braſiliens, leicht einen Aufruhr anfachen konnte, der den Thron zu Rio Janeiro erſchüttert haben würde.

Je enger ſich Don Juan und König Ferdinand von Spanien mit einander verbanden, je wichtiger ward den Freiſtaaten, ähnliche Vereinigung unter ſich zu ſchließen. Sie gaben den Gedanken auf, daß ſie alle nur Einen großen Freiſtaat ausmachen wollten, und nahmen ſich ſtatt deſſen die Bundesverfaſſung der Vereinten-Staaten Nordamerikas zum Muſter. Darin einig, ward eine Staatenverſammlung ausgeſchrieben. Sie trat zu Cordoba del Tucuman im Mittelpunkt der Plataländer zuſammen. Zu den Ausgeſchoſſenen von Tucuman und Cordoba kamen die Geſandten von Buenos-Ayres, von Charcas im Lande Paraguay San Juan de Fontera am Fuße der öſtlichen Cordilleren, und Mendoza, welches mit ſeinen Silbergruben an dem gleichen Gebirge ruht. Sie kamen von San Jago del Eſtero, der gewerbigen Stadt am Dulceſtrom im Lande Tucuman, von Salta del Tucuman, wo ſonſt Sitz eines ſpaniſchen Statthalters geweſen; vom wieſenreichen Lande Jujuy, deſſen Rinder und Roſſe weit berühmt in Südamerika ſind; auch von Rioja, Chichas, Mizque, Catamarca und andern Orten kamen ſie. Alle dieſe Abgeordnete waren meiſtens Rechtsgelahrte, und der Unabhängigkeit zugeſchworne Leute. Auch ein Mönch ward unter ihnen erblickt.

Nachdem der Kongreß ſich einen Vorſteher in der Perſon des Francesco Narciſo de Layrida und einen Statthalter deſſelben, in der Perſon des Mariano Boedo erwählt,

Digitized by Google

aus eigner Mitte auch drei Geheimschreiber ernannt hatte, schritt er alsbald zur großen Frage: ob alle Staaten entschlossen wären, ihre Freiheit gegen Spanien und jede fremde Macht zu behaupten? Ein einziger freudiger Schrei erfüllte den Sitzungssaal, und jeder einzelne Gesandte brachte die Beweggründe seines Staates zu diesem Entschlusse in begeisternden Worten vor. Denn erhoben sich allesammt von ihren Sitzen und schworen mit theuern Eiden die Freiheit der vereinten Landschaften Südamerikas gegen jede Macht und Krone mit Gut und Blut zu vertheidigen. Das geschah am neunten Tag im Heumond des Jahres 1816. Und eine öffentliche Verkündung, gesiegelt mit dem Kongreßsiegel, unterzeichnet von sämtlichen dreißig Mitgliedern der hohen Versammlung, ging als Unabhängigkeitserklärung des Bundesstaates aus:

„Wir, das Volk der vereinten Staaten Südamerikas, versammelt im allgemeinen Kongreß unter dem Schutz des Allmächtigen, welcher über den Welten thronet, und aus Auftrag und im Namen des Volks, dessen Stellvertreter wir sind, betheuern den Völkern und allen Menschen des Erdbodens die Gerechtigkeit unsrer Absichten, und erklären feierlich im Angesicht der Welt: daß es der unzweideutige und einmüthige Wille dieser Staaten sei, die lästigen Fesseln, mit denen sie an die spanische Herrschaft gekettet waren, zu brechen; sich wieder in die Rechte zu setzen, die ihnen entrissen waren, und Würde und Namen eines freien, von König Ferdinand VII. seinen Nachfolgern und seinem Hauptlande unabhängigen Volks zu behaupten. Da nun diese Staaten von heut an Kraft ihres Rechts, volle Gewalt erhalten, sich selber solche Verfassungen zu geben, welche ihren Bedürfnissen und gegenwärtigen Zeiten entsprechend sind: so thun sie hiermit kund, erklären und bekräftigen, daß sie sich gegenseitig durch Uns, zur Vollstreckung ihres Willens und dieses Beschlusses verpflichten, unter Verpfändung und Verbürgung ihres Lebens, ihres Gutes und ihrer Ehre."

Wie verächtlich auch die öffentlichen Blätter Spaniens von diesem Kongreß sprechen, wie spöttisch auch Rio Janeiro auf die Männer zu Cordoba bei Tucuman herabschauen mogte: man verspürte schnell genug die Wirkung der neu vereinten Kraft. Der Kongreß blieb beisammen, das ganze Bundeswesen zu ordnen und die Geschäfte zu leiten. Feldherr Puyrredon empfing für das Kriegswesen die Vollmacht der obersten Leitung. Gegen Peru stand Belgrano; gegen Chili Feldherr San Martino; gegen Brasilien der wachsame Artigas mit ausgedehnter Gewalt über die Gränzgegenden.

Als kein Zweifel mehr übrig blieb, daß Spanien sich mit Portugal wegen des Gebietes am östlichen Ufer vom Laplatastrom einverstanden habe; als eine portugiesische Seemacht vor Maldonaldo erschien, und eine Landmacht durch Riogrande in das Gebiet von Monte-Video einrückte, begab sich der Kongreß von Cordoba nach Buenos-Ayres, dem Kriegsschauplatz näher zu sein. Artigas aber rückte über den Fluß Uruguay in die brasilischen Landschaften am Rio Grande ein; ließ die feindliche Macht von seinen Kriegsbanden neckend umschwärmen, und den schwarzen Sklaven in Brasilien Freiheit verkünden.

So endete das Jahr 1816.

Digitized by Google

London und die britischen Reiche.

Zweiter Brief.

Vortheile der Engländer für ihren Wohlstand aus den bisherigen europäischen Kriegen. — Unermeßlicher Nachtheil des Friedens für England. — Schnelle Abnahme des Handels und Verkehrs, neben Ueberbevölkerung. — Verhältniß der Staatsschuld und der Schuldentilgungsmittel. — Zweckwidrige Unterstützung der Brodlosen. — Wahrscheinliche Wiedereinführung der Eigenthumssteuer.

Im letzten Jahrzehend ist die Macht des britischen Staats und sein Einfluß auf die gesammte europäische Staatenordnung so sehr gestiegen, daß man mit Recht England als das Haupt derselben ansehen konnte. Ermüdet von übergroßen Anstrengungen sehnen sich alle Reiche in den ehmaligen glücklichen Zustand der Ruhe zurück. Allein dieser glückliche Zeitpunkt ist noch nicht erschienen. Wie nach einer langen Krankheit die Genesung, so fordert auch hier die Rückkehr der Ruhe ihre Zeit. Das lang gestörte Gleichgewicht muß sich erst nach und nach wieder herstellen, und je nachdem ein Staat in den Sinn des Zeitgeistes mehr oder weniger eingedrungen ist, je nachdem er aus den großen Lehren der Weltgeschichte mehr oder weniger Nutzen zu ziehen weiß, wird auch der Stand desselben in dem Staatensystem höher oder niedriger sein.

Im Jahr 1813 strengte England alle seine Kräfte an, den Krieg in Spanien und Portugal zu fördern, auf dessen glücklichen Ausgang seine einzige Hoffnung, den Feind seiner Größe zu besiegen, gegründet war. Heimlich oder öffentlich unterstützte es alle großen kriegführenden Mächte von Europa; außerdem erforderte der amerikanische Krieg große Aufopferungen. Die öffentlichen Ausgaben beliefen sich auf die ungeheure Summe von 60,000,000 Pf. Sterl. Allein dagegen hatte England den Handel der ganzen Welt; kein Schiff durfte sich auf dem weiten Meere erblicken lassen, ohne der Briten Erlaubniß; der Reichthums Aßens strömte der Themse zu; alle Inseln von Westindien schütteten ihre Erzeugnisse auf dem großen Stapelplatz aus; alle außereuropäischen Pflanzungen legten ihre Schätze in England nieder, die Waarenhäuser der Kaufleute strotzten von den Gütern aller Welttheile, und jedes Bedürfniß des gemeinen Lebens oder der Ueppigkeit, des Handels und der Künste konnte von der Hauptstadt aus versehen werden. Die Standhaftigkeit, mit welcher England sich selbst vertheidigte, und für Europa's Freiheit kämpfte, sicherte ihm ein unbegränztes Vertrauen aller Nationen zu, so daß selbst die Franzosen ihre Gelder englischen Händen anvertrauten. Dies war wohl der Gipfel von Englands Handelsgröße. Obwohl die Ausgaben der Regierung ungeheuer groß waren, wurde doch gerade durch diesen Aufwand eine mächtige Anzahl der Einwohner bereichert; selbst die Verträge für Erhaltung und Versorgung der englischen Armeen im Auslande wurden im Innlande gemacht. Der Krieg belebte den Handel, und bot selbst den reichsten Kaufleuten hinreichende Gelegenheit dar, ihren ganzen Vermögensstock wirken zu lassen, während sie noch überdem den Vortheil hatten, Europa mit den Früchten fremder Welttheile zu versehen;

Digitized by Google

Deutſchland und der Norden von Europa auf dem baltiſchen Meere, Frankreich durch die Einfuhrerlaubniſſe; Holland durch einen Schmuggelhandel trotz aller Zöllner und Sünder Buonapartes. Und obgleich die altgeſtifteten Verbindungen mit den feſtländiſchen Häuſern gänzlich unterbrochen waren, hatte doch der ſonderbare Zuſtand des Handels eine neue und ſehr geſchäftige Gattung von Kaufleuten gebildet, welche den ſchwierigen Verkehr mit großer Emſigkeit beförderten. Jene wichtige Handelsquelle für alle Arten britiſcher Gewerbſchaften, die weſtindiſchen Inſeln, war durch den vorübergehenden Beſitz der holländiſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Niederlaſſungen mehr als verdoppelt, und England war der einzige Mittler, durch welchen ganz Europa mit den Produkten des Oſtens und Weſtens verſehen werden konnte. Indigo, Thee, Gewürze, Spezereien und Medizinen, Nankins, Muſſeline u. ſ. w. waren ausſchließlicher Alleinhandel deſſelben. Portugal konnte man zur damaligen Zeit ganz, als eine engliſche Niederlaſſung betrachten; die Verwaltung und Behauptung dieſes Landes hat zwar eine beträchtliche Vermehrung der Nationalſchuld verurſacht; allein der Vortheil, welchen tauſende von Individuen durch die Verbindung mit demſelben erhielten; überwog bei weitem dieſen Nachtheil; dagegen kamen alle Schätze des portugieſiſchen Braſiliens in den Hafen von London. Der Handel mit Südamerika wurde damals ganz frei und gerade, ohne von der ſpaniſchen Regierung erſt Erlaubniß zu verlangen, betrieben — ein Umſtand, den die gegenwärtige ſpaniſche Regierung noch jetzt nicht vergeſſen und verzeihen will. So wie nur die Fluth ſtieg, oder ein Lüftchen wehte, nahten ſich Schiffe den engliſchen Häfen, oder liefen aus ihnen aus. In eben dem Verhältniß, als die franzöſiſchen Armeen in Rußland wichen, nahm der heimliche Schleichhandel mit dem Norden zu, und der Spürgeiſt der engliſchen Kaufleute ließ keine Gelegenheit vorüber, alle diejenigen Waarenarten, von denen ſie ſich einen guten Abſatz verſprechen konnten, in jene ausgeſaugten Gegenden zu ſchicken. Die Schlacht von Leipzig entſchied endlich Deutſchlands Schickſal, der muthige und einmüthige Ausruf von Orange boven! befreite bald darauf auch Holland, und trotz der ungünſtigen Jahreszeit ſtrömte nun Waare aller Art in die geöffneten Häfen beider Länder.

Der glückliche Erfolg, mit welchem ſowohl in Spanien als in Deutſchland und Frankreich gegen die Anmaaßer gekämpft ward, erfüllte alles mit der frohen Hoffnung, daß ſchon im Frühling der erſehnte Friede zurückkehren werde, und mit ihm der freie Handel nach allen Theilen und Häfen der Welt. Alle Arten von Waaren ſtiegen bedeutend im Werthe, und ohne erſt die Beſtellungen abzuwarten, die das Frühjahr bringen ſollte, kauften die reichen Handelshäuſer große Vorräthe aller Art, in der ſicheren Vorausſetzung, daß in kurzem die Preiſe noch weit höher ſteigen würden. Amerika, die einzige Nebenbuhlerin Englands im Handel, war auf ihre eignen wenigen Häfen beſchränkt, und ſonach hatte es das Anſehen, als wenn der ganze Handel der Welt ein Ortsrecht Albions werden würde. Groß, wie der Druck der Tazen und Abgaben war, der auf der Nation laſtete, war auch der Vortheil aus dem Alleinhandel. Er würde ihn weit überwogen haben. Land ſtand hoch im Preis, Korn desgleichen; fremde Waaren galten

Digitized by Google

mehr als sie werth waren, vorzüglich als die ostindischen. — Unter diesen günstigen Aussichten begannen die Verschiffungen des Jahres 1814, als nach einem Zeitraum von 25 Jahren zum erstenmal sämmtliche Hafen Europas der britischen Flagge offen standen. Aber nur zu bald zeigte es sich leider, daß die goldenen Hoffnungen, die die handelnde Welt belebten, schwärmerisch und übertrieben gewesen waren. Denn die Emsigkeit der englischen Kaufleute, Waaren, noch ehe sie wirklich verlangt waren, zu verschiffen, verursachte, daß der Markt bald mit allem überfüllt ward. Denn die Käufer fehlten, und selbst die besten Häuser auf dem festen Lande konnten aus Mangel an Kapital keine bedeutenden Einkäufe machen.

Jetzt fing man erst an, die Folgen des während der ganzen Zeit des Kriegs so emsig fortgesetzten Schleichhandels zu fühlen; denn anstatt, daß man an jedem Bedürfniß Mangel leidende Länder zu finden glaubte, wurde man mit Verwunderung gewahr, daß beinahe alle Gattungen von Waaren hinreichend eingeführt da lagen. Allein weil diese Einführung so heimlich und versteckt geschehen war, glaubte man das Resultat derselben bei weitem geringfügiger und unbedeutender, so daß sich selbst die erfahrensten und vorsichtigsten Berechner bitter getäuscht sahen. Dazu kam noch der Umstand, den sich freilich der stolze Engländer nicht eingestehen wollte, daß nämlich während der Trennung von England die Hand- und Großgewerbe in manchen Theilen des festen Landes so zugenommen hatten und sich in jeder Hinsicht so vervollkommnet hatten, daß sie die Bedürfnisse des Festlandes beinahe einzig und allein zu versehen im Stande waren. Hier brauche ich nur an die glückliche Thätigkeit der Schweiz und Sachsens zu erinnern, welche sich vor allen andern hervorthaten.

Doch noch konnten sich die britischen Kaufleute nicht entschließen, die Preise ihrer Güter herabzusetzen. Demohnerachtet aber hörte der Waaren-Zufluß fremder Welttheile in die englischen Häfen nicht auf, sondern nahm eher zu. Das Festland brauchte diese Güter entweder nicht mehr, oder konnte sie aus Mangel an Geld nicht in dem vorigen Maaße kaufen. Havre und die übrigen Häfen des südlichen Frankreichs wurden zwar endlich auch der britischen Flagge geöffnet; diese Gegenden jedoch besaßen zu wenig das Vertrauen der handelnden Welt, als daß sich viele Häuser hätten entschließen mögen, beträchtliche Vorräthe dahin zu schicken. Selbst von Paris aus kamen so wenige Bestellungen, daß die Verschickungen nach Liverpool und andern großen Städten des Innern bei weitem bedeutender waren. Kurz, der englische Handel, der mit allen Hindernissen und Beschwerlichkeiten während des Krieges glücklich gekämpft hatte, verlor auf einmal bei der Rückkehr des Friedens alles Leben. Die englische Regierung selbst trug zur Vermehrung der mißlichen Lage des Handels bei, indem sie besonders strenge Maaßregeln zur Eintreibung der Abgaben der noch unverkauft daliegenden Waaren, welche auf Versendung warteten, annahm.

Nach und nach zeigten sich nun die für England keineswegs günstigen Folgen des Friedens. Viele europäische Staaten haben nicht allein Kolonien erhalten, sondern was noch weit schlimmer ist, handeln nun in gerader Richtung dahin. Die Schiffe aller Flaggen segeln jetzt an den

Digitized by Google

engliſchen Häfen vorüber, ohne ſie zu beſuchen. Englands Schutz iſt ihnen nicht mehr vonnöthen, und da das Anlanden am britiſchen Ufer ſtets mit großen Ausgaben verknüpft iſt, kann nur Nothwendigkeit ſie dazu vermögen. Amerika iſt wieder der große Stapelplatz zwiſchen China und dem baltiſchen Meere geworden; Portugal erfreut ſich ſeines alten Handels mit Weſtindien und iſt die erſte Nation, welche außer der engliſchen, Thee auf den europäiſchen Markt gebracht hat. Holland, mit ſeiner alten Beharrlichkeit, ſucht die bisher erlittenen Verluſte wieder einzubringen, und wird vielleicht bald ſeine alte Macht wieder erlangt haben. Der Handel, der bisher als die Hauptſtütze Englands anzuſehen war, iſt nun nicht mehr ausſchließliches Recht deſſelben. Nur diejenigen Waaren, welche England wohlfeiler und beſſer als andere zu liefern im Stande iſt, werden noch ferner verlangt. Denn wenn die Engländer ihren Indigo, Muſſelin, Thee und Gewürze nicht zu ſolchen Preiſen bringen, welche mit denen der Amerikaner, Holländer und Portugieſen einen Vergleich aushalten, wie können ſie erwarten, nur den geringſten Abſatz zu haben? Europa iſt im gegenwärtigen Augenblick zu arm, die aus dem Morgenland ſchon eingeführten Güter zu verbrauchen; der daraus entſtehende Verluſt muß alſo allein auf diejenigen fallen, welche ihr Vermögen in dieſelbe zu ſtecken wagten. Im Sommer des vorigen Jahres waren von achtzig Schiffen, welche in das baltiſche Meer einliefen, nur zwanzig engliſche; in Havannah iſt das Verhältniß noch auffallender. Indeſſen darf man bei dieſen Betrachtungen den Umſtand nicht aus den Augen laſſen, daß ein großer Theil dieſes neuen Handels mit britiſchem Geld geführt wird, ſo daß die engliſchen Kapitaliſten in den Vortheilen, welche Amerika und die handelnden Mächte auf dem Felde des freien Handels erlangen, ſtets einen kleinen Antheil haben werden; allein welch ein bedeutender Erſatz iſt dies für ſo große Verluſte! Der Nationalreichthum wird dadurch nicht vermehrt, und alſo auch die große Laſt, die die Nation drücket, dadurch nicht erleichtert.

Es ſei mir nun erlaubt, mit wenigen Worten die Folgen dieſer Aenderung von außen auf die innere Verfaſſung Englands zu berühren. Krieg war ſeit mehr als zwanzig Jahren das Gewerbe von Europa geworden; in ihm fanden alle Menſchen ſelbſt die alten und ſchwachen, dadurch daß ſie die Streitenden mit den nöthigen Bedürfniſſen verſahen, hinreichende Beſchäftigung; dieſe Thätigkeit und Betriebſamkeit verurſachte in England eine Volksvermehrung von mehreren Millionen Seelen, und demohnerachtet mußte man überall ſeine Zuflucht zu Maſchienen nehmen, um den hohen Preiß des Taglohns zu vermeiden. Hierin beſteht die einzige und vorzüglichſte Quelle des Reichthums des engliſchen und jeden andern Volks. Jetzt findet aber in England ganz der umgekehrte Fall ſtatt; der Preis der Arbeit iſt über alles Erwarten geſunken; tauſende von Händen ſind unbeſchäftigt und es giebt kein Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen, als in der Ausſchließung aller fremden Fabrikate aus England, und in dem Streben, die engliſchen Manufakturen beſſer und wohlfeiler, als die anderer Länder, zu machen. Demohnerachtet aber wird der Verluſt, den alle mit Krieg oder Verſorgung der Krieger Beſchäftigtgeweſene erleiden, noch lange und ſchwer fühlbar ſein. Der jährliche Aufwand von 60 Millionen Pfund Sterl.

Digitized by Google

ist zwar nun nicht mehr; allein die Folgen der verminderten öffentlichen Ausgaben sind nur zu merklich im Wohlstand des Volks. Die vermehrte Volkszahl, welche vorher ein Vortheil war, ist jetzt eine Beschwerde. Die Menge der Armen, deren Unterhaltung dem reichern Theile zur Last fällt, hat in den letzten Jahren ungeheuer zugenommen, und die Art und Weise, welche die Regierung zur Versorgung derselben eingeschlagen hat, nämlich eine auf dem wohlhabenden Theile der Nation liegende Steuer, unter dem Namen: Poorate, ist der unzweckmäßigste und gewissermaßen ungerechteste Weg, dem Uebel abzuhelfen. Man sollte Beschäftigung für die Müßigen suchen, die öffentlichen Landstraßen verbessern, Kanäle graben, Flüsse schiffbar machen, Hafen räumen u. dgl. und dazu sollten die Reichern angehalten werden, einen Theil ihres Ueberflusses anzuwenden; nicht aber sollte man den Müßigen durch Darreichung eines kümmerlichen Unterhalts in seinem Müßiggang bestärken. Der Kaufmann und der große Gewerbsherr waren während des Kriegs die größten Gewinner; in ihren Händen befindet sich jetzt der bedeutendste Theil des Landeigenthums und der Staatsschuldenscheine; diese sollten durch Herabsetzung ihrer Zinsen dem Staate zu Hülfe kommen, und die Last von den Schultern des Volkes nehmen.

Das englische Volk muß gegenwärtig die Interessen einer Staatsschuld von 800 Millionen Pf. Sterl., also gegen 40 Millionen Pf. St. jährlich bezahlen; die laufenden Ausgaben der Regierung belaufen sich auf ungefähr 21 Millionen, die Armentaxen betragen beinahe eben so viel. Dagegen hat sich der Sinking-fund oder der Schuldentilgungsstock unter einer zweckmäßigen Verwaltung zu 292 Millionen Pf. Sterl. angehäuft, einer Summe, welche vor Anfang des Kriegs zur Tilgung der ganzen Staatsschuld beinahe hingereicht haben würde. Aber die Zinsen dieser wohlthätigen Anstalt, statt zu dem Hauptvermögen geschlagen zu werden, laufen zur Bezahlung der Zinsen neuerer Anlehen aus, so daß der Schuldentilgungsstock jetzt nicht mehr mit Recht also genannt werden kann. Das englische Volk befindet sich in dem Fall eines Mannes, der eine Summe von 800 fl. schuldig ist, und 40 fl. mit den Zinsen und den Zinseszinsen zur Tilgung dieser Schuld bestimmt. Die Tilgung würde also in ungefähr 60 Jahren möglich sein; allein während dieser Zeit müssen die ganzen Zinsen des Kapitals (oder in andern Worten dieselben Taxen) fortbezahlt werden. — Ob aber das Volk im vorliegenden Fall im Stande sein wird, eine dergleichen ungeheure Summe blos als Zins so lange Zeit fortzubezahlen, das ist eine Frage, welche der Verlauf der Zeit erst entscheiden muß, und worüber selbst die erfahrensten Staatskundigen in ihren Meinungen sehr verschieden sind.

Kaum war der Krieg beendigt, als das Volk, unbekannt mit den eigentlichen Folgen, welche die Wiederkehr des Friedens bringen würde, Verminderung der Steuern unbedingt forderte. Die Minister mußten nachgeben, und die einträglichste aller Abgaben, die Eigenthumssteuer wurde im letzten Parlament abgeschafft. Was ist aber die gegenwärtige Lage des Staats? Der Handel hat abgenommen, mit ihm die Abgaben der Mauth; die Handgewerbe und Großgewerbe liegen darnieder; die Armuth der niederen Volksklassen hat dadurch beträchtlich

Digitized by Google

zugenommen; die öffentlichen Einkünfte sind daher über Erwarten gering; die öffentlichen Ausgaben aber betragen, trotz aller Vorschläge von Einschränkung und Ersparniß noch bei weitem mehr als die Einnahme, so daß nach einer ganz billigen Berechnung im nächsten Jahr ein Mehrausgeben von wenigstens 17 Millionen eintreten wird. Es bleibt daher im Staate kein anderes Mittel übrig, als die öffentliche Einnahme auf eine sichere und das Volk doch nicht zu sehr drückende Weise zu vermehren. Dies kann aber unter den gegenwärtigen Umständen durch nichts anders geschehen, als durch eine weise angeordnete Abgabe von dem Eigenthum aller Bürger und Unterthanen. Die Erfahrung der vorigen Jahre hat hinreichend gelehrt, welche Beschränkungen und Berücksichtigungen bei dergleichen Steuer nöthig und weise sind, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Minister, wenn sie die Annahme dieser Maaßregel durchsetzen, von den Lehren der vergangenen Jahre Gebrauch und Nutzen ziehen werden.

London. v. Sch. . . .

Italiänische Staaten.

Einige Bemerkungen über die Wiederherstellung des Kirchenstaats ohne die geistliche Gewalt des heiligen Stuhls in andern Ländern.

(Aus Briefen.)

Wenn der Herausgeber dieser Blätter auch nicht immer mit den in nachfolgenden Briefauszügen enthaltenen Meinungen einverstanden sein kann, glaubt er doch dieselben nicht zurückhalten zu sollen. Auch Ansichten, wie diese, verdienen gekannt zu sein. Und Paradoxien sind, weil sie sich nirgends in den Kreis unserer Begriffe einfügen lassen wollen, darum noch keine unbedingte Irrthümer.

Von Loreto.

— Ich habe die heilige Hütte zu Loreto nicht besucht. Sie steht sehr verlassen, wie mir ein Reisender aus dem Oesterreichischen sagte. Doch von den Nachbarschaften kommen wohl noch Schwärme frommer Landleute, ihre Rosenkränze da zu beten, wo vor der Reformation jährlich bei zweimal hunderttausend andächtige Wallfahrter aus dem ganzen christlichen Europa zusammen zu strömen pflegten; wo Könige und Fürsten knieend ihre goldenen Geschenke an die heilige Gottesmutter überreichten; wo man noch vor vierzig Jahren über acht und dreißig tausend Pilgrimme in allerlei Zungen beten hörte. Wenn es so fortgeht, wird das weiland weltberühmte Loreto bald ein beinah so armseliger Ort sein, wie jenes nordamerikanische Loreto am rothen Meer der spanischen Californier.

Die alte Ordnung der Dinge ist nach den langen Weltstürmen überall, und in Italien auch, so ziemlich wieder hergestellt. Und doch ists die alte Ordnung der Dinge ganz und gar nicht. Es sind neue Wesen mit alten verlegnen Titeln und ehmaligen Aussensetten. Warum stellt man denn nicht die Wallfahrten nach Loreto wieder in ihrer ehmaligen Menge

Digitized by Google

her? Warum nicht die Gebete der Fürsten an den Schwellen der Apostelfürsten? Warum nicht den Heldensinn der Doria's und den Verkehr Venedigs mit der Levante und über die Alpen?

Da liegts! Ihr könnet aus carrarischen Marmor wohl noch Homere und Achillen schnitzen; aber es sind doch nur schlechte Steine und keine Homere und Achillen. Man will die alte Ordnung herstellen, und kann doch nicht den alten Geist beschwören, daß er zurückkehre. Der Mensch liebt sein Altes und Gewesenes mit kindischer Selbsttäuschung, und klettet sich den Leichnamen mit wehmüthiger Ehrfurcht an, bis sie unter seinen Liebkosungen in Staub zerfallen sind.

Von Marino.

Ich habe, wie gesagt, Loreto nicht gesehen, aber den kleinen Freistaat, San Marino, und noch dazu sehr zufällig. Glücklich sind die kleinen Staaten zu preisen, deren man sich, besonders von Seiten der großen, nur ganz zufällig erinnert! Ihre unbeneidete Dunkelheit ist beneidenswürdiger, als der blutige Nordlichtsglanz der andern in den Weltgeschichten.

Das Städtchen, wie eine andere italiänische Landstadt, hat nichts Merkwürdiges, das mich anziehen konnte. Doch wollte man mir in der Hauptkirche die heiligen Ueberbleibsel und die Bildsäule des Stifters der Republik zeigen. Billig wird sein Andenken verehrt. Er war kein Brutus, kein Solon, kein Epaminondas, sondern ein verständiger, frommer Glaubensheld gewesen; ein dalmatischer Maurermeister, der in seinen alten Tagen sich in die Einöde dieses unbewohnten Berges begab. Statt ein Kloster zu stiften, hat er eine Republik gestiftet. Das geschah in derselben Zeit, als das römische Reich unterging und die Heruler den letzten der römischen Cäsaren vom Thron stießen. Also statt Roms ein San Marino, damit der Name der Freiheit doch nicht ganz von der Halbinsel der Scipionen und Cincinnaten verschwände.

So steht der kleine Freistaat nun seit beinahe vierzehnhundert Jahren. Nicht Venedigs, nicht Genua's weiland meerbeherrschende Republiken bestehen mehr. Wären diese minder reich, und, wie San Marino, mit einem Ländergebiet von nicht zwei Geviertmeilen zufrieden gewesen, vielleicht beständen sie noch. Das demüthige Veilchen zittert wohl im Grase, wenn der Orkan darüber geht, und es beugt sich; aber die majestätische Eiche und Zeder ists nur, die der Sturm am liebsten bricht, dem sie ihrer Natur nach trotzen soll.

Die übrigen italiänischen Freistaaten, deren Geschichte neulich Sismonde Sismondi recht fleißig und lesbar, aber keineswegs im hohen Geist beschrieben, der des hohen Gegenstandes würdig gewesen wäre, ich sage die übrigen sahen sonst mit vornehmem Achselzucken auf diese republichetta, auf diesen politischen nanerottolo herab. Jetzt blickt die kleine Republik von ihrem wüsten Berg mitleidig auf die vergoldeten Särge ihrer verstorbenen Schwestern hin. Die stolze Venedig lächelte sonst, wenn San Marino sie carissima sorella betitelte.

Das Städtchen, mit seinen beiden kleinen Ortschaften, Serravalle und Faetano, hat

Digitized by Google

von den franzöſiſchen Weltüberwindern unausſprechlich gelitten. Reichthum war hier nie; jetzt iſt viel Armuth. Aber Armuth iſt die beſte Säugamme der Tugend. Faſt jeder anſtändig gekleidete Bürger gehört zum geſetzgebenden Rath der Alten oder Anziani. Beſonders flucht man noch auf den franzöſiſchen Platzkommandanten aus der Zeit, da Berthier zu Rom die Poſſe trieb und auf dem Capitol die Auferſtehung oder Oſtern der altrömiſchen Republik feierte. Auch die Bevölkerung hat bedeutend gelitten, und mag kaum noch viel über 5000 Seelen betragen.

Ich will nichts von der Staatsverfaſſung ſagen. Sie iſt ſo ziemlich wieder in der alten Ordnung. Die Geſetzgebung und höchſte Gewalt ſteht bei den dreihundert Anziani des großen Raths; die Vollziehung bei den dreizehn Gliedern des kleinen Raths, von denen immer eins auf ein Vierteljahr Vorſteher, oder Gonfaloniere iſt, und das Ganze unter dem milden Schirm des heiligen Vaters.

Die Leute in San Marino ſchienen mir auf ihre Staatskleinheit nicht minder ſtolz zu ſein, als andere Staaten es auf ihre Größe zu ſein pflegen; wiewohl mir eines ſo lächerlich vorkömmt, als das andere. Sie glauben, nachdem ſie die große Weltzertrümmerung überlebt haben, feſt und feſt an die Ewigkeit ihrer Stadt, und ſind in ihren ſüßen Vorurtheilen ſo einmarinirt, wie andere. Doch iſt man dabei beſcheiden, ohne Prunk und Großthuerei; prahlt nur mit ſeiner Kleinheit und ſeinem Alterthum, nicht mit Tugenden, die man nicht hat, wiewohl in andern Ländern geſchieht, wo ſich die ſchmutzigſte Selbſtſucht in den Sternenmantel der Vaterlandsliebe wickelt.

Alma fides, Proceres, Vestram quae condidit Urbem
Gaudet in hoc, socia vivere pace, loco.

So ſchrieben die Bürger von Ankona über ihr Stadtthor, um dem eintretenden Fremdling ſogleich hohe Begriffe vom Geiſt der Duldung inner den Mauern der Stadt einzuflößen, während nur den Katholiken öffentlicher Gottesdienſt geſtattet war, und die armen Juden ſich, mit dem närriſchen Zipfel am Hut, dem Hohn der Gaſſenbuben preisgeben laſſen mußten. Das aber gehörte zum savoir faire der Staatsklugheit des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Kirchenſtaat und die apoſtoliſche Kammer.

Die Wiederherſtellung des Kirchenſtaats war eine bloße Handlung ſchlichter Rechtlichkeit von den großen Mächten jedes Glaubensbekenntniſſes, und eine Wohlthat für die katholiſche Chriſtenheit des ganzen Welttheils. Wer wird nicht gern geſtehen, daß der fromme Pius VII., durch die rührenden Duldertugenden, welche auch der Feind an dem ſtandhaften Greis bewundern mußte, vieles dazu beigetragen habe? Er wird mit Recht von der Zukunft, als Retter der katholiſchen Kirche, verehrt werden. Denn föhren wir die Hierarchie der geiſtlichen Hirtenſchaft: ſo iſt das Gehäuſe des katholiſchen Glaubens gebrochen.

Darum iſt gut, daß dem heiligen Vater ſein Erbtheil zurückgeſtellt worden iſt, inſofern er allerdings auch weltlicher Fürſt iſt und ſein ſoll. Ein Papſt unſerer Tage iſt wahrlich kein

Papst des finstern Mittelalters, kein Dalai Lama mehr, wofür ihn schreierische Halbwisser gern noch ausgeben mögten. Ohne weltliche Besitzungen könnte der Papst in seiner Würde nicht bestehen, die er als sichtbares Oberhaupt einer großen Kirche behaupten soll.

Demungeachtet zittr' ich für die Zukunft. Die fortschreitende Bildung und Einsicht der Fürsten und Völker ist dem Ansehen des römischen Stuhles beiweiten nicht so gefährlich, als die Verarmung derjenigen Nationen, die noch katholischen Glaubens sind. Von denselben flossen vor der französischen Umwälzung unermeßliche Summen, als Opfer des Glaubens und der Ehrfurcht, nach Rom in den Schatz der apostolischen Kammer. Diese Summen müssen immer karger fließen, weil es die von Freund und Feind ausgeplünderten Völker nicht mehr vermögen, wie sonst, zu schicken; und weil man es in unsern Tagen den Fürsten kaum verargen kann, wenn sie, beim ganz zerstörten Staatshauswesen, bei der Last von Staatsschulden, bei den unerschwinglichen Auflagen, die sie machen müssen, während Gewerb und Handel niederliegen, wenn sie, sag ich, unter solchen Umständen am wenigsten das Wegströmen baaren Geldes nach Rom für Dispensen, Weihen, Sekularisationen, geistliche Rechtsprüche, Taxen, Breve's u. dgl. m. gern sehe.

Portugal hat, auf seinem verwüsteten Boden, den Thron verloren, der sonst Gold und Silber und Edelstein über das Meer an sich zog; Spanien, kaum vermögend, die dringendsten öffentlichen Ausgaben zu bestreiten, hat seine beiden Amerikas eingebüßt; Frankreich liegt von langen Kriegen verblutet und erschöpft, Schuldnerin fremder Nationen; das katholische Deutschland, wie die katholischen Schweizer sind beim Stillstand der Gewerbe und angehäuften Schulden in derselben mühseligen Lage, wie Italien. Die Noth wird nach und nach alle zwingen, darauf zu sehen, ihr Geld im Lande zu behalten, statt es an die apostolische Kammer zu senden, von wannen ihnen nichts zurückkömmt.

Die goldne Zeit der apostolischen Kammer war damals, als man noch in allen christlichen Ländern ungehindert Ablaßzettel, wie himmlische Banknoten, feil bieten, und Schätze der Erden für Schätze im Himmel eintauschen konnte. Seit die Fürsten, nach den Tagen der sogenannten Reformation, die Bibel selber lasen, und die Stelle fanden: „Umsonst habet ihr es empfangen; so gebet es umsonst!“ versiegten die edeln Goldquellen. Es half wenig, daß man entgegnete: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth; und wer dem Altar dienet, der soll auch vom Altar zu leben haben.“

Indessen betrug dennoch die Einnahme der apostolischen Kammer seitdem aus den katholischen Ländern Europas, über sechs Millionen Gulden, und einen Posten bei dieser Kammer konnte man damals wohl mit 30 bis 60,000 Scudi bezahlen und kaufen, denn er war einträglich genug.

Jetzt ist alles anders geworden. Viele Gegenden der katholischen Christenheit haben sich, seit der französischen Staatsumwälzung ganz von den Zahlungen nach Rom entwöhnt; oder die Fürsten lassen sie den in ihren Ländern befindlichen Bischöfen zufließen, damit die Summen

Digitized by Google

wenigſtens im Lande bleiben. Auch weiß man, daß ſich manche Biſchöfe wirklich kein Bedenken machten, Dispenſationen zu ertheilen, die man ehmals vom römiſchen Stuhl einkaufte.

Vor der Revolution war die Einnahme von Entſcheidungen des heiligen Ehegerichts ſehr bedeutend. Da zahlten noch fürſtliche Familien ungeheure Summen für eine Erlaubniß, die nachmals die bürgerlichen Geſetze zu geben ſich erlaubten. Blos eine Gräfin von Stahremberg, die wegen Familienverhältniſſe einen Bruder ihres verſtorbenen Gemahls heurathen wollte, ſchickte 27,000 Gulden dafür nach Rom. Nicht Geringeres kam aus den Annaten der großen Conſiſtorialpfründen, aus den Inveſtituren der Biſchöfe und Erzbiſchöfe, aus den Kloſterkollekten, Jubeljahren, Ablaſſen, und unzähligen andern Quellen.

Das haushälteriſche Weſen der Fürſten verurſachte aber, noch ehe die Weltverwüſtung der Franzoſen begann, unausfüllbare Lücken in den Einnahmen der apoſtoliſchen Kammer. Kaiſer Joſeph II. allein ſchadete ihr mit ſeiner verbeſſerten Staatswirthſchaft jährlich um beinahe eine Million. Nur die aus erledigten Pfründen fließenden Gefälle betrugen jährlich 40,000 Thaler. Das ging verloren. Es verlohnte ſich für Papſt Pius VI. allerdings deswegen wohl der Mühe, eine Reiſe nach Wien zu thun, ob ſie gleich in der Hauptſache fruchtlos blieb. Beſſer gelang ihm im Jahr 1791 der Vergleich mit dem König von Neapel, dem das Recht, Bisthümer und Pfründen zu verleihen, gegen 70,000 Thaler zum Unterhalt der neapolitaniſchen Kardinäle, überlaſſen wurde, wovon er jedoch, in Form eines Opfers, für die Lehenspflicht 500,000 entrichten mußte. Auf ähnliche Weiſe hatte ſchon Papſt Benedikt XIV. den langwierigen Streit mit dem Turiner Hof am 6. Mai 1741 beſeitigt, da er dem Könige das Recht der Ernennung zu allen Pfründen um jährlich 1000 Dukaten geſtatten mußte, und ihn als ſeinen beſtändigen Vikarius ernannte.

Man wußte jedoch ſchon damals in Rom, daß die Zeiten ſchmerzhaft geändert hatten, und man durch Verträge noch retten ſollte, was zu retten war. Und wenn es ſchon noch Leute genug gab, die in das Bekenntniß des Fagnanus einſtimmten: „Der Papſt iſt der wahre Stellvertreter Gottes auf Erden. Sein Ausſpruch iſt Gottesſpruch. Er iſt nach Gott der höchſte und unumſchränkteſte Herrſcher. Alle Rechte, natürliche, göttliche, menſchliche ſind ihm unterworfen, er ſelbſt aber kennem aller dieſer Rechte!“ — Die Worte allein thaten nicht genug. Die letzte Verheerung und die daraus erwachſene Verarmung Europens hat auch jene, nichts weniger, als für Rom vortheilhaft geweſenen Staatsverträge, ſchwer erſchüttert und ihnen in ihren Vollſtreckungen Abbruch gethan.

Der Bau der Peterskirche hat einſt dreißig Millionen Rthl. gekoſtet. Europa, damals geldarmer, als nachmals, bezahlte dem Papſt dies Denkmal ſeiner Hoheit für Ablaß und andere geiſtliche Spenden. In den letzten zehn Jahren reichten die Einnahmen aus den katholiſchen Ländern nicht einmal hin, die jährlichen Unterhaltungskoſten an dieſer Kirche zu beſtreiten.

Digitized by Google

Verluſt der apoſtoliſchen Kammer ohne Entſchädigung.

Man fühlt hier in Rom dieſelbe Verlegenheit, von der ſich die Finanzſtellen der übrigen europäiſchen Staaten gequält finden. Rom hat ſein herkömmliches Recht auf die Gaben fremder Länder, und man macht Miene, ihm dies Recht abſtreiten, oder verkümmern zu wollen.

Spanien und Portugal würden allerdings in gegenwärtigen Zeiten noch die ergiebigſten ſein, wenn hier nicht der unglaublich große Geldmangel alle frühern Konkordate und Verträge eitel machte. Spanien hatte ſchon durch den Kirchvergleich vom Jahr 1753 ſehr zum Nachtheil der apoſtoliſchen Kammer gewonnen. Man ſagt mir, Rom beziehe nicht mehr den zehnten Theil ſeiner vormaligen Einkünfte von daher. Daſſelbe iſt der Fall mit Portugal, wo vormals die Einkünfte des päpſtlichen Stuhls kaum viel geringer, als die des Königs ſelber geweſen ſein ſollen. Ein baldiges Wiederaufblühen der Finanzen iſt hier nicht ſo ſchnell zu erwarten: Frankreich verſpricht auch wenig. Am meiſten muß unter ſolchen Umſtänden auf den ſehr beſchränkten Ertrag von Italien, Deutſchland und der Schweiz gezählt werden.

Darum wird jetzt ſorglich zu Rathe gehalten, was man vorzeiten nur, als kleine Münze, gering achtete. Man muß auf neue Quellen denken, die in unſern Zeiten aber nirgends dürftiger und ſeltner, als auf geiſtlichem Boden ſpringen.

Inzwiſchen leiſtet das katholiſche Deutſchland und die Schweiz genug und mehr, als man denken ſollte. Wie ſchon, dem Emſer Kongreß zum Trotz, in München eine neue Nuntiatur errichtet war, floß dennoch ſoviel Geld über Konſtanz an die Nuntiatur nach Luzern, daß nach dem vom Kaiſer Joſeph II. gegebenen Verbot der Appellationen an die Rota Romana (im Jahr 1782) der Bote ſich beklagte, „daß er wöchentlich einen Louisd'or Porto verloren.“ In Deutſchland haben die Verwandſchaften durch die Taufe und Firmung meiſtens aufgehört. Nicht ſo in der Schweiz. Die Dispenſen bringen jährlich noch ſchöne Summen nach Rom, wenigſtens für jeden Verwandſchaftsgrad acht bis zehn Gulden. Dieſe und andere Dispenſationen, Breve's, Inveſtituren, und übrige geiſtliche Subſidien mögen bedeutend genug für die gegenwärtige allgemeine Armuth Deutſchlands und der Schweiz ſein; was aber ſind ſie im Verhältniß zum Bedürfen des heiligen Stuhls, und im Verhältniß zum Ehmaligen?

Man weiß, was ſich die Fürſten heutiges Tages gegen Aufnahme von Nuntiaturen ſträuben. Jene verlangen Unabhängigkeit, und gerathen mit letztern eben deswegen in einen unbehaglichen Widerſpruch. Wie aber für den heiligen Stuhl neue Einkünfte finden? Es wäre vielleicht möglich, wenn man die größern Bisthümer in kleinere Bisthümer auflöſen, oder wenn man wieder den Grundſatz ſiegreich machen könnte, daß kein Biſchof in ſeinem Kirchſprengel, auch in dringendſter Nothwendigkeit nicht, in allgemeinen Disziplinarſachen, dispenſiren könne; oder, wenn man immer eine gewiſſe Zahl Bisthümer unbeſetzt, und die allenfalls zur Würde beſtimmten eine Zeitlang ohne biſchöfliche Weihe ließe, daß der Papſt als unmittelbarer Biſchof gelten, und eine beträchtliche Zahl der Einkünfte, wie Dimiſſorialien, Erlaß der Zwiſchenzeiten, die laut kirchlicher Verordnung von einer Weihe zur andern gehalten

Digitized by Google

werden ſollen, und Andres beziehen müſſe, was ſonſt in die biſchöfliche Kaſſe fällt. — Allein dies ſind leere Entwürfe. Theils verhindern es ſchon beſtehende Kirchenverträge, theils widerſetzt ſich die Selbſtſtändigkeit der Fürſten, welche dem heiligen Stuhle gern die alte Würde, aber nicht die alte Beſteurung der Unterthanen erlauben mögen. Sie ſind ſeit manchem Jahr mit den biſchöflichen, klöſterlichen und kommiſſarialiſchen Rechnungen allzubekannt geworden.

Deshalb war freilich die Wiederherſtellung des Kirchenſtaats eine der wohlthätigſten Handlungen für die katholiſche Kirche ſelbſt. Ohne jene hätte kein Papſt mehr beſtehen mögen, und hätte dieſe in mannigfache Patriarchate zerfallen müſſen. Doch iſt damit noch nicht Alles geleiſtet, was geleiſtet werden muß.

Geringe Einkünfte vom Kirchenſtaat. Schulden.

Das Loos des heiligen Stuhls iſt durch die Gerechtigkeit der großen Mächte jedes Glaubensbekenntniſſes wieder erträglich geworden; die Einheit der Kirche für den Augenblick geſichert. Es iſt edel von Nichtkatholiken, von Preußen, England, Rußland, daß ſie dazu beitrugen; Fürſten, die ſonſt von Rom verketzert worden waren.

Man nimmt inzwiſchen an, daß der heilige Vater, als weltlicher Fürſt, Mittel genug beſitze oder empfangen habe, um ſeine geiſtliche Würde in der Chriſtenheit mit Anſtand behaupten zu können, ohne Steuern und Zinſen von Ländern zu beziehen, die ihm nicht gehören; von Ländern, die ohnehin jetzt mit eignem Mangel zu ringen haben, und ſich nach Wiedererſchwingung ihres verlornen Wohlſtandes ſehnen.

Man nimmt ferner an, daß der unumſchränkte Gebieter von einem Staate, welcher beinah ſiebenhundert Meilen im Geviert hat, von einem Staate, der beinah drittehalb Millionen Einwohner hat, bei weiſer Haushaltung hinlängliche Einkünfte gewinnen könne. Und in der That, wenn man die Milde des hieſigen Himmels, die Fruchtbarkeit vom bei weiten größern Theil des hieſigen Bodens kennt, ſollte man kaum an der Gründlichkeit jener Vorausſetzungen zweifeln.

Allein um dieſem milden Himmel und dieſer fruchtbaren Erde den rechten Nutzen abzugewinnen, ſind hier größere Schwierigkeiten zu überwinden, als faſt in jedem andern europäiſchen Lande. Dies hat man bei jenen Vorausſetzungen gar nicht in Anſchlag gebracht. Der Bauer im Kirchenſtaat, faſt ohne Eigenthum, arbeitet nicht für ſich, ſondern meiſtens für die reichen Gutsbeſitzer, für Adel und Geiſtlichkeit; daher ſchlaffer und gleichgültiger, als wenns für eigne Rechnung wäre. Er iſt wenig gebildet, elend unterrichtet. Hätte ihn nicht das warme Klima zur Trägheit geneigt gemacht, ſo würde er ſich ſchon durch die milden Gaben der ehmals zahlreichen Wallfahrer, und mehr noch durch die vielen Feiertage, zur unmäßigen Liebe des dolce far niente haben hinreißen laſſen. Der Boden trägt alſo nicht ein, was er könnte; und der Himmel giebt nicht, was er dem Fleißigen geben mögte. Nicht einmal Getraide wird für

Digitized by Google

das Landesbedürfniß hinlänglich gewonnen. So bleiben auch die öffentlichen Einnahmen niedriger, als sie sein sollten.

Das Vaterherz des weisen Chiaramonti-Pius hat in der kurzen Zeit, da er wieder zu Rom wohnt, unaussprechlich viel Gutes gewirkt; Mißbräuche und fehlerhafte Einrichtungen aufgehoben, die von jeher das Gift alles Bessern waren. Doch er streut nur erst Saaten; und erst die Zukunft kann erndten! Es müssen mehrere Menschengeschlechter ausgestorben sein, ehe nur eins ihrer Vorurtheile, nur eine ihrer übeln Gewohnheiten ausstirbt.

Vor der Revolution betrugen die päpstlichen Einkünfte acht bis neun Millionen Scudi; jetzt schwerlich den dritten Theil. Die Haushaltung des heiligen Vaters ist sehr einfach. Mit zehntausend Piaster monatlich bestreitet er alle Ausgaben seiner Hofhaltung, alle Gehalte seiner Pallastbeamten, den Sold des Maggiordomo wie des Küchenbuben, und dazu noch die Unterhaltung der sämmtlichen Gebäude. Dennoch übt er daneben viele Freigebigkeit; er thut den Armen wohl; er unterstützt die dürftigen Künstler, oder ermuntert hoffnungsvolle Anlagen.

Gesetzt auch, die päpstlichen Einnahmen belaufen sich auf drei bis vier Millionen Scudi jährlich. Was sind sie gegen die Anlässe zu öffentlichen Ausgaben, und eine Masse wachsender Bedürfnisse? Es ist kaum zu hoffen, daß der Papst das Recht benutzen könne, welches er sich bis zum Jahr 1825, laut Uebereinkunft vom May vorigen Jahres (1816) wegen Ankaufs der Besitzungen des Prinz Eugen (Beauharnois) im Kirchenstaat vorbehalten hat. Diese Besitzungen, welche der Prinz von seinem Stiefvater, da derselbe noch Kaiser war, zum Geschenk, und durch den Wiener Kongreß, als Erbpacht, bestätigt empfing, sind bekanntlich zu einem Werth von siebenzehn Millionen Francs angeschlagen, oder einem jährlichen Ertrag von 850,000 Francs. Der Prinz entrichtet inzwischen dem Kirchenstaat einen jährlichen Lehenzins von 20,000 Francs und ein Laudemium von 150,000 Fr.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Staatsschulden beträchtlich sind. Ueber ihre wirkliche Größe walten nur Muthmaßungen. Man wollte mich versichern, sie überstiegen weit hundert und zwanzig Millionen Scudi; was schon darum glaublich ist, weil sie vor der Besitznahme Roms durch die Franzosen gegen neunzig Millionen angelaufen waren, während sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum sechszig Millonen Scudi betrugen.

Diese Schulden waren ursprünglich in Zeiten gemacht, als noch ein großer Theil der Christenheit durch Spenden und Zahlungen nach Rom zur Deckung der öffentlichen und besonderen Bedürfnisse des heiligen Stuhls beisteuerte; als man noch aus andern Ländern vom Verkauf der Dispensationen, Indulgenzen, Reliquien, u. s. w., erkleckliche Summen lösete. Diese Zeiten sind verflossen und scheinen nicht wiederkehren zu wollen, mittlerweile die Jammerjahre der Umwälzungen und Kriege die Schuldenmasse häuften und die innern Hülfsmittel schwächten.

Aus diesem allen ergiebt sich: daß die bloße Wiederherstellung des Kirchenstaates keineswegs hinreicht, dem heiligen Stuhl den ihm gebührenden Glanz wieder zu verschaffen. Es muß von den christlichen Mächten, wenigstens den katholischen, für das Ansehen der Kirche

Digitized by Google

mehr gethan worden, als wozu bisher Hand geboten worden ist. Seit zwanzig Jahren war die Rota romana von fremden Ländern her ganz vergessen, und die Dataria kümmerlich beschäftigt.

Widerstreit der Fürsten gegen das Ansehen Roms.

Der üble Zustand der landesherrlichen Finanzen, daneben der Widerwille der Geistlichen gegen den Cölibat, waren vor dreihundert Jahren unstreitig die wichtigsten Hebel der Reformation. Ein bedeutender Theil der christlichen Europäer fiel von Rom ab, und machte sich vom heiligen Stuhl vollkommen unabhängig.

Man darf es eben sowohl der Klugheit der Päpste, der Thätigkeit der Mönchsorden, besonders der Jesuiten, als dem politischen Interesse der Fürsten zuschreiben, wenn die letztern nicht alle vom Oberhaupt der Kirche abfielen. Demungeachtet suchten auch die treugebliebenen Fürsten für ihre Finanzen dieselben Vortheile zu erhaschen, wie die Abtrünnigen; zuletzt hoben sie sogar in ihren katholischen Ländern häufig die Klöster auf, oder besteuerten sie doch wenigstens, wenn sie ihnen das Dasein ließen, sehr stark.

Es scheint, man wolle heutiges Tages geradezu keinen offnen Bruch mit Rom, wie ehmals im sechszehnten Jahrhundert; aber doch mit Ausnahme der Glaubensartickel, ohngefähr dasselbe, wie zu jener Zeit — Unabhängigkeit vom Einfluß der römischen Curie. Man stellt die aufgehobnen Klöster nicht wieder her; und mögte noch die wenigen Ueberbleibsel vernichten. Man mögte dem heiligen Stuhl die Weihe und Bestätigung der Bischöfe überall entziehen, und den Landesbischöfen die Rechte und Einkünfte zuwenden, welche vormals Gebühren der apostolischen Kammer waren. In vielen Gegenden ist Klage über Abnahme derer, die sich dem geistlichen Stande widmen; in vielen Gegenden wirklich schon Mangel an Geistlichen, weil sich junge Männer ungern einem Stande widmen, in welchem sie bei mäßiger, oft geringer Besoldung, ihre eignen Naturtriebe bekämpfen, und auf den Genuß des ehelichen Lebens Verzicht thun müssen. In vielen Gegenden ist Klage, daß sich nur höchstens noch junge Leute von armen Eltern und niedriger Herkunft zum Priesterstand bestimmen, und ihm dann häufig durch unfeine Sitten und geringe Kenntnisse das nothwendige Ansehen schwächen. Voriges Jahr (1816) konnten in Frankreich, aus Mangel an Geistlichen, von 46,550 Aemtern nur 33,096 besetzt werden. Es fehlten also allerwenigstens 13,454 Geistliche. Im südlichen Deutschland tritt derselbe Mangel ein. Man hat sogar in Frankreich, wie in Deutschland, ohne Scheu schon die Aufhebung des Cölibats gefordert. Aber wußte man auch, was man forderte? Es war nichts Geringeres, als den heiligen Stuhl gänzlich zu isoliren, und seinen Einfluß auf die Gränzen des Kirchenstaates zu beschränken. Wer könnte dies wollen, wenn ihm noch wohlhergebrachte Rechte heilig sind, und die Einheit der Kirche ihm werthvoll ist?

Sind die bestehenden Bischöfe und Klöster mehr oder weniger von der weltlichen Obrigkeit abhängig: so hören sie mehr oder weniger auf, dem heiligen Stuhl zu dienen, von welchem

Digitized by Google

ſie allein in kirchlichen Dingen abhängig ſein ſollen. Wird die Eheloſigkeit der Geiſtlichen aufgehoben, ſo iſt das Herz der Prieſter offenbar zwiſchen dem Intereſſe ihrer Familie und ihres Vaterlandes, und dem der Kirche getheilt. Die Sache des heiligen Stuhls wird ihnen gleichgültiger; die Sache ihres Vaterlandes Alles. Was iſt dann ein Papſt? Was bleibt ihm von ſeiner Würde übrig, als der todte Name? Was ihm von ſeinen Rechten, als ein erloſchener Titel?

Man hört in Italien nicht über die Beſchwerlichkeit des Cölibats klagen. Nie ward hier deſſen Aufhebung verlangt; ſo wenig als in Portugal oder Spanien. Und doch gährt in dieſen Ländern, unter wärmerm Himmel, wärmeres Geblüt. Aber noch unterſcheidet man hier ſtrenger die Kirche von der bloßen bürgerlichen Sittlichkeit, und opfert die Gebote jener nicht für die Gebote dieſer auf, wenn je Pflichten mit einander in Widerſpruch kommen. Die unbeugſamen, herben Begriffe, zumal der Deutſchen, von Sittlichkeit, ſind dem Anſehen des geiſtlichen Standes eben ſo ſchädlich, als die Kärglichkeit der Pfründausſtattungen. Wird darin nicht zeitig ein Vorſehen gethan, ſo iſt nicht nur die Majeſtät der Kirche, ſondern ſelbſt des römiſch-apoſtoliſch-chriſtlichen Glaubens bedroht, wegen des Mangels würdiger und kenntnißvoller Prieſter.

Ohne Zweifel haben die Revolutionskriege in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland daſelbſt jene harten Begriffe, jene ſtrengen Forderungen an die Geiſtlichkeit, jenen unduldſamen Geiſt gegen Proteſtanten hervorgebracht. In Rom ſelbſt, hier in der Hauptſtadt der chriſtlich-katholiſchen Welt, hier in der Nähe und unter den Augen des Oberhauptes unſerer Kirche denkt und handelt man weit freier, als in der Ferne. Obgleich die katholiſche Kirche allerdings zu Rom die herrſchende heißt und iſt, trägt doch niemand das mindeſte Bedenken, ſich Lutheraner und Reformierte anſiedeln zu laſſen, und mit ihnen vertraulich umzugehen. Auch gegen die Juden übt man die gleiche Billigkeit. An Verfolgung kömmt niemanden der Sinn, und die Abſcheulichkeiten, welche im ſüdlichen Frankreich noch vor kurzem ſtatt fanden, wurden hier laut gemißbilligt.

Nothwendigkeit des Cölibats und der Klöſter und volle Wiederherſtellung des päpſtlichen Anſehens.

Die Prieſterehe kann unter den Katholiken unmöglich geſtattet werden, wenn man nicht die älteſten und heiligſten Bande zerreißen will, welche die Diener des Altars an den heiligen Stuhl zu Rom binden; kann nicht geſtattet werden, wenn das erlauchte Oberhaupt der allgemeinen Kirche nicht gleichſam ein Fremdling in der Kirche, und aller ſeiner ererbten Rechte darin verluſtig werden ſoll.

Soll aber der Cölibat fortbeſtehen: ſo iſt für die bürgerliche Wohlfahrt der Staaten die Herſtellung des Kloſterlebens nothwendig. Entweder muß das alte Syſtem unſerer Kirche vollſtändig gehandhabt werden: oder es wird unvermeidlich ganz zu Grunde gerichtet, wenn man einige Theile hinwegreiſſen und andere unangetaſtet laſſen mögte. Halbe Maaßregeln waren von jeher die verderblichſten. Sie ſind es auch hier.

Die katholiſche Kirche beſtand in Frankreich, Helvetien, Italien und Deutſchland glücklich und Jahrhunderte lang, durch das feſte und wohlberechnete Ineinandergreifen aller ihrer Theile.

Digitized by Google

Sie war eine Wohlthäterin der Staaten; die Grundsäule eines beseligenden Glaubens. Sie hört dies Alles auf zu sein, ihr Gebäude sinkt allmählig zertrümmernd ein, wenn man die Wiederaufrichtung der weggerissenen Klöster hindert, die einer von den Hauptpfeilern des ehrwürdigen und schönen Gebäudes waren.

Ich spreche hier nicht aus dem Gesichtspunkt des Rechts, nicht aus dem der Religiosität, sondern allein aus dem der Politik, und dessen, was die Staaten ihres eignen Wohles willen sollen. Daher will ich auch blos von der Nothwendigkeit wieder aufzurichtender Nonnenklöster reden. Wenigstens diese müssen aus Klugheit von den Fürsten selbst erneuert, oder vermehrt werden, wenn man auch gegen männliches Klosterleben zuviel Bedenken trüge, um dem Staate nicht allzuviel thätige Hände zu entziehen.

So lange die Klöster vorhanden waren, und wo sie es noch sind, ward durch den Cölibat das naturgemäße Verhältniß in der Anzahl des weiblichen Geschlechts zum männlichen keineswegs zu sehr gestört. In Spanien z. B. zählte man vor der Revolution zwar 2146 Mannsklöster, dagegen aber auch 1023 Frauenklöster, die immer sehr bevölkert gewesen sind. In Frankreich waren 770 Abteien für Mönche und 317 Abteien und Priorate für Frauenzimmer. In den übrigen 4,953 gemeinen Klöstern fand ein ähnliches Zahlverhältniß statt. Derselbe Fall war in den übrigen Ländern.

Mit dem Verschwinden der Klöster, zumal der weiblichen, und dem Fortbestehen des Cölibats wird das Gleichgewicht in der Zahl beider Geschlechter auf eine furchtbare Weise gestöhrt. Man denke sich, daß z. B. Frankreich nur 50,000 geistliche Personen habe, die im ehelosen Stand leben; denke sich in diesem Verhältniß die deutschen katholischen Staaten, wie man es allerdings darf; berechne, wie viele Männer durch den Militärstand dem ehelichen Leben entrissen werden: und man wird erschrecken, wie viele tausend weibliche Personen, allen Gefahren der Verführung in der Welt blos gegeben, ohne Hoffnung zur Vermälung sind! — So sind es die Fürsten selbst, welche durch theilweise, unvollständige Maaßnahmen, das zügelloseste Sittenverderben in ihren Ländern erzwingen; ein Sittenverderben, welches noch immer, wie die Geschichten aller Völker lehren, den Verfall der Staaten beschleunigt hat. — Es wird und muß eine Zeit kommen, da diese Unvorsichtigkeit sich durch ihre Wirkungen rächet.

Weil also die Priesterehe nicht gestattet werden darf, ohne das Ansehen und den Einfluß des heiligen Stuhls gänzlich zu vernichten und ohne mitten in der römisch-katholischen Kirche ein Schisma von unzuberechnenden Folgen anzurichten, so ists rathsam, so ists menschenfreundlich, vielen tausend unvermälbaren Frauenzimmern einen Rettungsort vor den Gefahren der Verführung, vor den Kränkungen unfreiwilliger Armuth, vor dem Spott der Unedlen zu öffnen.

Ich weiß es wohl, man wird zu dieser Schutz- und Preisrede der Nonnenklöster lächeln, und Gedanken wie diese, als Beleidiger des Zeitgeistes, ächten. Auch ich kenne den Geist der Zeit, und wohin er strebt. Er will Selbstständigkeit und geistliche, wie weltliche Unabhängigkeit der Staaten; er will innigern Verein der Beherrscher und Beherrschten unter sich

Digitized by Google

ſelbſt; er will bürgerliche und religiöſe Freiheit durch Verfaſſung; er will Offenkundigkeit in den allgemeinen Weltangelegenheiten, damit die Machwerke der Finſterniß verſchwinden.

Aber, vergeſſet nicht, wohin man erſt will, da iſt man noch nicht. Und man iſt noch nicht da, weil der Weg noch zu weit iſt. Der Weg aber iſt lang, weil man ihn langſam und ſchwankend geht. Man will gewaltſame Umſtürze altbeſtandener Dinge verhüten, und glaubt beſſer zu thun, nur ſtückweis das Hinfällige abzureiſſen. So bereitet man aber nur Umſtürze vor, die oft ſchmerzenreicher werden, weil ſie unerwarteter ſind. Die werden kommen.

Es fehlt vielen Staatsmännern weniger an Einſicht, als an Konſequenz; es fehlt ihnen aber an Konſequenz, weil es ihnen an Muth gebricht. So mögten ſie vom Einfluß des heiligen Stuhls frei ſein, und dürfen ſich doch ſeiner unſichtbaren Macht nicht erwehren. Oder ſie wollen ihn emporhalten, und ſchwächen doch ſeine Stützen, weil ſie zweien Herren dienen wollen.

Um ganz konſequent zu ſein, müſſen entweder die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche, Freiheiten jedes Staates werden; die Geldausflüſſe nach Rom für geiſtliche Bedürfniſſe aufhören; die Geiſtlichen durch Geſtattung der Ehen an die Sache des Vaterlandes ganz geknüpft werden — — und in dieſem Fall fordert Gerechtigkeit beträchtlichere Entſchädigung für den heiligen Stuhl, als die Rückgabe des gegenwärtigen Kirchenſtaats; — oder man gebe dem Papſte, was des Papſtes iſt, ſchwäche nicht ſeine rechtmäßigen Einkünfte, handhabe den Cölibat mit Strenge, gebe den Geiſtlichen reichere Einkünfte und ſtelle die durch Machtſprüche aufgehobnen Klöſter wieder her. Will man eine römiſch-katholiſche Kirche, ſo muß man ſie wollen in ihrem Beſtand, wie ſie war, ſonſt iſt ſie nichts, als ein hangendes Trümmerwerk, aus dem noch leicht etwas viel Schlechteres wird.

Zu jenem hat man nicht Kraft; daher auch nicht Muth. Zu dieſem fehlt wenigen der Sinn. Das iſt das Uebel des Jahrhunderts.

Beſchluß.

Mit dieſen Bemerkungen, deren flüchtiges, bruchſtückartiges Weſen die Zerſtreuungen der Reiſe entſchuldigen mögen, auf der ſie niedergeſchrieben worden ſind, ſollte nur daran erinnert werden, daß die Wiederherſtellung des Kirchenſtaates zwar als Wiederherſtellung der weltlichen Würde des Papſtes, keineswegs aber als hinlängliche Wiedererneuerung ſeines rechtmäßigen, geiſtlichen Anſehens gelten könne; daß wenn letzteres nicht durch Wiedereinräumung der ehmaligen Rechtſame der römiſchen Curie in andern Staaten, durch Wiedererlaubniß vernichteter Einkünfte der apoſtoliſchen Kammer aus den katholiſchen Ländern, durch Wiederverjüngung des Kloſterlebens unterſtützt wird, dem ganzen Gebäude unſerer Hierarchie und der damit verbundenen Kirchenverhältniſſe eine große Verwandlung unausweichlich bevorſteht. Dieſe muß und ſoll verhütet werden, weil ſie zum Nachtheil des heiligen Stuhls und offenbare Verletzung der Rechte iſt, welche, wo ſie gefunden werden, auch am Feinde ſogar, achtungswürdig ſind.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 9.

Deutſcher Staatenbund und helvetiſcher Bundesſtaat.

(Zur Berichtigung öffentlicher Urtheile.)

Die Veranlaſſung.

Im Norden und Süden Deutſchlands viel Geräuſch und Bewegung unter Gebildeten und Halbgebildeten aller Stände. Neue Freiheiten, alte Rechtſame, landſtändiſche Verfaſſungen, Staatenbund, Volksthum, Selbſtſtändigkeit ſind verſchiedener Parteien Loſungsworte, welche in Geſellſchaften, Flugblättern und dicken Bänden wiederklingen. — Die Meinungen ſcheiden im Argwohn von einander, und begrüßen ſich unter der Hand mit unholden Namen. Man hört die Worte Ariſtokraten, Demokraten, Jakobiner, Napoleoniſten, Ultraroyaliſten, als lebte man im Koth von Paris.

Es wird dem hohen Adel, den Standesherrn, der alten Reichsritterſchaft vorgeworfen: ſie mögten nicht nur, zum Verderben deutſcher Einheit und Staatskraft, Curiatſtimmen auf dem Bundestag, ſondern auch Unabhängigkeit von der Gerichtsbarkeit der Landesherrn, nebſt Steuerfreiheit wieder erobern. Darüber unterhandle man nicht nur zu Frankfurt bei der Bundesverſammlung, ſondern auch an verſchiedenen deutſchen Höfen; desgleichen, um Wiedereinführung der ehmaligen Landtage, vom alten, wohlbekannten Schlage. Dafür würden Schmeicheleien geſpendet, an die feilen Federn der Tagsblättler Geſchenke, und keine Umtriebe und Ränke geſpart.

Von der andern Seite wird gegen die Volksthümler geeifert; ihnen nachgeſagt: ſie ſtrebten, durch geheime Verbindungen aller Art ſich zu einem Ganzen zu geſtalten, um mehr Kraft zu gewinnen; ſie trachteten vorzüglich die der Wiſſenſchaften befliſſenen Jünglinge auf den Hochſchulen für ſchwärmeriſche Urbilder zu begeiſtern; dazu müßte die wohllöbliche Turnkunſt, als Vorwand und Mittel dienen, junge Leute abzurichten, aufs Wort in Reih und Glied zu fliegen; man ſpräche vom Deutſchthum, Volksthum, Ritterthaten u. dgl. m. Ja man raunt ganz wichtig einander ins Ohr: Jene Leute alle wären durch fürchterlichen Eid auf das heilige Sakrament des Abendmahls ſo feſt mit einander verbündet, daß keine menſchliche Kraft ſie trennen könne. Sieht man junge Männer in altväterlicher Tracht fluhern; oder ihre Knebel- und Backenbärte; ihr langes und dickes Haar, welches in Jahr und Tag nicht abgeſchnitten werden darf, und bis auf die Schultern herabhängen muß, um fein zu ſtehen, ſo heißt's:

Digitized by Google

„Daran kennt man seine Leute; man weiß wohl, daß diese Buschmänner alle zu einer Fahne geschworen haben!“

So gefahrlos die in Deutschland beginnende bürgerliche Verketzerungssucht für die öffentliche Ruhe auch bisher war und bleiben wird: ist doch wohlgethan, wenn von Zeit zu Zeit ein Biedermann mit Erfahrung und Kenntniß auftritt und die Haufen zur goldenen Mittelstraße zurückweiset. In diesem Sinn scheint der verdienstvolle Crome zu Gieſſen sein Werkchen: „Deutſchlands und Europens Staats- und National-Intereſſe, vorzüglich in Betreff des germanischen Staatenbundes und der in Deutschland allgemein einzuführenden landſtändiſchen Verfaſſung“, geſchrieben zu haben, welches jetzt in neuer, vermehrter Ausgabe die Preſſe verlaſſen hat. Er, welcher von der Verfolgungswuth auch seinen Theil Ungemach davon getragen mag, ſtellt ſich in seiner Schrift, als ein herzlicherer Freund seines Vaterlandes dar, denn in der That mancher von den Volksſchreiern geweſen ſein mag, die gegen ihn eiferten, um ſich zu verherrlichen. Sein Buch wird geleſen werden. Möge es gute Früchte bringen. Eine Beurtheilung deſſelben wäre hier keineswegs an rechter Stelle.

Aber die Nebeneinanderſtellungen, welche, wie in andern deutſchen Schriften, auch in dieſer, mit dem deutſchen Staatenbund und dem helvetiſchen Bundesſtaat vorgenommen werden, ſo wie die irrigen Anſichten, welche von mehrern Schriftſtellern über den eidsgenöſſiſchen Bund ausgehen, veranlaſſen den Herausgeber dieſer Zeitſchrift nachfolgenden Verſuch zur Berichtigung einiger öffentlichen Urtheile in dieſer Hinſicht mitzutheilen.

Der Unterſchied von Volks- und Fürſtenſtaat.

Es waltet in den deutſchen Landen lebendige Sehnſucht zu innigſter Vereinigung der vielen getrennten, oder locker verknüpften Volkerſchaften und Staaten. Denn man hat die bittern Früchte der ehmaligen Reichsverfaſſung lange genug genoſſen, welche weder innere Kriege der Deutſchen gegen Deutſche, — noch abgeſonderte, dem Geſammtkörper nachtheilige Verträge mit ausländiſchen Mächten, — noch Unterjochung von Fremdlingen verhindern konnten. Je größer die letzte Schmach geweſen, je größer iſt die Begier, Mittel zu erfinden, daß ſolche Schande nie wiederkehre. Darum wünſchen ihrer viele, ſtatt eines, an die haltungslos gefallene Reichsverfaſſung mahnenden Staatenbundes, einen ſtarken deutſchen Bundesſtaat, und ſehr unwillkührlich fällt ihr Blick dabei auf den helvetiſchen, „welcher allen innern und äußern Stürmen“, wie Crome ſagt: „Jahrhunderte hindurch trotzte.“

Man muß ſich aber nicht mutwillig täuſchen und glauben, daß es das Wort des eidsgenöſſiſchen Bundes geweſen, welches den Verein der Freiſtaaten in den helvetiſchen Alpen gegen die Jahrhunderte ſtark machte. Es war der eigne Vortheil der angränzenden, nebenbuhleriſchen Mächte, den ſelbſt der habſüchtige Ludwig XIV. und der eroberungsſüchtige Napoleon nicht verkannten; es war die Armuth des Landes, welche den Fürſten ſchlechten Nutzen verſpricht; es war das, uralter Freiheit gewohnte, Herz des Volks.

Digitized by Google

Nun mag untersucht werden, ob Deutschland dieselben Verhältnisse darbietet? Könnte ein starker Bund auf deutscher Erde schon an sich den Nachbar gefährlich scheinen? Könnte der Reichthum einzelner Provinzen die Lüsternheit eines Fremden erregen? Wäre das Volk gleichgültig gegen die Thronen, von denen es schon oft vertauscht und verhandelt worden ist? Dann wahrlich, würde die beste Bundesverfassung wenig vermögen.

Wie klug berechnet auch im Gebäu des deutschen Staatenbundes das Gefüge sein möge: dies Gefüge allein kann Fürsten und Völker nicht schützen, sobald diese selbst blos durch das kalte Wort des Vertrags, nicht durch das warme Gefühl der Nothwendigkeit eng und fest zusammengehalten werden.

Daneben offenbart sich ein anderer, wesentlicher Unterschied zwischen beiden Ländern. In Deutschland sind Fürsten die Landesherrn. Sie sind nicht bloße Stellvertreter des Volks, sondern Selbherrscher. Es sind ihre Vortheile, die sie in der Bundesversammlung verhandeln; und insofern auch Wohlstand und Glück der Unterthanen ihr Vortheil ist, nehmen sie in den Bundesversammlungen, wie einst auf Reichstagen, darauf Bedacht.

In der Schweiz hingegen ist das Volk Landesherr und Fürst; es ernennt seine Beamten, die seine Diener sind, und giebt ihnen die Aufträge zu den Tagsatzungen. Welche Eigenmacht und Anmaßung sich irgend eine schweizerische Regierung erlauben mögte: sie muß immerdar die Stimme des Volks ehren. Es ist früh oder spät gefährlich, sie verachten. Dabei ist hier das Volk von jeher gewohnt, sich mit stummem Gehorsam Gesetzen zu unterwerfen, die es sich unmittelbar selbst gab, oder mittelbar durch von ihm dazu erkorne Stellvertreter in den großen Räthen. Hier ist noch im Allgemeinen eine tiefgewurzelte Ehrfurcht für äußere Zucht und Sittenstrenge, also, daß man auch, wo Gesetze fehlen, oder äußerst mangelhafte stehen, im Gefühl der Rechtlichkeit so wandelt, wie man, als Gesetzgeber, allen zu thun gebieten würde. Und mit derselben Innigkeit und Treue, wie deutsche Völkerschaften an ihren angestammten Fürstenhäusern, hangen die Schweizer an ihren vielhundertjährigen ererbten Freiheiten.

Jedermann wird fühlen, daß diese Verschiedenheit wesentlich auf die Bundesverfassung in beiden Ländern einwirken, und in beiden einen durchaus verschiedenen, ja oft einander vollkommen entgegen stehenden Geist hervorrufen muß. Wie billig, steht überall der Souverain voran. Deshalb wird in Deutschland zuerst der Fürst genannt und sein Wille bedacht; dann der Unterthan, das Volk. In Helvetien wird zuerst das Volk genannt und dessen Wille bedacht; dann erst, was bloße Sache der Regierung ist. Ein selbherrlicher Fürst aber bringt noch ganz andere Interessen zu den Bündnissen, welche er schließt, als ein selbherrliches Volk.

Es sind die Fürsten, als Menschen, in Verhältnisse verflochten, welche freien Volksstaaten ewig fremd bleiben. Fürsten gewinnen oder geben durch wechselseitige Vermälungen Ansprüche auf Erbschaft von Land und Leuten, im Fall des Aussterbens älterer Stämme. Dadurch werden nothwendig, früh oder spät, größere oder kleinere Staaten wieder in andere

Digitized by Google

aufgelöst, und Völkerschaften von einander gerissen, die seit Jahrhunderten gewohnt waren, sich als ein Ganzes zu lieben. Weil ein Fürst zugleich Mensch und Selbherr ist, wird sein Familienvertrag auch Staatsvertrag, sein Geschlechtsanspruch Staatsanspruch. In einer deutschen Bundesverfassung nun muß dieser Gegenstand einer der wichtigsten sein, sowohl wegen Erbschaftsforderungen auswärtiger Mächte, als wegen Zerstückelung im Innern. Kann hier nicht Fürsorge gethan werden: so naht sich die Bundesordnung unfehlbar wieder der Auflösung, indem einzelne Glieder verschwinden, oder andere allzu mächtig werden. — In Helvetien ist solch eine Verwandlung ungedenkbar. Hier stirbt der Selbherrscher oder Landesfürst nie aus; er ist das Volk. Und wenn schon einst ein französischer König auf den Einfall kam, gesammte Eidsgenossenschaft zu Gevatter zu bitten, fiel es doch noch keinem bei, die Eidsgenossenschaft, oder einen Theil derselben heurathen zu wollen.

Bei Fürsten ist es mehr oder weniger staatskluge Angelegenheit jedes Einzelnen, seine Macht und sein Gebiet zu erweitern, wenn er mit Recht darf oder kann. Je mehr Zuwachs an Stärke, je größer sein Ansehen und die Selbstständigkeit seines Staates. Wenn jemals die Fürsten einen natürlichen, unüberwindlichen Widerwillen gegen Vermehrung ihrer Einkünfte und Länder verspüren sollten: dann zweifle ich gar nicht, wird auch der platonische Freistaat, und Kants Entwurf zum ewigen Frieden aus dem Gebiet der Träume in die Wirklichkeit herüber wachsen.

Jede Machtvergrößerung der Bundesglieder aber, wenn auch nur durch Länder außer dem Kreis der Bundesschaft, wird nothwendig die Haltung des ganzen Bundeswesens bedrängen. In Helvetien ist Aehnliches nie zu befürchten. Das Volk will von keiner Gebietserweiterung wissen, weil sie keinen unmittelbaren Zu[illegible]wohl aber Gefahr bringt, in auswärtige Händel verwickelt zu werden. Es will nur Frieden, nur Freiheit, kein anderes Ansehen. Die gegenseitige Wachsamkeit der kleinern und größern, der katholischen und protestantischen Freistaaten findet jedes bürgerliche oder kirchliche Mächtigerwerden eines jeden einzelnen Theiles gefährlich und wehret ab. Daher ist geschehen, daß von der Eidsgenossenschaft schon angebotne Vergrößerungen abgelehnt worden sind. Sie forderte allezeit nur ihr Recht, nur Wiedererstattung des Entrissenen; nicht sowohl, um in Macht zu wachsen, sondern damit das Unrecht verschwinde, die alte Sicherheit des Landes durch dessen Gränzen wiederhergestellt werde, und die gewaltsam abgerissenen bundesverwandten Brüder wieder zur Familie heim kämen.

So wie unverhältnißmäßige Vertheilung des Reichthums in einem Lande dem Wohlstande und der Freiheit seiner Bewohner Gefahr bringt: so gereicht allzuungleiche Macht unter Bundesgenossen einem Bunde zum Untergang. In Helvetien ist kein Einzelner der Freistaaten allen insgesammt an Macht gleich, noch weniger überlegen; daher fürchten alle nicht einen oder zwei, oder drei; parteien sich nicht, als Schwächere unter und mit den Stärkern. Die Eidsgenossenschaft ist mächtiger, denn ihre einzelnen Theile sind; deswegen auch der Bun-

Digitized by Google

desvertrag, neben seinen Mängeln, gewaltiger, als jede lichtscheue Verschwörung zu Gewaltthaten sein würde. Durch dies Gleichgewicht besteht Helvetiens innere Sicherheit, und durch Gleichgewicht und Eifersucht der großen Nachbarreiche, die Sicherheit von außen.

Dieser vortheilhaften Bedingungen entbehrt Deutschland; darum kann es nie einen dauerhaften Bundesstaat, wohl aber einen guten Staatenbund aufstellen. Sollte jener entstehen: so könnten weder Oesterreich, noch Preußen, wegen ihrer überlegnen Macht, Genossen desselben sein, oder eine oder die andere dieser Kronen Schirmhalterinnen des Bundes werden. Vielmehr müßte das übrige Germanien, mit Ausschluß jener großen Mächte, zwischen beiden als Zwischenstaat, als Fürsten-Eidsgenossenschaft, in sich abgeschlossen ruhen; — unparteisam in beider Händeln, eignen Frieden bewahrend; — und sowohl durch innere Eintracht, (bewirkt vom Gefühl der Gefahr bei jedem Kriege), als durch die Nebenbuhlerei Preußens und Oesterreichs, in seiner äußern Sicherheit gehütet sein. Ob ein solches Staatsverhältniß dem Interesse Oesterreichs, oder Preußens, oder selbst, bei mannigfaltigen, verwandtschaftlichen Verknüpfungen der Höfe, dem Interesse derjenigen Fürsten, entsprechend sei, welche der deutschen Eidsgenossenschaft eigentlich zugehören sollten, — das steht mir nicht zu, zu entscheiden. Aber auch nur in einem solchen Staatenverhältniß ist möglich, daß der gesammte Bund den einzelnen Theil zur Treue zwingen kann, und es ist völkerrechtlich, daß der Theil nicht durch seinen Willen das Ganze auflöse und vernichtet; widrigenfalls er mit Zwang zum allgemeinen Gesetz und Vertrag zurückgeführt werden kann und muß.

Der Unterschied zwischen großen und kleinen Staaten.

Man hat noch in mancher andern Hinsicht Helvetien für Deutschland zum Beispiel, oder, wenn mans ohne Unbescheidenheit sagen darf, zum Muster bei Einrichtung des germanischen Staatenbundes aufstellen wollen. Man that aber meistens unrecht, weil man den Unterschied zwischen Volksstaat und Fürstenstaat, Bundesstaat und Staatenbund nicht scharf genug faßte, oder überhaupt, was in Deutschland sehr der Fall ist, die Schweiz nicht genug kannte.

So belobte selbst Herr Crome, der sich als Staatskundiger einen ehrenreichen Namen erworben, und Helvetien bereiset hat, die Schweiz, daß hier z. B. „die Civildienerschaft, im Vergleich mit deutschen Staaten, ungemein gering sei.“ Und er setzt hinzu: „Die Schweizerbürger werden freilich nicht so gewaltig und umständlich regiert, als die unsrigen; aber sie bezahlen auch nicht ein Drittheil, manche nicht ein Zehntheil der Abgaben, welche unsere Unterthanen entrichten.“

In Rücksicht der Wenigkeit öffentlicher Beamten kann die Schweiz am wenigsten zum Vorbilde für Deutschland dienen. Denn im Verhältniß der Landesgröße und Volkszahl hat Helvetien ungleich mehr Beamte, als Deutschland. Statt der Ministerien haben diese Freistaaten ihre kleinen Räthe, Bürgermeister, Landammänner und Schultheißen; statt der deutschen Landstände ihre großen Räthe oder Landsgemeinden; im übrigen für alle Friedens- und Kriegs-

Digitized by Google

geſchäfte eigne zahlreich beſetzte Behörden. Nichts wird hier durch den einzelnen Mann, alles durch kollegialiſche Einrichtung gethan; und ſo unbedeutende Geſchäftchen vorhanden ſein mögen, ſo viele „Pöſtlein“ giebt es. Man kann beinah ſagen, der zehnte Mann in der Schweiz iſt Beamteter; und doch bekleidet mancher noch dazu zwei, drei Stellen. Nur in zwölf Kantonen allein zählt man eintauſend dreihundert ſieben und zwanzig Glieder der großen Räthe.

Je weitläuftiger ein Reich iſt, je einfacher muß deſſen Verwaltung, und dieſe meiſtens in die Hand einzelner Perſonen gegeben ſein, um klaren Durchblick des Ganzen zu haben. Verwirrung zu vermeiden, und den Geſchäftsgang zu beſchleunigen. Dieſe Beamten, weil ihre Gewalt groß iſt, müſſen im Verhältniß derſelben reichlich beſoldet werden, um unbeſtechbar und unparteiiſch zu ſein. Je kleiner hingegen der Staat, je leichter iſt es, die Mühwaltungen für denſelben unter viele Perſonen zu vertheilen, ohne Verwirrung im Lauf der Geſchäfte befürchten zu müſſen. Eine Familie giebt jedem, der zu ihr gehört, ſein Aemtlein im Hausweſen, um nicht fremder oder bezahlter Hände zu bedürfen. In den kleinen Demokratien übt daher auch die Geſammtheit aller Bürger auf ſogenannten Landsgemeinden die höchſte Gewalt unmittelbar aus.

Wo ſich viele in Beſorgung der öffentlichen Geſchäfte theilen, iſt die Mühe jedes Einzelnen geringer, und bedarf deswegen weniger Lohns, oder keiner andern Entſchädigung, als der Ehre, welche die Mitbürger ihm durch Ertheilung ihres Vertrauens beweiſen. Weil die Gewalt keines Einzelnen groß, von vielen beſchränkt, und in der Ausübung von vielen beobachtet iſt, wird Mißbrauch der Macht und Beſtechlichkeit ſeltner eintreten. So erklärt ſichs, daß in kleinen Staaten verhältnißmäßig mehr Beamte, geringere Beſoldungen, größere Freiheit und geringerer Aufwand für die Verwaltung zu finden ſind, als in großen Reichen.

Der geringe Aufwand für die Verwaltung würde aber doch wohl größer in Helvetien ſein, wenn das rauhe Felſenland ihn beſtreiten könnte. Dieſer Boden aber war faſt nie im Stande, ſeine Bevölkerung hinlänglich zu ernähren; daher mußten neben Landbau und Alpenwirthſchaft auf demſelben Fabriken blühen, oder die Leute jährlich in fremde Kriegsdienſte und fremde Welttheile auswandern. Bei dem allen mangelt es nicht in den Freiſtaaten an Abgaben, zumal in außerordentlichen Zeiten für auſſerordentliche Bedürfniſſe; oder auch nur die nothwendigſten Unkoſten der öffentlichen Verwaltung zu beſtreiten. Aber dieſe Abgaben, ſo gering ſie zu ſein ſcheinen, und wären ſie auch nicht der dritte, nicht der zehnte Theil derer, wie Crome ſagt, die in Deutſchland entrichtet werden, ſind oft beim kargen Ertrag des Landes ſo erſchöpfend und groß, als es die größern für Deutſchlands ergiebige Fluren ſind. Ich glaube, kein Staat auf deutſchem Boden zahlt ſein Daſein ſo theuer, als Helvetien das ſeinige, nämlich an die Natur.

Es wäre daher ein übel angebrachter Vorſchlag, die Haushaltung großer Reiche nach der in den ſchweizeriſchen Freiſtaaten modeln zu wollen. In den letztern müſſen die höchſten, wie die unterſten Beamten, nicht nur um ſehr geringe Entſchädigung, oder ganz unent-

Digitized by Google

geldlich dienen, sondern auch für die Treue ihrer Verwaltung sehr bedeutende Geldbürgschaft leisten. Dies alles sind Bedingungen, zu welchen sich Beamte in großen Fürstenstaaten schwerlich gern verstehen mögten.

Bei dem allen soll hier nicht geläugnet werden, daß die Zahl der Beamten vielleicht in deutschen Ländern vermindert werden könne, um den Aufwand des Staates für sie zu verkleinern. Denn je größer ein Staat ist, je weniger Beamte soll er besitzen.

Wo die Gewährleistung einer Verfassung gesucht werden müsse?

Welche Verfassung man auch dem Verein der deutschen Staaten geben möge, wird derselbe nothwendig um so früher und tiefer in seinem Wesen zerrüttet werden, je mehr er sich dem Urbilde eines Bundesstaates nähert. Die Ursache liegt theils in der steigenden oder sinkenden Macht einzelner Bundesglieder, wie ich schon oben bemerkte, theils in dem Umstande, daß das Privatrecht der Fürstenhäuser zu einander auch Staatsrecht sein muß.

Daß fremde Mächte, wie, nach de Pradts lächerlichem Einfall, Frankreich und Rußland, Gewährleister des deutschen Staatenbundes werden sollten, wäre dem Bestehen desselben nur um so gefährlicher. Ein Bund, welcher die Gewährleistung seines Lebens nicht in der eignen Naturnothwendigkeit und Lebenskraft, sondern in fremder Hülfe sucht, ist ein Kranker, welcher von der unsichern Kunst der Aerzte erwartet, was ihm die Natur verweigert.

Man darf auch in dieser Hinsicht die Schweiz nicht mit Deutschland auf gleiche Linie sehen. Weil alle große Mächte das Dasein, und den Bestand der einzelnen Bundesstaaten Helvetiens gewährleisteten, steht Helvetien unter dem Schutz des europäischen Völkerrechts, nicht unter einzelnen Protectoraten oder Schirmherrn. Eine solche Gewährleistung konnte der Schweiz aber auch leichter geschehen, weil der Freistaatenbund in den Alpen seinem Wesen nach keine Ausdehnung des Ländergebiets wollen kann, und durch keine Heurathe- und Erbschaftsverträge weder Ansprüche auf andere Länder zu bilden, noch dadurch angesprochen zu werden, im Stande ist. Die örtliche Lage ihrer Gebirge machte von jeher und wird immer die unparteisame Stellung Helvetiens zwischen Deutschland, Italien und Frankreich zum Bedürfniß der Mächte schaffen. Wäre die Schweiz ein Königreich, sie würde in den europäischen Staatsverhältnissen aufhören, zu sein, was sie ist; keinem wohlthätig, vielen gefährlich heißen und nicht durch sich selbst auf Neutralität Anspruch machen können, weil ein Fürst mit andern Fürstenhäusern in Familienverbindungen lebt.

Die innern Zwiste der Schweizer im J. 1813, welche ihnen sehr gern von deutschen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht werden, waren ein Zank unter Brüdern, nur ihnen selbst, keinem andern nachtheilig. Daher konnte auch der Wiener Kongreß diesen Hausstreit sehr ruhig und gerecht vermitteln. Wäre die Entscheidung anders über die Eidsgenossenschaft ausgefallen, so wäre sie ungerecht, alles Völkerrecht vernichtend gewesen, zum Verderben der Fürsten selber, und zur Pflanzung ewiger Unruhen Europens. Eben darum bleibt es ein Zeugniß

Digitized by Google

von der Weisheit der Könige, die Eidsgenossenschaft isolirt stehen gelassen, und nicht in den Verein der deutschen Staaten versponnen zu haben. Letzteres würde Frankreich so ungern geduldet haben, als Deutschland und Italien die Anmaßungen eines französischen Vermittlers über Helvetien gleichgültig ansahen. Aus demselben Grunde war die Vollständigkeit des eidsgenössischen Staatsgebietes, zur kriegerischen Festigkeit der Gränzen und zur Handhabung einer bewaffneten Unparteisamkeit nothwendig. Auch haben wohl schwerlich die Gesandten der verbündeten europäischen Mächte in der Schweiz die Worte ihres Schreibens vom 13. August 1814 in dem Sinn genommen, wie sie von einigen deutschen Schriftstellern verstanden wurden, wenn gesagt ward: „Von allen Kantonen sei kein einziger vermögend, durch sich allein die Aufmerksamkeit der großen europäischen Mächte festzuhalten, für diese könne nur die ganze Schweiz, als Bundesstaat, Interesse haben.“ Denn diesen Ministern war ohne Zweifel wohlbekannt, daß z. B. der einzige Freistaat Rhätien oder Graubünden wichtig genug gewesen, lange Zeit die Aufmerksamkeit der Höfe von Wien, Paris, Madrid und Italien, so wie deren Heere zu beschäftigen. Es kommen Tage, da die Verkettung der Umstände das Geringe zum Bedeutendsten macht, und ein Windmühlenflügel, eine Brücke, ein Kreuzweg der Schlüssel des Schlachtfeldes wird, wo sich das Loos eines Welttheils und Jahrhunderts entscheidet.

Alle diese Verhältnisse erscheinen anders in Berücksichtigung des deutschen Staatenbundes. Seine Ruhe wird mannigfaltiger bedroht, seine Unparteisamkeit durch die häuslichen Verhältnisse der selbherrlichen Bundesglieder öfter in Verlegenheit gesetzt werden müssen. Ohne Eintracht unter ihnen selber, entsprungen aus dem Gefühl der Nothwendigkeit, wird jede Gewährleistung eitel sein, am meisten die, welche von außen kömmt. Ohne Eintracht und Gefühl der Nothwendigkeit vom Dasein des Bundes, giebt es für diesen keine innere Sicherheit seines dauerhaften Ruhestandes. Verträge sind bald umgangen, Worte bald neu ausgelegt, Manifeste bald geschrieben. Ohne jenen Geist ist es vergebens, die Bundesstärke aus der Menge der Geviertmeilen und der Einwohner zu destilliren. Die Wichtigkeit des Bundes muß allen einzelnen Mitgliedern erheblicher sein, als ihre eigene Hausfache; ja, sie muß es nicht nur den fürstlichen Häusern, sondern auch deren Unterthanen insgesammt sein. Denn ohne der Völker Begeisterung und entschlossenen Sinn, werden auch die Fürsten großer Reiche schwach; hinwieder mit ihren Völkern kleine Fürsten stark.

Dies war seit alter Zeit das Wort der Weltgeschichte. Und Thorheit wars, statt dasselbe zu beachten, Stärke in Vergrößerung des Flächenraums und der bloßen Menschenzahl zu suchen. Die Schicksale der jüngsten Zeit wiederholten den Spruch der Geschichte. Es beginnen die Fürsten, ihn zu beherzigen. Indem sie das Volk durch freie Verfassungen mit sich inniger vereinen, wird ihre Sache vollkommen des Volkes Sache, ihre Ehre des ganzen Volkes Ehre. Man streitet und arbeitet für eignen Vortheil inbrünstiger, als für fremden; der Sklav ficht um seine Haut verzweifelter, als für die seines Leibherrn. Die Fürsten, welche von ihren Rechten aufopfern und sie dem Volke schenken, erkaufen sich eine verdoppelte Staats-

Digitized by Google

macht: zu den Geviertmeilen und Menſchenleibern noch das Herz und den Geiſt der Nation. Denn immer wird diejenige Nation die meiſte Vaterlandsliebe haben, welche ein Vaterland, nicht blos ein Geburtsland beſitzt. Gold und Ländereien ſind nur das Gut Einzelner; Rechte und Freiheiten das Eigenthum Aller. Darum ſind für Recht und Freiheit Meinungskriege, bürgerliche, wie kirchliche, von jeher die ſchrecklichſten geweſen; denn ſie waren Volkskriege, nicht blos Fürſtenkriege. Der kluge König Friedrich Wilhelm von Würtemberg hat, ſein Volk mündig erklärend, in den erſten Tagen ſeiner Staatsführung, eine Eroberung gemacht, deren Wichtigkeit das übrige Deutſchland im fernern Entwickelungsgang der Schickſale nicht bezweifeln wird.

Es mag ſein, daß in Deutſchland manche Völkerſchaften anfangs ſehr gleichgültig gegen verbeſſerte, und freiere Verfaſſungen ſind, und daß der große Haufe auf die empfangenen ſtaatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten wenigen Werth ſetzt. Natürlich ſchätzt er nicht, was er nicht kennt; und eben ſo natürlich könnten manche Unterthanen ſogar mißtrauiſch gegen Gaben der Fürſten ſein, denen zu geben ſie bisher allein verpflichtet waren. Es ſollte mich wundern, wenn von beſchränkten Köpfen kein Timeo Danaos gehört würde? — Doch dies alles iſt nur Anfangs. Lernt das Volk die unbekannte Gabe einmal kennen, und die Wohlthat derſelben: dann wird es lieber ſterben, als ſie entbehren wollen. Dafür iſt jeder gern Soldat, und das Gefühl der Ehre und Freiheit köſtlicher, als baares Geld.

Dafür iſt in Helvetien jeder Bürger Soldat; und dies zu ſeiner und ſeiner Rechte Vertheidigung zu ſein, ihm nicht zu ſchwer, während in Deutſchland dem Heere anzugehören noch hin und wieder beſchwerlich fällt, wie wir an dem neulichen Beiſpiel Berlins ſahen. Daß in Deutſchland ſelbſt gebildete Männer lange nicht wußten, was an ſtaatsbürgerlichen Rechten und Freiheiten eigentlich gelegen ſei, bewieß ſogar Göthe, der Dichter, in ſeinen Briefen aus der Schweiz, da er naiv geſtand, er wiſſe nicht, warum die Alpenhirten in ihren elenden an Felſen klebenden Hütten ſo Großes an ihrer Freiheit zu haben vermeinten? Er kannte, als er dies jugendliche Urtheil ſchrieb, die Natur noch ſo wenig, daß er nicht wußte, der Vogel möge dürftiges Futter im Freien unter allen Wettern und Stürmen lieber ſuchen, als im goldenen Käfig vollauf von ſchönen Händen geſtreut finden.

Heinrich Zſchokke.

Italiäniſche Staaten.

Vom römiſchen Carneval. — Kardinal Mauri. — Des Fürſt Primas Andenken in Rom.

Rom, den 14. März.

— Nichts vom verfloſſenen Carneval! Es hats ſchon Göthe und mancher andere gar anmuthig und bis zum Ueberdruß beſchrieben. Was liegt auch der Welt daran, wie der Römer

Digitized by Google

kaunelt und thörelt, wenn er einmal im Jahr das Vorrecht hat, Thor zu ſein? Man mag, wie der heilige Brauch fordert, die ſieben Kirchen durchlaufen und zu San Piedro und S. Paolo, Maria Maggiore, S. Lorenzo, S. Giovanni in Laterano, S. Croce in Gerusalemme und S. Sebaſtiano, die in der That himmliſche Tempel heißen, ſeine fünf Avemarias und Paternoſter beten, oder ſich unter das bunte, tolle, lächerliche Gewühl der Masken mengen — es iſt Faſching überall.

Mir gefiel übrigens der bunte Wirrwarr ganz wohl, und ich gefiel mir darin nicht weniger. Bisweilen recht närriſch ſein und ein wenig ausraſen können, ſtärkt Leib und Seele. Doch nicht alles gefiel mir darum. Zum Beiſpiel die ſieben Preiſe, welche die Pferde im Carneval beim Pferderennen gewinnen, müſſen von den armen, vielfach geplagten Juden erlegt werden. Das unglückliche, weiland vom Jehova hochgeliebte, nun von Chriſten und Türken und Heiden verfluchte und verfluchte Volk, wird es denn nicht endlich einmal menſchlichere Heilige auf Erden finden? Ach, in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt iſts wahrlich nicht chriſtlicher, denn anderswo. Aber auch unweit dem Tabor, wo der Heiland ſelbſt wallete, und wo er verklärt ſich mit Moſes und Elias beſprach, und in dem Gebüſche Libanus ſieht es noch trauriger aus. — Zufällig ſah ich den Rabbiner der hieſigen Judengemeinde. Sein Anblick bewegte mich. Er ſchien die Leiden, die unausſprechlichen, ſeines geſammten Volkes allein zu tragen. Es iſt eine ehrwürdige, rührende Prophetengeſtalt, die über den Jammer Israels weint. Ein ſiebenzigjähriger Greis, mit einem großen, weißen Barte und ſilberweißen Haaren, im morgenländiſchen Gewande, den Turban auf dem Haupte.

Ein ähnliche Leidensgeſtalt, doch anderer Art, ſah ich bald nachher, nämlich den Kardinal Mauri. Er kniete vor dem Altare in S. Andrea delle Valle in tiefer Andacht verſenkt. Er ſchien ſeine Fehltritte in rührender Demuth zu betrauern. Ich kann nicht beſchreiben, welche erſchütternde Wirkung der Anblick dieſes hochbetagten Dulders auf mich machte. Auch er iſt nun ein Mann von ein und ſiebenzig Jahren; in Ungnade beim Papſt und allen Kardinälen. Keiner derſelben beſuch ihn.

Da gedacht' ich ſeiner glänzenden Zeiten, ſeiner gewaltigen Worte, die er ſo oft in der Nationalverſammlung zu Paris gegen die Anfechter des Throns und der Geiſtlichkeit donnerte, daß ihm einſt ein junges Weib von der Tribune herab zurief: „Ihr Herren Geiſtliche, man nöigte euch den Bart ſchneiden; nehmt euch in Acht, wenn ihr euch zuviel ſperrt, es könnte den Kopf treffen!“ Hohe Geiſtesgaben, Macht der Rede und edeln Muth haben ihm ſelbſt ſeine tauſend Widerſacher nicht abläugnen können. Wer kennt nicht ſeine ſeltne Geiſtesgegenwart in den gefährlichſten Stunden? Wie, da er vom Pariſer Janhagel auf den Gaſſen bedräut, zum Galgentod am Laternenpfahl gedrängt ward, und er kaltblütig dem Volke die Frage that: „Wenn ich nun an der Stelle der Laterne hange, werdet ihr dann beſſer ſehen?“ Er verließ Frankreich, da er Thron und Altar verloren ſah; faſt ſeine ganze Familie ſtarb unter dem Schwerdt der Staatsumwälzer. Er kehrte erſt im Jahr 1805 nach Frankreich zurück, als er

Digitized by Google

dort von Napoleon einen neuen Thron gebaut und neue Kirchen aufgeſchloſſen fand. — Nun kniet der alte Mann betend, büßend am Altar von S. Andrea delle Valle.

Unſer deutſcher Karl von Dalberg, geweſener Fürſt Primas, der edle Mann, der Beförderer alles Nützlichen, den ſelbſt ſeine Mitdeutſchen, einiger Staatsfehler wegen, verkannten, hatte in Rom ohngefähr daſſelbe Loos, wie der Kardinal Mauri. Er war in Ungnade verfallen. Als ich den Tod des erlauchten Greiſes hörte, ward ich tief betrübt. Ein angeſehener Geiſtlicher am römiſchen Hofe zuckte die Achſel, als ich mit ihm vom Tode des Fürſten ſprach. „Il povero Dalberg!" ſagte er kalt: „ma questo principe Primate fece molti disgusti al Papa." Gern hätt' ich gefragt: welcher kerndeutſche Biſchof den Römern beſonders gefallen möge? Ich ſchwieg aber, denn ich hatte mir ſelber ſchon geantwortet.

Fea, der Alterthumsforſcher. — Von einigen Deutſchen in Rom. — Oeffentlicher Unterricht in Neapel.

Jetzt läßt Pius wieder die Alterthümer ausgraben. Fea und Re gelten gegenwärtig bei den Römern, als die beſten Alterthumskundigen. Beide ſind vom Papſt geſchätzt. Der Fürſprecher Fea iſt allerdings ein fleißiger, ein geiſtreicher Forſcher. Ich empfehle ſeinen, Ende vorigen Jahres erſchienenen, Prodromo di nuove osservazioni e scoperte fatte nelle antichità di Roma. Er ordnet darin vieles neu, aber beleidigt auch die vorgefaßten Meinungen anderer zuweilen nicht wenig.

Gern geh ich von Zeit zu Zeit ins caffé greco, um unſere Deutſchen zu ſehen. Wär' auch mehr Eintracht unter ihnen, zumal unter den Künſtlern! Sie mahnen mich allezeit ans heilige römiſche Reich auf dem regensburger Reichstag. Da vernimmt man denn auch zuweilen manche drollige Kunde. Zum Beiſpiel Herr Tiek, der ſich in Deutſchland durch Verſe bekannt gemacht hat, und bei einigen für einen Dichter gehalten ward, ſoll ſich angeboten haben, ganz Deutſchland zum katholiſchen Glauben zu bringen. Als man nach den Mitteln fragte, ſprach er viel vom Gelde. Lieber Himmel, aus Rom Geld über die Alpen zurück nach Deutſchland! Ich halte das Ding für ein Mährchen, ſo glaubhafte Männer mirs auch ſagten.

Der Ueberſetzer von Stollbergs Geſchichte der Religion iſt ebenfalls ein Deutſcher, oder vielmehr ein Schweizer, Namens Keller, von Küsnacht bei Zürich, ein geweſener Proteſtant, nun Dollmetſcher der deutſchen Sprache bei der Propaganda. Der Papſt hält viel auf Stollberg.

Von einem andern Deutſchen, Namens Wolf, erzählte man mir, er habe in einer Audienz beim heiligen Vater unter andern geſagt, daß ſich ſelbſt die deutſchen Proteſtanten bei deſſen Rückkehr nach Rom gefreut hätten, und Schleiermacher in Berlin geäußert habe: Der

Digitized by Google

Papſt wäre der einzige rechte Proteſtant gegen Napoleon geweſen. Ueber dieſen Einfall hat der würdige, liebe Greis vor Vergnügen recht von Herzen gelacht.

Noch ein anderer Deutſcher, Namens Hofmann, iſt vor mehrern Wochen nach Rom gekommen. Er hatte eine Erziehungsanſtalt in Neapel errichtet gehabt, die ſehr blühend und beſonders vom Adel unterſtützt geweſen ſein ſoll. Es ſcheint die neue Ordnung der Dinge zu Neapel, oder vielmehr die Zurückkehr der alten, ſage der beſſern Erziehung der Jugend nicht recht zu. Die Geiſtlichen bemächtigen ſich des öffentlichen Unterrichts wieder und da gedeihen die freiſinnigen, nordiſchen Gedanken nicht. Herr Hofmann geht wahrſcheinlich wieder in ſein befreites Vaterland heim. Da findet er eine neue Welt im alten Schnitt; immer etwas Beſſeres, als ihm Neapel wies. Ich hab' es von mehreren Seiten, daß zu Neapel die Gewalt der Prieſterſchaft wieder ſteigt.

Man könnte nichts dagegen haben, ſtiege mit ihr auch nur der beſſere Geiſt, der ächte Geiſt Jeſu auf, des Hochgelobten. Aber es überläuft mich zuweilen ein Schauder vor dem Chriſtenthum, wie ichs oft ſehe. Das gemeine Volk plappert täglich tauſend Ave Maria's und iſt dabei ohne Treu und Glauben. Die Redlichen fehlen auch nicht, aber ſie machen nicht die Regel, ſondern die Ausnahme. Noch vor wenigen Tagen, da ich in eine Kirche trat, ihre Bilder zu ſehen, hört' ich eine Predigt dalla grazia, die mit Anathema anfing, und mit Anathema aufhörte. Von der Gnade predigen, und ſie mit Verfluchungen verbrämen! — Es giebt übrigens in Rom vortreffliche, wackere Prediger; ſie erheben, ſie erbauen, belehren, begeiſtern, aber ich glaube, nur die Ausländer; denn den Inländern iſt beinah Alles ſchon Schauſpiel. Sie fragen blos: wer deklamirt angenehmer oder richtiger? Was Glauben und That betrifft, mit den beiden iſt man im Reinen. Fehlts doch ſogar nicht an denen, die in aller Frömmigkeit ſagen: Il Papa é un Dio in terra, ma Iddio nel cielo é sopra di questo Dio. Dieſe Ultra-Ehrfurcht iſt Frucht der mönchiſchen Erziehung zum blindeſten, willenloſeſten Gehorchen und Glauben.

Deſto herrlicher leuchten die einzelnen hochſinnigen, liebevollen, duldſamen Prieſter und Prälaten, denen man zuweilen begegnet, und an deren Spitze der heilige Vater ſelber glänzt, gleichwie der geiſtvolle Kardinal Litta, oder der ehrwürdige Minochio, des Papſtes Beichtvater, oder Teſta, Segretario de' Brevi ai Principi, der liebenswürdigſte Prälat, den ich je geſehen und ſo mancher andere. Ich glaube, ſie könnten auf die Frage: wie ſie doch ſo vortrefflich geworden? wie Aeſop antworten: „Weil ich das Gegentheil von dem that, was andere.“ — Uebrigens iſt hier in kirchlichen und politiſchen Dingen das Schweigen die beſte Rednergabe der Weiſen. Man erkennt ſie; man verehrt ſie darum, wenn man ſie erkannt hat.

Digitized by Google

Asien.

Neuere Nachrichten von den Sunda-Inseln und von Japan.

(Aus einer Rede des Hrn. S. T. Raffles, gehalten in der batavischen Akademie der Künste und Wissenschaften zu Java.)

Seitdem Java und die dazu gehörigen Länder an die englische Regierung abgetreten sind, ist die Verbindung mit diesem merkwürdigen Theil der östlichen Halbkugel bedeutend erleichtert und vermehrt worden. Die batavische Gesellschaft der Künste und Wissenschaften ist die erste gelehrte Anstalt, welche von den Europäern im Orient gestiftet worden ist; noch vor der Eroberung Java's durch die Engländer hatten die Verhandlungen dieser Akademie sieben Bände gefüllt; seit dieser Zeit ist auch ein achter erschienen, und der neunte ist unter der Presse. Die ersten sieben sind durchaus in holländischer Sprache, im achten und neunten kommen aber auch mehrere englische Abhandlungen vor. Kurz vor Java's Eroberung war die Gesellschaft in einen Zustand gänzlicher Unthätigkeit gesunken; seitdem aber scheint sie von neuem belebt zu sein, und die Welt darf mit Recht Wichtiges aus ihren Forschungen erwarten. Es ist nur zu bedauern, daß die Schriften der batavischen Akademie in Europa noch so selten sind, und noch in den wenigsten Büchersälen vorkommen. Die folgenden Nachrichten sind aus einer Rede des Hrn. T. S. Raffles genommen, welche in dem nächsten Theile der Verhandlungen gedruckt erscheinen wird. Die Bemerkungen über Japan sind vom Dr. Ainslie.

1.

Die Insel Banca.

Die Insel Banca hat erst seit kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. Dem Dr. Horsefield verdanken wir alle bisher von dieser Insel gesammelten Nachrichten über ihre Lage, geologische Beschaffenheit und Naturgeschichte. Die Entdeckung der beträchtlichen Zinn-Bergwerke, im Jahre 1712 und später, gaben ihr zuerst einen politischen Werth; die holländische Regierung stellte zu verschiedenen Zeiten Nachforschungen über den Zustand und die Beschaffenheit derselben an; allein diese beschränkten sich einzig auf Handels-Gegenstände, so daß außer der Menge Zinns, welche man jährlich erhalten konnte, wenig von dem Innern derselben bekannt war, bis Dr. Horsefield Auftrag erhielt, nähere und allgemeinere Nachrichten darüber einzuziehen.

Was die geologische Beschaffenheit der Insel anbelangt, bemerkt Dr. Horsefield, daß, da die Richtung der Insel von Nordwest nach Südwest sei, sie sich nach Sumatra und der malayischen Halbinsel und der großen Kette der asiatischen Berge, von welcher ein Ast auf Ceylon endigt, ein anderer aber, welcher Arakan, Pegu und die malayische Halbinsel,

Digitized by Google

und wahrscheinlich Sumatra durchzieht, sendet einen geringern Zweig durch Banca und Billiton, wo er nach und nach zu verschwinden scheint.

Die höhern Theile von Banca sind von derselben Beschaffenheit, als die große Kontinental-Bergkette, d. h. größtentheils aus Granit zusammengesetzt; nach diesem folgt ein anderer Stein, den Dr. Horsefield rothen Eisenstein nennt; dieser kömmt vorzüglich in weniger hochliegenden Orten, in einzelnen Felsen oder in Adern vor. Gegenden, die aus diesem Steine bestehen, gränzen oft an angeschwemmte Orte, deren Oberfläche ziemlich wellenförmig aussieht, und welche nach und nach in andere Hügel von früherer Formation übergehen. Diese Bezirke, welche in einer Beilagerung neben den uranfänglichen Lagern vorkommen, füllen den Raum zwischen dem Granit und Roth-Eisenstein an, und die Lagen gehen alle gleichförmig horizontal. Zwischen diesen wasserrechten Lagern kömmt nun das Zinnerz vor, und zwar unmittelbar unter der Oberfläche oder doch nicht in großer Entfernung davon. Die Verfahrungsart im Bergwerke ist wegen ihrer Einfachheit merkwürdig; man gräbt nämlich zuerst senkrecht in die Erzlagen hinein, und bedient sich dann des Wassers zum Auswaschen und Erleichtern der Arbeiten. Sobald man einen günstigen Platz gefunden hat, wird die Grube zuerst entworfen, ein Kanal von dem nächsten Bach oder Wasserbehälter hergeleitet; dann graben die Bergleute so tief, bis sie zu dem Lager gelangen, welches das Erz enthält; die gefundenen Erze werden alsdann in Haufen nahe an das Wasser gebracht, um gewaschen zu werden; der Kanal oder die Wasserleitung ist mit der Rinde großer Bäume ausgelegt; und das Auswaschen geht mit großer Leichtigkeit von statten, indem die erzhaltigen Theile vermöge ihrer Schwere niedersinken, die erdigen Theile aber von dem Wasser weggeschwemmt werden.

2.

Die Insel Borneo.

Ueber die Insel Borneo sind bis jetzt noch wenige wissenschaftliche Nachforschungen angestellt worden; die geologische Beschaffenheit derselben ist auch noch ganz unbekannt, nur über die Erzeugnisse und das Leben der Einwohner hat man einige Nachrichten, so wie auch von Inschriften in unbekannten Karakteren, und Ruinen großer Tempel in einigen Gegenden, ohne jedoch bestimmte Gewißheit darüber zu haben.

Wenn man die Lage der Insel an der Hauptstraße zwischen der östlichen und westlichen Halbkugel und die Nachbarschaft der bewohntesten Länder des Erdballs, China und Japan, berücksichtigt, so kann es keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß Borneo sich einst in einem weit bessern und gebildetern Zustand, als dem unter gegenwärtiger Erniedrigung befunden habe. Daß Borneo schon vor Jahrhunderten von Chinesen und Japanern besucht wurde, ist ganz gewiß; allein ob eine oder die andere dieser Nationen ausgedehntere Kolonieen, als jetzt die Chinesen auf ihr haben, besaßen, müssen spätere Nachforschungen entscheiden.

Digitized by Google

3.

Die Insel Java.

Die Insel Java besitzt unter allen Ländern der östlichen Halbkugel die meisten und bewunderungswürdigsten Spuren von Alterthümern, Spuren vergangener Größe und Reichthums; die Trümmer zerstörter ungeheurer Tempel, verwüsteter großer Städte, die fein ausgebildete Sprache der Einwohner, die Ueberbleibsel alter Sitten und Gebräuche, welche von einer tiefen Kenntniß der Wissenschaften und ausgebreitetern Liebe zur Gelehrsamkeit zeugen, beweisen deutlich, daß der Zustand der Javaneser einst weit verschieden von ihrem gegenwärtigen gewesen sein müsse.

Um sich die, in Vergleichung mit der malayischen Halbinsel außerordentliche, Fruchtbarkeit von Java zu erklären, muß man die Folgerungen aus bis jetzt angestellten Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit der Insel zu Hülfe nehmen, welchen zufolge sie einzig und allein vulkanischer Natur zu sein scheint, ohne die geringste Beimischung von uranfänglichen oder jüngern Bestandtheilen der Berge des asiatischen Kontinents; da hingegen Sumatra und Banca nur eine Fortsetzung und das Ende der großen Bergkette zu sein scheinen, welche Asien in einer nordwest nach südwestlichen Richtung durchzieht. Java weicht von der Richtung von Sumatra und der Halbinsel Malacca dadurch ab, daß sie gerade von Westen nach Osten streicht, in welcher Richtung die größern der anliegenden Inseln, Bali, Lombock, Simbawa, Endi und Timor, ihr folgen und eine lange Reihe bilden. Diese Reihe sowohl, als die geologische Beschaffenheit aller dieser erwähnten Inseln, ist ein klarer Beweis für das Dasein eines ausgedehnten vulkanischen Spaltes in diesem Theile der Erde, welcher mit dem Aequator beinahe parallel läuft. Die Folgen der vulkanischen Beschaffenheit Java's sind: daß, während Sumatra Ueberfluß an Metallen hat, Java im Ganzen gar keine besitzt, dagegen aber durchgehends einen äußerst fruchtbaren und für alle Arten der Vegetation günstigen Boden hat, während Sumatra große, ganz sterile und wüste Landstriche zeigt.

Die Untersuchung der prachtvollen Ruinen der alten Tempel und Städte, der Sprache und Literatur des Landes bieten dem Geschichtsforscher gleich anziehende Gegenstände dar, als die Erzeugnisse des Bodens dem Naturforscher.

Kapitän Backer, welcher viele und einige sehr glückliche Entdeckungen in den Alterthümern Java's, davon sich die vorzüglichsten zu Prambana, Borobodo und Singa Sari befanden, gemacht hat, drückt sich so darüber aus: „Alle diese Gegenden tragen einen tief ergreifenden Karakter von Melancholie, Zerstörung und Verlassenheit an sich, und die Gefühle eines jeden, welcher sie erblickt, müssen mit der ihn umgebenden Szene vergangener Größe harmoniren, wenn er an den Ursprung dieser einst verehrten und angebeteten Ruinen denkt; welche vormals der Sitz von Künsten und Kultur, die jetzt in Java kaum dem Namen nach mehr bekannt sind, der Typus und die Sinnbilder einer Religion, die man nicht mehr anerkennt, waren. Welche unvergleichliche Anstrengung thätigen und unermüdeten Fleißes, welch edler Geist rühmlicher

Nachahmung und Ehrfurcht, welche Begünſtigung der Wiſſenſchaften und Künſte, müſſen nicht einſt in dieſen jetzt verlaſſenen einſamen und erniedrigten Gegenden geblüht haben!“ In ſeiner Beſchreibung der Ruinen des Chandi Sewo, oder der tauſend Tempel, welche die prächtigſten aller Ueberbleibſel der alten Größe ſind, ſagt Kapitän Backer: „Niemals und nirgends habe ich größere, erhabenere und erſtaunenswürdigere Ueberreſte menſchlicher Arbeiten und eines reinen und veredelten Geſchmacks längſt vergeſſener Jahrhunderte auf einem ſo kleinen Raum zuſammengedrängt erblickt, als dieſe welche Java zieren, und ob ich gleich nicht zweifle, daß in andern Welttheilen Ruinen des Alterthums vorkommen, welche das Auge des Reiſenden, oder den Pinſel des Malers mehr erfreuen, ſo bin ich doch überzeugt, daß keine derſelben in Rückſicht der Kühnheit und Erhabenheit der Ausführung mit dem Chandi Sewo zu vergleichen ſind!

Die Ausbildung der Sprache von Java iſt ein anderes und nicht minder intereſſantes Denkmal der einſtigen hohen Kultur und Bildung der Inſel. Zwei Hauptſprachen kann man als vorherrſchend annehmen: die Sunda-Sprache im Weſten und die Javaneſiſche im Oſten der Inſel; die erſtere iſt eine einfache Mundart, welche die Bergbewohner nach ihrem Gebrauch und Bedürfniſſen gemodelt zu haben ſcheinen, und welcher von der letztern weniger in der Bildung und Biegung der Worte, als in der geringern Beimeiſchung malayiſcher Worte unter die urſprünglichen verſchieden iſt. Die javaneſiſche Sprache, welche man auch außer dem öſtlichen Theile der Inſel, um Bantam und Cheribon ſpricht, hat ebenfalls viele Wörter mit der malayiſchen Zunge gemein, und obſchon die Sprachlehre nicht ganz dieſelbe iſt, ſo weicht ſie doch in den Hauptſachen wenig von der malayiſchen ab. Dieſes leitet zu der Vermuthung, daß alle Sprachen des öſtlichen Archipelagus eines gemeinſchaftlichen Urſprungs ſeien; obgleich man beſtimmt nachweiſen kann, daß ein großer Theil der in derſelben vorkommenden malayiſchen Wörter erſt in neuern Zeiten durch die Handelsverbindung mit den benachbarten Ländern ſich bei ihnen eingebürgert habe. Die javaneſiſche Sprache theilt ſich wiederum in zwei Mundarten ab, einer deren ſich das gemeine Volk untereinander bedient, und einer ander, welchen man die Hofſprache nennen könnte, und deren ſich Geringere bedienen, wenn ſie ihre Oberen anreden; dieſe beiden ſind im weſentlichen gar nicht verſchieden; die letztere enthält nur eine größere Auswahl fremder Worte.

Unter allen Nationen und Stämmen, welche die ſüdliche Halbinſel von Indien, und die unzähligen Inſeln von Polyneſien und dem auſtraliſchen Aſien bewohnen, nimmt man eine große Aehnlichkeit in den Sitten und der Sprache wahr, welche entweder einen gemeinſchaftlichen Urſprung oder eine frühe und allgemeine Verbindung unter einander vorausſetzt. Die ſonderbaren Gewohnheiten, die Zähne anzufeilen und ſchwarz zu färben, welche alle Reiſende in Pegu, Siam, Camboja und Tonquin wahrgenommen: die Ohrläppchen zu durchſtechen und zu einer ungeheuern Ausdehnung zu ziehen, das Tatuiren des Körpers, welches die Burmannen und Einwohner von Laos auch thun; und noch viele andere dergleichen Gebräuche

Digitized by Google

ſind in den Sunda-Inſeln durchgehends mehr oder weniger eingeführt; und wenn man ſich an die ſonderbare Gewohnheit, ſich die Barthaare auszuraufen, welche auch in Südamerika bemerkt ward, erinnert, ſo könnte man auf den Gedanken kommen, daß eine Verbindung auch mit dieſen Gegenden ſchon früher ſtatt gefunden haben müſſe. In einem vor kurzem erſchienenen Werke iſt ſogar die Vermuthung aufgeſtellt, daß die Einwohner der Philippinen und Südſee-Inſeln urſprünglich von Amerika ausgewandert ſein müßten. Die Unterſuchung der erſten Anbauung und darauf folgenden Zivilisirung einiger dieſer Inſeln, wäre wohl ein intereſſanter Gegenſtand für den Geſchichtsforſcher und Philoſophen.

Der unermüdliche und gelehrte Dr. Horſefield iſt jetzt eben beſchäftigt, die öſt- und ſüdlich von Suracata liegenden Gegenden zu durchreiſen, um ſein Werk über die Naturgeſchichte Java's zu vollenden; ſeine Flora Javana iſt ſchon beinahe fertig. Hr. Raffles hat, wie man aus ſichern Quellen weiß, den Plan, eine Geſchichte Java's nach inländiſchen Autoritäten, ſo wie eine Ueberſicht der Sprache und Literatur der orientaliſchen Inſeln heraus zu geben; und das hohe wiſſenſchaftliche Intereſſe eines dergleichen Werkes kann wohl nicht bezweifelt werden.

Ueber Japan hat Hr. Raffles in ſeiner Abhandlung viele intereſſante Nachrichten aus dem Munde des Dr. Ainsle, der ſich einige Zeit daſelbſt aufhielt, aufgezeichnet. Unter andern giebt er der Gewiſſenhaftigkeit und Unpartheilichkeit Kämpfer's folgendes ehrenvolle Zeugniß, welches gewiß kein Deutſcher, ohne auf dieſen ausgezeichneten und doch ſo wenig geehrten Landsmann ſtolz zu ſein, leſen wird: „Viele Eingeborne, bemerkt Dr. Ainsle, haben mich verſichert, daß nicht eine einzige Unrichtigkeit oder Verdrehung in ſeinem ganzen Buch über Japan vorkomme; er war ein Mann von gewiſſenhafter Pünktlichkeit, tiefer Gelehrſamkeit und glücklichem Genie; er ſah alle Dinge, wie ſie waren, ohne ſich durch Leidenſchaften oder augenblicklichen Eindrücken irre leiten zu laſſen; die Japaneſer nennen ſeinen Namen mit einer Art von Ehrfurcht, und geben ihm den Beinamen: der wahre Apoſtel ihres Glaubens, aus deſſen Schriften ſie ſich ſelbſt und ihr Land erſt recht erkannt haben. Ihre erſte Frage, als ich mit gebildeten Japaneſern zuſammen kam, war: ob ich ein Exemplar von Kämpfer habe? und die Worte, in welchen ſie ſich über dieſen Schriftſteller ausdrückten, waren buchſtäblich folgende: „Er hat unſer Herz aus uns herausgezogen und es, noch ſchlagend, vor unſere Augen gelegt, mit allen Bewegungen der Obrigkeit und allen Handlungen der Unterthanen.“

Als ein Volk, welches ſehr wenig Verbindung mit ſeinen Nachbaren gehabt hat, ſtehen die Japaneſer auf einer auffallend hohen Stufe der Kultur. Die Lebhaftigkeit und Tiefe ihres Nationalkarakters ſpricht ſich in den großen Fortſchritten, welche ſie in manchen Theilen der Wiſſenſchaften, vorzüglich aber in Metaphyſik, Aſtronomie und Aſtrologie gemacht haben, deutlich aus. Ihre Fortſchritte in den Künſten drücken ſich in allen Werken und öffentlichen Gebäuden ab, und beweiſen, wie weit ſie in jeder Hinſicht vor den Chineſen, mit welchen ſie

Digitized by Google

die Europäer so oft verwechseln, stehen; die letzteren haben, so lange wenigstens als wir sie kennen, nicht die geringsten Fortschritte in Kultur gemacht, während der geringste Antrieb hinreichend ist, den japanesischen Karakter zum Fortschreiten in jedem Theile der Kultur anzufeuern, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie nach und nach den Grad der europäischen Zivilisation erreichen könnten; nichts schmerzt einen Japaneser mehr, als wenn man sein Vaterland in irgend etwas mit China vergleicht oder verwechselt. Die Japaneser haben, trotz dem Verbote ihrer Regierung, einen großen Hang zum Reisen und zur Verbindung mit fremden Nationen; die anscheinende Kälte und Zurückgezogenheit ihres Karakters gleichen denen des spanischen Volkes und entstehen vielleicht aus einerlei Ursache, nämlich dem Spionier- und Beobachtungssystem beider Regierungen; dennoch aber sind sie neugierig, lieben das Neue, und sind in ihren Neigungen sehr warm; gegen Fremde sind sie offen und gastfrei, und bereitwillig, sich in jeder Hinsicht des Besseren belehren zu lassen; aber mit Verachtung blicken sie auf alles, was unter ihrer Würde ist, herab, wie davon ihre Geringschätzung der Chinesen ein deutlichster Beweis ist. Die Nachrichten, welche Kapitän Krusenstern von seiner Mission von 1814 uns von diesem Lande mittheilt, stimmen zwar mit den vorliegenden nicht überein, allein ehe man darüber ein Urtheil fällt, muß man die Umstände, unter welchen jene Mission statt fand, wohl berücksichtigen. Von dem Augenblick ihrer Ankunft waren sie unter dem Einfluß eines monopolisirenden Faktors, welcher sich bemühte, alle nur erdenkliche Schmach, welche man dem japanischen Despotismus zuschreiben könnte, über sie herbeizuführen; denn der eigennützige und geldgierige Mann fürchtete den Verlust seines Monopols und die Bekanntmachung seines Geheimnisses. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß seit sieben Jahren, wo Kapitän Pellew das Land besuchte, trotz der angenommenen Maasregel, keinen fremden Handel zu begünstigen, die englische Sprache, zufolge eines Ehikts des Kaisers, in dem Kollegium der Dollmetscher mit sehr gutem Erfolg getrieben worden ist, und daß die jüngeren Mitglieder dieser Anstalt mit großem Eifer und Interesse die englische Literatur betreiben. — Während Dr. Ainsle sich zu Nanggasaki aufhielt, langte eine Gesellschaft vornehmer Offiziere daselbst an, welche eben beschäftigt gewesen waren, eine ganz detaillirte Aufnahme des Reiches zu verfertigen, wovon sie ungesehen den vierten Theil vollendet zu haben schienen; die Arbeiten wurden nach einem wissenschaftlichen Prinzip geleitet und mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt. *)

*) Von demselben Hrn. Thomas Stamford Raffles ist so eben ein größeres Werk über die Insel Java unter der Presse, welches in kurzer Zeit erscheinen wird, und voll von den interessantesten, und bis jetzt noch unbekannten Nachrichten über dieselbe ist, der Titel ist folgender: An Account of the Island of Java, containing a general description of the Country and of its inhabitants, the state of Agriculture, Manufactures and commerce, the nature of the Government and Institutions, and the customs and usages peculiar to the people; together with an account of the languages, literature and antiquities of the Country, and the native history of the Island, principally from native authorities, by Th. St. Raffles, late Lieut-Governor of the Island. Ein Band in Quart, mit vielen von Daniell gezeichneten Ansichten der Insel und einer genauen Karte derselben.

Digitized by Google

Südamerika.

Beschreibung und Karte des Meta-Stromes von Don Joze Cortes Madariaga.

Obgleich die Küsten von Südamerika sehr wohl bekannt sind, so ist doch das Innere dieses großen Landes noch sehr wenig erforscht. Die meisten Reisenden haben sich begnügt, die an der Landstraße vorkommenden Merkwürdigkeiten zu beschreiben, wenn man anders jene unwegsamen Pfade eine Landstraße nennen kann, welche blos von den Spuren der Maulthiere gebildet sind. Da die Hauptprovinzen des südlich spanischen Amerikas längs den Cordilleras liegen, so findet man diesen Theil auf den Landkarten noch am richtigsten dargestellt; allein das niedriger liegende Land gegen Osten, welches der La Plata-, Amazonen- und Oronoco-Strom durchfließen, werden gewöhnlich sehr fehlerhaft und unrichtig gezeichnet. Der unermüdete B. von Humboldt, dem kein Hinderniß zu groß war, das er nicht beseitigte, hat den Lauf des Oronoco zum großen Theil erforscht, und La Condamine hatte schon vor ihm den Amazonen-Strom bereiset; allein die Gegenden um die kleineren Flüsse, welche sich in die größeren ergießen, sind noch bis jetzt ganz unbekannt. Wenn einst die Einwohner von Südamerika mit der Topographie jener Ströme eben so vertraut sein werden, als sie es durch die Bemühungen des B. von Humboldt mit der Verbindung zwischen dem Amazonen-Strom und Oronocco sind, so muß der Verkehr unter ihnen sehr erleichtert und ihre Wohlfahrt vermehrt werden. Wenn es ihnen gelingt, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, oder wenn eine unternehmende Handels-Nation sie unter ihren Schutz nehmen sollte, so ist der Zeitpunkt, wo dies der Fall sein wird, vielleicht nicht mehr fern.

Don Joze Cortes Madariaga, welcher in einer Angelegenheit von der größten Wichtigkeit von dem Gouvernement zu Caracca im Jahr 1811 an das von Santa Fe de Bogota gesandt ward, suchte eine bequeme Verbindungsstraße zwischen Neugranada und Venezuela auszufinden und entschloß sich deshalb längs dem Flusse Meta nach Venezuela zurückzukehren. Dieser Fluß war damals noch ganz unbekannt und er richtete seinen Weg folgendermaßen ein: er wandte sich zuerst nach dem Thal von Apiay, südlich von Santa Fe de Bogota, und nachdem er gegen vierzig Seemeilen (zwanzig auf einen Grad) zurückgelegt hatte, gelangte er zu dem Fluß Pachaquiaro, welcher jenes Thal durchströmt, hier verschaffte er sich die nöthigen Boote für sich und zwei seiner Freunde, Männer von ausgezeichneten Talenten, Don N. Camara und Don F. Maria Salazar nebst ihrer Bedienung, um die Reise zu Wasser fortsetzen zu können. So schifften sie den Pachaquiaro hinab, bis zu seiner Einmündung in den Rio Negro, dessen Richtung von Nordwest nach Südost geht, den Lauf dieses Flusses verfolgten sie wiederum bis zu seiner Einmündung in den Umeda, welcher von Westen her kommt, nach drei Meilen erreichten sie den Fluß Umadea; diese drei Flüsse nehmen nach ihrer Vereinigung den Namen Meta an.

Digitized by Google

Sieben Meilen weiter abwärts liegt die Miſſion Cabullaro, an den Ufern des Meta, nordwärts und ſechs Meilen weiter fällt auf derſelben Seite der Fluß Upia in den Meta; vier Meilen von da entdeckten ſie den Fluß Tua, bei deſſen Einmündung die Miſſure St. Michael de Tua gelegen iſt; ſiebenzehn Meilen weiter nimmt der Meta von Norden her den Fluß Vira auf. Bis hieher iſt die Richtung des Meta ganz nordoſt; von hier aber neigt er ſich nach Nord-Nordoſt. Zwiſchen den Flüſſen Vira und Couſiana, eine Entfernung von etwa ſechszehn Meilen, leben verſchiedene nomadiſche indiſche Stämme, die Chuenas, Cabres, Guagivos und einige Achaguas, ſo wie auch einige Amarizanos. Buenaviſta liegt hart an den Waldſtrom Areba, welcher ſich von Süden in den Meta ergießt, ungefähr zwei Meilen unterhalb Couſiana. Hier iſt die Miſſionsanſtalt Arimena, vier Meilen von der Einmündung des Cravo, und gegenüber auf der andern Seite liegt Surimena, am Fluß Surimena, welcher ſich in den Meta eine Meile unterhalb des Fluſſes Guarimena ergießt. Der Guarimena fällt in den Meta von Norden, nahe am Fluß Cravo. Von Süden nimmt der Meta den Fluß Manacaſia auf, ſieben Meilen aufwärts Couſiana; vier Meilen von der Mündung des Vira iſt die Miſſion von Maquibo, nahe am Fluſſe gleiches Namens, die von Caſimena liegt am Couſiana. Sieben Meilen vom Cravo entdeckte Don J. Cortes Madariaga eine der größten Inſeln im Meta, und nannte ſie Berrio, nach dem Namen eines ſeiner Freunde. Dieſe Inſel liegt gegenüber der Mündung des Guanapolo, welcher ſich von Norden in den Meta ergießt, und an deſſen Ufer die Miſſion Guanopolo liegt. Auf dieſer Seite des Meta leben die Stämme der Cataros, Chorotas und Salivas; auf der ſüdlichen Seite aber einige Stämme der Cataros und Amarizanos. Von der Inſel Berrio bis zum Fluß Caſanare, fließt der Meta nordöſtlich, nimmt die kleineren Flüſſe Pauto, Guachiria, Ariporo, Aricaporo und Chire auf, von der nordweſtlichen Seite, in Zwiſchenräumen von drei, ſieben, fünf und acht Meilen vom Cravo. Zwei Meilen vom Chire iſt die Einmündung des Fluſſes Caſanare, welcher ſehr zu der Fruchtbarkeit der Provinz Los Llanos, der äußerſten Provinz von Neugranada nach Venezuela zu, beiträgt.

Bevor der Meta ſich mit dem Caſanare, nahe an der Bergkette der Cordilleras, vereinigt, nimmt auch er auch alle von den Bergen fallende Waſſer auf; allein nach dieſer Vereinigung bis zu ſeiner Ausmündung in den Oronoco, wird er durch keine dergleichen Zuwächſe mehr vergrößert, denn die Flüſſe Arauca und Apure nehmen alle von den Cordilleras herabkommenden Waſſer auf. Nicht weit von der Vereinigung des Meta mit dem Oronoco, ein und fünfzig Meilen vom Caſanare iſt das Raudal of Cariven, woſelbſt die ungeheuern Felſen im Strom ſind, welche die ſtärkſten Wirbel verurſachen und die Schiffarth auf dem Oronoco dadurch äußerſt gefährlich machen. — Außer denen bereits angeführten giebt es noch mehrere andere Miſſionen an den Ufern des Meta, die von St. Roſalia iſt gegenüber der Mündung des Pauto, ſüdlich; Macuco iſt nahe am Orocue, zwiſchen der Inſel Berrio

Digitized by Google

und dem Fluß Cravo; Arimena iſt acht Meilen von Buenaviſta; Cadiuna und Guacaſta liegen an den Flüſſen gleiches Namens, zehn und ſechszehn Meilen von Arimena, alle am ſüdlichen Ufer des Meta. Alle dieſe Miſſionen ſtehen unter der Aufſicht der Brüder des heil. Auguſtins von Santa Fe de Bogota, welche ſich durch einen unermüdlichen Eifer auszeichnen und ſchon viele Indianer beredet haben, im Zuſtand der Geſelligkeit zu leben; allein ohnerachtet der löblichen Anſtrengungen dieſer apoſtoliſchen Miſſionärs geſchieht es oft, daß die neuerlich bekehrten Indianer auf einmal ihre Dörfer verlaſſen, ohne den geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit, und zu ihren vorigen wilden Zuſtand zurückzukehren; die Erinnerung an ihre alte und gewohnte Lebensweiſe, die Reize des beſtändigen Umherwanderns in den ſchönen üppigen Waldungen mag wohl die Haupturſache ihrer Unbeſtändigkeit ſein. Gewöhnlich geben ſie weg, ohne von ihren Seelſorgern nur Abſchied zu nehmen; zuweilen aber bitten ſie dieſelben um Erlaubniß dazu und verſprechen nach einer gewiſſen Anzahl von Schläfen (wornach ſie die Zeit einzutheilen und abzumeſſen pflegen) zurückzukommen, welches Verſprechen ſie aber in den meiſten Fällen nicht halten. — Es iſt ſehr zu bedauern, daß die großen Schwierigkeiten, welche Don J. Madariaga und ſein kleines Gefolge in dieſem wilden Lande zu überwinden hatten, und die Furcht, von den Indianern angegriffen zu werden, ihn verhinderten, die Ufer des Meta und der ſich in denſelben ergieſſenden Flüſſe weiter landeinwärts zu unterſuchen. Es war gerade in der Regen-Jahreszeit, als er den Meta herabſegelte, und da der Fluß ſehr angeſchwollen war und große Bäume und dergleichen mit ſich fortriß, ſo litten einige ſeiner kleiner Boote Schiffbruch, und er wurde durch die häufigen Gewitter vom öftern Landen verhindert; allein ſo viel er von ſeinem Fahrzeug aus an beiden Seiten wahrnehmen konnte, ſo waren die Gegenſtände ſtets von der üppigſten Fruchtbarkeit. Die zahlreichen kleinen Gehölze ſind von vielen Gattungen von Vögeln bewohnt, welche mit ihrem glänzenden Gefieder und lieblichen Geſang die Gegend beleben. Die wenigen Pflanzen, welche die Miſſionärs bauen, wachſen luxurios, der Reis bietet z. B. drei Erndten im Jahre dar, und Don Madariaga erwähnt ein Zuckerrohr von achtzehn Zoll im Umfang geſehen zu haben.

Aus Mangel an den nöthigen Werkzeugen konnte Don Madariaga die Lage der vorzüglichſten Punkte am Meta nicht beſtimmen, allein er iſt in ſeiner Beſchreibung der zahlreichen Inſeln, Bäche und Flüſſe ſehr genau, und vernachläſſigt nicht einmal alle Wachhütten der Kreolen, welche das zu den Miſſionen gehörende Vieh hüten, zu bezeichnen. Allen Flüſſen und Landungsplätzen, die nicht vorher ſchon bekannt waren, gab er die Namen ſeiner Freunde, und andrer wegen ihres Patriotismus in Venezuela und Neugranada ausgezeichneter Perſonen. Auch über die Tiefe des Waſſers zu verſchiedenen Zeiten des Jahres zog er viele und nützliche Erkundigungen ein, maß die Breite der Flüſſe und ſtellte oft mühſame Tiefenmeſſungen an. Nach ſeinen Beobachtungen iſt die Tiefe des Meta von vier Faden in der heißen Jahreszeit, zu acht Faden im Regenmonat, und ſeine Breite gegen den Ausfluß differirt von einer Meile zu zwei und einer halben Meile.

Digitized by Google

Nachdem die Forscher den Meta und Oronoco glücklich hinabgeschifft waren, bis zum Apure, gingen sie den Apurito aufwärts, dann den Fluß Guarico, und landeten zu Calabozo, fünf Tagereisen zu Carracas, welchen Ort sie nach wenigen Tagen erreichten, wo Don J. Madariaga dem Gouverneur die Tagebücher seiner Reise vorlegte, und zugleich einen Plan zur Beförderung des Handels zwischen Santa Fe und Caracecas, mittelst des Flusses Meta übergab.

So hat Don J. Madariaga die Geographie mit einer sehr detaillirten Karte eines der vorzüglichsten Nebenflüsse des Oronoco bereichert, und den ersten Schritt zu einer in jeder Hinsicht wichtigen und vortheilhaften Verbindung zwischen Neugranada und Venezuela gethan.

Afrika.

Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der neuesten Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, unter Leitung des Kapitän Tuckey.

Die großen Erwartungen, welche man allgemein von dieser so wohl vorbereiteten Entdeckungsreise zu hegen berechtigt war, sind leider von dem Schicksal, wo nicht ganz vernichtet, doch wenigstens sehr geschmälert worden. Die erste bestimmte Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der Reisenden enthielt ein Brief von Bahia in Brasilien, datirt vom 30. Oktober 1816. Der Hauptzweck war, den Lauf des Flusses Congo so weit als möglich zu verfolgen und die daran liegenden Länder zu erforschen. Zwei Schiffe waren hierzu ausgerüstet, das eine, Namens Congo, kommandierte Kapitän Tuckey in Person, das andere die Dorothea, war ein großes Transportschiff, und enthielt alle zu einem dergleichen Unternehmen nöthigen Geräthschaften und Instrumente. Am 3. July landeten beide in der Mündung des Flusses an, nach einer glücklichen Fahrt; die ganze Gesellschaft bestand aus vorzüglichen und bewährten Männern, von anerkanntem Werthe in Wissenschaft oder Kunst; alle waren von dem rühmlichsten, vielleicht nur zu raschen Eifer, den Zweck ihrer Sendung auf das vollkommenste zu erreichen erfüllt, und alles schien sich zu vereinigen, dieses Unternehmen mit dem besten Erfolge zu krönen. Ohne sich lange Zeit zum Ausruhen nach einer so langen Seereise zu gönnen, trat die Gesellschaft wenige Tage nach der Ankunft ihre Reise in das Innere an; man ließ die größeren Schiffe an der Einmündung zurück, und nahm nur die eigens zu diesem Zweck gebaute Schaluppe, welche so eingerichtet war, daß sie selbst in sehr seichtem Wasser noch fahren konnte, mit. So legten die Reisenden 120 Meilen zurück, weiter aber konnten sie ihren Weg nicht fortsetzen, weil die häufig vorkommenden Wirbel und Wasserfälle es unmöglich machten, das Boot weiter mitzuführen. Dies schreckte sie aber noch nicht von ihrem Vorsatze ab; die Mannschaft wurde gelandet und man beschloß den Weg zu Lande fortzusetzen; so gelang es ihnen auch wirklich 150 englische

Digitized by Google

Meilen vorzudringen, welches 120 Meilen weiter iſt, als je ein Weißer, ſoviel uns bekannt, gekommen iſt. Ihr Weg ging durch eine öde und ſehr bergige Gegend, wo es ihnen durchaus an allen Bequemlichkeiten fehlte, und wobei ſie noch überdies von der erſchrecklichen Hitze unbeſchreiblich zu leiden hatten; als endlich noch Mangel an Waſſer zu ihren Hinderniſſen kam, und die allzugroßen Anſtrengungen ihre Kräfte gänzlich zerſtört hatten, entſchloſſen ſie ſich, für diesmal den Entſchluß, weiter vorzudringen, aufzugeben, und nach ihren Schiffen zurückzukehren. Am 18. Sept. langten die Reiſenden in einem Zuſtand gänzlicher Erſchlaffung und Kraftloſigkeit bei ihren Schiffen an. Während ihrer Abweſenheit hatte die zurückgebliebene Mannſchaft gleichfalls ſehr viel von Krankheiten zu leiden gehabt, ſo daß man am 22. September beſchloß, nach Cabinda zu ſegeln, um dort neue Erfriſchungen einzunehmen, und man glaubte, die Seeluft werde einen guten Einfluß auf die Geſundheit der Mannſchaft haben. Am 27. langten beide Schiffe zu Cabinda an, und blieben bis zum 1. Oktober daſelbſt; von dem Congo hatte die anſteckende Krankheit ſiebenzehn Mann weggerafft, worunter ſich der eifrige Kapitän Tuckey, Lieutenant Hawkey, der gelehrte Profeſſor Schmidt aus Norwegen, welcher als Botaniker mitgegangen war, und alle andern wiſſenſchaftlichen Begleiter der Expedition befanden. Sonderbar iſt es, daß, obgleich auch auf der Dorothea die ſämmtliche Mannſchaft an derſelben Seuche darnieder lag, nur ein Einziger von dem ganzen Schiffe ſein Leben verlor. Hr. Fitzmaurice, der dritte Offizier des Congo, welcher das Kommando nun übernahm, entſchloß ſich, nach Braſilien zu ſegeln, wo er am 29. Oktober zu Bahia anlangte. Die Vermuthung, daß die Urſache des Todes der Mannſchaft des Congo, Gift ſei, welches ihnen von den Eingebornen beigebracht worden, ſcheint ganz ungegründet zu ſein. Hr. Fitzmaurice iſt durch den unglücklichen Erfolg der Unternehmung keineswegs abgeſchreckt, ſondern hat ſich vielmehr erboten, einen zweiten Verſuch zu machen, falls man ihm die nöthigen Mittel dazu an die Hand geben wolle; auch ſcheint er voll Vertrauens zu ſein, bei einem abermaligen Verſuche, an das erwünſchte Ziel zu gelangen; die verſchiedenen Fürſten, durch deren Beſitzungen man paſſiren mußte, machten nicht die geringſte Schwierigkeit, den Reiſenden einen freien Durchzug zu erlauben, auch geſtattete man ihnen ſo viele Wegweiſer, als ſie bedurften, zu einem billigen Preiſe. Späterhin ſcheint es aber doch, als hätten ſie von dem ſchwachen und kranken Zuſtand der Geſellſchaft Vortheil zu ziehen geſucht.

Kapitän Tuckey, deſſen Verluſt in England allgemein bedauert wird, war ein durchaus achtungswerther und in ſeinem Fache vorzüglicher Mann; aber einer von denen, welche das Glück zu ihrem Ball auserleſen zu haben ſcheint, und welcher unaufhörlich mit widrigen Ereigniſſen zu kämpfen hatte. Er iſt ein Irländer von Geburt, aus Greenhill in der Grafſchaft Cork; ſchon frühzeitig wählte er den Seedienſt zu ſeiner Beſtimmung und machte verſchiedene Reiſen nach Weſtindien und nach Nordamerika in früher Jugend. Als im Jahr 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, erhielt er eine Kadettenſtelle im Suffolk, einem Kriegsſchiff von 74 Kanonen, welches Kapitän (nachmals Admiral) Rainier kommandierte. In dieſem Schiff

wachte er den ganzen Krieg im Kanal unter Lord Howe mit, bis gegen Ende des Jahres 1794, wo er nach Ostindien ging; hier avancirte er in kurzem, und zeichnete sich in der Besitznahme der Gewürzinseln und in manchen andern Gefechten rühmlich aus; kurz darauf eroberte der Suffolk ein französisches Schiff, und da Tuckey sich dabei vorzüglich ausgezeichnet hatte; so gab man ihm das Kommando desselben, und er hatte die Ehre, es in den Hafen von Madras zu führen. Hier erhielt er die Nachricht, daß die La Forte, eine französische Fregatte von 50 Kanonen in der Bay von Bengalen kreuzte; und bot dem Kapitän Cook, der das englische Schiff La Sybille kommandierte, sich als Freiwilliger an, als er gegen selbige segeln sollte; hier begünstigte ihn das Glück, bald begegneten sie der La Forte und nahmen sie nach einem verzweifelten und äusserst blutigen Nachtgefecht. Bald darauf ward Tuckey zum kommandirenden Lieutenant auf dem Suffolk ernannt, und in weniger Zeit zum ersten Lieutenant auf der Fox Fregatte, auf welcher er eine sehr gefährliche und mühsame Expedition in das rothe Meer mitmachte, um die Franzosen, welche eben damals in Egypten waren, zu beobachten. Als er eben auf dem Punkt stand, ein Schiff zum Kommando zu erhalten, mußte er wegen Kränklichkeit Indien verlassen, und kehrte in der Brigg, Star, mit Admiralsdepeschen nach England zurück. Kurz nach seiner Ankunft ward der Friede geschlossen, und er ward auf halbem Sold gesetzt. Erst im Jahr 1813 ward er vom Lord Melville, der seine Verdienste zu schätzen wußte, zum ersten Lieutenant des Kalkutta, einer Fregatte von 50 Kanonen ernannt, und mit einem Transport Missethätern nach Neusüdwallis geschickt, wo er sich nach Vollendung seines Auftrags mit Aufnahme der Küste und Sondirung der Landungsplätze beschäftigte. Bei seiner Rückkehr ward er sogleich wieder nach St. Helena gesandt, um einigen Ostindienfahrern das Geleit heimwärts zu geben; dies war im September 1805. Auf dieser Expedition begegnete er in der Nähe des Kap Clear der französischen Rochefort-Esquadron; trotz der großen Ueberlegenheit des Feindes bot er demselben einen so verzweifelten und geschickten Widerstand dar, daß die Ostindienfahrer und Südsee-Wallfischfangsschiffe Zeit gewannen, glücklich zu entwischen; die Fregatte Calcutta aber ward übermannt und gefangen nach Rochelle geführt, von wo die sämmtliche Mannschaft und auch Kapitän Tuckey nach Verdun gebracht wurden, wo er bis zur Entthronung Napoleons in einer elenden Gefangenschaft lebte. Bei seiner Rückkehr nach England ward er zum Befehlshaber erhoben und sein erster Auftrag war die unglückliche Congo-Expedition, auf welcher es ihm bestimmt war, sein Leben zu verlieren. Kapitän Tuckey heurathete in Frankreich eine englische Dame, welche er als Mutter von vier Kindern hinterlassen hat, deren ältestes zehn Jahr alt, das jüngste erst nach seiner Abreise nach Afrika geboren ist. Wenige Menschen haben mehr mit Unglück zu kämpfen gehabt, als Kapitän Tuckey; seine Gesundheit zwang ihn, Indien zu verlassen, eben als er Beförderung erwarten durfte, und seine unglückliche lange Gefangenschaft in Frankreich zerstöhrte alle seine Aussichten. Während dieser Gefangenschaft zu Verdun schrieb er das so eben erst erschienene Werk: Maritime geography in drei Oktavbänden, welches ohne Zweifel das vollständigste und beste Werk über

Digitized by Google

diesen wichtigen Gegenstand ist. Wäre die Congo-Expedition gelungen, so wäre sein Glück gemacht und ihm eine angemessene Belohnung und Beförderung gewiß gewesen, allein auch diese letzte Aussicht vereitelte das Geschick, welches ihn bis zu seinem letzten Unternehmen verfolgte und durch seinen frühzeitigen Tod alle Aussichten zerstörte, welche sein Vaterland von seinen unermüdeten Forschungen zu erwarten berechtigt war.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Kämpfers Handschrift.

Von den schätzbaren Kämpferischen Handschriften, welche zum großen Theile noch ganz unbenutzt und unbekannt, in der Handschriften Sammlung des britischen Museum zu London, liegen, hat so eben Hr. Antonin Schlichtegroll, Bibliothekar des Museums, den Theil, welcher die russische Reise enthält, aus dem sehr unleserlichen Original abgeschrieben und bearbeitet. In einem folgenden Hefte der Ueberlieferungen werden wir von diesem Tagebuche des größten deutschen Reisenden des siebenzehnten Jahrhunderts, einige Auszüge und Nachrichten über seine noch vorhandenen Handschriften geben können. Kämpfer's persische Reise, von welcher das Tagebuch noch vorhanden, ist noch ganz unbekannt, und dennoch darf man mit Zuversicht voraussetzen, daß sie, trotz der neuern Nachrichten, welche man bis jetzt von diesen Weltgegenden erhalten hat, viele schätzbare und wichtige Data enthalten.

London im März 1817.

Aus Rußland.

Die Umgebungen von Kasan. — Das Klima. — Das Kloster Siantow und Aschtjak. — Die Schluchten des Steppenlandes. — Die Hochschule. — Die Zahl der Studierenden.

Für Deutsche ist in Kasan, an Asiens Gränzen, das Leben allerdings im Anfang und vielleicht auch in der Fortdauer, nicht ganz behaglich. Denn Unkunde der Landessprache beschränkt den Umgang auf wenige Familien. Die Eingebornen behalten immer gegen die Fremden stille Abneigung, die sich jedoch bei Anlässen stark äussert. Die Gesellschaftssprache des Adels, zu dem auch die hiesigen Professoren gezählt werden, ist freilich französisch. Allein plötzlich fängt jemand an, russisch zu sprechen, weil er vielleicht nicht französisch versteht; der größte Theil der Anwesenden folgt ihm nach, und — die Deutschen sitzen vereinsamt.

Das Klima wird hier allgemein für ungesund gehalten. Fast alle Fremden, ohne Ausnahme, werden vom Sumpffieber befallen, und es hält schwer, davon loszukommen. Ein Ried, das jährlich von der Wolga überschwemmt wird, fünf Viertelstunden breit, etwa zwei Stunden lang; ein Paar Seen; einige Teiche und Altwasser längs der Kasanka hinauf; Sümpfe und

Digitized by Google

Moorland rings umher; noch mehr aber der Mangel an Straßenpflaster in der weitläuftigen Stadt von beinah 3000 Häusern, wo jede Gasse beim Regen zur Pfütze wird und man fast bis an die Knie im Unrath waten muß; die üble Gewohnheit, alles Aas und allen Unflath auf die Gasse zu werfen; ja selbst die ausgespülten Löcher der Straßen mit Dünger auszufüllen u. s. w., dies alles macht den Dunstkreis äußerst ungesund.

Ich habe den ersten Zoll schon in einem Fieber an das Klima entrichtet, ohne vor Rückfällen gesichert zu sein. Der rothe Wein, der mich stärken sollte, that mir dabei schlechte Dienste. Eine kleine Flasche, kaum ein Viertelmaas haltend, kostet zwei Rubel, und auch der beste ist mit Branntewein gemischt.

Im Winter, der gesünder als der Sommer ist, steigt die Kälte oft bis 32 und 33 Grad Reaumur, so daß das Quecksilber vereist wird. Doch ist dieser letzte Winter ungemein gelind gewesen. Bei der strengen Kälte ist die Athmosphäre gewöhnlich ruhig, wie stockend; mir schien sie in diesem Zustand immer nach Ammoniak zu riechen.

An angenehmen Spaziergängen fehlts bei Kasan sehr. Die Gegenden sind ohne Abwechselung, oft unsicher. Gegen Westen liegen in der Entfernung von etwa drei-Viertelstunden das Kloster Ischizah mit seinen Wäldchen und schattigen Hügeln; links am Ufer das Kloster Silantew auf einer einsamen Höhe mit stattlichen Ulmen umgeben. Aber um zu einem, wie zum andern zu gelangen, muß man über Moorgrund wandern, was besonders gegen Ischizah sehr oft unmöglich, immer ungesund ist. Gegen Norden streckt sich das tiefere Kasankathal hin, von niedrigen Weidengebüschen, Sümpfen und Moorgründen bedeckt.

Gegen Ost-Nordost, Ost und Südost erhebt sich ein höheres Steppengelände, oben fast ganz abgeflächt, von vielen tiefen Schluchten durchschnitten, an manchen Orten mit Birkenwald, an andern mit niedrigem Eichengestrüpp und verschiedenen Gesträuchen überdeckt; zunächst an der Stadt mit überaus vielen Ziegelscheunen überbaut. Nirgends sieht man da einen Stein, nirgends eine Quelle; wie in Paraguay ist Alles Thonland, Alles dürre Ebene. Der Regen wird zum Theil begierig von diesem dürftigen Lande eingesogen; zum Theil, wenn er zu schnell sich ergießt, stürzt er in die grausigen Schluchten, die er sich längst in dies zerfallende Lehmland gegraben hat, und fast täglich weiter gräbt. Wer dieser Schluchten unkundig ist, kann weit irre laufen, eh er einen Ausweg findet; und das Hinabsteigen an den gebrechlichen, steilen Wänden, ist manchmal gefährlich, wenigstens beschwerlich. Solche Schluchten, meistens tiefer als ein hohes Haus, ziehen sich in mancherlei Schlingungen und Verästelungen, zwei bis drei Viertelstunden weit in Felder und Wälder hinein.

Ein solches zerschnittenes Thongelände, zunächst an der Stadt, gegen Ost-Nordost, auf sonderbare Weise zerklüftet, gegen Nordwest sich ausmündend, und in die tiefern Thäler der Kalanka verlaufend, mit Birkenwald bewachsen, Waldwiesen wie Inseln, Halbinseln und Landzungen bildend, wo man gegen den Wind Schutz findet, heißt hier die kleine Schweiz. Denn nach den Begriffen der hiesigen Einwohner ähnelt dies unebene Land der Schweiz. An

Digitized by Google

den Abhängen der Schluchten wachſen Erdbeeren, Blumen, Himbeeren u. ſ. w. In der That beut dieſe Gegend die einzige Annehmlichkeit ländlichen Genuſſes dar. Dahin wandern an Feiertagen und allen Abenden viele Familien, nehmen Geſchirr mit, um Kaffee zu kochen und erluſtigen ſich im Grünen.

Auch in Südoſt befindet ſich in der Entfernung von anderthalb Stunden eine angenehme Gegend beim Schloſſe des Erzbiſchofs. Der Weg führt über eine niedrige Ebene am grünen Abhange des Steppenlandes, das zum Theil mit Gebüſchen bewachſen iſt, nicht unangenehm zu dieſem weit ſichtbaren mit hohen Ulmen und Eichen umwachſenen Wohnſitz. Unten am Fuß der Höhe brettet ſich der See aus, neben dem von hohen alten Weidenbäumen beſchattet, Fiſchteiche liegen, mit kleinen grauen Wohnungen einiger Diener der Geiſtlichkeit. Auch dorthin wallt manche Parthie, um einige Landluft zu genießen.

Manchmal verſuchte ich auch einen Luſtwandel um die beiden Seen bei Kaſan, die durch einen Kanal zuſammenhängen; aber noch nie gelang es mir, ohne in dem Wäldchen, durch welches auf dem Rückweg im Süden der Weg führt, von unfreundlichen Kerlen begegnet zu ſein, die den Fremden ſogleich erkennen, und in ſolcher Einſamkeit nie ohne ſonderbare Blicke, und ohne ſtehen zu bleiben, dahin ziehen laſſen.

Was den wiſſenſchaftlichen Verkehr betrifft, hat man hier einige deutſche und franzöſiſche Zeitſchriften: Gilberts Annalen der Phyſik, die geographiſchen Ephemeriden, das Morgenblatt, die Leipziger und Jenaer Literaturzeitungen u. ſ. w. früh und regelmäßig genug. Allein wer an dieſen Grenzen Aſiens ein Buch will, das nicht gerade ein Petersburger Buchhändler vorräthig hat, kann über ein Jahr lang warten, ehe er es erhält. Und dann macht es die lange Reiſe ziemlich theuer.

Die hieſige Hochſchule hat mehrere treffliche und gelehrte Männer. Die Zahl der Schüler ſtieg im Jahr 1816 auf 117, ſammt 82 ſolchen, die zur geiſtlichen Akademie gehören. Im Ganzen alſo waren 199 Schüler, was für dieſe Gegenden nicht wenig iſt. — —

Kaſan, den 28. Januar 1817.

Aus Deutſchland.

Ein Nachtrag zu den Bemerkungen über den deutſchen Bundestag.

— Das Bruchſtück über den deutſchen Bund im zweiten Januar-Heft der Ueberlieferungen iſt, wenn man auch über Einzelnes anders denkt, doch in ſeiner Kürze ſo geiſt- und gehaltreich, daß jeder, der die menſchlichen Dinge in ihrer Tiefe zu faſſen ſucht, ſeine Anſicht gern hier anknüpfen wird.

Daß man vom Bundestage einerſeits allzuviel erwarte, dieſe Bemerkung iſt gerecht; ſowohl aus dem angeführten Grunde, oder wegen der Maſſe des zu Entwirrenden, (was jedoch endlich nur Friſt fordert) als noch mehr um deswillen, weil gewiſſe Schranken verfaſſungsmäßig beſtehen, oder doch zu beſtehen ſchienen und ſcheinen, andere wenigſtens in der Eile nicht zu beſeitigen ſind, und nur die Zeit und Beharrlichkeit das Gleichgewicht unter den ſtreitenden Beſtrebungen allmählig herbeiführen kann.

Digitized by Google

Sehr wichtig scheint jedoch, es lieber mit denen zu halten, die zuviel, als denen, die zuwenig erwarten. Die eigentliche Grundlage aller jetzt zu hegenden Erwartungen ist doch wohl das Vertrauen: daß das verhängnißvolle europäische Intermezzo, oder doch wohl richtiger das Extrem alter Politik von 1800 bis 1815, in der Denk- und Sinnesart der Größern wie der Kleinern, einen Abschnitt gemacht habe. Wollte man dieses Vertrauen freiwillig auf einer zu geringen Stufe halten, so würde man, Alles wohl erwogen, sich selbst mit beizumessen haben, wenn es allmählig so würde, wie man es ausgesprochen.

Wenn es daher auch in dem erwähnten Bruchstück heißt: daß Oesterreich den Stützpunkt seiner Politik ausser dem Bunde habe, so wollen wir immer daran erinnern, daß im Eingange der Bundesakte „die Ueberzeugung von den Vortheilen“ ausgedrückt worden, welche „aus fester und dauerhafter Verbindung der souverainen Fürsten und Städte Deutschlands für dessen Sicherheit und Unabhängigkeit, und für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas hervorgehen werden.“ Es soll in Zukunft eine Politik der Ruhe und des Gleichgewichts geben; denn lange gab es eine des Gleichgewichts und der Unruhe: Und jene soll gerade in dem deutschen Bunde, d. i. in dem gesicherten und gekräftigten Herzen Europas eine festere Basis gewinnen, als sie je besessen hat, und in irgend anderer Art ihr auszuwirken stand. Ein ruhiger Pulsschlag europäischen Lebens soll künftig von hier ausgehen, so wahr Deutschland das Herz ist; und jene europäischen Kriegsfieber, deren höchsten Gewinn Napoleon errungen und eingebüßt hat, sollen, wo möglich für immer erloschen sein.

Wohl uns, daß nicht der mindeste Anlaß sich zeigt, daß man die genannte Macht an das mit ausgesprochene Wort erinnert. Und warum sollte auch selbst das große, das herrliche Oesterreich nicht da einen Stützpunkt haben, wo die Kraft von dreißig Millionen Menschen im Mittelpunkt Europens vereinigt werden soll?

Ueberhaupt dürfte derjenige, (ihr wackrer Korrespondent ist ein solcher wahrlich nicht) sich auf das Gepräge edler und reiner Absicht wenig verstehen, der dasselbe bei Allem, was hier seit Eröffnung des Bundestages bis auf diesen Augenblick verhandelt und geäussert worden, nicht ganz vorzüglich gerade in der Aeusserung- und Handlungsweise der beiden großen deutschen Mächte zu erkennen verstände. Gerade so, wie es der Macht geziemt, (welcher überall Halbheit und Zögerung oder leises horchendes Auftreten am wenigsten anständig ist) ist von ihrer Seite jedes Wort und jeder Schritt gerade und unzweideutig zum Ziele gerichtet gewesen. Und was vom Anschein verschiedenartiger Strebung hier Statt fand, hat sich allein auf einem gewissen mittlern Stande der Macht gezeigt. Immer sei aber auch dieses nur ein Anschein genannt; und wie könnte auch die Hoffnung trügen, daß von allen Seiten allmälig das dauernde eigene Interesse richtig verstanden, und die einmal entschiedene neue Lage nun auch von jetzt an, nur in und nicht ausser dem Ganzen Deutschlands werde begriffen werden wollen.

Sehr wahr erinnert zwar ihr Korrespondent an einen Grundvertrag, der selbst nur dadurch entstehen konnte, daß er nicht Schwierigkeiten löste, sondern ihnen auswich. Eben so wahr (die Erfahrung hat solches bis auf diesen Augenblick bestätigt) läßt sich aber auch von demselben Vertrage sagen: Es sei in denselben ein Keim gelegt, der die Kraft habe zu leben und zu sprossen; und den Niemand aus dem Boden des Vaterlandes wieder zu nehmen vermöge.

Und so lassen Sie mich denn mit demselben: Permitte divis cetera in einem Sinne schließen, über welchen ich mich, bei aller Länge meiner Randglosse, mit Ihrem Korrespondenten doch wahrscheinlich ohne Schwierigkeit vereinigen würde.

Frankfurt am Main, März 1817. H.

Digitized by Google

Nro. 10.

Berlin und der preußische Staat.

Vierter Brief.

Das Schauspiel. Verartung des Geschmacks durch die Universaldramatiker. Nachtheilige Wirkung davon auf die Kunst des Schauspielers. — Devrient. — Die Oper und das Ballet.

Erst seit sechszig bis siebenzig Jahren hat Deutschland eigentlich ein Theater aufzuweisen, und in diesem Zeitraum hat sich dasselbe auf eine Art ausgebildet, daß es wohl schon längst eine recht deutsche, nationale Bühne hätte besitzen können. Mit dem Aufkeimen und dem Fortschreiten des deutschen Theaters entwickelten sich Dichter wie Lessing, Leisewitz, Bretzner, Babo u. s. w., und Schauspieler wie Eckhof, Schröder, Brockmann, Minna Brandes u. s. w. Diesen folgten auf dem Fuße Göthe, Schiller, Kotzebue, Iffland u. s. w. als Dichter, und Fleli, Iffland, Opitz, Bethmann als Schauspieler, welche vereint die theatralische Kunst in Deutschland auf eine hohe Stufe emporhoben. Deutschland begann gleich Frankreich, England und Italien ein Theater im eigenthümlichen Geist des Volks zu haben.

Aber anders ist es gekommen. Der deutsche Genius, der in allen Zweigen des Wissens nach Universalität strebt, hat es gleichsam von sich gewiesen, so etwas Nationales zu bilden. Die Kraft, mit der Schiller, Göthe, Kotzebue, Iffland, dem deutschen Theater ein eigenthümliches Siegel aufdrückten, ward vom Geist der Ausländerei verdrängt, der sich in der deutschen Literatur seit einem viertel Jahrhundert mit Riesenschritten entwickelt.

Es entstand eine Schule, welche in dem Vorsatze, die Formen des Auslandes auf deutschen Boden zu verpflanzen, den deutschen Geschmack zu vervollkommnen glaubte. Frankreich und England gaben den Anhängern dieser Ansicht nicht Stoff genug dazu; er ward von den Griechen, Römern, Italiänern und Spaniern hergeholt. Es erschienen Don Alartos, Lakrimas, die Braut von Messina, die natürliche Tochter u. s. w.

Die Stimmen dieser neuen Dramatiker bildeten sich zu wahren Stentorstimmen aus. Man verschrie unausgesetzt die deutsche Natur, welche in der theatralischen Darstellung durch die deutschen Dichter geltend geworden war. Die Sprache der Wirklichkeit, die Verhältnisse der Familie und die Ereignisse der guten deutschen Zeit, durch welchen unsere Dichter früher wunderbare Eindrücke zu machen wußten, kamen ausser Ehren. Karakterzeichnung hieß fortan Grille, Natursprache Kunstümperei, Familienverhältniß Gemeinheit. Alle dramatische Herrlichkeit ward

Digitized by Google

berechnet nach den Versen, Stanzen oder Assonanzen, welche unsere Universaldramatiker mit ungemeiner Fruchtbarkeit zur Welt brachten.

Da kam es endlich dahin, daß es allgemein ausgesprochen ward, Lessing, Babo, Schiller, Kotzebue und Iffland wären schlechte Bühnendichter, und das Verkehren ihrer Geistesprodukte auf der Bühne ein Zeugniß der Erbärmlichkeit bisherigen Geschmacks. Der Stab war nun über das ächt deutsche Drama gebrochen. Man konnte es freilich nicht ganz verdrängen, indeß nahm die Wärme des Dichters und des Publikums und endlich der Theaterdirektion für das Ritterschauspiel und Familiengemälde u. s. w. ab, und es trat statt dessen ein Umhertappen nach einem dramatischen Urbild ein, über das sich noch keiner bisher zu verständigen wußte.

Es war um diese Zeit, als Iffland an der Spitze der Berliner Theaterdirektion stand. Iffland, der gutmüthige Mensch, der nur den Frieden liebte und sich in jedes Verhältniß, in jede Meinung und Ansicht, selbst wider seine Neigung, hineinfügte, der sehr geringen Werth auf seinen innern Karakter setzte, und Alles für die Behauptung seines äussern Karakters aufopferte, Iffland sah sich genöthigt, oder fand es klug, der neuen Richtung nicht laut zu widerstehen. Er wankte, zögerte, schauderte bei jedem Schritt, den er that, denn es galt seinen Einfluß als Dichter und die Ansichten, die er von seiner mimischen Kunst geltend gemacht. Indeß er näherte sich doch immer mehr der neuen Mode, und so begann während seiner Direktion auch auf der Berliner Bühne eine Art von Universalität in den Darstellungen gäng und gäbe zu werden, welche die Bühne gleichsam zu einem Belustigungspanorama herabwürdigte oder sie als eine Vorrichtung geltend machte, um Experimente an der Schau- und Belustigungsbegierde der Deutschen zu machen.

Bei dieser Wendung, welche die theatralische Darstellung erhielt, war es ganz natürlich, daß die Dichter sowohl als die Schauspieler auch eine andere Richtung nahmen. Die Ansicht, welche Schiller, Kotzebue und Iffland durch ihr Talent geltend gemacht, ward den Dichtern verrückt. Sie erkrankten alle an der Universalität der Schlegel, Tieck, Giesebrecht, und wie die berühmten Namen ferner sein mögen. Mit Verrückung der Ansicht von deutscher theatralischer Darstellung, in welcher sich die Schauspieler-Talente eines Fleck, einer Bethmann und anderer hochverdienter Künstler so herrlich entwickelt hatten, verschwand Haltung und Stützpunkt. Iffland, hätte er nicht der neuen Schule den Hof machen wollen, würde dies Unwesen haben verhüten können. Er that es nicht. Man verlor sich in neue Darstellungsversuche, und künstelte und verkünstelte, und entfernte sich immer mehr von der Natur, weil man Höheres als sie, suchte.

Es fällt dem Zuschauer dies ganz deutlich in die Augen, wenn er die Mitglieder der Berliner Bühne, die noch von der alten Schule vorhanden sind, z. B. einen Beschort, Mattausch, Kaselitz, eine Fleck, Eunike neben dem Wolffschen Künstlerpaar, Rebenstein

Digitized by Google

u. ſ. w. auf der Bühne beobachtet. Auch dieſe Künſtler ſind alle brav, allein man merkts, daß jene mehr der freien Natur angehören, dieſe mehr dem Zwange der Schulweisheit unterthan ſind.

Seitdem ein Beſchort, Unzelmann, eine Fleck u. ſ. m. aus der Blüthe ihrer Kraft hinaustreten, kann man eben nicht behaupten, daß die Berliner Bühne mit wichtigen Künſtlern bereichert worden, oder daß wir Hoffnung haben, ſie erſetzt zu ſehen. Der bedeutendſte Gewinn iſt der Berliner Bühne in Devrient geworden. Dieſer ausgezeichnete Schauſpieler giebt uns neuerdings den Beweis, daß zwar das Genie einzig und allein den großen Schauſpieler aufſtellt, allein daß dieſem zugleich die Grenze gezeigt werden muß, die ihm die Natur geſtellt.

Bei den meiſten Schauſpielern giebt das Publikum ſchon dieſe Gränze an. Ausgezeichnete Schauſpieler glauben aber dem Publikum imponiren und in allen Rollen gleich groß ſein zu können. Selbſt Fleck, ob er gleich ſeltne Gabe beſaß, verrieth auch in dieſer Hinſicht ſeine Schwäche. Denn er, der wie ein wahrer Proteus im Tragiſchen wie im Komiſchen ſtets an ſeiner Stelle war, glaubte ſich auch zum Sänger zu eignen. Er wollte einſt das Publikum überraſchen und übernahm in einer Oper — ich glaube, es war in Romeo und Julie — eine Singparthie. Nur das laute Gelächter der Zuſchauer konnte ihn auf andere Meinung von ſich bringen.

Iffland, der bei weitem nicht ſo reiche Künſtlergaben wie Fleck beſaß, hatte aber doch keine geringe Meinung von denſelben. Er deſſen Stärke vorzüglich in Darſtellung gutmüthiger und komiſcher Alten beſtand, wollte es Fleck im Wallenſtein, Lear, Karl Moor u. ſ. w. nachthun. Wie weit es ihm gelang, hierüber iſt nur eine Stimme. Indeß ging er noch weiter. Er, der vierzigjährige wohlbeleibte Mann, erſchien den Berlinern als Pygmalion. Nur erſt dann entſchloß er ſich, dieſe Rolle abzugeben, als der Griffel eines witzigen Künſtlers ſein Bild im Pygmalions-Koſtüm darſtellte, und darunter Pygmalion als Iffland ſetzte.

Devrient iſt der jetzige Roſcius der Berliner Bühne, und der Liebling ſeines Publikums. Er verdient es zu ſein, denn er iſt ein ausgezeichneter Schauſpieler, aber keiner von künſtleriſcher Allvermögenheit. Er iſt, ſtreng genommen, noch einſeitiger als Iffland. Fürs hohe Tragiſche iſt er nur kärglich von der Natur ausgeſtattet. Man bemerkt in der Darſtellung, daß er das Ideal im Gemüthe trägt. Aber es iſt ein Kampf zwiſchen dieſem und ſeinem Aeuſſern: Stimme und Muskelkraft fehlen ihm. Die tragiſche Haltung und Drapperie weiß er zu handhaben, allein das giebt noch nicht den tragiſchen Schauſpieler, höchſtens eine Abſchattung von ihm.

Im Familiengemälde, wo das gutmüthige Alter einen ſo ausgebreiteten Spielraum hat, und in welchem Iffland ſo vorzüglich hervorragte, und im Luſtſpiel, wo das Alter von ſeiner komiſchen Seite ſich zu zeigen hat, und Iffland auch an ſeiner Stelle war, haben wir an Devrient ebenfalls noch nichts Auſſerordentliches abſehen können. Er iſt zu lebhaft, zu feurig, verräth zu viel Lebenskraft, und wenn er ſie zu unterdrücken ſucht, wird er zu ſteif.

Digitized by Google

Eigentlich groß, genial, und über Fleck und Iffland zu ſetzen, iſt Devrient im Fach der Luſtigmacher. Hier kommt ihm ſeine körperliche Gewandheit und die Gabe, ſein Sprachorgan ins Unendliche zu ändern, ſehr zu Hülfe. Wer ihn als Wildfang, Gauner, als Geck ſieht, findet ihn in ſeinem ihm von der Natur angewieſenen Kreiſe, und mit Recht bewundert ihn das Publikum jetzt unermüdet in den Drillingen als Ferdinand, in Kotzebues: Der gerade Weg iſt der letzte, als Kandidat Krumm, und in den beiden Philiberts als Couſin Poſterau. Verſucht er es in anderer Geſtalt ſich zu zeigen, ſo wird man zwar oft den geiſtreichen Künſtler nicht verkennen, aber nicht das finden, was er leiſten ſoll, weil ihm die Natur die äuſſeren Mittel dazu verſagt.

Den Berliner Univerſaldramatikern und Kritikern, die in Weimar die Pflanzſchule ihrer Anſichten begründet ſehen, iſt es durch ihren Einfluß auf die Theaterdirektion gelungen, daß dieſe für die Berliner Bühne die Wolfs von Weimar an ſich zogen. Das war großer Triumph für die Kunſt in Berlin, um ein Muſter zu ſehen, welches ſich unter den Augen des erſten plaſtiſchen Dichters Göthe, gebildet hatte. Das Künſtlerpaar trat auf. Die Berliner drängten ſich, die neuen Geſtalten zu ſehen und die weimariſche Manier, von der man ſo viel Worte gemacht hatte, ins Auge zu faſſen. Indeß war die Wirkung gar mäßig. Das weimariſche Künſtlerpaar ſteht in Reih und Glied des übrigen Theaterperſonals, nicht durch Genialität, ſondern durch Manier auffallend.

Die gegenwärtige Direktion der Berliner Bühne kann allerdings für dramatiſche und Schauſpielkunſt nicht mehr ſo viel, als die vorige leiſten, weil ihr die Mittel dazu fehlen. Sie behält daher blos die theatraliſche Darſtellung im Auge, und hier leiſtet ſie das Vorzügliche. Wenn Berlin nicht ſo viele Schauſpielhäuſer, als London, Paris und Wien aufzuweiſen hat, ſo hat die Direktion dafür geſorgt, daß in dem einen Theater alle Mittel, welche die theatraliſche Kunſt erforderlich macht, niedergelegt ſind, um vollkommene Darſtellungen zu geben; ſo daß dasjenige, was in Berlin auf die Bühne gebracht, gewiß nirgends in Hinſicht der äußern Würde der Kunſt, ſo vollkommen geſehen werden dürfte. Keineswegs kann hierbei berückſichtigt werden, ob das, was dargeſtellt wird, in dramatiſcher Hinſicht vollkommen iſt, oder ob es in der Art, wie es geſpielt wird, den höhern Anſichten der Mimik entſpricht. Denn welche Verſchiedenheit herrſcht in Deutſchland nicht in Betreff der Anſicht von dramatiſcher und mimiſcher Kunſt?

Es mag Beſtimmung des Deutſchen ſein, in ſeinem Kunſtkreiſe die Gemüthlichkeit der alten und neuen Völker in ihren Kunſtwerken zu erhalten, allein keineswegs kann er ſich berufen fühlen, ſie in ihrem ganzen Umfange aufzuſtellen und die Deutſchheit ſelbſt zu verdrängen. Mögen wir in unſerer dramatiſchen Kunſt die Griechen, Römer, Franzoſen, Engländer, Italiäner und Spanier im Auge behalten und uns vorſtellen, allein nie ſollten wir es auf Koſten

Digitized by Google

unſerer Eigenthümlichkeit thun. Und finden wir dieſe nicht aufgegeben, wenn wir gerade den Gang erwägen, den die Dramatik und Mimik in neuere Zeit genommen?

Alles aber hat ſeine Zeit; das Pochen und Schreien der Anhänger unſerer Univerſaldramatiker fing auch endlich an, die erſte Kraft zu verlieren, und man erlaubt es ſich allmählig, hin und wieder den alten Weg einzuſchlagen. In dieſem Zuſtand befand ſich der Theatergeſchmack, als Iffland dahinzog und dem Grafen von Brühl die Intendantur des Theaterweſens zu Theil ward.

Graf Brühl iſt kein Mann für dieſes Fach, wie Iffland es war. Er hat nicht die Prätenſion, und man macht ſie auch nicht an ihm, den Theatergeſchmack zu leiten, ſondern ihn bloß nach der Einſicht der Kunſtverſtändigen anzugeben, welche eine ſogenannte ihm untergeordnete Direktion bilden, die über die Wahl der Stücke, die Beſetzung der Rollen, die Anordnung der Koſtüms u. ſ. w. im Einverſtändniß mit ihm entſcheidet.

Von Einſeitigkeit kann nicht mehr die Rede ſein. Vielmehr ſcheint die Berliner Direktion ſich dahin zu neigen, den Theatergeſchmack der frühern Zeit zu berückſichtigen. Ganz kann ſie ihm nicht genügen, denn es fehlen ihr die Mittel dazu. An Zierlichkeit in Dekoration, Koſtüm u. ſ. w. mangelt es in Berlin nicht, aber an Schauſpielern im hohen, vollen Sinne des Worts. Denn dieſe ſind es doch nur, die ein dramatiſches Werk heben und erhalten können. Nie würde z. B. Schiller durch ſeine dramatiſchen Werke ſeinen Ruhm in Deutſchland in dem Grade errungen haben, wenn er nicht ein Fleckſches Paar, einen Iffland, eine Bethmann, Meyer und mehrere damals an der Berliner Bühne vorzüglich glänzende Talente zur Seite gehabt hätte. Schillers Dramen werden noch in Berlin gegeben, aber den Eindruck machen ſie nicht mehr, den ſie zurückgelaſſen bei denen, die ſie vormals darſtellen ſahen.

Noch deutlicher ſpringt dies hervor bei den Darſtellungen der Shakespearſchen Meiſterwerke. Sie wurden ſeit fünfzehn Jahren nach der Anſicht unſerer Univerſaldramatiker und Kritiker in den wörtlichen Ueberſetzungen von Schlegel, Tieck u. ſ. w. gegeben. Hier wollte man die Univerſalität der Individualität unterſchieben. Indeß man ſah keinen Hamlet, Makbet, Lear und Romeo, keine Ophelia, Desdemona, Julie u. ſ. w. in der glänzenden Vollkommenheit, wie ſie vormals dargeſtellt wurden, als dieſe Meiſterwerke nach Schröders oder Bürgers Bearbeitungen gegeben wurden. Oder wo ſehen wir jetzt in Berlin einen Odoardo, Marinelli, einen Fiesko, Otto von Wittelsbach und Johann von Schwaben u. ſ. w. in dem Glanze wie vormals, auf die Bühne kommen? Man wagt ſich kaum, ſie wieder aufzuführen. Die Kunſt der Schauſpieler ſelbſt iſt durch den falſchen Geſchmack der jüngern Kunſtkritiker verkrüppelt worden. Man begnügte ſich ſeitdem auf der Bühne mehr den Dichter als den Schauſpieler loben zu ſehen. Dieſer ſchlich in den Feſſeln der handlungsleeren Stücke, ſo gut es ging, einher, und mußte ſich mit gedrechſelten Stanzen und Verſen peinigen. Die wahre dramatiſche Kraft des Schauſpielers wird vom Wortgeklingel der neuern poetiſchen Mach-

Digitized by Google

werke erklickt. Jetzt hört man oft vom Schauspieler sagen: „er spricht schön“; sonst hieß es: „er spielt schön!“

Das Resultat von dem allen ist, daß wir das, was wir Schauspielkunst nennen, bei weitem nicht mehr zu Berlin in der alten Vollkommenheit ansichtig werden. Dieß liegt nicht an der Direktion, nicht an den Schauspielern, sondern in dem Einfluß, den vor einem Jahrzehend eine verdrehte Kunstansicht behauptete. Der Nachtheil würde gewiß lebhafter bemerkt werden, wenn die Berliner Direktion nicht einen reichlichen Vorrath von Opern hätte, auf welche Gattung die Universaldramatiker und Kritiker nie einen mächtigen Einfluß hatten, und zwar, weil sie darin nichts zu leisten verstanden, und vielleicht überzeugt waren, daß sie darin nach ihrer Ansicht nichts Besseres geben könnten.

Die Oper ist daher dasjenige, was in Berlin in größerer Vollkommenheit als die Tragödie und das Lustspiel gegeben wird. Hier sind alle Talente vereinigt, um etwas Vorzügliches leisten zu können. Die besten und kostbarsten Partituren werden herbeigeschafft; ein Orchester aus den größten Meistern zusammengesetzt, weiß sie mit genialer Kraft aufzufassen, ein treffliches Personal von Sängern und Tänzern trägt sie vor und stellt sie dar, und überraschende Maschinerie und Dekorationen helfen die Täuschung vollenden. Man wollte anfangs sagen, die Direktion thue für die Oper zu viel, für das Schauspiel zu wenig; sie setze dieses hintan. Das hatte sie nicht erst nöthig zu thun; es thut sich von selbst. Damit verliert sich auch die Lust der bessern Dichter für die Bühne, die keinen mehr begeistert. Die alten Trefflichen sind heimgegangen, oder ernst worden. Noch walten Kotzebue und Klingemann schwächlich. Die neuern Dichtererzeugnisse reichen bei weitem nicht hin, Leben in das Todte zu bringen, und die Kunstjünger der neuen Schule halten sich mit ihren Stücken keinen Monat auf dem Repertorium.

Die Berliner Theaterdirektion scheint den richtigen Grundsatz aufgefaßt zu haben, daß es in Hinsicht des dramatischen Werthes und der mimischen Darstellung eines Theaterprodukts der Kritik vorbehalten bleibe, zu entscheiden. Hierdurch verdirbt sie es mit keiner der Parteien, wie dieß vormals der Fall war, als Engel und nach ihm Iffland an der Spitze der Direktion standen. Eben wegen diesem in Betreff der Wahl der Stücke und der Schauspieler angenommenen Grundsatze ist nicht sie, sondern blos der Dichter und der Schauspieler der Kritik ausgesetzt. Allein mit dieser Kritik hat es bei weitem nicht mehr so viel zu bedeuten, als vormals. Dieselbe bildet jetzt nur einen Lückenbüßer in den Zeitungen, deren Verfasser sich mehrentheils als die ergebenen Diener der Publikums zu geberden wissen. Vor kurzer Zeit warf sich zwar einer der Universaldramatiker auf, in einem dramaturgischen Wochenblatt seine Ansichten kund zu thun. Allein das schnelle Verschwinden dieses Unternehmens hat dessen Verfasser wohl überzeugt, daß seine Schule und die Stimme seines Gottes nicht die Stimme des Berliner Publikums ist.

Was aber vorzüglich die Strenge gegen dramatische Kunstwerke und Schauspielertalente mildert, ist die Aufnahme, welche Musik und Tanz bei der Berliner Bühne gefunden. Bei

Digitized by Google

weitem hatte man vor langer Zeit, und ſogar noch, als Iffland die Leitung der Bühne führte, nicht ſo viel Sinn für Muſik und Tanz in Berlin gehabt, als ſeit einigen Jahren. Iffland ſelbſt war kein großer Mann in dieſem Zweige der Kunſt und lebte, wie alle große Männer, blos für die Kunſt, deren ſchönſte Zierde er war. Nur mit Mühe war er zu bewegen, auf Opern und Ballette bedeutende Auslagen zu machen, und es geſchah erſt in den letzten Jahren ſeiner Direktion, daß er dem Verlangen des Publikums nachzugeben ſich überwand. Noch nachdrücklicher ward er hierzu aufgefordert, als ihn die Direktion des ganzen Opernhauſes, das aus lauter Sängern, Tänzern und Virtuoſen beſtand, übertragen wurde, und er nun auch dieſe Künſtler zu beſchäftigen hatte.

Der Ruf, den die Meiſterwerke der Franzoſen im Fache der Oper und des Ballets, in ganz Europa damals errungen hatten, mußte auch bei den Berlinern den Wunſch aufregen, dieſe Meiſterwerke dargeſtellt zu ſehen, und ſo ward der daſigen Theaterdirektion die ſchwierige Aufgabe, dieſe Meiſterwerke nach Berlin zu verpflanzen; welche ſie auf eine ehrenvolle Art zu löſen verſtand. Iffland koſtete dieß viel Ueberwindung, denn er mogte wohl ahnen, daß bei der zunehmenden Vorliebe für Muſik und Tanz die Kunſt des Schauſpielers hintenangeſetzt werden dürfte, und darin hat er ſehr richtig geurtheilt.

Man kann leicht denken, daß ein Orcheſter, wo ein Weber, Gurlich, Ramberg und Seidel dirigiren, das unter ſeinen Mitgliedern Virtuoſen, wie Muſer, Börmann-Semmler, Schwerz u. ſ. w. zählt, allen Forderungen des ſchwierigſten Komponiſten zu genügen vermag und das für Muſik eingeübte Ohr des Publikums nie unbefriedigt entläßt.

Der Fortſchritt in der Kunſt, Muſik zu hören, iſt bei den Berlinern ſeit einem Jahrzehend auffallend. Die ſchwierigſten Kompoſitionen eines Bethhoven, Spontini, Maria von Weber, Cherubini, u. ſ. w., welche dem Ohr der Berliner vormals gleichgültig waren, werden jetzt mit hoher Aufmerkſamkeit angehört. Man iſt in Berlin unermüdet, ſchöne Muſik zu hören, und iſt nur dann befriedigt, wenn man ſie oft genug gehört, um ſie ganz zu faſſen. Man darf daraus nicht folgern, daß eine gründliche Kenntniß der theoretiſchen Prinzipien der Tonkunſt allgemein verbreitet wäre; ſondern muß es blos als das Reſultat der Fertigkeit betrachten, die das Ohr durch das öftere Hören ſchwieriger Muſik erlangt, und bei den kunſtreichſten Kompoſitionen gleichſam von einer dunkeln Ahnung von Ordnung, und einem dunkeln Gefühl, ſich die Schwierigkeiten beim öftern Anhören derſelben, aufzulöſen, ergriffen wird. So war es nicht vormals.

Mit der Empfänglichkeit für Inſtrumentalmuſik hat ſich die Liebe zur Vokalmuſik in hohem Grade bei den Berlinern entwickelt. Man zählt jetzt daſelbſt eine große Anzahl von Singdilettanten, die aus den verſchiedenen Singſchulen, die ſich nach dem von Faſch errichteten Singinſtitut hier gebildet, hervorzugehen Gelegenheit haben. Es kommt beinahe keine Geſellſchaft zuſammen, und findet kein Schmauß ſtatt, wo nicht dem Gott des Geſanges ein Opfer gebracht wird.

Digitized by Google

Man macht daher in Berlin keine geringe Förderung an den Schauſpieler, welcher zu ſeinem Geſange das Publikum einladen will. Die Theaterdirektion beſtrebt ſich, den Erwartungen deſſelben in dieſer Hinſicht zu genügen, und es ſtellt das Singperſonal unſerer Bühne ſehr ſeltne Talente auf. Die Sänger Fiſcher, Funke und Stämer, die Sängerinnen Auguſte Schmalz, Milder-Hauptmann und Schulz gewähren durch ihren Geſang den Berlinern ſehr genußreiche Abende. Von dieſen vorzüglichen Künſtlern, welche in den Opern größtentheils die Hauptpartheien beſetzen, ſind Fiſcher und die Milder ein Gegenſtand der Parteiung im Publikum.

Gewiß iſt Fiſcher eine der ſeltenſten Erſcheinungen für die darſtellende Kunſt. Man wird ſchwerlich einen Sänger auffinden, der mit einer ſo ſchönen ausgebildeten Stimme das Talent des Schauſpielers in ſolchem hohen Grade vereinigt, als er. Im Tragiſchen wie im Komiſchen iſt er gleich trefflich. Er iſt ſich dieſer ſeiner Kraft in hohem Grade bewußt, und dieß reißt ihn oft hin, der Darſtellung und Ausführung ſeiner Partheien größern Nachdruck zu geben, als wohl erforderlich iſt. Damit ſchadet er häufig dem Eindruck, den er zu machen wünſcht. Es artet nämlich ſein ſchöner Geſang ſehr oft in Ziererei aus, wenn er den Ausdruck von Gefühlen verfolgt, die eine Baßſtimme nur andeuten, aber nicht ausführen darf. Vorzüglich wird er oft dazu verleitet, wenn er in komiſchen Rollen, z. B. in der des Figaro, Johann v. Paris, des Kapellmeiſters und der Dorfſängerin ſein gewandtes Geberden- und Mienenſpiel überladet und dieß mit ſeinem Geſang zu unterſtützen beabſichtigt.

Ein Gegenſatz von Fiſcher iſt die Milder-Hauptmann. Dieſe Künſtlerin vereinigt mit ihrer ſchönen vollen Stimme einen imp'ſchen Körperbau. Ihre Darſtellungen als Medea, Iphigenia, Athalia gewähren dem Aug und dem Ohre den ſchönſten Genuß. Dieß iſt der Kreis, worin ſich ihre Talente mit vieler Klarheit bewegen. Indeß geht ihr wieder die Schule des Geſanges und das Talent des umſichtigen Schauſpielers ab. Was ſie iſt, hat ihr die Natur verliehen. Sie iſt Stimme und heroiſche Figur und im Vortrage der deklamatoriſchen Muſik dürfte ſie vielleicht einzig ſein.

Die Meinung über dieſe Künſtlerin iſt getheilt, denn da es allgemein heißt, daß ſie alle ihre Singpartheien durchs Gehör und durch Vorſpielen ſich eigen macht, aber ſie nicht vom Blatt oder durch Noten erlernt, ſo betrachten ſie die Kunſtſänger nicht als eine Künſtlerin, ſondern als eine Dilettantin, die ihren Vorrath von Kenntniß des Geſanges durch ihr angebornes Talent zu unterſtützen weiß. Die Naturaliſten hingegen ſehen ſie wieder über die Schmalz und Schulz, die ſie an Stimme übertrifft, aber denen ſie an Kunſtübung bei weitem nachſteht.

Ein fruchtbarer Zweig der Berliner theatraliſchen Darſtellungen iſt jetzt das Ballet. Bei allen Opern, wo es auf großen Effekt berechnet iſt, darf das Ballet nicht fehlen, und da der Monarch eine Unterhaltung an Balletvorſtellungen findet, ſo läßt ſich leicht denken, daß die Theaterdirektion alles anwendet, es zu vervollkommnen. Indeß kann man das Tanzperſonale nicht als ganz vorzüglich ausgeben. Die Berliner haben ſich neuerdings überzeugt, daß es bei

Digitized by Google

weitem noch nicht am Ziele der Vollkommenheit ſteht, nachdem mehrere franzöſiſche Tänzer ſeit dem wieder eingekehrten Frieden in kurzer Zeit die Proben ihres Talents abgelegt haben. Anatole Goſſelin und ſeine Gattin hatten vor kurzem die Berliner zur Bewunderung durch ihren Tanz hingeriſſen, und jetzt iſt es Antonin, der ſie durch ſeinen Tanz entzückt. Die Darſtellungen dieſer Künſtler haben die vorzüglichen Talente, die das hieſige Balletperſonale übrigens aufzuweiſen hat, ſehr verdunkelt, und es ſcheint das Urtheil daraus hervorgegangen zu ſein: daß dem Deutſchen das Tanztalent nicht in hohem Grade angeboren ſei. Sed haec non nostra est.

Berlin im März. D — r.

Englands Staatskunſt in Oſtindien
oder
Geſchichte und Urſachen des Krieges in Nepaul.

Beſchreibung des Landes Nepaul. — Beſchreibung von Terrain. — Des Krieges Veranlaſſung und glücklicher Ausgang für die Briten. — Bedenkliche Lage der Briten in Oſtindien, zu Anfang des Krieges. — Englands Vortheil aus dem Siege über Nepaul. — Bedrohungen von den wilden Horden der Pindarens. — Schilderung dieſes Volks.

In den wichtigſten, ich möchte ſagen, weltgeſchichtlichen Begebenheiten des gegenwärtigen Zeitalters gehören ohne Zweifel einerſeits die Unternehmungen Rußlands gegen Perſien, wodurch dieſe Macht den oſtindiſchen Beſitzungen der Engländer ſehr nahe kömmt; andererſeits die Abſichten Englands auf Erweiterung ſeiner Beſitzungen in Oſtindien nach Oſten zu, wodurch der britiſche Koter an die Grenzen Chinas rühren würde! — In dieſer letztern Rückſicht führten die Engländer den ſo eben rühmlich beendigten Krieg in Nepaul. Es iſt überflüſſig, der großen noch unzuberechnenden Folgen zu erwähnen, welche daraus entſtehen würden, wenn England in unmittelbares Berühren mit dem chineſiſchen Kaiſerthum kommen, und kraft der Waffen ihm gelingen ſollte, in jenes rieſenhafte unbekannte Reich vorzudringen. Der gegenwärtige Aufſatz iſt das Beſte und Erſchöpfendſte, was bis jetzt über dieſen großen Gegenſtand geſchrieben worden iſt. Der Verfaſſer, Oberſt Doyle, ein perſönlicher und genauer Freund des gegenwärtigen Oberbefehlshabers von Oſtindien, des Grafen von Moira, konnte beſſer denn irgend einer die Nachrichten mittheilen. Die allgemeinen Anſichten, welche er aus der Folge der Begebenheiten herleitet, beweiſen ſeine tiefen Kenntniſſe jener Gegenden, die er während der Zeit, die er dort ſeinem Vaterlande mit Ruhm diente, ſich eigen machte. Ich gebe deswegen ſeinen Brief ohne alle weſentliche Auslaſſung, und ſchmeichle mir, daß keiner der deutſchen Leſer ihn unbefriedigt aus der Hand legen wird.

London den 3. April 1817.

An den Grafen von B...

— — Sie haben mich wiederholt aufgefordert, Ihnen meine Anſichten über die neulichen Begebenheiten von Indien mitzutheilen, an welchen Sie, wie ich weiß, beſonders warmen Antheil nehmen. Sie mögten die wahren Urſachen des in jenen Gegenden beendigten Krieges,

Digitized by Google

und Wesen und Staatsverhältnisse des Volkes, mit welchem wir zu fechten hatten, näher kennen lernen. Mit Vergnügen will ich versuchen, Ihren Wünschen zu entsprechen. Ohne in Einzelnheiten einzugehen, werde ich Ihnen klare Ansichten des Entstehens, der Fortschritte und der Beendigung des kurzen aber blutigen Kampfes vorzulegen mich bestreben, und dann einen Blick auf die politische Lage werfen, in welcher sich die englische Regierung nach dem mit Nepaul geschlossenen Frieden befindet. Schlüßlich werden Sie mir erlauben, einige allgemeine Bemerkungen über den Zustand von Ostindien, und über die Erwartungen, zu welchen unsere politischen Verhältnisse in jenen Gegenden berechtigen, hinzuzufügen.

Die Kette der großen Himaleh-Berge, welche die Tatarey von Indien trennen, bildet die nördliche Grenze des nepauleſischen Reiches. Eine ähnliche Bergkette, welche beinahe parallel mit den Himaleh, in einer Entfernung von etwa hundert englischen Meilen läuft, unter dem Namen der Nepaul-Berge bekannt ist, kann als die südliche Grenze des Reiches angesehen werden, welches sich zwischen sechs und siebenhundert Meilen in der Länge erstreckt, von dem Gebiet des Bootan Rajah, welches der östlichste Punkt ist, bis zu den Ufern des Sutledge, nach Westen zu, welcher Fluß es von dem Völkerstamme der Sikhs trennt. — Das Land zwischen diesen beiden Bergketten ist größtentheils mit hohen und steilen Gebirgen bedeckt, deren dichte Wälder nur von tiefen Schluchten durchschnitten sind, welche die von dem Himaleh herunterkommenden Waldströme bilden, und durch welche sie sich in das ebene Land von Indien ergießen. Hier und da findet man einige wohlangebaute Thäler von verschiedener Größe und Ausdehnung, zu welchem der einzige Zugang durch enge Pässe führt. Die vorzüglichsten darunter sind die Thäler von Catmandoo und das eigentliche Nepaul-Thal. Von dem letzteren bekömmt das ganze Land seinen Namen. Im ersteren liegt die ansehnliche Stadt Catmandoo, welche für die Hauptstadt des ganzen Reichs gilt.

Vor noch nicht langer Zeit scheint diese ganze Berggegend unter mehrere kleine selbherrliche Fürsten vertheilt gewesen zu sein, unter denen die Rajahs von Nepaul und Catmandoo die mächtigsten waren. Im Jahr 1768 schloß der Erstere dieser Fürsten, aus Furcht vor den ehrgeizigen Absichten des Letztern, eine Verbindung mit dem Rajah von Gorkah, seinem Nachbar, welchen er bei einem Angriff des Rajah von Catmandoo auf sein Land, zu Hülfe rief. Der Rajah von Gorkah nahm diese Einladung gern an und mit Hülfe der nepauleſischen Truppen gelang es ihm, den Rajah von Catmandoo zu vertreiben. Allein darauf bezeigte der Sieger keine Lust, das Land, welches er befreit hatte, zu verlassen, sondern beschloß, es für sich selbst in Besitz zu nehmen. Er rottete das landesfürstliche Geschlecht aus, und befestigte dadurch das Haus Gorcah oder Goorkha auf dem Throne von Nepaul. Daher kömmt es, daß, wenn man von dem regierenden Geschlecht spricht, man es immer Goorkhas nennt, obgleich das Land, worüber sie herrschen, Nepaul heißt. Seit dem Jahr 1768 hat das Haus Goorkha durch eine Folge kräftiger Unternehmungen stets an Macht zugenommen und seine Besitzungen ausgedehnt. So hat es auch alle die vormals unabhängigen kleinen Fürsten unterjocht und ihre

Digitized by Google

Länder an ſich gezogen, und iſt dadurch zu einem großen Reich und einer bedeutenden furchtbaren Macht herangewachſen.

An dem Fuße der nepauleſiſchen Bergkette, und längs der Ausdehnung nach Hindoſtan zu, erſtreckt ſich ein ſchmaler Strich Landes, ungefähr im Durchſchnitt zwanzig Meilen breit, welchen man gewöhnlich mit zu Nepaul rechnet, und Terraie nennt. Derſelbe bildet eine Art von Rand längs der ganzen Linie unſerer Provinzen Bengalen, Bahar, Oude und Delhi, und geht bis zu dem Gebiet unſeres Freundes und Bundesgenoſſen Bezirs. Dieſer ſchmale Strich Landes hat uns mit den Goorkhas in Berührung gebracht, und war, wie man ſich leicht vorſtellen kann, der ewige Zankapfel bei allen Grenzſtreitigkeiten zwiſchen uns und jener Nation. Die Goorkhas haben, in der Abſicht ihre Beſitzungen im flachen Lande auszubreiten, ſchon ſeit mehreren Jahren ſich kleine Eingriffe in unſere Beſitzungen erlaubt. Anfangs waren die Neckereien ſo unbedeutend, daß man gar nicht darauf achtete. Allein durch dieſe Nachſicht kühner gemacht, nahmen die Goorkhas vor einiger Zeit auf einmal zwei und zwanzig Dörfer in Runnore, einem Theil der Provinz Bettiah. Ungeachtet aller Vorſtellungen von Seiten unſerer Regierung, wollten ſie den Beſitz derſelben nicht wieder aufgeben. Obgleich die Gewaltthätigkeit berechtigt haben würde, ſogleich zu den Waffen zu greifen, ließ man ſich doch gern gefallen, daß man den von den Goorkhas vorgegebenen rechtlichen Grund jener Beſitznahme, vor Ergreifung weiterer Maaßregeln, durch einen von beiden Seiten ernannten Ausſchuß unterſuchen ließ. Die Folge war, daß das Eigenthumsrecht der oſtindiſchen Geſellſchaft auf den beſtrittenen Landesſtrich ganz außer Zweifel geſetzt ward. Dennoch ſchützten die Goorkhas mancherlei vor, um die Räumung des Landes zu verſchieben, und die Streitigkeiten zu verlängern. Dies dauerte bis zu dem Jahr 1813, wo nach wiederholten Unterhandlungen der Rajah endlich vorſchlug, daß man eine neue Abordnung veranſtalten, und nach einer nachmaligen und genaueren Unterſuchung der früheren Verhandlungen, den Abgeordneten Vollmacht geben ſollte, die künftige Grenzlinie zwiſchen beiden Staaten, ohne weitere Anfrage zu beſtimmen. Die Bengaliſche Regierung nahm dieſen Vorſchlag an, und ſandte den Oberſtwachtmeiſter Bradshaw, mit den Vollmächtigen der Goorkhas zu handeln. Der Erfolg des Zuſammentritts beſtätigte vollkommen den der erſten Unterſuchung und kein Schein des Rechts zeigte ſich auf Seiten der Goorkhas. Als aber nun die erwartete Uebergabe des beſetzten Landſtrichs erfolgen ſollte, fand ſich, daß die Geſandten des Goorkha keine Vollmacht dazu hatten. Den darauf erfolgten Erinnerungen ward kein Gehör gegeben, ſondern im Gegentheil erhielt Bradshaw Befehl, ſich ſogleich über die Grenze zu entfernen. Unter dieſen Umſtänden erhielt eine Abſendung unſeres Kriegsvolks Auftrag, vorzurücken. Alsbald verließen die Goorkhas den ſtreitigen Landesſtrich und die Oberherrlichkeit der oſtindiſchen Geſellſchaft ward wiederum befeſtigt. Es ſchien, die Goorkhas hätten, ohne förmlich ihren vorgeblichen Rechtsanſprüchen zu entſagen, ſtillſchweigend in Wiederbeſitznahme von unſerer Seite eingewilligt.

Bald darauf machte die regneriſche Jahreszeit nothwendig, das Kriegsvolk wegen der in

Digitized by Google

dieſer Jahreszeit herrſchenden Fieber zurückzuziehen, und die Verwaltung des Bezirks wurde den bürgerlichen Behörden der Geſellſchaft daſelbſt übergeben. Kaum aber war die Beſatzung abgezogen, als ein Haufe der Goorkha-Krieger vorrückte, britiſche Verwaltungen oder Zannahs angriffen, mehrere unſerer Leute tödtete, und unter andern den oberſten Zannahdar oder Verwaltungsbeamten auf eine grauſame und kaltblütige Weiſe hinrichten ließ, welches, nachdem er ſeinen Poſten ſchon vollkommen übergeben hatte, unter den Augen und auf Befehl des Anführers der Krieger geſchah. Es war nun einleuchtend, daß es die Abſicht der Goorkhas war, die unrechtmäßig beſetzten Lande mit Gewalt der Waffen zu behaupten. In dieſer Lage der Dinge fand es Oberſtlandpfleger, Graf von Moira, gegenwärtiger Markgraf von Haſtings, geleitet von einem rühmlichen Beſtreben, Krieg zu vermeiden, für gut, eine ernſthafte und ſtarke Ermahnung an die Regierung von Goorkha ergehen zu laſſen. Er forderte Aufklärung der vorgefallenen Gewaltthätigkeit, Beſtrafung der Grauſamkeit des Befehlshabers von Goorkha, und Auslieferung der beſetzten Lande als Hauptbedingung der Fortdauer des guten Einverſtändniſſes. Alle dieſe Vorſtellungen wurden keiner Antwort gewürdigt, worauf alſo förmliche Kriegserklärung und Vorrückung des Heeres erfolgte.

Der Streit, in welchen wir auf dieſe Weiſe verwickelt wurden, gehörte zu den wichtigſten. Wir hatten offenbare Beleidigung empfangen, und unſere Beſitzungen waren durch einen der frechſten Eingriffe verletzt worden, wofür man uns Abbitte und Ehrenerklärung verweigerte. Die Grundlage aller unſerer Beſitzungen in Indien beſteht in der von unſerer Macht dort herrſchenden Meinung. Wäre es uns mißlungen oder nur halb gelungen, die von den Goorkhas empfangene Schmach zu beſtrafen, würde dies den verderblichſten Einfluß auf unſere Macht in andern Theilen von Hindoſtan gehabt haben. Es war daher nothwendig, den Krieg ſogleich mit dem feſten Entſchluſſe zu eröffnen, die Goorkhas gänzlich zu unterjochen, und einen Frieden zu erzwingen, der gegen alle fernern Einfälle von dieſer Seite ſicherte. Allein es war kein Krieg, den wir mit einer oder zwei Feldſchlachten endigen zu können hoffen durften. Wir hatten es mit einem neuen Feind zu thun, in einer Gebirgsgegend, wo uns die Natur tauſenderlei Hinderniſſe in den Weg ſtellte, und wo die Vortheile unſerer Waffengewandheit durch die Unmöglichkeit in großen und zuſammenhängenden Maſſen zu wirken, größtentheils verloren ging. Unter den vielfachen Aufgaben des Kriegs, iſt wohl keine ſchwerer zu löſen und zweifelhafter im Erfolg, und an keinen iſt die Erfahrung der beſten Feldherrn und der Muth der tapferſten Soldaten öfters geſcheitert, als an Eroberung eines Berglandes, vertheidigt von einem muthigen, kriegeriſchen und entſchloſſenen Volke.

Einen ſolchen Krieg ſchnell und entſcheidend zu beendigen, war die vom Lord Haſtings zu löſende Aufgabe und die Mittel, welche er ergriff, zeigten von ſeiner tiefen Einſicht. Sein Hauptaugenmerk ward, zuerſt in die Gebirge vorzudringen. Deshalb theilte er ſein Heer in vier Haufen. Der öſtliche beſtand aus dem Kriegsvolk von Dinapore, unter Oberſtfeldwachtmeiſter Marlay. Dieſer ſollte Catmandoo gegenüber in die Gebürge einfallen und gerade auf die

Digitized by Google

Hauptſtadt zu rücken. Weiter weſtlich ſollte die Benares-Abtheilung unter Feldherr Sullivan Wood, Bootwal beſetzen, und von da mit Marley gemeinſchaftlich handeln. An den Ufern des Suttledge, dem weſtlichen Ende unſerer Linie ſtand der Heertheil des Feldherr Ochterlony gegen die Hauptmacht der Goorkhas unter ihrem Oberanführer Amer Sing. Feldherr Gillespie hatte Befehl, in das Doan einzufallen, und ſich Meiſter von Kalonga zu machen, die Päſſe an den Flüſſen in jener Landſchaft zu beſetzen, und ſo Amer Sings Rückzug, im Fall Ochterlony ihn zurückdrängen ſollte, abzuſchneiden. Der Zweck dieſes ausgedehnten Kriegsentwurfs war, die Linie des Feindes überall zu ſchwächen, indem man ihn nöthigte, ſich weit auszudehnen, und ungewiß zu bleiben, auf welchem Punkte man eigentlich im Sinne habe, die Bergpäſſe durchzubrechen; während es auf der andern Seite vollkommen hinreichend ſein würde, daß nur ein Heertheil den Weg durch die Berge fände, um uns einen entſcheidenden Sieg und glückliche Beendigung des Krieges zu ſichern. Hätte Lord Haſtings ſeine Macht in eine oder zwei große Maſſen getheilt, würde der Feind ſeine ganze Stärke auf dem bedrohten Punkte zuſammen gezogen, und uns den Erfolg eines Angriffs auf die Bergpäſſe ſehr unſicher gemacht haben, oder hätten wir die erſte Schwierigkeit glücklich überwunden, ſo würden doch auf dem fernern Zuge durch enge Felſenwege, wo nicht mehr als zwei Mann nebeneinander gehen konnten, die Größe unſeres Heers unſer größtes Hinderniß geweſen, und die Kraft des Feindes dadurch vermehrt worden ſein.

Der von Lord Haſtings gemachte Entwurf war trefflich berechnet. Allein der Anfang der Ausführung wurde von keinem glücklichen Erfolge begünſtigt. Die Haufen der Anführer Marley und Wood, fanden in den Gebirgen ſo bedeutende Schwierigkeiten, daß ſie ſogar alle Verſuche aufgaben, die Bergpäſſe zufolge empfangener Weiſung zu erſtürmen. Ein großer Vortheil jedoch war, daß ſich ſtarke feindliche Abſendungen nach jenen Gegenden hin richteten, und die Vertheidigungsanſtalten anderer Orte ſehr geſchwächt wurden. Der Heertheil des Feldherr Gillespie drang daher, wie es die Abſicht war, in die Gebirge ein, und belagerte die Feſtung Kalonga, die er mit Sturm zu nehmen ſuchte. Allein der entſchloſſene Widerſtand des Feindes, und wie man vermuthet, Mißverſtändniſſe in ertheilten Befehlen, machten die Anſtrengungen unſerer Soldaten eitel. Nach einem ſehr blutigen Gefechte wurden ſie mit ſtarkem Verluſte zurückgeſchlagen. Der Feldherr machte neuen Verſuch zu ſtürmen, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Leute. Da fiel er an der Oeffnung des Mauerbruchs, mit Wunden bedeckt. Der Sturm mißlang abermals und die Belagerung ward aufgehoben.

Obgleich auch hier die Unternehmungen nicht glücklich waren, verurſachten ſie doch, wie bei den Feldherrn Wood und Marley, dem Feinde Zerſtreuungen, welche dem nützten, was im Weſten vorbereitet ward. Hier drang nämlich Feldherr Ochterlony, mit Ausdauer, Umſicht und Beharrlichkeit vor. Seine Bemühungen zu unterſtützen, ließ Lord Haſtings, welcher damals in dem nördlichen Theil Hindoſtans war, einen neuen Heerhaufen unter Befehl des Oberſten Nicholls, in die Landſchaft Kemaon einrücken, die im weſtlichen Theile von

Digitized by Google

Nepaul liegt. Oberst Nicholls hatte Befehl Almora, die Hauptfestung in Kemaon, zu besetzen; die Ueberschreitung der Flüsse im Westen zu sichern, so den Rückzug Amer Sings abzuschneiden, und ihm in den Rücken zu fallen. Alle diese Bewegungen führte Oberst Nicholls mit der bewunderswürdigsten Geschicklichkeit aus. Er durchzog das Gebirge ohne Verlust; griff des Goorkha Heer unter Husty Dhal, einem Oheim des Raja, an, und schlug den Feind vollkommen. Husty Dhal selbst fiel in der Schlacht. Darauf richtete sich der Oberste gegen die Aussenwerke der Festung Almora, und nahm sie mit Sturm; belagerte Almora selbst, und zwang es zur Uebergabe, so daß nach zehn blutigen Tagen, ganz Kemaon erobert und besetzt war. Der glückliche Fortgang dieser Unternehmung entschied den Feldzug, denn Amer Sing, der Anführer der feindlichen Hauptmacht am Sutledge wurde in seinem Angriffe auf Feldherr Ochterlony zurückgeschlagen und gezwungen, sich zurückzuziehen. Oberst Nicholls schnitt ihm den Rückzug in Kemaon ab. Das nöthigte ihn, seine ganze Kriegsmacht an Feldherr Ochterlony gefangen zu geben.

Auf diese Weise war das Land der Goorkhas von den Ufern des Sutledge bis zu dem Gogra von unseren Völkern besetzt, und die Stellungen, von welchen aus wir den Krieg weiter verfolgen konnten, ließen die baldige gänzliche Unterjochung des Landes erwarten. Unter diesen Umständen schickte der Rajah von Nepaul Gesandte in unser Lager, und bat um Frieden. Diesem zufolge wurde ein Vertrag abgeschlossen, welcher zwar dem Rajah seine Selbherrlichkeit, uns aber vollkommene Sicherheit gegen künftige Gefahren gewährte. Der ganze Landstrich Terraje, die Ursache so vielen Streites, mußte an die britische Regierung übergeben werden, mit Ausnahme des Bezirks Morung, welcher aus Schonung den Goorkhas gelassen wurde, da er ihnen als Viehweide unentbehrlich ist. Die Landschaft Kemaon ward bestimmt, für immer Eigenthum der ostindischen Gesellschaft zu sein; das Land an dem Jumna, westlich von Kemaon, den verschiedenen kleinen Fürsten wieder zuzufallen, denen es die Goorkhas abgenommen hatten. Die Festung Nagree, und eine gewisse Landschaft, ostwärts davon, sollte künftig dem Rajah von Siccem angehören, dem Fürsten eines, theils aus Hindus theils aus Tataren bestehenden Volkes, mit welchem wir erst seit kurzer Zeit in Verbindung stehen, und das uns in diesem Kriege beigestanden hatte.

Dieser Vertrag wurde von den Bevollmächtigten des Rajah unterzeichnet, und eine bestimmte Zeit für die Auswechselung der Genehmigungen festgesetzt. Allein der Rajah, nach der gewöhnlichen Staatsklugheit der indischen Höfe, suchte immer Vorwände zum Zögern, und verweigerte endlich geradezu die Bestätigung, in der Hoffnung, die herannahende regnerische Jahreszeit werde uns in Verfolgung unserer Unternehmung stören. Diese Treulosigkeit machte einen neuen Feldzug nöthig. Deshalb schickte man sich während der Regenzeit mit Ernst zur Unterjochung des Landes an. Da wir von Kemaon und den westlichen Provinzen bis zum Sutledge kriegerisch Besitz hatten, so war der Erfolg gewiß. Der Oberbefehl in diesem andern Feldzug

Digitized by Google

ward dem Feldherr David Ochterlony übergeben. Er ſollte über Muckwanpore nach der Hauptſtadt Catmandoo vordringen.

Sobald es die Jahreszeit nur einigermaßen erlaubte, begann der Oberfeldherr ſeine Bewegungen. Er ſtieß bei Muckwanpore auf den Feind. Hier geſchah ein ſehr blutiges Treffen. Die Feinde thaten tapfern Widerſtand, drangen muthig an die Bajonette der Unſeren heran und ſtürzten ſich wüthend in das Feuer. Allein trotz dieſem wurden ſie mit bedeutendem Verluſt geſchlagen. Nun ſtand unſerm Weg zur Hauptſtadt nichts mehr entgegen. Jetzt erſchienen zum zweitenmale Abgeordnete des Rajah in unſerm Lager, und flehten für ihn um Frieden unter allen Bedingungen, wofern er nur Selbherr in ſeinem Lande bliebe. Es ſtand in unſerer Gewalt, das Land für uns ſelbſt zu nehmen, oder auf irgend eine andere Weiſe darüber zu verfügen. Allein der Oberſtlandpfleger begnügte ſich mit den Bedingungen des erſten Vertrags, indem dieſe allen den Zwecken, wegen welcher wir den Krieg angefangen hatten, vollkommen entſprachen; dieſe beſtätigte der Rajah ſogleich und willig.

Im Anfang des Kriegs war der allgemeine Zuſtand Indiens keineswegs ſehr erfreulich. Nur durch wohlberechnete Schritte der Kriegsmacht und einer kräftigen Staatsklugheit gelang es dem Lord Haſtings, die Maratten im Zaum zu halten und zu verhüten, daß durch ſie unſere Verrichtungen gegen Nepaul unterbrochen würden. Es iſt offenbar, daß vor Ausbruch des Krieges die Goorkhas mit Scindiah und andern Maratten-Fürſten in Verbindung ſtanden, und auf deren Mitwirkung rechneten. Allein die Entſchloſſenheit in Lord Haſtings Verfahren vereitelte Alles, daß nämlich, da die Kriegserklärung geſchah, ſogleich auch ſchon zahlreiche Heere nach ihren verſchiedenen Beſtimmungsörtern im Zuge waren, ehe Scindiah und die andern Maratten-Fürſten entfernteſte Ahnung vom Anfang der Feindſeligkeiten hatten.

In jenen Augenblicken aber war die Anzahl der Heereskräfte, welche Lord Haſtings zu ſeinem Gebrauch hatte, keineswegs groß genug, nach allen Seiten hin Stirn zu bieten. Allein er brachte binnen kurzer Zeit im nördlichen Theil von Hindoſtan eine Macht zuſammen, welche unter ſeiner perſönlichen Anführung hinreichend war, die Maratten zu zügeln. Verſchiedene Anzeigen machten es nöthig, ihre Bewegungen zu beobachten. Denn Scindiah ſtand an der Spitze eines bedeutenden Heeres bei Gwalior. Dieſe nahe an unſerer Grenze gelegene Feſtung, welche wir im letzten Kriege den Maratten abgewonnen hatten, und welche wir als eine Vormauer gegen alle Einfälle von daher ſtets hätten behaupten ſollen, war auf eine ganz unbegreifliche Weiſe während der ſchwachen und unſtätigen Verwaltung, welche auf das kluge und prachtvolle Regieren des Lord Wellesley gefolgt war, dem Scindiah wieder gegeben worden. Anſtatt alſo ein Bollwerk der Sicherheit für uns zu ſein, war die Feſtung jetzt ein Gegenſtand, auf welchen wir unſere Aufmerkſamkeit unverwandt richten mußten. Meer Khan mit einem Heer von 25,000 Mann, theils aus Freibeutern, theils aus Maratten beſtehend, ſtand ganz in der Nähe und der marattiſche Rajah von Berar, oder wie man ihn auch zuweilen nennt von Nagpore (dem Namen ſeiner Hauptſtadt) ſuchte eine ſtarke Macht zu ſammeln, unter

Digitized by Google

dem scheinbaren Vorwand den Rajah von Bhopaul, einen kleinen Fürsten, dessen Land zwischen Berar und Scindiahs Land liegt, abzustrafen. Allein der wahre Grund war, sich mit Scindiah und Meer Khan zu verbinden, und mit vereinten Kräften unsere Gebiete anzufallen. Der Rajah von Bhopaul, aus vergeblicher Furcht vor einem Einfall von Seiten des Rajah von Nagpore, bat uns um Beistand, erbot sich Hülfsgelder zu geben, und stellte sich unter unseren Schutz. Lord Hastings war geneigt, dies Anerbieten anzunehmen, allein wie es zum Abschluß der einzelnen Bedingungen kam, fand der Rajah allerlei Schwierigkeiten und Aufschübe, welche nebst einigen andern Nachrichten, zu der Entdeckung leiteten, daß das Gesuch um Beistand mit Vorwissen des Nagpore geschehen war, um ihre Trügereien zu decken, und die wahre Absicht der Zusammenziehung von Heeren zu bemänteln.

Lord Hastings hatte sich indessen nicht täuschen lassen, und deshalb das Heer von Madras nebst dem Hülfshaufen von Hydrabad vorgeschoben. Als daher des Rajahs Heer beisammen und im Begriff stand, angeblich gegen Bhopaul, in der That aber mit Scindiah gegen uns zu rücken, langte Oberst Doveton zu Ellichpore auf der Gränze mit 30,000 Mann an, und Hastings meldete dem Rajah, daß, sobald er mit seinen Völkern nach Bhopaul gehen würde, sich mit dem Scindiah zu vereinigen, Oberst Doveton schon Befehl hätte, in Berar einzufallen, die Hauptstadt Nagpore zu stürmen und zu schleifen. Diese Drohung hatte erwünschte Wirkung. Der Rajah läugnete alle feindliche Absichten, und erbot sich, seine Aufrichtigkeit zu beurkunden, selbst in das Lager des Oberstlandpflegers zu kommen.

Um ferner Scindiah und Meer Khan vom Vordringen abzuschrecken, mußte ein Herrhaufen von Bombay nach Jaulna, ihnen im Rücken, vordringen. Durch diese Vorkehrungen ward die entworfene Vereinigung mit den Maratten gänzlich vereitelt, und Lord Hastings hatte freien Spielraum in Nepaul.

Es scheint, daß bei dem letzten Einfall die Goorkhas zu voreilig gehandelt hatten, ehe alle Plane zur Reife gediehen waren. So viel ist gewiß, sie hatten die ehrgeizigsten Hoffnungen. Ein merkwürdiger Brief von Amer Sing, ihrem Oberbefehlshaber, welcher sehr gewandt sein soll, wurde von den Unseren aufgefangen, und aus ihm schöpfte man viel Einsicht in ihre Entwürfe. Der Brief, von dem sich drei Abschriften vorfanden, war an den Rajah von Nepaul gerichtet. Amer Sing räth in demselben kräftige Verfolgung des nun einmal angefangenen Krieges an; tadelt jedoch sehr, daß man die Feindseligkeiten durch ungerechten Angriff zur unrechten Zeit begonnen habe. Darauf zeigt er, daß nur in Verbindungen mit andern indischen Mächten, das Reich von Nepaul zum Gipfel seiner Größe gelangen und die Engländer vertreiben könne; daß es ferner nöthig sei, alle diese Mächte zu diesem Zwecke zu vereinen, und auch den Kaiser von China mit in das Geschäft zu ziehen, den es nicht schwer halten würde zu überzeugen, daß die Engländer nur deswegen Nepaul zu erobern trachteten, um von aus nach Tibet vorzudringen.

Der Erfolg des Krieges und die Bedingungen des Friedens, wodurch die Goorkhas die Hälfte ihrer Länder verloren haben, sichern uns vollkommen gegen alle ferneren

Digitized by Google

Beſchwerden. Wenn man glaubt, daß die Nepaulеſen den übrigen Indern gleichen, würde man ſich ſehr täuſchen; denn ſie ſind ein Volk, wie die ſchottiſchen Hochländer, ein tapferer kräftiger Stamm, kühn, thätig und unternehmend; erfahren in Krieg, welchen ſie in den letzten fünfzig Jahren ununterbrochen zu führen pflegten, voll von Vertrauen auf ſich ſelbſt, und gleich allen Gebirgsbewohnern mit Verachtung auf die Bewohner der Ebene herabblickend. Auſſer einer bedeutenden Anzahl ſtehender Schaaren zur Vertheidigung der Gebirge, hatten ſie ein beſtändiges Heer von 25,000 Mann, gut geübt und gewaffnet. Ihre Kleidung iſt wie die unſerer Seapoys; und ſie ſind eingelernt, ſowohl in Reih und Glied, als auch in ihrer gebirgigen und faſt unwegſamen Gegend nach dem Vortheil und der Gelegenheit des Orts zu ſtreiten. Man fand, daß ſie alle neuen bei unſerer Kriegsmacht eingeführten Verbeſſerungen angenommen hatten, beſonders bedienten ſie ſich mit glücklichem Erfolg einer neu erfundenen Art Grenade (shrapnel shell) welche zu Catmandoo verfertigt wird. Sie gebrauchten auch bei ihren Haubitzen die Tangenten-Scalen, welche erſt ſeit Lord Haſtings Verwaltung in Indien, bei unſerer bengaliſchen Artillerie eingeführt ſind. Dieſe wenigen Umſtände zeigen, mit welcher Wachſamkeit ſie alles beobachteten und annahmen, ihre kriegeriſche Stärke zu vermehren.

Ich habe auf dieſe Weiſe verſucht, Ihnen einen Begriff von dem Kriege in Nepaul zu geben, welchen man ſelbſt in dieſem Lande nur ſehr unvollkommen verſtanden und deſſen Wichtigkeit man daher keineswegs richtig zu ſchätzen gewußt hat. Was die Frucht des Krieges anbelangt, muß bemerkt werden, daß die Friedensbedingungen mehr als die ſämmtlichen Kriegskoſten bezahlt haben. Der Nawab Vizier, deſſen Gebiet in Oude an das Nepauleſiſche anſtößt, und der daher ebenſo ſehr als wir dieſe läſtigen Nachbaren los zu ſein wünſcht, ſtreckte der Regierung von Bengalen eine Million Pf. Sterl. als Anlehn zu ſechs vom Hundert vor, und von dieſer Summe ſoll noch ein Theil übrig geblieben ſein. Dagegen haben wir dem Vizier den ganzen Theil von Terraie (welches uns zufolge des Friedensvertrags ganz abgetreten iſt) ſo weit es an ſeine Beſitzungen gränzt, abgetreten, welches er mit Dank als Bezahlung ſeines Anlehens angenommen hat; ſo daß Lord Haſtings im Stande geweſen iſt, dieſen Krieg zu führen und glücklich zu beendigen, ohne der oſtindiſchen Compagnie eine einzige Rupee Koſten zu verurſachen.

Allein auſſerdem, daß die Friedensbedingungen unſere Beſitzungen in jener Gegend vollkommen ſichern, dürfen wir aus den Eroberungen, welche wir behalten, große Vortheile ziehen zu können erwarten. Kemaon, welches jetzt mit unſern Beſitzungen vereint iſt, wird bei weitem mehr eintragen, als Verwaltung und Vertheidigung deſſelben koſten wird. Und da ſich die Landſchaft nördlich bis dicht an das Gebirge Hemmalech erſtreckt, ſetzt ſie uns in den Stand, in gerader Verbindung und in Handelsverkehr mit der weſtlichen Tartarei zu treten. Weſtlich macht der Fluß Alekunnundra, ein Aſt des Ganges, die Grenze von Kemaon aus. Die Schifarth darauf iſt in unſern Händen und erſtreckt ſich bis hart an die große Oeffnung des Hemmalech-Gebirges, ſo daß auch dieſe Waſſerverbindung dazu beitragen muß, einen

Digitized by Google

vortheilhaften Handel mit der Tartarei zu eröffnen, und zwar nicht allein für die sämmtlichen Bedürfnisse unserer indischen Gebiete, sondern auch in verschiedenen Waaren europäischen Kunstfleißes, vorzüglich in wollenen Tüchern, welche dort in hoher Achtung stehen und bis jetzt immer zu Lande dahin gebracht wurden.

Im Osten haben wir gleichfalls eine Verbindung mit der Tartarei gewonnen, durch das Land des Rajah von Siccem, unsers Bundesgenossen, und man verspricht sich große Handels-Vortheile davon. Ausserdem hat noch in Folge dieses Krieges eine Auswechselung von Höflichkeits- und Freundschafts-Versicherungen zwischen dem chinesischen Statthalter in Jassa und der Regierung von Bengalen statt gefunden; so daß die glückliche Beendigung dieses Krieges nicht allein unmittelbare Vortheile von größter Wichtigkeit mit sich gebracht hat, sondern auch noch andere daraus hervorgehende Früchte vom höchsten Werth erwarten läßt.

Der Zustand von Indien seit dieser Begebenheit verspricht einen langdauernden Frieden. Die weisen und wohlberechneten Maaßregeln, welche Lord Hastings bei dem vor kurzem erfolgten Tode des Rajah von Nagpore ergriffen hat, haben zur Folge gehabt, daß im May vergangenen Jahres (1816) ein Schutz- und Trutz-Hülfsvertrag mit seinem Nachfolger unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu Stande gekommen ist. Auf diese Weise ist einer der furchtbarsten Maratten-Staaten mit uns gegen seine vorigen Bundesgenossen auf das engste verbunden. Dieser Umstand allein setzt schon den Ausgang eines Krieges, den Scindiah gegen uns etwa einst unternehmen könnte, ausser allem Zweifel.

Die einzige Quelle allenfallsiger Unruhen in Indien, sind noch die Pindarees, ein unabhängiger Stamm Freibeuter zu Pferde, denen kein Abentheuer zu kühn ist. Sie leben größtentheils in verschanzten Lagern an den Ufern des Flusses Nerbudda, von wo aus sie ihre Streifzüge nach verschiedenen Gegenden richten. Ihr einziger Unterhalt besteht im Plündern. Sie wandern äusserst schnell, überfallen plötzlich unvertheidigte Gegenden, welche sie dann auf das unmenschlichste verwüsten. Ihre Pferde sind an die unglaublichsten Anstrengungen gewohnt, und sollen in vierundzwanzig Stunden hundert englische Meilen zurückzulegen im Stande sein. Vor kurzem überfielen sie eine der ostindischen Gesellschaft zugehörige Landschaft, wo sie sich die frechsten Räubereien erlaubten, und mit einer ungeheuern Beute so schnell entflohen, daß alle Versuche unserer Reiterei, sie einzuholen, fruchtlos blieben. Da unsere Verbindung mit dem Rajah von Nagpore, uns bis an den Nerbudda, den Sitz dieser Räuber, bringt, so sind wir im Stande uns gegen ihre ferneren Einfälle zu sichern, und bei den zweckmäßigen Maaßregeln, welche der Oberbefehlshaber von Bengalen ergreift, vorzüglich in dem Bund mit dem Rajah von Zaypoor, ist an einer baldigen gänzlichen Unterjochung derselben nicht zu zweifeln.

Bei der Denkart der indischen Mächte, wäre es wohl übereilt zu behaupten, daß wir ununterbrochenen Frieden erwarten dürfen. Allein indem unsere Macht täglich mehr befestiget wird, nimmt alle auswärtige Gefahr ab. Dies scheint auch die öffentliche Meinung in Indien zu sein, welche durch die kräftigen Maaßregeln des Lord Hastings hervorgebracht worden ist. Der

Digitized by Google

verbeſſerte Zuſtand des Staatsvermögens und des öffentlichen Zutrauens in Indien ſind der beſte und zuverläſſigſte Beweis davon. Noch nie war ein gröſſerer Geldvorrath auf dem Markte zu Kalkutta, und die Verſicherungsſcheine zu ſechs vom Hundert der oſtindiſchen Geſellſchaft, welche bei der Ankunft des Lord Haſtings in Indien, im Jahr 1814, einen Abzug von vierzehn vom Hundert erlitten, hatten im Auguſt 1816 nicht mehr als drei vom Hundert Abfall. — —

Dies waren die glücklichen Wirkungen einer auf rechtliche und edle Grundſätze geſtützten Verwaltungsweiſe und der heitern Anſichten des Vortheils der oſtindiſchen Geſellſchaft, wodurch allein die Ueberlegenheit der britiſchen Macht in jenem Welttheile aufrecht erhalten und behauptet werden kann.

London im Januar 1817.

Rede eines Südamerikaners vor dem Areopage des heiligen Bundes.

„Die Greuel, welche der ſpaniſche Vertilgungskrieg in dem beweinenswürdigen Paradies der neuen Welt zum zweitenmale ſeit ſeiner Entdeckung verübt, ſchreien zu jedem um Hilfe, der ein menſchliches Herz im Buſen trägt. Es ſcheint, als dränge ſich alle Wuth der weiſſen Jakobiner, weil ihr in Europa kein Tummelplatz des Ausbruches gelaſſen ward, nach den Ebenen der neuen Freiheitserde, um unter geheiligten Namen und Zeichen in ungeſtörter Luft zu würgen. Die Geiſter der Mordgeſellen Pizarro's, Almagro's und Cortez erſtehen wieder aus ihren blutgedüngten Gräbern, und die Vergeltung zieht unter ihrem Panier über die Häupter ihrer eigenen Enkel. Die Zeit des katholiſchen Ferdinand I. lebt auf unter dem katholiſchen Ferdinand VII. mit dem Unterſchiede, daß dieſer verlieren wird, was jener durch Grauſamkeit errang. Denn nicht gegen wehrloſe Indier gilt es zu kämpfen. Europa ſelbſt ficht um das Erbe Montezuma's und Atahualpa's gegen Europa's entartete Söhne, die jetzt Neger befreien, um deſto ſicherer Amerikaner in Knechtſchaft zu erhalten, wie ſie einſt Neger in Feſſeln ſchlugen, um die Kinder der Sonne ſchadenfreier zu vertilgen.“

Wer glaubt nicht einen Schreibfehler von drei Jahrhunderten zu leſen; wenn er einen Befehl des Generalkapitäns Morgo, von Caraccas am 18. November 1815 datirt ſieht, in welchem alſo ſteht:

„Ich befehle euch, alle Rückſichten der Menſchlichkeit auf die Seite zu ſetzen. Alle Aufrührer und ihre Anhänger, man treffe ſie mit oder ohne Waffen, alle endlich, die irgend einen Antheil an der gegenwärtigen Kriſe nehmen, müſſen auf der Stelle ohne vorgängiges Verfahren, blos auf eine mündliche Berathſchlagung, in Gegenwart dreier Offiziere, erſchoſſen werden.“

Digitized by Google

Ein Befehl, den Urejtiete, Gouverneur der Insel Margarita, weiter also an den Hauptmann übertrug:

„Ihr werdet niemand Pardon geben, und euere Truppen alsbald nach deren Ankunft plündern lassen. Ihr werdet den Platz verbrennen, und zurückkehren, wenn alles ruhig („tod und verbrannt") ist."

Ein König von Syrakus legte dem überwundenen Karthago keine andere Verpflichtung auf, als die Menschenopfer abzustellen. Spanien hat die alten Altäre Mexiko's wieder aufgerichtet, und in Hekatomben rauchen Menschenopfer, von dem altchristlichsten Volke dem Götzen einer schrankenlosen Machtgier und Habsucht gebracht.

Wenn der deutsche Bund einem wiedereingesetzten Fürsten verbeut, das Eigenthum seiner ihm wiedergegebenen Unterthanen durch einen Machtspruch zu entreissen, sollte der heilige Bund, der Retter Europas von grausamer Politik, seine Stimme nicht erheben dürfen, nicht erheben müssen, um die Kinder Europens von der selbstmörderischen Hand Spaniens zu retten?

„Einst hörte Rom mit Erkenntlichkeit einen Wilden vom Ufer der Donau, und zum Preiß seiner Freimüthigkeit befahl es seinen zerstörenden Legaten, einzuhalten. Wie groß stünde Europa vor uns, widersetzte es, im Namen der Menschheit, seinen hohen Schiedspruch dem Fortschwellen des Web's, worunter Amerika ächzt! —"

Welchen Empfindungen würde ein Südamerikaner, etwa ein Sohn des Cazikensohnes Tupac Amaru, der nach der Befreiung Nordamerikas schon vor dreißig Jahren thun wollte, was jetzt geschehen wird, oder Don Josephs Espana, der 1796 ebenfalls von Caraccas aus die vereinigten Staaten von Südamerika gründen wollte — welchen Empfindungen würde er begegnen, wenn er im Namen seines Vaterlandes, dessen Wunden aufdeckend, und dessen zerschnittene Adern vor dem Areopag des heiligen Bundes zeigte, dem alle sich Brüder nennende Fürsten beisäßen, also gegen Spanien spräche:

---

*) Hat der Himmel, grausames Spanien, mich nur für dich allein geschaffen? Jahrhunderte glücklich und ruhig, bis zur Stunde, wo deines Colombo Hand den Schleier zerriß, der, seit die Erde erschaffen ward, mich deinen Blicken barg, lernte ich dich nur durch Blut und Thränen kennen. Kaum angelangt auf meinen Gestaden, schleudern deine Kriegsknechte unbekanntes Feuer auf meine Kinder, das sie niederschmettert; deine Rosse stampfen sie zu Boden, du zerstörst meine Throne und Altäre, die meine Dankbarkeit jenem Gestirne errichtet hatte, dessen Strahlen meinen Boden befruchten, meine Blumen und Früchte, die Bewohner meiner Wälder und

*) Aus dem Werke de Pradt's: Des Colonies et de la revolution actuelle de l'Amérique. Paris 1817 im Februar. Das Buch hätte größern Werth, wäre es um die Hälfte kleiner. Aber es enthält treffliche Stellen, die ich mit eben der Freimüthigkeit anerkenne, womit ich die Blößen seines Werkes über den Kongreß von Wien in der Schrift zu zeigen bemüht war: „Beleuchtung aus Hrn. de Pradt's Werk über den K. v. W. wider dasselbe 1816."

Digitized by Google

Ebenen, mit den glänzendſten Farben ſchmücken, und die Säfte meiner Pflanzen reifen. Dieſe Säfte geben dir Geſundheit, die Eingeweide meiner Berge Reichthum; und Tod, nur Tod war mir bis jetzt der einzige Mittler dieſer Dankbarkeit. Seit du den letzten Inka auf den Scheiterhaufen bandeſt, ſeit du den Herrſcherſtamm Mexiko's in einen andern Welttheil entführteſt, haſt du je ſeitdem aufgehört, Schmach auf Schmach, Verderben auf Verderben zu häufen?

Ich öffne meine Arme zu deinem Empfang, und du erklärſt mich für deinen Sklaven. Und um dir ein Recht dazu zu geben, weiſeſt du meinen Kindern die letzte Stufe in der Reihe der Weſen fern von dir an. Rom erſt muß dir befehlen, Menſchen in ihnen anzuerkennen, und von nun an überließeſt du dem Schwerdte und den Feſſeln die Sorge, den Abſtand zu erfüllen, den du zwiſchen uns geſetzt. Weſen, ſo verworfener Art, waren allerdings nur gut zum Vertilgen, und ſie ſind nicht mehr! — Doch damals warſt du wenigſtens nicht Kindesmörderin; aber jetzt, jetzt iſt es dein eignes Blut, was du verſprißeſt!

Wer, Spanier, ſind wir? und wer ſeid ihr? Haben die Anſiedler Amerikas in euern Augen ihren urſprünglichen Karakter verloren, erkennt ihr nicht mehr euere Brüder in Ihnen? Verzeihlicher war euer erſtes Wüthen, denn euere Streiche fielen auf Fremdlinge; als jetzt, wo ihr gegen euch ſelbſt zu Felde zieht. Uns trennt nicht mehr ſeltſamer fremdartiger Gottesdienſt, mein Mund giebt euch jener Sprache feierliche, prachtvolle Klänge wieder, wie ihr ſie in jene Weiten trugt, die ich jetzt einnehme. Eine Mutter beziehet alles auf ihrer Kinder Wohl; ein kluger Eigenthümer alles auf die Beſſerung ſeines Erbes. Woran könnte ich in euch die Gefühle jener und die Einſicht dieſes erkennen? Widerlegt mich, wenn ihr könnt? Was thatet ihr für uns und was haben wir nicht für euch gethan?

Spanien du herrſcheſt, und dein Reich macht dir bange. Meines Gebietes Größe erſchreckt dich im Vergleiche der engen Grenze des Deinen. Meine Reichthümer beſchämen deinen Nothſtand, und meine Fruchtbarkeit die Unergiebigkeit deines Bodens. Jene Bevölkerung, welche alle reine Eigenſchaften hervorrufen, erſchreckt im voraus deine entvölkerten Städte, deine verlaſſenen Felder. Es gilt, damit anzufangen, dieſe Keime der Kraft und des Glücks zu zerſtören, den überſchwellenden Saft ſtocken zu machen, und dem Baume nur ſeine Früchte zu erlauben, die du ſelbſt pflücken kannſt. Die Natur vernahm deinen Befehl, unfruchtbar zu ſein. Dem Oehlbaume haſt du unterſagt, ſeinen Saft für mich zu ſpenden, dem Maulbeer das Inſekt zu nähren, woraus der Kunſtfleiß meine Kleidung bereitet hätte; der Rebe meine Hügel zu bedecken, und meinen Durſt zu löſchen. Unfruchtbar muß Amerika ſein, damit Spanien blühe, entvölkert von ackerbauenden Bewohnern, und hier die Krämer zu vermehren und zu bereichern. Nur Gold ſoll bei mir wachſen, um dir zu gehören; das nur willſt du mir erlauben; jeder andere Verkehr mit der Welt iſt mir unterſagt, und wenn ich ihr entdeckt heißen kann, ſo iſt ſie für mich noch zu entdecken. Umſonſt ſchimmern die nützlichen und lockenden Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes an meiner Schwelle, du vergönnſt nur der theuern Ungeſchicklichkeit deiner

Digitized by Google

Arbeiter ſie zu überſchreiten. Meine Ströme und Hafen könnten die Flotten einer Welt faſſen; dein eiſernes Geſetz läßt ihre Oede nur in fernen Zwiſchenräumen durch die ſchwachen Sendungen des gierigen Staatsſchatzes oder der Ränke unterbrechen*). Durch wen läſſeſt du über mich ſchalten? Durch Fremdlinge. Wer erſetzt ſie? wieder Fremdlinge. Glücklich noch, wenn dieſer Vorwurf der einzige iſt, den ich ihnen zu machen habe, wenn ſie nicht dieſen Ueberzug als leichtes und ſchnelles Mittel betrachten, zu Schätzen zu gelangen. Sieh da, was mich deine Herrſchaft koſtet! Ungerechnet deine Kriege, die mich nichts angehen, und die meine Hafen ſperren, meine Geſtade mit Feuer verwüſten, und meinen weiten Umfang in einen Kerker wandeln. Soll Lima und Mexiko auf der Folter liegen, weil du dich in Europa in irgend einige Ränke oder Irrungen verwickelt haſt? Das Gefühl aller dieſer Uebel iſt jetzt auf ſeiner Höhe. Eine lange Zeit, Spanien, warſt du für mich nicht mehr in der Welt. Ereigniſſe, die ich nicht verſchuldet, erzeugten dieſe Trennung; ſie hat andere Verhältniſſe, andere Berechnungen herbeigeführt, ſie beſtehen jetzt, und eine neue Schöpfung iſt für mich erſtanden. Soll ich ihr um deines Eigennutzes willen entſagen? entſagen für den Preiß deſſelben Nachtheils, der wie zuvor unfehlbar mich niederbeugte?

Laſſe mich in Frieden der Laufbahn meines Alters, dem neuen Weltumſchwunge folgen. Werd' ich von jenem fortgeriſſen, der einſt mich in deine Hände gab, wie vermöchte ich dem zu widerſtehen, der mich ihnen entnimmt? Du täuſcheſt dich; du wähnſt ich ſei es, der meine Bande brach, während die Natur, die ganze Menſchheit es gethan. Ich trete in ihre Reihen, aus welchen du mich entfernt gehalten, und will nicht mehr aus ihnen treten. Sprich ſelbſt, iſt es etwa nur dein König, der allein über mich herrſchte? Nein, jeder Spanier, jede Werkſtätte, jede Kaufmannsſtube Spaniens ſieht in mir ihren Unterthan, ihren Leibeignen. Das iſt zuviel der Laſt, ich ſchüttele ſie von mir, und nun brechen Brand und Verwüſtung herein. Ueberall rauchen Blut und Aſche, und Kaſtiliens Löwe, an Wildheit mit jenem meiner Wälder eifernd**), ſchickt ſich an, wie er nur über Wüſteneien zu herrſchen.

Welche Vorſtellung habt ihr denn von den Rechten der Oberherrſchaft? Hat der Himmel, indem er den Menſchen ſchuf, nichts als einen Unterthanen aus ihm machen wollen? Iſt ſein Haupt dem Joch verpflichtet, welcher Form und welcher Schwere es ſei? und ſind es endlich nicht die Unterdrücker, welche Rebellen machen? Ihr meint alſo, jeder Widerſtand heiſche Vertilgung? dem Laufe der Natur folgen, ſei Pflichtverletzung, und Nachdenken und Vergleichen müſſe zum Tode führen? Trennen ſich in Spanien die mündigen Kinder nie von ihren Eltern, und habt ihr niemals ſie Familienhäupter werden ſehen? Nun denn! ich verlange nichts als eben dieſen Uebergang. Die Stunde hat geſchlagen; alles mahnt mich in meinem Innern an meine Reiſe, alles von auſſen klärt ſich auf, regt, vergrößert ſich: ſollte ich allein in den Winkeln,

*) Die Erlaubniß, Schiffe nach dem ſpaniſchen Amerika zu befrachten, mußte ſonſt als Hofgunſt geſucht werden.

**) Amerika hat keine Löwen, ſondern den Puma oder Jaguar, der vom Löwen ſehr abweicht. Das hätte de Pradt wiſſen, und auch als Redner nicht vergeſſen ſollen.

Digitized by Google

allein in dem Dunkel bleiben, in dem ihr mich halten möget? Welche Mittel habt ihr dazu? Wo ſind euere Schätze? in den Eingeweiden meiner Berge. Wo euere Schiffe? in meinen Wäldern. Wo euer Einkommen? in meinen Erndten, die ihr verbrannt, meinen Feldern, die ihr entfruchtet habt. Wo ſind euere Krieger? die Unglückſeligen! ihr ſchleppt ſie zur Vertilgung ihrer Brüder! Auf wen werdet ihr bauen, wenn ſie einmal das Gold ins Auge faſſen, was ich ſtatt eueres kargen Soldes ihnen ſchimmern laſſen kann; wenn ſie jene Früchte koſten, welche ich ſtatt eines vom Geiz zugemeſſenen, von betrügeriſcher Habſucht geſchmälerten Unterhaltes ihnen biete; wenn ſie die Bräute erblicken, mit welchen ich ſie vermählen kann, während ihr in trauriger Hageſtolzenſchaft ihre Jugend und ihre Geſchlechter erlöſchen laßt. Oder ſei es auch, daß ſie euch treu blieben jene Söldner, womit ihr mich bedroht: Zu meinem Verderben ausgeſendet, werden ſie nur ihr Grab erreichen. Glaubt ihr, ihr Anblick mache mich zagen? Wir leben nicht mehr in den Zeiten der Cortez und Pizarro, und meine Söhne ſtammen von ihnen gleich euch. Euere Pferde und Waffen werden ſie nicht mehr in Staunen ſetzen; lange hat man in dieſen Himmelsſtrichen euch unſterblich gewähnt; jetzt weiß man, daß ihr ſterben könnt.

Glaubt mir, auch Feindes Rath kann manchmal heilſam ſein: Entſagt einer Herrſchaft, welcher die Natur ihr Ziel bezeichnete; ſie iſt mir niederdrückend, euch fruchtlos. Vernehmt es, daß fortan kein Volk vonnöthen habe, als Herr über ein anderes zu walten, ſondern allein mit ihm Handel zu treiben. Vertraut den Erſatz eueres gefürchteten Verluſtes meinem Emporblühen, es hat das euere zur Folge. O! hättet ihr ſo begonnen! Nichts wird weiter dies gemeinſame Glück ſtören, es wird euch nichts koſten, und ihr werdet da zur Hälfte erndten, wo euch die Saat nichts koſtete. Euere neuen Reichthümer werden ohne Koſten, ohne Mühſal, ohne Makel ſein, und nur um ſo mehr euerm Hang zur Ruhe, euerer angeborenen Großmuth zuſagen. Wenn es nicht ſo würde, ſo vollendetet ihr in euerm eigenen Schooße die Entvölkerung und das Verderben, als deſſen Urheberin man mich ſchon einmal anklagte. Kehrt auf die lichte Bahn zurück, die uns beide zum Glücke führt. Wir wollen ihn enden den mörderiſchen Krieg, der uns ein Blut vergießen macht, das nur bei den ſüßeſten Namen aufwallen ſollte, und dafür die friedlichen und nützlichen Wettkämpfe des Kunſtfleißes, der Arbeit, des Handels tauſchen. Verſuchen wir, wer obſiegt, das jugendliche Amerika oder Altkaſtilien? Bauet euere Fluren, ich will meine Minen bauen, um Gold für jener Erndten zu gewinnen. Ruft die vertriebene Betriebſamkeit zurück in euere Werkſtätten; ich harre auf gehäuften Schätzen ihrer Erzeugniſſe. Alles was ihr bedürft, beſitze ich; aber mit dem Schwerdte könnet ihr es nicht mehr erlangen. Wiſſet, daß Natur es der Arbeit, dem Gewerbfleiße nur zuerkennt; das iſt das neue Geſetz der Erde, und nicht um eurentwillen geſchieht ihm Einſpruch. Ich verlange nur deſſen Anwendung bei den Zwiſten, die uns widereinander waffnen. Wenn aber Vorſtellungen, die ſo ſehr auf Recht, Vernunft und Bruderſinn gegründet ſind, euer Herz nicht ſchmelzen können; wenn es dem Schrei meiner Schmerzen verſchloſſen bleibt; wenn nichts euch genügt, als die Rückkehr in das Joch; wenn Vorſicht euch vor den Gefahren meiner Entrüſtung nicht warnt; wenn eines

Digitized by Google

Tages Amerika Spanien verweigert, was Spanien jetzt Amerika versagt; wenn ihr für alles Berufung auf das Schwerdt beschließt, und kein anderes Organ wollt, als nur das Schwerdt: dann Spanier, weil ihr mich dazu zwingt, dann antworte ich euch, wieviel es auch mich kostet: durch das Schwerdt! und mein letztes Wort legt ihr auf dessen Spitze.

Inhaltschwere Worte, mit Rednergabe gesprochen, die wohl mit leichten Aenderungen in manchen Ländern diesseits des Meridians von Ferro eben so bedeutsam wiederhallten, als gälten sie den Söhnen der alten Welt. Denn überall bleibt Mensch, Natur und Wahrheit sich gleich. Und was beschlösse der heilige Bruderbund?

A. Friederich.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Allgemeine Theurung. Theilweise Hungersnoth. Wirkungen derselben. Uebervölkerung. Noth von Glarus. Frankreichs Verhältniß. Ultramontanisches Christenthum. Aus Reise ins Berner Oberland.

Jeder Tag hat seine eigene Plage, und wie jeder Mensch, so hat sie jedes Volk. Was den Spanier, was den Deutschen drückt, was den Schweden, was den Neapolitaner kümmert, was den Briten, was den Franzosen plagt, das drückt und kümmert und plagt den Schweizer nicht. Ihm wäre im Gefühl seiner Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit wieder ganz wohl, hätte er, nach überlebten politischen Stürmen, einen freundlichern Himmel über sich, gewognere Nachbaren neben sich, und dankbarern Boden unter sich. Es läßt sich nicht läugnen, die Schweiz ist eines der schönsten und reizendsten Länder des Erdbodens; die Natur darin eine wahre Dichterin; allein sie hat auch den bekannten Erbfehler der Dichterinnen, daß sie für die Haushaltung übel sorgt und ihre armen Kinder etwas vernachlässigt. Eine Reihe von Jahren verschneite die Alpen zu früh, machte die Erndten der Thäler zu spät, vereitelte die Hoffnungen der Winzer und brachte Armuth, Theurung, zuletzt wahre Hungersnoth über das ganze Land. Man hörte von ewigen Regengüssen, von verwüstenden Wolkenbrüchen, von ungeheuern Ueberschwemmungen, vom zermalmenden Sturz der Lauinen weit umher, daß den Menschen bange ward; zuletzt kamen noch Erdbeben dazu, die jedoch mehr Schrecken, als Schaden brachten.

Jeder machte nun von diesem Allen seine Nutzanwendung auf eigenthümliche Art. Viele, das heißt, bei tausende, wanderten aus nach Amerika, um einen mildern Himmel, und einen ergiebigern Erdgrund zu finden. Andere machten Entwürfe, endlich einmal durch verbesserte Flußbetten, den Ueberschwemmungen und Versumpfungen der Thäler vorzubeugen. So haben die Kantone Bern, Waat und Neuenburg ein großes Werk im Wurf. Die Landwirthe mahnten zu klügerer Benuthung des Bodens. Die Kornwucherer hielten ihre Vorräthe

Digitized by Google

zurück, um ſie den hungernden Mitchriſten um den höchſten Preiß verſteigern zu können. Die frommen Nachbeter Jung Stillings und der Frau von Krudener predigten das nahe Weltende und den Zorn Gottes über die armen Schweizer, während doch Türken und Heiden nicht halb ſo fromm ſind, als wir Schweizer und dabei das ſchönſte Wetter von der Welt genießen. Der Papſt erlaubte ſeinen Kirchgenoſſen das Fleiſch an Tagen, da er es ihnen ſonſt verſagte. Einige Regierungen dagegen verboten den jungen Burſchen und Mädchen das Tanzen, weil man bei böſer Zeit nicht fröhlich ſein müſſe. So that jeder, wie er konnte und meinte, daß es gut ſei.

Inzwiſchen war eben nicht alles gut, was die Angſt that, wie das wohl zu geſchehen pflegt. Am übelſten wirkte auf die ganze Eidsgenoſſenſchaft, daß ein Kanton anfing, die Ausfuhr ſeiner Lebensmittel gegen die übrigen zu erſchweren, das heißt zu ſperren. Nun mußten die übrigen, auch die einſichtsvolleren Regierungen wider ihren Willen, das Gleiche thun. Damit ward die Noth erhöht, ſtatt vermindert, und von einer Gegend gelangte keine Hülfe mehr zur Andern. Hätten die deutſchen oder italiäniſchen Fürſten in ihren Ländern auf ähnliche Weiſe zwiſchen ihren einzelnen Provinzen gleich allen Verkehr und Umſatz der Lebensmittel verhindert: ſo würden ſie vielleicht auch größere Noth erkünſtelt haben, als nöthig war. In einem kleinen Staat, wie die Schweiz, iſt dergleichen kräftige Maaßregel noch wirkſamer, als in einem Reich mit größeren Provinzen. Am beſten bei der Sache war, daß man noch über Frankreich und Italien, ſo wie aus Deutſchland einige Zufuhr von Getraide, Reis und andern Lebensmitteln erhielt; wiewohl Frankreich ſchon wegen der bloßen Durchfuhr Schwierigkeiten machte. In der Eidsgenoſſenſchaft ſelbſt galt der Kanton Aargau als allgemeine Kornkammer, von wannen beſonders Luzern, Uri, Unterwalden, Schwyz, Zug, Glarus u. ſ. w. ihre Bedürfniſſe reichlich, wenn gleich in einzelnen kleinen Abtheilungen holten.

Bei dem Allen offenbarte ſich die hausväterliche Sorgfalt der eidsgenöſſiſchen Regierungen von der andern Seite für ihre Mitbürger aufs herrlichſte. Da ward keine Gemeinde, und in den Gemeinden auch der Geringſte nicht vergeſſen noch verſäumt; in zahlloſen Städten und Dörfern die rumfordſche Sparſuppe eingeführt; aus den öffentlichen Vorräthen um niedrigen Preis verkauft, oder unentgeldlich gegeben; aus dem geſammelten Armenvermögen den Nothleidenden mitgetheilt. Mit den Regierungen wetteiferten die vermöglichern Privatleute in wohlthätiger Unterſtützung. In Städten und Dörfern bildeten ſich menſchenfreundliche Vereine und Hilfsgeſellſchaften, welche mit Rath und That zur Hand gingen. Wußte man entfernte Gegenden in noch größerm Elend, auch ihnen ſchickte man noch Hilfe. Es floſſen aus beinah allen Kantonen ſehr beträchtliche Summen nach Glarus, an die dortige evangeliſche Hilfsgeſellſchaft, um das unglaubliche Elend der, durch Stillſtand des Handels und der Gewerbe in den Bettelſtand verſetzten Menſchenmenge in Glarus zu mäßigen.

Die Schweiz krankt an demſelben Uebel, wie England. Sie leidet in vielen Gegenden an Uebervölkerung. Die ehmalige Thätigkeit der Fabriken bewirkte eine ungeheuere Volks-

Digitized by Google

vermehrung, welche mit dem plötzlichen Verschwinden der Ursachen ihres Daseins, ohne Mittel geblieben ist, sich das Leben zu fristen. Die Erde hat für sie nicht Raum und Kraft genug, alle zu nähren. In vielen Gemeinden, da alles Gemeinland unter die Unglücklichen zum Anbau vertheilt ward, kamen auf eine Haushaltung kaum zweihundert Geviertklafter. Man findet da Dörfer, wo während des Winters zwölf bis zwanzig Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, Alte und Junge, Kranke und Gesunde in einer einzigen Stube beisammenwohnen mußten; wo wegen Abgangs anständiger Bekleidung, weder Kinder die Schule, noch Erwachsene die Kirche besuchen konnten. Vielleicht nur in einigen Manufakturgegenden Englands, gewiß weder in Deutschland noch Frankreich, hat man von so unermeßlichem Elend eine Vorstellung. Schon zu Anfang des Winters ernährten sich viele Familien nur mit Klößen von Kleie und mit dem Aase todter Thiere daselbst. Aber auch in andern Gegenden der Schweiz, wenn sie schon nicht an Uebervölkerung litten, bewirkte Mangel besserer Lebensmittel, daß das Fleisch von Hunden, Pferden und Katzen nicht länger verschmäht wurde.

Man hat wie in England, auch in der Schweiz, viel und mannigfaltig berathschlagt, wie den Uebeln der aus dem Fabrikleben entsprossenen Uebervölkerung am zweckmäßigsten zu begegnen sei? In England lebt die ungeheuere Masse der an den Bettelstab Hingestürzten gegenwärtig von den abgeforderten Unterstützungen der Reichen. Obngefähr eben so ists in der Schweiz. Dadurch wird in beiden Ländern die Masse des gewonnenen Wohlstandes wieder in beinah gleichem Verhältniß geschwächt, wie sie durch den vormals ausserordentlichen Gewerbsfleiß genährt war. Denn viele Tausende zehren da müssig am allgemeinen Vermögensstock, ohne das mindeste zu seiner Erhaltung oder Mehrung beitragen zu können. In einigen Kantonen — und so weit kam es doch in England noch nicht — gerieth man auf den verzweifelten Einfall, die Ehen armer Personen geradezu gesetzlich zu verhindern, um der Vermehrung der Nichtshabenden Einhalt zu thun. So geschah es durch ein Gesetz der Landesgemeinde von Uri, und des großen Rathes von Luzern. Gesetze aber gegen Naturtriebe gehören wohl nicht ganz zu den natürlichsten, und müssen besonders in Freistaaten als wunderseltsame Merkwürdigkeiten erscheinen. Zudem ist vorauszusehen, daß Verfügungen dieser Art, welche zwar die Ehen, aber nicht die Geburten verhindern können, der Willkühr der Vollstrecker freien Spielraum zu despotischen Eigenmächtigkeiten öffnen, und Laster der Unzucht pflanzen. Man will die Zahl des Volkes mindern, und mehrt die Zahl unehlicher Kinder, oder der Kindermorde. Man will den Uebeln der Armuth wehren, und arbeitet den guten Sitten gesetzlich entgegen.

Vielleicht oder wahrscheinlich würde die Noth der Schweizer noch nicht so hoch gestiegen sein, hätten sie freundlichere Nachbarschaften, rücksichtlich des Handels und Gewerbs. Aber besonders Frankreich lähmte durch seine strengen Handelsgesetze, Einfuhrverbote und Gränzzölle die letzte Kraft und Hoffnung schweizerischen Kunstfleißes. Als Frankreich mit den eidsgenössischen Freistaaten die Unterhandlung wegen der Militärkapitulationen betrieb, wurden schmeichelnd die lieblichsten Aussichten auf Handelsbegünstigungen gegeben. Aber auch nur

Digitized by Google

Aussichten. Umsonst widersetzten sich einsichtsvolle und rechtliche Staatsmänner in den gesetzgebenden Versammlungen der Kantone, gleich dem männlichen Uffleger in Freiburg, einer Militärkapitulation mit Frankreich, bevor ein Handelsvertrag abgeschlossen sei, oder überhaupt. Sie wurden als Träumer, als Jakobiner, als Feinde der Bourbonen, als Napoleonisten, als Freunde Deutschlands und deutschen Geistes verketzert und überstimmt. Jetzt giebt die Schweiz ihr Blut hinweg, aber von der Gegengunst wird wohl geschwiegen werden, bis einmal wieder die Rede von Erneuerung der Militärkapitulationen eintritt. Inzwischen gewinnt oder behält Frankreich allezeit staatsklug durch die Söhne derer, die unter seinen Fahnen als Oberhauptleute dienen, den Einfluß, welchen es will, auf die Schweiz, die doch in Sprache, Sitte und Gemüth mehr den Deutschen verwandt ist, und den Deutschen aus den letzten Schicksalen das meiste Gute dankt, so sie empfing.

Aber eben der helle deutsche Geist will nicht aller Orten behagen; man möchte beinah sagen, er ist etwas verrufen. Französische, noch besser vielleicht spanische Beschränkung der Ansichten mögte man wohl lieber in Umlauf sehen, wenn es so leicht damit ginge. In kirchlicher Hinsicht ist es jedoch schon in so weit damit gelungen, daß sich die unter dem alten, deutschen Bisthumssprengel von Konstanz gestandenen katholischen Kantone zuerst untereinander entzweien, dann gern oder ungern von der deutschen Kirche trennen mußten, um unmittelbar unter Rom, oder dem Legaten, oder dem Generalvikar des Papstes zu stehen. Noch wird berathen und gehadert, auf welche Weise wieder ein Bisthum zu stiften, oder zum alten zurückzukehren sei? Inzwischen erläßt der apostolische Generalvikar Göldlin, zu Bero-münster im Kanton Luzern apostolische Sendschreiben an die katholischen Christen; warnt darin vor denen, die vor „ultramontanischen Grundsätzen“ warnen; zeigt, daß das ganze Christenthum ultramontanisch sei, weil es vor alter Zeit aus Italien gekommen sein soll; zeigt auf die „Sklaverei und Finsterniß der griechischen Kirche“ seit sie sich vom „römischen Papst losgerissen“ habe, (eine Behauptung die der Apostolische schwerlich beweisen oder in Rußland wagen würde, wo verhältnißmäßig glänzendere Fortschritte der öffentlichen Bildung, als in Italien und Spanien gethan worden). Und um, wie sich ein Schweizerblatt neulich darüber ausdrückte: Die römische Hierarchie ganz in ihrem göttlichen Lichte darzustellen, läßt er zwei alte Hirtenbriefe französischer Bischöfe zur Ehre der göttlichen Einrichtung der Hierarchie abdrucken, die Schweizer vor den verderblichen, deutschen Grundsätzen zu behüten, indem er zum Ueberfluß hinzufügt: „Aus Deutschland her ist keine Kirche in Helvetien gegründet worden.“ Wenn auch schwerlich jemand an der Gründlichkeit und Wahrheit zweifeln wird, wenn gesagt wird: „daß der römische Papst, als Nachfolger des h. Petrus, als Oberhirt über alle Hirten und Schaafe der ganzen Kirche eine wesentliche, göttliche Gerichtsbarkeit habe — darüber gilt kein Klügeln und Vernünfteln!“ so wird man doch des Generalvikars Vorstellung von weltlichen Fürsten und Obrigkeiten wohl hin und wieder zu herbe finden, wenn er behauptet: „Man mögte die Bischöfe in einem Lande“ (es ist nicht gesagt, in welchem?) „von ausländischer Gerichtsbarkeit

Digitized by Google

losreiſſen, um ſie unter das eiſerne Joch einheimiſcher Politik zu ſchmieden.“ Dazu ſtellt er als warnendes Beiſpiel England hin. Iſt denn aber die einheimiſche Politik ein wirklich ſo eiſernes Joch? wird der gebildete Schweizer fragen; denn auch für dieſen ſowohl, als für die hochwürdige Geiſtlichkeit, iſt das Büchlein gedruckt und in Luzern um fünf Batzen zu haben.

An dieſe literariſche Erſcheinung mag ſich eine andere reihen, von anderer Gattung, aber gediegneren Werthes. Das iſt des Herrn Profeſſor J. Rud. Wyß Reiſe in das Berner Oberland, mit trefflichen Kupfern (meiſtens von Lory und Hegi) zwei Bände (Bern bei Burgdorfer 1817), denen noch ein „Handatlas für Reiſende in das Berner Oberland“ mit Karten, Ausſichten der Bergketten und Gebirgshöhen, Ausſichten von Berggipfeln und Anblicken der Stellungen oberländiſcher Schwinger beigefügt iſt.

Man muß wohl jedem Schriftſteller das Recht laſſen, zu ſchreiben, für wen er will, und ſo viel er will. Darum geziemt uns nicht, Bedenklichkeiten gegen die Größe dieſes Werks über ein kleines Läudchen zu erheben. Und da Herr Wyß, indem er für den Gelehrten und für den Ungelehrten ſchreiben wollte, ſo beſcheiden iſt, ſelbſt zu ſagen: „Wenn man es Allen treffen will, trifft man es Keinem ganz; aber ich wäre zufrieden, wenn ich es nur jedem halb getroffen hätte!“ iſt man zum Schweigen gebracht. Und wandert man mit dieſem Cicerone durch die wunderhafte romantiſche Gebirgswelt ſeines Vaterlandes: ſo drückt man ihm gern unterweg freundlich-dankbar die Hand, und ſagt: Es iſt mehr, als halb getroffen! Denn kunſtreich weiß er uns in den Thälern ſeines Hochlandes die ganze ungeheuere Natur aller Erdgebirge nebenan zu friegeln, daß der Blick von den Alpen Berns auf die Alpen Thibets und der Cordilleren zugleich umherſchweift. Und ein Cento alles Schönen, was je über die Pracht und Herrlichkeit dieſer Höhen geſagt worden iſt, tönt uns aus ſeinem Geſpräche wieder begeiſternd zu. Wer mit dem Verfaſſer vielſeitige Bildung und Kenntniß gemein hat, wird hier als Natur- und Geſchichtsforſcher, Dichter, Erdbeſchreiber, Staatsmann, Sprachkundiger u. ſ. w. wechſelnden Genuß finden; und wer ſolche Bildung nicht hat, wird ſie ſich hier unvermuthet angewinnen. Darum zweifle ich nicht, dies Werk wird von denen gern geleſen werden, welche die Schweiz zu ſehen weder Gelegenheit noch Hoffnung haben; noch mehr von denen, die ſie ſahen, und gern die ewige Majeſtät der Alpenwelt in erfriſchten Erinnerungen vor ſich aufſteigen laſſen wollen. Wer zu den Gletſchern von Bern wandelt, wird eben ſo ungern ſeine Augen, als ein Buch zurücklaſſen, das ihn erſt ſehen lehrt.

In dieſen Blättern iſt kein Raum für Inhaltsanzeigen oder Beurtheilungen eines Buchs; auch bekrittl ich nicht gern den, von dem ich lernte, und tadle den nicht gern, der mir Vergnügen gewährte. Darum ſei's mit dieſer bloßen Hinweiſung abgethan, und dem Wunſche, daß Wyß, — und wer hätte dazu die glücklichern Gaben empfangen, als er? — uns noch mit einer vollſtändigen Sagenkunde der Alpen beſchenken möge. Denn was er unter dem Worte „Mythologie“ davon zum Beſten giebt (zweiter Th. S. 405) iſt doch eitel wenig. Jetzt aber iſt die Zeit, da man noch retten ſoll und kann, was von der Vorwelt Weſen und Bildern in des Volkes Tönen lebt. Immer bewahrte ſich der Geiſt des Alterthums am längſten im Gebirg rein; aber immer mächtiger dringt auch in dieſe abgelegenen Einſamkeiten der helle Geiſt des Neuerthums. Mit jedem Jahr werden wir weniger von dem erfahren, was uns

— — in alten Mären iſt wunders viel geſeit,
Von Helden lobebaren, von groſſer Arebeit;
Von Freuden und Hochzeiten, von Weinen und Klagen
Von kühner Recken Streiten!

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites Mai-Heft 1817.

Binnen wenigen Tagen wird folgende interessante Schrift die Presse verlassen und in allen Buchhandlungen zu haben sein:

Tagebuch

eines

Brittischen Reisenden

oder

Denkwürdigkeiten

über

J. K. H. die Prinzessin

Karoline von Wallis,

geb. Prinzessin von Braunschweig,

während der Jahre 1814 bis 1816.

Aus dem Italienischen.

Anzeige

meine poetischen Preisaufgaben

betreffend.

Indem ich mich allen denen, welche die von mir im vorigen Jahre gestellten drei Preisaufgaben mit ihrer Konkurrenz beehrt haben, zu besonderm Dank verpflichtet fühle, beeile ich mich, hiermit anzuzeigen, daß ich die gesammten bis 31. Dezember 1816, als dem festgesetzten Termin, zahlreich eingegangenen Gedichte bereits zur Beurtheilung übergeben habe, und daß ich das Resultat derselben zu seiner Zeit bekannt machen werde. Ich kann vorläufig hinzusetzen, daß, wie ich hoffe, keine der bezeichneten drei Dichtungsgattungen ohne irgend einen Preis bleiben werde.

Bei einem im Ganzen, wie es scheint, so günstigen Erfolg eines nicht ohne einige Bedenklichkeit gewagten Versuchs stehe ich nicht an, dieselben Preisaufgaben für das laufende Jahr nicht nur zu wiederholen, sondern auch noch drei neue Preise hinzuzusetzen.

Demnach bestimme ich, wie das erstemal, einen Preis von zwanzig Friedrichsd'or für das beste Gedicht, so fern es den Forderungen einer gerechten Kritik entspricht und folglich ein vorzügliches ist.

1) in der poetischen Erzählung, wobei Stoff, Gattung und Einkleidung dem Dichter frei bleiben;
2) in der Idylle, sie sei nun rein ideal, oder mehr oder weniger der Wirklichkeit entlehnt;
3) In der poetischen Epistel aus dem Gebiet des Lebens oder der Kunst, wobei nur die Heroide ausgeschlossen, eine didaktische Tendenz hingegen als besonders willkommen bezeichnet wird.

Ueberdies erbiete ich mich, das gelungenste Gedicht nach dem gekrönten in jeder Gattung, wenn es sich zur Aufnahme in die Urania eignet, mit vier Friedrichsd'or für den Bogen zu honoriren.

Die Wahl der Versart, so wie die ganze äussere Form und Einrichtung werden ganz der Willkühr des Dichters anheimgegeben; eben so wenig kann ich die Absicht haben, bei den Schwierigkeiten, welche die harmonische Begränzung eines Kunstwerks hat, die einzig durch sich selbst bedingt wird, den Umfang scharf zu bestimmen, und ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich andeutungsweise wiederholt auf Pope's Lockenraub (798 V.) und Versuch über den Menschen (1304 V.) hinzeige. Näher habe ich mich über die ganze Veranlassung zu diesen Preisaufgaben in meiner ersten Aufforderung, die in der Urania für 1817 wiederholt ist, erklärt, worauf ich mich hier beziehe.

Ferner bestimme ich drei Preise, jeden von sechs Friedrichsd'or, für das vorzüglichste Gedicht in der Gattung der Ode, der Elegie, und für den schönsten Sonettenkranz, insofern sie überhaupt eines Preises würdig befunden werden. Auch hier bleiben Stoff und Form, so weit sie nicht durch die Aufgabe selbst bestimmt sind, der Wahl des Dichters überlassen.

Digitized by Google

und gleich willkommen wird eine mit pindarischem Feuer oder in anakreontisch-tändelnder Weise gedichtete Ode, eine Elegie im Geiste der Alten oder Neuern, eine mehr oder minder zusammenhängende Sonettenreihe im Geiste Petrarca's oder Berni's, A. W. Schlegels oder Freimund Reimars sein.

Die gekrönten Gedichte werden in der Urania abgedruckt und ich bedinge mir an ihnen das Verlagsrecht auf fünf Jahre aus, nach welchen sie an den Verfasser als freies Eigenthum zurückfallen.

Der Termin der Einsendung ist bis zum 31. Dezember 1817. Die zur Konkurrenz bestimmten Gedichte erbitte ich unter meiner Adresse nach Altenburg (in Sachsen) oder nach Leipzig, mit Beobachtung der bei Preisbewerbungen üblichen Formen, (d. h. daß der Name des Verfassers in einem versiegelten Zettel angegeben wird und dieser Zettel ein Motto erhält, das auf dem Gedichte selbst wiederholt wird,) und lade alle, welche die Musenkunst üben und der Urania günstig sind, freundlichst zur Theilnahme ein.

Altenburg, den 30. Januar 1817.

F. A. Brockhaus.

In der königl. akademischen Kunst- und Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Wilmsen, F. P., Sammlung auserlesener poetischer Fabeln und Erzählungen für Lese- und Deklamations-Uebungen. Dritte verbesserte Ausgabe. 8. Preis 16 gr.

Diese Sammlung, die sich mit Wahrheit eine auserlesene nennen darf, da alles blos Gereimte ausgeschlossen ist, enthält in drei Abtheilungen, wovon die erste 49, die zweite 61, die dritte 58 Stücke zählt, das Beste, was unsere poetische Literatur von Fabeln und Erzählungen aufzuweisen hat, in einer sorgfältigen Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern. Diese dritte Ausgabe hat einige treffliche neue Erzählungen, darunter besonders die Perle unter den poetischen Erzählungen, Collins Kaiser Max auf der Martinswand, als Zugabe erhalten, und sie bietet nun einen eben so reichen, als brauchbaren Stoff für die Deklamationsübungen höherer Bürgerschulen und der mittlern Klassen der Gymnasien dar, wozu sie sich auch durch ihren billigen Preis eignet. Auch in Mädchenschulen wird sie vorzugsweise gebraucht werden können, da die Auswahl mit der sorgfältigsten Rücksicht auf das weibliche Zartgefühl und auf Sittenreinheit angestellt ist. Die Namen Hagedorn, Pfeffel, Alxinger, Goethe, Blumauer, Bürger, Krummacher, Gocking, Kleist, Lessing, Musäus, Wieland, Tiedge, Voß, Willamow, Schlegel, Steigentesch, Eberhard, Blumenhagen, Myß, Brachmann und Körner verbürgen den Werth der aufgenommenen Stücke.

Ueber Vaterlandsliebe und Verfassungswerth. Von Theudobach. 8. Preis 1 rthl.

Inhalt.

Ideen über die Vaterlandsliebe im Allgemeinen.
1) Klima und Karakter des Bodens.
2) Sprache.
3) Religion.

Ideen über die Vaterlandsliebe der Ueberzeugung. Besondere Mittel der Staatsherrscher zur Erweckung des Vertrauens der Unterthanen.
1) Beförderung der Aufklärung.
2) Verstattung der Gleichheit des Anspruchs.
3) Publizität des Verfahrens bei dem Bewegen der Staatsmaschiene.
4) Stätigkeit, Klarheit, Rechtzeitigkeit und Ausführbarkeit der Gesetzgebung.
5) Treue Erfüllung der von dem Staate übernommenen Verbindlichkeiten, Verwerfung aller Moratoriengesetze in Beziehung auf ganze Stände oder Klassen der Staatsbürger.
6) Freiheit der Gewerbe und des Handels.
7) Gleichheit der Münze, des Gewichts und des Maaßes.
8) Beförderung des inneren Handels durch Kanäle und Landstraßen.
9) Freier Verkehr zwischen allen Provinzen, unbeschränkt durch Provinzgrenzzölle und Ungleichheit der Abgaben.
10) Zweckmäßigkeit der Abgaben.
11) Errichtung von Anstalten zur Verhinderung des Armwerdens.
12) Sorge für die Verbesserung der Luftzipflege.
13) Zweckmäßigkeit der Militäreinrichtung.
Ueber den ewigen Frieden.
Ueber Deutschland als Gemeinwesen.

Hermbstädt, D. S. F., Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen-, Seiden- und Leinen-Färberei, der Zeugdruckerei und der Kunst zu bleichen. Dritter Band. Zweite vermehrte Auflage, mit sechs Kupfern. gr. 8. Preis 1 rthl. 16 gr.

Die Absicht, durch dieses Magazin nicht nur eine gewisse Gemeinschaft mit den Cultivateurs derjenigen Kunstgewerbe zu veranlassen, welche vor das Forum desselben gehören, sondern auch sie mit allem Neuen bekannt zu machen, was sie interessiren kann, endlich aber sie selbst zu neuen Untersuchungen aufzumuntern, deren Resultat einerseits die Vervollkommnung der Färberei, der Druckerei und des Bleichens, nach sich führen, und andererseits geschickt sein werden, diesen

Kunstgewerben diejenige wissenschaftliche Form zu geben, deren sie so sehr fähig sind, ist erreicht worden. Einen Beweis hiervon geben die in diesem Bande enthaltenen Aufsätze, und der Beifall, mit welchem das Werk aufgenommen worden ist.

Alle sieben Bände kosten 11 rthl. 18 gr.

Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum. **Mit Einleitungen und deutschen Anmerkungen von M. B. F. Schmieder. Mit einer Karte. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.** 8. 16 gr.

Diese zweite Ausgabe ist mit Sorgfalt und Sachkenntniß verbessert und vermehrt worden. Sie enthält alles, worin bei Wörtern und Konstruktionen leicht und öfter geirrt wird, das Schwierige, Seltene oder vielleicht Sonderbare wird in den Anmerkungen erklärt, der Sinn gezeigt, und die nöthigen Sach-Erklärungen sind beigefügt worden. Für Lehrer und Lernende ist es daher ein nützliches Buch, dessen Werth durch den Beifall des Publikums anerkannt worden ist.

In oben angegebener Verlagshandlung sind auch noch folgende Autoren zu haben:

Q. Flacci Horatii opera. **Mit deutschen Anmerkungen von J. H. M. Ernesti.** 2 Vol. 8. 1 rthl. 12 gr.

P. Maronis Virgilii Aeneidos libri XII. **Mit deutschen Anmerkungen von M. B. F. Schmieder.** 2 Vol. 8. 2 rthlr.

M. T. Ciceronis epistolarum selectarum libri IV. **Mit deutschen Anmerkungen von Poppe. Zweite Ausgabe.** 8. 10 gr.

Ejusd. de officiis. libri III. **Mit deutschen Anmerkungen von J. F. Degen.** 8. 1 rthl.

Empfehlungswerthe Anzeige.

An Deutschlands Männer und Jünglinge, die für die Befreiung des Schwerdt zogen, wie jedem Deutschen, empfehlen wir als ein werthvolles Andenken:

Dr. **C. W. Spieker's** (im heiligen Kriege Diener des göttlichen Worts und Ritter des eisernen Kreuzes,) **Gebete, Predigten und Reden zur Zeit der Erhebung des preußischen Volks gegen die Tyrannei des Auslandes, im Felde und in der Heimath gehalten.** 8. 1816. Berlin., Rauck. 1 rthl. 6 gr.

In der Prediger Literatur enthält die ungemein vortheilhafte Rezension, folgende Würdigungen:

S. 457: „Der Verfasser drückt seine Ueberzeugungen in einer kräftigen, begeisterten, salbungsvollen Sprache aus, macht dabei einen schönen Gebrauch von der Bibel, und legt namentlich die passendsten Stellen seinen Vorträgen zum Grunde." S. 458: „Mit aller Kraft und Fülle eines Redners führt er in die Zeit verlebter siebenjähriger Schmach und Greuel zurück, verkündigt die Nähe der Erlösung, verhehlt die Opfer nicht, die es kosten wird und ermuntert in begeisternder Sprache zur männlichen Entschlossenheit." S. 465: „Welch einen Eindruck muß dieser köstliche, ganz für diesen Zweck geeignete Vortrag auf das Herz des Kriegers gemacht haben? Alle Schrecken des Todes müssen wenigstens auf Augenblicke verschwinden." S. 466: „Wir können diese Vorträge nicht aus den Händen legen, ohne uns von inniger Hochachtung gegen einen so kräftigen Redner und braven Deutschen ergriffen zu fühlen. Wohl dürfte man behaupten, daß kein anderer das Geschäft eines Dieners des göttlichen Wortes in dem geführten heiligen Kriege zu übernehmen mehr innern Beruf gehabt habe. Wie der Donner des Geschützes, ertönt die hohe Sprache der Begeisterung aus voller Brust. Rednerische Fülle, Reichthum der Gedanken, vollendete Darstellung wird hier im reichen Maaße angetroffen. Wie mancher mag durch ihn den Tod mit Muth und Fassung haben ins Angesicht schauen lernen. Unvergeßlich wird er gewiß allen bleiben, die ihn als Prediger und Seelsorger im Felde um sich hatten. Mag er ausruhen von seiner Anstrengung und wahrhaft glücklich die Stille des Friedens genießen."

Mit eben dem Lobe spricht auch die Rezension in der hallischen allg. Lit. Zeit. 1816. Dez. Nr. 144.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bei uns ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Böhmer, D. G. W., Handbuch der Literatur des Kriminalrechts in seinen allgemeinen Beziehungen, mit besonderer Rücksicht auf Kriminalpolitik, nebst wissenschaftlichen Bemerkungen. 8. 3 rthl. 4 gr.

Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Göttingensis, recentiores. Vol. III. ad A. MDCCCXIV — XV. cum fig. 4 maj. 6 rthl.

Roos, J. D., Repertorium Commentationum a Societatibus litterariis editarum, T. XI. Materiam medicam et Pharmaciam continens. 4. 2 rthl. 16 gr.

Sammlung Hogarthischer Kupferstiche, in verkleinerten aber vollständigen Kopieen derselben, von E. Riepenhausen. Zwölfte Lieferung, mit Erklärung derselben. 3 rthl.

Testamentum novum graece, perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae. Vol. IX. Fasc. I. exhibens epistolam Jacobi, contin. D. Dav. Jul. Pott. Editio tertia auctior et emendatior. 8 maj. 1 rthl. 8 gr.

Göttingen im Januar 1817.

Dieterichsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Fortgesetzte Anzeige der neuesten Erscheinungen in der deutschen Literatur, welche für beigesetzte Preise bei mir zu haben sind.

H. R. Sauerländer.

Ali Bey's el Abassi Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 bis 1807. Zweite Abtheilung: Aegypten, Arabien, Syrien und die europäische Türkei enthaltend. Aus dem Französischen. gr. 8. Weimar. 6 fr. 15 s.

Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege für Stadt- und Landschulen nach Faust. 8. Rotweil 8 s.

Anweisung zu einem regelmäßigen Billardspiel, oder Neues Billard-Reglement. In vier Blättern. Folio. Leipzig. 2 fr. 5 s.

Archiv für den thierischen Magnetismus. Herausgegeben von Eschenmayer, Kieser und Nasse. Ersten Bandes Erstes Stück. 8. Altenburg. 2 fr. 5 s.

Archiv, Würtembergisches. Erster Band in 4 Heften. Zweiter Band in 3 Heften. 8. 11 fr.

Beyer, J. M., tabellarische Uebersicht der Küchengartengewächse, wenn, wie und zu welcher Zeit selbige zu säen, zu pflanzen und was zu jedem insbesondere für ein Boden erfordert wird. Folio. Basel. 6 s.

Bibliothek, neue, der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. J. F. Bertuch. 8ter u. 9ter Band. gr. 8. Weimar. Jeder Band 6 fr. 15 s.

Buchholz, Fr., Beschreibung der Schlachten von Ligny und la belle Alliance. 8. Berlin. 15 s.

Chateaubriand, F. X. v., Tagebuch einer Reise nach Jerusalem durch Griechenland, und von Jerusalem durch Egypten, durch die Barbarei und durch Spanien zurück nach Paris. Uebersetzt mit Anmerkungen von Dr. C. A. Haßler. 3 Bände. gr. 8. Freiburg. 8 fr.

Crome, Dr. A. F. W., Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse, vorzüglich in Betreff des germanischen Staatenbundes, und der in Deutschland allgemein einzuführenden landständischen Verfassung. Zweite sehr vermehrte und verbess. Auflage. 8. Gießen. 2 fr. 5 s.

Elphinstone, M., Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul, im J. 1808. Nebst ausführlichen Nachrichten über das Königreich Kabul, den dazu gehörigen Ländern und Völkerschaften. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen von Fr. Rüh's. Erster Band. gr. 8. Weimar. 6 fr. 15 s.

Ernennung, die, eines Coadjutors, für das Bisthum Konstanz, aus dem wahren kirchenrechtlichen Gesichtspunkt dargestellt. 8. Germanien. 15 s.

Garthe, C., Tabellen für barometrische Höhenmessungen nach der Schichtenmethode des Hrn. Prof. Benzenberg berechnet. 16. Gießen. 1 fr. 7 s.

Hartl, J. C., Gemälde des häuslichen Lebens und Grundzüge des Karakters der Franzosen in den französischen Feldzügen von 1814 u. 1815 getreu entworfen. 8. Erlangen. 1 fr. 7 s.

Haßler, D. L. A., der Wandler unter Gräbern. Eine Sammlung von 300 Grabschriften allerlei Inhalts und in mehreren Sprachen. 8. Freiburg. 1 fr. 10 s.

Herrmann, A., landwirthschaftlicher Katechismus. Dritter Theil, Erste Abtheilung. Handels-Gewächs-Bau. 8. Freiburg. 2 fr. 14 s.

Köppel, J. G., Malerische Reise durch die Fürstenthümer Baireuth und Anspach. In Briefen. Zwei Bände. Mit 19 Kupfertafeln. Zweite Auflage. 8. Erlangen. 8 fr.

Kreyßig, D. F. L., die Krankheiten des Herzens systematisch bearbeitet und durch eigne Beobachtungen erläutert. Dritter Band. Mit einem Kupfer. gr. 8. Berlin. 7 fr. 10 s.

Lips, D. A., über die wahren Ursachen der Brodnoth und Theurung und die wahren Mittel dagegen. 8. Erlangen. 15 s.

Meyer, M. J. L., Lehrbuch der römischen Alterthümer für Gymnasien und Schulen. Vierte verbesserte und mit 6 Kupfertafeln versehene Auflage. gr. 8. Erlangen. 2 fr. 14 s.

Michabelles, K. F., Geographisch-statistische Tabelle von Deutschland. Folio. 1817. Nürnberg. 10 s.

— — Geographische Tabelle von Europa. Nach den neuesten Bestimmungen bis zu Ende des J. 1816. Zweite verbess. und verm. Auflage. Folio. Nürnberg. 8 s.

Mone, Dr. F. J., de emendanda ratione grammaticae germanicae, libellus. 4 maj. Heidelbergae. 1 fr. 3 s.

Mosqua, F. W., über den Wohllaut der teutschen Sprache. 8. Berlin. 1 fr. 10 s.

Müller, J. W., Bußreden an das teutsche Volk. 8. Heidelberg 12 s.

Musäus, D. J. D. H., Grundsätze des Handlungs- und Wechselrechts. Dritte verbesserte Ausgabe. 8. Gießen. 1 fr. 16 s.

Neuffer, C. L., Günther oder Schicksal und Gemüth. Ein episches Gedicht in sechs Gesängen. Mit einem Titelkupfer. 8. Heidelberg. 2 fr. 5 s.

Dasselbe Buch auf fein Papier 3 fr. 15 s.

Plotho, C. v., der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Erster Theil mit 26 Beilagen. gr. 8. Berlin 7 fr. 10 s.

Schlez, J. F., der Mensch nach Leib und Seele, oder Anthropologie für Volksschulen. (Des Handbuchs für Volksschullehrer zweiter Theil.) 8. Gießen. 2 fr.

Digitized by Google

Berlin und der preußische Staat.

Fünfter Brief.

Genußfertigkeit der Berliner. Eigenthümlichkeit des Luxus unserer und voriger Zeiten. — Annäherung der Stände im Leben und Genuß desselben. — Der königliche Hof. — Verhältniß der Stände im Volk zu einander. — Der Handelsstand. — Die Juden.

Im Allgemeinen hat sich die Empfänglichkeit der Berliner für Genüsse aller Art in hohem Grade verfeinert. Man findet bei weitem nicht mehr so viele Personen dem Spiele, dem Trunk und dem liederlichen Leben hingegeben. Selbst der gemeine Bürger- und der Soldatenstand machen nicht mehr solche wüste Auftritte wie ehmals, die nur die Trunkenheit, die Verzweiflung beim Verlust im Spiele und Ausschweifungen aller Art veranlaßten. An die Stelle wilder roher Freuden sind aber Prachtaufwand, Bequemlichkeit und Gaumenkitzel getreten. Für die höhern Stände sind eine Anzahl Gastsäle eröffnet, wo an einem Mittag oder Abend von den Berliner Gaumseligen mehr verzehrt wird, als ihre Vorfahren in einer ganzen Woche auszugeben sich entschließen konnten. Ferner gibt es eine Menge geschlossener Gesellschaften, wo die höhern Stände sich versammeln und Alles in Wohnung, Geräth, Beleuchtung und Bewirthung durch Beiträge glanzvoll und köstlich verwaltet wird. Die meisten Leute von Ton sind in drei oder vier solchen Kreisen Theilnehmer und dies beträgt eine bedeutende jährlich bestimmte Ausgabe, die aufgebracht werden muß. Die große in allen Stadtkreisen befindliche Anzahl von Wein- Kaffee- und Speisehäusern, die noch alle Tage vermehrt wird, und von denen jedes sein Publikum hat, zeigen es hinlänglich an, daß die Berliner jetzt mehr zum kostbaren Lebensgenuß hinneigen, als vormals. Hier treiben bemittelte Hausväter und Söhne ihr Wesen, und wird das verzehrt, was die Vorfahren zum Sparpfennig zurücklegten.

Ein Sammelplatz für die zierlichen Frauen und Mädchen sind die sogenannten Konfituriers, deren Zahl täglich zunimmt. Einige der letztern haben einen bedeutenden Ruf erlangt. Zu ihnen drängt sich unaufhaltsam eine Anzahl genußlustiger Leckermäuler, und das Leben und Weben daselbst gibt dem Beobachter den Anblick eines lebendigen Panorama. Sehr viele von diesen Konfituriers sind zugleich Gelegenheitsorte zu manchem zärtlichen Stell dich ein, wo der liebenswürdigen Berlinerin mit den Süßigkeiten für den Gaumen, die sie aufgetischt findet, auch für das Herz erfreuliche Süßigkeiten dargereicht werden.

Digitized by Google

Es ist ganz natürlich, daß sich dadurch im Allgemeinen auch eine gewisse Empfänglichkeit für Anstand und äußeres Ansehen verbreitet hat, und steigender Aufwand in Kleidern, Geräthen und in solchen Dingen, die bloß dem Auge Nahrung, oder einen gewissen Anstrich von Erziehung und Wohlstand geben. Aller reine Gewinn, welcher der erwerbenden Klasse verbleibt, wird nicht wie vormals, zum Kapital aufgesammelt, sondern sofort zum Aufwand benutzt.

Größtentheils ist es daher der Fall, daß sich die arbeitende Klasse nicht mehr in grobes Tuch und gewöhnliches Leinen, wie sonst kleidet. Der geringste Handwerker hat das Ansehen eines wohlhabenden, wohl auch reichen Mannes. Die arbeitende ja selbst dienende Klasse der Frauenzimmer zeigt sich an den Tagen, wo sie öffentlich erscheint, in geschmackvollem Kopfputz, in schönen Shawls und edeln Gewändern. Man hat Mühe, ihrem wahrem Stand auf die Spur zu kommen. Dieser Aufwand belebt alle Gewerbe. Das Kapital, das den vormals bei jedem einzelnen vergraben gewesenen Sparpfennig in dem Kreise der Gesellschaft bildete, ist im freien Umlauf und das Ganze hat das Ansehen großen Wohlstandes, der genau erwogen eine leere Truggestalt ist.

Im Allgemeinen läuft es zwar auf dasselbe hinaus, ob eine Gesellschaft durch liegendes Gut und Baarschaft oder Kunstfleiß ihr Dasein sichert. Der Unterschied zeigt sich aber darin, daß eine Gesellschaft, die blos auf Kunstfleiß beruht, bei Abnahme desselben in einen Zustand von Armuth versinkt, der bei liegendem Gut nicht eintreten kann.

Der Gewerbfleiß Berlins ist seit einigen Jahrzehenden um das Dreifache gestiegen. Blos gewöhnlichen Handwerkern ist es möglich, aus ihrem Erwerb eine dreifach größere Auslage zu machen, als es sonst der Fall war. So findet man eine große Anzahl Schuster, Schneider, Kammacher, Tischler u. s. w., die einen Ladenzins von ein bis zwei hundert Thaler jährlich abzutragen vermögen. Selten ist jetzt ein Handwerksmann müßig. Alle arbeiten auf Spekulation, wenn es ihnen an Aufträgen fehlt; und die Ausstellungen von Zierrathen, Hausgeräthen, Kleidungsstücken und andern Prachtdingen, sind so häufig, daß hier der Markt für das ganze Königreich zu sein scheint. Bald wird Berlin den größern Hauptstädten London und Paris in dieser Hinsicht nichts nachgeben. Den glänzendsten Anblick gewähren eine namhafte Anzahl von Gold- und Silberhandlungen, die für viele Tausende schon verarbeitetes Gold und Silber dem Auge zur Schau darstellen. Man sollte kaum glauben, daß bei solcher Einrichtung deren Inhaber Rechnung finden.

Nun dürfte es wohl in Berlin nicht sobald an Mitteln fehlen, die Industrie der Bewohner aufrecht zu halten, wenn man bedenkt, daß das große Heer der Beamten oder Staatsdiener und eine nahmhafte Anzahl Kriegsleute schon allein einen bedeutenden Theil des baaren Einkommens, das von der ganzen Monarchie zusammengebracht wird, hier in Umlauf setzen. Die Anzahl zuströmender Fremden vermehrt die Summen. Indeß eben das Zuströmen des baaren Geldes veranlaßt, daß ein großer Theil der Bewohner Berlins in Genüssen und Zerstreuungen aller Art sein Einkommen zu ver[illegible]enden Gelegenheit findet und daß diejenigen, welche wegen ihres

Digitized by Google

beſchränkten Verdienſtes nicht Theil nehmen können, ein dürftiges oder auch einförmiges Leben führen müſſen.

Man kann mit Fug und Recht den Glanz in Berlin nur als einen bloßen Firniß betrachten, der alljährlich neu aufgetragen werden muß, wenn er erhalten werden ſoll. Der größte Theil der Berliner hat blos durch ſeine Induſtrie ein Auskommen, das allein von der Maſſe des baaren Geldes, welches in Umlauf kömmt, abhängt. Und da nun in allen Ständen jeder ſein Einkommen ſteigern muß, um ſeinen vermehrten Bedürfniſſen zu genügen, ſo müſſen die Dinge von 1 bis 3 täglich im Preiſe ſteigen. Man hört daher auch die Hausfrauen täglich über Theurung der erſten Nothwendigkeiten klagen. Miethzins, Dienſtlohn, iſt beinahe um das Doppelte im Preiſe hinaufgegangen und dieſen ſtehen die Lebensmittel keineswegs nach. So lange die Maſchiene in gutem Gang iſt, ſo lange diejenigen, die den Hebel derſelben in Händen haben, oder diejenigen, von welchen aus das baare Geld in der Hauptſtadt zirkulirt, nicht weiter ſchreiten und die von ihnen abhängenden Stände nicht weiter fortreißen, wird es nicht an äuſſerm Wohlſtand fehlen. Indeß beweiſet es die Erfahrung, daß der Luxus wie ein Polyp die Kanäle der menſchlichen Begierden zu umſchlingen ſucht und täglich an Umfang und Betriebſamkeit zunimmt. Berlin ſteht in Hinſicht des Luxus noch nicht am Ziele. Schon jetzt könnte man vorausſehen, daß die allgemeine Einnahme des Volks ſeine Ausgabe nicht zu decken fähig iſt, und es wird natürlich ſein, daß in einigen Jahrzehenden noch größeres Mißverhältniß Statt finden wird.

Es iſt nicht leicht möglich, dem Aufwand, der ſeit dem vorigen Jahrzehend ſein Aufkommen gefunden, durch Geſetze Einhalt zu thun, wie man oft vermeint. Der Luxus unſerer Zeit hat einen eigenen Karakter, worin er ſich von dem der vorigen Zeiten weſentlich unterſcheidet. Wenn Ueppigkeit blos im äuſſern Verhältniß der Menſchen, in Kleidern, Geräthen u. ſ. w. beſteht, dann iſt ſie leicht durch ein Geſetz zu beſeitigen. Erſtreckt ſie ſich aber auf die Genußfähigkeit der Menſchen, ſteht ſie mit ihren Gefühlen, ihrer Geiſteskultur und ihren gemüthlichen Bedürfniſſen in Verbindung, ſo kann das Geſetz nicht ausreichen, den Luxus zu unterdrücken oder die ganze Natur des Volkes muß umgeſchaffen werden.

Es iſt nicht ein ſolcher Aufwand, der ſcharf in die Augen fällt, ſondern der im Stillen treibt. Er entwickelt und verbreitet ſich blos durch die Vorſtellung, die jetzt alle Stände von einem höhern Leben und von einer Gleichheit der Gefühle haben.

Das liegt im Geiſt der Zeit, den die Begebenheiten der vorigen Jahrzehende entwickelt. Dieſer Geiſt der Zeit iſt bei weitem nicht in ſeiner wahren Geſtaltung, vorzüglich wie er ſich in Deutſchland zeigt, feſt ins Auge gefaßt worden, weil er ſich jetzt erſt hervorzudrängen beginnt.

Die allgemeine Bemerkung, die oft vernommen wird, daß das geſellſchaftliche Leben jetzt koſtbarer und genußreicher iſt, liegt einestheils in dem Beſtreben der Völker, ſich den Freuden des Lebens, die ſonſt nur in dem Kreiſe der Großen ihre Stelle fanden, zu nähern; anderntheils in der Gemächlichkeit und dem Sinn der Großen für die in andern Ständen verbreiteten Quellen

Digitized by Google

des Genuſſes. Beide Endpunkte des Genuſſes haben ſich gleichſam begegnet und in ihrem Zuſammentreffen in der Art gekreuzt oder gemiſcht, daß das geſellſchaftliche Leben, um für beide empfänglich zu werden, einen höhern Standpunkt einnehmen mußte.

Dieſer Standpunkt iſt es, den wir nach ſeinem Urſprunge ins Auge faſſen müſſen; auf ihn glauben wir, iſt das geſellſchaftliche Leben in ganz Deutſchland, ja in Europa hinaufgetrieben, und dies beſtätigt uns die Ansicht, die wir in dem Kreiſe unſerer Beobachtungen in Berlin und dem preußiſchen Staat von ihm genommen.

Gewiß gibt der preußiſche Hof den redendſten Beweis unſerer Anſicht. Schon in der ganzen Lebensweiſe des Monarchen und ſeiner Familie herrſcht eine Bürgerlichkeit und Volksthümlichkeit, die ſonſt an Höfen gar nicht aufzuweiſen war. Man ſieht keine Prachtfeſte und große Mahlzeiten, deſtomehr ſpricht edler Geſchmack und der Geiſt der Ordnungsliebe aus dem Ganzen hervor. Zieht man die Palläſte und die von der Hofſitte vorgeſchriebenen, nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten ſich zeigenden Umgebungen des Hofes nicht in Betracht, ſo führt der Monarch und ſeine ganze Familie höchſtens die Lebensweiſe eines der erſten begüterten Privatleute des Staats. Das Ganze iſt eingerichtet, um dem Herrſcher, wenn ihn ſeine Neigung zöge, einen bequemen Uebergang zur Theilnahme an den Genüſſen ſeines Volkes zu erhalten. Es ſcheint in ſeiner ganzen Hauseinrichtung alles darauf berechnet zu ſein, ſich oft als Vater und Freund ſeines Volkes zeigen zu können. Beinahe täglich, wenn er in der Hauptſtadt iſt, erſcheint er im Kreiſe ſeiner Familie im Theater. Bei den Maskenbällen, welche dieſen Winter Statt fanden, wobei jedem für den Eintrittspreis der Zugang geſtattet war, fand ſich der König und ſeine Familie ein. Man ſah ihn in den für den Hof beſtimmten Logen, von wo er mehrmal ſich dann maskirt, unter das Publikum im Saale miſchte und ſich unter der maskirten Menge fortbewegte. Bei den desmaskirten Bällen, wo der Eintrittspreis etwas koſtbarer war, und wozu der Adel und die Dikaſterien zur Unterzeichnung eingeladen waren, und anſtändige Perſonen Eintrittskarten gegen Zahlung erhielten, war der König ebenfalls mit dem ganzen Hofe gegenwärtig.

Die Aufnahme, welche der König und der Hof im Kreiſe dieſer Volksverſammlungen findet, ſpricht es ganz klar aus, daß das Volk in den Gefühlen ſeiner Würde zu weit vorgeſchritten ſei, als daß es die Achtung und Verehrung, die es der geheiligten Perſon des Monarchen zu weihen ſich ſchuldig hält, je aus den Augen verlieren könnte. Eben dieſe Rückſicht nehmen auch die verſchiedenen Stände gegeneinander. Keiner pocht auf ſeine Geburt, ſeinen Reichthum, ſeinen Rang. Alles trinkt die Freude gleichſam aus *einem* Pokal. Keiner ermüdet in dem Beſtreben, dem Kreiſe würdig ſich zu zeigen, dem er einverleibt iſt. Selbſt bei dem Handwerker zeigt ſich eine Feinſinnigkeit, die, wenn es ſeine Einnahme erlaubte, ihm das Anſehen eines Hofmannes verleiht.

Daß dies Alles auf einen Fortſchritt im Luxus hindeutet, iſt wohl natürlich. Denn die Empfänglichkeit ſelbſt des Handwerkers für Lebensfreuden ſetzt auch gutes Einkommen von

Digitized by Google

seinem Gewerbe voraus, und dieses kann nur erfolgen, wenn sich die Gewerbe durch den Luxus in ihrer Betriebsamkeit angefeuert finden.

Da ferner überhaupt die Höhe, auf welcher sich jetzt die Regierenden gegen die Regierten gestellt, nicht mehr den vormaligen weiten Abstand bildet, so denkt sich selbst schon jeder Mensch nicht so tief im Kreise der Gesellschaft herabgesetzt, als vormals. Es herrscht eine größere Gleichheit der Ansprüche, und wenn nicht jeglicher sie in der Theilnahme an der Verwaltung zu gründen sucht, so hält er sich doch nicht bestimmt, in dem was zu genießen steht, zurückzubleiben. Bei dem allen wird still und sicher von jedem die Grenze anerkannt, die er im Kreise der Gesellschaft hat. Durch dies gegenseitige Zugestehen seiner Beschränkung muß aber natürlich eine gewisse unmerkliche Abstufung der Stände erfolgen, die sich nicht so grell als vormals zeigt. Sie besteht jetzt nicht in der äussern abgeschnittenen Form, sondern in der Verschiedenheit des Wirkungskreises.

Es lebt jeder, kleidet sich und genießt übrigens, nicht wie es vormals hieß, nach seinem Stande, sondern nach seinem Einkommen. Obgleich nun dies Einkommen der Menschen im preußischen Staat überhaupt sich durch die gesteigerte Betriebsamkeit merklich vergrößert, nimmt doch von der andern Seite die Empfänglichkeit für Genüsse in dem Grade zu, daß ein bestimmtes Einkommen für die unbestimmt steigenden Ausgaben nicht hinzureichen beginnt. Die Lage der Staatsdiener und Kriegsleute, von welchen eine große Anzahl in Berlin lebt, ist also in gewisser Rücksicht sehr beengt, und man hört sie trotz des erhöhten Soldes über ihr Verhältniß in der Hauptstadt klagen, wo der allgemeine Hang zum Genuß die Preise aller Dinge vertheuert und die Gelegenheit zu genießen, sie und ihre Familien zu bedeutenden Ausgaben einladet.

Einen Gegensatz von diesem bildet der gewerbtreibende Stand. In diesem nimmt natürlich der Kaufmann die erste Stelle ein. Es gibt in Berlin Handlungshäuser, die einen Aufwand bestreiten, in dem es ihnen selbst der hohe Staatsdiener nicht gleich thun kann. Von der großen Masse von Nationalvermögen, welches in dem für Preußen unglücklichen Jahrzehend von 1806 bis 1816 angegriffen werden mußte, hat die Masse der Kaufleute Gelegenheit gehabt, einen großen Theil an sich zu ziehen. Alles auf Grund und Boden verwendete Kapital ist durch die Bedürfnisse, die der Krieg herbeiführte, besteuert, verpfändet und verschleudert worden, um ihnen zu genügen, und indem der größte Theil desselben durch den Krieg verzehrt ward, so ist der Ueberrest in den Händen der Spekulanten geblieben.

Der größte Theil dieser Emporgekommenen besteht in Lieferanten, Wechslern und Produktenhändlern, welche in Berlin die erste Linie in den Reihen der großen Welt bilden. Diese Erscheinung ist aber nicht neu. Stets war es während eines Krieges der Fall, daß Leute, welche das Glück begünstigt, vom Bettelstabe sich zu Millionärs emporhoben. Indeß vormals ward der Reichthum von den Emporkömmlingen nicht so zur Schau getragen als jetzt, und er ist jetzt vorzüglich ein Gegenstand der öffentlichen Rede geworden, insofern er vorzüglich einer

Digitized by Google

Gattung von Menſchen in die Hände gekommen, deren Daſein überhaupt von den älteſten Zeiten her ein Gegenſtand des Gezänkes war, wir meinen — die Juden.

Bekanntlich iſt den Juden, ſeitdem ſie zerſtreut wurden, vorzüglich der ſpekulative Handel, der ſich blos durch unerwartete und in ihren Augen nicht zu beſtimmende Ereigniſſe erhalten kann, verſtattet worden. Sie haben in demſelben ſtets ihr Fortkommen gefunden, weil dieſes von ſeinem Vaterlande verdrängte und in allen Welttheilen zerſtreute Volk ſelbſt nur ein Spiel der Begebenheiten war, und zuverſichtlicher ſich dem Glück und dem Ungefähr preis giebt, als jedes andere Volk, das in ſeinen feſten Sitzen und auf ſeinem vaterländiſchen Boden eine jener wenigſten kärglichen Quelle ſeines Fortkommens verbürgt findet.

Der Jude neuerer Zeit hat eigentlich Alles dem Zufalle zu verdanken. Große Begebenheiten und Verhältniſſe, die in die Welt eintraten, haben des Israeliten Schickſale auf ſonderbare Weiſe beſtimmt; er hat durch eben ſo auffallende Zeitverhältniſſe ſeine Menſchenrechte verloren, als er ſie wieder gewann. Wodurch kam es, daß der Hebräer in der Vorzeit verfolgt, gedrückt und verachtet war? Weil zu jener Zeit im Gemüth des Menſchen diejenige Leidenſchaft, welche ſich im Gefolge der Selbſtſucht entwickelt, die herrſchende war. Wodurch iſt es den Juden gelungen, daß ihnen in unſern Zeiten wenigſtens die Rechte des Menſchen zugeſichert werden? Weil in dem großen Theil der Menſchen der Funke reinen Menſchenthums zur Flamme hervorbricht.

Es ſind wahrlich nicht Ueberlegungen und Rechtsgründe, die den Juden bald ganz oder unter gewiſſen Bedingungen aus der Geſellſchaft bannten, bald in dieſelbe zurückführten. Das liegt vielmehr im Geiſt der Zeit, der bald die Eigenſucht, bald die Sittlichkeit, als den Anführer großer Entſchließungen einſetzt. Wir können es weder den Vorfahren zur Laſt legen, daß ſie die Juden oder Heiden verfolgt, ſo wie wir es wieder nicht dem heutigen Geſchlecht zum Ruhm zählen können, daß es die Juden milder behandelt. Eben dadurch, daß den Juden die Beſchäftigungen des bürgerlichen Lebens in allen Staaten verſagt waren, war er ein Spielball des Zufalls geworden. Indem man den Juden von allen bürgerlichen Verhältniſſen ausſchloß, wollte man ihn gleichſam dadurch in ſeinem Daſein vernichten, und es mußte befremden, ihn wie einen Phönix immer wieder neu und kräftig hervorgehen zu ſehen. Dies rührte aber vorzüglich daher, weil man die günſtigen Augenblicke nicht zu berechnen vermochte, die der Zufall ihm aufbewahrte; auch nie auf den Gedanken gerieth, ſie zu berechnen, ſondern vielmehr auf die ſchiefe Anſicht kam: daß der Jude immer und allenthalben durch Betrug, Liſt und Raub ſein Fortkommen fände. Nun ſollte man aber doch bedenken, daß ein aus ſo vielen Millionen beſtehendes, in allen Welttheilen unter ſo mannigfaltigen Nationen lebendes Volk ſchwerlich fortdauernd ſo viel Jahrtauſende beſtanden haben würde, wenn ſein ganzes Fortkommen durch Betrug, Liſt und Raub geſchehen wäre; es müßte vielmehr längſt in Kerkern, auf Galeeren und auf Schaffotten das Ziel ſeines Daſeins gefunden haben.

Wir halten dafür, daß man in Deutſchland kein ſo lautes Geſchrei wiederum gegen die

Digitized by Google

Juden würde erhoben haben, wenn die Begebenheiten der letzten Zeiten nicht die Spiele des Glücks und Ohngefähr vermehrt und damit eine große Menge Juden bereichert hätten, die nur darauf angewiesen sind.

Es ist entschieden, daß sowohl die Gegner als Vertheidiger der Juden blos durch den seit dem letzten Jahrzehend angeblich zugenommenen Reichthum der Juden veranlaßt worden, über sie zu richten. Nirgends ist aber hierzu solcher Stoff vorhanden, als in Berlin. Daher ist auch von Berlin aus der Funke zu der in Deutschland angeschierten Verfolgungssucht gegen die Israeliten ausgegangen.

Es ist kein Wunder, daß der Jude nur in Reichthum sein Glück und seinen Ruhm setzt, da er blos dadurch sein Fortkommen sichert. Es darf ferner nicht befremden, daß der Jude, da man ihm überall blos den spekulativen Theil des Handels verstattet hat, seinen Reichthum in das Material setzte, welches der Hebel der Spekulation ist, das Geld. Es geht daher natürlich zu, daß der Jude in den Tagen, wo das Geld in schnellen Umlauf ist, in Zeiten der Umwälzungen, der Kriege, und der angestrengten Finanzoperationen, am besten seinen Vortheil erlauert.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große mehreren Handlungshäusern Anerbietungen machen ließ, ihn durch die Mittel, welche ihnen ihr Gewerbe in die Hände gab, mit Geldsummen in seinen kriegerischen Entwürfen zu unterstützen. Allein von allen wollte keines sich dazu verstehen. Juden allein waren es, welche dem großen Manne entgegen kamen, und so geschah es denn, daß, nachdem Friedrichs Unternehmungen durch einen glücklichen Erfolg bekrönt wurden, die Juden vorzüglich in seiner Hauptstadt in den Besitz bedeutender Reichthümer kamen. Friedrich wußte, was er dem Spekulationsgeist der Juden zu verdanken hatte, und er verlieh ihnen daher, sei es aus Dankbarkeit oder staatswirthschaftlichen Absichten, eine größere Duldung als bisher. Indeß verstand er es hinwieder, in dem den Juden zugefallenen Reichthum seinen Staatseinnahmen eine ergiebige Quelle zu verschaffen. Die Juden mußten bedeutende Abgaben zahlen, und so war der Staat für das in die Hände der Juden gekommene Vermögen gleichsam entschädigt.

Der vorzügliche Wohlstand der Juden in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege veranlaßte aber auch in der Denkart und Erziehung derselben eine Richtung, wodurch sie sich dem Geiste des Zeitalters zu nähern beginnen. Die merkwürdigste Erscheinung wird es immer bleiben, daß bei dem ersten Schritte, den die Juden zu deutscher Bildung machten, in ihrer Mitte sich ein genialischer Kopf wie Mendelsohn erhob, der nicht allein die gedrückte Gemüthlichkeit der Juden zu beleben, sondern sie auch für deutsche Bildung zu begeistern wußte. Seine Gemüthlichkeit, die er in jenen Zeiten, trotz der damaligen Verbildung seines Volkes so rein und klar dem Grundkarakter der Deutschen anzuschmiegen wußte, und die es veranlaßte, daß er um die Wette mit Abt, Lessing, Rammler, Nikolai u. s. w. den Grundstein zur Ausbildung der deutschen Literatur zu legen gewürdigt ward, macht ihn dem Beobachter zu einer der seltensten

Digitized by Google

Erſcheinungen. Mendelſohns Geiſt war es, der weit umher in Europa leuchtete, und auf die Juden den Geiſt des Zeitalters ernſtlich hinlenkte. Seit ſeiner Zeit iſt es geſchehen, daß nicht allein das Judenthum, ſondern auch der Jude ſelbſt als Menſch und Bürger, die Aufmerkſamkeit der Fürſten und Völker auf ſich zog. Seitdem ward in Deutſchland vielfach und öffentlich darüber verhandelt. Dieſer eröffnete in jener Hinſicht die Bahn, ihm folgte eine große Menge denkender Köpfe.

Der Ideenverkehr, der ſich dadurch in den Juden und über die Juden entwickelte, war der Bildung derſelben vorzüglich in Berlin ſehr heilſam. Der anhaltende geiſtige Kampf für und wider ſie gab ihnen mehr Empfänglichkeit für die Denkart des Zeitalters, und ſo geſchah es dann, daß ſie ſich in Denkart und Handlungsweiſe auch dem Fortſchritt des Lebensgenuſſes anſchloſſen, der im preußiſchen Staat und vorzüglich in Berlin ſtatt fand. Der Geiz, die ſchmutzige Auszeichnung in ihrem Aeuſſern, in ihren Kleidern und Wohnungen, die vormals ihnen zum Vorwurf gemacht ward, iſt jetzt eine Seltenheit, und in Hinſicht des Luxus und der Genußfähigkeit ſtehen ſie jetzt keinem andern Stande nach.

Man könnte vielmehr behaupten, daß ſie im Verhältniß zur Volksmenge Berlins, einen Vorſprung in der Empfänglichkeit für Genüſſe gemacht haben, und zwar, weil ſie die Mittel dazu vorzugsweiſe haben, die ihnen ihr ſpekulatives Gewerbe, dem ſie bis jetzt noch ganz hingegeben ſind, zu verſchaffen im Stand iſt.

Die bedrängten Zeiten des preußiſchen Staates und der Krieg, den er zu führen hatte, waren für viele eine ergiebige Quelle des Erwerbs und neuen Reichthums; da nach der Verſicherung derjenigen, welche die Verhältniſſe der Juden genau kennen, das Vermögen, das ihnen im ſiebenjährigen Kriege zu Theil ward, durch nachtheilige Spekulationen, Verſchwendungen und mancherlei andere Verhältniſſe bedeutend abgenommen hatte. Die meiſten von dieſen reichgewordenen Juden haben in der Stadt und auf dem Lande ihre prächtigen Wohnungen, zeigen ſich in Equipagen, geben Gaſtereien, die der Sammelplatz der erſten Staatsdiener und der geſchätzteſten Künſtler ſind, und führen ein Leben trotz dem gebornen Großen.

Dieſer in die Augen fallende Glanz mußte dieſe Menſchenklaſſe neuerdings zum Gegenſtand des Erſtaunens auch wohl des Neides machen. Man ſucht die Quelle ihres Wohlſtandes auf, will ſie in Betrug und Wucher finden, und ſie liegt doch nur im Glücksſpiel benutzter Zufälle. Es wäre gewiß ein Beitrag zur Kenntniß der über alle menſchliche Vernunft hinausgehenden Verkettung des Schickſals, wenn man die Geſchichte aller dieſer Emporkömmlinge niederſchreiben wollte.

Es iſt von vielen Seiten und auf hundertfältige Art im preußiſchen Staat ſeit mehreren Jahren erwogen worden: Ob man den Juden Bürgerrechte zu verleihen habe, um ihnen den Weg zu allen Gewerbszweigen zu eröffnen? Nur nach vielem Hader iſt man endlich vor ohngefähr ſechs Jahren dahin gekommen, ſie ihnen im preußiſchen Staat zu geſtatten.

Viele Juden ſahen ehmals dieſe Zeit als noch ſehr entfernt an, oder glaubten gar nicht,

Digitized by Google

daß ſie jemals bezweifelt werden könnte, und da ſie die Schwierigkeiten begriffen, mit welchen ihre Nachkommen zu kämpfen haben dürften, wenn ſie ferner im Handelsverkehr ihr Fortkommen erhalten ſollten, ſo entſchloſſen ſie ſich, zum Chriſtenthum überzugehen oder ließen ihre Kinder taufen, verheiratheten ſie mit Chriſten u. ſ. w. Dadurch geſchah es dann, daß viele Judenfamilien dem Kreiſe der Chriſten näher kamen. Die meiſten dieſer Proſeliten fanden Aufnahme in Geſellſchaften und Klubs, wo ſonſt Juden kein Zutritt geſtattet wird, und durch dieſe eingetretene Annäherung ward endlich wieder eine Klippe, woran die Menſchlichkeit ſo oft ſcheiterte, allmälig abgeſtoßen.

Es fanden ſich inzwiſchen ſelbſt ſcharfſinnige und kenntnißreiche Männer, die in dieſem aufgekommenen Verhältniß einen Anſtoß fanden oder nach ihren Anſichten darin den Verfall des Chriſtenthums erblickten. Sie erſannen daher einen Ausweg, wodurch den Juden ein Hinderniß ſich den chriſtlichen Religionsparteien zu nähern, entgegengeſtellt werden ſollte, und ſo bildete ſich die hin und wieder ſchon in öffentliche Anregung gebrachte **chriſtlich-deutſche Geſellſchaft**, welche als das Grundgeſetz ihres Vereins die Bedingungen aufſtellte: **Weder den Juden, noch den getauften Juden und deren im Chriſtenthum geborenen Kindern Zutritt in ihrem Kreis zu verſtatten.**

Obgleich dieſer Grundſatz in der Form, wie er ſich hier geſtaltete, nicht allgemein gebilligt ward, faßte er doch hin und wieder Wurzel und mußte noch mehr ſich verbreiten, als die den Juden verliehenen Bürgerrechte im preußiſchen Staate, mehreren Familien dieſes Volks Gelegenheit verſchafte, ſich in ihrem Wirkungskreiſe auszudehnen. Die Stimme gegen die Juden ward lauter. Die Herolde des neuen Deutſchthums wollten in den Juden lauter Revolutionärs und Freunde der Franzoſen ſehen und ſuchten überall Gelegenheit, ſie bei Regierung und Volk verdächtig zu machen. Der neue ausgebrochene Krieg Preußens gegen Frankreich gab indeß den Israeliten häufig Veranlaſſung, ſich auf eine ihren erlangten Staatsbürgerrechten würdige Weiſe zu zeigen; ihre Jugend trat in Reih und Glied zum Kampf gegen den Feind, opferte ſich dem Vaterlande, und machte das Vorurtheil zu Schanden: daß der Jude nicht zum Soldatenſtand geſchaffen wäre.

In dieſem Kriege fand jedoch auch eine namhafte Anzahl Juden durch Lieferungen und Handelsſpekulationen Gelegenheit, bedeutende Summen zu gewinnen. Der Friede kehrte ein, und es waren in dieſem Zeitpunkt, wo alles durch Drangſale erſchöpft war, mehrere Israeliten kräftig und reich nach Berlin heimgekehrt. Die großen Einrichtungen, die ſie in Hinſicht ihres Hausweſens trafen, die bedeutenden Verhältniſſe, welche ſie angeknüpft hatten, erregten abermals wie immer Neid und Schmähſucht brodloſer oder eitler Wüſtlinge. Die Neckereien nahmen wieder ihren Anfang und man verſuchte es ſogar von der Bühne herab, durch die Aufführung der in ganz Deutſchland zur Sprache gekommenen Poſſe: **Unſer Verkehr**, ihnen mehr Nachdruck zu geben. Gefahr für das Beſſere und Reinmenſchliche liegt darin nicht; höchſtens

Digitized by Google

längere Nahrung für ein sterbendes Vorurtheil. Der Weltgeist hat zu nachdrücklich seine Uebermacht erhärtet, als daß man noch zu besorgen hätte, die Idiosynkrasie einiger Hitzköpfe könne vormalige Verhältnisse wieder hervorrufen.

Berlin. April 1817. D—r.

Zween Beiträge zur Geschichte unserer Zeit.

Folgende Beiträge bedürfen, um gehörig von den Lesern gewürdigt zu sein, keines erläuternden Vorworts. Jeder bezeichnet sich selbst. In jedem waltet ein anderer Geist. Dennoch wurde die Entstehung des *letztern*, des Versuchs einer *innern* Geschichte der neusten Ereignisse, erst durch den *ersteren*, der als ein Beitrag zur *geheimen* Geschichte der Zeit gelten mag, veranlaßt. Darum mögen sie beide hier unter einerlei Aufschrift erscheinen, wie ein wahrer Januskopf mit Doppelgesicht.

Die Aechtheit der Denkschrift des Herrn Baron von Gagern ist unzweifelhaft, und dem Herausgeber von dem Hrn. Verf. sie selbst in einem Schreiben vom 17. April 1817 bezeugt.

Der Versuch einer innern Geschichte der neuesten Ereignisse muß die Aechtheit seiner aufgestellten Thatsachen in jedes Lesers Brust selbst beurkunden. Von anderer Hand nimmt er kein Zeugniß an.

D. H.

1.

Beiträge zur Zeitgeschichte.

Vom Freiherrn v. Gagern.

Es ist Zeit, von vielen Dingen in Deutschland den Schleier aufzuheben; die Geschichte unserer Tage würde mangelhaft bleiben, wenn wir solchen Stoff nicht sammelten. Unsere Nation ist es wohl werth, daß man sie unterrichte. Die Fürsten waren umstrickt; aber sie, die Nation selbst, hat sich geholfen; ihr redlicher Sinn, ihr gereizter Unwillen, ihre lang schlummernde aber aufgeweckte Energie, vom Pallast bis zu der Hütte, und vom Feldherrn bis zum Gemeinen.

Doch im Stillen wirkten tüchtige Männer, übten ihr Talent, faßten kühne Entschlüsse, gaben die Richtung, trotzten dem Ungemach, scheuten nicht die Mühe, und was mehr ist, nicht das *mögliche Mißlingen*. Ohne so rasche That, ohne so sonderbaren Einfluß, ohne so mächtige Triebfedern, wäre alles bei dem leeren Vorsatz, bei dem innern Grimm, verhallenden Klagetönen und dem gewöhnlichen behutsamen Gang der Kabinette geblieben. Es war keine andere Abrede, Konspiration oder Rotirung unter ihnen, als der Einklang starker Seelen. Indem ich Namen nenne, werde ich mich bestreben, gerecht zu sein, doch mit Correggio's Worten: Auch' io son' pittore.

Vielen war mein freiwilliges Exil ein Räthsel. Viele wissen um meine *Verbannung aus dem österreichischen Kaiserstaat*, oder was dem gleich! Warum davon nicht deutlich sprechen? — Es verwebt in die großen Begebenheiten der Zeit. Von Franz II. dann vom Kaiser in Person begnadigt, will ich auch gerechtfertiget vor der öffentlichen Meinung erscheinen! Keines Herrn geborner Unterthan, meine eignen angestammten Rechte nur vertheidigend, war

Digitized by Google

war ich auch von der Seite in großer Maſſe berechtiget, nach Gefallen zu thun und zu ſprechen, und bin es noch.

Die Ereigniſſe waren ſo nah vor meinen Augen vorübergegangen! Ich konnte ſo die Unbill der Zeit überſchauen, meſſen und empfinden! Wie oft habe ich die Frieden wünſchenden und Frieden hoffenden vor dem Siegestrunkenen gewarnt, der gleich andern Trunkenbolden vom Wein zum Scheidewaſſer kommen würde!

Ich berge es nicht, es war eine Zeit, wo mich die nahe Hoffnung verlaſſen hatte; eine Epoche, wo ich glaubte, daß wir mit ſeinem furchtbaren Daſein kompromiren müßten, ja ein Augenblick in jüngern Jahren, wo ich ihm dienen wollte, um ihm zu entfliehen. Bliebe Florida und Luiſiana in ſeinen Händen, ließ ich ihm ſagen, ſo wollte ich Rheinländer und Maynländer, von der Moſel und der Saar, vom Neckar und der Lahn, der Deutſchen viele, nach und nach an den Miſſiſſippi führen. Dort hätten wir wohl die Freiſtätte wieder gefunden! Wie viele gingen früher dahin, aber um geringerer Veranlaſſung! Und er war wohl Mann dazu, ſolchem Vorſatz Nachdruck zu geben.

Herr Talleyrand, als Staatsmann, als Weltmann, als geiſtreicher und gelehrter Mann, ſchien mir unter ſeinen Zeitgenoſſen unübertroffen. Beging er Fehler im Privatleben, ſo konnte ich ſie ſeitwärts liegen laſſen. In dieſer perſönlichen Verbindung, die ich ſo oft zum Vortheil meiner Landsleute anwendete, ſagte er mir mehr wie einmal: Ich liebe den Herzog von Dalberg mehr wie Sie, denn er iſt viel munterer. — Ja wohl! der Jugend Fröhlichkeit verſchwand unter dieſem Druck, unter welchen mich Stand und Pflicht, und des vaterländiſchen Rheins bezwungener Lauf geſetzt hatte. Und von dem gebeugten Stolz, von der Schwermuth, ſind die Wurzeln noch nicht alle ausgeriſſen.

Schon damals ſagte er die merkwürdigen Worte: je ne veux pas etre le bourreau de l'Europe. Schon zu Warſchau ſprachen wir ſo offen wie jetzt von der Bourbonen Herſtellung, als der einzigen Möglichkeit Europa zu beruhigen; und ich durfte ihn kühn dazu ermahnen. Es iſt alſo falſch, daß er ohne ſein Zuthun in Ungnade gefallen ſei; er wollte ſich entziehen, eben weil er mit den heilloſen Händeln nichts mochte zu ſchaffen haben. Vergeblich war damals meine Gegenvorſtellung: ob denn der Kontinent und Deutſchland insbeſondere beſſer daran ſein würden, wenn er von dem Schauplatz abtrete?

Doch als die Gefahr auch dem rechten Rheinufer nahe kam, Oldenburg und Norddeutſchland fielen, alles erſchüttert war, verließ ich Weib und Kind und den verwunderten Vater, und das Land, dem ich mit Ehre vorſtand, und beneidete Würden, und was mehr iſt, geprüfte Freunde; um fern an meines Kaiſers Thron Schutz und Recht wieder zu finden. Nur in eines Freundes Ohr wagte ich zu ſagen, und auch er mochte Mitleid mit dem Gemüthskranken haben: Ich werde unſere Unabhängigkeit vertheidigen; ich werde beitragen, Baiern mit Oeſterreich

Digitized by Google

zu versöhnen. — Aber mit Beharrlichkeit erreicht man viel! — Gegen die Menschenfeinde sei es im Voraus gesagt: daß ich auch nicht an eines Deutschen Brust angeklopft habe, ohne Tugenden und vaterländische Gesinnungen zu entdecken. Und ich war bereits zu alt zur Täuschung.

Mannigfaltig waren noch von Zweibrücken und Mannheim her meine Verbindungen zu München. Sie gaben mir und meinen Worten leichten Eingang, vom Monarchen angefangen.

„Also nach Oesterreich," sagte mir einst Maximilian Joseph, mit Groll und Argwohn, den er motivirte.

„Gnädigster Herr, an diese Besorgniße für ihr Land kann ich nicht so glauben. Der Wiener Hof selbst steht jetzt in Verbindungen, die das hindern. Es sind unverständige und untreue Diener, die solche Abneigung in Eurer Majestät Brust hegen und mehren. Aber daß Eurer Majestät Thron immerdar erschüttert sei, so lang Tirol in Ihren Händen ist, das glaube ich auch. In dem Sinn lassen Sie uns handeln."

Und der König sagte nicht nein. Als mir früher der Kronprinz die Herrlichkeiten der Natur zu Salzburg und Berchtolsgaden zeigte, erinnere ich mich noch eines selbst erfundenen Wortes, in den tiefen Schachten der Erde gesprochen, aber einem Baierfürsten wohl verständlich: Herr, wenn wir uns nicht vor diesem frechen Charlemagne bewahren, so werden auch sie taffiloifirt. Ueberflüssig! denn das stolze sprudelnde Gemüth war eher zu besänftigen und zu warnen, als zu wecken.

Früher schon hatte mich Bekanntschaft, unserer Frauen Verwandte und meiner Söhne Dienst, zu dem General Graf Wrede auf seinem Landsitz nach Mondsee geführt. Es bedurfte keiner langen Umschweife, um in des raschen Helden Seele zu lesen. Verwünschen durfte ich die Schlacht von Wagram, wo er in soldatischer Pflicht so vieles beigetragen hatte, unsere Ketten zu schmieden. Frei konnte ich ihm sagen: „Freund, Mann der Ehre, Sie sind uns sobald wie möglich Ersatz schuldig, wie und wo es immer sein mag. Nicht gegen, sondern für uns hat Ihnen die Natur so großes Talent gegeben. An Ihnen ist es fürwahr, die Fahne unserer Unabhängigkeit zu pflanzen, wenn immer Sie die Möglichkeit sehen." Und längst schlummerte der Vorsatz und das Pflichtgefühl in seiner edeln Seele. Nicht der Tand der Bänder und Würden, nicht der Schimmer der Geschenke hatte ihn geblendet und entfremdet. Und wenn die vaterländischen Künstler zu den drei Schweizern auf dem Rütli das Gegenstück suchen, so haben sie es im Kahn zu Mondsee gefunden, wo wir trotzig die bessere Zukunft ins Auge faßten.

Es war damals durch höchst glückliche und kluge Wahl der Freiherr von Wessenberg östereichischer Gesandter zu München. Die Liebe zu den Wissenschaften hatte die erste persönliche Verbindung unter uns gestiftet. Und zur Ehre dieser Wissenschaften sei es gesagt, es waren vor andern Söhne und Freunde der deutschen Musen, die in dieser kraftvollen Zeit den Pult verließen, um nachdrücklich, und wenn es Noth war, bewaffnet zu wirken.

Digitized by Google

So und mit so vielen andern anſchaulichen Kenntniſſen deutſcher Sinnesart ausgerüſtet, kam ich nach Wien. Auf dieſem neuen und großen Schauplatz ſah ich ruhig um mich her. Der Männer und geiſtreichen Frauen unſerer Gegenden waren viele da, längſt gewohnt Rhein und Donau zu verknüpfen.

Das Leben gleicht dem Schachbret. So müſſen die Gegenzüge ſein; nicht nach der Phantaſie und den abſtrakten Regeln, ſondern nach des Gegners drohenden oder feldöffnenden Zügen. Er mag thun, was er will, er wird mich finden.

In dieſem unvergeßlichen Sommer und Winter ging der Feldzug in Rußland vor. Alſobald ſahen die Klügſten ein, daß die Stunde geſchlagen habe. Alles um mich her war regſam und wach. Weil es in meiner Macht war, den Zirkel meiner Bekannten zu wählen, fand ich bald die Faden, womit Tyrol noch an Oeſtereich hieng.

Da that York den entſcheidenden Schritt. Längſt hat die Geſchichte und der Völker Weisheit ſolche Fragen beantwortet; oder vielmehr bekannt, daß ſie keineswegs zu beantworten ſeien. Die Wahl des Augenblicks, die Art, der Ausgang rechtfertigt oder verdammt. Ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt.

Es war Aufruhr und Revolution. Allerdings. Aber Revolution heißt nichts anders, als den politiſchen Zuſtand der Dinge ändern — das Wort gehört, wie die Worte: Freiheit, Tugend, Konſtitution, in die Klaſſe der Dinge, die man fürchtet, ob des möglichen oft geſehenen Mißbrauchs. Als oraniſcher Diener und Anhänger bin ich befugt, von der Sache billiger zu denken. Weder in Holland von Wilhelm dem erſten, noch in England von Wilhelm dem dritten, und ihren Unternehmungen ſpricht man ſo. Unſere glorreiche, glückliche, geſegnete Revolution — ſteht auf allen Seiten in den Parlamentsreden, wie in den Gebeten, und den Blättern der Geſchichte. Und alles um mich her ſingt ſo oft und ſo fröhlich das Volkslied von Meißners Hand:

Wachſe hoch Oranien!
Gleich dem Eichbaum unter Stürmen,
Ob ſich Wolken drohend thürmen,
Ob die Winde brauſend weh'n,
Wachſe hoch Oranien!

Blühe ſtolz Oranien!
Völkerioch haſt du zerbrochen,
Haſt Tyrannen Hohn geſprochen,
Warſt der Freiheit Felſendamm,
Blühe Naſſau's Heldenſtamm! u. ſ. w.

Nun, war jener Zuſtand etwa bei uns gut, war er nur erträglich? Wie weit war noch die Diſtanz zur gänzlichen Unterwerfung? Der General York handelte gegen die königlichen Befehle. — Aber waren dieſe Befehle noch frei? — Wie wenn einſt Franz I. aus Madrid, oder Ferdinand VII. aus Valencey ſo befohlen hätte? War Berlin und Potsdam viel unabhängiger? Und wie dachte Nation? War ſie etwa geſpalten?

Digitized by Google

Diese Extreme sind eben die noch dauernde Krankheit unserer Tage; das Königthum alles oder nichts. Und die ganze Weisheit der vergangenen Zeit, das auflösende Problem bestand und besteht darin: diese Mittelstraße zu finden.

Hat dieser York seinen Feldherrnstab mißbraucht? Ging wie unter jenem leichtsinnigen Volk, die königliche Würde von Schritt zu Schritt zu Grabe? Tumultuirten die Berliner fortan? Löste sich der Heere Gehorsam auf? — Nein. Von Tag zu Tag befestigte sich das königliche Ansehen wieder. Friedrich Wilhelm III. war nie mehr selbstvertrauend, mehr selbstherrschend, als nach diesem Entschluß des bewährten Soldaten und des hochgesinnten Bürgers.

Aber noch waren die preußischen Heere wenig gerüstet; sie bedurften der Hilfe. Um so mehr eilten wir, sie zu leisten.

Jedoch indem wir so von allen Seiten die Völker wecken, und in Harnisch setzen, die deutschen Nationalkräfte in Anspruch nehmen wollten, schien es mir räthlich, um den falschen Wünschen, den üppigen Auswuchsen der Imagination, jedem demokratischen Unfug gleich ein Ziel zu setzen; alsobald von oben herab im Namen der Gewaltigen zu sagen, wornach wir trachteten. Folgende acht Punkte schienen mir der wesentliche Text, um den sich alles drehen würde.

1. Deutschlands Unzertrennlichkeit.
2. Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Kaisers Franz.
3. Ein Wahlreich zwar, aber ein vollständigeres und gerechteres Wahlsystem in Absicht der Wahlfürsten, und der gesammten Volkerschaften.
4. Eine gemäßigte oder minder einschränkende Kapitulation.
5. Bessere Einrichtung und Aufsicht auf des Reiches Wehranstalten.
6. Justiz und Reichsgericht.
7. Freier Handel und Wandel, freier Dienst und Auswanderung.
8. Die Herstellung des aristokratischen Theils der Kirche in einem gewissen Verhältniß.

Ich gab diese politischen Artikel nicht blos dem Grafen, nun dem Fürsten Metternich, sondern sandte sie auch durch den Grafen Walmoden an dessen Schwager den Staatsminister von Stein, der Alexandern begleitete, und war sehr bald im Fall, sie zu kommentiren.

Das ist Herr Friedrich Karl Freiherr von Stein zu Nassau; Napoleons le nommé Stein. Ja wohl le nommé Stein. Der oft genannte, der von uns und den kommenden deutschen Geschlechtern mit Dank genannte, den die Säuglinge nennen sollen, wenn sie kaum Vater- und Muttern amen lallen. Sein Ausdauern, sein eiserner Muth, sein kluger Sinn und sein Genie haben die Dinge und ihren Ausgang herbeigeführt, geordnet, verknüpft, worüber wir jetzt frohlocken, und deren großen Zusammenhang wir einst von ihm selber hören sollen. Würdige Vertraute waren von jeher der Probirstein ächter Fürstengröße, und die Geschichte wird auch

Digitized by Google

von der Seite Alexander und Napoleon vergleichen. Für wen mehr als diesen Mann und unsere Zeit hat Horaz die herrlichen Worte erfunden:

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni,
Mente quatit solida. —

Tyrol und Vorarlberg wollten wir also wieder in Aufstand und starke Wehre sehen. Eben die Männer, die im Jahr 1809 dort an der Spitze gestanden, und so große Resultate geliefert hatten. Es hing unzweifelbar nur von unsern Winken ab. Doch statt des Gelingens unserer Anschläge wurden sie ruchbar. Das Wiener Kabinet fand nothwendig, den englischen Kurier in Mähren aufzufangen, sich die Depeschen zuzueignen, und der Hof ahndete unsere kühnen Schritte. Ersucht, die österreichischen Staaten zu verlassen, erbat ich mir noch wenige Tage Zeit zur Verantwortung, die hier steht:

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Nachdem ich im Begriff war, für den Dienst Eurer Kaiserlichen Majestät Gut und Blut zu wagen, kommt es mir unmöglich vor, daß ich von Ihren Staaten ungehört, verkannt, und in Ihrer Ungnade scheide. Meiner Ehre, Familie, Vaterland, Eurer Kais. Königl. Majestät Selbst, und dem Erzherzog Johann, ja dem Königlichen Hause von Baiern, gegen welches ich auch Verpflichtungen habe, bin ich diese Verantwortung schuldig.

Das Vorhaben, Tyrol wieder in Gährung zu bringen, habe ich nicht angezettelt, wenn ich es mir schon keineswegs zur Unehre rechnen würde, sondern es lag vollkommen in der Natur der Sache und des Landes, in den Ideen des Erzherzogs, und in den Ansichten, Berechnungen und Wünschen der hiesigen Häupter von Tyrol und Vorarlberg. Folgendes sind die Gründe, warum ich dieser Verbindung, und dieser Absicht nicht nur beigetreten bin, sondern in gewissem Betracht sie habe leiten wollen, und warum ich gegen jene Männer für das mir bezeigte Vertrauen ewig dankbar bleiben werde.

Mitten unter den schweren Vorwürfen, die zu unserer Zeit Deutschland trafen, sind nur wenige Dinge, die uns wieder rechtfertigen, und in besserm Lichte erscheinen lassen. Vorerst Eure Kaiserliche Majestät selbst, die dreimal den Kampf mit den höchsten Gefahren begonnen haben, weil Ehre und Wohlfarth der Monarchie es so geboten; alsdann Ihre Armee, die nach jedem auch ungünstigen Feldzug oder Friedensschluß, statt mit größerer Unlust, mit erhöhtem Muth, Behartlichkeit und Energie zu den Waffen griff; und endlich jener große Zwischenakt von Tyrol und Vorarlberg. Diesem allen meine laute Bewunderung zu zollen, darum kam ich nach Oesterreich. Urtheilen Höchst Sie, ob ich es nicht mit beiden Händen ergriff, daran thätigen Antheil zu nehmen.

Digitized by Google

Ich kam auf dem Weg wissenschaftlicher Verhältnisse in Verbindung mit dem Freiherrn von Hormayr, und durch ihn mit Seiner Kaiserlichen Hoheit. Alle, die an diesen Beredungen Theil nahmen, sind Tyroler oder Vorarlberger. Der Erzherzog selbst, ist eben so gebornter gefürsteter Graf zu Tyrol, als er königlicher Prinz zu Ungarn und Böhmen genannt wird. In ihrer aller Seele war zu jeder Stunde der Wunsch der Befreiung Tyrols wach; und um so lebendiger, als die Kriegsverhältnisse den Moment des wahrscheinlichen Gelingens und der Kombination mit den allgemeinen deutschen Angelegenheiten herbeiführen. Denn es ist Konsequenz, das immer und bis zur Vollendung zu wollen, was man einst aus richtigen Gefühlen begonnen hat.

Eure Kaiserliche Majestät hatten diese Verkommniß Selbst gut geheißen. Zweimal geschah es zu so großem Verlust der Monarchie, zweimal war es nicht mit günstigem Erfolg gekrönt, und die Stimmung und die Wünsche blieben dieselben. Uns konnte die That nun bei dem drittenmal in jedem Betracht größer, ausführbarer, nothwendiger, und mit dem Wohl von Europa in Einklang, und was Tyrol selbst anbetrifft, gerechter erscheinen, denn zu der Unbill der gewaltsamen Unterwerfung wurde noch die Unbill der gewaltsamen Zerstückelung hinzugefügt, ohne das Ermorden der Anführer zu gedenken.

Unmöglich können diese hohen Beweise der Liebe und Treue eines angestammten Volks dem Herzen Eurer Kaiserlichen Majestät angenehmer sein, wenn Sie sie gebieten, als die freie Wiederholung. Dem Vater, dem Ehegatten, dem Bruder, dem Freund sind die großen Beweise der Affektion, die ihm in den schwierigsten Momenten unaufgefordert gegeben werden, unendlich willkommener, als wenn er darauf dringt. Warum nicht so der geliebte Herr und Monarch? Und da der Erfolg doch immer zweifelhaft bleibt, da dieser Versuch eben so unglücklich wie der vorige ausgehen konnte; so schien es uns für das Gemüth Eurer Kaiserlichen Majestät schonender, als wenn Allerhöchst Sie Selbst so große Opfer begehrt hätten! Ja diese Opfer sind so groß, daß man sie vernünftig und sittlich im Enthusiasmus wohl darbringen, aber nicht vernünftig und sittlich im Kabinet vorschreiben kann.

Es ist eine wahre Konfusion und Vernichtung aller moralischen Ideen, Treue aus dem gezwungenen augenblicklichen Unterwerfungseiden abzuleiten. Diese Behauptung, die freilich im Katechismus der Usurpatoren obenan steht, ist unter den verschiedenen Bestandtheilen des Unrechts, die wir zusammen Tyrannei nennen, dem Deutschen das unleidlichste. Das Band der Treue entspinnt sich, aus wechselseitigen, einmal bestandenen Gefühlen und Verpflichtungen. Nur diese zu brechen, ist die böse That. Und wenn der Hesse, der seinem Kurfürsten festiglich anhängt, und den aufgedrungenen Herrn wieder verjagt, nie meineidiger und treuloser wäre, so wollte ich lieber Natur- und Völkerrecht jenseits den Seen von Canada suchen.

Nach der Meinung jener verbafteten Männer, denen ich hierin zu glauben hatte, war dieser Aufstand ganz und gar und so sehr in den Wünschen des Volks, daß der Ausbruch tagtäglich vorzusehen war und noch ist; daß eine gewaltsame Konscription, ein beschwerlicher Durch-

Digitized by Google

marſch, die Annäherung fremder Heere, ein zufälliger Zank das Feuer anfachen und verbreiten kann.

Es war daher weder unvernünftig, noch ſchien es uns pflichtwidrig, wenn ſie wünſchten, dieſem vorzuſehenden Ereigniß beſſere Reſultate zu ſichern; wenn ſie ihre Landsleute nicht wehr- und mittellos ſehen wollten; wenn ſie ihnen verſtändige Anführung und Leitung bereiteten; wenn ſie von Volksverleſſen, von der Sehnſucht nach fremder Hilfe, von demokratiſchen Prinzipien und Einflüſterungen abzogen, und ſie alſobald unter Fahne und Befehl eines tapfern Fürſten des Kaiſerhauſes verſetzten.

Als in unſern Berathſchlagungen die Frage von den Hilfsmitteln war, fand der Antrag alſobald Gehör, Niemand ſonſt zum Bruch der Pflicht, was auch immer der Vorwand ſei, unter den einheimiſchen zu verleiten. Lieber wollten Seine Kaiſerliche Hoheit vergrößerten Gefahren entgegengehen, und es der Zukunft anheim ſtellen. Selbſt mein älteſter Sohn, Dragoner-Offizier im Regiment Rieſch, den ich beſtimmte, an Seiner Hoheit und meiner Seite zu ſein, würde zuförderſt ſeine Entlaſſung förmlich und regelmäßig begehrt haben. Jene drei Verhafteten, die Herrn von Hormayr, von Roſchmann und Schneider, hatten mit ſchweren Opfern ihre Anhänglichkeit an Herrn und Land ſchon bewährt. Das ſind ſehr traurige Verhältniſſe des Lebens, wenn man zwiſchen Herrn und Land mitten inne ſteht. Wie leicht iſt nicht die Verwechſelung, wie leicht der Glaube, daß es ein und daſſelbe Intereſſe ſei, wie leicht war das nicht hier? Wie verzeihlich ſchien ihnen das Verbrechen, nicht des gebrochenen, ſondern des unterbrochenen Dienſtkontrakts; wie entſchuldigend die Idee, daß ſie mit Gefahr ihres Lebens zu größeren Dienſtleiſtungen hineilten! — Eurer Kaiſerlichen Majeſtät iſt es jedoch nicht unbekannt geblieben, daß der Freiherr von Hormayr, oberſter Direktor des geheimen Staatsarchivs, und alſo in einem Poſten des höchſten Vertrauens und der Verantwortlichkeit beſtellt, determinirt wurde, Wien und ſein Amt nicht ohne die Allerhöchſte Genehmigung zu verlaſſen. Dieſer Umſtand, daß er ſich nicht nur der kaiſerlichen Ahndung, ſondern auch jeder kaiſerlichen Dispoſition gänzlich unterwerfen wollte, rechtfertigt ihn ungemein, aber auch uns, und zeigt ſchon allein, wie man gedacht und gehofft habe.

Was nun mich noch insbeſondere betrifft, ſo bin ich vermöge meiner Geburt im geſammten Reich deutſcher Nation Edelmann und Freiherr. Daß der franzöſiſche Kaiſer durch ſeine willkührliche Dekrete dieſe meine Rechte gefährden und vernichten wollte, thut ihnen keinen Abbruch, ſondern ſetzt mich nur mit ihm in gerechte, offene und perſönliche Fehde. Von Paris aus droheten uns, oder drohen uns zwei Reiche, das empire françois und die Oberhand der Unwahrheit. Die letzte auf der Erde zu bekämpfen, davor bin ich allein Mann genug; das erſte, ſoviel an mir iſt. Andere Verhältniſſe des Dienſtes und der Treue hatten mir gebieteriſch aufgelegt, die eben ſo nichtswürdige als abſurde rheiniſche Konföderationsakte mehr wie einmal zu unterzeichnen, und das iſt hinlänglich am Tag. Was ich aber als oraniſcher Verpflichteter

Digitized by Google

und als Deutſcher dagegen verwahrend eingewendet habe, das weiß man nicht. Keine Handlung ſcheint mir ſtark genug, um dieſe Schmach zu tilgen; nachdem ich von jenen Dienſt-Obliegenheiten entlaſſen bin. Man hat es nicht allgemein und nicht tief genug gefühlt, was es ſagen wolle, was es am Ebro und an der Eider, zu München wie zu Dresden, und in Preußen wie in Ungarn ſagen wolle, wenn Napoleon von ſich ſelbſt ankündigte, er wolle das Reich Karls des Großen wieder herſtellen. Noch hat man hinlänglich die gottesläſterlichen Worte gewürdigt, als er ſich öffentlich von ſeinen Schmeichlern eine zweite providence nennen ließ, in demſelben Zeitraum, als er, den die einzige Vorſehung mit ſo ausgezeichneten Gaben ausgerüſtet hatte, die menſchliche Gattung zu ſo blutiger Aufreibung und zu ihrem Verderben hinriß. Dem als denkender Menſch und beſonders als Chriſt Einhalt zu thun, zähle ich zu meinen erſten Pflichten.

Wenn ich daher mühſam die alte deutſche Nationalgeſchichte verfaßte und hier im Zuſammenhang mit jenem Beginnen Eurer Kaiſerlichen Majeſtät, auch der Kaiſerin Majeſtät in Unterthänigkeit überreichte, — unſere Geſchichte zu der Epoche nämlich, wo wir gegen die, uns eben ſo drohende Uebermacht der Römer Jahrhunderte lang kämpften; wenn ich darin unſeren alten, vererbten Sinn entwickelte, und wie man damals ſchon von der Univerſalmonarchie und insbeſondere vom Imperio Galliarum an unſern Rheinufern dachte; ſo hoffte ich freilich Frankreich und ſeinem Kaiſer Abbruch zu thun; aber in der That minder durch hiſtoriſche Kunſt, Phraſen und Deklamationen, die ich ſogar oft vermied, als durch dokumentirte unwiderſprechliche Wahrheit.

Wie ich die Sache von Tyrol anſah, habe ich hinlänglich erörtert. Nachdem des Reichs Feſtungen im Waffenſtillſtand ſind genommen; des Reichs alte Verfaſſung mitten im Frieden, gewaltſam und bedrohlich aufgelöſt, und unſere nordiſche Fürſten ohne Krieg und Kriegserklärung aus ihren Stammlanden ſind verjagt worden, nach ſolchen, im völkerrechtlichen Betracht ganz ſinnloſen Handlungen, ſehe ich nicht wie Frankreich und ſein Kaiſer, ſobald wir es ändern können, jemals gegen uns ſich auf Völkerrecht und Beſitzſtand berufen mögen — bis die vollſtändige Wiederherſtellung und Genugthuung erfolgt iſt.

Allein es war freilich vielleicht eine tadelnswerthe Arrogang, wenn ich wähnte, den Planen in Tyrol durch meine Verbindungen, Erfahrung und Weltkenntniß, in politiſcher und diplomatiſcher Hinſicht, beſſere Geſtalt, Richtung und energiſchen Zuſammenhang zu geben.

Jedoch, im Hinblick auf Eure Kaiſerliche Majeſtät durfte es mir ſcheinen, daß es nur eine Fortſetzung früherer Vorhaben ſei. Nichts wurde mir denkbar, wie es dem Intereſſe Ihrer Monarchie nachtheilig werden möge. Alsbald blieben Sie Herr, früh, ſpät, offen oder nachſichtig die Ereigniſſe zu begünſtigen; in jeder Form ſich dazwiſchen zu legen; nach Willkühr zu beendigen. Doch eben darauf, daß es Ihrer Monarchie in ſo hoher Maſſe frommend geweſen wäre, darf ich allein keinen Nachdruck mehr legen, oder mich einer Argumentation unterziehen, nachdem Eure Kaiſerliche Majeſtät es anders befunden haben. Seiner Kaiſerlichen Hoheit dem Erzherzog Johann, konnte ich zwar zuſchern, mit Leib und Leben Ihre Perſon und Ehre zu

Digitized by Google

bewahren. Nachdem sich Seine Hoheit aber frei entschlossen hatten, würde ich sie selbst beleidigen, wenn ich behauptete, daß Gefahren sehr erwogen wurden.

Statt blutige Auftritte im südlichen Deutschland, und zwischen Alpen und Rhein zu veranlassen, durfte ich ganz andere Resultate hoffen. Wenn ich schon früher Deutschlands Lage im Großen und Allgemeinen betrachtete, so schien mir der Nationalhaß zwischen Oesterreich und Baiern, von Frankreich immer angefacht und unterhalten, eines der mächtigen Hindernisse unserer Wohlfahrt. Es wegräumen, war seit langem Triebfeder meines Lebens, und ein so starker Wunsch, daß auch das Blut meiner eigenen Söhne mir nicht zu lieb war, ihn zu erreichen. Darum dienen sie in beiden Armeen. Darum von meiner Seite so manche Reisen, Bemühungen und Vorstellungen. Denn umsonst wünscht man mit Worten Eintracht, wenn man nicht beseitiget, was sie stört. Oesterreich war zwar oft im Unrecht gegen Baiern. Aber der Verlust von Tyrol ist niemals zu verschmerzen; ohne Tyrol ist die Monarchie verrückt, Baiern aber ist diese Provinz nur schädlich, und sie kann ihm leicht ersetzt werden. So war meine feste Ueberzeugung, und keine Stufe zu hoch, auch der Thron nicht, wo ich sie nicht ausgesprochen hätte. Nachdem man mich aber in eine solche Kathegorie gesetzt hatte, daß beide Herrn in meine redliche Absichten keinen Zweifel setzen konnten, schien mir eben diese Auflösung, dieser Ausweg das passendste.

Der Aufstand von Tyrol und Vorarlberg, dachte ich mir, ist alsobald von gewaltiger Wirkung. Baiern, dessen Heer und junge Mannschaft erst so schwer geblutet hat, wird sich zweimal besinnen, den Kern seiner Truppen in diesen Gebirgen aufzuopfern, die es nicht behaupten kann noch will. Es vermag nicht zu berechnen, was Oesterreich thun wird. Es fürchtet die nordischen Mächte, ihre Ahndung, ihre Ansprüche, ja den allgemeinen deutschen Haß. Eine offizielle Versicherung in unsern Händen, daß es der bairischen Herrschaft nicht Abbruch thun solle, wird uns zum Zweck führen. Sie uns von den Mächten zu verschaffen, übernahmen auf mein Zuthun sehr angesehene Boten. Aber ein sehr triftiger, überall giltiger Vorwand für Baiern wäre es gewesen, sein Kontingent zu unserer und Oesterreichs Beobachtung in der Heimath zu behalten. Meine Seele wird immerdar durch diesen Gedanken und durch dieses starke Wollen sich erhoben fühlen: daß das südliche Deutschland nicht noch einmal im Laufe dieses Sommers die Blüthe seiner Jugend auf die Schlachtbank führe, nur um seine eigene Ketten zu befestigen. Ja diese Hoffnung dehnte sich aus guten Gründen auf die Schweiz, und auf Graubünden zunächst aus; und der Erzherzog würde, wenn die gütliche Einladung nicht gefruchtet hätte, selbst eine bedrohliche Stellung gegen sie genommen haben, um die Leistungen nach Frankreich zu hemmen.

Was man aber in Illyrien und gegen Italien hin thun wollte, oder daher zu befahren hatte, ermessen Eure Kaiserliche Majestät von selbst. Diesem Kriegsschicksal, diesen Unternehmungen giengen aber Seine Kaiserliche Hoheit als Feldherr entgegen, und vieles schien sie zu begünstigen, was in diese Zeilen nicht gehört. Niemand unter uns, soviel mir bekannt ist, gehörte zu einer fremden und geheimen Gesellschaft. Den sogenannten Tugendbund kenne

Digitized by Google

ich nur von Hörensagen, und von jeher habe ich darüber so gedacht: daß unter den Besseren zu allen edeln Zwecken ohnehin eine ewige Abrede besteht; die förmliche Association aber uns mit vielen sehr mittelmäßigen Personen in eine unanständige Konfraternität versetzt. Nur das war mir aus guten Quellen bewußt, daß das gewaltige Streben im Norden den Süden geschreckt, weil man die Grundsätze und Absichten, für die man kämpfen will, noch nicht ausgesprochen hat. Mein Wunsch ist, daß die hier angegebenen acht Punkte, die ich wörtlich so den Leitern im Norden durch den Grafen Walmoden habe vorlegen lassen, den Gesinnungen Eurer Kaiserlichen Majestät nicht zuwider sein mögen. Daß ich übrigens weder Geld noch Geldeswerth in Anspruch nahm, sondern eine Ehre darein setzte, mit meiner eigenen schon disponiblen Lage anständig und als ein Edelmann den Vorsatz auszuführen, ist Eurer Kaiserlichen Majestät hinlänglich bekannt geworden. Diese innere Verwaltung war Sache derer, die das Land kannten. Als sie den Zweck wollten, mußten sie wohl unumgänglich die Mittel bereiten, und hatten meine Zustimmung. Es war jedoch im Angesicht des Erzherzogs bereits eben so von strenger Komptabilität die Rede, als Seine Hoheit mit eigner Hand sich so ausdrückten: daß nur der höchste Grad der Uneigennützigkeit von allen Seiten diese Handlung gerecht und groß werde erscheinen lassen.

Von Eurer Kaiserlichen Majestät aus den großen Mitteln ihrer Monarchie Belohnung für mich und die Meinigen gehofft zu haben, will ich keineswegs in Abrede stellen. Am meisten würde es meinem Ehrgeiz geschmeichelt haben, wenn sie einst wieder auf unserm Thron nach altem Kaiserbrauch, zuerst nach den Dalbergen, und dann auch unter den Protestanten nach meinem Familiennamen gefragt hätten.

Mögen Andere glücklicher sein, in so hoher Maße Eurer Kaiserlichen Majestät Huld zum allgemeinen Wohl zu verdienen. — Bliebe aber auch dieser Unwille gegen mich, so würde ich dennoch nie aufhören, in der allertiefsten Ehrfurcht zu sein

Eurer Kaiserlichen Majestät

Allerunterthänigster.

Wien, den 16. März 1813.

Das alles bedarf nicht vieler Erläuterung. Mit der größten Schonung und Achtung wurde ich behandelt, und nie wird deßwegen eine Klage über meine Lippen kommen; nie eine Sophisterei, daß man gegen mich Unrecht hatte. Bedürfte es zur Ehre der Nationen, ihrer Regierungen und Sitten, einer Zusammenstellung, eines Kontrastes, so wäre es in ähnlichem Fall Savary und der Freiherr von Hager.

Nur das will ich, das muß ich erwähnen, daß viele kluge Männer dafür hielten, und noch jetzt dafür halten, es sei nach unserer Manier besser gewesen, die französische Macht würde schon damals getrennt und gebrochen worden sein; die Schlacht bei Lützen wäre nicht so vorgefallen. Und wäre diese Schlacht minder hartnäckig vertheidigt worden, oder eine zweite hätte Statt gehabt, wo waren wir? — Der österreichische Hof, damit die Sache im Norden nicht allzusehr

Digitized by Google

auffalle, fand damals nothwendig, den Vorgang entschuldigen zu lassen. Als ich nun vom Grafen Metternich mich beurlaubte, vernahm ich unter andern folgende merkwürdige Worte:

Vorerst, was mich anbetrifft, — „man lasse meinen Absichten Gerechtigkeit wiederfahren."

„Gehn sie nach Schlesien in die Hauptquartiere. Sie werden sehen, daß Oesterreich „und Preußen nie auf intimeren Fuß waren. Handeln und sprechen sie in dem Sinn. „Vertheidigen sie die acht Punkte, die sie mir zugestellt haben; es ist auch ungefähr „meine Ansicht. Lang werden wir nicht mehr zaudern dürfen. Zu jeder Zeit werden „wir auf sie zählen."

Ja wahrlich, sie haben auf mich zählen dürfen; oft half ich das wankende Vertrauen zu Oesterreich befestigen.

Ich aber meldete dem Grafen bei dieser Beurlaubung, daß Ehre und gerader Sinn nicht litten, den Münchner Hof alles das ignoriren zu lassen. Und einiger Einwürfe ungeachtet, that ich so.

Indem ich sofort dem Grafen Rechberg, dem baierischen Gesandten zu Wien, dieser Dinge Zusammenhang entwickelte, ihm die Gefahren seines Vaterlandes von allen Seiten zeigte, ihn beschwor, die baierischen Heere nicht noch einmal unter Napoleons Führung ziehen zu lassen; bot er mir Vertrauen für Vertrauen, ließ mich die Lage und die geheimen Wünsche seines Hofes klar sehen, und ermahnte mich in dieser schwierigen Epoche, Baiern überall zu vertreten. Dieser feierlichen Stunde werde ich eben so wenig vergessen, als unserer Freundschaft. Das Wort, das ich dem trefflichen biedern Manne gab, habe ich treulich und emsig gehalten. Noch zu Wien, und zu Breslau, und bald zu Dresden, und auch zu London, nicht nur Oesterreichs, sondern auch Baierns Beitritt an die Ungläubigen verkündigend, wenn man von den eingebildeten Zuchtruthen ablieſe, und zu verständigen Traktaten käme! — Die Zeit hat uns gerechtfertigt, der Graf Wrede unterschrieb, und Napoleon wenigstens schrieb dem Ereigniß den Umsturz seiner Plane zu.

Wie schnell diese Dinge ihre Reife erhalten würden, war damals noch in der Hand des Schicksals. Sie herbeizuführen, dem verwaisten, gestaltlosen, gebeugten Vaterland die Hand zu bieten; einen Verein, eine Behörde, einen Haltungspunkt zu bereiten, bildete sich ein Verwaltungsrath, präsidirt von dem Minister von Stein, anerkannt von den Mächten, augenblicklich eben so thätig als kühn und fest. Wir würden von Norden her auf Deutschland auf ähnliche Weise gewirkt haben, wie die Behörden zu Cadix vom Süden auf ihr Volk, wäre es nöthig geblieben. Aber Oesterreich erklärte sich.

Als der Waffenstillstand mir Zeit ließ, gieng ich nach England, schilderte dort den Zustand der Dinge, nahm die oranischen Farben, befestigte alte und stiftete neue Verbindungen und Freundschaften.

Digitized by Google

2.

Verſuch einer innern Geſchichte der neueſten Ereigniſſe.

Von Heinrich Zſchokke.

Die ungeheuern, zuweilen ans Fabelhafte ſtreifenden Begebenheiten unſers Zeitalters ſind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeſtrömt, als der große Haufe der Zeitgenoſſen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An dieſe Quellen mögt' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüſſel zu vielen unbegreiflichen Räthſeln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem ſtillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geſchichten und Aufklärungen über den Urſprung und Fortſchritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltsherrſchaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß ſich darin viele das Verdienſt am großen Heldenwerk unſerer Tage zuſchreiben. Die Schriftſteller, welche das Volk zur Selbſtermannung begeiſterten, werden ſagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldenſinnig für ihre und ihrer Fürſten Freiheit und Ehre aufopferten, werden ſagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen ins Werk ſetzten, werden ſich, dem Throne nahe ſtehend, brüſten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimſten Staats- und Fürſtengeheimniſſe nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn dieſe geheimen Geſchichten geben nur wieder Geſchichten von unerklärten Erſcheinungen; von Dingen die in Raum und Zeit kommen und verſchwinden; nicht von dem dahinter ſpielenden alles bewegenden, unſichtbaren Geiſt.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauſpielhauſe, welcher der Aufführung eines Meiſterwerks beiwohnt, die Geſtalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten ſieht, ohne den Geiſt des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er ſah: ſo ſchreibt er eine Geſchichte der Dinge, wie ſie gewöhnlich geſchrieben wird; verbindet er die Erſcheinungen mit ſchöpferiſcher Kraft zu einem Ganzen, zeigt Urſachen und Wirkungen, ſo ſchreibt er eine ſogenannte pragmatiſche Geſchichte; ſtand der taube Zuſchauer hinter den Couliſſen, und ſah die Vorbereitungen der Spieler, ſo ſchreibt er ſogar eine geheime Geſchichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verſtanden.

Unſers Zeitalters Geſchichte iſt nur eine winzige Phraſe im unendlichen Weltſchauſpiel, deſſen Bühne der Erdball, deſſen Darſteller die Menſchheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit ſich ſelber iſt. — Wer die Phraſe in ihrer rechten Bedeutung verſtehen will, muß ſie nicht aus dem urſprünglichen Zuſammenhang herausreißen und daraus eine verſtümmelte Einzelheit machen. Er ſoll ſie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Digitized by Google

Von vielen Männern, die darüber geschrieben oder gesprochen haben, will es mich bedünken, habe keiner den tiefen Sinn jener Phrase besser geahnet oder erfaßt, als sie von den drei ehrwürdigen fürstlichen Urhebern des vielbesprochenen heiligen Bundes geahnet oder begriffen wurde; zumal von Alexander, Selbherrscher von Rußland, der eben deswegen auch von den tauben Zuhörern des Schauspiels mannigfach verkannt, und wohl mitunter für etwas schwärmerisch gehalten worden ist.

Ich selbst gestehe gern, daß die Erscheinung jenes Bundes mich anfangs befremdete; nicht weil ich ihn an sich selbst für eine Thorheit hielt, sondern weil ich eben Kaiser und Könige, umgeben von Prunk, Höflingen und Alltags-Staatsklugen, kaum einer solchen Reinheit und Größe der Ansichten fähig achtete. Der Irrthum war auf meiner Seite. Daß der erhabene Zögling des edeln Laharpe in der That höher steht, als ein großer Theil der zeitgenössischen Geister, läßt sich nicht länger bezweifeln.*)

Die Schlachten bei Leipzig und Belle Alliance werden so gut, als die von Marengo und Austerlitz, vergessene, höchstens noch von Schulknaben und Geschichtsforschern der Nachwelt beachtete Dinge werden. Aber der Gedanke des heiligen Bundes ist in der Geschichte der Menschheit ein bedeutsames Merkzeichen, weil er für die menschliche Gesellschaft der erste Lichtstrahl eines neuen Zeitalters ist, das zu tagen beginnt.

Das Bild vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, welches an der Spitze von den ältesten, schriftlichen Urkunden des menschlichen Geschlechts steht, ist der weissagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, sechstausendjährigen Weltschauspiels; Ueberschrift und Inhalt der gesammten nachfolgenden Geschichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Bösen entzweite sich die Menschheit; sie ist noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht, ringt sie nach dem höchsten Gut, und ungeachtet des Widerstrebens von Millionen, nähern sich diese dem Höhern, ohne es zu glauben.

Das Schlechteste auf Erden ist die Erde, und was aus ihr kömmt und sich zu ihr thierisch hinabneigt, als gewährte sie den rechten Genuß. Das Beste unter dem Himmel ist der Geist und was sich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da stehen die uralten Kämpfer; immer dieselben seit Anbeginn, nur in verschiedenen Zeiten mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen gegeneinander Kain und Abel, das goldene Kalb und die mosaische Gesetztafel; der attische Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kaiaphas mit den Hefen Jerusalems und Christus Jesus am Kreuz; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV.; Papst Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebst

*) An diesen Tagen erschien eine kleine Schrift: „Betrachtungen über das am 26. September 1815 zu Paris geschlossene Bündniß, bekannt unter dem Namen des heiligen Bundes. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Germanien 1817." — In ihr steht, wo nicht Alexanders Wort, doch sein Geist.

Digitized by Google

Luther, und Leo X.; Leopold von Oesterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleonische Frankreich, und die bedrängten Europäer; les Légitimes und les Liberales.

Immer und immer war es der alte Kampf zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, so weit wir in die Völkergeschichten zurücksteigen können. Die einen stritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Bessern; die andern für das ihnen Nützliche gegen das allen Ersprießliche; die andern für das irdische Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menschen Vernunft offenbart ist. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Zuful, Geldsack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Die Wahrheit, das Göttliche ist eine Flamme, welche zuletzt auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur desto herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heut schon sehr achtbar, wenn schon im Verhältniß zu den an das Irdische klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle, in verschiedenen Sprachen und verschiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnsucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterschied zwischen ihnen, wiewohl sie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintansetzen, ihrer Kirche getreu sind. Sie kommen aus verschiedenen Schulen und bekennen sich doch zu einerlei Grundsätzen.

Was wollen sie?

Sie wollen wie in Deutschland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasselbe: Herrschaft des gesunden Menschenverstandes; Grundsätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anstatt der „Konvenienz-Politik“, Verhütung des militärischen Despotismus und der kirchlichen Priestermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürsten gegen andere begründet; keine Schooskinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker seufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weise Sparsamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Gesetzlichkeit statt Willkührlichkeit; Staatsverfassung statt

Digitized by Google

Eigenmacht, Achtung der Volksſtimme in des Volks Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religioſität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das iſt wieder der neue Streit unter dem alten Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen. Darum donnert man in Spanien gegen die Liberales, im britiſchen Parlament gegen die Oppoſitionspartei, in Deutſchland gegen die, welche Landſtände begehren, u. ſ. w. Da erſcheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöſter; die Geburtsadlichen und Großzeremonienmeiſter; alle, die im Spiel, das geſpielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Dieſe glauben für etwas Solides zu fechten, weil ſie, um was ſie ſtreiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantaſten, die für bloße Ideen hadern, oder für Böſewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwiſchen nennt man die herrſchenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geiſt der Zeit. Und eben die Geſchichte des Geiſtes, der die Zeit und die Maſſen des Raums bewegt, iſt die wahre Geſchichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einſt der nordamerikaniſche Freiheitskrieg, hat nachmals auch die franzöſiſche Staatsumwälzung in Europa die lebendigſte Theilnahme und Meinungsſpaltung erregt. Dieſe Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzoſen perſönlich liebte oder haßte; ſondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, ſo daß jeder Streich, jenſeits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war ſein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der geſunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Beſitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt ſich niemand. Wenn aber eine britiſche Flotte Kopenhagen bombardirt und Washington zerſtört, zucken ſchon viele Millionen Herzen im Unwillen, nicht wegen des einſtürzenden Gemäuers, ſondern wegen eines zuſammenſtürzenden Rechtes.

Nie kam den deutſchen Völkern in Sinn, gleich den Franzoſen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freiſtaaten gelten ſollte, und ſtand plötzlich vor ihrem Geiſt. Die franzöſiſche Republik, verabſcheut durch die Greuel, welche ſie geboren hatte, verſchwand; aber die Ideen deſſen, was gerecht und wahr iſt und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als franzöſiſcher Kaiſer, die Rolle. Man bemerkte häufig, daß dieſelben Perſonen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiſerthum lebhaften Antheil nahmen, weil ſie von daher das einwirkende Beiſpiel des Beſſern, des Freiſinnigen erwarteten. Es ſchien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Beſſern oder Schlechtern. Man hatte z. B. geſehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien

Digitized by Google

der Geburt aufhob, und den Fähigſten, nicht den Privilegirteſten an die wichtigſten Stellen ſetzte. Napoleon blendete lange; aber ſeine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchſichtiger. Kein hoher Gedanke der Menſchheit begeiſterte ihn, ſondern eine ganz gemeine, grobe Leidenſchaft. Da fiel Alles und Frankreich ſelbſt von dem Heuchler ab. Er war zum Untergang reif. Gott winkte und ſeine Stunde ſchlug. Fürſten und Völker ſtanden auf. In allen Ländern war alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wers vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wiſſen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heilloſe.

Dem Auſſenſpiel nach ſchienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöſt und eins zu ſein; dem Innern oder Geiſtigen nach ſtanden ſie aber noch immer weit von einander. Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferſtanden. Länder und Völkerſchaften wurden getheilt und verſchenkt; die Cortes auf die Seite geſchoben; die Klerikei ſang Te Deum laudamus; Legitimität ward das Schiboleth, weil doch ein Wort ſein muß. Der Krieg mit den Franzoſen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menſchheit Fittige ankleben, daß ſie ſchneller dem Urbilde des Beſten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillſtand. Aber ſie ſteht nicht ſtill, ſo wenig als die Sonne, die niemand von der Stelle rücken ſieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles ins liebe Alte zurückdrängen, und täuſchen ſich, wie unerfahrne Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzuſtoßen glauben, während ſie das Schifflein und ſich vorwärts treiben.

So erklärt ſich das Hadern und Seufzen in Preußen, Würtemberg, Baiern und andern Staaten, wegen der beſſern Looſe, die den Völkern daſelbſt von trefflichen Königen bereitet werden; ſo das bedenkliche Hinſchauen der Zweifler auf die Werke des Bundestages. Es iſt wahr, die Völker haben Großes gethan für die Rechte ihrer Fürſten; aber die Fürſten beginnen Großes zu thun für die Rechte ihrer Völker.

Aber es iſt ein ſchweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu verſöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies iſt die Aufgabe der Weltweiſen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürſten nicht, wenn ſie, zu Gunſten vom feſtern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere ſie, wenn ſie ſich vom Geſchrei entgegen ſtrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden laſſen. Dies Geſchrei iſt die alte Diſſonanz zwiſchen Politik und Moral; ſie löſet ſich auch nirgends rein auf, als in der Religioſität des Gemüths.

Bei Thieren, thieriſchen und barbariſchen Menſchen iſt die Religioſität, das heißt, die Beziehung alles Seins auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden; nur Inſtinkt und Liſt oder Klugheit.

Digitized by Google

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, ſondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsſtufen ſtehen, ſogenannten ziviliſirten, ſtreiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird ſchon zu Hilfe genommen. Doch dient ſie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens- Kriegs- und Handelsbündniſſen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürſten zu Gott, wenn ein religiöſer Sinn dereinſt die Verträge und Bündniſſe ſchließt, und die Klugheit blos, als Magd, dabei dient, dann wird die menſchliche Geſellſchaft einen Rieſenſchritt zur Selbſtvollendung und dauerhaften Glückſeligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Beſtie; Religioſität allein der höhere Menſch, als unſterbliches Weſen. Das Gottliche iſt die Krone des Geiſterthums.

Als erſte Weihe zu dem, was ſein ſoll, was bei den Fortſchritten des menſchlichen Geſchlechts nothwendig einmal ſein wird, iſt der unter dem Namen des heiligen Bundes geſchloſſene Vertrag zu rechnen. Mit Hinblick auf Gott und Ewigkeit, auf Fürſten- und Völkerrecht, wird einſt unter gebildeten Nationen jeder Vertrag, jede Staatsverfaſſung, jedes Geſetz gegeben werden. Noch iſts nicht ſo.

Wohl manche ſind dem heiligen Bunde beigetreten, weil ſie dazu von den Stiftern, nicht von ihrem eigenen Gemüth eingeladen wurden, und unterzeichneten aus Höflichkeit, ohne recht zu wiſſen, was ſie machten. Denn ihr Stand war noch zu tief unter den Höhen der Menſchheit. Manche mögen wohl dazu ſehr fein gelächelt, aber es nicht Wort gehabt haben; andere, weil ihnen die hehre Idee ſchlechterdings fremd und verſchloſſen blieb, ſuchten darin wohl gar ein Bündniß gegen die Türken, Juden und Heiden; oder der Fürſten gegen ihre Unterthanen, alſo ein recht antichriſtliches, ungeachtet doch ſelbſt die Schweizer in Landsgemeinden und groſſen Räthen dazu ſtimmten; oder ſie hielten's für Frucht einer Stunde ſtiller Rührungen, oder einer ſchwärmeriſchen Grille, und fragten: Was kömmt dabei heraus?

Wer ſich aber ſolche Frage nicht ſelbſt beantworten kann, dem iſt ſie nicht zu beantworten. Und ihre Verlegenheit verkündet, auf welcher Stufe ſie ſtehen, oder wie tief ihr Mißtrauen gegen das Edlere im menſchlichen Geſchlecht iſt.

Indem ich verſuchte, in leichtem Umriß die innere Geſchichte der neueſten Ereigniſſe anzudeuten, mußt' ich zum Häßlichſten, was Barbarei, Selbſucht, Herkommen, Kaſtengeiſt hervorbringt, auch die ſchönſte Erſcheinung der ſich regenden höhern Menſchenwürde nennen, den Lichtſtrahl eines neuen Zeitalters, das zu tagen beginnt.

Alle Aufſchlüſſe, welche zur geheimen Geſchichte unſers Zeitalters gegeben werden, ſind nicht ſo lehrreich, als ein Blick aus dem finſtern Jahrhundert, dem wir mit unſern Privilegien, Verletzerungen, Legitimitäten, ſtehenden Heeren, Arrondirungsplanen, Cenſuren u. ſ. w. angehören, in das Licht eines neuen Weltmorgens der Geiſter erquickend iſt.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Neapolitanische Literatur. — Entrollte Schriften aus Herkulanum. — Neuere Werke gelehrter Neapolitaner.

— Neapel hat sich glücklich wieder in seine gute alte Zeit zurückgeschwungen. Die Stürme des Jahrhunderts hinterließen nur Narben: sonst nichts. Es ist wieder das fruchtreiche, schöne Land, voller Anmuth und Lebensgenuß. Es entfaltet sich wieder der Glanz seiner zwei bis dreihundert Fürsten und Herzoge, seiner paar hundert Marchesen und Grafen und fünftehalb hundert Baronen, neben dem seligen Nichtsthun der halbnackten Lazaroni und freisinnigen Kalabresen. Von Räuberbanden hört man auch wieder, doch hielten die österreichischen Besatzungen bisher gute Mannszucht. — Joachim Murats Andenken ist und bleibt verwünscht, wie billig. Denn nie wird man ihm es vergessen, daß er so rüstig bei dreihundert Klöster aufheben wollte, die bisher des Landes Vortheil und Seegen gewesen; daß er bei achtundfunfzigtausend Mönche und Nonnen (soviel zählte man wenigstens im Jahr 1807) brobs zu machen suchte, die doch den dritten Theil von allen Gütern des Landes besaßen, und daß er sich irreligiöserweise einbildete, fünfzigtausend Weltgeistliche waren für das Seelenheil von beinah fünf Millionen Einwohnern des Landes genug.

Es lebt sich hier recht behaglich, wenn man sich nur das Selbstdenken abgewöhnt und nicht mit nordischen Ideen, deutschen oder französischen oder englischen laut werden will; denn das ist kaltes Wasser in die Glut des Süden und macht tolles Geprassel ohne Nutzen. Die Zensur ist strenge; ohne hochobrigkeitliche Erlaubniß und Durchmusterung von geistlichen Augen darf kein Werk gedruckt, kein fremdes eingeführt werden. Daher ist die neapolitanische Literatur im Ganzen herzlich arm; alle Gelehrsamkeit und Wissenschaft bewegt sich in dem engen Kreis, welchen die ängstliche Staatsklugheit des weltlichen, oder geistlichen Arms vorgezeichnet hat, und die Kunst des Schönen ist eine gedungene Magd des üppigen Reichthums.

Nächstens sollen wieder einige entrollte und entzifferte Schriften aus den herkulanischen Gräbern das Licht der Welt erblicken. Darunter ist wohl das Bedeutendste das Uebrige vom Werke Epikurs, davon ein Theil schon im J. 1809 gedruckt worden ist. — Ueberhaupt scheints, schwelgen die bessern Köpfe Neapels lieber in den Herrlichkeiten der Vorwelt, als ihrer Zeit. Abate Romanelli, ein mühsamer Alterthumsforscher und fleißiger Schriftsteller, Verfasser einer dickbändigen alten Erdbeschreibung Neapels hat nun wieder zum Nutzen der Reisenden in drei Bänden Napoli antica e moderna, dazu noch ein besonderes Werk über die Insel Capri geschrieben. Letzteres ist jetzt erst erschienen, und enthält mancherlei Lehrreiches, von dem ich Ihnen künftig mittheilen will. Der vor kurzem gestorbene Abate Andres gab Anecdoti greci e latini tratti dai codici della regia Bibliotheca Napolitana heraus, die ich unsern deutschen Philologen empfehle. — Die Storia di Napoli fino a' tempi presenti vom Marchese Vivenzio bedeutet wenig. Eine gute Geschichte von Neapel muß wenigstens fünfhundert Meilen weit vom Vesuv geschrieben werden. Gute Beiträge werden einweilen in der Biografia degli uomini illustri del regno di Napoli von dem jungen, thätigen Gelehrten Giuseppe Boccanera gesammelt, welcher auch Mitarbeiter an der Biografia degli uomini illustri di Sicilia geworden ist. Letztere, vom Doktor Giuseppe Emanuele Ortolani gesammelt (monatlich erscheinen immer vier Lebensbeschreibungen), ist nur Nachbildung der erstern, welche schon seit 1813 begonnen hat.

Digitized by Google

Ueberlieferungen.

Nro. 12.

Ueber die Munizipal-Korporationen in England im Allgemeinen, und über die Korporationen der Stadt London im Besondern.

(Aus dem Brief eines Engländers an einen Bewohner des festen Landes.)

Der wichtige Einfluß, welchen die Munizipal-Korporationen in England auf die Aufrechthaltung der alten Konstitution und der Freiheiten und Privilegien der Bürger unstreitig haben, und welchen sie besonders in den letztvergangenen Zeiten bei einigen Gelegenheiten unverkennbar geäußert haben, giebt diesem Gegenstand, wie mich dünkt, hinreichendes Interesse für den Politiker und Geschichtsfreund auch außer England. Der Verfasser desselben ist nicht genannt, allein aus der klaren und richtigen Weise der Behandlung des Gegenstandes kann man mit Gewißheit schließen, daß er zu den aufgeklärteren und unparteiisch denkenden Engländern gehört, und aus guten Quellen geschöpft haben muß.

D. U.

London, Dezember 1816.

Die vor kurzem bei der Wahl des Lord Mayor's von London in unserem Stadtrath und der Bürgerversammlung stattgehabten Verhandlungen scheinen den Wunsch in Ihnen erregt zu haben, die Geschichte und Beschaffenheit unserer Munizipal-Korporationen näher kennen zu lernen.

Erlauben Sie mir, ehe ich Einzelnes berühre, im Allgemeinen zu bemerken, daß das Dasein der bürgerlichen Korporationen in diesem Lande einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Aufrechthaltung bürgerlicher Freiheit und der alten Regierungsform in England, vielleicht in ganz Europa, gehabt hat. Sie müssen mir zugestehen, daß England während der letzten dreiundzwanzig Jahre der Welt ein noch nie gesehenes Schauspiel dargeboten hat. Eine verhältnißmäßig kleine Nation gab die bewunderungswürdigsten Beweise von Kraft, einmal in der glücklichen Vernichtung der verderblichen Plane der Republikaner, und des riesenhaften Ehrgeizes Buonapartes zur See, dann zu Lande in dem mächtigen Beistand, den es den erschöpften und zum Theil schon überwundenen Mächten des Festlandes leistete, um das eiserne Joch wieder abzuschütteln, und endlich in dem kräftigen Antheil, den es selbst in dem Befreiungskrieg gegen den Anmaßer nahm. Der merkwürdigste Umstand, welcher diese Kraftäusserungen innerer Macht und Stärke begleitet, ist, daß das heilige Feuer der Freiheit unter uns noch mit demselben Glanz und mit derselben hellen Flamme brennt, für welche es schon seit Jahrhunderten so bekannt ist. Die stürmische Zeit der französischen Staatsumwälzung ist an uns vorübergegangen; der verderbliche Code des droits de l'homme ist in unserer Nähe bekannt gemacht und in Ausübung gebracht worden; beinahe alle Völker in Europa litten mehr oder weniger vom Fieber

Digitized by Google

bürgerlicher Neuerungssucht, England allein blieb gänzlich unerschüttert stehen, seine Gesetze und Freiheiten litten auch nicht die geringste Veränderung.

Dem nachdenkenden Beobachter muß die Erforschung der Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung wichtig sein, und ohne Zweifel werden künftige Geschichtsforscher noch ihren Scharfsinn auf diesen Punkt richten. Gewiß ist es, daß es nicht das Werk des Zufalls war, aber eben so gewiß ist es auch, daß man die Güte der britischen Staatsklugheit nicht als einzige Ursache davon annehmen darf. Während jener Zeit haben sich Stürme erhoben, welche den Staatsbestand des britischen Reiches zu bedrohen schienen; allein ohne sie zu erschüttern, legten sie sich; nur die Wellen tobten gegen das majestätische Schiff, ohne es jedoch zu beunruhigen.

Es ist gewöhnlich, diese Ausdauer und Unerschütterlichkeit der Vorzüglichkeit der Staatsverfassung und Führung zuzuschreiben. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Einheit und Macht, welche unser Hof besitzt, zum großen Theil die Ursache einer festen folgerechten Handlungsweise liegen mag, während unsere Gesetzgebung, welche alle Vorzüge der Adels- und Volksherrschaft in sich vereinigt, der vollziehenden Gewalt alle nöthige Kraft und Nachdruck gab. Demohnerachtet ist es eine auffallende Erscheinung, daß trotz den so lange fortgesetzten Staatsverhandlungen, trotz dem, daß wir in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine starke freistaatische Partei unter uns gehabt haben, und trotz jenem Streben nach Veränderung, welches stets nach dem Neuen greift; daß, sage ich, trotz allem diesen doch in unseren Einrichtungen nicht die geringste Neuerung statt gefunden hat, sondern daß alle und jede derselben noch eben so fest stehen, als vor dem verhängnißvollen Jahre 1789. Ich gebe zu, daß eine Hauptursache davon in unserer insularischen Lage zu suchen ist; allein dennoch wage ich zu behaupten, daß die bewunderungswürdige Einrichtung und Verkettung unserer bürgerlichen, oder wie man es auch nennen möchte, unserer politischen Vereinigungen des zweiten Ranges, nemlich der Korporationen und verbrieften (chartered) Stiftungen, eine mitwirkende nicht unbedeutende Ursache gewesen sei. Die große Anzahl dieser Vereine hat seit Jahrhunderten die Seele der öffentlichen Freiheit aufrecht gehalten in allen Theilen des Reiches, und im Verein mit unserm späteren Fundirungssystem, dazu beigetragen, das Privatinteresse der Einzelnen mit dem allgemeinen Interesse des Staates zu verschmelzen.

In vorigen Zeiten waren diese Körperschaften die Wiege des Handels und der Freiheit; jetzt sind sie in den meisten Fällen noch die stärksten Haltungspunkte verfassungsmäßigen Rechts und wahren Vaterlandsgeistes. Es giebt gegenwärtig in England, so wie vorher in Frankreich, zwei Arten von Körperschaften, nämlich weltliche und geistliche. Von den letztern will ich für diesmal wenig bemerken; sie bestehen aus denienigen Geistlichen, welche Mitglieder von Dom- oder Kollegienstiften sind; sie besitzen liegende Gründe, welche zum Theil Ueberbleibsel der Kirchengüter sind, die zur Zeit der Kirchenänderung nicht verweltlicht wurden. Die ganze Geistlichkeit bildet eigentlich eine große Körperschaft; denn jedes Mitglied derselben übt seine Rechte so aus und genießt seine Einkünfte unter dem Schutze des Gesetzes so, wie sie von seinem

Digitized by Google

Vorgänger ihm überliefert wurden, und wie er sie wiederum seinem Nachfolger überliefert. Auf diese Weise hat Kirche und Staat ein gemeinschaftliches Interesse und jedermann, der sich der erstern widmet, hat Interesse in der Aufrechthaltung des letztern. Dabei müssen Sie jedoch bemerken, daß diese kirchliche Einrichtung nicht im geringsten die unbeschränkteste Gewissensfreiheit hemmt. Wir betrachten die regelmäßige und eingeführte Erhaltung der Geistlichen als nöthig zur unfehlbaren Ausübung der kirchlichen Gebräuche und Feierlichkeiten; allein andere Sekten, welche ihre Geistlichen mittelst freiwilliger Beiträge erhalten, bestehen hier unter dem Schutze einer vollkommenen Duldung, und sind in der Hauptstadt und andern großen Städten vorzüglich zahlreich.

Die weltlichen Körperschaften bestehen in Munizipalitäten oder Gemeinden in den verschiedenen Städten und Märkten des Königreichs, und genießen besondere Rechte und Vorzüge, welche aus altem Herkommen oder aus Freibriefen (charters) entstanden sind; zu diesen kann man noch die großen gefreiten Gesellschaften, als die Bank von England, die ostindische Gesellschaft u. s. w. rechnen. Ich werde mich besonders mit den ersterwähnten beschäftigen, weil das stufenweise Wachsthum der Freiheiten und Vorzüge, welche jetzt so fest in den Herzen der Engländer gewurzelt haben, sich an denselben am deutlichsten zeigt.

Im Jahr 1066, als die Normänner in England landeten, befand sich der größere Theil des englischen Volkes in dem Zustand einer gänzlichen Leibeigenschaft unter den kleinen Fürsten oder Lords des Landes, ähnlich dem bisherigen Zustand der Bauern in Rußland und Polen. Dies erhellt am deutlichsten aus einer unter Wilhelm I. im Jahr 1086 aufgenommenen Volksschatzung, die man noch jetzt unter dem Namen des Doomsdaybook's aufbewahrt. In dieser werden die Namen von sechsundvierzig Städten, damals burghs genannt, aufgezählt, deren Einwohner zwar keine Freibriefe, sondern einen Schirmherrn unter den mächtigen Baronen hatten, unter dessen Schutz und Namen sie Handel und Wandel trieben, und dem sie dafür etwas Gewisses bezahlen mußten. Aus dem Freibrief, welchen der König spätterhin den Einwohnern von London ertheilte, sehen wir, daß er ihnen erlaubte „gesetzfähig" (law worthy) zu sein, und daß ihre Kinder dies von ihnen erben sollten. Hieraus allein kann man den elenden Zustand der ungefreiten Klassen in der damaligen Zeit ersehen, in welchen sie nicht einmal das Recht hatten, gegen erlittenes Unrecht sich an die Gesetze zu wenden, oder über ihr Eigenthum nach Willkühr zu verfügen, sondern ihre beweglichen oder unbeweglichen Güter standen ganz in der Gewalt ihrer Herrn. Die drei darauf folgenden normännischen Könige, welche eigentlich keine rechtmäßigen Ansprüche auf den Thron hatten, bewilligten, um sich bei dem Volke beliebt zu machen, verschiedenen Märkten oder Städten, Freibriefe, in welchen sie ihnen erlaubten, Gilden, oder Handelsgesellschaften zu haben, und ihren Verkehr ungestört nach Willkühr zu treiben, wogegen sie eine Art von Pachtgeld (free-farm-rent), welches gewöhnlich in dem zehnten Theil ihrer beweglichen Güter bestand, entrichten mußten. Hierdurch wurde in

Digitized by Google

kurzer Zeit der Handel ſo ſehr belebt und vermehrt, und die aus dieſem Syſteme entſtehenden Vortheile waren ſo groß, daß die Könige es ganz ihrem eigenen Vortheil gemäß fanden, die freien Städte zu vermehren, ſo viel in ihren Kräften ſtand, theils als eine einträgliche Quelle der Kronceinkünfte, theils aber als das beſte Gegengewicht gegen die zu ſtark überhand nehmende Gewalt der Barone. Vermöge der ihr auf dieſe Weiſe zugeſtandenen Freiheiten, machte die Stadt London große Fortſchritte im in- und ausländiſchen Handel, und erlangte bald Reichthum und Macht; denn die letztere war eine natürliche Folge des erſteren. Von nun an begann es auch, eine nicht unwichtige Staatsrolle zu ſpielen. Wenn der König und die Baronen mit einander ſtritten, ſuchte es aus der Hilfsbedürftigkeit des erſteren Vortheil und neue Freiheiten zu erlangen, als Preis geleiſteter Hilfe; zu andern Zeiten ſtand es den Baronen gegen den König bei; dann wurden die Freibriefe gewöhnlich aufgehoben, allein beim Frieden mit einer gehörigen Summe Geldes wieder ausgelöſet und oft noch neue hinzu erworben. — Es iſt wohl nicht unintereſſant zu beobachten, wie dieſe Privilegien von Zeit zu Zeit zunahmen. Heinrich der erſte, der dritte König der normanniſchen Linie, geſtattete den Londnern, für einen Pacht von dreihundert Pfund jährlich, die ganze Grafſchaft Middleſex zu verwalten, und ihre Sheriffs ſelbſt zu ernennen, zugleich mit dem Vorrecht, daß der Gläubiger irgend eine Summe, die ſeinem Schuldner gehörte, einer dritten Perſon übertragen konnte; welche Vorrechte noch heutiges Tages geltend ſind. Das letztere unter dem Namen des foreign attachment, macht einen wichtigen Abſchnitt unſerer Geſetzbücher aus. Die darauf folgenden Könige Heinrich der zweite und Richard der erſte geſtatteten neue Vorrechte und beſtätigte die alten. Unter ihnen erlangte London, daß keiner ſeiner Bürger außerhalb der Stadt als Soldat zu dienen verbunden iſt, welches heut zu Tage noch gilt; und zufolge welches weder Aushebung zum Landdienſt, noch Preſſung zum Seedienſt innerhalb des Weichbilds derſelben ſtatt haben darf; und wenn ja durch einen Zufall ein Bürger oder Freimann gepreßt wird, ſo muß er, wenn er ſein Bürgerrecht aufweiſen kann, ſogleich wieder freigegeben werden. Ebenſo dürfen keine Soldaten in der Stadt einquartiert oder von derſelben verpflegt werden; auch dürfen die Bürger zur Ausrüſtung der Landmiliz nichts beitragen, es müßte denn freiwillig von dem verſammelten Stadtrath beſchloſſen werden.

In den alten Komödien kommen oft ſatyriſche Ausfälle gegen die Stadtſoldaten (trained bands) vor; dieſe waren in alten Zeiten das einzige Militär der City, und hatten wahrſcheinlich kein beſonderes kriegeriſches Aeuſſere, obgleich ihre Anzahl gar nicht unbedeutend war; denn im Jahr 1660 bei der Wiedereinſetzung Karls des zweiten, muſterte die Stadt allein zwölf Schaaren zu Fuß, jede zu 1500 Mann, und eine Reiterſchaar, davon die Oberſten und Oberſtlatthalter alle Ritter waren. Allein im letzten Jahrhundert iſt dieſes ganz eingegangen. Während des letzten Krieges wurden jedoch zwei Schaaren aus der Stadt ausgehoben, unter der Bedingung, daß ſie nicht weiter als zehn Meilen von London dienen ſollten. Doch der Gemeinderath verſtand ſich ſehr ungern dazu.

Digitized by Google

Wir kehren jetzt zu unserm geschichtlichen Ueberblick der Gemeindsfreiheiten zurück. König Johann gestand der Stadt fünf Freibriefe zu; aus dem einen vom Jahr 1202 ersieht man, daß sich einige von den Handelsverbindungen zu besondern Gilden gebildet hatten, wie z. B. die Weber, welchen der König noch mehr Vorrechte einräumte, aber zugleich auch ihre Abgaben vermehrte. Im Jahr 1215 gestand er den Bürgern das Recht zu, sich jährlich einen Mayor zu wählen, der aber dann von dem König und seinen Richtern bestätigt werden mußte. Dies wird noch jetzt beobachtet. Heinrich der dritte gab der Stadt London neun besondere Freibriefe, davon der eine noch jetzt den Bürgern oft von großem Nutzen ist, indem sie kraft desselben von aller Art Zoll und Mauth auf Waaren in jedem Hafen und jeder Stadt des Reiches befreit sind, ausgenommen diejenigen Tagen, welche das Parlament aufgelegt hat. — Um diese Zeit finden wir, daß die Munizipal-Korporationen einen neuen und besondern Grad von Wichtigkeit annehmen. Wir sehen die Bürger und Freimänner sich in einem höhern Kreise bewegen, und jene anfangs örtlichen Befreiungen national werden.

Um diese wichtige Veränderung vollkommen zu verstehen, ist es nöthig, ein paar Worte über das damals in unserm Lande sowohl, als in ganz Europa gebräuchliche Lehenwesen zu sagen. Der König war das einzige Haupt von einer Art kriegerischen Bundesschaft, welche die Barone untereinander bildeten, und vermittelst welcher sie von dem König ihre Länder als Belohnung ihrer Heerdienste erhielten; die niederen Klassen der Gesellschaft hingen von den Baronen ab auf ebendieselbe Weise. So lange die Baronen, des Königs unmittelbare Lehensmänner, nicht allzu zahlreich waren, so war es natürlich, daß sie, nebst der höhern Geistlichkeit (welche zu gleicher Zeit die gelehrtesten Männer ihrer Zeit hatte) allein zum Rathe, dessen sich der König in wichtigen Fällen bediente, berufen wurden. Dies waren (der älteren, aber dunkleren und zweifelhafteren Vereinigung der sächsischen Wittenagemots nicht zu gedenken) unsere ersten Parlaments, welche damals unter den Namen von Commune concilium oder Concilium magnum bekannt waren. Prynne, einer der ältesten und zuverlässigsten Urkundenforscher, bemerkt, daß er das Wort Parlament, in diesem Sinne gebraucht, zuerst in einem Jahrbuch aus dem achtundzwanzigsten Jahr der Regierung König Heinrichs des dritten (1244) gefunden habe, daß aber schon lange vor dieser Zeit solche Concilia magna von unsern Königen gehalten worden wären, bei welchen alle Herren und Barone gegenwärtig waren und votirten.

Die bürgerlichen Kämpfe, welche gegen das Ende der Regierung Heinrich des dritten statt fanden, brachten unter den streitbaren Parteien eine Art von Wettstreit hervor, die Zahl ihrer Anhänger soviel als möglich zu vermehren, und aus diesem Beweggrunde war es, daß im Jahr 1264 Simon von Montford, Graf von Leicester, im Namen des Königs, den er damals gefangen hielt, Einladungsschreiben nicht allein an die vorigen Mitglieder des Commune concilium, sondern auch an zwei andern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, welche vorher nie zu diesem Zwecke versammelt worden waren, ergehen ließ; dies waren nämlich die Grafschaften (shires) und Städte (burgs), und das Einladungsschreiben, welches er bei dieser Gelegenheit

Digitized by Google

ergehen ließ, wird noch in unſern Archiven aufbewahrt*). Dieſe obgleich bei einer ungeſetzmäßigen Gelegenheit ergriffene Maasregel, hielt man in der Folge dem damaligen Zuſtand der Geſellſchaft ſowohl angemeſſen, daß Eduard der dritte, der weiſe und kraftreiche Sohn Heinrichs, ſie nachahmungswürdig fand, und im dreiundzwanzigſten Jahr ſeiner Staatsführung (1295) das erſte geſetzmäßige Parlament zuſammenberief. Die Mahnbriefe, die man dabei ausſandte, und die mit geringer Abänderung noch heutiges Tages gebraucht werden, waren an die Sheriffs der Grafſchaft gerichtet, und befahlen zwei Ritter für die Grafſchaft, zwei Bürger für jede Stadt in derſelben und zwei Freimänner für jeden Markt zu erwählen, aus den angeſehenſten und erfahrenſten, „ſo daß die Ritter handeln könnten im Namen der Gemeinde der Grafſchaft, und die Bürger und Freimänner im Namen ihrer Städte und Märkte. Die auf dieſe Weiſe erwählten Männer mußten ſich dem König an einem beſtimmten Tage vorſtellen, in ſeinem königlichen Pallaſte, wo er ſich mit den Prälaten, Grafen, Baronen und anderen Herren des Reichs verſammelte; und dann ſollten die obengenannten Stellvertreter thun, was das Commune concilium beſchließen und befehlen würde.“ Dieſem zufolge erhielt die Staatsordnung des Landes eine gänzlich neue Geſtalt; das Commune concilium geſtaltete ſich nach und nach zum Oberhaus, und die Stellvertreter zum Unterhaus (house of commons); allein über die Weiſe, wie dieſe Veränderung vor ſich gieng, erlauben Sie mir einige Bemerkungen zu machen.

1) Sie werden bemerken, daß die Einrichtung bürgerlicher Körperſchaften, anſtatt der allgemeinen Freiheit nachtheilig zu ſein, eher das Gegentheil bewirkt hat; ſie ſtellte das Intereſſe der Landeigenthümer auf demſelben Fuß mit dem der Bürger und Handelsleute, und gab dem Begriff „Gemeinden“ in England einen weitern Umfang, als in irgend einem andern Lande. Nach der Zeit König Wilhelm des erſten, vermehrte ſich die Anzahl der Baronieen ſo ſehr, daß es unmöglich wurde, daß alle Lehnsmänner des Königs im Commune concilium zugegen ſein konnten; deswegen waren im Jahr 1254 die geringeren Barons gerne zufrieden, ſtatt ſelbſt zu kommen, ihre Abgeordneten für die Grafſchaften zu ſchicken. Auf der andern Seite hatten die Munizipal-Korporationen ſo großen Einfluß und Wichtigkeit erlangt, daß ihre Stellvertreter wahrſcheinlich in der öffentlichen Achtung den geringeren Baronen ganz gleich ſtanden. Ich will die viel beſtrittene Frage hier nicht entſcheiden, ob dieſe Ritter, Bürger und Freimänner, welche unſer heutiges Unterhaus ausmachen, gleich anfangs zuſammenfaßen und zuſammenſtimmten; nur ſo viel iſt gewiß, daß kurze Zeit nach der Berufung des erſten Parlaments alle dieſe Stellvertreter unter dem allgemeinen Namen Commons vereinigt wurden; welches Wort nicht wie unſer Ausdruck Tiers Etat alle Beziehung von Lehensoberherrlichkeit ausſchloß; auf der andern Seite aber begriff der Ausdruck Nobility keineswegs nur ausſchließlich die Landeseigenthümer, oder einen beſondern Lehnsſtand, ſondern drückte nur eine hohe Würde, verbunden

*) Im erſten Theil von Rymer's fodera S. 802 ff. iſt es ganz abgedruckt.

Digitized by Google

mit gewiſſen erblichen Obliegenheiten und Vorrechten aus. Ich weiß nicht, ob irgend ein Geſchichtſchreiber dieſen Gegenſtand aus eben dieſem Lichte betrachtet hat; allein mir ſcheint es, daß die Hauptverſchiedenheit zwiſchen der Landesverfaſſung in England und denen der meiſten Reiche des feſten Landes, aus dieſer glücklichen Gleichheit zwiſchen den Stellvertretern der Grafſchaften und denen der Städte oder Märkte, oder in andern Worten, aus dem ſchon frühzeitig wichtigen Einfluß unſerer Municipal-Korporationen, hergeleitet werden muß.

2) Die nächſte Bemerkung, welche ich für vorzüglich wichtig halte, iſt, daß ſchon von dem Urſprung unſerer Stellvertretungs-Ordnung die Volksmenge nie die Grundlage der Stellvertretung war, ſondern Gefreitheiten und Landeigenthum allein. Sie werden bemerkt haben, daß die Mahnſchreiben zwei verſchiedene Arten von Gemeinden erwähnen, die Gemeinden der Grafſchaften, und die der Städte und Märkte. Allein deswegen dürfen Sie nicht daraus ſchließen, daß unter einer von beiden die ganze Anzahl der in derſelben wohnenden Menſchen begriffen ſei. Die Gemeinde der Grafſchaft begriff allein die freien Landeseigenthümer derſelben, Männer, welche gewöhnlich nach Vaſallen unter ſich hatten, und vieler Vorrechte genoſſen, die im Normanniſchen Barone, im Sächſiſchen free holders genannt wurden. Dieſe waren es, welche zur Erwählung der Ritter für die Grafſchaft ſtimmten. Bis zum Jahr 1429 war keine beſondere Zuſtimmung über den Werth oder die Größe ihres freien Eigenthums (franktenement) vorhanden; alsdann aber wurde durch ein Geſetz beſtimmt, daß ihre jährlichen Einkünfte von dem Lande vierzig Schilling ſein müßten. Der Preis des Landes ſtand damals aber ſehr niedrig. Dieſe Beſtimmung hat jedoch ſeit der Zeit keine Veränderung erlitten, daher hat es ſich bei dem fortſchreitenden Steigen der Preiſe zugetragen, daß beinahe jeder Landeigenthümer im Königreiche ſtimmfähig geworden iſt, ſo daß die Anzahl der Wahlmänner für eine Grafſchaft ſich oft über hunderttauſend beläuft. Auch in den Städten und Märkten waren nur eine gewiſſe Anzahl Männer wahlfähig, nämlich die obrigkeitlichen Perſonen und die andern angeſehenſten und reichſten Einwohner, welche die Verwaltung der Gemeinds-Angelegenheiten beſorgten; die niedere Klaſſe der Einwohner, welche gewiſſermaßen unter der Leitung jener ſtand, war aber keineswegs mit einbegriffen. Gegenwärtig iſt es zwar in einigen beſondern Städten der Fall, daß die Stellvertreter für das Parlament nach einem ausgedehnteren Grundſatz als von den Freimännern gewählt werden, nämlich aus der ganzen Anzahl der Hausbeſitzer, die Rent und Taxe bezahlen; allein dies gründet ſich zum Theil auf Freibriefe von Königen nach Eduard dem dritten, und theils auf Akte unſerer Geſetzgebung, wodurch gewiſſe Körperſchaften ihrer Freiheiten verluſtig erklärt wurden, wegen Mißbrauch ihres Wahlrechtes, oder anderer örtlichen Urſachen. Hieraus iſt jedoch eine bedeutende Verſchiedenheit in unſerm Stellvertretungsamt entſtanden und vielleicht wird, im Ganzen genommen, die Landesfreiheit beſſer durch die verſchiedenen Wege, Einfluß auszuüben, erhalten, als wenn aller Einfluß ſich ſtets auf eine und dieſelbe Weiſe äuſſerte; denn ich bin überzeugt, Sie kennen die menſchliche Natur zu gut, um glauben zu können, daß in irgend einem Verein der Geſellſchaft Wahlen für große und wichtige

Digitized by Google

Aemter ganz ohne den Einfluß von Reichthum oder Rang, Beredsamkeit oder Ränke vor sich gehen könnten.

3) Erlauben Sie mir jetzt nur noch eine Bemerkung über die Umstände, welche gewöhnlich das Zusammenberufen der Bürger und Freimänner zum Parlament begleiteten. Ohne Zweifel war der Hauptzweck, warum König Eduard der erste dies that, derselbe welcher Philipp den Schönen im Jahr 1302 bewog, zum erstenmal die États généraux in Frankreich zusammenzuberufen: nämlich um die Staatseinkünfte leichter und sicherer erheben zu können. Anfangs kamen daher die Abgeordneten der Gemeinden zusammen, um dasjenige zu thun, was das Concilium magnum oder wie es später hieß, magnatum, befehlen und beschließen würde, und wenn sie die Beisteuern genehmigt und verwilligt hatten, so gingen sie nach Hause zurück. Bald darauf aber nahmen sie sich es heraus, ihre Verwilligungen mit Bittschriften um Abstellung von Beschwerden zu begleiten; diesen wurde zuweilen gewillfahret. Doch oft auch beachtete man sie nicht; und es ist merkwürdig, daß bis zu dem heutigen Tag, gewisse Akten des englischen Parlaments die Gestalt einer Bittschrift an den König beibehalten, und mit den bittenden Worten anfangen: „May it please your Majesty that it may be enacted." Dies ist jedoch weiter nichts als ein bloßes Formelwerk. Denn unter der Regierung Eduard des vierten, um das Jahr 1410, maßten sich die Commons förmlich einen Antheil an der Ausübung der Gesetzgebung an, und der König, dessen Anspruch auf die Krone nicht gesetzmäßig war, gestand ihnen dieses Vorrecht zu.

Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag ist der Einfluß der Körperschaften auf alle Verhandlungen unserer Gesetzgebung stets bemerkbar gewesen; und die bürgerliche Freiheit hat in der Aufrechthaltung derselben stets den sichersten Zufluchtsort gefunden. Diese Wahrheit fühlten die schlechten Rathgeber Karls des zweiten und Jakobs seines Bruders so stark, daß, um eine schlechte gewaltsherrische Staatsführung einzuführen, sie zur Beförderung ihrer Plane nichts so unumgänglich nöthig fanden, als die Stadt London und andere Städte zuerst ihrer Freibriefe zu berauben, welches sie auch theils durch offene Gewalt, theils durch niedrige Umtriebe in einigen Fällen ins Werk setzten. Allein die vaterlandssinnigen Anstifter der Umwälzung im Jahr 1688, ganz ungleich den Umwälzern unserer Zeit, ließen es sich vor allem andern angelegen sein, jene Bollwerke der bürgerlichen Verfassung wieder einzusetzen. Und da dennoch mehrere Personen der Meinung waren, daß es nach dem Buchstaben des Gesetzes, zu den Vorzügen der königlichen Gewalt gehöre, Körperschaften aufheben zu können, so strebten sie, auch diesen Punkt außer allen Zweifel zu setzen, wenigstens in Rücksicht der Hauptstadt, indem sie eine förmliche Satzung aufsetzten (Stat. 2 Will. 2 Mar. Less. 1. c. 8.) kraft welches die Freiheiten der Stadt London auf keine Weise verwirkt werden können.

In den frühesten Zeiträumen unserer parliamentarischen Geschichte scheint es, daß die Maknbriefe an die Städte und Märkte sehr unregelmäßig ausgesandt worden seien. Nachdem aber das gesetzgebende Ansehen des Unterhauses allgemein anerkannt war, wurde es als eine Regel aufgestellt, an alle Städte und Märkte, welche bisher Mitglieder zu schicken gepflegt hatten,

Digitized by Google

Mahnbriefe (writs oder summons) zu senden. Demohngeachtet aber behielten die spätern Könige bis zu Karl dem zweiten das Vorrecht, Städten, welche bisher keine Mitglieder ins Parliament geschickt hatten, dies Vorrecht zu ertheilen. Unter Karls Regierung belief sich die Anzahl der Mitglieder für England und Wallis, die Ritter für die Grafschaften eingerechnet, auf fünfhundert und dreizehn; bei der Vereinigung Schottlands mit England kamen fünfundvierzig Mitglieder dazu, und bei der von Irrland hundert; so daß gegenwärtig die Anzahl der Stellvertreter im Unterhaus sechshundert achtundfünfzig ist.

Es hat nicht gefehlt, daß man von Zeit zu Zeit gesucht hat, die Verfassung des Hauses zu ändern, allein die große Gefahr, welche das Angreifen so wichtiger und alter Rechte stets mit sich führen muß, hat nebst andern gewichtigen Gründen bis jetzt immer bewirkt, daß man alle neuen Vorschläge so vortheilhaft sie auch auf den ersten Blick aussehen mochten, stets verworfen hat. Ueberdies können wir uns noch täglich überzeugen, daß, obwohl in einigen besondern Fällen Gemeindsvorrechte gemißbraucht werden können, dennoch unsere vorzüglichsten und einflußreichsten Munizipal-Korporationen so weise geleitet werden, daß sie zu gleicher Zeit den edlen Gemeingeist befördern, die Ausübung und Handhabung der Gesetze sichern, den Parteigeist selbst zu einer wohlthätigen Triebfeder der öffentlichen Thätigkeit benutzen, und in einem Worte auf eine bewunderungswürdige Weise die Grundsätze der Freiheit und Rechtlichkeit vereinigen. — Von dieser Behauptung werden Sie, v. H., noch lebhafter überzeugt werden, wenn ich Ihnen einen Umriß der gegenwärtigen Konstitution und Verfahrungsart der Korporation von London vorlegen könnte. Allein da ich fürchten muß, Ihre Geduld schon zu sehr erschöpft zu haben, so verspare ich diesen Gegenstand, und habe die Ehre zu sein

J. L.

Salzburgs Klagen vor dem kaiserlichen Thron im J. 1816.

1.

Ein Blick auf Schicksale, auf Glanz und Verfall der Stadt Salzburg.

Klagstimmen genug werden aus unserm Zeitalter an die Nachwelt übergehen. Wie wär' es anders möglich in Tagen allgemeiner Umwälzungen, wo so vieles gebrochen, so vieles neu gebaut, so viel gewonnen und so viel verloren wird? — Der Schrei des Schmerzes ist in allen das Wahre; wenn auch die Ursach des Wehklagens nicht immer das Gerechte ist.

Das Unglück von Salzburg, der schönsten deutschen Stadt am Fuß der Alpen, verdient wohl von der übrigen deutschen Zeitgenossenschaft gekannt zu sein. Sie war von jeher keine der

Digitized by Google

unbedeutendern Gemeinden auf deutscher Erde. Daher wird die Schilderung ihres Zustandes auch entfernteren Gegenden Theilnahme einflößen. — Nicht aber deswegen, sondern als ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte unserer Zeit werden ihre Klagen vor dem Thron des Kaisers hier mitgetheilt. Sie lassen uns einen tiefen Blick in das zerstörte Hauswesen einer Gemeinde thun, die das Opfer der Zeit ward.

Sie war schon, als Juvavium, eine große und prachtvolle Niederlassung der Römer in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewesen. Noch täglich geben unter dem Pflug des Landmanns neue Zeugen ihres damaligen Glanzes aus der Erde hervor. Die ganze Gegend ist von Trümmern römischer Kunst voll. Da die Deutschen obsiegten, die Allemannen, die Stämme der Thüringer, Schyren, Rügen, verschwand Juvavium unter der Faust roher Eroberer von der Erde. Der Heidenbekehrer Hrodbert, da er sich hier am Ende des siebenten Jahrhunderts anbaute in der Nachbarschaft der großen Salzquellen des Gebirgs, fand nur über dem Schutt römischer Tempel und Pallaste Wälder und ungewisse Volkssagen.

Die Salzburg, die Kirche des heiligen Petrus auf Felsen gebaut, die gesalzenen Quellen der Nachbarschaft, die ersten Klöster, sammelten bald eine neue Volksmenge auf dem Boden, welchen das Leben des heiligen Abtes geweiht hatte. Die Abtei erhob sich schon im vierten Jahrzehend ihres Daseins zum Bisthum im Herzogthum Baiern; und sechzig Jahre später zum Erzbisthum, dem die Bischöfe von Seben, Freising, Regensburg und Neuburg an der Donau untergeordnet waren.

Mit der Macht der Kirche in jenem Zeitalter der Finsterniß erweiterte sich die Macht der salzburgischen Erzbischöfe gegen ihre weltlichen Fürsten und Herrn. Wie die Päpste einst demuthsvolle Untergebene der Fürsten gewesen waren, dann ihnen an Hoheit gleich, endlich überlegen waren: so spielten die Erzbischöfe zu Salzburg dasselbe Spiel gegen die Herzoge von Baiern. Sie endeten damit, daß sie unabhängige Fürsten wurden, die in weltlichen Händeln nur Kaiser und Reich über sich anerkennen mogten; Primate von Deutschland und geborne Legaten des heiligen Stuhls hießen; und in ihren Wappen, neben Kreuz und Hirtenstab, bedeutsam das Schwerdt stellten.

Ihre Reichthümer, die zwei bis drei Millionen ihrer Einkünfte, verwendeten sie zur Verbesserung ihres kleinen Staates, mehr noch zur Pracht und Ueppigkeit ihres Hofwesens und zur Verschönerung ihrer Hauptstadt, für deren Anmuth die Natur schon mehr, als für irgend eine aller Hauptstädte von Deutschland geleistet hatte. Den weiland zahlreichen Adel, dessen Stärke und Trotz die Erzbischöfe allein zu fürchten hatten, wußten sie nach und nach bis zur Vernichtung zu schwächen und seine Güter an die Kirche zu gewinnen, also, daß die uralten Landstände zuletzt nur noch aus den Prälaten und der Bürgerschaft von sechs Städten und zweiundzwanzig Marktflecken bestanden.

Die Bürgerschaft der Hauptstadt hatte unter allen Städten die gewichtigste Stimme. Hier war mehr Einsicht, und durch die Verschwendungen des Erzstifts mehr Wohlstand. Hier schwächte

Digitized by Google

der tägliche Anblick von der Verderbtheit der geistlichen Herrn die Ehrfurcht, welche die Ferne vor dem Ansehen vermeintter Heiligen zu haben pflegt. — Mehr als einmal gerieth die Bürgerschaft in offne Fehde gegen den Hof und belagerte den Erzbischof in seiner Burg. Doch zu vollkommen reichsstädtischer Freiheit konnte sie, so beharrlich sie auch danach gerungen hatte, nie gelangen.

Ausgezeichneten Gewerbsfleiß und Handel besaß die Stadt nie. Der Aufwand des Hofes, die Erziehungshäuser für junge Adliche, die hohe Schule aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, das Treiben der Domherrn, die Menge der Kirchen, Klöster und Spitäler brächten einer Volksmenge von sechszehntausend Seelen Bequemlichkeit und Wohlleben genug. Die mönchische Staatskunst, welche noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehr denn dreißigtausend arbeitsamer Einwohner, des Glaubens wegen, aus dem Vaterlande vertreiben konnte, war ohnehin nicht geeignet, Gewerb und Handel groß zu beseelen.

Daher ist leicht zu ermessen, daß die Stadt Salzburg, nachdem sie schon in den Kriegen der französischen Staatsumwälzung bis aufs Aeusserste von Freundes und Feindes Heeren erschöpft worden war, Alles verlor, da der zu Lüneville geschlossene Friede das alte Erzbisthum verweltlichte. Schon während der Kriegsstürme hatte der letzte von Salzburgs Erzbischöfen, Hieronimus Graf von Kolloredo, schlechte Hilfe gegeben. Er sammelte die Schätze kargend für sich selbst, und verwieß seine Diener und Unterthanen auf die Schätze im Himmel, oder empfahl ihnen die schöne Tugend der Entsagung.

In Folge des Lüneviller Friedens empfing der Großherzog von Toskana Salzburg im Jahr 1802. Aber es war kein bleibender Zustand; nichts genaß in dem scheinbaren Frieden, der bald wieder gebrochen wurde. Die Stadt ertrug neue Verwüstungen im Jahr 1805, und ward durch den Presburger Frieden an Oesterreich gegeben; dann wieder, vier Jahre später an Baiern; dann wieder vier Jahre später, nach Bezwingung Frankreichs, an das Haus Oesterreich. So ward das unglückliche Volk binnen anderthalb Jahrzehenden vielmal verschenkt und vertauscht.

Die Wirkungen von diesen Schicksalen offenbaren sich nun in den folgenden Klagen.

2.

Schreiben der Bürgerschaft von Salzburg an den Rath dieser Stadt, am 12. November 1816.

In einer Lage, deren Peinlichkeit eben so unglücklich, als ihre längere Dauer unmöglich ist, nimmt die hiesige Bürgerschaft ihre Zuflucht zum wohllöblichen Stadtmagistrat, und erwartet von ihren Vätern, daß sie ohne ängstliche Rücksicht auf persönliches Mißfallen ihre gerechte Beschwerden würdigen, und vor den Thron unsers erhabenen Monarchen bringen werden.

Wie zerstörend die Zeitereignisse überall in die Wohlfahrt der Völker eingegriffen haben, ist

Digitized by Google

leider bekannt, und wir wissen wohl, daß man die längst vergangene gute Zeit nicht zum Maaßstabe für die Gegenwart nehmen dürfe.

Schon damals, als wir in den vier harten Kriegsperioden dem Staate die ungeheuersten Opfer brachten, sahen wir deutlich genug ein, wie tief wir die traurigen Folgen empfinden würden! Allein wir thaten gerne das Aeusserste, und begnügten uns mit dem stolzen Bewußtseyn, unsere Pflichten als treue Bürger, in jedem Sinne streng erfüllt zu haben. Vertrauen auf Gott, und die feste, unerschütterliche Zuversicht, daß die gute Sache doch endlich siegen müsse, hielt unsern Muth auch unter den härtesten Bedrängnissen aufrecht, und dem Himmel sei Dank, sie hat gesiegt!

Wir rechneten vorzüglich die Vereinigung unsers Ländchens mit dem Kaiserhause Oesterreich unter die glücklichsten Ereignisse, und hofften vertrauend auf die Weisheit und gränzenlose Güte unsers Monarchen, die Segnung eines glücklichen Friedens endlich zu genießen.

Freilich, unser Wohlstand war dahin, mancher biedere brave Mitbürger war dem Drange erlegen, — manchen hat der Gram über das Elend der Zeit dahingerafft! Nichts hatten wir gerettet aus dem schrecklichen Sturme, als unsern redlichen treuen Bürgersinn, und die Hoffnung, nicht etwa auf plötzliches Erscheinen eines goldenen Zeitalters, wohl aber auf das Ende des ärgsten Druckes, auf gerechte Würdigung unserer überstandenen Leiden, und auf landesväterliche Theilnahme von Seite unsers erhabenen Monarchen. Sein persönlicher Besuch und Aufenthalt in unserer Stadt, die huldvolle Aufnahme der verschiedenen Deputationen, so manche schöne, sein gutes Herz beweisende Handlung, vor allem aber sein kaiserliches Wort: „daß Er unsere Noth genau kenne und Ihr abhelfen werde," steigerten unsere Hoffnung zur seligsten Zuversicht, und entfernten jeden Kummer über die Gegenwart.

Fünf Monate sind seitdem verflossen! — ein Zeitraum, während welchem die Maaßregeln zur Erleichterung unserer Lage, die wir vorbereitet wähnten, wohl hätten zur Reife kommen können! Desto schrecklicher ergriff uns die Ueberzeugung, daß nicht nur keine Abhilfe gemacht wird, sondern durch beständige Ableitung aller Quellen unsers Wohlstandes und Verdienstes durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern, durch fortwährende Zahlungs-Verweigerung der liquidesten Ausstände das furchtbarste Extrem herbeigeführt wird. Wir sind mit der größten menschlichen Plage, mit allgemeiner Hungersnoth bedroht!

Der Verdienst für jede Klasse von Gewerben, der schon seit Jahren unglaublich abgenommen hatte, ist nun ganz erloschen. Jene Landgerichte, die noch einigen Wohlstand hatten, die uns Getraide und Viktualien zuführten, und seit undenklicher Zeit mit uns vereint waren, wurden abgerissen, und der Krone Baiern einverleibt.

Ueber hundert Familien gut besoldeter Beamten, die der Stadt noch einiges Leben gaben, und den Gewerbsmann zur Noth aufrecht hielten, sind fortgewandert! Kein Hof, keine Regierung, keine Universität! — und für all dieses nicht den

Digitized by Google

geringſten Erſatz! Darum ſind auch bei ſchon längſt erloſchenem Großhandel alle Kaufmannsläden leer, alle Handwerksſtätten verödet, und hätte nicht dieſen Sommer das höchſte Aerarium einige Kaſernenbauten vorgenommen, ſo würde mancher Taglöhner bereits auf der Straße verhungert ſein, oder ein ſchlimmes Handwerk ergriffen haben, und die Polizeibehörde dürfte kaum im Stande geweſen ſein, dem Ausbruche des lauteſten, durch Hunger erzeugten Unmuthes zu wehren.

Wir hatten viel Elend erduldet, und der Uebermuth der Franzoſen hat uns oft ſchwer genug gedrückt, — aber bis zu ſolchem Grade von Nahrungsloſigkeit waren wir noch nie gekommen. Damals gab es doch einigen Handel, und wenn gleich die ungeheuerſte Laſten drückten, hatte man noch einigen von beſſerer Zeit erſparten Reſt hinzugeben, und konnte noch mit ſauerm Schweiße ſein Brod verdienen. War wirklich ein Bürger dem Drange der Zeit erlegen, ſo fand er doch den nöthigſten Unterhalt in der Hilfe ſeiner Mitbürger! er mußte darben; aber er durfte nicht verſchmachten!

Noch trifft zwar nicht alle Unterzeichnete der gleiche Grad von völliger Verarmung, doch bei der über alle Gewerbsſtände gleich verbreiteten Nahrungsloſigkeit, macht blos hie und da noch einiges Stammvermögen den Unterſchied, und die wenigen, die noch nicht zu den Dürftigen gehören, ſehen ſich genöthigt, ſelbſt die dringenden, oft verzweiflungsvollen Anforderungen ihrer Mitbürger um Abhilfe für augenblickliche Nothdurft, zurückzuweiſen, weil ſie nach Allem, was ſie ſehen, erwarten müſſen, früher oder ſpäter in dieſelbe Lage zu kommen. Um ſo ſchmerzlicher iſt es zu bemerken, wie blos die Uneinbringlichkeit von Aerarial-Guthabungen für die verſchiedenartigen Lieferungen und Vorſchüſſe bei Vielen die Grundurſache ihres häuslichen Verfalles iſt.

Wenn alte wohlfundirte Handelshäuſer mit bedeutendem Nachtheile arbeiten; wenn der mittlere Handelsmann, der ſonſt gerne und bedeutend mitgetheilt hat, ſeinen eigenen Hausſtand nicht mehr erhalten kann, — wenn der Handwerksmann mit trockenem Komißbrod ſeinen Hunger ſtillen muß, — wenn die Zahl der Bettler ſich wöchentlich wenigſtens um einen Bürger mehrt, und Leute darben, die noch vor wenigen Jahren in Anſehen und Kredit ſtanden, — wenn mancher der Beſſern zweifelnd überlegt, ob er ſeinen letzten Gulden mit dem hungernden, ungeſtüm fordernden Mitbürger theilen, oder lieber ſelbſt mit ihm betteln ſoll, — wenn der Taglöhner den Hungertod für dieſen Winter als ein unausweichliches Faktum vor ſich ſieht, und nur das Langſame und Schmerzhafte dieſer Todesart beklagt; — dann iſt es zu weit gekommen.

Wäre von augenblicklicher Kriſis, wie bei Feindes-Invaſionen die Rede, ſo würde noch zu rathen ſein, und die rühmlich bekannte Mildthätigkeit der Bewohner Salzburgs ſich herrlicher als je bewähren!

Aber wo jetzt im tiefen Frieden, nach einem eben ſo ruhmvoll als glücklich geendigten Kriege man den Keim zum Verderben ſo tief wurzeln, und nicht die geringſte Anſtalt ſieht, die zu der Hoffnung einer beſſern Zukunft berechtigte; wo jede folgende Nachricht niederſchlagender als die frühere iſt; wenn man nur beſtändig von Bedrängniſſen hört, und die Ableitung aller Quellen

Digitized by Google

des bürgerlichen Wohlstandes nahe zu sein scheint: da kann von palliativer Abhilfe im Einzelnen nicht mehr die Rede sein.

Wir sind nicht befugt, darüber zu urtheilen, in wie weit es unzulässig ist, daß die Residenz eines k. k. Prinzen, eine hohe Landesregierung, eine Universität, und andere Institute und öffentliche Anstalten hieher verlegt werde, um das zu einem Bettelsdorfe mit leeren Pallästen herabgesunkene Salzburg wenigstens einigermaßen zu retten, — in wie weit es zum Wohle des Ganzen nothwendig sei, daß, wie wir hören, sogar unsere Landschaft, auf die wir doch ein zu theuer erworbenes Recht zu haben glauben, daß das Collegium medicum, und alles, was etwa von Behörden noch hier ist, entfernt werde; — aber wir sind befugt, aus dem Munde unsers Kaisers die Entscheidung zu erbitten: ob es sein bestimmter Wille sei, daß das bereits verarmte Salzburg gänzlich verschmachten, und der größte Theil seiner Bürger dem Nahrungsgram, und langsamen Hungertode preisgegeben werden soll?

Wir bitten deshalb einen löblichen Stadtmagistrat, unsere Beschwerde auf geeignetem Wege Seiner Majestät unserm allergnädigsten Kaiser zu überreichen, demselben die seitherigen Listen der Getreid- und Brodpreise beizulegen, und auf eine allergnädigst zu verordnende Kommission anzutragen, welche die Wahrheit unserer Aussage untersuchen soll.

Wir verlangen nichts weiter, als daß der Kaiser unser Elend kenne, aber auch ohne Rückhalt, in seinem ganzen Umfange kenne! — Schnelle und zuverlässige Abhilfe erwarten wir mit Vertrauen von Seiner landesväterlichen Huld und Gnade.

Salzburg, den 12. November 1816.

(Folgen die Unterschriften.)

3.

Schreiben des Stadtrathes von Salzburg an S. K. K. apostolische Majestät, den 26. November 1816.

Die Unterzeichneten, von ihren Mitbürgern insgesammt hierzu aufgefordert, wagen es, sich dem Allerhöchsten Throne in tiefster Ehrfurcht zu nahen, und zu den Füßen desselben das Gemälde der Lage ihrer Wohnstadt niederzulegen, die, seitdem sie das Glück genossen, in Ew. Majestät höchsteigene Hände Liebe und Treue zu schwören, von schönen Hoffnungen in einen Zustand herabgesunken, der gewiß eben so wenig in den Absichten des höchsten, und geliebtesten Vaters in der Welt, als in der Verschuldung treuer, in zwanzigjährigen Leiden geprüfter Kinder liegen kann.

Wenig geübt in der Kunst rednerischer Ausschmückung, vertrauen sie diese Darstellung blos ihrem schmerzlichen Gefühle an, das vor dem Throne nie laut geworden, ohne nicht kaiserliches Erbarmen und Gnade gefunden zu haben.

Indem sie zuerst in der Beilage die Vorstellung der Bürgerschaft an den Stadtmagistrat

Digitized by Google

vorlegen, fühlen sie sich vor allem zu der allerunterthänigst gehorsamsten Bitte verpflichtet, in dem Tone derselben, zwar den wahren, aber auch nur von niegefühltem Elende aufgeregten Ruf des Schmerzens aus schuldloser Kindesbrust zu vernehmen; übrigens aber auf diese hier ehrfurchtsvollest unterlegte Vorstellung, zu welcher jene nur die Urkunde der Vollmacht bildet, den gnädigsten Blick zu werfen.

Geruhen Ew. Maj. hierin nicht eine freventliche Anmaßung der Bürger, die sich erdreistet, Allerhöchst Dero Weisheit vorzugreifen, sondern vielmehr einen etwas zu eifrigen Ausdruck der Noth, die Hilfe in und ausser sich herumsieht, zu erblicken.

Die Lösung der ganzen Leidenszeit aller europäischen Staaten ist gekommen; so viel vernichtete Reiche sind wieder auferstanden, so viele verwirrte Staatenverhältnisse haben sich in die alte Ordnung zurückgesetzt! Das Neue, was hervorgetreten, bietet Vergeltung oder Hoffnung dazu. Alle Völker Europas, Pallast und Hütten feiern ein schönes Erwachen! nur unser Herzogthum, und besonders unsere Vaterstadt allein muß noch in tieferes Elend versinken.

Nicht nur, daß sie von Allem, was sie verloren, und in der bedrängnißvollen Zeit des Kampfes des Guten mit dem Bösen zum Opfer gebracht, der Sieg und die Erlösung ihr keinen Ersatz dargeboten: auch jede Aussicht der Erholung scheint für den Fleiß, die Lust, und die Thatkraft treuer Bürger auf immer vernichtet zu sein.

Aus einer Residenz eines eigenen fürstlichen Herrn, Hof- und Landesadels, Stände- und Domkapitel, zahlreicher Regierungs- und Verwaltungsbehörden, einer einst in ganz Deutschland berühmten Universität, und so vieler anderer Vorzüge und Herrlichkeiten, die sie im Lauf von Jahrhunderten hoch vor allen übrigen Städten weit und breit geschmückt haben, ist sie der erwerbslose Sitz eines an Personal so wenig zahlreichen Kreisamtes geworden, und so mit dem Markte Ried in eine Paralelle gestellt!

Wenn die treuen Unterthanen auch die schmerzliche durch den Münchner Vertrag festgesetzte Trennung eines schönen Landestheiles, mit dem ihr Boden von Anbeginn her durch so viele physische und moralische Bande zusammenhieng, auf den ihre Berge, wie ihr natürliches Eigenthum, die Bewohner derselben wie auf ihre Kornkammer herabschauten, in der Freude, wieder dem geliebten Oesterreich anzugehören, vergessen haben, wenn sie jene Verkleinerung in Westen hundertmal mit dem Blick nach Osten auf das große Kaiserreich, dem ihr Vaterland wieder zugewiesen war, aufwiegen konnten: so können sie jetzt nur mit bethränten Augen auf sich, auf ihre nächste Umgebung, auf ihre Wohnstätte, auf ihre heimathliche Stadt schauen!

So viele herrliche öffentliche Gebäude, aus denen ihnen vorher Verdienst, Anregung und Regsamkeit, Betrieb des Fleißes, des bürgerlichen Verkehrs, Umtrieb der Kräfte und Säfte in Leib und Leben der Gesellschaft kam, stehen einsam und menschenleer; so viele Bedienstete mit und ohne Familie, in deren Gehalt bisher der Staat die Steuern der Unterthanen zum Theil zurückgab, und dadurch eben so seine eigne, als die Wohlfahrt desselben festhielt, sind zu ihren fernern Behörden ausgewandert, und folgen ihnen noch Viele. Die Verödung, die

auf den Plätzen das Gras wachsen läßt, wird und muß in kurzer Zeit wie eine Gottesstrafe auch vor die Hausthore der Bürger kommen! So ist schon jetzt der Werth der Häuser um die Hälfte ihres vormaligen Preises gesunken, weil die Entvölkerung die Konkurrenz der Miethen aufhebt, und eben so schädlich auch auf den Werth der Gewerbs-Realitäten wirkt. Die noch bestehende Zahl dieser letztern war auf die Anwesenheit eines glänzenden Hofes, Regierung, Stände und Garnison berechnet. Nun da alle diese Quellen eines sichern Verdienstes ausgetrocknet, und überdieß in den Wunden der Zeit deren Stammvermögen mit dem Kredit verschwunden sind, so hat der arbeitsliebende Bürger noch bei dem reellen Besitze eines Hausstocks oder Ladens als den letzten aus den Trümmern geretteten Rest seines Familienvermögens, aber selbst nicht mehr für den halben Theil seines inneren Preises verkäuflich, die schmerzende Gewißheit, daß er bald der verhältnißlosen Bürde von Abgaben unterliegen, sich selbst und den seinigen die nöthigste Erhaltung versagen muß.

Nur ein Vergleich des hiesigen Gewerbsstandes mit Linz und Grätz stellt schon ein Mißverhältniß auf, welcher allein für alle Beweise genügt: daß hier mehr als dessen Hälfte brodlos, ja ganz entbehrlich geworden ist.

Die andere Klasse, lebend vom zufälligen Verdienste, als so viele hundert Maurer, Zimmerleute und Taglöhner, ist einer noch hilfloseren entsehenden Lage preisgegeben. Hat sie der Lohn bei Arbeitszeit kärglich für den Tag genährt, so bietet ihr die lange Feierzeit des Winters alles Schreckliche menschlichen Elendes! Bald haben Arrest- und Krankenhäuser nicht mehr Raum für die unglücklich Verirrten und Hungerkranken, die sich selbst die edle Freiheit nicht zurückwünschen, weil ihnen mit selber neuer Mangel droht, zwischen Hunger oder Verbrechen die Wahl sich theilt.

Und wirklich hat diese klägliche Zukunft schon jetzt auf eine Weise begonnen, die wie alles höchste Elend, nur den einzigen Trost überläßt, den nämlich: daß seine Höhe die Dauer überbietet; denn viele Bewohner der Provinz stehen jetzt schon dem Hungertode so nahe, daß sie bei dem Blick in die leidensvolle Zeit zurück und vorwärts, in die trostlose Zukunft weinend ausrufen: Alles, Alles, auch die Hoffnung ist dahin! —

Die öffentlichen Preislisten von letzthalbjähriger Periode beweisen bei Getreide eine mehr als auf das Doppelte, bei allen übrigen Viktualien eine auf einen undenkbaren Grad ausgeartete Theurung, wovon freilich eine Schuld auf natürliche Ursachen, Mißwachs und unsern Boden (dem sich kaum der halbe Bedarf abgewinnen läßt); die andere aber wohl auch auf eine Rotte Menschen fällt, die Arbeitscheu, und lüstern nach leichten Gewinn, sich als Vorkäufer für Aerariallieferanten in diesen Handel mengt, alle Bauernhütten abjagt, durch hohe Anbote die Käufe schließt, dann wieder zerstreut auf allen Straßen den Getreideführleuten viele Meilen entgegen zieht, in Wirthshäusern abhandelt, und so jede Konkurrenz vereitelt, oder doch den Ton angiebt, weil sie die Preise in ihrer Gewalt hat.

So wie sich nun Gewerbslosigkeit und Theurung die dürren Hände reichen, breitet sich

Armuth, wie sengende Lava, über die meisten bürgerlichen Familien, die nun selbst für ihre früher mitleidigen Beiträge die Zinsen fordern.

Diese Aussagen verbürgen bei zwölfhundert Hausarme, die wirklich vom öffentlichen Allmosen ihr Leben fristen, und deren Anzahl sich mit jeder Woche mehrt. Ja, nur der großmüthige Zufluß aus der Milde Eurer Majestät hält den sinkenden Kräften dieses Institutes noch die Wage, während die monatlichen Privatbeiträge sich nahe um die Hälfte minderten.

Ein schöpferischer Machtruf aus dem erbarmenden Herzen unsers besten Vaters, des gütigsten Kaisers allein kann dieser andringenden Flut des Allverderbens Halt gebieten. Nur in seinem nie versiegenden Edelsinne ruhen die Mittel schneller Hilfe, die, indem sie selbst für Militär- und Bergämter Vorräthe geben, dem armen Lande auch noch andere aus fruchtreichen Gegenden zuführte, und so wieder landschaftliche und städtische Magazine füllen würde, die bald allen Wucher lähmen, und namenlosen Jammer abwenden könnte. Eben so wohlthätig wirkend würde sich das allergnädigste Gebot einer Steuerpause, bis die Zeit der Noth vorüber geschritten, auszeichnen, und noch über alles das göttliche Werk krönen, wenn S. M. die so liquiden als ansehnlichen Aerarialforderungen der Bürgerschaft allergnädigst übernehmen, und in den Reklamationen an den königlich baierischen Hof für Höchst Sich selbst einzugestehen geruhen werden. Denn eben aus der vieljährigen Entbehrung schon in ihren Zinsen verschlungener Kapitalien keimte der Ruin so manches braven Bürgers.

Allerunterthänigst gehorsamst Unterzeichnete, wie alle Höchstihre treuen Landeskinder, wissen aus den edelsten Zügen, daß es dem beispiellosen Karakter der Liebe Ew. M. für ihr treues Volk nicht fromme, demselben nur eine halbe Hülfe zuzuwenden, sondern sie wissen mit der ganzen Welt, daß es Ew. M. unablässiges, durch kein Hinderniß überwundenes Bestreben von jeher war, das Glück aller Unterthanen nicht nur zu gründen, sondern auch festzuhalten, immer höher und höher zu heben. Sie sind weit entfernt zu zweifeln, daß es höhere Gebote für die Staatsverwaltung geben könne, die dem Wohl des Ganzen jenes des Theiles unterordnen, also manches was bisher in Salzburg bestanden, nicht ferner mehr bestehen kann; doch können sie auch nimmermehr glauben, daß sie einzig und allein unter fünfundzwanzig Millionen die Verstoßenen sein sollen; daß der schönste Fleck des großen weiten Reiches, den die Natur, sie dürfen sagen, mit Liebe umfangen, von der kaiserlichen Gnade ausgeschlossen sein solle. Nimmermehr, — darauf glauben sie Alle, die das tröstende Wort am unvergeßlichen Huldigungstage aus Ew. M. Höchsteigenem Munde vernommen haben — kann es aber der Wille des Kaisers sein, daß seine schönste und getreueste Stadt allein die unglückliche sei und bleibe auf ewig; denn auch nie, unter keinem Verhältnisse ist die Treue und Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus aus ihren Herzen und Mauern gewichen, selbst nicht als die schweren Lasten und Leiden unter königlich baierischer Regierung über sie verhängt waren.*) An den schönen Tagen der Ankunft und

*) Vermuthlich versteht der Stadtrath von Salzburg diese Stelle nicht so, als seien von der baierischen Regierung Lasten und Leiden über Salzburg verhängt worden, sondern daß der Krieg vor und während

Digitized by Google

Huldigung haben Ew. Majeſtät dieſe lauten Ergießungen des Herzens lebendig erkennen müſſen.

Bei ſolch redlichem Bewußtſein können ſie vor dem allerhöchſten Throne die Anfrage nicht verhehlen, mit der der Schmerz in ihrem Kreiſe herumgeht: für alle ſeine Quellen der Ernährung und Belebung, die Salzburg hingegeben, weil es das Wohl des Ganzen, die Organiſation des Kaiſerthums gefordert, ſoll das ganze, das große weite Reich von ſo vielen Quellen, Mitteln, Inſtituten und Behörden, kurz von allen den Schätzen, die es zu dem reichſtbegabten Staate in Europa machen, nicht eine Ader dem Theile, der alles aufgeopfert, nichts, gar nichts wieder geben? — Sollte das ſchöne Land, die ſchöne Alpenſtadt, die herrliche Reſidenz nicht einen der erlauchten Prinzen des Erzhauſes zum Sitze einladen? — Sollte im Jahr 1816 nicht mehr möglich, dem Wohl des Landes nicht mehr förderlich ſein, was im Jahr 1806 möglich, und demſelben förderlich geweſen, nämlich eine eigene Regierung, da die kleinere Volkszahl leicht durch die Einverleibung des Innviertels, das auch in ſo mancher phyſiſchen Hinſicht Erſatz für das anderwärts abgereichte Flachland geboten, und durch die Zirkulation des baaren Geldes in nähere Befreundung mit unſerem Lande geſtanden hätte, zu erſetzen geweſen wäre? — Sollte der mit einer Regierung wiederkehrende Wohlſtand und Kredit nicht bald die Summe bürgen, die die Einführung der Stände heiſcht, die mit empfinden, und die jetzt ſo ganz verwaiſten Unterthanen bei ihrem Kaiſer verträten? — Sollte eine Univerſität in dieſer Stadt nicht an ihrem Orte ſein, wo ſie ſo lange geblüht, berühmte und große Männer gebildet, und geweiht hat; wo die dazu gehörigen Gebäude noch daſtehen, wo der Fond zum Theile da iſt, leicht bis zum nöthigſten Bedarf ausgemittelt werden könnte? wo das akademiſche Leben in der Religioſität der Bürger Bewahrung vor Verführung, und jene Stille und Geräuſchloſigkeit, jene Entfernung von der ſogenannten großen Welt findet, die dem Fleiße und der Bildung des Geiſtes eben ſo nöthig als zuträglich ſind? — wo für daſſelbe noch das Geleis offen ſteht, das eine fromme Zeit der züchtige Sinn geiſtlicher Väter und Lehrer gebahnt, und bis heute offen erhalten hat?

Wenn ſie ſchon vom Jahre 1806 den ſtolzen Glauben hatten, daß Ew. M. auf das herzogliche Diadem von Salzburg mit Wohlgefallen blicken; wenn ſie auf dieſen Glauben ſchon die Hoffnung gründen dürften: daß derſelbe Fürſt dem Lande wieder dieſelben Wohlthaten zuwenden werde; wenn ſie dieſen Glauben und dieſe Hoffnung auch mit der Meinung unterſtützten, daß weil ein Herzogthum doch eine für ſich erglänzende Perle in der Krone des Kaiſerthums, alſo noch immer ein durch ſich geſchloſſenes Ganzes iſt, die Hauptſtadt deſſelben auch jetzt wie vormals

---

des kurzen baierischen Beſitzes von Salzburg, großes Leiden brachte. Denn der König Maximilian Joſeph that unter dem Zwang der Verhältniſſe, was ſich für eine Stadt thun ließ, welche weniger durch eigenen Gewerbsfleiß, als durch die Nähe von reichen Verzehrern Genuß zu haben gewohnt war. Er machte Salzburg nicht nur zum Sitz eines Generalkommiſſariats, zur Hauptſtadt der Provinz, ſondern auch zum Wohnſitz (abwechſelnd mit Innsbruck) des Kronprinzen. Mehr zu leiſten machte die kurze Dauer des Beſitzthums unmöglich.

A. d. H.

Digitized by Google

der Sitz einer eigenen Regierung, und sohin auch wieder das Herz des Vaterlandes, das in alle Thäler, und zu allen Bergen hinauf die landesherrliche Gerechtigkeit und Gnade zu treiben habe, werden müsse; und wenn sie nun alles, was dieser Glaube und diese Hoffnung umfaßt, wir von sich selbst als irrigen Wahn zu erklären gezwungen sind, so werden Ew. Maj. eine solche Anweisung ihres Blickes und ihres Ausrufes auf irgend einen Ausweg natürlich und verzeihlich finden. In den nächsten Gründen, die ihnen z. B. sagen, daß eine Regierung im Kaiserreiche auf eine weit größere Menschenzahl berechnet sei, als das um mehrere Bezirke kleiner gewordene Herzogthum bietet; daß der Organismus der österreichischen Staatsverwaltung zwischen Landesregierung und Lokalbehörde ein Mittelorgan, nämlich das Kreisamt gelagert habe, stellet ihr bedrängtes Gefühl ihrer Liebe zu Vaterstadt und Vaterland Ein- und Gegenrede entgegen. Für die kleine Menschenzahl stehen, wie sie meinen, die höhern Berge ein, die da die Unterthanen in weitern Strecken auseinander halten, ferner die physische Eigenthümlichkeit des Landes, und die moralische seiner Bewohner.

Aus solchem Grund haben ja auch Triest, und das Litorale eine eigene Regierung, obschon die Zahl der dortigen Unterthanen bei weitem nicht diese im Lande Salzburg erreichen. Es komme ja dabei mehr auf die größte Möglichkeit des Ueberblicks des Ganzen, des geschärftsen und kräftigsten Umschwunges des Getriebes zwischen Regierung und Volk, so daß sie beide zu einander in der gehörigen Richtung und Weite stehen, auf die passendste Einführung der ersten in die eigenthümlichen Berührungspunkte der zweiten an, als auf die Zahlengroße der Unterthanen; daher sei auch darüber nirgends ein unwandelbares Normale festgesetzt, und nirgends habe die Menschlichkeit, Weisheit und Erfahrung der Staatsverwaltung in solcher Bestimmung das Wohl der Unterthanen von ihrer Zahl abhängig erklärt. So z. B. seien die 700,000 Tyroler demselben eigenen Organ der Staatsverwaltung zugewiesen, wie die drei Millionen Böhmen. Beinebens habe das salzburgische Volk immer von jeher sich einer eigenen Regierung erfreut, und sei also im Laufe von Jahrhunderten damit so fest, gleichsam organisch zusammen gewachsen, daß jede Trennung davon auf so manche Eigenthümlichkeiten, so manche Adern ihres innern Lebens nicht nur schmerzlich, sondern auch tödtend einwirken müßte. Auch sei ja die Bedenklichkeit in Bezug auf die höhern Kosten, die eine solche Landesstelle dem Staat abfordere, dadurch gehoben, daß der volle Personalstand, der ohnehin im Dienste und Gehalt steht, dafür da sei.

Die Herrlichkeit des Mittelorgans zwischen hoher Landesstelle, und der Lokalbehörde, nämlich des Kreisamtes, in welchem einer der ersten Vorzüge der österreichischen Staatsverwaltung unter allen in Europa bedingt sei, erkennen sie mit dem dankbarsten Gefühl, und wo es auch hingestellt werde, nirgends könne es wohlthätiger wirken, als in einem Lande, das in allen seinen Thälern in sieben achtel Theilen seines Umfanges keine einzige solche intermediäre Stelle habe.

Noch einmal bitten die allerunterthänigst gehorsamst Unterzeichneten, Namens ihrer ganzen Mitbürgerschaft, die erduldenden Leiden des Herzogthums und ihrer Vaterstadt zu würdigen,

Digitized by Google

und abgesehen von den Bedrängnissen, die feindliche Invasionen überall mit sich, vor sich, und über die Völker gewälzt, sie aber stets am äussersten Berührungspunkte der Monarchie bei Eindringen am empfindlichsten, und bis zum Rückzug immer am längsten leiden mußten, die Grausen der Schlacht vor ihren Thoren, Plünderungen, Kontributionen, Heerverpflegungen, Lieferungen in ferne Gegenden, Menschen- und Viehseuchen, Brand und Verheerung; abgesehen von diesen Opfern, die alle Städte Deutschlands in größerm und kleinerm Maaße ungetheilt brachten, wollen sie nur auf jene hindeuten, die andere nicht geleistet haben, und für die weder Zeit noch Welt mehr eine Vergütung bieten: Fünfmaliger Wechsel der Regierung binnen vierzehn Jahren, in die sich dreimal die französische Diktatur mit ihrem bekannten tyrannischen Systeme eingeschoben hat. Sie bitten, alle diese hinausgesprochene Ansichten nicht als Anmaßungen eines selbstigen Dünkels gegen die Weisheit Allerhöchster Verfügungen oder die Nothwendigkeit eines Staatsgebots, sondern für das anzusehen, für das sie dieselben im Voraus erklärt, für den jammernden aber auch vertraungsvollen Hilferuf leidender Kinder an den erbarmenden Vater!

Was ihnen die Mitbürgerschaft vor dem Allerhöchsten Throne mitgegeben hat, ist: das Gefühl der gegenwärtigen Verlassenheit; der Blick in eine schreckliche Zukunft, und das gränzenlose Vertrauen auf ihren Kaiser. Ew. Majestät werden in Höchstihrer Weisheit ermessen, daß das Leben der Städte auf ein bürgerliches, sohin nicht auf den Ackerbau, sondern auf die Gewerbe; das Leben der Gewerbe aber wieder auf ein herrisches, auf die Bedürfnisse höherer Stände gegründet ist, und daß die Stadt nicht durch die Häuser oder Bewohnerzahl, nicht durch die um- und einschließenden Mauern, sondern durch die Ansiedlung des Lehr- und Wehrstandes, neben den gewerbtreibenden Vereinen innerhalb Thor und Mauern, vom Ackerbau entfernt wird; daher es nur Residenz- und Regierungsstädte, wo das herrische Leben oben anstebt, Handelsstädte, wo der Handel die Gewerbe treibt, und Festungen, in denen die nöthigen Gewerbe geduldet werden, giebt.

Salzburg hat von jeher zur ersten und zweiten Klasse gehört; es giebt keine Stadt, die beide Arten des städtischen Lebens mit solchem gleichem Pulse getrieben, wie diese. Sie war nicht Herrscherin, aber herrlich! und noch zeiget das, was sich aus dem Sturme der Zeit gerettet, von diesem stillen, tiefen, kräftigen, doppelten Leben. Die Mauern, die leblosen Denkmäler davon, die nicht weggetragen, nicht umgetauscht werden konnten, stehen noch wie entblätterte Stämme, alles übrige ist daraus verschwunden.

Wenn Eure Majestät sich dieser armen, jetzt verwaißten Stadt nicht erbarmen, wenn Allerhöchstihre Gnade nicht wieder den Puls des Lebens daselbst erwecket, dem Gewerbe die Möglichkeit des Erwerbs wieder heimgiebt, so steht Salzburg ein Loos bevor, gegen das seine Bewohner nur eine Wehre haben: „Ein schuldloses Bewußtsein“! — Jede andere Rettung ist nur in höhern Händen! — der Stadt selbst steht nicht einmal mehr der traurige Ausweg offen, auf dem sich sonst der Verfall rettet, nämlich kleiner zu thun, das ist zum Dorfe zu werden,

Digitized by Google

weil das Leben des Dorfes auf den Ackerbau, mithin auf einem Eigenthum beruht, in deſſen Beſitz nur wenige unter den Bewohnern von Salzburg ſind. Den wenigſten hat ja der Krieg, die Zeit, Freund und Feind ſoviel gelaſſen, daß ſie das einige Tage hin beſaſſen, was in jenem Eigenthum ſie ſich auf ewig kaufen ſollen.

Alle haben nur noch ein Eigenthum, ein unveräuſſerliches Gemeingut: das unbeſchränkte kindliche Vertrauen auf die kaiſerliche Hand, die einen ganzen Welttheil aus der Verpfändung an ein ſchreckliches Schickſal löſte! Dieſe wird ſchonen, wird eine treue Stadt, eine ſchuldloſe Bürgerſchaft nicht ſo erbarmungslos in das Verderben hinausſtoßen.

Salzburg, den 26. November 1816.

(Folgen die Unterſchriften der Munizipalräthe.)

Erinnerung an Engelbert Kämpfer, und deſſen noch ungedruckte Schriften.

Kämpfer als Reiſebeſchreiber und Gelehrter.

Unter die größten Verluſte, welche die geſammte gelehrte Welt im vergangenen Jahrhunderte erfahren hat, gehört der zu frühe Tod des verdienſtvollen E. Kämpfer, welcher den größten Theil ſeines thätigen Lebens auf Sammlung eines koſtbaren Schatzes von Erfahrungen gewendet hatte, zu deren Mittheilung an die Welt er die ruhigen Zeiten des höhern Alters beſtimmte *). In den erſten Jahren nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen mochte ihn ſein Beruf als Leibarzt eines Fürſten verhindern, ſogleich Hand an Bearbeitung ſeiner reichhaltigen Tagebücher zu legen; die Amoenitates exoticae, welche bald darauf erſchienen, dienten nur dazu, auf die Erſcheinung der Hauptwerke recht geſpannt zu machen; allein es war ihm nicht vom Schickſal beſtimmt, die ſchönen Erndten ſeiner reichen Saaten zu erleben. Die Japaniſche Reiſe iſt der einzige Theil ſeiner Handſchriften, welchen er ſelbſt noch zum Drucke bearbeitete. Alles übrige finden wir noch als rohe Stoffe in Form von Tagebuch, Memorandum, und einzelnten größeren Abhandlungen in bunter Unordnung in ſeinen Papieren.

*) Kämpfer war zu Lemgo in Weſtphalen 1651 geboren, ſtudierte zu Hanau, Lüneburg, Danzig, Thorn, Krakau, Königsberg und Upſala; ging, bei ſeiner großen Begierde zu reiſen, als königlich ſchwediſcher Geſandtſchaftsſchreiber 1683 nach Moskau und Perſien; bereiſte Aegypten; ward 1685 Oberwundarzt bei der holländiſch oſtindiſchen Geſellſchaft; bereiſte als ſolcher alle Häfen, wo die Holländer Handlung treiben, in Arabien, dem Lande des großen Moguls, an der Küſte von Malabar, in Ceylon, im Meerbuſen von Bengalen, auf der Inſel Sumatra; kam 1689 nach Batavia, und ging das folgende Jahr als Geſandſchaftsarzt der Kompagnie nach Japan und Siam. Im J. 1692 reiſte er zurück, ward 1694 in Holland Arzt, lebte als ſolcher zu Lemgo; ward dann Leibarzt des Grafen von der Lippe und ſtarb 1716.

Digitized by Google

Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, da Kämpfer, auf ein treues Gedächtniß bauend, oft ſehr abgeriſſene und unzuſammenhängende Andeutungen von den Gegenſtänden ſeiner Beobachtungen aufzeichnete. Doch gilt dies glücklicherweiſe nur von einzelnen Stellen, und von der äuſſeren Form im Ganzen. In den meiſten und wichtigſten Fällen iſt nichts weſentliches verloren gegangen.

Mit einem gründlich ausgebildeten Geiſte, mit Vorkenntniſſen, die einen Reiſenden zum glücklichen Beobachter erheben, verband Kämpfer jene unermüdete Thätigkeit, Ausdauer und Leichtigkeit, ſich in alle Lagen zu ſchicken, welche zu einem Unternehmen, wie das ſeine, unumgänglich nöthig ſind. Frei von Vorurtheilen, faßte er mit geſundem und offenem Sinn die ihm aufſtoßenden Gegenſtände auf; in ſeinem Urtheile iſt er eher ſchüchtern und zurückhaltend, als vorlaut, aber wo er urtheilt, ſcharfſinnig und fein. Eine gewiſſenhafte, von aller Partheilichkeit und Prahlſucht entfernte treue Wahrheitsliebe iſt ohne Zweifel der gröſte Schmuck ſeiner Werke; durch dieſe erhält, was er ſchreibt, den Werth der Gediegenheit und Zuverläſſigkeit und ohne ſie wären alle ſeine andern Vorzüge nichts. Bei der Bearbeitung der ruſſiſchen Reiſe habe ich mehrere der deutlichſten Beweiſe davon gefunden, welche aber hier anzuführen zu weitläuftig wäre. Seine Sprache iſt die des ſiebenzehnten Jahrhunderts, und alſo mit unſerer jetzigen verglichen, rauh und unrein, ſehr oft mit lateiniſchen Worten untermiſcht. Allein wer vergißt nicht gern dieſe Mängel über die ungekünſtelte Treuherzigkeit und Einfalt, mit welcher er überall den ſeinen Gedanken am wahrſten bezeichnenden Ausdruck, gleichviel ob aus dem Deutſchen oder aus einem ſchlechten Mönchslatein, zu wählen verſteht.

Schickſale und gegenwärtiger Werth der Kämpfer'ſchen Schriften.

Daß nach Kämpfers Tode ſeine ſämmtlichen Handſchriften, die Früchte aller ſeiner Reiſen, eine Zeitlang vergeſſen dalagen, und hierauf von dem freigebigen Begünſtiger der Wiſſenſchaften, Sir Hans Sloane, in Maſſe gekauft und nach England in ſeine Bibliothek gebracht wurden, welche ſpäterhin die Grundlage des britiſchen Muſeums wurde, dies ſind zu bekannte und dem damaligen Zuſtand unſerer deutſchen Literatur zu wenig Ehre bringende Thatſachen, als daß ich länger dabei verweilen möchte. Es war nicht zu verwundern, daß es, nachdem dieſe Handſchriften einmal von ihrem vaterländiſchen Boden entfernt waren, ſchwer hielt, Männer von hinreichenden Kenntniſſen und Gelehrſamkeit zu finden, welche ſich dem beſchwerlichen Geſchäfte der Bearbeitung dieſer rohen aber koſtbaren Schätze unterzogen hätten. Scheuchzer iſt meines Wiſſens iſt der einzige, welcher etwas dieſer Art unternahm.*) Die Schwierigkeit,

*) Der Titel ſeiner Bearbeitung und Ueberſetzung der Japaniſchen Reiſe aus dem von Sir Hans Sloane erkauften Manuſcript iſt folgender: The History of Japan, giving an account of the ancient and present state and government of that Empire etc. etc. Written in high-dutch by Engelbertus Kampfer, translated from his original manuscript by J. G. Scheuchzer, with the life of the author and an introduction, 2 Vol. fol. London 1727.

Digitized by Google

die kleine und unleserliche Handschrift Kämpfers zu entziffern, mag auch wohl manchen abgeschreckt haben, der es gern unternommen haben würde. So verging eine Reihe von Jahren; neuere Reisen in dieselben Länder, welche Kämpfer gesehen hatte, verdrängten das Andenken an die seinigen, und so kam es, daß bis heutiges Tages nur der geringste Theil der Kämpferschen Werke aus seiner Verborgenheit hervorgetreten ist.

Sir Hans Sloane vermeinte zwar, sämmtliche Kämpfersche Handschriften erkauft zu haben; dies war jedoch nicht der Fall. Eine Abschrift der Bearbeitung seiner Japanischen Reise, die er noch selbst für den Druck bereitet hatte, befand sich nicht dabei, und diesem Umstande verdankt man die Bekanntwerdung derselben, welche Hr. Chr. W. Dohm in zwei Quartbänden 1777 u. 79 besorgte, und welche mit wohlverdientem Beifall aufgenommen wurde. Die Einleitung Dohm's zu diesem Werke enthält zugleich die einzige mir bekannte Lebensbeschreibung Kämpfer's, welcher längst eine ausführlichere verdient hätte, und ein genaues Verzeichniß aller sich gegenwärtig im britischen Museum befindenden noch ungedruckten Handschriften Kämpfers; auf dieses verweise ich, da es hier nur meine Absicht ist, über einzelne davon zu sprechen, vornehmlich über die russische und persische Reise.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Zeitpunkt des vollen Interesses für diese Werke durch eine unglückliche Verkettung der Umstände unbenutzt vorüber gegangen ist. Viele Reisende haben die meisten der Länder, welche Kämpfer beschrieb, zu verschiedenen Zeiten nach ihm bereist und uns neuere, vielleicht nicht genauere Beschreibungen davon gegeben. Indessen ist ausgemacht, daß durch die Versäumniß der rechten Zeit der geographisch-statistische Werth jener Handschriften viel verloren hat; denn die zwei Fälle ausgenommen, daß Kämpfer an Orten gewesen wäre, welche keiner der späteren Reisenden nach ihm besucht hätte, oder Dinge zu sehen Gelegenheit gehabt, die seine Nachfolger weder bemerkt noch beachtet hätten, werden wir wenig neues aus denselben erfahren. Allein aus eben dem Grunde, nach welchem ihr geographisch-statistischer Werth verloren hat, scheint mir der historisch-kritische derselben bedeutend gestiegen zu sein. Wie anziehend muß nicht eine Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Sitten, Künste und Wissenschaften jener Länder mit demjenigen sein, welchen uns der wahrheitsliebende Kämpfer vor beinahe hundert und fünfzig Jahren überliefert hat? Nicht zu gedenken, daß in vielen Fällen und bei vorkommenden Widersprüchen unter den Neueren, Kämpfers einfaches und treues Urtheil uns als Prüfstein dienen könnte. Es sei ferne von mir, hier den Verdiensten und der Gewissenhaftigkeit der berühmten neueren Reisenden zu nahe zu treten; allein da die Anzahl der aus den verschiedensten Beweggründen in jene Gegenden Reisenden so sehr zugenommen hat, so war es eine natürliche Folge, daß uns auch manche parteiische oder wohl gar unrichtige Nachrichten zugekommen sind, welche es schwer hält von den ächten und treuen zu unterscheiden.

Eine Uebersetzung dieses Werkes finden wir unter dem Titel: Histoire naturelle civile et ecclesiastique de l'Empire du Japon, composée en allemand par Eng. Kämpfer et traduite en françois sur la traduction angloise de J. Gaspar Scheuchzer, par Jean Naulme. 2 Vols. fol. à la Haye 1729.

Digitized by Google

Doch genug hiervon; diese Winke sind gewiß hinreichend, den bleibenden Werth von Kämpfers Arbeiten zu zeigen, und zugleich den wahren Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem sie beurtheilt werden müssen. Ich erwähne nicht der Art von Ehrenschuld, welche die deutsche Welt gegen seine verdienstvollen Gelehrten hat, ihre Werke nicht unbeachtet untergehen zu lassen; allein so viel darf man wohl unbedenklich behaupten, daß in England, eine dergleichen Vernachlässigung nicht stattgefunden haben würde. Und Deutschland, dessen Musen doch sonst und überall den schönen Ruhm der Pflege alles Nützlichen und Schönen haben, warum sollte es gerade in diesem Falle so stiefmütterlich gesinnt sein?

Kämpfers russische Reise, und neuere Bearbeitung derselben.

Ein Beleg für die Richtigkeit der obigen Bemerkung ist unstreitig der Umstand, daß der kaiserlich russische Reichskanzler, Hr. Graf von Romanzoff, nicht sobald erfahren hatte, daß ein Theil der Kämpferschen Handschriften ausschließlich von Rußland handele, als er eine Abschrift jenes Theiles zu haben wünschte, und einem Freunde zu London auftrug, die nöthigen Schritte desfalls zu thun. Lange blieb dieser Wunsch unbefriedigt, indem sich niemand fand, welcher das beschwerliche Geschäft der Bearbeitung jener Handschrift hätte übernehmen können und wollen. Mehrere machten zwar den Versuch; aber dem einen war die kleine unleserliche und mit Abkürzungen aller Art überladene Schrift, dem andern das viele untermischte Latein ein Stein des Anstoßes; und so ging eine geraume Zeit verloren. Der Bevollmächtigte des Hrn. Kanzlers hatte unterdessen von den Vorstehern des britischen Museums nicht allein die Erlaubniß erhalten, den benannten Theil der Handschriften abschreiben zu lassen, sondern bereits einen Künstler mit Abzeichnung der zwar sehr unvollkommenen, aber doch oft merkwürdigen Umrisse der Städte, Klöster und dergleichen beschäftigt. Endlich ward auch ich um die Herstellung einer Abschrift des Textes angegangen. Obgleich nicht unbekannt mit den großen Schwierigkeiten nahm ich diese Aufforderung gerne an, zumal da mir die Stelle, die ich beim britischen Museum zu bekleiden die Ehre habe, manche Hilfs- und Erleichterungsmittel an die Hand gab, welche Anderen mangeln, und ich in mir selbst eine Art von Genugthuung und Belohnung fand, durch diese Arbeit den Manen eines ehrenwerthen und verkannten deutschen Landsmannes ein verdientes Opfer zu bringen.

Kämpfers russische Reise, die früheste seiner Schriften, fällt in das Jahr 1683, da er als schwedischer Gesandtschaftsschreiber mit einer nach Persien bestimmten Sendung von Stockholm aus, das ganze russische Reich vom finnischen bis zum persischen Meerbusen durchreiste; sein während derselben geführtes Tagebuch hat die Ueberschrift: Diarium Itineris ad Aulam Muscoviticam indeque Astracanum suscepti A. D. 1683; es nimmt ungefähr vierzig auf das engste beschriebene Blätter, in Viertelbogengröße ein. Unglücklicherweise haben mehrere dieser Blätter sehr durch das ätzende Seewasser bei einem Schiffbruch gelitten, den Kämpfer erlebte. Durch anhaltende

Digitized by Google

Uebung iſt es mir jedoch gelungen, überall, wo es nur möglich war, den Sinn der verblichenen Worte zu entziffern.

Um sein Tagebuch aus dem rechten Geſichtspunkt zu beurtheilen, glaube ich, darf man nie vergeſſen, daß dies der erſte Ausflug Kämpfers war, ſein erſter Verſuch, den Lieblingswunſch, fremde Länder zu ſehen, und die Sitten und den Geiſt fremder Völker zu beobachten, durch eine große Reiſe zu befriedigen. In dieſer Hinſicht müſſen wir ihm manche Unvollkommenheit nachſehen, manche unüberlegte muthwillige Bemerkung verzeihen, die er in ſeiner harmloſen Unbefangenheit niederſchrieb, und die vielleicht nie das Licht der Welt geſehen haben würden, hätte er dieſen Theil ſelbſt zum Drucke bereitet. Aber auch in dieſen Bemerkungen leichterer Art, iſt der unermüdete, alles um ſich her auffaſſende Beobachterblick nicht zu verkennen. Das Streben, alles auf das vollſtändigſte darzuſtellen, mag ihn manchmal verleitet haben, allzu kleine Umſtände zu verzeichnen, und unbedeutenden Ereigniſſen mehr Gewicht beizulegen, als ſie vielleicht verdienten. Das ruſſiſche Reich, in welchem damals die Morgenröthe der beſſern Geſittung erſt zu dämmern begann, mag freilich oftmals dem aus Deutſchland Kommenden wunderbare Schauſpiele dargeboten haben, welche ihm zu Vergleichungen Anlaß gaben, die natürlich ſehr zum Nachtheil jenes ausfallen mußten. Auf der andern Seite aber war er keineswegs blind gegen das Gute, das er vorfand und überall aufſuchte. Was er von den Sitten, Gebräuchen und Feſten der Eingeborenen ſagt, iſt zum Theil neu, und trägt den unverkennbarſten Stempel der Wahrheit, ſo daß ich zu behaupten wage, daß ſelbſt in dieſem kurzen Tagebuche Kämpfers viele für die Geſchichte jener Zeiten wichtige Bemerkungen verborgen liegen, welcher dem Geſchichtsforſcher und Staatenkundigen ſehr willkommen ſein werden. Obgleich Hr. Graf von Romanzoff das erwähnte Werk durch den Druck bekannt zu machen gedenkt, habe ich doch, in der Vorausſetzung, daß vielleicht noch geraume Zeit vor der Herausgabe verſtreichen könne, dem Werth des Gegenſtandes angemeſſen gehalten, einige Bruchſtücke daraus hier vorzulegen.*)

Ich habe bei der Auswahl derſelben nicht ſowohl auf jene Stücke geſehen, welche vielleicht am meiſten die Schreib- und Beobachtungsart Kämpfers ausdrückten, ſondern vielmehr Beſchreibungen ausgewählt, von denen ich glaubte, daß ſie durch Neuheit und eigenthümliche Art ihrer Darſtellungen am meiſten gefallen würden. Einen der werthvollſten Theile ſeines Tagebuchs habe ich jedoch abſichtlich hier nicht mit aufgenommen; ich meine, ſeine Nachrichten über den berühmten alten Verbindungskanal zwiſchen der Wolga und dem Don, welcher einen Zuſammenhang zwiſchen dem kaſpiſchen und ſchwarzen Meere herſtellt, und auf den ſchon von den grauen Zeiten der Argonauten her hingewieſen wird. Bei dieſem folgenreichen Punkt verweilt Kämpfer vorzüglich und theilt meines Erachtens ſehr ſcharfſinnige und zum Theil noch unbekannte Angaben hierüber mit. Da ich ſo glücklich war, in einem andern Theil der Kämpferſchen Handſchriften eine eigene kleine Abhandlung über denſelben Gegenſtand, unter dem

*) Sie folgen in einem der nächſten Hefte der Ueberlieferungen.

Digitized by Google

Titel: Observationes de fossa Scythica, vorzufinden, so gedenke ich an einem andern Orte eine ausführlichere Nachricht davon zu geben, als die Grenzen dieser Blätter erlauben.

Kämpfers Persische Reise. Inhalt derselben.

Nach den vorhergehenden Bemerkungen über den Werth und die Schicksale der Kämpferschen Handschriften im Allgemeinen, und über seine Reise durch Rußland will ich die Aufmerksamkeit des Publikums hier vorläufig auf ein gleichfalls noch ungedrucktes Werk Kämpfers lenken, nämlich das seiner persischen Reise; diese bildet eigentlich eine unmittelbare Fortsetzung der eben erwähnten russischen, welche mit der Ankunft zu Astrachan schließt. Mit der Abreise aus dieser Stadt beginnt die persische. Sie befindet sich in demselben Theil der Kämpfer'schen Handschriften, worin die russische Reise steht, allein sie scheint fast um das Doppelte stärker zu sein. Die Schrift ist, so wie bei der russischen Reise, sehr enge und klein, doch bemerke ich wenige oder gar keine von dem Meerwasser beschädigte Blätter; es kommen zwischen dreißig und vierzig Handzeichnungen von Städten, dem Innern von Pallästen, Maschienen und mehreren Inschriften in persischen Zeichen darin vor. Um von dem Werth derselben urtheilen zu können, ist freilich eine genauere Untersuchung erforderlich, als ich bis jetzt darauf zu wenden Muße hatte; allein ich glaube mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen zu dürfen, daß Kämpfer, der nun schon kein Neuling im Beobachten mehr war, viele wichtige Bemerkungen in diesem Tagebuche niedergelegt hat. Auf alle Fälle scheint mir dies eben derjenige Theil der Kämpfer'schen Werke zu sein, mit welchem man den Anfang einer Wiederauflebung des verdienten Reiseforschers machen sollte; theils des eigenen muthmaßlichen Werthes jenes Tagebuchs wegen, theils weil es eine Fortsetzung des russischen ist.

So groß auch die bei der Bearbeitung der russischen Reise zu überwindenden Schwierigkeiten waren, so habe ich doch im Sinn, wenn es meine Geschäfte erlauben, auch diese Reise im nächsten Jahre zu bearbeiten.

In der Einleitung zur japanischen Reise giebt uns der um Kämpfer so verdiente Geheimerath von Dohm die Abschrift eines höchst interessanten Briefes von Kämpfer an seinen Bruder. Ich setze daraus diejenige Stelle her, welche von der persischen Reise handelt, da sie gewissermaßen als ein Inbegriff des persischen Tagebuchs, von dem ich so eben sprach, anzusehen ist:

Kämpfers Brief ist geschrieben Gamron 1687.

„——— Den 1. November 1683 sind wir in Astrachan angekommen*), von dannen den 8. abgereiset und den 12. uns auf die kaspische See begeben; auf derselben haben wir wegen erschröcklichen Sturmes, nicht minder wegen ungeschickten Fahrzeugs (so zwei Steure, und also zwei Steur-Männer hatte, deren keiner den andern noch seine Sprache verstunde) nicht ohne großen Verlust, große Noth und Gefahr ausgestanden, und wehren schier der dagastanischen

*) Bis zu diesem Tag erstreckt sich das russische Reisetagebuch, an welches sich dieses unmittelbar anschließt.

Digitized by Google

Tartarei zu Theil geworden, wenn nicht durch Gottes Barmherzigkeit eine plötzliche Veränderung des Gewitters, so aus N. O. sich ins N. W. gewandt, uns der gegenwärtigen Noht entrissen und den 20. das persische Ufer Risabat sehen lassen, welches wir den 22. mit einer gesunden Suite von vierzig Personen erreichten. Nachdem wir allhie einige Wochen in Filzhütten ausgeruhet (die Landleute wohnen in diesen elysischen Feldern in keinen andern Häusern) sind wir mit hundert Kameelen und hundert Pferden nacher Schamaeisi, der Residenz des medischen oder schirwoonischen Vizekönigs zugereiset, welche wir den 10. Dez. erreicht, einige Tage nach einem Erdbeben. In selbiger verweilten wir, bis der Chan unsere Ankunft bei Hofe angemeldet und Ordre wegen unser Traktement eingeholt. Allhier hab' ich in weniger Zeit, die ich meinen kurieusen excursibus an umliegende Oerter entzogen, so viel verdient, daß ich mit hundert Thaler an Gelde auf einem geschenkenen weißen Pferde in guter Courage abgereiset als den 16. Jan. 1684. Den 19. passirten wir die Kuur da, wo sie schon mit dem Araxi vereiniget ist, und wurden daselbst in die deserte Provinz Mochan, den 23. in Talisz, den 31. in die Chilanische, beide gesegnete schöne Provinzen eingeholt. In diesem Zuge hielten wir uns allezeit zwischen dem Kaukaso und kaspischer See; von welcher wir uns den 19. Febr. aus der chilanischen Hauptstadt Rest in die Pilas Hircaniæ wandten, den 21. die Stadt Rudbar, den 1. Martii Caswin, den 12. Saba, den 15. Kom erreichten, Städte in der Provinz Arack und Parthia gelegen. In dieser letzten haben wir uns selbst einquartieren, und aufs beste wir konnten, akkomodiren müssen, weil der seditieuse Pöbel ihren Magistrat hatte ausgejagt. Den 20. erhielten wir Cassjaan, den 24. Nettense, und den 29. unser erwünschtes Ziel und königliche Residenz Seybahuun oder Ispahan. Den König funden wir unter Gehorsam einer unglücklichen Konstellation, die ihn dahin vermochte, daß er sich vor dem 30. Juli im Publiko nicht sehen ließe, als wannehr Sr. Majestät dem ganzen Hofe und ReichsGäßen bei einem Banquette (in welchem aus massiv güldenen Gefäßen, auf zehn Million Goldes geschätzt, vor Menschen und Pferden aufgeschüsselt wurde) Audienze verliehen. . . . . Nach viermaliger Audienze, so allezeit auf einem Banquet geschieht, ist uns unsere Depesche im Ausgange des Jahres 1685 zugestanden worden. Als wannehr ich von unserer Legation mich expediret und bei ostindischer Kompagnie unter einem schlechten Titel, der mir aber am besten zu meinem Dessein dienen konnte, in Dienste getreten. Bin also den 21. Nov. mit einer Geld-Kaffila in Dienst von besagter Kompagnie von Ispahan abgeschickt und den 4. Dez. in Syras angekommen, nachdem ich die Reliquien des alten Persepolis, excisas marmoreas rupes, die berühmten von Zeit Ahasveri übriggebliebenen Rudera, bei denen die egyptischen sollen wie Schatten zu vergleichen sein, und was alles in besagter Champagne rares besehen und zu Papier gebracht. Den 20. bin ich in Laar, den 29. Dez. an den ormusischen Hafen in Gamron, von den Persianern Bender-Abassi genannt, Gott sei Dank, wohl angelangt u. s. w.“

(Siehe Chr. W. Dohm's Einleitung zu Kämpfers japanesischer Reise pag. XX—XXIII.)

Antonin Schlichtcaroll,
Bibliothekar des britischen Museums zu London.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Ausbruch des ansteckenden Petechialfiebers in Italien. — Entdeckung uralter Grabmäler am See Albano.

— Das Gerücht von Pestilenz machte uns auch hier in Rom schon ein wenig Furcht. Aber es hat keine Gefahr damit. Der üb. petechiale, welcher im nördlichen Italien so schnelle Verwüstungen stiftete, will uns verschonen, hoff' ich. Man erfährt nun, daß ein im März 1816 aus Rußland heimgekehrter Kriegsgefangener das Unglück über Italien gebracht. Zuerst erkrankte die aus sechs Personen bestehende Familie des Soldaten zu Capriata, in der Landschaft Alessandria daran, und das Gift verbreitete sich vom Piemont durch die Lombardie. Doktor Tracchia von Alessandria erklärte die Krankheit für ein faulichtes Nervenfieber.

Die römische Kurie ist vielgeschäftig. Auf allen Seiten findet sie Widerstand. Sogar der König von Portugal muthet ihr zu, sie solle nur segnen und nicht beschlen. Was ist von Deutschland her zu hoffen? — Das hohe Alter und die Kränklichkeit des edeln Dulders Pius erregt gerechten Kummer in einer solchen Zeit. Wer auch sein Nachfolger sein möge, und wie herrlich auch dessen Geistes- und Gemüthseigenschaften sein mögen: ihm wird doch der Zauber mangeln, welchen die leidende Tugend unsers Pius über das Herz gerührter Fürsten übt, und vermittelst desselben er sogar den starken Geist des Jahrhunderts beschwor, schonend an ihm vorbei zu gehen.

Schon seit einem Jahre, da man auf der Abendseite des Albaner-Sees eine neue Straße bauen wollte, stießen die Arbeiter beim Graben auf Urnen und Aschenkrüge, deren Gestalt gänzlich von den bisher bekannt gewesenen abwich. Die Arbeiter machten davon gar keinen Lärmen, sondern wühlten und wühlten, rechts und links, in der Hoffnung, verscharrte Schätze und Kostbarkeiten zu entdecken. Da sie nicht fanden, was sie suchten, verkauften sie die Scherben, so gut sie konnten. Ein Herr Carnevali von Albano sammelte sich auf diese Weise bei anderthalb hundert Stück seltner Art und aller Gattung. Er hat eine Kammer von Alterthümern, wie auf diese Weise keine in Europa ist. Niemand weiß mit Gewißheit, welchem Zeitalter diese Denkmale der Vorwelt angehören, die rücksichtlich der Kunst, offenbar Geschöpfe aus der rohen Kindheit derselben sind. Man zerbricht sich darüber den Kopf. Die einen weisen diese Aschenkrüge in eine Zeit hinauf, da noch kein Rom erbaut war; andere in die spätesten Kaisertage der wieder barbarisch gewordenen Welt. — Die Gräber sind alle rund und verschieden gestaltet. Darin findet man Asche und halbverbrannte Gebeine; daneben auch kleine, schlechte Gefäße von Thon, einige in Gestalt von Amphoren; andere ganz rund. In der Asche findet man metallene Stücke, gewöhnlich ein kleines Messer, einen Löffel, einen Teller, eine Schaale; in andern auch eine Art Griffel, wie zum Schreiben oder Weiberschmuck; eine Lanzenspitze mit dem Loch zum Schaft; ein bald runder, bald eirunder Schild, von innen mit dem Griff. Alle diese Sachen sind aber ganz klein, wie Spielzeug. In einigen Gräbern fand man auch Zeichen oder Bilder aus Erde geformt, von denen man nicht sagen kann, ob sie bedeutungsloser Zierrath oder Schriftzüge waren. Die Urnen alle haben einen beweglichen Deckel, deren jeder mit drei Hörnern versehen ist, manche drei Zoll hoch, gleich weit von einander abstehend, und mit ihren Krümmungen vom Mittelpunkt des Deckels abgewandt. In einigen dieser Gefäße fand man auch Stückchen Bernstein oder Ambra.

Die dadurch allgemein angeregte Neugier wird uns nun bald der gelehrte Alterthumskundige Alessandro Visconti in einem besondern Werke, mit Kupferstichen, Abbildungen, und ausführlichen Beschreibungen stillen.

Rom im Mai 1817.

Digitized by Google

Wanderungen durch Frankreich, Spanien und Schottland in den Jahren 1807 bis 1814.

Diese Wanderungen eines kenntnißvollen Schweizerofiziers gehörten zu denen, die nicht ganz freiwillig geschahen. Herr Karl Scheurmann von Zofingen machte den Feldzug in Spanien als Lieutenant der Grenadiers vom vierten Schweizerregiment; ward unter Duponts Oberbefehl in der Sierra Morena spanischer Kriegsgefangener, als solcher eine Zeitlang auf die unbewohnte Insel Cabrera, dann nach Schottland geführt. In solchen Verhältnissen war ihm natürlich nicht vergönnt, vieles zu sehen, was wohl die Wißbegier freier Reisenden anzieht; aber hinwieder sah er vieles, was andern nicht leicht vorkömmt und mußte in Gegenden verweilen, an denen gewöhnliche Reisende schnell vorüberziehen. Eben dadurch aber wird sein Bericht anziehend und lehrreich. Da ihm die Engländer sein Tagebuch und seine Zeichnungen entrissen, kamen nachher die an das väterliche Haus geschriebenen Briefe seinem Gedächtniß zu Hilfe. So entstand die hier folgende Reihe niedergezeichneter Erinnerungen.

H Zsch.

Auxonne. Dijon. Orleans. Tours. Der Invalide von Laval.

Begleitet von dreiundvierzig jungen Schweizern, Neugeworbenen, die alle unter Napoleons Fahnen Glück suchten, wanderte ich wohlgemuth über die Gränzen des theuern Vaterlandes hinaus; über Pontarlier, durch das hübsche Städtchen Ornans an der Louve, nach Besançon. Es war im April des Jahres 1807. Wie ich nun den Jura hinter mir sah, und um mich her und vor mir die endlosen Flächen der Franche Comté, die kahlen Weiten, wo man von Zeit zu Zeit einmal einen sechs Schuh hohen Baum erblickt, oder elende, unsäuberliche Bauernhütten, Mördergruben ähnlich, da ward mir's doch weh ums Herz. Ich sagte meinen Geliebten daheim noch einmal Lebewohl im Gemüth, und den Fluren des schönen, heimathlichen Aargau's, und seufzte: „Es giebt doch nur eine Schweiz in der Welt!“ Das todte Einerlei der Ebne ward durch den Mangel alles Grüns in dieser Jahreszeit, durch die fahle, rothgelbe Farbe des dürren Leimbodens, und durch die Laublosigkeit der unzähligen Rebgüter vermehrt. — Von Besançon kamen wir über das schlechte Dörfchen Vitreux am 19. April nach Auxonne, der alten Hauptstadt der ehmaligen Grafschaft Burgund. Es ist ein recht sauberes, artiges Städtchen. Hier fand ich die schönsten Kasernen, die ich je gesehen. Sie sind noch neu, vortrefflich gebaut, und haben Raum für 3000 Mann. Napoleon begann in Auxonne seine kriegerische Laufbahn, indem er bisher zuerst als zweiter Artillerielieutenant zu seinem Regiment kam. Im Kaffeehaus auf dem Platz zeigte mir die freundliche, geschwätzige Wirthin mit einem gewissen Stolz noch das Zimmer, welches er damals bewohnt hatte.

Digitized by Google

In Dijon kam ich folgenden Tages, von einer mühsamen Wanderung matt, zu guter Mittagsstunde an. Die gewerbige, artige Stadt, mit fast überall gleich hohen Häusern, einzelnen prächtigen Gebäuden, und einer Bevölkerung von wohl neunzehntausend Seelen, ist ziemlich groß. Groß war sie aber zu meinem größten Leidwesen. Denn statt zur Suppe mußt' ich müder Mensch fast eine Stunde lang vom Thor durch die ganze Stadt zum Maire wandeln; vom Maire wieder zurück gegen das Thor, auf den Stadtwall zum Kommendant; vom Befehlshaber des Platzes mit meinen Leuten zum Bäcker, der mir angewiesen war, um Brod zu holen; vom Bäcker wieder in eine entlegne Stadtgegend, um das Fleisch zu holen; vom Metzger endlich zum Kommissär, wegen des Geldes. Sterbenslahm und halberfroren kam ich endlich Abends sechs Uhr in die mir angewiesene Wohnung. Man kann daraus lernen, Mitleiden gegen Kriegsleute haben, die von einem Marsch ankommen und nach Ruhe seufzen. Die Hauptstraßen von Dijon sind alle mit breiten Steinen gepflastert; keine geringe Wohlthat für Fußgänger. Es ist viel Leben in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, von denen einige, im Halbkreis gebaut, ein sehr gefälliges Ansehen haben. Dijon scheint in den Stürmen der Staatsverwandlungen nicht so viel gelitten zu haben, als das reiche Lyon, wo weiland anderthalbhunderttausend Menschen, im Jahr 1780 noch einhundert und dreißigtausend wohnten, und jetzt kaum neunzigtausend leben.

Unser Rasttag fiel leider, statt auf Dijon, welches ich gern länger gesehen hätte, auf den elenden Ort Sombernon, wo mich der Maire in Holzschuhen, mit rothem Lederfleck geschmückt, empfing, wie in diesen Gegenden alle Leute tragen. Bei Sombernon mahnen die Trümmer eines Schlosses an die hier verübten Greuel der Revolution. In Städten und Dörfern, wohin wir kamen, verstanden sich die Wirthe gleich gut aufs Geldmachen. In Sombernon, zum Beispiel, mußten wir, Mann für Mann, jeder für Nachtlager, zwei Mittagsessen, und für eine Mehlsuppe Abends (die ich wohl verstanden selbst kochte) elf Livres zahlen. Der Wein dabei war spottwohlfeil; die Flasche des besten Burgunders zu fünf Sous. Offiziers genießen jedoch immer der Ehre, daß sie, auch wenn sie mit den Soldaten aus gleicher Schüssel essen, das Doppelte zahlen müssen. So hatten wirs, mit seltnen Ausnahmen, durch ganz Frankreich.

Ueber Semür und Avalon, zwei Städtlein, die mir nichts Merkwürdiges darboten, gelangten wir nach Auxerre, einer beträchtlichen und hübschen Stadt, die bei zwölftausend Einwohner haben mag und großen Weinhandel treibt. Auch erlabt' ich mich redlich am schönsten weißen Burgunder, den man die Flasche zu zwei bis fünf Sous verkauft. Ich schweige von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, die ich nicht sah; aber ein liebliches Schauspiel gewährte mir doch das fröhliche Getümmel auf dem öffentlichen Lustgang an einem Sonntagsabend. Da strömt alles mit ächt französischer Heiterkeit hin, das Alte, das Junge, das Schöne, das Häßliche, und erfreut sich des Daseins mit Tanz, Gesang und Spiel, ohne spießbürgerliche Rücksicht, ohne kleinstädtische Steifheit. In den Wellen der Yonne, welche hier schon ansehnliche Schiffe trägt, erquickte mein Gebein ein Frühlingsbad.

Digitized by Google

Dann wanderten wir gemüthlicher aus über das Städtchen Joigny, von Windmühlen, Wiesen und Weingärten umringt; die langweilige einsame Straße auf Courtenay, wo man stundenlang reiset, ohne nur ein Dorf zu erblicken. Der ganze Boden, alle Felder sind mit Feuersteinen überdeckt, gegen deren scharfe schneidende Ecken die landüblichen Holzschuhe freilich das beste Verwahrungsmittel sind. Die Erde ist dabei so locker, und wenig fruchtbar, daß zwei Eselein den Pflug hindurchziehen. Auf diesen Wegen hatten wir noch das Vergnügen, uns in den Haiden zu verirren und Mittags glücklich wieder in Courtenay anzulangen, von wo wir Morgens in der Frühe abmarschirt waren. So kamen wir nun erst Abends nach Montargis, einem artigen Städtchen am Loing und Briarekanal, dessen Becken und Schleusen sehenswerth sind. Hier erblickt' ich auch zum erstenmal einen Telegraph, dessen eiserne Flügel eben in voller Thätigkeit arbeiteten. Dies nützliche Werkzeug befindet sich auf einem Hügel, am Obertheil eines dazu gebauten thurmförmigen Gebäudes. Zu Chateauneuf, wo die Loire, ein schöner, großer, aber äusserst reissender Strom, am Städtchen vorbeifließt, begegnete mir ein unangenehmes Abentheuer. Da ich auf dem Lande wenig Vergnügen fand, versucht' ichs im Wasser, und badete. Ich war über den Fluß geschwommen; beim Zurückschwimmen sah ich einen Menschen, der mir vom Wasser zugetrieben ward, bald nur eine Hand, bald ein Bein. Einige hundert Menschen waren sogleich am Ufer neugierig zusammen. Ich schwamm gegen den Verunglückten und ergriff ihn, sobald er wieder zum Vorschein kam. Alle am Ufer riefen ihr Bravo! aber zum Helfen hatte keine Seele den Gedanken gehabt. Der Gerettete, wie ich ihn am Ufer hatte, genas bald. Es war mein eigner Bedienter, Blattner von Küttigen im Kanton Aargau. Der gute Mensch, den ich weiter aufwärts zur Hütung meiner Kleider gelassen hatte, war, ohne schwimmen zu können, von der Badelust verführt und vom Strom überwältigt worden. Diesmal rettet' ich ihn; das zweitemal konnt' ichs nicht, da ihm in Spanien bei Talavera eine Kanonenkugel das Leben nahm.

Wir erreichten die hübsche volkreiche Stadt Orleans an der Loire um eilf Tage zu früh, sonst hätten wir bei der Feier des Erlösungstages Zeuge sein können, der in den Geschichten Frankreichs so berühmt ist. Nämlich am 12. May 1429 befreite Johanna von Arc, gemeinhin Jungfrau von Orleans geheißen, die Stadt von den belagernden Engländern. Das der Heldin zu Ehren von gegossenem Metall errichtete Denkmahl steht, auf seinem alterthümlichen Fußgestell von Sandstein, noch immer unversehrt. Es steht nicht mehr auf der Brücke, sondern auf einem öffentlichen Platz ohnweit der Hauptkirche. Sieht man hier die geharnischte, knieende Schöne, betend, den Helm zur Seite, ihr Haar fest im Nacken zusammengebunden über den Rücken niederwallend, die Vorwelt erscheint ganz anders, als in Voltaire's zotiger Pucelle, oder in Schillers dichterisch-frömmelnder Jungfrau. Die herrliche Brücke über die Loire ist ein Meisterwerk der Baukunst; nicht minder sehenswürdig die Hauptkirche, mit ihrem alterthümlichen Thurm in gothisch genanntem Geschmack, und der prächtigen Glasmalerei ihrer hohen Fenster. Als ich in die Kirche hineintrat, bedienten sich meine Rekruten ohne Umstände der

Digitized by Google

Sessel zur Ruhe, die hier, wie anderer Orten in Frankreich, der Siegrist sonst nur Liebhabern um ein paar Sous anzubieten pflegt. Als derselbe aber meinen Schweizern den Teller vorhielt, seine Gebühr einzuziehen, verstanden sie zum größten Unglück des höflichen Sigrists kein Wort französisch. — Die Gegend um Orleans ist sehr fruchtbar. Spargel, köstlichern und wohlfeilern sah ich sonst nirgends in der Welt, auch feines Gemüse im Ueberfluß. Die Stadt zählt über vierzigtausend Einwohner.

Nun gings über Amboise nach Tours, der alten, unschönen Stadt in anmuthiger, üppigfruchtbarer Ebne. Wir kamen hier gerade zur Meßzeit an. Es war großes Getümmel und Gewimmel, zumal auf dem Damm an beiden Ufern der Loire. Da stehen die Gewölbe und Meßbuden. Eine schöne Brücke über die Loire wird künftig keine geringe Zierde der Stadt sein; es wurde daran gebaut. Die Ufer des Flusses sind sehr reizend und mannigfaltig. Die Schiffe fahren mit geschwollenen Seegeln stromauf. Auch hier in Tours, wie in den meisten Städten Frankreichs, war der Kaffeewirth ein Bündner. Das that dem ehrlichen Manne wohl, wieder einmal Schweizer zu sehen. Diese kaffeespendenden Bündner in Frankreich, wie in Spanien, sind gewöhnlich wohlhabende Leute. Nur zu früh mußt' ich Tours verlassen, die gewerbsame Stadt mit ihren zwanzigtausend Einwohnern.

Durch ewige Gärten in lieblicher Ebne, wo der schönste Obstwachs blüht, Pfirsich- und Aprikosenbäume wie Wälder beisammen stehen, zogen wir durch den kleinen Flecken Chateau du Loire, Lalude und Lasteche. Bei Melay setzte sich ein müder, einbeiniger Invalide auf unsern Wagen, der nach Laval wollte, und vom Heer kam. Es war ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling. Er that mir leid. Seit acht Jahren hatte er Laval, seine Vaterstadt nicht gesehen; wußte nun nicht, wer von seinen Lieben all noch am Leben sei? Sein Gewand war abgetragen und zerrissen; so kam er aus den Reihen der Weltüberwinder zur Heimath zurück. Und je näher er ihr kam, je stummer, je unruhiger ward er. Als er die bekannten Spielplätze seiner Kindheit, die Mauern und Thürme von Laval sah, durch die engen, bergigten, schmutzigen Gassen der Stadt hinfuhr, die ein Kanal der Maine in zwei Hälften scheidet, da ward er bald todtenblaß, bald feuerroth; von den heftigsten Empfindungen überwältigt. Ich nahm mit großer Rührung von ihm Abschied. Wir hatten in Laval einen Rasttag. Die Stadt, obwohl ziemlich groß, mit fünfzehn bis zwanzigtausend Einwohnern, bietet Reisenden wenig Merkwürdigkeiten dar. Aber folgenden Tages kam mein Invalide, mich noch einmal zu besuchen und mir für die geringe, ihm erwiesene Gefälligkeit zu danken. Sein Antlitz leuchtete von Freude. Alles, was ihm theuer war, hatte er im Wohlsein wiedergefunden. Ich kannte ihn kaum, so verwandelt war er, in feinen, zierlichen Kleidern, wie ein Herr von Stande, in seinem Gefolg ein Bedienter.

Zween Tage nachher, den 19. May, kamen wir zu Rennes an, wo wir unser Bataillon fanden.

Digitized by Google

Die Stadt, mit einer Bevölkerung von mehr denn fünfundzwanzigtausend Seelen, iſt ziemlich weitläuftig. Die Vorſtädte zwar ſind ſchlecht gebaut und verſprechen nicht viel. In der Stadt ſelbſt aber fehlt es nicht an ſchönen Straßen und Plätzen, unter denen ſich die Napoleonsſtraße und der Pallaſtplatz auszeichnen. Die ſonſt hier geſtandene Bild- und Ehrenſäule König Ludwigs des fünfzehnten, welche ihm die Stände von Bretagne einſt in hoher Freude über ſeine Geneſung im Jahr 1744 weihten, iſt natürlich, ſo wie die Freude am Königthum, in der umwälzeriſchen Sturmzeit verſchwunden. Aber die Bildergallerie im Pallaſt iſt noch vorhanden. Sie hat mehrere herrliche Stücke von guten und berühmten Meiſtern. Auch der botaniſche Garten iſt wohlbeſorgt, an ſeltenen Pflanzen reich, dabei ſehr weitläuftig und mit viertelſtunden langen öffentlichen Luſtgängen verbunden. Hingegen das anatomiſche Kabinet, welches ich ebenfalls beſuchte, iſt von keiner Bedeutung. Es iſt in einem Theil einer ausgedienten Kirche angebracht, deren übriger Theil zum Holzſchopfen gemacht iſt.

Die Umgebungen von Rennes fand ich zwar nicht ſchön; aber ſie ſind wohlangebaut. Blumenkohl, Artiſchoken und andere feine Gemüſe waren ſchon im Mai reif; der Sommer bringt Melonen ſogar. Alle Lebensmittel auſſer dem Gemüſe ſtehen im niedrigen Preiſe, der Wein iſt theuer. Man trinkt daher gewöhnlich Aepfel- und Birnwein, der aber im Sommer ziemlich eſſigartig wird.

An Schauſpielen aller Art fehlte es nicht. Den fünften Tag nach meiner Ankunft ſah ich zum erſtenmal einen Menſchen unter dem Eiſen der Guillotine ſterben. Es war ein gemeiner Verbrecher. Der Kerl ging ganz behaglich zum Tode; auf dem Schaffot nahm er den Hut ab, und machte ſich den Spaß, ihn unter das gaffende Volk zu ſchleudern; dann trat er ans Brett. Ihm die Hände rücklings binden, das Brett unter den Block ſchieben, den Block fallen laſſen, Kopf ab — alles war Sache eines Augenblicks.

Das Theater von Rennes iſt weder ſo geräumig, noch ſo anſprechend, wie das zu Tours; aber von den Schauſpielern waren einige gar nicht übel. Man gab auſſer den neuen auch gern alte Stücke, die bei den Franzoſen nicht ſo leicht veralten zu können ſcheinen, z. B. den Deſerteur. Wie Offiziers zahlten für Plätze in den erſten Logen, ſtatt fünfzig Sous, begünſtigungsweis nur vierundzwanzig. Eine geringere zu wählen, ſtand keinem frei. Unſer Oberſt Perrier war in dergleichen Ehrenſachen ein geſtrenger Mann, und eine ſolche Vergeſſung unſerer Würde wäre von ihm ohne Barmherzigkeit mit Verhaft beſtraft worden.

Zu den Schauſpielen und leeren Prunkereien rechn' ich billig auch die politiſch-religiöſen öffentlichen Feſte, an denen man die unendliche Liebe und Heiligkeit des höchſten Weſens dafür preiſet, daß man, wie man ſich einbildet, mit deren Hilfe ſiegreich einige tauſend uns verbrüderte Geſchöpfe Gottes hat morden können. Es iſt mir unbegreiflich, wie die Fürſten heutiges Tages ihr Volk noch immer ſo auſſerordentlich verkennen, und ſich ganz treuherzig einbilden, die Unterthanen danken Gott für die Metzeleien und Grauſamkeiten der Schlachtfelder. Man

Digitized by Google

fpottet ihrer und der Prieſter deswegen. So hatten wir in Rennes zweimal Tedeum; einmal wegen Einnahme Danzigs, einmal für Königsberg. Immer mußten wir Offiziers dann in Geſammtheit dem Senator General Demont zuerſt Beſuch abſtatten; dann in kriegeriſcher Feierlichkeit zur Kirche. Hatten ſich die Geiſtlichen müde geſchrieen, giengs zum Schmauſen. Abends Beleuchtung der Stadt. Und die Komödie war zu Ende. Von der überherrlichen Feier eines Napoleonsfeſtes zu Rennes genoß ich wenig, weil ich einer von denen war, die inzwiſchen die Sicherheit der Stadt bewachen mußten. Doch ſah ich Abends im Vorbeigehen mitten auf dem Platze einen großen Holzſtoß errichtet; dazu erſchien mit feſtlichem Schritt, umgeben von der ganzen Feldherrnſchaft der Senator Demont, ſonſt ein wackerer, verſtändiger Mann, ein Bündner. Er, jeder General, auch unſer Oberſt Perrier, jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand, ſtellten ſich im Kreis um den Scheiterhaufen, worauf zuerſt der Senator den Holzſtoß anzündete. Dann rief er mit hochgeſchwungener Fackel: „Es lebe der Kaiſer!“ Tauſend Stimmen brüllten das nach. Alle Fackeln flogen in das Feuer. Die Flamme ſtieg bei hundert Schuh hoch. Vermuthlich war das ein Autodafé für engliſche Waaren, die man etwa in effigie verbrannte.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalte zu Rennes erhielten wir Befehl, uns gegen Nantes zu begeben. Am 20. Weinmonds 1807 rückten wir aus. Es war ein freundlicher Herbſttag. Das Land hier in der Bretagne iſt fruchtbar und eben, ohne weite Ausſicht. Man glaubt beſtändig einen großen Wald vor ſich ſehen, und kömmt doch nie hinein. Denn jedes Bauerngut iſt umhagt, und mit hohen Eichen und Kaſtanienbäumen umgeben. Das macht die Kaſtanien zu jeder Zeit wohlfeil und die Wildſchweine häufig, die da reichliche Nahrung finden. Ueberhaupt giebt es in der Bretagne viel Wild und Geflügel aller Art. Die Landleute mögen vielleicht wohlhabend ſein; aber ihr Aeuſſeres verräth es doch nicht. In den Häuſern und Hütten herrſcht viel Unreinlichkeit, zumal in Niederbretagne; da wohnt der Hausherr nicht ſelten mit Weib und Kind, Magd und Vieh im gleichem Stalle beiſammen. Im Hintergrunde einer dunkeln niedern Hütte brennt auf großem Heerd mit bläulicher trüber Flamme Torf. Mehrere hohe Bettgeſtelle ſtehen umher, daneben die Korbkaſten; ſeitwärts die Krippe, zu welcher das Vieh aus dem Stall den Kopf ſtreckt. Man ißt ſchlechtes, ſchwarzes Brod, und Kohlſuppe, Mehlbrei mit ſaurer Milch und fleiſig Fett dazu, wenn mans hat. Die Kräbe iſt beim gemeinen Volk nichts Unbekanntes. Die Weiber in ihren hohen, zugeſpitzten, vikardiſchen Baumwollenhauben nehmen ſich nicht reizend aus. Die Knaben und Männer tragen ihr ſchwarzes Haar lang über Stirn und Nacken, und bis auf die Achſeln reichend, niedergekämmt, unten ſchnurgerade geſchnitten. Im Winter haben ſie eine Jacke von Bocksfell an, die ſtraubigen Fellhaare auswärts, hinten mit einer Kapuze verſehen von gleichem Pelz, die ſie über den Kopf ziehen können. Das giebt ihnen kein liebliches Anſehen. — Ihre gemeinſte Beluſtigung iſt das Steckenſchlagen. An Sommerſonntagen geht jeder mit ſeiner Familie ins Freie hinaus; das Eſſen wird mitgenommen. Man lagert ſich unter einem Baum, hinter einem Gebüſch, hält fröhliche

Digitized by Google

Mahlzeit und dann beginnt das Spiel. Zwei und zwei gehen mit derben Stecken gegeneinander, und ſchlagen auf einander zu. Man fängt die Hiebe kunſtgerecht auf, verſetzt Gegenſtreiche und nicht ſelten vergeht eine Viertelſtunde, eh' einer dem andern einen Schlag beibringen kann.

Wir zogen durch die Städte Bains und Norait. Das Wetter ward ſchlecht, der Regen ohne Ende, der Weg übel. Im Winter ſind die Wege in der Bretagne abſcheulich. Da kommen die Patins wohl zu ſtatten, die man mit Riemen unter die Schuhe befeſtigt; drei Hölzer, daran unterhalb ein eiſerner Ring, ſo daß der Fuß immer zween Zoll über dem feſten Boden erhöht iſt, feſt eingreift und nicht ausſchlüpft.

Wir kamen ſpät in das große, ſchöngebaute Nantes an, und rückten in aller Frühe wieder aus, daß ich von der Stadt wenig ſah. Ich bemerkte nur im Vorüberziehen auf dem Freiheitsplatz ein ſchönes Denkmal; auf geviertem Fußgeſtell einen hohen Obelisk, ohne deſſen Bedeutung zu erfahren. — Von Nantes hinweg war die ganze Gegend noch voll häufiger Spuren des mörderiſch geführten Vendeekriegs, und wie man uns ſagte, noch damals nicht vom Raubgeſindel frei. Höfe und Dörfer lagen in Aſche. Durch Montaigu, St. Fulgent und Vendrieux kamen wir über den berühmten Kreuzweg, wo die Vendeeſchlacht de quatre chemins geliefert worden war. Hier hatte man mit unbändiger Wuth bis ſpät in die Nacht gefochten, bis endlich die Republikaner ſiegten. Noch die Verwundeten auf der Erde liegend rauften ſich um Königthum und Freiheit mit Erbitterung. Das Schlachtfeld iſt hügelichter Boden, von Hägen mit Eichen und Kaſtanienreihen durchſchnitten. Das Wirthshaus am Kreuzweg, im Mittelpunkt des Treffens, wo die Vendeer Stückſchanzen angelegt hatten, war wunderſam unverſehrt geblieben.

Bei Fontenay le Comte fängt ſchon wieder Rebbau an. Ich fand den hieſigen Weitz ganz unſerm Schweizerwein, zumal dem waatländiſchen ähnlich. Das ewige Regenwetter machte das Fieber unter unſerm Volk gemein. Auch ich ward davon ergriffen. Der gute Wein half mir nicht. Ich bracht' es mit nach Niort, der handelsfleißigen Stadt. Man lagerte mich bei einem ehmaligen Marechal de Camp Larochefaucould ein. Die gute Aufnahme, der ich bei dieſem alten würdigen Krieger und in ſeiner liebenswürdigen Familie genoß, that mir in meinen Umſtänden ſehr wohl. Man pflegte meiner aufs beſte, und beſchwor mich dort zu bleiben, bis ich geneſen wäre. Dazu aber konnt' ich mich nicht entſchließen. Ich bereute es den folgenden Tag zu ſpät, die freundlichen Anerbietungen des ehrwürdigen Greiſes und ſeiner Kinder nicht angenommen zu haben, als ich in dem kleinen Orte Beauvoir Nachts, vom Regen durchnäßt, beim heftigſten Fieber in elender Hütte auf Streu liegen mußte, und man mir, auch nicht einmal für Geld, eine Suppe kochen wollte. So gut es gieng, ſchleppt' ich mich den Morgen darauf nach St. Jean d'Angely, einer unbedeutenden Stadt. Meine Wohnung ward ein altes Schloß auſſer der Stadt, von innen wohleingerichtet, aber ganz unbewohnt. Alle Zimmer, mit ſchönem Hausgeräth und Schmuck ſtanden offen. Eine Art Kaſtellan oder Schaffner ſorgte für unſere Pflege.

Digitized by Google

Wir erreichten den andern Tag zu guter Zeit Saintes, die Hauptſtadt der Niedercharente. Sie mag wohl zehn bis zwölftauſend Seelen haben, und iſt von einigen ſchönen Gebäuden geziert. Wir hatten hier Raſttag und machten dem General Müller, einem Schweizer, Ehrenbeſuch. Er war gegen ſeine Landsleute gar freundlich; übrigens ſchon wohlbetagt. Eine alterthümliche Brücke führt hier über den Fluß. Man wollte mir zu verſtehen geben, ſie ſtamme noch aus Römertagen. Kleine Kauffartheiſchiffe kommen mit der Flut vom Meer herauf bis zur Stadt, was dieſe nicht wenig belebt. Alle Welt prieß mir die hieſigen Auſtern und mit vollem Recht. Ich aber hatte das leidige Fieber; nahm es auch mit nach Blaye und Bordeaux. Blaye iſt ein recht artiges Städtchen, mit einer von Vauban angelegten Citadelle. Der hieſige Haven nimmt nur kleine Schiffe auf. Hier begab ich mich mit unſerm Oberſt auf ein Fahrzeug, und ſchwamm ſo die Garonne hinauf nach Bordeaux.

Bordeaux. Die Landes und ihre Bewohner. Arcas. Der Korkwald.

Es war mir ein herrliches Schauſpiel, als wir die weitläuftige, reiche Stadt vor uns ſahen, und links und rechts die ungeheure Menge der Kauffartheiſchiffe. Es lagen derſelben viele hundert von allerlei Nationen hier, welche, ſchon vor den britiſchen Kapern, nicht auszulaufen wagten und mit Sehnſucht ſchon Jahre lang den Frieden erwarteten. Faſt aller Handel war tod. Die Weinreben hatte man ſeit einigen Jahren beinah gar nicht mehr beſorgen mögen, um Koſten zu erſparen. Dennoch war, wegen Mangels der Ausfuhr, der Wein ungemein wohlfeil.

Das Glück hatte mich in Bordeaux lieb. Ich empfing meine Wohnung bei dem Apotheker Gazalet, einem bekannten Chemiker, der mich mit wenigen Pillen plötzlich und auf immer vom Fieber befreite. Eine ſehr gebildete Frau, eine artige Tochter machten das Glück ſeines Lebens, das er ſich, ſo wie ſeinen vormaligen Wohlſtand durch Einmengung in die Staatshändel ſehr gemindert hatte. Er war in ſeinen Grundſätzen erzkönigiſch. Seiner Güte dank' ich mancherlei Sehenswürdiges in Bordeaux geſehen zu haben. Beſonders zog mich der Reichthum des phyſikaliſchen Kabinets an. Ich will aber die Merkwürdigkeiten der Stadt hier nicht hererzählen, da ſie aus vielen Beſchreibungen bekannt genug ſind. Börſe und Theater ſind prachtvoll gebaut; auf letzterm waren damals beſonders die Tänzer vorzüglich.

Am liebſten beſucht' ich in müſſigen Stunden den Uferdamm, da das rege Leben der Schiffer und Schiffe zu ſchauen. Auf dem Stapel ward eben eine neue Fregatte gebaut. Man erzählte mir, es wären engliſche Seeoffiziers verkleidet und unerkannt nach Bordeaux gekommen, dieſe Fregatte zu ſehen. Bei der Abreiſe hätten ſie dem Oberaufſeher einen Brief hinterlaſſen, worin ſie verſichert haben ſollen, die Fregatte gerathe vortrefflich; man ſolle den Bau mit aller Eil beſchleunigen; die Engländer hätten ſie nöthig. In der That, wie ich nachmals erfuhr, haben die Briten ſie drei Jahre nachher, an der Mündung des Fluſſes weggenommen.

Nach dreitägigem Aufenthalt verließen wir ſchon die große Stadt. Das Bataillon war zu

Digitized by Google

Lande voraus; ich folgte ihm zu Waſſer, und traf es beim Städtchen Bazas. Die unfruchtbaren, ſchlechtbewohnten Ebnen der Lannes oder Landes ſind dem Wanderer etwas langweilig; beſonders bei anhaltendem Regenwetter, wie damals. Zu Gabſieux, wo nur drei Häuſer nebſt Ställen ſind, mußte unſer ganzes Bataillon, mit Ausnahme von zwo Kompagnien, ſich Obdach ſuchen. Man nennt dies Gabſieux ſpottweis la capitale de Gascogne, wenn man einen Gascogner einmal gern in Zorn gerathen ſieht. Die Bewohner dieſer Steppen, die übrigens das Paradies der Bienen ſind, leben armſelig. Der Bauer backt ſein Brod von Mais. Es iſt von ſchönem, weisgelblichem Anſehen, aber ſchwer, teigig, von ſüßbitterlichem Geſchmack, und macht, hat man keinen gaskogniſchen Magen, Bauchgrimmen. Schon hier wird, wie jenſeits der Pyrenäen, alles mit Oehl und ſpaniſchem Pfeffer gekocht. Abermals brennen ſtatt Lampen oder Kerzen, Harzlichter, aus dem Harz der Meerfohre (Pinus maritima) und einen Docht gebildet. Alles Geräth iſt höchſt einfach. Die kleinen vierrädrigen Karren, an denen kein Stückchen Eiſen zu ſehen iſt, und deren Räder aus vier hölzernen zween Schuh hohen Scheiben beſtehen, hört man aller Orten ſchon von weitem über die Ebnen herknarren. Dieſe Räder drehn ſich nicht um, ſondern ſammt ihrer Achſe zugleich. Die Bauern haben in ihrer Tracht mit Ausnahme der Plattmützen auf dem Kopf, die beſte Aehnlichkeit mit Kapuzinern; lange, braune, wollene Mäntel über dem Leib, nur daß hinten an der ſpitzigen Kapuze zierlich Trodeln hangen. Ich hätte gewünſcht, unſer ganzer Heerhaufe würde ſich aber der Fußbekleidung der hieſigen Landleute bedient haben: ſo wäre man ſchnell aus den Steppen entkommen. Die Bauern wandern nämlich auf drei und vier Schuh hohen Stelzen, die an den Hüften feſtgeſchnallt ſind. Und ſo tragen ſie Laſten bei fünf Stunden nach Bordeaux.

Ich ſah auch das Städtchen Roquefort, deſſen Käſe, dem Betſcherin ähnlich, weit berühmt und weit verführt ſind. Ich fand den Käſe um vieles angenehmer, als die Stadt, neben der eines uralten Schloſſes Zinnen prangen. Ueber Mont de Marſan gelangt ich nach Dax, beſſer Acqs. Die alten aquae augustae dieſer kleinen, am Adour liegenden Stadt, rinnen und ſprudeln noch fort und fort. Die Hauptquelle der hieſigen warmen Bäder ſteigt gewaltig kochend in einem ſteinernen Behälter auf, und ſo ſtark, daß ſie einen kleinen Bach bildet. Die Weiber erſparen dabei ihr Holz zur Wäſche. Die Quelle iſt heiſſer, als die unſrige zu Baden; ſetzt vielen Schwefel ab, und durch die Luft einen ſtarken Schwefellebergeruch. Ein ewiger Dampf umſchwebt ſie.

So gelangten wir den 18. Wintermonds nach Bayonne. Mehrere Stunden vor dieſer Stadt, bei einem ſchlechten Dorfe von dreißig Häuſern, St. Vincent geheißen, ſah ich in meinem Leben den erſten Korkwald. Die Korkeiche (quercus suber) iſt von mittlerer Größe; das Blatt kurzgeſtielt, unterhalb etwas wollig, am Rande ſägeförmig. Die Rinde, unſer Pantoffelholz, ſpaltet und reißt ſich von ſelbſt ab, wenn mans nicht mit Fleiß thut; aber alle acht oder zehn Jahre nimmt man ſie, am liebſten von ältern Bäumen, in langen, breiten Stücken, und verkauft ſie. In der Hauptſtraße von Bayonne, unter den Lauben, ſah ich vielmals den Zapfen-

Digitized by Google

und Korkstöpselschneidern zu, die da der Reihe nach zu sitzen pflegen. Mit einem einzigen Schnitt ihres scharfen Messers vollenden sie die Rundung eines Zapfens. Ein Mann macht allein täglich mehrere hundert solcher Stöpsel, groß und klein. Aus dem Holz der Eiche wird die sogenannte spanische Schwärze gebrannt. Man schickt viele Blöcke nach England, wo, wie man mir sagte, die Einfutterung der Reißbleie daraus gemacht werde.

Vor Bayonne gehts durch Korkeichen- und Fohrenwälder allmälig bergan. Man erblickt die Stadt nicht, bis man die Höhe gewonnen hat. Aber dort überrascht eine himmlische Aussicht. Rechts das unendliche Meer in den Wolken des Himmels verschwimmend; zu den Füßen in der Tiefe die Stadt mit anderthalbtausend Häusern, an den beiden Strömen des Adour und der Nive; im weiten Hintergrund die finstere Kette der Pyrenäen mit den kahlen Felsgipfeln und scharfen Berggräthen. Es ward mir schwer mich von dieser Stätte zu trennen. Es gieng wohl eine halbe Stunde bergab zur Stadt.

Der Weg durch die Pyrenäen. Felsenpaß Pancorbo.

Es zählt Bayonne bei dreizehntausend Einwohner, und ist in drei Theile geschieden. Auf der Seite von Bordeaux befindet sich die Vorstadt St. Esprit; daneben auf einem Sandfelsen eine Zitadelle von Vaubans Anlage, unter derselben das Zeughaus und die Schiffswerfte, wo kleine Fahrzeuge fürs Meer gebaut werden. Eine schmale, offne Brücke führt über den Adour zur Kleinen-Stadt, die ebenfalls ein altes, doch zerfallenes und Chateauneuf geheissenes Schloß hat; inzwischen sah man doch auf den Wällen Geschütz. Eine andere nicht lange Brücke geht über die Nive nach Großbayonne, auch mit einer alten Schanze versehen. Die Vestungswerke sind hier überall in übelm Zustand.

Fast immer im dritten Hause von Bayonne wohnt ein Chokolademacher. Auch ich ward einem solchen eingelagert. Es ist unglaublich, wieviel von jener Leckerwaare hier verfertigt wird. Das macht aber die Nähe Spaniens, wo alles Chokolade will. Mein Wirth bereitete allein jeden Tag einen Viertelzentner davon.

Man sieht in Bayonne schon überall Basken, derbe, handfeste Leute, aber reizbar, rachsüchtig, stolz. Sie sind gute Jäger. Bei Bayonne guter Jäger sein, mag keine große Kunst sein; denn es fehlt nicht am Gewild, besonders am Geflügel. In einem Nachmittag zwölf Schnepfen zu schießen, wird für kein Glück gehalten. Man kennt die baskischen Bauern an ihren breiten Plattmützen und kurzen, braunen Wämsern schon von weitem. Sie leben äußerst mäßig; meistens von Gemüsen und Früchten. Ballschlagen ist ihre Lieblingsbelustigung. Im Sommer sieht man ganze Dorfschaften dies Spiel treiben.

Ich war recht froh, als ich am 22. Wintermonds mit dem Bataillon Bayonne, das mich wenig anzog, verlassen, und bei schönem Wetter, Berg auf Berg ab den Pyrenäen zuwandern konnte. Abends übernachtet' ich in dem kleinen, artigen Seestädtchen St. Jean de Luce. Es liegt mit seinen Häusern rings um den kleinen, tiefen, sichern Haven, der von Natur ein Viereck

Digitized by Google

bildet, etwa 500 Schuh lang und breit. Es wetterleuchtete über dem Meere die ganze Nacht. Das kam mir für Wintermetter ſeltſam genug vor. Auch zu Bayonne hatt' ichs ſchon oft bemerkt. Zwei Stunden hinter St. Jean de Luce überſchritt' ich die Bidaſſoa, einen kleinen Fluß und damit die Gränze Frankreichs. Dieſſeits ſtand franzöſiſche, jenſeits ſpaniſche Wacht. Auch in Friedenszeiten muß es in den Pyrenäen nicht allzuſicher ſein. Ein Gutsbeſitzer, welcher eine Stunde von St. Jean im Bergland einſam wohnte, hatte ſein Haus oder Schloß mit Mauern, Graben und Zugbrücken befeſtigt. Er ſagte mir ſelbſt, es ſei der Strolchen und der verwegenen Schmuggler willen.

Auf der Höhe vor Irun, dem erſten ſpaniſchen Städtchen öffnete ſich mir eine weite Durchſicht in das Innere der Pyrenäen; deſto übler behagte mir die Anſicht des Städtchens ſelber. Gleich beim Eintritt ſpürt' ich, daß ich nach Spanien verſetzt war; Pfaffen an allen Ecken und Enden; Bauern und Bürger in Mänteln. Wir hungerten; aber zu eſſen gabs nicht, oder wollte man uns nicht geben. Indeſſen ſah ich doch die Wirthin in einer Pfanne über dem Feuer Schaffleiſch kochen. Noth kennt kein Gebot. Wie es gar geworden, ſprang ich blitzſchnell mit der Pfanne davon in die Stube zu meinen Gefährten, die beim guten Wein ſaßen. Das alte Weib ſchrie zwar beſtändig den im ganzen Spanien üblichen Ehrennamen Taracho! Taracho! hinter her; ließ ſich aber zuletzt doch von uns Lachern mit dreißig Sous beſänftigen. Ich und mein Freund Keller von Solothurn ließen es uns ganz wohl ſchmecken.

Als folgenden Morgens das Bataillon ausrückte, um nach Vittoria zu gehen, geſchah mir die ſehr unbeliebige Ehre, daß ich, vom General Barbou zum Befehlshaber des Depot in Bayonne ernannt, nach dieſer Stadt zurückzugehen hatte. Es that mir weh, von meinen Kriegsgeſellen zu ſcheiden. Wir Offiziers lebten alle in herzlicher Freundſchaft. So kam ich nach Bayonne zurück, wo mir im Mitwar der Geſchäfte vier Wochen ſchnell verſtrichen. Endlich, den 21. Chriſtmonds konnt' ich die dreifaltige Stadt zum andernmal an der Spitze einer Abſendung von ſechszig Mann verlaſſen; über St. Jean de Luce und Irun noch einmal die Eingänge der Pyrenäen ſehen, und nebenbei hungern. Wir fanden zum Glück auf den Feldern noch unter dem Schnee weiße Rüben; die ſchönſten und ſchmackhafteſten, die ich je genoſſen. Hinter dem Flecken Hirnania wird es immer gebirgiger. Der Weg, von Eis und Schnee bedeckt, zog ſich zwiſchen hohen, kahlen Bergen und Felswänden hin; links und rechts Eiſenhütten und Hämmer. Das rauchichte Städtchen Tolosa auf einer Anhöhe lebt nur meiſtens von Bergwerk und Hüttenweſen; eben ſo Villareal. Es giebt hier das beſte, ſpaniſche Eiſen; geſchmeidig beinah wie Blei. Ich erſtaunte nicht wenig, bei den Hufſchmieden wohl Ambos und Hammer, aber kein Feuer zu finden. Sie ſchmieden die Hufeiſen kalt aus, und beſchlagen die Pferde doch vortrefflich.

Es gab auf der ganzen Wanderung durch die Pyrenäen magere Koſt. Für die Eßluſt der Schweizer ſind die ſpaniſchen Gaſtmäler ſchier zu mäßig. Bei den Landleuten gab es Saraken (eingeſalzene Fiſche, um die Hälfte kleiner, denn Heeringe) und Aepfel, die auf einem Blech

Digitized by Google

gereiht dem Feuer gegenüber geſtellt, langſam gebraten waren, zum Frühſtück; bei den Wohlhabendern hier, wie durch ganz Spanien, eine kleine Taſſe voll dicker, ſtarker Chokolade, ein Paar Zuckerbrödchen und ein Glas Waſſers dazu. Mittags konnten wir uns bei den Bauern bei ſchwerem Maisbrod, Knoblauch und hitzigem Wein ergötzen. Hinter dem Dorfe Mondragon werden die Berge ſchon lichter, bis ſie ohngefähr drei Stunden von Vittoria ganz abnehmen. Ueberhaupt ſind die Pyrenäen auf dieſer Seite unſern Alpen nicht zu vergleichen, ſondern kommen an Höhe etwa dem Juragebirg bei.

Vittoria, obwohl die Hauptſtadt von Alava, iſt weder groß noch ſchön. Sie liegt auf dem unebenſten Fleck einer anſehnlichen Ebne. Aber die Einwohner gefielen mir durch Gaſtfreundlichkeit und Güte. General Legendre übergab mir hier einen Zug von ohngefähr vierzig Kanonen und Pulverwagen, mit ſechsundſiebenzig Mann, nach Briviesca. Unter Schneegeſtöber kam ich nach dem großen, offenen Flecken Miranda, wo eine ſchöne ſteinerne Brücke über den Ebro geht; von da wieder in eine Felsſchlucht. Links und rechts ſtiegen die Felſen ſenkrecht, wie himmelhohe Mauern. Droben lag ein altes Schloß, beſtimmt, den Paß zu decken; und Schafe weideten um den Gipfel. Eins derſelben ſtürzte, wie die Trommel gerührt ward, mitten unter meine Soldaten herab, die es auf der Stelle für gute Beute erklärten, und ſehnſüchtig nach mehreren gen Himmel blickten. Links ſtrömte uns zur Seite ein wildes Waldwaſſer. Am Ausgang der Bergſchlucht hatte ſich ein Einſiedler maleriſch angeniſtet. An dergleichen maleriſchen Müſſiggängern aber fehlts in Spanien überhaupt nicht. So gelangten wir nach Pancorbo.

Burgos. Valladolid. Spaniſches Leben. Die Mühlen zu los Molinos.

Am Neujahrstag 1808 zog ich fröhlich mit meinem Geſchütz in das artige Städtchen Briviesca ein, und zu meinem Bataillon. Da war Freude über Freude des Wiederſehens. Nach vier Ruhetagen brach die geſammte Heerabtheilung auf. General Barbou, ein lebhafter, gutmüthiger, im Feuer geprüfter Mann führte ſie. Man ſah uns überall anfangs freundlich an. Wir kamen als Freunde. Aber unſern guten Freunden gingen bald die Augen über, nicht vor Entzücken. So, als wir den erſten Abend in das elende Dorf Monaſterio kamen, das an einer Berghalde hängt, und wo nun in die wenigen Häuſer und Ställe achttauſend Mann einkehren mußten und Gaſtfreundſchaft begehrten. Beſſer ging es den folgenden Tag, da wir in das häuſerreiche und vollarme Burgos einrückten. Mehr Leute, als wir ſelber waren, wohnten ſchwerlich in der Hauptſtadt Altkaſtiliens. Doch wurden wir ſtattlich verpflegt. Ein Chorherr, bei welchem ich Wohnung empfing, führte mich in die Hauptkirche von Burgos, damit ich ihre Herrlichkeit bewundere. Die Pforte war von gegoſſenem Metall, mit erhabener Arbeit, aus dem hohen Mittelalter; das Innere des Tempels aber von Zierrathen und Vergoldungen überladen, wie die meiſten ſpaniſchen Kirchen. Noch ſind hier viel edle Denkmäler alter

Digitized by Google

Kunſt bewahrt. Vom Schatze zeigte mir der Chorherr viel Gold und köſtliches Geſtein; unter andern ein achtzig Pfund ſchweres Kreuz, von gediegenem Gold, wie er ſagte.

Ueber Duenos begaben wir uns nach Valladolid. Das iſt, oder war eine ſehr heilige Stadt, wenn auch keine ſchöne. In eilftauſend Häuſern lebten nur etwa noch einmal ſo viel Menſchen. Raum hatten ſie genug. An großen Plätzen kein Mangel; aber ſie ſind meiſtens mit kleinen, ſchlechten Häuſern ohne Fenſter umgeben. Man gab mir die Zahl der Klöſter auf zweiundſiebenzig an. In einem derſelben, und zwar in einem der kleinern, welches damals nur etwa ſiebenzig Geiſtliche und vierzig Brüder hatte, war ich in Geſellſchaft von zweitauſend Mann eingelagert; doch hätten neben uns wohl noch dreitauſend Mann Platz gehabt. Der Kreuzgänge einer ſchien mit zahlloſen weißen Steinchen gepflaſtert zu ſein; wohl unterſucht, waren es aber Gelenkſtücke oder Knöchel aufrecht eingeſchichteter Menſchengebeine. Ein wunderlicher Geſchmack!

Wir lebten hier bei fünf Wochen recht wohl. Die Soldaten, welche aus langer Weile aller Orten herumſpürten, glaubten eines Morgens einen vergrabenen Schatz zu finden, als ſie im Kloſtergarten aufgehügelte, ſorgfältig bedeckte Erde erblickten. Sie wühlten nach, und fanden ein über Nacht beerdigtes neugebornes Kind. Denſelben Fund machten ſie in einem Monat noch zweimal. Der Prior, ein gefälliger aufgeklärter Mann, der auch in Montpellier den Wiſſenſchaften obgelegen, konnte mir das Räthſel mit den Kindergräbern nicht recht klar machen. Er zeigte mir dagegen, doch nur verſtohlen, verbotene Frucht; Schriften nämlich von Rouſſeau, Voltaire und andern Meiſtern.

Der gemeine Mann in Spanien hat zwar angeborne Scheu vor den Ketzern; bleibt man aber Abends ſechs Uhr, wenn es Angelus läutet, ſtill ſtehen und zieht den Hut ab: ſo gilt man, wie billig, ſchon als guter Katholik. Ob man faſte oder nicht, danach fragt den Soldaten niemand. Man faſte aber, oder nicht, beim gemeinen Mann giebts immer ſchmale Koſt. Bis Valladolid hatten wir Winterſpeiſe, nämlich Braunkohl mit etwas Speck; dazu Brod, dick mit rothem ſpaniſchen Pfeffer belegt, und Kohlbrühe darüber gegoſſen; auch wohl, als Leckerbiſſen, Wurſt von Fett und ſpaniſchem Pfeffer. Die Gabel erſpart man; denn jeder hat ſeine Finger ſtatt derſelben. Der Wein geht in einem Spitzgläschen um ganzen Tiſch herum. Wo man auf höherm Fuße lebt, gießt man ſich den Wein hoch aus der Luft in den offenen Mund, ohne das Glas mit den Lippen zu berühren. Eine Sitte, die vermuthlich den alten Peſtzeiten entſtammt. Die Leute, die uns trinken ſahen, uns Schweizer und Franzoſen, ſchworen hoch und theuer: die ſechs Regimenter tränken beſtimmt mehr Wein, als die geſammte ſpaniſche Nation.

Der Wein kann an einem Ort im Lande oft höchſt wohlfeil ſein; eine Stunde weiter iſt er wieder ſehr theuer. Das rührt vom Ausfuhrgeld her, welches faſt in jedem Bezirk und Dorf vom Wein entrichtet werden mußte; vielleicht auch von der zuweilen ſchwierigen Verſendungsart des Rebenſaftes in Lederſchläuchen auf elenden Wegen. Man beladet nur Eſel damit. Dieſe haben überall den Namen eines Heiligen ſo gut, wie andere Chriſten.

Der ungleiche Preis des Weins von einem Ort zum andern hatte für uns Kriegsleute oft

Digitized by Google

viel unangenehmes; noch mehr, daß man in den Wirthshäusern nichts haben konnte. Kam man in diesen an, mußte man sich vor allen Dingen erst einen Platz am Feuer kaufen; dann Kohlen kaufen; dann auf den Markt gehen und Fleisch und Gemüse kaufen; dann sich selber sein Gericht kochen. Ofen und Kamine gabs auch im kalten Winter nicht. Da tritt man um eine Glutpfanne zusammen im Zimmer. In Valladolid ward ich vom Kohlendampf auf der Wacht am madrider Thor ohnmächtig. Einige Tage vorher war ein Offizier dabei eingeschlafen und nie wieder erwacht.

Jeder raucht Taback; nicht in Pfeifen, sondern in Cigaren; oder geschnitzte Blätter in Papier gefalzt. Den Rauch läßt man durch die Nase fahren, oder oft mitten im Gespräch, wie eine mächtige Wolke, langsam aus dem offenen Munde qualmen. Alles trägt Mäntel; der Bauer von Wollen; der Reiche von Seiden. Das giebt den Leuten ein Ansehen, als giengen sie immer in Staatsgeschäften. Das Volk ist ernst, mißtrauisch, aufbrausend; aber mässig, unermüdet und fest in seinen Vorsätzen. In den südlichen Gegenden ists lebhafter; mit regsamen Geberdespiel; schreiend im Gespräch. Wo ihrer einige in aller Liebe beisammenstehen, ists ein Gebrüll und Umherfahren mit den Händen, als gieng es auf Tod und Leben. Man muß die jungen Leute ihren Fandango oder Valero beim Geklapper der Kastagnetten zwischen ihren Fingern, und dem Ton der Baskentrommel, tanzen sehen, um sich von der Beredsamkeit der Geberdensprache eine Vorstellung machen zu können. So viel Würde, so viel Anmuth, ganz Natur, so viel Taktfestigkeit findet man wohl nirgends anders in der Welt. Zuletzt ergreift die wilde Begeisterung selbst alle Zuschauer; jeder klatscht den Takt mit den Händen, immer kurzer, behender, wilder, dazwischen Beifall schreiend. Es ist, als wäre Oberons Zauberhorn erklungen.

Doch genug von weltbekannten Dingen!

Wir verließen endlich Valladolid und zogen durch eine Sandwüste, die hie und da mit Weinreben bepflanzt ist, durch Tortesillas auf Medina del Campo. Dies winzige Städtlein mit fünfzehn Klöstern und eben so vielen Pfarrkirchen, liegt in einer ungeheuern sandigen Ebne. Was es vorzeiten gewesen sein mag, sieht man wohl noch gut an den alten Ringmauern, die beinah eine Stunde weit ins Feld hinausgehen. Sie sind an vielen Stellen noch sehr hoch, beinah sechs Schuh dick. Auch steht noch auf einer leichten Anhöhe über der Stadt ein altes Schlos aus den Sarazenentagen, sehr fest und regelmäßig von Backsteinen.

Ohngefähr drei Wochen blieben wir zu Medina liegen. Die Geistlichen müssen hier allesammt grundehrliche Leute sein und noch niemanden mit einem Wörtchen betrogen haben. Denn man glaubt ihnen Alles. Meine Hausfrau kam einst weinend zu mir. Ein geistlicher Herr hatte versichert, es würden eiserne Männer nach Medina kommen, denen Roßhaare auf dem Kopfe wüchsen; sie fräßen nur kleine Kinder. Ich beruhigte sie mit einer richtigern Beschreibung unserer Panzerreiter. Es giebt übrigens gar viel Geistliche, die kein Latein verstehen und denen das Lesen und Schreiben weit schwerer ankömmt, als einen Teufel in die Klemme zu bannen. Zufällig lernt' ich in Medina auch die Großtochter des Markgraf de Salinas kennen, der im

Digitized by Google

Jahr 1704 Gibraltar an die Engländer verlor. Das alte redſelige Mütterchen war doch ſehr verlegen, als die Rede auf das Unglück ihres Großvaters kam. Das freute mich aber am ſpaniſchen Stolz.

Als unſer Heerhaufen, zehntauſend Mann ſtark, die Landſchaft von Medina verließ, und bis Olmedo rückte, wo Alles beiwachten mußte: geriethen wir in Holznoth. Das Städtchen, das ich ſchon aus Gilblas von Santillana kannte, und welches ſich in ſeine gewaltig hohe Ringmauer, wie in einen Mantel wickelt, hielt den Vorrath ſeines Holzes verborgen, und wollte davon nicht geben. Denn dieſer nützliche Brennſtoff gehörte hier zu den theuern Dingen. Wird doch ſogar das Brod mit Stroh gebacken, und der Zapfen einer Fohrenart zum Behuf der Feuerarbeiter und der Küchen verkohlt. Als alles fehlte, und das Kriegsvolk in Verzweiflung gerieth, befahl General Dupont, der den Oberbefehl hatte, ein paar alte Häuſer abzubrechen. Man riß aber beinah eine ganze Straße um, und nahm nicht nur aus den Häuſern das Holz, ſondern auch, was ſonſt beliebte. Da brachten die Olmeder eilfertig eine ſo große Menge Holzes, daß wir Ueberfluß daran hatten. Wir verweilten jedoch hier nicht lange, ſondern in Eilzügen ging es über Arrebacco, Villa Caſtilla nach Guadaranna. Hier wurden die Kriegsvölker in die Umgegenden Madrids verlegt. Unſer Schlachthaufe kam nach Los Molinos, vier Stunden von dem königlichen Luſtſchloß Escurial.

Los Molinos iſt ein elendes, armſeliges Dorf, und unſere Ankunft vergrößerte den Reichthum deſſelben nicht. Wir litten an Lebensmitteln vielen Mangel. Im Dorfe waren mir die äuſſerſt einfachen und zweckmäßigen Getraidemühlen der Spanier das Auffallendſte. Der Wendelbaum des Waſſerrades liegt nicht, wie bei uns; ſondern ſteht ſenkrecht, unten und oben eingezapft. Das Waſſerrad daran befindet ſich am untern Theil der Walze, nicht hoch über der Erde, flach liegend oder horizontal; und eine geringe Menge Waſſers, die aus der Leitung gegen die engen Schaufeln ſtürzt, treibt das Rad mit lebhafter Schnelligkeit, ſo wie den Läufer oder Mühlſtein, der unmittelbar am Oberheil des Wendelbaums befeſtigt iſt, und weil es ſchon flach liegt, keines Kammrades bedarf.

Toledo. Sierra Morena. Einnahme von Cordoba. Gefangennehmung von Duponts Heer.

Ich beſuchte gelegentlich den Escurial, die weltberühmte Kirche und das Begräbniß der Könige von Spanien. Man kennt aus einer Menge Beſchreibungen die dortige Herrlichkeit. Sie machte auf mich keinen großen Eindruck. Es iſt eine unmäßige Pracht; aber ſie iſt geſchmacklos und am unrechteſten Orte angebracht; im widerlichſten Gegenſatz mit der Beſtimmung des Ganzen, welches die Herberge faulender Leichname iſt, wo aller menſchliche Prunk in ſeiner Eitelkeit offenbar wird.

Es freute mich, Madrid zu ſehen. Als wir nach einigen Wochen dieſer Hauptſtadt näher verlegt wurden, empfing ich Befehl mit achtzig Mann voraus zu rücken, um für unſer Bataillon eine halbe Stunde vor der Stadt Lager zu ſchlagen. Kaum war ich daſelbſt angelangt, als

Digitized by Google

Ferdinand der siebente und Fürst Murat daher geritten kamen, und uns musterten. Jener, ein junger aufgeschossener Mann, that mir einige Fragen. Die ganze Erscheinung glich einer Maskerade. Murat mit seinem Gefolge in zierlicher, leichter, weißer Husarentracht; Ferdinand hingegen mit den Seinigen in einer Kleidung nach dem Hofgeschmack vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts; alle in steifen goldbedeckten Scharlachröcken, Westen mit langen Schößen, Stiefeln mit über das Knie gehenden Stulpen, und ganz kleinen goldbesäumten Federhüten.

Aus meiner Hoffnung auf Madrid ward inzwischen nicht viel. Ich sah die Stadt nur äusserst flüchtig. Denn es gieng unerwartet schnell über den Prador, nach Pinto und Aranjuez, wo mich das Leben in den schönen königlichen Gärten erquickte, gegen Toledo zu. Der Aufstand des spanischen Volkes war schon dem Ausbruch nahe; manche Feindseligkeit schon begangen. Wir erwarteten auch nichts anders, als uns bei Toledo schlagen zu müssen. Es waren ohngefähr achttausend Bauern in der Stadt, wie man uns sagte. Am 26. April standen wir vor derselben. Nachdem die Unsrigen in der Nacht die Felsen, welche die Stadt überragen, erstiegen hatten, rannten wir des Morgens gegen das Thor. Es ward ohne Widerstand aufgethan. Die Bauern, unbewaffnet, drängten sich, unsern Einzug zu sehen, und schlichen davon, als sie die wachsende Menge unsers nachrückenden Kriegsvolks erblickten.

Toledo ist der Wohnsitz des ersten Erzbischofs von Spanien. Die Gesammtheit der Offiziers stattete ihm also den Ehrenbesuch ab. Ich erwartete eine hohe, ehrwürdiger Gestalt in großer Feierlichkeit zu erblicken; da kam ein artiger Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, zierlich wie ein französischer Abbee gekleidet. Das war der Erzbischof. In den Vorzimmern, wie im ganzen Pallast wimmelte es von jungen, schönen Frauenzimmern. Dies waren aber die Gesellschafterinnen, oder Dienerinnen von des Erzbischofs Nichte, der Gemalin des Friedensfürsten Don Godoi. Er genoß in seiner Stadt beinah die Verehrung eines Heiligen. Wenn er in seinem Prachtwagen, mit sechs der schönsten Maulthiere bespannt, ausfuhr, fiel links und rechts alles Volk auf den Gassen zur Erde. Die Leute baten um seinen Segen, und brüllten dazu etwas, das ich nicht verstand.

Die Straßen von Toledo sind eng, finster, bergigt. Die Häuser haben verfallenes Ansehen; es sind derselben auch wirklich für zwanzigtausend Einwohner zuviel. Von den vielen Kirchen mag ich nichts sagen; nur einer von ihnen erwähn' ich, weil sie mir auffiel. Es ist eine Klosterkirche, von außen ganz mit Ketten und Halseisen überdeckt, so daß bei tausend Stück da herum hangen. Ich hörte, man habe vorzeiten daran zur Ehre Gottes die gefangenen Sarazenen aufgehenkt. Ein schauerlicher Zierrath! — Man zeigte mir auch die berühmte große Glocke, welche nach Aussage der Spanier fünfzehnhundert Zentner schwer sein soll, und am untern Rande wohl anderthalb Schuh dick ist. Sie wird auch nur mit dem Schwengel geschlagen; nicht wie bei uns her und hin geschwungen, oder wie sonst in Spanien geschieht, um den Tragbalken im Kreis herumgeschleudert. Weit mehr zog mich die schöne Säbelklingenfabrik an, welche hier befindlich ist.

Digitized by Google

Sie liegt am Tajo, deſſen Wellen Florian, der Dichter, ſilberklar nennt, die damals aber ſehr trüb und leimigt floſſen. Die Fabrik beſchäftigte ohngefähr ſechzig Arbeiter. Ihre Einrichtungen ſind äuſſerſt einfach, aber zweckmäßig; ihre Maſchienenwerke grob und ungeſchlacht. Dennoch liefern ſie die vortrefflichſte Waare.

Der Aufſtand des ſpaniſchen Volks war inzwiſchen ausgebrochen, der Krieg erklärt. Wir mußten den 24. May von Toledo zur Sierra Morena ziehen, in raſtloſer Reiſe über Achofrin, Mora, Canfuegro, Villaantara, nach Manzanares. Hier kamen wir ſehr ermüdet an. Viele Leute waren erkrankt. Wir ließen die Kranken in einem Spital zurück, und begaben uns nach Valdepennas und Elviſo. Auch ich hatte eine Verletzung am Fuß, derentwillen ich in Manzanares zurückzubleiben ermahnt worden war. Glücklicherweiſe hatt' ich mich nicht dazu entſchließen können. Denn bald vernahmen wir, daß den Tag nach unſerer Abreiſe die empörten Bauern eingedrungen ſeien, und die Kranken ohne Barmherzigkeit bei den Haaren aus den Betten in den Hof geſchleppt und da ermordet hätten. Bei ſechshundert Mann kamen dort elend ums Leben, worunter auch gegen vierzig Schweizer geweſen.

Vom Valdepennier-Wein erquickt, welcher dem köſtlichen Xeres an Güte nicht weicht, beſchritten wir die Sierra Morena. Am erſten Brachmonds kamen wir zur deutſchen Pflanzſtätte Karolina. Das meiſte Volk war entflohen. Deutſch verſtehen und ſprechen nur mühſam noch einzelne ältere Leute. Dieſe weiland wilde unwirthbare Gebirgskette iſt jetzt gut angebaut, ein bleibendes Denkmahl von des edeln Olavides Weisheit und dem Fleiße der Deutſchen, welche der baieriſche Freiherr von Thürriegl einſt hierher geführt hatte. Die lieblichen, pfirſichähnlichen Blüten des Kirſchlorbeers verbreiteten ihren Duft weit um uns her. Auch ſah ich hier zum erſtenmal die grünen, beinah zwei Schuh langen Eidechſen, mit ihren ſchönen Augen, die ſich ſo leicht zähmen und zu Freunden des Menſchen machen laſſen. Mit eingefeuchtetem Brod, welches ſie gern freſſen, macht man ſie binnen zwei Tagen kirre. Zu Andujar ſtellt' ich nachmals ſelber den Verſuch damit an. Im Gebirg iſt es voller Schlangen. Als wir ohnweit Elviſo einen Felsſtein wegſtießen, ſchoß eine ungeheure Menge derſelben hervor, bei anderthalb Zoll dick, drei bis vier Schuh lang.

Gern hätt' ich in dieſen, für die Naturkunde merkwürdigen Gegenden länger geweilt; aber der Kriegsgott gebot Eil. Durch Baylen und Andujar, wo wir am Guadalquivir raſteten, ging es bis Aleolea. Hier ward der von den Spaniern aufgeworfene Brückenkopf mit Sturm genommen, der Guadalquivir überſchritten, der Feind bis Cordova verfolgt. Die Stadt leiſtete Widerſtand; man drang mit Gewalt hinein. In allen Straßen ward geſchlagen. Man hatte ſelbſt die gefangenen Verbrecher losgelaſſen und gegen uns bewaffnet. Die armen Teufel fochten noch in ihren Ketten, von denen man ſie zu befreien in der erſten Beſtürzung vergeſſen hatte. Unter den umgekommenen Bauern wurden viele Geiſtliche gefunden, an ihren Tonſuren kenntlich. — Während das Gefecht noch in den Straßen fortwährte, ſtellte uns, ſechstauſend Mann ſtark, der Feldherr in ein geſchloſſenes Viereck auf dem großen Platz von Cordova.

Digitized by Google

Das Viereck war an zwei Seiten ſo weit offen, als zum Durchzug der einrückenden Schlachthaufen nöthig war. Indem nun General Barbou die Offiziers hervorrief und um ſich verſammelte, erſchien ein Bauer, drückte auf die Verſammelten plötzlich ſein Piſtol ab, ſprang wetterſchnell durch die Lücken des Vierecks, und entkam, obgleich mehr, als fünfzig Schüſſe nach ihm gethan wurden. Er ſelbſt hatte keinen getroffen. Aber dieſe Keckheit und Beſonnenheit des Bauers beluſtigte mich ſehr.

Drei Tage lang ward Cordova geplündert und mit viehiſchen Greueln beſudelt. Man behauptet, es ſeien bei zwanzig Millionen geraubt worden; denn nichts war aus der Stadt geflüchtet, weil man für unmöglich gehalten, daß wir den Guadalquivir überſchreiten könnten. Ich hatte in derſelben Zeit die Ehre, mit ſtarker Mannſchaft den Schatz der Inquiſition zu bewachen, der nachmals den franzöſiſchen Generalen wohl zu ſtatten kam. Das Inquiſitionsgebäude iſt prachtvoll, durchaus von Backſteinen aufgeführt, und von ungeheurer Ausdehnung. Es wurden weit über hundert Perſonen aus den Kerkern dieſer Gebäude befreit; doch gewiß haben wir nicht alle Gefängniſſe entdeckt. Zu meiner großen Verwunderung waren unter den Befreiten gar viele Frauenzimmer. Ich ſchloß daraus: von den cordoviſchen Schönen müßten viele bei den heiligen Vätern für Erzketzerinnen gelten. Im Ganzen ſind die Frauenzimmer hier, wie im ganzen Andaluſien ſehr ſchön, aber im zwanzigſten Jahr auch ſchon ziemlich verblüht. Niedlicheren Weiberfuß ſieht man ſelten irgendwo ſo häufig, denn hier.

Als wir nun gewonnen Spiel hatten, ließen wir uns gar wohl ſein. Die bemäntelten Bauern, in ihrer Landestracht, mit den braunen vielknöpfigen Wämmſern, rothen Gürteln, kurzen Hoſen und Gamaſchen, und den ſchwarztuchenen, dachförmigen, troddelreichen Mützen, hatten uns insgeſammt verdächtiges Anſehen; blieben auch in ehrerbietiger Ferne. Doch luſtwandelten wir nie gern weit vom Lager, ſo einladend auch die gebirgige Landſchaft iſt. In der Stadt iſt wenig Gefälliges fürs Auge; enge krumme Gaſſen; unzierliche Häuſer von Backſteinen. Der Dom aber, mit ſeinen ungeheuern Marmorſäulen und hundert Kapellen, vermuthlich ehmals eine mauriſche Moſchee; dann die altarabiſche Brücke mit ſechszehn Bögen, über ſiebenhundert Fuß lang, — das iſt geſehen zu werden würdig; majeſtätiſche Urkunde von der Größe ſarazeniſchen Geiſtes. Der botaniſche Garten, welcher in der Stadt liegt, hat einen auſſerordentlichen Reichthum tropiſcher Gewächſe.

Bei aller dieſer Herrlichkeit aber hatten wir am Ende nichts zu eſſen. Man gab zuletzt für ſechszehn Mann ein Brod. Dazu nahm die Ruhr überhand, als Folge der ſchlechten Nahrung und der unausſtehlichen Hitze. Matt und elend zogen wir alſo in das alte, große Andugar zurück, nachdem wir nur zehn Tage in Cordova zugebracht hatten; darauf nach dem kleinen Flecken Baylen. Wollten wir nicht verhungern, mußten wir ſelber aus, und Getraide ſchneiden, auf gut ſpaniſch es von Maulefeln ausdreſchen laſſen, es zwiſchen Steinen zermalmen, backen und kochen. So matt waren wir, daß viele Soldaten im Gliede umſanken; daß die Geſundeſten nach kaum hundert Schritten ruhen mußten. Immer vom Feind umflattert und

Digitized by Google

angegriffen, trieben wir ihn bei Baylen wohl eine Stunde weit zurück; doch litten wir dabei nicht geringen Verlust. Von vierundfünfzig Mann meiner Kompagnie blieben noch siebenzehn übrig. Wer einmal verwundet war, konnte seines Todes sicher sein. Es ward nicht mehr geholfen. — So mußte sich Dupont, von den Spaniern umringt, mit seinem entkräfteten Heer ergeben. Wir vernahmen die Botbschaft voll ohnmächtigen Unwillens oder dumpfer Gleichgiltigkeit.

Es war am 23. Maimonds, da wir trübselig an den Reihen des spanischen Heeres, welches das Gewehr präsentirte, vorüberzogen; dann regimenterweise auf die Seite links und rechts schwenkten und die Waffen streckten. Darauf wurden wir wohl bewacht durch Porcuna, Castro del Rio, durch die schöne Stadt Ecija, durch das nicht minder liebliche auf hohem Fels mit einem alten Schloß gelegene Arcos, nach Alcala de los Gazules geschleppt.

Betragen der Spanier gegen Kriegsgefangene. — Die Gefangenschiffe. Fahrt nach Majorca.

Alcala ist eine schlechte Stadt im Gebirg. Mitten in derselben erhebt sich auf einem Hügel ein altes, maurisches Schloß. Unterher der Stadt fließt ein sumpfiger Bach, in welchem ich mir zum Zeitvertreib mit der Angel Schildkröten fing. Diese Thiere schmecken nicht übel, zumal einem hungrigen Gefangenen. Ihr Fleisch dünkt mich angenehm, wie das am Kälbergekröse. Doch auch eine sechs Pfund schwere Schildkröte giebt, wenn sie von Schaale und Eingeweide gereinigt ist, kaum dreiviertel Pfund Fleisch.

Gleich bei unserer Ankunft zu Alcala, nahm uns der Corregidor, oder Oberamtmann, auf höchsten Befehl seiner Regierung das Geld ab, was wir hatten, inzwischen der Pöbel sich erfreute, unser Gepäck ausweiden und davon schleppen zu können. Wir wurden insgesammt in ein altes Klostergebäude gesperrt und darin wohlverwahrt. Es war langweiliges Leben. Woche um Woche, Monat um Monat verschlich, ohne Aenderung unseres Zustandes. Ich machte zum Zeitvertreib mir einen Electrophor; endlich selbst einen papiernen Luftball. Aber wir erhielten keine Erlaubniß ihn steigen zu lassen. Ausser unsern Bedienten mit den Krügen, um Wasser zu holen, durfte niemand das Kloster verlassen. Zuletzt nahmen wir paarweise selber die Krüge, und fanden damit den Weg an den Schildwachen vorbei ins Freie. So retteten wir wenigstens unsere Gesundheit und brachten einigen Wechsel in das einförmige Dasein.

Ungemein mußte es uns überraschen, als eines Morgens in aller Frühe, — es war der fünfte Christmonds — der Corregidor mit seinem Alcalde, oder Unterbeamten, sämmtlichen Klostergeistlichen und vielen Bürgern zu uns hereintraten, uns umarmten, glückwünschten und Wein, Zuckerwerk und Gebackenes auftischten. Wir glaubten, es sei Neujahrsfreude. Sie löseten das Räthsel aber mit der Erklärung, die Franzosen seien geschlagen, ziehen vertragsmäßig aus Spanien ab, und der Friede werde unfehlbar sogleich verkündet. Das alles gefiel uns ganz wohl, besonders der Wein nebst dem Backwerk. Gegen neun Uhr aber kam eilends ein Bote und störte die Freude der Anwesenden. Er meldete, die Franzosen wären nicht nur

Digitized by Google

wieder in Madrid, ſondern auch ſchon vor den Mauern von Sevilla. Der Corregidor nebſt ſeinen Begleitern entfernten ſich ſchnell. Statt deſſen hörten wir eine Stunde lang das Gebrüll des Pöbels vor dem Kloſter, der uns heraus verlangte um uns umzubringen. Drei Tage lang wurden wir von dem Geſindel belagert, von Männern und Weibern und Kindern. Wir hatten die Erhaltung unſers Lebens nur dem Anſehen und Ernſt der Geiſtlichkeit zu danken. In derſelben Zeit ſind zu Las Cabeças über ſechszig Offiziers und einige hundert Gemeine vom Volk ermordet worden, die dort gefangen lagen.

Der Neujahrstag von 1809 ging uns traurig vorüber. Wir wurden erſt wieder froher, da man uns ankündigte, wir ſollten weiter geführt werden. Es geſchah auch am 10. Januar, nachdem wir ſeit dem 15. Auguſt des vergangenen Jahres fünf Monden das klöſterliche Leben geführt hatten. Man trennte die gemeinen Soldaten von uns, welche meiſtens gezwungen wurden, Dienſte bei den Spaniern zu nehmen. Wir Offiziers wurden unter ſtarker Bedeckung nach Medina Sidonia geſchleppt. Während wir vor dem Thore dieſer alten Bergſtadt gelagert waren, kamen die Haufen gemeinen Volks uns zu betrachten, und uns ein Lied auf den „Räuberhauptmann Dupont“ vorzuſingen, das man in allen Dörfern ſang. Wir hatten lange kein Konzert gehört. Dies vollſtändiger zu machen, trat endlich auch noch ein blinder Mann mit einer Harfe herzu, ſetzte ſich auf einen Stein uns gegenüber, und ſang ein Lied, deſſen Verſe immer mit den Worten endeten: Schlaget ſie tod! ſchlaget ſie tod! — Ich hätte dem blinden Böſewicht ſein Saitenſpiel auf dem Kopf zerſchellen mögen. Der unbarmherzige Orpheus brachte es mit dem Zauber ſeiner Töne dahin, daß die Steine wirklich zu tanzen anfingen, nämlich aus den Fäuſten der Bauern gegen unſere Köpfe. Nur mit größter Noth ſchirmten uns der Corregidor und die Wachten.

Man brachte uns von Medina den folgenden Tag nach Porto Real. Dieſe Stadt, an der Bucht von Cadiz, durch ihre Salzwerke wichtig, mag noch immer eine Bevölkerung von zehn bis eilftauſend Seelen haben. Auf dem Wege dahin beſtanden die Häge häufig nur aus den wildwachſenden indianiſchen Feigen. Die Frucht derſelben, pflaumengroß, angenehm zu eſſen, bleibt auch bei der gröſſeſten Schwüle des Sommertags von innen kalt und kühlend, und vom May bis Jänner am dornenvollen Strunk.

Angekommen zu Porto Real, wurden wir auf ein ſogenanntes Ponton oder Gefangenſchiff geführt; den gewöhnlichen Behälter der Galeerenſclaven. Man gebraucht dazu abgetakelte, große Kriegsſchiffe. Das unſrige hatte ſchon den amerikaniſchen Freiheitskrieg mitgemacht, und hieß La vicia Castilia. Hier waren wir gegen fünfhundert Offiziers beiſammen. Das Fieber wüthete fürchterlich. Aber da war kein Spital, keine Arzenei, keine Abwartung, nicht einmal friſchen, trinkbaren Waſſers genug. Man mußte frei auf dem Verdeck ſchlafen. Die Lebensmittel wurden kärglich zugemeſſen. Auſſer dem Proviantſchiffe, welches uns Nahrung brachte, durfte ſich keiner nähern. Gleich dem unſrigen, waren noch mehrere ſolcher Gefangenſchiffe; auf einigen befanden ſich nicht nur Offiziers, ſondern auch franzöſiſche Kaufleute aus Cadiz.

Digitized by Google

Unſer Elend kann ich mit wenigen Zügen hinreichend ſchildern. Manchen Tag wurden zehn bis zwanzig von unſern Mitgefangenen, die den Geiſt aufgaben, über Bord geworfen. Manchen Morgen zählt' ich gegen hundert menſchliche Leichname von den verſchiedenen Pontons im Meere ſchwimmend. Wenn die Galeerenſclaven von Cadiz an uns vorüber ruderten, lachten ſie und prieſen bei unſerm Anblick ihr Glück. So brachten wir vom 11. Januar bis zum 28. März zu. Ich vertrieb mir mit einigen meiner Leidensgefährten die traurige Zeit beim Schachſpiel. Die Figuren dazu hatt' ich aus der Wurzel eines Palmbaums geſchnitzt. Das Holz dieſer Wurzel iſt feſt und gelb, beinah wie Buchsbaum.

Von der Vieja Caſtilia verpflanzte man uns endlich auf ein amerikaniſches Schiff The Sally of Neuvork Nro. 21, von 450 Tonnen. Der Admiral des engliſchen Geſchwaders von Cadiz hatte verlauten laſſen, wir ſollten nach Marſeille gefahren werden. Das erfüllte uns mit neuer Wonne, und verhinderte uns, nachdem wir am 3. April die äuſſere Rede von Cadiz verlaſſen hatten, den Gedanken zu faſſen, uns des Schiffes ſelber zu bemeiſtern. Denn wir Gefangene waren in übermäßiger Zahl; zuſammengeſchichtet, wie man nicht die aus Afrika entführten Neger zuſammendrängt; und dabei lebensmüde Verzweifelte. Der Kapitän des Schiffes, ein biederer Amerikaner, verſüßte uns inzwiſchen das bittere Loos, ſo gut ers vermogte. Wir empfingen die nöthigen Lebensmittel; Wein und Rum. Seine Menſchenfreundlichkeit machte uns jede Unbequemlichkeit erträglicher. Den fünften April durchſeegelten wir die Straße, aber ein heftiger Sturm trieb uns zurück, und wir waren froh in Gibraltar einkehren zu können. Es iſt durchaus nichts Behagliches, den Winden und Wellen zum Spiel zu dienen. Den eilften April giengen wir wieder unter Seegel. Ceuta ſtuſte ſich gegen uns über amphitheatraliſch auf. Die Gipfel der afrikaniſchen Gebirge zeigten noch Schnee. Schon waren wir der Inſel Majorca nahe, als uns ein neuer Sturm den Küſten Afrika's zutrieb. Endlich liefen wir den 21. April in Palma, auf Majorca ein. Wir ſchieden mit dankbaren Empfindungen von dem menſchenfreundlichen Schiffkapitän, deſſen Freundſchaft gegen die gefangenen Offiziers in Frankreich nicht unbekannt blieb. Als er nach einigen Jahren, da England und Amerika zerfallen waren, von einem britiſchen Schiff nach Algier aufgebracht wurde, verwendete ſich dort der franzöſiſche Konſul für ſeine Entlaſſung. Als er darauf in Marſeille einlief, genoß er die ausgezeichnetſte Beehrung. Ich bedaure, mich jetzt nicht des Namens von dieſem würdigen Manne erinnern zu können.

Cabrera. Beſchreibung der Inſel und ihrer Merkwürdigkeiten. Lebensart der Kriegsgefangenen in der Nähe von Mahon.

Wir ſchmeichelten uns vergebens, nach Marſeille oder einem andern franzöſiſchen Hafen gebracht zu werden, wie uns der engliſche Admiral die Hoffnung gegeben hatte. Nun erſt bereuten wir, daß wir nicht die Güte des Amerikaners benutzt, und ihn, da wir dem Geſtade von Algier ſo nahe geweſen, vermogt hatten, uns dahin zu führen. Er würde es gewiß gethan

haben, hätten wir nur Ernſt gezeigt. Das verſicherte er uns ſelbſt, als wir uns vor Palma und in allen Erwartungen betrogen fanden.

Vierzehn Tage lang blieben wir in Ungewißheit über unſer künftiges Loos. Dann wurden der Kriegsgefangenen bei fünftauſend auf achtzehn Transportſchiffen nach der unbewohnten Inſel Cabrera gebracht. Auch ich war unter denſelben und die Zahl der Offiziers ohngefähr anderthalb hundert.

Dies Eiland, wohin Spanien ſonſt Verbrecher auszuſetzen pflegte, erhebt ſich ſüdwärts von Majorca, ohngefähr ſechs Stunden von Palma, wie ein todter, kahler, zackiger Felſenklumpen, aus dem Meere. Dieſe Anſicht unſers künftigen Wohnplatzes war keine heitere Ausſicht in die Zukunft. Doch wurden wir einigermaßen damit ausgeſöhnt, als wir in einem Hafen ausgeſchifft wurden, an welchem wir ein altes, wüſtes Schloß liegen ſahen, und den Fuß der Berge mit Pflanzen bedeckt. Es war der 11. Mai 1809.

Man gab uns Zelte und Lebensmittel. Letztere wurden uns auch nachher ziemlich regelmäßig zugeführt. So überließ man uns unſerm Schickſal.

Ich richtete mich mit einigen meiner Unglücksgenoſſen ein, ſo gut es gieng. So übel wir daran waren, machten Gewohnheit und Hoffnung uns doch endlich das Leben leichter. Plagte mich die lange Weile, gieng ich baden oder fiſchen; oder ich verfertigte mir, wie ein anderer Robinſon, meinen kleinen Hausbedarf, auch eine Sonnenuhr; oder ich durchſtrich die Inſel nach allen Richtungen; kletterte auf ihre Felſengipfel; zeichnete oder ſchrieb, was mir merkwürdig ſchien, in mein Tagebuch ein. In England wurden mir nachher Tagebuch und Zeichnungen abgenommen. Das war mir ein großer Verluſt. Doch will ich von Cabrera, dieſer wenig bekannten Inſel des Mittelmeers erzählen, ſo viel mir im Gedächtniß geblieben.

Die Römer nannten ſie Capraria, vermuthlich von der Menge ſich dort aufhaltender wilder Ziegen. Jetzt ſind dieſe Thiere dort vertilgt. Als wir auf die Inſel kamen, fanden wir noch in allem fünf, davon unſere Soldaten vier erwiſchten. Die Römer hatten auf dieſer kleinen balearichen Inſel eine Niederlaſſung; wenigſtens eine Veſte, wie uns einige Ueberbleibſel davon Gewißheit gegeben haben. Beim Bau einer Hütte für unſern Regimentsarzt Kaſthofer ſtießen wir grabend auf altes Mauerwerk. Wir fanden einen römiſchen Grabſtein, Trümmern von Aſchenkrügen; auch römiſche Münzen. Leider war unter uns allen kein Alterthumsforſcher.

Auch noch in ſpätern chriſtlichen Zeiten iſt Cabrera bewohnt geweſen. Das ſehr alte, nun zerfallene Schloß verbürgt es. Man hat von demſelben die Ausſicht auf Majorca und ſieht Palma über dem Meere. Allein die Raubſucht und Grauſamkeit der afrikaniſchen Seeräuber, oder die Furcht vor denſelben, entvölkerte das Eiland; und die Schlaffheit der ſpaniſchen Könige wußte dieſen Fleck Landes nicht zu retten. Der berüchtigte Seeräuber Dragut-Rais, Barbaroſſa's Liebling, zerſtörte das Schloß von Cabrera im Jahr 1550. Noch jetzt liegt es halb zerfallen da.

Digitized by Google

Die Insel hat ohngefähr vier bis fünf Stunden im Umfang, und drei große Buchten. In zwei derselben können Schiffe von jeder Größe landen. Die Bucht beim Schlosse aber ist die sicherste; nur ihre Einfahrt böse, kaum hundert Schritt breit, zwischen Felsenriffen, und sehr gewunden.

Auf diesem kleinen Raume ist alles bergig und uneben. Der höchste von den Bergen mag aber doch kaum mehr, denn achthundert bis tausend Schuh über dem Spiegel des Meers erhaben sein. Die obern Gipfel sind ganz kahl und nackt und schroff. Sie bestehen aus Kalk; sind sehr zackig; an einigen Orten wackenartig, löcherig, höhlig, wie Schlacken. Doch bemerkt' ich keine Spur von Bimstein, oder irgend etwas Verglasungsartiges, das an Vulkane mahnen könnte. Auf der Abendseite der Insel befindet sich Steinsalz. Auch von Wismuth und Blende fand ich eine ziemlich starke Ader zu Tage ausgehend. Es sind hier mehrere beträchtliche Höhlen in den Bergen. Schon im Gilblas wird jene Grotte beschrieben, welche dem Schloß gegenüber an der Seite der Bucht ihre Wunder zur Schau bietet. Man steigt in dieselbe nicht ohne Gefahr, ohngefähr fünfzig Schuh abwärts, sehr steil. Dann erblickt man das schöne Gewölbe sechszig bis siebenzig Schuh hoch über sich. Die Haupthöhle, denn sie hat auch Nebengänge, hat eine Länge von ohngefähr hundertundfünfzig Schuh, eine Breite von sechszig bis siebenzig. Ungeheure Stalaktiten, in seltsamen, wunderlichen Gestalten, wie Altäre, Orgeln, Säulen begegnen dem Blick rund umher. Alle Röhren ertönen; denn sie sind alle hohl.

Eine andere Grotte befindet sich auf der Morgenseite von Cabrera. Der Eingang ist mühsam. Man muß auf den Bauch hinein kriechen. Dann gelangt man zu einer vom Tropfstein natürlich gewachsenen Wendeltreppe, auf der man bei siebenzig Schuh tief abwärts steigt. Unten ist kristallhelles Wasser. Die Weitung beträgt im Durchmesser etwa dreißig Schuh. Man steht da, wie unter einem runden hochgewölbten Dom. Der Glanz des schneeweißen und farbigen Tropfsteins ist beim Schein des in der Tiefe angezündeten Feuers dem Auge blendend.

Diese beiden Höhlen waren schon vor uns bekannt. Eine dritte, kleinere, wurde von uns noch entdeckt. Wir nannten sie nachmals die Dragonerhöhle. Denn dreißig Dragoner machten sie zu ihrer Wohnung, unglückliche Menschen, die nicht einmal Lumpen hatten, ihre Blöße zu decken. Nur immer ein einziger von ihnen konnte sich bekleidet und öffentlich zeigen, während die andern in der Höhle auf der Streu lagen, oder sich vor der Grotte sonneten. Ein englischer Schiffshauptmann, der in der Folge von ihnen hörte, hatte noch so viel Menschlichkeit, alle wieder zu bekleiden.

Cabrera hat drei Haupttäler, die fruchtbar genug wären, wenn man sie anbauen würde. Denn das Klima ist vortrefflich und mild. Eine Juniperusart und Buchsbaum wächst in Menge; kleines Gesträuch an den Klippen, und in den Felsenklüften gute Steinkresse. Es giebt mehrere Zwiebelgewächse. Eine Art derselben lernten wir auf traurige Weise kennen. Denn, die davon aus Hunger genossen, wurden, waren sie starker Natur wahnsinnig und würkend; die Schwächern starben schneller daran hin. Laubholz sah man nirgends. Nur ein einziger Ulmen-

Digitized by Google

baum ſtand in der Mitte des Thals, welches dem Schloſſe zunächſt liegt. Ich beſuchte ihn oft. An der Oſtſeite der Inſel ſteht noch eine magre Waldung von Fohren (pinus).

Das ganze Land wimmelt von Kaninchen. Schon Strabo erzählt, man habe aus dem feſten Lande von Hiſpanien Kaninchen auf die balearischen Inſeln gebracht, die hier bald eine ſo auſſerordentliche Vermehrung gehabt, daß die Einwohner, weil der Boden ganz verheert wurde, die Römer um Hilfe angerufen hätten. Dieſe brachten afrikaniſche Katzen, welche die Kaninchen bis in ihre Höhlen verfolgten. Wir fingen deren viele in Schlingen. Doch war der Fang nicht immer leichtes Geſchäft. Auſſer ihnen ſind auf der Inſel die Ratzen ſehr gemein. Im Schloſſe wohnen ganze Heerſchaaren derſelben. Andere Vierfüßler bemerkten wir nicht. Im Herbſt und Frühling kehren hier viele Wachteln, Krammtsvögel, Schnepfen und andere Zugvögel ein. In den Felſenklüften niſten Seemöven, die man Nachts in ihren Neſtern mit den Händen fing. Von Schlangen iſt in Cabrera keine Spur. An kleinen Eidechſen, Scorpionen und Taranteln hingegen fehlt es nicht. Unter Taranteln verſteh' ich hier nicht die bekannte Tarantelſpinnen, ſondern ein kleines, zolllanges, eidechſenförmiges, plattköpfiges Geſchöpf, welches zur Klaſſe der Gekotten oder Stellionen gehören mag. Es iſt ein äuſſerſt ekelhaftes Thier. Wo es einem über den entblößten Arm oder Leib kriecht, ſchwillt die Haut danach auf.

Auſſer den Auſtern, die an den Klippen der Bucht zwölf und ſechszehn Schuh unter dem Waſſer feſt hangen, und ſchwer zu löſen ſind, bemerkt' ich unter den Meerbewohnern den Seeaal (muraena coger) mit grauer, buntſchillernder Haut. Ich fing einen von ſechs bis ſieben Schuh Länge in den Felſenlöchern der Meeresbucht. Auch der Dintefiſch (sepia officinalis) iſt gemein. Der Hunger lehrte uns, dieſen Schleimwurm mit Vergnügen verzehren, ſo wenig auch ſein Aeuſſeres zum Genuß einladet. Im Waſſer blau, wird er, ſobald er ans Land geworfen iſt, und ſeine ſchwarze Feuchtigkeit ausgeſpritzt hat, ganz weiß. Wir fingen zuweilen eine andere Molluskenart, von der ich jetzt nicht entſcheiden mögte, ob ſie zu den Sepien oder Lernäen gehörte. Wir nannten dies Thier den Siebenarm. Es war an dieſem Thier nichts feſt, alles gallertartig und weich, wie Rindergedärm; nur in der Mitte ſeines Leibes befand ſich eine harte, knörpelartige Oeffnung, in Geſtalt eines Dreiecks, die ihm zum Mund diente. Sechs bis ſieben Schuh lange Arme giengen von ihm aus, wie Schwänze, nach denen es den Namen empfing. Auch ſein Fleiſch hat uns zur Speiſe gedient. Eifriger noch ſuchten wir die Meerigel oder Meerkaſtanien (echinus esculentus). Dieſe Thiere, von der Größe mittelmäßiger Aepfel, rund und ſtachlich, wie Kaſtanien in ihrer Schaale, haben im Innern, unter ihrer Haut ein Fleiſch, welches ich kleinen Fiſchroggen, mit Schleim verbunden, vergleichen mögte. Es ſchmeckt zwar nicht übel; aber ſättigt wenig. Die Stacheln ſind beweglich, ſcharf und zerbrechlich. Durch unvorſichtige Berührung verwundet man ſich daher an ihnen leicht. Nach einem Sturm waren die Felſen von ihnen ganz voll.

Es liegt noch eine andere kleine Inſel, etwa ſechshundert Schuh weit von der Oſtſeite Cabrera's, wo wir zuweilen hinüberſchwammen. Sie gleicht einem Schildkrötenrücken, oder

Digitized by Google

einer Paſtete; iſt rundlich und ein einziger Hügel, den man in einer halben Stunde in der Mitte durchwandert. Wir pflegten dies Eiland, welches von gewürzhaften Kräutern und kleinem Geſtrüpp bedeckt iſt, worin unzählbare Kaninchen leben, die Kaninchen-Inſel zu nennen.

Wir hatten ſchon vier Wochen in Cabrera gelebt, als Befehl kam, daß ſämmtliche Offiziers eingeſchifft werden ſollten. Ein Theil von uns wurde nach Majorca gebracht; ein anderer Theil, zu dem auch ich gehörte, nach Minorca. Ich kenne die Urſach dieſer Veränderung nicht.

Wir ankerten am 19. Mai früh Morgens in der Rhede von Mahon. Nach einigen Tagen Quarantaine wurden wir ans Ufer gebracht, nicht aber zur Stadt, ſondern in das am Geſtade liegende ſogenannte Hospital. Das iſt ein weitläuftiges, mit zwanzig Schuh hohen Mauern umgebenes Gebäude; oder vielmehr es ſind mehrere große von einander geſonderte, mit eignen geräumigen Höfen verſehene Gebäude. In denſelben empfingen wir, weit über hundert gefangene Offiziers, unſere Wohnung. Nach Mahon durfte niemand; doch war es uns erlaubt, im Meere das Bad zu nehmen.

Es dauerte nicht lange, ſo hatten wir uns hier ganz vortrefflich eingeniſtet. Es hatte jeder täglich von uns ohngefähr zweiundvierzig Kreuzer zu verzehren. Ein Spanier, desgleichen auch ein Franzoſe hielten Kaffeehäuſer. Der Wein war wohlfeil. Wir hatten ein Billard. Mehrere Offiziers waren muſikaliſch; einige ſogar Virtuoſen im vollſten Sinne des Wortes. Man gab Konzerte. Endlich wurde ſelbſt Schauſpiel veranſtaltet; zu Mahon befanden ſich noch alte Dekorationen eines Theaters, das ehmals Engländer gehabt hatten. Dieſe friſchten wir auf. Unſere Bühne ward niedlich. Die Schauſpiele hatten Beifall. Selbſt der Kommandant von Mahon mit ſeiner Familie und andern Herren und Frauen von Mahon beſuchten unſer Theater, bei welchem ich bald als Maler, bald als Maſchiniſt, und wenn es ſein mußte, ſogar mit Donner und Blitz, redliche Dienſte leiſtete. Nach dem Schauſpiel oder Konzert ward getanzt bis ſpät in die Nacht.

Von den Offizieren unſers Bataillons befanden ſich nur ſieben hier. Unter ihnen war auch Hauptmann Plüß, mit dem ich zur Unterhaltung einen mathematiſchen Kurs anfing. Ich verfertigte mir eine Auſtraluhr, vermittelſt welcher ich in der Nacht auf die Minute die Stunde wußte, ſobald ich nur den Polarſtern und großen Bär ſehen konnte. So verſchwand die Zeit ziemlich angenehm. Zuweilen gab uns die vor Toulon kreuzende engliſche Flotte mit ihrer Erſcheinung auf dem Meere ein majeſtätiſches Schauſpiel. Einmal beſuchte uns auch der greiſe Admiral Collingwood im Hospitale ſelbſt. Immer waren in dem Hafen Schiffe ab und zu in Bewegung. Doch nicht jedesmal war ihre Nähe erfreulich. Es hatten ſich einſt von einer algieriſchen Korvette mehrere Chriſtenſclaven glücklich in der Rhede gerettet. Fünf derſelben wurden wieder eingefangen. Der ſpaniſche Befehlshaber, welcher wenigſtens den Namen eines Kommandanten oder Gouverneurs führte, und die Engländer, welche eigentlich den Oberbefehl auf der Inſel hatten, waren grauſam genug, die Unglücklichen dem algieriſchen Satan wieder auszuliefern. Er ließ ihnen die Baſtonade auf den Tod geben. Ich hörte ihr entſetzliches

Digitized by Google

Geſchrei unter der langſamen, zerfleiſchenden Quaal der Schläge faſt den ganzen Tag, und pries ſie glücklich, als ihre ſterbenden Stimmen nach und nach erloſchen.

Der Kommandant von Mahon war ein filziger, knauſeriger Mann. Ward einmal gegen ſeine Befehle geſündigt: mit einem guten Glaſe Weins, mit kleinen Geſchenken war er leicht zu verſöhnen. Ich ſchreib' es auch nur ſeinem Geiz zu, daß wir nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt Minorca wieder verlaſſen, und auf Cabrera zurück mußten. Dort konnt' er wahrſcheinlich mehr an uns gewinnen.

Am neunzehnten April des Jahres 1810 ward uns befohlen, ein algieriſches Schiff zu beſteigen. Jeder machte ſein Bündel. Binnen zwei Tagen befanden wir uns alleſammt wieder in Cabrera.

Hier hatte ſich während unſerer Abweſenheit Alles verwandelt. Die Zelte waren verſchwunden und von den zurückgebliebenen Soldaten in Kleider oder Betttücher umgeſchaffen. Im Thal an der Bucht ſtand ein Dorf, mit regelmäßigen Straßen, und einem öffentlichen Platz. Jedes von den Häuſern war von Steinen und Leimen aufgeführt; mit Schornſteinen verſehen; mit Zweigen gedeckt. Die Fenſter beſtanden aus geöltem Papier. Jede Gegend hatte ihre Namen; ſogar ein Palais Royal gab es. Alles trieb Gewerbe. Da fand man Unterricht bei Tanz- und Fechtmeiſtern. Da ward Markt gehalten, wo der Eine ſein Brod, der Andere ein Stück Tuch, der Dritte Gemüſe, der Vierte Papier oder Holz verkaufte. Es war eine Caſtagnettenfabrik angelegt, welche zierliche Waare für die ſpaniſchen Tänzer verkaufte, und an diejenigen abgeſetzt wurde, welche uns von den Inſeln wöchentlich Proviant brachten.

Wir Neuangekommenen mußten uns, in Ermangelung der Zelte, ebenfalls bequemen, Häuſer jener Art mit eigenen Händen zu bauen. Wir waren in der Kunſt oft ungeſchickt genug und ſahen mehrmals unſere Mauern ſtürzen. Wir ſiedelten uns auſſerhalb dem Dorfe an, und lebten gleich Vornehmern in Landhäuſern, auf den Höhen umher.

Obgleich einige Offiziers auch hier wieder das heitere Leben von Minorca herſtellen wollten, Konzerte und Liebhabertheater einführten, gelang es doch beim Gefühl der eignen und beim Anblick der allgemeinen Noth nicht, wie damals. Der Mangel an Lebensmitteln, mit denen man uns ſo kärglich verſorgte, verbitterte uns jede Luſt. Die Kaninchen, die Fiſche und Molluſken waren nur ſchwer zu fangen; nicht alle Tage glücklich. Es war herzzerreißend, ſo viel erdgelbe, halbnackte, ausgehungerte Geſtalten umherſchleichen zu ſehen. Viele ſtarben an ungeſunder Nahrung. Einmal ſchienen wir ganz vergeſſen worden zu ſein, indem die Zufuhr von Lebensmitteln ſechs Tage über die beſtimmte Zeit ausblieb. Man fand Menſchen mit der Angel tod am Meere ſitzen. Verſchiedene ſtürzten ſich aus Verzweiflung von den Felſen in die See. An Flucht war hier nicht zu denken. Einige franzöſiſche Seeoffiziers hatten ſich in unbegreiflicher Heimlichkeit ein Schiff gebaut, das Holz ſelbſt dazu gefällt, und Alles mit bewundernswürdiger Kunſt beinah vollendet. Da verrieth ſie den Spaniern ein Soldat um — ein Brod.

Mit dieſem Elende verband ſich die Ruchloſigkeit verwilderter Menſchen, die keine Obrigkeit

Digitized by Google

über sich anerkannten. Zwar hatten sie anfangs dergleichen, und eine Art Gesetze unter sich eingeführt. Dem Diebe ward ein Ohr abgeschnitten; stahl er zum zweitenmal, ward er erschlagen oder erdrosselt. Bald aber blieb nur der Stärkere Meister. Zweikämpfe mit holzernen Stoßrappieren, vorn mit scharfgespitzten Eisen versehen, waren nicht selten.

Unter den Soldaten mogten sich etwa funfzehn bis zwanzig Weiber befinden, welche mit in die Gefangenschaft gerathen waren. Diese wurden abwechselnd, wie andere Waare, verkauft und gekauft, je nachdem einer ein Weib ernähren konnte, oder nicht. So änderten diese weiblichen Geschöpfe oftmals die Ehen. Einst warf im Zorn ein Mann seine Frau ins Meer. Ein anderer kam dazu, sprang ins Wasser und zog sie wieder heraus. Jetzt entstand Prozeß, wem eigentlich von beiden Männern die Frau von rechtswegen gehöre? Die Entscheidung der Richter gieng endlich dahin, daß dem, welcher das Weib ins Meer geworfen, die Kleider zukommen sollten, auf welche er Anspruch machte; der andere behielt die Frau, welche er sich gerettet hatte.

Unser betrübter Zustand auf Cabrera dauerte bis zum 28. Heumonds 1810, also ein volles Vierteljahr. Dann wurden wir erlöst. Alle Offiziers und Unteroffiziers erhielten Befehl, sich auf mehrere angekommene kleine Transportschiffe zu begeben. Wie gern gehorchten wir! Die Fahrt ging nach Gibraltar, wo wir den 10. August einliefen.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Ueber Heinrich Pestalozzi und die Ausgabe seiner Werke.

— Pestalozzi, dem Irdischen nach ein zweiundsiebenzigjähriger Greis, dem Geiste nach ein ewiger Jüngling voller Unschuld und Liebe, voll göttlichen Feuers und Hochsinns, bleibt in der Geschichte unsers Zeitalters eine der ausserordentlichsten und schönsten Erscheinungen. Das fühlen die Zeitgenossen; das wird die Nachwelt noch herzlicher würdigen.

Noch eh' es in ihm selber hell tagte, ward sein ganzes Wesen unwiderstehlich, ganz instinktartig zu dem Einen hingezogen, was dem Jahrhundert Noth that. Wahrlich, das war keine verbesserte Buchstabir- und Syllabir- oder Rechnungsmethode, wie sich wohl auch jetzt noch manche Leute einbilden, die sich mit Hören, Halbhören und vornehmthuerischem Absprechen in großer Selbstgefälligkeit begnügen. Es war wohl etwas Anderes, etwas Höheres, von dem den flachen Urtheilern keine Ahnung anschweben mogte.

Man denke nur zurück an die Zeiten, da Pestalozzi wirkend auftrat — welch ein Zeitalter war es! Das Zeitalter faden Blendwerks, glänzender Verthierung, prunkender Schwäche war es. Zum letztenmal hatte sich im Jahrhundert der Reformation der hohe Menschengeist — das Göttliche

Digitized by Google

in der Menſchheit — laut und gewaltig gegen den Erbwuſt des verfloſſenen Jahrhunderts aufgelehnt. Der Kampf ward ſchwer und blutig durchgekämpft. Der dreißigjährige Krieg hob an wie ein heiliger Krieg, für Recht und Ueberzeugung. In ſeiner Dauer verwilderten die Sitten der Völker, überwuchs endlich irdiſche Noth den Drang des geiſtigen Bedürfniſſes, und der heilige Krieg endete, wie der allergemeinſte Fürſtenhandel, im Hader um Würden, Länderentſchädigungen und Thronenrechte. Was aus der europäiſchen Menſchheit geworden war, bewieß der bald folgende ſpaniſche Erbfolgekrieg, da man das Glück der Nationen auf die leichtſinnigſte und frevelhafteſte Weiſe hinmordete, um den Anſprüchen ſtolzen Ländergeithes, den Ränken verſchmitzter Höflinge und der Bataillenſucht einiger ehrgeizigen Feldherren ein Genüge zu thun.

Von da an ſchritt, von franzöſiſcher Geckerei und Schöngeiſterei reichlich unterſtützt, das Verderben fort und wachſend bis zur letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das Edelſte im Menſchen ward verſäumt, der Sinnenkitzel zum höchſten Gut. Man vergötterte alle Nichtswürdigkeiten mancher Fürſten, und zählte der Welt ihre Luſtreiſen und Stuhlgänge, als Wichtigkeiten von Belang, vor. Feine Lebensart galt für Tugend, Religionsverachtung für Geiſtesoheit. Es gab ſogar liebenswürdige Laſter und unanſtändige Tugenden. Ein Stand wetteiferte in ſeiner Selbſtverthierung und prahlenden Gleisnerei mit dem andern um den Vorzug. Man ſprach noch von Rechten, aber meinte Privilegien, Gnadenbezeugungen, und Stammbäume. Man ſprach noch von Verdienſten, aber meinte Herkommen, Heirathsverbindungen, Gefälligkeiten die man den Hohen erwieſen hatte. Man ſprach noch von Völkern, aber meinte die Landesherrn, Edelleute und Prieſter. Die Völker ſelbſt waren nichts; bloße Hilfsmittel und Werkzeuge; Milchkühe, die man der Einträglichkeit willen ſtark fütterte, gelegentlich auch ohne Bedenken, wie andere Waare, vertauſchte, verkaufte, vermiethete. Man liebte die Künſte, aber nur als Frohnmägde des Luxus; man bearbeitete die Wiſſenſchaften, aber nur, wer ſie in Weihrauch für die Vergötterten zu verwandeln verſtand, erndtete Ruhm und Lob; die übrigen wurden gering geachtet. Friedrich der Große, obgleich er der vortrefflichſte König ſeiner Zeit war, hielt die Deutſchen, weil ſie nicht franzöſiſch ſchrieben, kaum eines hohen Aufſchwungs des Geiſtes fähig. Man ſprach von öffentlicher Bildung, von Veredlung des Volks; aber man dachte dabei nur an die Herrſchenden und Beamten, an Edelleute, Prieſter und Kaufleute — die große Maſſe des Volks war, wie geſagt, für Null geachtet. Sie ſchmachtete in Verwahrloſung, Unbehilflichkeit und Armuth, oder tröſtete ſich über ihr elendes Loos in roher Schwelgerei, in tölpiſchem Nachäffen und Nachſpielen der Rollen, die es von ſeinen Unterdrückern ſpielen ſah.

In ſolcher Zeit erſchien Peſtalozzi, und er, wie lange keiner vor ihm, erbarmte ſich des Volkes. Durch Herkunft und Geiſtesgaben fähig, in ſeinem Vaterlande auch unter den Herrſchern zu glänzen, ward er, getrieben von einem göttlichen Sinn, Bettler, um die Bettler zur Menſchenwürde zu erheben. Er nahm den Lichtfunken aus den höhern Regionen und brachte ihn zu den tiefſten. Wie konnt' es anders ſein; er mußte verkannt werden. Man lachte über ihn, wie

Digitized by Google

über einen Halbnarren; wie der Pöbel von Madrid über Colomb, als der von Entdeckung einer neuen Welt jenseits des Weltmeers sprach. Man nannte ihn einen Revolutionär, weil er sich gegen den sündlichen Unfug der bisherigen Welt auflehnte. Man schickte den Geier l 3 läſternden Spottes gegen ihn aus, wie die Götter der Fabel gethan hatten, den Prometheus zu strafen, weil derselbe den Sterblichen vom himmlischen Feuer mitgetheilt hatte.

Zum Glück war Peſtalozzi's freiwillige Armuth und Weltverachtung seine beſte Schutzwehr. Man hielt diesen Menſchen und seine Mühen für zu unbedeutend. Ein Mann mit Stern und Band, ein Mann in feinen Kleidern, mit Tonnen Goldes in der Hand, hätte bedeutender geſchienen, obgleich die Weltgeſchichte genugſam gelehrt hatte, daß von den sogenannten Großen noch nie das Größte für die Menſchheit geleiſtet worden war; daß vielmehr immer Leute, wie Peſtalozzi, wie etwa ein ſchulmeiſternder Sokrates, ein Copernik, ein Luther und dergleichen, das große Räderwerk des moraliſchen Seins in neuen Umſchwung geſetzt hatten.

Peſtalozzi's Lienhard- und Gertrud verkündeten zuerſt beſtimmter, was er wollte. Das Buch machte großes Aufſehen, noch gröſſere Wirkung im Stillen des geiſtigen Treibens. Es war eine Feuerſaat; ſie zündete in tauſend Gemüthern. Alles was er nachher geſchrieben hat, ja ſein ganzes Leben ward bloße Auslegung und Erörterung dieſes einzigen Buches. Seine Ideen wirkten fort; ſein perſönliches Wirken zur Volksveredlung blieb unbeachtet, oder verachtet. Mancherlei Verſuche mißlangen ihm; das gab Stoff zum Achſelzucken und Bemitleiden, auch zum Gelächter über die Bettlerſchulen. Viel trug zum Mißlingen ſeines wohlgemeinten Anſtrengungen ſeine Eigenthümlichkeit bei. Er war blos weltweiſe; gar nicht weltklug. Er kannte die Menſchheit in ihrer Herrlichkeit und Verächtlichkeit, aber nicht die Menſchen in ihren Masken. Gutmüthig und weich und reizbar, wie ein Kind, wenn er in der wirklichen Welt ſtand, ward er eben ſo oft von andern getäuſcht, als er ſich ſelber täuſchte.

Dennoch ward er nie müde. Er hatte einmal die große Aufgabe ſeines Lebens gefaßt, und er konnte ſie nicht wieder fallen laſſen. Er wollte den gröſſern Theil des Volks und der Menſchheit aus dem Schlamm des thieriſch-dumpfen Hindrütens, in dem er zertreten lag, hervorheben, reinigen und ſeine heilige Menſchengeſtalt wieder ſichtbar machen. Es war ihm daher nicht blos um Schule zu thun, was man bisher Schule nannte, ſondern um Erziehung, um einfache, unkoſtſpielige, doch ſtufenweiſe Entwickelung der Anlagen des Volks in den niedrigen Ständen. Für die Reichen ſorgte alles; er wollte für die abſichtlich vergeſſenen Armen ſorgen. Das Schulweſen und Schulhalten galten ihm als das beſte Mittel. In Handhabung deſſelben reiften unter mannigfaltigen Erfahrungen ſeine Einſichten. Für ſeinen Zweck opferte er Alles, ſich ſelbſt auf. Er hatte nichts, als dieſen Zweck zuletzt. Was er gewann und empfing und bettelte, theilte er mit den Aermſten im Volk. Ich weiß, daß ihm oft nicht genug blieb, ſeinen Hunger zu ſtillen. Das focht ihn wenig an.

Man hat den Engländer Howard nicht genug preiſen können, der aus Sinn für Menſchlichkeit, und Menſchlichkeit gegen Verbrecher zu wecken, die Kerker vieler Staaten beſuchte. Man

Digitized by Google

hat des Pablo Olavides Muth bewundert, die ſpaniſche Wüſte zu bevölkern und nachher ſein herbes Loos beklagt, welches ihm der Undank und mönchiſche Bosheit bereiteten. Den guten Peſtalozzi leiden, bewunderte und beklagte niemand. Dafür lebte und duldete er auch nicht; — es war eine göttliche Sache, für die er ſtritt und litt, mehr denn Howard und Olavides. Was hätte der Mann in der Kraft ſeines Lebens leiſten können, wär' er von oben her durch verſtändige Regierungen verſtändig unterſtützt worden! Aber die ſchweizeriſchen Regierungen damaliger Zeit mit Aufrechthaltung des Gewohnten, mit Verwaltung von Zehnden und Bodenzinſen, kleinen Land- Stadt- und Patrizier-Intereſſen, Tagſatzungreden u. dgl. groß beſchäftigt, verſtanden Peſtalozzi's Wort nur kaum; und hätten ſie ihn verſtanden, ſie würden ihm Schweigen auferlegt haben.

Endlich wachte neben ihm die Welt auf — der Augenblick des Erwachens mußte endlich einmal kommen, da der Druck und die Verachtung des Menſchengeſchlechts zu ſchaamlos groß ward. Es kamen die Tage der Staatsumwälzungen. Vom Sturm der Zeit ward auch die alte Eidsgenoſſenſchaft ergriffen, und ihre morſchen Balken wichen leicht aus den Fugen. Peſtalozzi, wie mancher andere edle Menſch, trachtete dem Augenblick einen bleibenden Vortheil für die Welt abzugewinnen. Die helvetiſche Regierung bot ihm ſelber Hand. Nun kamen ſeine Jahre zu Stanz in Unterwalden, zu Burgdorf und Yferten; nun erſt machte auch ſein perſönliches Wirken, die Art wie er die Kinder der Armen lehrte, und ihre Anlagen entfaltete, Aufſehen. Bald ward ſeine Schule eine der berühmteſten in Europa. Die ihn vorher verachtet hatten, verwunderten ſich jetzt, und um ſo mehr, je weniger ſie ihn begriffen. Daß weiſe und tugendhafte Männer ihn verehrten, machte bei ihnen wenig; aber daß Fürſten und Herren ihn beſuchten oder zu ihm ſandten, überſtieg alle Begriffe der Vernunft. Nun bekamen ſie eine Art Hochachtung für ihn, falls ſie in ihrer Weisheit ſich nicht etwa einbildeten, die Großen der Welt wären Schwärmer.

Peſtalozzi's Anſtalt zu Yferten erweiterte ſich. Immer mit ſeiner heiligen Sache, die er ein halbes Jahrhundert lang gehegt und gepflegt hatte, beſchäftigt, blieb ihm alles Uebrige Nebenſache. Die Lobſprüche der Schriftſteller, die Ehrenbezeugungen der Fürſten änderten ihn nicht. Er kannte und wollte Höheres, als dies Alles, wonach wohl der gemeine Haufe ſich auſſer Odem ringt — Volksveredlung wollte er, Erhebung auch der ſogenannten Volkshefen zur Menſchenwürde wollte er durch Erziehung; auch den Bettler und ſein Kind ſah er als Gotteskinder an, geſchaffen nach dem Bilde Gottes. — Ueber dieſe Hauptſache achtete er, wie immer, des Irdiſchen wenig. Er hätte Reichthümer ſammeln können; aber ein Mann wie Peſtalozzi, der darum reich iſt, weil er für ſich das Wenigſte bedarf, war nicht zum Sammeln, ſondern nur zum Geben vorhanden. Daher war ſeine Haushaltung immer zerrüttet. Für dieſe hätten andere ſorgen ſollen. Das geſchah nicht. So ergraute er unter frommem, raſtloſem Streben, ſtets angefochten und gehemmt von Nahrungsſorgen, und doch nicht müde werdend.

Im zweiundſiebenzigſten ſeiner Lebensjahre hatte er ſein großes Tagewerk — vollendet kann man nicht ſagen — aber wahrhaft angehoben. Andere müſſen es nach ihm vollbringen in allerlei

Digitized by Google

Landen und Völkern. Nun ſah er das Ziel ſeiner Laufbahn nahe. Er glaubte noch Friſt genug zu haben, ſo viel an ihm lag, zu vollenden; ſeine Schriften, die Früchte ſeiner Lebenserfahrungen, ſein ewiges Vermächtniß an die Nachwelt zu geben, und ſeiner Stiftung eine ihn überlebende Dauer zu ſchaffen. Dazu gehört ſorgenloſe Ruhe; dazu die Mithilfe wohldenkender Zeitgenoſſen. Deswegen kündigte er im März 1817 die Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke in ohngefähr zwölf Bänden, jeden zu 1 fl. 45 kr. Subſcription an. Mit jener beſcheidenen Offenheit, in welcher ſich nur ein Menſch reinen Herzens, ein Hausvater ſeinen Familiengenoſſen darſtellen darf, enthüllte er das Verborgene ſeines häuslichen Verhältniſſes, und wie er bisher, bei allen ſeinen Mühen und Arbeiten, bei allen Handbietungen, die ihm von auſſen her geſchehen waren, nie im Stande geweſen, ſeiner Stiftung ein feſteres Daſein zu ſichern, weil er eben dafür nie der Mann geweſen. So ſtand, wie er ſich ausdrückte, das Werk ſeines Lebens ſchwankend in der Hand ſeines Alters.

Theils dem hochwürdigen Greiſe den letzten Wunſch zu gewähren, und ihm die letzte Lebensfreude dankbar zu geben, theils daß ein Mann, wie Peſtalozzi nicht das, was er der Menſchheit noch leiſten könne, mit ſich vergraben laſſe, vereinigten ſich ſeine zahlreichen Freunde zur Beförderung der Subſcription*). Einige aber hatten ſein Wort falſch verſtanden, und glaubten, er leide in den Tagen ſeines Alters Mangel und Noth und flehe um Unterſtützung. Gegen dieſe Mißdeutung ſeiner Wünſche, die ſogar in Zeitungen erſchien, verwahrte er ſich in einer neuen öffentlichen Erklärung, worin er aufs deutlichſte ausſprach: Der Fall eines perſönlich wirthſchaftlichen Nothzuſtandes ſei ſo wenig da, als eine ſeiner Seele ganz neue Neigung, in ſeinen alten Tagen noch für ſich Geld zu ſammeln. Peſtalozzi's Gattin, eine treffliche Frau, ſtarb, wie auch ſein Sohn vor ihm. Seinem Enkel, der das Handwerk der Gerberei erlernt hat, iſt das nöthige Vermögen geſichert. Er verlangt nichts für ſich, nur für das Beſte, für das er ſelber lebte, fordert er die Hilfe ſeiner Freunde.

Es iſt wohl Pflicht, ſowohl gegen den hochverdienten Greis, als für die Ehre ſeines Vaterlandes, daß jenen Mißverſtändniſſen entgegen gearbeitet werde. Darum dies Wort über ihn, und beſſer noch ſein eigenes, in welchem er ſich zur Welt der gebildeteren und edleren Menſchen, wie zu ſeiner Familie, wandte.

„Als Schriftſteller zahlt mir jeder Buchhändler ſoviel, ſagt er: daß ich im Ueberfluß leben könnte, wenn ich Ueberfluß ſuchte, und das mir Nothwendige immer leicht finden kann, wenn ich arbeite. Ich habe alſo als Privatmann von dieſer Seite gar nichts zu wünſchen, und wünſche auch nichts. Aber für die ernſte und wirkſame Betreibung meines Lebenswerks bin ich in den Verhältniſſen, in denen ich mich wirklich befinde, arm, ſehr arm. Doch auch dieſe Seite fordert, um keinem Mißverſtand unterworfen zu ſein, eine nähere Beſtimmung. Ich habe

*) Nämlich durch Peſtalozzi's Vertrag mit dem Buchhändler Herrn Cotta, kömmt an Peſtalozzi ausſchließlich der ganze Ertrag von der Subſcription, die bis Ende Octobers 1817 eingeht. Das lehrreiche Verzeichniß der Subſcribenten wird ſeinen Werken vorgedruckt werden.

Digitized by Google

mehr als hundert Zöglinge. Ich habe ein in jeder Hinsicht für meine Zwecke vortreffliches Lokal umsonst. Ich genieße die Achtung und das Vertrauen vieler begüterter Eltern, und die Stadt Iferten thut zur Begünstigung meiner Unternehmung, was ich mit Billigkeit von ihr fordern kann. Ein solches Unternehmen, sagen ihrer Viele, und zwar dem Anschein nach mit vollkommenem Recht, sollte auch ökonomisch vortrefflich stehen. Aber ein Jeder, der weiß, daß mein Unternehmen ganz ohne den geringsten Kapitalfond angefangen und bis jetzt mehr durchgekrotet*) als ökonomisch solid geführt werden konnte, und beinahe als ein unverantwortliches Wagestück dastand, das, durchaus allem Auffressen der armen Wirthschaft unterliegend, die Folgen des diesfälligen Verderbens in riesenmäßiger Größe auf sich wirken ließ, der wird hierüber anders denken. Das Haus war, ich muß es einmal gerade heraus sagen, sehr genialisch geführt, und trieb sich eine Reihe von Jahren in vielseitigen Versuchen herum, die, mit ökonomischer Sorglosigkeit gemacht, äusserst geldfressend waren, und meistens, sobald die Ausgaben dafür bezahlt waren, wieder aufgegeben und vergessen wurden. Ich war in dieser Lage gut, aber nicht wie ein Mann, sondern wie ein Kind. Ich war gut, wo ich nicht hätte gut sein sollen, und ließ mir über den Kopf wachsen, was ich mir nie über den Kopf hätte wachsen lassen sollen. Da ich in unserm Gang sichere Spuren des Höchsten, des Erhabensten fand, was für die Menschheit erzielt werden konnte, lebte ich liebend, glaubend und träumend in Umgebungen, in denen der Glaube und die Hoffnung an dieses Erhabene wie in mir selbst mit vielseitiger Untüchtigkeit zu genugthuender, kraftvoller Ausführung dessen, was im ganzen Umfang unserer Ansichten nothwendig gewesen wäre, verbunden war. Wir saßen wahrlich in Rücksicht auf einige Gegenstände unserer Betriebsamkeit bei einander, wie Bergmänner, die sichern Spuren von Goldminen nachgraben, aber die Bergwerkskunst nicht genugsam verstehen, sich gar oft in Irrgängen verirrten, die wohl gar viel Gold ansprachen, aber zu keinem Gold führten. Die Folgen dieses Unzustandes unserer Bestrebungen waren zum Theil voraus zu sehen. Aber ich sah sie nicht voraus. Die ökonomische Verwirrung des Hauses, seine Verschuldung und die verderblichen Folgen dieses Zustandes auf den ganzen Umfang unserer Bestrebungen waren unausweichlich, und erreichten vor ein paar Jahren so weit den höchsten Gipfel, daß Jedermann, der den nähern Zustand des Hauses kannte, seinen gänzlichen Ruin als gewiß annahm und annehmen mußte. Der Wunsch zu helfen war in der Umgebung vieler Männer rege, aber der Zustand des Hauses war von ihnen nicht genug im ganzen Umfang seines Verderbens erkannt, und die Maasregeln, die unter diesen Umständen genommen wurden, konnten durchaus nicht genugthun. Ich widersprach nicht, denn alles Vertrauen auf mich war gänzlich dahin. Ich ließ mir, um mein Haus zu retten, in diesem Zeitpunkt gefallen, was unter Tausenden sich kein Einziger gefallen lassen würde. Aber es half nicht. Täglich in meinem Haus fremder und ohnmächtiger, sah und erfuhr ich für mich neue Gefahren. Ich zitterte vor denselben, und mußte nothwendig neue helfende Hände an mich ketten. Ich that es, und es gelang mir wirklich, den reissenden Strom

*) Ein Schweizerwort.

Digitized by Google

des wirthſchaftlichen Verderbens meines Hauſes einmal etwas ſtill zu ſtellen. Aber die Maasregeln, die hierfür ergriffen wurden, machten ebenfalls heiter, daß die wirthſchaftlichen Kräfte, die aus der ſich ſelbſt überlaſſenen Anſtalt hervorzugehen vermochten, durchaus nicht genugſam ſeien, die Erreichung der Zwecke, denen wir entgegen ſtrebten, zu erzielen. Es wurde unumgänglich nothwendig, alle mir von einer andern Seite übrig gebliebenen Mittel zu vereinigen und in Thätigkeit zu ſetzen. Ich hatte aber keine andern, als meinen Schriften bei einer neuen Auflage den höchſt möglichen Ertrag zu ſichern. Ich wandte mich deshalb ſchon damals an verſchiedene Monarchen und Regierungen, um durch Privilegien in den Stand zu kommen, mein einziges freies Eigenthum, meine Schriften, für dieſen Zweck vortheilhaft benutzen zu können. Daß ich diesfalls glücklich war, weiß jetzt Jedermann; daß ich dafür dankbar ſein werde, wird die Nachwelt erkennen. Ich mußte dieſe Maasregeln der Privilegien und der Subſcription ergreifen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß das Scherflein, das ich perſönlich bei dem, was bisher an meiner Seite zur Beförderung der Menſchenbildung gethan worden, als das meinige anſehen darf, nicht völlig verloren gehe, ſondern ſich, wie es perſönlich, wenn auch noch ſo beſchränkt, in mir liegt, auch in mir erhalte, und von mir bis an mein Grab alſo fortbearbeitet werde, daß jeder tiefer ſehende und kraftvoller und umfaſſender wirkende Mann das, was ſich hiervon als gut und anwendbar erprobt, an ſein höheres Thun anſchlieſſen und zum Wohl der Menſchheit benutzen könne. Es liegen mir bedeutend ſcheinende und aus dieſer Eigenheit hervorgehende Vorarbeiten über viele Theile der Erziehung und beſonders der Volks- und Armenerziehung, ſo wie der Volks- und Armenverſorgung noch in meiner Hand, die ich im Drang und in der Unruhe meiner Lage bei weitem nicht zu dem Grad der Reifung und Vollendung habe bringen können, zu der ich ſie bei aller Schwäche und Beſchränkung meines Alters und meiner Lage zu bringen vermag, wenn ich zu der Gemüthsruhe und häuslichen Selbſtſtändigkeit, die ich hierfür nothwendig habe, gelangen kann. Ich muß dieſes ebenfalls von einigen Verſuchen ſagen, die eine philologiſch tiefer begründete Erlernung der ältern und neuern Sprachen zum Zweck hat, eben ſo von vielſeitig bedeutenden Notizen über den Geiſt der Zeit und die Begegniſſe meiner Tage, und endlich zähle ich hierzu Bruchſtücke aus meinem Leben ſelber und frei bearbeitete Anſichten der Schickſale meines Lebens und meines eigenen Benehmens in demſelben.“

„Es iſt gewiß, wenn ich nicht dazu gelange, dieſen Nachlaß meines Lebens, ich will nicht ſagen genialiſch, aber ich muß ſagen auf eine Weiſe zu bearbeiten, die die Individualität meiner diesfälligen Anſichten beſtimmt hervorſpringen zu machen geeignet iſt, ſo wird derſelbe, ſo wie er in die Hand des Publikums fallen wird, durchaus nur der wörtliche Ausdruck des ermüdeten, unter ſeinen Laſten faſt erlegenen und durch Mißverſtand und Anſtöße faſt zur Verzweifelung gebrachten, halbtodten Peſtalozzi ſein, und auf keine Weiſe als die lebendige Darſtellung der ſittlichen und geiſtigen Belebung erſcheinen, mit der mein Herz in den Augenblicken innerer Ruhe und Befriedigung von den Anſichten und Wahrheiten, die ich in dieſem Nachlaß berühre, ergriffen glüht. Dieſe innere Belebung meiner ſelbſt iſt es aber auch allein, was im Stande

Digitized by Google

iſt, dieſem Nachlaß meines Lebens einen wahren Werth zu geben, und ihm das heilige Gepräge aufzudrücken, mit dem meine Seele ſo oft mit der Allſeele der Menſchennatur in Uebereinſtimmung, die Herzen ſo vieler Menſchen dem meinigen nahe gebracht, und für das Göttliche und Heilige des reinen häuslichen Lebens und der aus ihm hervorgehenden höhern Mittel der Menſchenbildung und Armenverſorgung ergriffen und belebt hat. Aber die Ruhe und häusliche Selbſtſtändigkeit, die ich hierfür nothwendig habe, fordert unter meinen gegenwärtigen Umſtänden Maaßregeln, die ohne beträchtlich größere ökonomiſche Kräfte, als ich beſitze, nicht genommen werden können."

So ſpricht Peſtalozzi. Ich wünſche, daß ſein Wort viel verbreitet, das Herz jedes ſeiner ihm bekannten und unbekannten Verehrer finden möge. Dazu wollt' ich durch dieſe Zeilen beitragen helfen.

Man hat längſt ſchon, nicht ohne Unrecht, wie andern Völkern, auch den Deutſchen vorgeworfen, daß ſie ihren herrlichſten Männern lieber einen Stein nach dem Tode aufs Grab, als im Leben eine erſehnte Freude ins Herz legen. Ehren wir unſer Jahrhundert und ſeinen beſſern Geiſt! Griechenland hatte eine Zeit, da es zugleich einen Eroberer Alexander und einen Diogenes beſaß. Unſere Tage ſtellen ein wunderbares Gegenbild auf. Alexander von Macedonien war wohl ſchwerlich nach irdiſcher Hoheit und Macht durſtiger, als Napoleon; und ſchwerlich war Diogenes ein ſo unbefangener, reiner Verächter deſſen, was das Irdiſche Glänzendes beut, als Peſtalozzi. Während Napoleon über hundert Schlachtfeldern, über Trümmer von Dörfern, Städten, Thronen den geräuſchvollen Weg zur höchſten Macht über das Abendland nahm, daß ſich die Könige vor ihm neigten und die Welttheile vor ihm erſchraken: weihte ſich der Weltweiſe von Iferten in freiwilliger Armuth, verkannt, verachtet dem Glücke der Verkannten, Verachteten und Verlaſſenen. Napoleons Schöpfungen ſind verſchwunden, wie die Schöpfungen Kaiſer Karls des erſten und Alexanders von Mazedonien und anderer, welche die Kleinheit der Menſchen groß hieß, von der Erde verſchwanden. Peſtalozzi's ſtilles Einwirken auf ſein Zeitalter war groß, und größer, als viele wiſſen. Es dringt ſegensvoll in den Geiſt nachkommender Geſchlechter hinab. Er ſelbſt gehörte zu den Geiſterfürſten, deren Reich keine geographiſche Gränze, keine nach Jahren gemeſſene Zeit umfängt.

Von ſeinen Werken, beſonders frühern, ſind verſchiedene durch zufällige Umſtände ſo wenig ausgebreitet worden, daß ſie von vielen als neue werden geleſen werden. Dahin gehören z. B. ſeine „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts", ein Buch, welches wohl ein halbes Dutzend der neueſten philoſophiſchen Lehrgebäude der neueſten Schulen aufwiegt. Noch mehr gehören dahin ſeine Fabeln, von denen viele, mehr politiſchen als moraliſchen Weſens, tief auf das Volk gewirkt haben, dem er ſie zunächſt erzählte.

Aarau, 16. Brachmonat 1817.

Heinrich Zſchokke.

Digitized by Google

Wanderungen durch Frankreich, Spanien und Schottland in den Jahren 1807 bis 1814.

(Beſchluß.)

Fahrt nach England. Seeluſtigungen. Die Phyſaliden. Die Gefangenſchiffe zu Portsmouth. Rohheit der Engländer gegen Kriegsgefangene. — Das Städtchen Peebles in Schottland.

Ich habe nichts dagegen, daß Kriegsgefangene überall nichts anders als Kriegsgefangene ſind; aber ſie ſind keine Verbrecher. Man ſoll die Pflichten der Menſchheit gegen ſie erfüllen, als gegen ſchuldloſe Opfer der Staats- und Völkerverhältniſſe. Ich habe nichts dagegen, daß der Pöbel in der Welt, das heißt, der große, unverſtändige Haufe reicher und armer Leute, überall nichts anders, als Pöbel ſei; aber die obern Beamten eines Staates ſollten nicht aus dem Pöbel genommen, ſondern von deſſen Leidenſchaften und Unverſtändigkeiten frei ſein, und auch im kriegsgefangenen Menſchen noch die Würde des Menſchen ehren, ſelbſt wenn man gegen Wehrloſe nicht ſchonend, gegen Verlaſſene nicht mitleidsvoll ſein mag.

Ich dankte dem Himmel, als es hieß, wir ſollten aus der Gewalt der Spanier genommen, und nach England geführt werden. Aber ich wußte noch nicht, daß unſer Loos damit nicht verbeſſert ſei. Wie weit milder und menſchlicher iſt die Behandlung kriegsgefangener Männer in den meiſten Staaten Deutſchlands, in Frankreich, ſelbſt in Rußland, als bei den hartherzigen Briten!

Schon den Tag nach unſerer Ankunft wurden wir auf große engliſche Kauffahrteiſchiffe übergeſetzt. Ich hatte hier Zeit genug, mich bald am wilden Seeleben und Treiben der Engländer zu ergötzen; bald Zeuge zu ſein, wie ein franzöſiſches Schiff vor unſern Augen von den Briten gekapert ward; bald den berühmten Felſen von Gibraltar, zu deſſen Füßen die Stadt liegt, zu betrachten, jene feſte Burg Albions im Mittelmeer, die den Britten erſt wieder genommen werden kann, wenn die Hand ihrer ſterbenden Macht ſie von ſelbſt fahren läßt. Denn ohne Gibraltar, und ohne das gehorſame Daſein der afrikaniſchen Räuberſtaaten wäre das Mittelmeer und der Handel und der Staatseinfluß Englands in dieſen Gegenden null.

Am 21. Auguſt lichteten wir die Anker und ſegelten noch in derſelben Nacht durch die Meerenge. Wegen niedriger Winde nahmen die Schiffe einen Umweg, bis nahe an den Azoren vorbei. Den 21. Herbſtmonds liefen ſie noch in Plymouth ein, um Waſſer zu nehmen, und

Digitized by Google

fuhren dann nach Portsmouth. Eine Seereiſe, abgerechnet die Unbequemlichkeiten für Kriegsgefangene, iſt noch unterhaltender, als man gewöhnlich auf dem feſten Lande glaubt. Jede Kleinigkeit, die ſonſt weniger beachtet wird, reizt hier die Aufmerkſamkeit, und das große Leben der Natur in Wellen, Wolken und Winden iſt wichtiger, denn alles. Auf einem Felſen am Cap Trafalgar ſah ich eine mächtige Schildkröte kriechen, zwei bis drei Schuh im Durchmeſſer. Mehr noch beſchäftigte mich das muntere Spiel der Meerſchweine. Einige dieſer Delphine ſchaukelten tagelang im Waſſer vor unſerm Schiffe her, und ſo ſchnell dieſes auch ſeegeln mogte, ſchwammen und ſpielten ſie immer vor demſelben, als wären ſie nie von der Stelle gerückt. So tanzen und ſumſen Mücken und Fliegen neben dem Roß eines Reiters, ob er auch im Trab oder Galopp davon jage. Bei heiterm Wetter und ſtillem Meer ſah ich die ſchönen, zarten lafurblauen Phyſaliden auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen. Die Matroſen nannten dieſen Schleimwurm, wegen des ſegelförmig aufgerichteten Häutchens an ſeinem Rücken und der zahlreichen Fühl-Enden an der Seite: die Brigantine, auch die Galeere. Die Phyſalide gleicht einer ſchwimmenden Waſſerblaſe, oder einem äuſſerſt zarten gläſernen Schiffchen, ein bis zwei Zoll lang. Wie man ſie mit den Händen berührt, fällt ſie, wie eine Seifenblaſe in nichts zuſammen. Man muß ſie behutſam mit dem Waſſer zugleich ſchöpfen. Ein vorzüglich prächtiges Schauſpiel iſt das phosphoreszirende Leuchten des Meeres in der finſtern Nacht. Man ſieht den langen glänzenden Streifen von der Bahn, die das Schiff nahm, weit hin, wie zitterndes Mondlicht auf den Wellen. Im atlantiſchen Meere war dieſe Naturerſcheinung am ſchönſten. Es ſchien Feuer ausgegoſſen zu werden, wenn man Meerwaſſer in Gefäße ſchüttete. Je mehr man ſich dem Kanal von England nähert, je ſeltener wird dies Leuchten, und auch bei ſtärkſter Bewegung des Waſſers, nur ſehr ſchwach wahrnehmbar.

Zu Portsmouth wurden wir nicht ans Land geſetzt, ſondern auf eines der vielen vorhandenen Gefangenſchiffe gethan. Jeder empfing eine Hangmatte, eine wollene Decke, die ſchon manchem Unglücklichen zur Erwärmung des Nachts gedient hatte, und einen geſteppten Sack, der Matrahe hieß. So ward man in den dumpfen Schiffsraum hinabgewieſen. Hier, wegen der Menge der Eingeſperrten, mußten oft mehrere Hangematten übereinander angebracht werden. Jedem Ankömmling wurde eine gelbe Jacke, Hoſe, Hemd und Holzſchuhe für zwei Jahre gegeben. Kamen neue Gefangene, wurden ſie zu uns herabgeſtoßen. Ob Platz übrig ſei, danach wurde nie gefragt. Wer eine gute Stelle wünſchte, mußte ſie von dem kaufen, der ſie eingenommen hatte. Ich war Zeuge, daß man das Plätzchen bei einem Luftloch mit einigen Louisd'ors bezahlte. Am Tage konnte man auf dem Verdeck zubringen, aber ſich nie dem Rand des Schiffes nähern. Morgens neun Uhr ſtieg alles hervor. Dann empfing jedermann ſeine Nahrung für den Tag, Brod meiſtens noch warm, ſchlechtgebacken, ſchwer; Stockfiſch, Hering, Erbſen; oder Fleiſch fünfmal in der Woche. Um eilf Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Eſſen. Bei Anbruch der Nacht zählte man, wie auch jeden Morgen die Gefangenen, und wies ſie mit Kolbenſtößen in den Schiffsraum hinab.

Digitized by Google

Zu Portsmouth lagen einundzwanzig ſolcher Gefangenſchiffe; und auf manchem derſelben befanden ſich bei acht und neunhundert Gefangene. Man kann ſich denken, welch ein jammerhafter Zuſtand dies Leben iſt, zumal wenn er Jahre lang fortwährt. Es befanden ſich aber hier Kriegsgefangene, welche ſchon eilf Jahre lang nicht ans Land gekommen waren, und ſo den dritten oder vierten Theil ihres ganzen Erdenlebens im erbärmlichſten Daſein hingelebt hatten. Es befanden ſich hier auf zwei verſchiedenen Schiffen, die gegen einander über lagen, zween Brüder, die einander beinah ſechs Jahre lang ſtumm und ſchweigend angeſehen hatten; reden durften ſie miteinander nicht. Einer von ihnen war auf dem Ponton, auf welchem ich ſein mußte. Und doch war ich froh, nur nicht mehr in der Gewalt der Spanier zu ſein.

Beſſer als die übrigen wurden denn doch die Offiziers gehalten. Diejenigen, welche Geld hatten, oder aus ihren Heimathen nachgeſandt erhielten, wurden aufs Land gelaſſen, wo ſie in Dörfer und Städte vertheilt, alle Freiheit genoſſen und eine Stunde weit von ihrem Wohnort umhergehen konnten. Sie erhielten dann ſechsunddreißig franzöſiſche Sous täglich, ſich zu beköſtigen.

Die Offiziers auf unſerm Gefangenſchiff, welches die Krone hieß, wurden nach vier Wochen, am 28. Weinmonds auf eine Fregatte eingeſchifft und nach Schottland geführt. In zwölftägiger Fahrt erreichten wir Leith, den Hafen von Edinburgh, an der Mündung des Leithfluſſes. Leith iſt eine artige, anſehnliche Stadt, mit zierlichen Gebäuden und etwa ſechszehntauſend Einwohnern. Nach einigen Tagen Quarantaine wurden unſerer etwa hundert und dreißig Offiziers ans Land geſetzt, und durch Edinburgh nach Greenlov geführt. Dieſer Ort beſteht nur aus einigen Häuſern und einem unpalliſadirten Schloß, kriegsgefangene Soldaten darin zu bewachen. Nach fünf Tagen erhielten wir Päſſe, und nach gegebenen Ehrenwort, unſere Freiheit nicht zu mißbrauchen, Erlaubniß in Prebles zu wohnen, wohin wir gebracht wurden.

Es iſt Prebles ein Landſtädtchen, deſſen Einwohner vorzüglich Weberei treiben. Aber von ohngefähr dreihundert Webſtühlen, die ehmals hier im Gang waren, hatten kaum noch fünfzig Beſchäftigung. Daher viel Klage. Der Fluß Twende, welcher beim Städtchen vorüberfließt, hat Forellen, Lachſe, Salmen und andere Fiſcharten. Es that mir manchmal wohl. In den Umgegenden ſieht man viele Schloſſer reicher Edelleute; auf einem derſelben, eine Stunde von Prebles, wohnt noch ein Abkömmling der Stuarte, den ich zuweilen beſuchen durfte.

Die hieſige Gegend beſteht aus kahlen, grünen Hügeln, die zur Schafweide dienen. Waldung wird wenig geſehen. Die Niederungen ſind ſumpfig. Trauben werden nur in Treibhäuſern gezogen, reif; die Aepfel blos am Spalier; die Kirſchen ſelten. Hingegen gerathen die Erdäpfel vortrefflich, desgleichen die ſchwediſchen gelben Rüben (Turnips und Rutabaja), die eine große Süße haben. Von Getraide wird meiſtens Hafer gepflanzt. Jeder Pächter hat ſeine von einem Pferde getriebene Dreſchmaſchiene. Ich fand ſie ſo bequem, ſo einfach, daß es mich verwunderte, ſie nicht in allen Getraideländern gebräuchlich zu wiſſen. Wie langſam geht es doch

Digitized by Google

mit Verbreitung nützlicher Erfindungen unter den Landleuten? — Der hiesige Wiesenbau ist schlecht; bei dem allen doch die Schaafzucht beträchtlich. Die Schaafe bleiben den größten Theil des Jahres im Freien, selbst im Schnee; zum Theil auch so die Kühe.

Es gefiel mir unter den gutmüthigen Schotten recht wohl. Sie haben etwas Deutsches in ihrem Wesen. Die Bürger der kleinen Städte und die Bauern in ihren Wollenfammthosen und blauen Röcken sind einander ziemlich ähnlich gekleidet. Alle sind gar gastfreundlich. Tritt man unter ihr Dach, so bieten sie Essen und Trinken an. Aber sie sind sehr einfacher Kost gewöhnt. Habermehl in kochendes Wasser gerührt, dazu abgenommene Milch oder Sirup gethan, ist ihr übliches Morgenessen; Mittags erscheinen gewöhnlich Heering und geschwellte Erdäpfel oder Rüben auf dem Tisch; Abends Thee mit Butterbrod; Nachts wieder Erdäpfel. Selten sitzen die Leute hier regelmäßig, wie bei uns zu Tische; der eine kömmt früher, der andere später; der eine nimmt hier, der andere dort seinen Theil. Das Brod des gemeinen Volks besteht meistens aus dünnen Kuchen von Habermehl oder Gerstenmehl, oder von Erbsenmehl, auf einem Blech über Steinkohlen gebacken. Lieblingsgericht aber ist eine Art Wurst: Schweinefett mit Schnittlauch und Habermehl werden in einen Darm gethan und gekocht; das heißt Haagis.

Ich hatte Muße genug, in den umliegenden Gegenden umherzuschwärmen, die Arbeiter bei ihren ländlichen Beschäftigungen oder Lustbarkeiten zu beobachten. Hier tönen keine ossianische Lieder; doch fehlts an den Nebeln der ossianischen Welt nicht. Die Harfe der alterthümlichen Barden ersetzt der Dudelsack, welcher unter allen Tonwerkzeugen der Liebling der Schotten ist.

Ohnweit Preebles, etwa zwei Stunden vom Städtchen, erhebt sich in der Ebene eine Burg. Sie scheint uralter Abkunft zu sein; ein Denkmahl der sogenannten gothischen Baukunst. Ihr Anblick macht einen wunderbaren Eindruck. Sie ist das Eigenthum des Herrn von Montgomery, und dieser baute das alte Schloß mit großen Kosten. Wie er mir selbst sagte, kostete ihm die Aufführung des Gebäu's dreißigtausend Pfund Sterlinge. Nicht weit von diesem jungen Alterthum erblickt man zwei Felsenblöcke übereinander gewälzt. „Das ist der Dänenstein!“ sagt das Volk. Er deckt, so geht die Sage, die Gräber vieler Erschlagenen, welche in einer Schlacht umkamen, die nur noch in der Ueberlieferung bekannt ist.

Die Twerde aufwärts in einem Thale rechts an der nach Glasgow führenden Straße, fand ich auf einer Anhöhe auch noch Ueberbleibsel eines Lagers, welches von den Römern gebaut worden, wie mich wenigstens ein junger Gelehrter von Edinburg versicherte, der mich eines Tages dahin begleitete. Die Wälle des Lagers, mit ihren Eingängen, wenn gleich schon sehr versunken, sind doch noch sehr kennbar. Wirklich unterscheiden sich diese Anlagen bestimmt durch ihre Formen von den Befestigungsarten der altsächsischen und dänischen Heere.

Das Alles war wohl nicht hinreichend, mir die lange Weile zu bannen, noch weniger die Sehnsucht in das reizende Aargau der Schweiz. Herr Leslie, Professor der Mathematik und Physik zu Edinburg, war so gütig, mich mit Büchern zu versorgen. Ich fischte ganze Tage in der Twerde. Ich lernte sogar weben. Alles reichte nicht hin, mich zu zerstreuen. Ich end-

Digitized by Google

warf endlich einen Plan zur Flucht; ging heimlich nach Edinburg, wo ein däniſches Schiff zur Abreiſe fertig war. Als ich hinkam, war es vor zwei Stunden ſchon davon geſegelt.

Ich ſchlich in das Städtchen meiner Verbannung traurig zurück.

Der ſchottiſche Landmann. — Dunfries. — Mißlungene Entweichung. Walleyfield. Falkland.

Wir Gefangene waren, auf den Tag gerechnet, ein volles Jahr in Prebles geweſen, als Befehl kam, weiter zu wandern. Es ging nach Dunfries, einer andern Stadt des ſüdlichen Schottlandes.

Der Weg dahin ging durch einförmige, ſteppenähnliche Gegenden über das Gebirg, an den Quellen der Twerde vorüber. Die rauhe Jahreszeit, es war im Wintermond des Jahres 1811, trug nicht wenig dazu bei, die Reiſe wie die Gegenden unluſtiger zu machen. In den ſchottiſchen Bauerhäuſern iſt es dazu, wegen der großen Unſauberlichkeit, nicht gar behaglich oder bequem. Man ſchläft nicht einmal in Leintüchern, ſondern in Wollentüchern, die ſelten gewaſchen werden. Auch die Tracht iſt nicht gewählt und zierlich. Weiber und Mädchen laufen immer baarfuß, ſelbſt bei kaltem Wetter. Beſuchen ſie aber die Stadt, ſo legen ſie vor dem Thor an einem Brunnen oder Bach oder Fluß, worin ſie ſich die Füße waſchen, Strümpfe und Schuhe an. Sobald ſie die Stadt verlaſſen haben, werden die Füße wieder entblößt. Uebrigens konnte man ſich mit den ſchottiſchen Landleuten gut unterhalten, wenn man ihrer Sprache einigermaßen mächtig war. Sie wiſſen alle, Männer wie Weiber, zu leſen und zu ſchreiben, und haben ſehr viel natürliche Anlagen, beſonders, wie mir es ſchien, zu politiſcher und religiöſer Grübelei. Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, den Bauer am Pfluge mit großem Ernſt die Zeitung leſen zu ſehen. In allen Wirthshäuſern dreht ſich das Geſpräch um die öffentliche Angelegenheit des britiſchen Vaterlandes und der übrigen Welt. In häuslichen Kreiſen iſt dies, oder irgend ein Glaubensartikel Hauptſtoff der Unterhaltung. Nur in Prebles allein bemerkt' ich ſechs bis ſieben verſchiedene Glaubensſekten. Doch leben ſie insgeſammt gar verträglich mit einander, wenn ſie ſchon ihre abweichenden Bekenntniſſe gegenſeitig mit chriſtlicher Liebe, wie das nun ſo überall der Fall zu ſein pflegt, verdammen.

Die Stadt Dunfreis oder Dunfries, welche wir endlich erreichten, iſt eine hübſche, gewerbige Stadt mit ohngefähr achttauſend Einwohnern. Die meiſten Häuſer ſind von einem röthlichen Sandſtein gebaut. Es mündet ſich hier der Fluß Nith ins Meer aus und ein gemächlicher Hafen begünſtigt das Leben des Handels. Dieſem und den Handwerken widmet ſich auch Alles. Vom Wiſſenſchaftlichen hört man wenig. Nicht weit von der Stadt erblickt man altertümliche Trümmer einer Abtei, die maleriſch ſchönſten, welche ich je geſehen, und wie Schottland wohl keine prächtigere trägt.

Hier hatt' ich nun Zeit genug umher zu ſchlendern. Die Nähe des Meeres machte mich vielmals zur Flucht gelüſtig. Es kommen Schiffe von hundert und zwanzig Tonnen und kleine

Zweimaster auf dem Fluſſe bis Dunfries. Schon einmal hatt' ich den Anſchlag nach Kopenhagen zu entwiſchen. Aber es mißlang.

Ich hatte übrigens nicht übles Leben. Man war hier gegen uns Kriegsopfer ſehr ſchonend und gefällig. Ein franzöſiſcher Arzt, einer unſerer Mitgefangenen, fand vielen Beifall durch ſeine Kunſt; und als ſein Dollmetſch erhielt ich Eintritt in manches gute Haus. Daneben unterrichtete ich den Sohn eines Kaufmanns in der deutſchen Sprache. Auſſer dieſen Zerſtreuungen plagten mich meine Hauswirthe zur Abwechſelung mit ihren verſchiedenen Ehriſtenthumen. Der, bei welchem ich anfangs wohnte, ſchleppte mich an einem Sonntage ſogleich dreimal in die Kirche. Als ich mir ein anderes Zimmer miethete, führte mich der neue Hauswirth in die Kirche einer andern Sekte. Darüber bekam ich nun die bitterſten Vorwürfe vom erſten meiner frommen Hausherrn. Und ſo währte es ein Vierteljahr lang.

Endlich riß mir doch bei aller dieſer ſchottiſchen Heiligkeit die Geduld. Mein Wunſch war Edinburg; dort ein Schiff; dann guter Wind, ſo ans feſte Land und zurück in die Schweiz. Am erſten März 1812, Abends neun Uhr, unter finſterm Schneegeſtöber macht' ich mich in aller Stille auf, und kam unbemerkt aus Dunfries. Ich lief die ganze Nacht hindurch; den Weg nach Edinburg kannt' ich wohl übers Gebirg. Morgens kehrt' ich ein, um zu frühſtücken. Die Poſt fuhr durch und leer. Mir war nichts erwünſchter, als des Poſtknechts Anerbieten, nach Edinburg mit ihm zu fahren. Ich ſetzte mich ein. Aber zu Noblehouß, etwa fünf Stunden von der ſchottiſchen Hauptſtadt, verrieth mich der Schelm an die Polizei. Ich ward verhaftet. Was ſollt' ich thun? Der entwiſchte Kriegsgefangene ließ ſich in mir nicht verläugnen. Man brachte mich nach Penykuik, einem Dorfe, bei welchem drei große hölzerne Blockhäuſer, Wallenfield genannt, rings von hohen Palliſaden und Schildwachten umzäunt, für Kriegsgefangene waren, deren Unternehmungsgeiſt ſo geſündigt hatte, wie der meinige.

Es befanden ſich in den Blockhäuſern bei dreitauſend Kriegsgefangene. Während der vier bis fünf Monden, welche ich hier leben mußte, wurden noch neun andere Offiziers hergebracht, die alle am Verſuch zu entrinnen, geſcheitert waren. Wir mußten uns in einem engen Spielraum, bei höchſt elender Nahrung, ohne alle Beſchäftigung, tröſten, wie wir konnten. Da iſt die beſte Zeit zu ſtillen philoſophiſchen Betrachtungen über die Beſtimmung des Menſchen und über die Fortſchritte der Europäer in der Zivilisation geweſen. — Wir hatten auſſer Hunger und Langeweile keine Noth. Morgens und Abends mußten wir uns ſtellen und einzählen laſſen. Im Hofraum, inner den Palliſaden, war alle Tage Markt. Die Gefangenen nämlich waren faſt ſammt und ſonders aus langer Weile und Hunger Künſtler geworden; flochten Strohhüte, Blumen, Haarringe; machten von Holz, Knochen, Stroh und dergleichen Nadelbüchſen, Spazierſtecken, Stockknöpfe, Halsbänder, Kiſtchen und Doſen u. ſ. w. Dann kamen die Bauern der Nachbarſchaft, auch Einwohner von Edinburg, und kauften ihnen die meiſtens ſehr niedlich gearbeiteten Sächlein ab.

Digitized by Google

Den ganzen Sommer blieb ich in dieſem Elend — ein traurig verlorner Sommer meiner Jugend!

Plötzlich ward ich gerufen eines Tags und mit andern auserwählt — aber nicht zur Freiheit, ſondern zur Abreiſe. Es war mir auch dies ſchon ein Evangelium. Schon jede Veränderung war mir Verbeſſerung meiner Lage, wenigſtens in der Hoffnung. Im Herbſtmond brachen wir auf. Es ging nach Edinburg. Wir wurden zu Leith eingeſchifft; und ſo ſegelten wir dem Nordpol zu.

Unterwegs ward einmal zu Falkland halt gemacht. Dies iſt ein altes, wüſtes Schloß der Stuarte, davon nur noch der linke Flügel bewohnt war. Wir waren unſerer hundert fünfzig Mann. Fünf Tage lang luſtwandelten wir hier ab und auf am Meere; Nachts wurden wir in ein unterirdiſches Gemach der alten, verwünſchten Burg eingeſperrt, die der Geograph Büſching, Gott hab' ihn ſelig, in einem Anfall von Satyre als königlichen Pallaſt aufgeführt hat. — Von da gings nach Perth, dem königlichen Flecken am Tay.

Die Beraſchotten. Das Eilſpiel. Perth. Der Kriegsgefangenen Elend.

Der Weg von Falkland nach Perth führte durch einförmige Landſchaften. Weit umher grüne, kahle Hügel, von Waldungen entblößt, an welchen überhaupt Mangel iſt.

Je näher wir Perth kamen, je öfter begegneten uns die hochländiſchen Bauern, oder ſogenannten Bergſchotten, in ihrer eigenthümlichen Pracht. Zwar auch ſchon zu Probles und Dunfries hatt' ich derſelben einzelne geſehen. Sprache, Tracht, Sitte und Gemüthsart unterſcheidet den ſchottiſchen Hochländer vom Niederländer. Er hält feſt an ſeinen Freiheiten, Vorurtheilen und Sitten; ſtatt der Hoſe trägt er noch, wie vor Jahrtauſenden, ehe die Hoſe erfunden ward, den altſchottiſchen Schurz um die Lenden bis zum Knie; dazu ein Wamms; um die Hüften ein Seil oder einen Gürtel, woran im Lederſack Meſſer, Tabak und andere Kleinigkeiten hängen. Die Bruſt trägt er offen. Stets geht er in ſeinen Mantel, von blau und grün gewürfeltem Zeug, gewickelt. Sein Haar hängt lang auf die Achſeln, wild und ſtruppig. Den Kopf bedeckt eine dunkelblaue Plattmütze von grobem Tuch, die oft einen Schuh im Durchmeſſer hat. Die Mädchen ſind hübſch; Weiber wie Männer meiſtens blond und blauäugig; die Männer nicht groß, aber von unterſetztem, kräftigen Bau.

Wie alle Schotten, ſind zumal die Hochländer ſehr gaſtfreundlich. Man darf, ohne ſie bitter zu kränken, nicht wohl ausſchlagen, was ſie einem anbieten, wenn man unter ihr Dach tritt. Wen ſie als Freund aufnehmen, der ſoll auf ihren Beiſtand und Schutz zählen. Einige unſerer Soldaten, die aus der Gefangenſchaft entronnen, in das ſchottiſche Hochland ſich gerettet hatten, waren dort von den Bauern mitleidig empfangen, und ſo mächtig geſchirmt worden, daß weder Befehle der Obrigkeiten, noch Drohungen und Gewalt ihre Auslieferung erzwingen konnten. Hartnäckig wie in ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen, ſind die hochländiſchen Bauern in ihren Meinungen und Leidenſchaften; dabei auffahrend, ſtolz und trotzig. Man

Digitized by Google

erzählte mir folgenden ſehr bezeichnenden Gemüthszug von einem betagten Landmann, der auf dem Sterbebett lag. Der Pfarrer ermahnte ihn, damit er fröhlich von hinnen ſcheiden könne, allen ſeinen Feinden zu verzeihen. Der Bauer war ſchwer daran zu bringen; doch that er's, verzieh allen, nur einem Einzigen nicht. Der Pfarrer brachte Himmel und Hölle in Bewegung, bis er den Sterbenden endlich mit großer Mühe bewog, auch dieſem letzten Alles zu vergeben. „Nun denn, ſagte der Sterbende zu ſeinen Söhnen: hört ihrs, ich verzeih ihm. Aber Kinder, wenn Ihr euch jemals mit ihm ausſöhnt: ſo wend' ich mich vor Zorn noch im Grabe um!“

Fingals Harfen und Lieder vernahm ich nie. Doch liebt der Schotte Muſik, nämlich den Dudelſack, und Tanz dazu. Selbſt die ärmſten Bauermädchen lernen tanzen. Man hört ihre Bälle ſchon aus weiter Entfernung. Denn ſie ſtampfen den Takt zum Tanz mit ſolcher Genauigkeit und Kraft, daß irgend ein Mühl- und Pochwerk zu donnern ſcheint.

Unter den öffentlichen Vergnügungen und Luſtbarkeiten in Schottland zog mich vorzüglich eins an, das Eisſpiel. Reich und Arme nehmen im Winter daran Theil. Es werden nämlich ſteinerne, fünfzehn bis zwanzig Pfund ſchwere, mit eiſernen Handhaben verſehene Kugeln auf dem Spiegel des glatten Eiſes gegen einen Kreis geſchoben, der in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten auf dem Eiſe gezeichnet worden iſt. Wer dem Mittelpunkt des Kreiſes am nächſten kömmt, wobei der Spätere oft den frühern Glücklichen vom Platz treibt, hat den Gewinn. Es iſt auf der ſchlüpfrigen Bahn nichts Leichtes, das rechte Maaß der Kraft zum Stoß zu finden.

Wie wir nach Perth kamen, wurden wir in das uns geweihte Gebäude, eine halbe Viertelſtunde von der Stadt entfernt, gebracht. Ich ſah dieſe, die groß, ſchön und reich iſt, nie. Wir wurden in ein weitläuftiges einſames Gebäude geführt, welches ganz für Kriegsgefangene beſtimmt, eben erſt vollendet war. Es iſt in Achteck gebaut, mit einer zwanzig Schuh hohen Ringmauer, einem Graben und neun Schuh hohen eiſernen Palliſaden umgürtet. Alles iſt in ſechs [illegible] Abtheilungen geſchieden; eine beſondere Abtheilung bildet auch noch das Spital mit ſeinem Hof; eben ſo der Aufenthalt der Beamten, Diener und Wächter. In der Mitte des innern, weitläuftigen Hofes, (der Raum, welcher zu jeder Abtheilung gehört, iſt von dem andern getrennt) erhebt ſich ein Mauerwerk ins Gevierte; darauf ein hoher Thurm mit Beſatzung und vier Kanonen. Der Thurm beherrſcht das ganze Gebäude. Dieſes iſt überall ſtark und ſehr feſt gebaut. Was in andern Häuſern von Holz gezimmert zu ſein pflegt, Pfeiler, Streben, Balken, iſt hier von Eiſen.

In alle dieſe Gefängniſſe wurden in kurzer Zeit über ſiebentauſend Kriegsgefangene gebracht. Bei fünfhundert Mann hatten einen einzigen Saal. Den Tag über konnten wir uns im Hof bewegen. An Winterabenden wurden wir ſchon um vier Uhr eingeſperrt, und erſt des Morgens um neun Uhr herausgelaſſen. Glasfenſter fehlten; man hatte nur ſtark vergitterte Luftlöcher. Da ſtand man nun, Mann an Mann gedrängt. Zum Gehen war kein Raum. Sich des Froſtes zu erwehren, ſtampfte man blos mit Füßen den Boden. Ueber den Köpfen war alles mit Hange-

Digitized by Google

matten dicht bedeckt. Immer hingen drei Hangematten über einander; eine an die andere ſtoßend, ſo daß der Mann, außer dem Raum für ſeinen Körper, rechts und links nur noch achtzehn Zoll Spielraum hatte. Zu dem Allen gabs noch magre, ſpärliche Koſt, bei welcher man den Hunger nicht ſtillen, aber auch nicht ſterben konnte. Der Oberbefehlshaber des Gefangenhauſes konnte wohl ſchwerlich zu ſeinem Kerkermeiſteramt beſſer auserkoren werden. Er war ein alter, gefühlloſer Menſch, der ſtatt des Herzens in der linken Bruſt einen Stein trug. Ohne Zweifel hatte er ſich durch Unmenſchlichkeit bei ſeiner ehmaligen Stelle, er war Hauptmann der Matroſenpreſſen geweſen, zu ſeiner jetzigen Würde emporgeſchwungen.

Es überfiel uns ein Schauder, als wir unſer neues Haus und Loos erkannten. Millionen Flüche ſchollen. Man dachte in der Verzweiflung auf Flucht. So feſt auch alles verwahrt war, fanden wir doch über dem Boden der Abtrittlöcher lockern Leimengrund. Da gruben und bohrten wir ſogleich ein, und ſchon in der erſten Woche unſerer Ankunft entrannen wir, unſerer ohngefähr dreißig Mann, indem wir glücklich das Loch unter den Mauern durchführten.

Sobald ich mich in Freiheit fand, lief ich queer Feld ein; mit mir waren noch fünf Matroſen. Wir nährten uns von Kräutern und Wurzeln. Rings um uns ſtreiften die aufgebotenen Milizen. Doch kamen wir bis in die Gegend der Stadt Aberdeen. Da wurden wir, in einem Kornfelde verſteckt, entdeckt, gefangen und nach Perth zurückgeführt. Zehn Tage lang mußten wir bei Waſſer und Brod in einem finſtern Loch abbüßen.

Jeder machte ſich nun ſein Daſein ſo erträglich, als es anging. Aber das Elend war unbeſchreiblich. Die Kriegsgefangenen aus den Heeren des Rheinbundes genoſſen durch die Sorgfalt ihrer vaterländiſchen Regierungen Zulagen an Geld. Aber die Schweizer und Franzoſen waren ohne alle Unterſtützung.

Am kläglichſten war der Zuſtand derer, die man in der Soldatenſprache „Rafalee's“ hieß, Leute, die was ſie hatten, ſelbſt ihre Kleider vom Leibe verſpielt, oder aus Hunger verkauft hatten. Erſteres war beſonders bei Franzoſen, letzteres bei Deutſchen und Schweizern der Fall. Die armen Teufel waren in ein einziges Zimmer zuſammen geſperrt, ihrer einige hundert; alle ganz nackt, kaum mit einem Lumpen um die Hüfte ihre Blöße deckend. Zur Strafe waren ſie auf halbe Mundrationen geſetzt. Aus dem, was man ihnen von der Nahrung abzog, wurden ihnen neue Kleidungsſtücke angeſchafft. Bis ſie dieſe hatten, blieben ſie abgeſondert. Da ſah man ſie den Tag über im Hofe umher ſchleichen, nackt, hungernd, frierend. Da ſuchten ſie gierig auf, was irgend noch genießbar und weggeworfen war, Knochen, Stockfiſchgräten, Hülſen, Abgang vom Gemüs u. dgl. m.

Die meiſten übrigen beſchäftigten ſich mit Verfertigung verkäuflicher kleiner Waaren aus Stroh, Holz, Knochen, um ſich Geld zu machen. Jeder hatte Muße genug, ſeine künſtleriſchen Anlagen zu üben. Die Arbeiten waren meiſtens ungemein zierlich und ſinnreich. Daher kamen aus Perth von den hablichen Einwohnern viele Beſtellungen. Aber auch die köſtlichſten Arbeiten wurden gering bezahlt, wie man ſie armen, hungrigen Gefangenen bezahlt! Marineoffiziers

Digitized by Google

ſchnitzten aus Knochen ein Kriegsſchiff, mit allen ſeinen Theilen, einige Schuh groß, eben ſo vollſtändig als zierlich, werth das Kunſtkabinet eines Fürſten zu zieren. Dies mühſame und ſchöne Werk, die Frucht vieler Monate mehrerer Perſonen, wenigſtens fünfzig Louisd'ors werth, ward um drei Louisd'ors verkauft.

Mir war bei dieſem Handel der Gefangenen, weil ich zum Deutſchen und Franzöſiſchen auch das Engliſche ſprach, das Amt des Verkäufers oder Müllers übertragen. Auch war deswegen keinem, als mir erlaubt, mit fremden Perſonen zu reden, doch nur in Gegenwart einer Wacht. Da ſtand ich neben meinen Waaren geduldig an einem Tiſch, und wartete ab, bis Käufer kamen oder Beſtellungen. Daran fehlte es keinen Tag. Von jedem verkauften Stück hatt' ich meinen geringen, geſetzlichen Gewinn. Der that mir wohl, ſo wie das Vergnügen, auch mit andern, als meinen Unglücksgefährten, mich unterhalten zu können. Ich hatte auf dieſe Weiſe das Glück, einige angenehme Bekanntſchaften zu machen; mathematiſche und phyſikaliſche Werke zum Leſen, und einige Nothwendigkeiten zum Zeichnen zu erhalten. Kein geringer Troſt für mich. Mit beſonderer Theilnahme ward ich von der Familie des Lord Gray beehrt. Dieſe dankt' ich einer Schweizerin aus Morſee, welche im Hauſe des Lord Erzieherin war, und ſich des kriegsgefangenen Landsmannes annahm. Wöchentlich drei bis viermal beſuchte mich auch ein alter Chinafahrer. Dieſer wackere Schiffshauptmann erzählte mir von ſeinen Reiſen und Abentheuern; ich dagegen mußte ihm von der Schweiz und ſeinen Landsleuten berichten.

So verfloß ein volles Jahr, — der allerherbſte Zeitraum meiner Kriegsgefangenſchaft. Es war nicht weniger peinigend, andere in ſteten Entbehrungen dulden zu ſehen, als eigene zu ertragen. Wie viel ward nur um eine Pfeife voll Tabak geboten! Ein ekelhafter, ausgerauchter, weggeworfener, irdener Pfeifenkopf koſtete ein bis zwei Sous. Der ward dann zerſchlagen, von den Soldaten ſtückweis ausgeſogen und zerkaut ſammt dem Thon, in Ermangelung des Rauchtabaks ſelber.

Oft verlor ich Muth und Geduld und Hoffnung. Sechs Jahre lang war ich nun ſchon ein gefangener Mann, umhergeſchleppt von einem Kerker zum andern; ohne Ausſicht in die Zukunft; ohne Nachricht von meinen Verwandten; meine ſchönſten Jugendjahre elend verlierend und verlebend. In Wallenfield hatt' ich einen Brief von meinem lieben Vater empfangen. Ich erfuhr darin wenigſtens, daß er ſich wohl befände. Hier in Perth erhielt ich endlich abermals ein Schreiben, — das meldete mir den Tod des guten Vaters. Seine Aſche lag ſchon ſechs Monate im Grabe, eh' ichs durch dieſen Brief erfuhr. — Viele meiner Mitgefangenen ſtarben im Elend; andere entkamen, ihre Kerker wunderbar durchbrechend, vermittelſt Flucht. Ich beneidete beide.

Verſetzung ins Schloß Edinburg. Chatam. Endliche Befreiung.

Vermuthlich ſchrieb man das glückliche Entrinnen vieler Gefangenen den ſchlauen Anſchlägen der Hauptleute zu. Denn wider Erwarten ſammelte man alle Offiziers und Unteroffiziers, und

Digitized by Google

eben ſo ſchnell als wir gerufen worden waren, wurden wir von Perth hinweg geführet. Es war am 15. Weinmonds 1813. Man hielt uns unterwegs gut und milde. Wir reiſeten über Falkland nach Edinburg. Je näher man der Hauptſtadt Schottlands kömmt, je ſchöner und freundlicher wird das Land. Der Boden iſt reicher angebaut. Ein Dorf und ein Flecken berühret beinah den andern. Ein Kranz prächtiger Landhäuſer umgiebt Edinburg.

Wir wurden hier ins Schloß hinauf geführt. Es liegt neben der Stadt, ſie vollkommen beherrſchend, hoch auf ſteilen Felſen, der unten durch eine Brücke über waſſerloſen Abgrund, mit der Stadt verbunden iſt. Wir empfingen zur Bewohnung die Kaſematten. Mit Ausnahme der Plage vom Wind auf dieſer Höhe, hatten wir wenigſtens das Vergnügen einer weiten und reizenden Ausſicht, beſonders auf die Rhede von Leith.

Ein Gefangener ſieht aber nie hinaus, als mit dem Gedanken: wo iſt am leichteſten zu entkommen? und wo nachher der beſte Weg zu nehmen? Sobald daher ein Seil gefunden war, banden wirs an und ließen uns muthig über die Felſen hinab. Einige waren ſchon unten; ich hing noch zwiſchen Himmel und Erde, als wir ſchon entdeckt waren. Die Schildwachten ſchoſſen. Beſatzung und Kriegsvolk unten und oben rückte haſtig aus, verſperrte uns alle Wege, und führte uns wieder dahin, woher wir kamen. Zehntägiger Aufenthalt in einem Loch voller ägyptiſcher Finſterniß, bei Waſſer und Brod, war die unwürdige Belohnung unſers bewundernswürdigen Heldenwerks. Nach dieſem wurden wir hinab geführt gen Leith, und da auf eine Fregatte gepackt, die mit uns davon nach England ſeegelte.

Widriger Wind warf uns zwölf Tage lang auf dem Meere umher, ehe wir die Stadt Chatam am Ufer des Medwayfluſſes erreichten. Von dieſer Stadt, berühmt durch die größten Seemagazine Albions, weiß ich ſo wenig zu erzählen, als von Perth. Denn ich kam nicht hinein, ſondern blieb auf einem Gefangenſchiff im Hafen. Es waren hier der Gefangenſchiffe ſieben oder acht, und der Kriegsgefangenen wurden bei zehntauſend darauf gezählt. Mein ſchwimmender Kerker hatte den Namen Invencible. — Schlechte Nahrung, grimmige Kälte, böſe Luft, grauſame Behandlung ſteigerten hier mein Leiden auf den äuſſerſten Grad. — Zum Glück dauerte es nicht lange.

Am 28. Hänner 1814, Abends ſechs Uhr erſchien eine Schaluppe, und verkündete allen Schweizern die Befreiung aus der Gefangenſchaft. Es waren unſerer acht. Wir beſtiegen augenblicklich die Schaluppe und ſchwammen im Finſtern mit ihr die Themſe hinab. Bei einer ruſſiſchen Fregatte ward gehalten. Die auf derſelben befindlichen ruſſiſchen Offiziere luden uns zum Nachteſſen ein. Sie waren ungemein gütig, und ſprachen alle deutſch oder engliſch, oder franzöſiſch.

Wie ich hier im geſchmackvoll verzierten, hell erleuchteten Zimmer Nachts eilf Uhr an der reich und köſtlich beladenen Tafel ſas, unter den menſchenfreundlichen Männern — ich, der ſeit ſechs Jahren ſolches Anblicks nicht gewohnt war — ich, der erſt fünf Stunden vorher noch auf dem Gefangenſchiff nebſt andern Unglücksgenoſſen ins Loch hinabgeſtoßen wurde, das unſer

Digitized by Google

Nachtquartier war, indem der Wächter, mit über uns geschwungenem Strick in der Faust, unsere Köpfe zählte — ich war von der unerwarteten, seltsamen Verwandlung ganz betäubt. Ich hielt es für Täuschung, für Traum. Ich konnte, obgleich ich nicht satt zu Nacht gehabt, von all den Leckerbissen, die uns vom Tisch entgegen dampften, nichts genießen. Ich konnte bei aller freundlichen Behandlung, mit der man uns ermuntern wollte, nicht fröhlich werden, nicht einmal gesprächig.

Von den hier anwesenden russischen Offizieren waren mehrere so unglücklich gewesen, ebenfalls in britischer Kriegsgefangenschaft geschmachtet zu haben. Ihre Flüche gegen die unmenschliche Behandlung, welche sie erduldet hatten, übertrafen die unsern. Sie behaupteten, die unzivilisirtesten Nationen im asiatischen Rußland seien gegen Kriegsgefangene großmüthiger, als diese Engländer, die mit ihrer Gesittung, mit ihrem Gemüthsadel, mit ihrer Menschlichkeit so großes Gepränge treiben. Bei keiner Nation hat man mehr über bessere Behandlung der Gefangenen geschrieben, und bei keiner ist sie härter. Selbst unter den Spaniern war unser Loos milder gewesen.

Dankbar verließen wir unsere Russen und fuhren auf dem Chanty-Clair, einer Brigg von zwölf Kanonen, die Themse hinab nach Harwich, von wo gewöhnliche Ueberfahrt nach Holland ist. Aber wegen Eis und widrigen Windes mußten wir einundzwanzig Tage lang im Hafen liegen bleiben. Die Zeitungen zu lesen, begaben wir uns aber täglich in die Stadt.

Auch als wir endlich den holländischen Küsten zufuhren, hatten wir fort und fort mit widerwärtigen Sturmwinden zu ringen. Fünf Tage lang dauerte die Ueberfahrt von Harwich nach Helvoetluys. Wir sahen vor unsern Augen ein Schiff mit zweihundert Mann, meistens Nassauern und andern Kriegsleuten des Rheinbundes, scheitern und verschwinden. Ein zweites scheiterte gerade am Eingang der Rhede von Helvoetluys; doch ward die Mannschaft noch gerettet. — Die Piloten, welche uns entgegen kamen, forderten für ihre Bemühungen einen unmäßigen Preis, den unser Schiffshauptmann nicht zahlen wollte. Es war nur noch um einige hundert Schritt zu thun. Wir stießen zwar auf eine Sandbank; aber ein Gegenstoß des Windes und der Wellen machte uns bald wieder flott. So erreichten wir das Ufer glücklich. Ueber Maasluys und Delft wanderte ich nach Haag. Daselbst empfing ich einen Paß in die Schweiz.

Digitized by Google

Denkſchrift über das politiſche Verhältniß der Schweiz zu Deutſchland, Frankreich und ſich ſelber.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Nachfolgende Denkſchrift kam im Spätjahr 1814 nach Wien zum dortigen Kongreß. Unſers Wiſſens iſt ſie nirgends im Druck bekannt geworden. Sie hat gegenwärtig nur noch geſchichtlichen Werth, inſofern ſie damalige Verhältniſſe bezeichnet. Sowohl deßwegen, als weil in Deutſchland von den Unruhen der Schweiz, welche die Dazwiſchenkunft der verbündeten Mächte nothwendig machten, nur ſehr verworrene und dunkele Vorſtellungen gemein ſind, mag die Denkſchrift Vielen belehrend ſein. Sie giebt in großen, doch feſten Zügen ein Bild vom politiſchen Zuſtand der Eidsgenoſſenſchaft vor dem Jahre 1815. Der Spruch des Wiener Kongreſſes iſt bekannt. In den meiſten Hauptſtücken iſt auch den Wünſchen dieſer Denkſchrift durch den Kongreß entſprochen.

D. H.

Der erlauchte Fürſten-Kongreß Europas verſammelte ſich in Wien. Hier ſoll die Uebereinkunft der Mächte das Schickſal und den dauernden Frieden der Völker entſcheiden. Dieſe Entſcheidungen der Völker ſollen die Geſetzgebung für die Staatenverhältniſſe unſers Welttheils auf Jahrhunderte werden. Durch Ueberſehung der geringſten Bruchzahl wird die Rechnung falſch, und ein übel geſetztes Stift im Uhrade bringt das vortrefflichſte Räderwerk zur Unbrauchbarkeit. Darum ſoll jeder, welcher Beruf in ſich fühlt, beſcheiden auf das hinwinken, was ihm bedenklich ſcheint.

Frankreich wird, durch Karakter ſeines Volks, Ehrgeiz ſeines Kabinets und Lage ſeines Landes beſtändiger und natürlicher Widerſacher Deutſchlands bleiben, wie ſeit Jahrhunderten. Napoleon Bonaparte, dieſer politiſche Rieſe mit dem ehernen Herzen, iſt zwar geſtürzt; aber Frankreich hält ſich nicht für beſiegt. In wenigen Jahren ſind ihm alle Wunden und Schrammen vernarbt.

Es iſt darum zu thun, Deutſchland und Italien gegen künftige Invaſionen dieſes kriegsluſtigen Volkes zu decken. Der Rhein mit einigen Veſtungen iſt wieder der breite Gränzgraben Deutſchlands geworden. Zur Deckung des nördlichen Flügels iſt Holland hergeſtellt; durch Vergrößerung des Gebiets, durch Zentraliſirung ſeiner Regierung in der Hand eines einzigen Souverains, durch nachbarliche Stellung Großbritaniens, des franzöſiſchen Erbfeindes, nun eine ſtärkere Landmacht, als es je vor dem geweſen.

Den ſüdlichen Flügel der deutſchen Gränzwehr zu decken, und zugleich ein Seitenbollwerk Italiens zu ſein, iſt die Schweiz durch ihre natürliche Lage beſtimmt. Sie muß, wie der Rhein und Holland, ein ſelbſtſtändiges Scheideland ſein und bleiben. Oeſterreichs Nähe dient ihr, wie die von England den Holländern.

Die Schweiz iſt für Deutſchlands Sicherheit faſt wichtiger, als Holland. Denn am Oberrhein allein iſts, wo Frankreich noch ſeine Brücken zum unmittelbaren Schritt auf deutſchen

Digitized by Google

Boden behalten hat. Die Päſſe des Montcenis, Simplon, Bernhard und Gotthard erobert, iſt Italien unſicher. Ein franzöſiſches Heer in der Schweiz bedroht hinter Seen, Strömen und Gebirgen, wie aus einer ungeheuern Veſtung, gleich furchtbar den Norden wie den Süden; die Erfahrungen der franzöſiſchen Feldzüge haben es bewieſen.

Daher iſt die Feſtſtellung des künftigen Verhältniſſes der Schweiz einer der wichtigſten Gegenſtände im großen Entwurf zum dauerhaften Weltfrieden. Verſäumung wird mit Reue gebüßt.

Dieſes Land iſt ſeit dem Ende vorigen Jahres der Raub innerlicher Entzweiungen, Staatsumwälzungen und Gährungen aller Art geworden. Man hat in Deutſchland nur unzuſammenhängende Begriffe vom Weſen dieſer Unruhen. Man kann nicht über die künftige beſte politiſche Stellung der Schweiz, noch über ihr feſtzuſetzendes Verhältniß gegen Deutſchland und Frankreich urtheilen, ohne eine genaue Anſicht von den gegenwärtigen innern politiſchen Verhältniſſen der Schweizerkantone unter ſich zu haben. An dieſe innern müſſen ſich die äuſſern knüpfen, wenn ſie dauerhaft ſein ſollen.

Ich will daher ein treues Bild von dieſen innern Verhältniſſen zu entwerfen ſuchen.

Schon lange vor der franzöſiſchen Staatsumwälzung bemerkte man in der Schweiz, wie dies in allen Freiſtaaten der Fall zu ſein pflegt, von denen die Geſchichte weiß, einen verborgenen Kampf der Demokratie mit der Ariſtokratie. Dieſe forderte Unterthanenſchaft und jene größere Volksrechte. Im Kampf der bevorrechteten Herrſcher gegen die Freiheiten der Beherrſchten hatten dieſe unmerklich immer mehr Feld verloren, weil auf der Seite von jenen Gewalt, Herkommen und beſſere Einſichten ſtanden.

Im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts wuchs aber mit dem Wohlſtand auch die Einſicht des Volks. Dieſes ſprach mehrmals ſeine alten, längſt geſchmälerten Freiheiten an. Die gebildetſten Männer der Schweiz, oder ihre Mehrzahl, ſtanden zur Volkspartei. So entſtand ein falſches Verhältniß zwiſchen der Kulturſtufe des Volks und ſeiner Verfaſſung. Der größere Theil der ſchweizeriſchen Bevölkerung war in ſo großer Unterthänigkeit, oft in weit größerer, als in den unbeſchränkteſten Monarchien. Die Bürgerſchaft der demokratiſchen Kantone, zwar in ſich ſelbſt frei, hatte doch Unterthanenlande; in den übrigen Kantonen hatten die Bürger der Hauptſtadt, oft nur einzelne Geſchlechter (Patrizier) die Herrſchaft über den Kanton, die Beſetzung der Stellen, den Genuß der Einkünfte.

Aus dieſem Mißverhältniß entſprangen bald dort, bald hier einzelne Empörungen und bürgerliche Unruhen. Während der franzöſiſchen Staatsumwälzung wurden dieſelben zahlreicher und heftiger. Dieſe Zwietracht benutzte endlich die franzöſiſche Regierung zur Unterjochung der Schweiz im Jahr 1798, und ſie mußte gelingen. Zu ſpät erklärten die Hauptſtädte Zürich, Bern, Solothurn, Freiburg, Baſel, Schafhauſen, Luzern und die übrigen Stände das geſammte Volk frei, um es mit ſich zum kräftigern Widerſtand gegen Frankreich zu vereinigen.

Digitized by Google

Frankreich im Beſitz der Schweiz, machte den Verſuch, die Volkerſchaften dieſes Alpenlandes zu einem Volk und einem Staat unter einer Zentralregierung zu verſchmelzen. Dies war ein Fehlgriff. Denn die halbtauſendjährigen Gewohnheiten und Uebungen, die verſchiedenen Sprachen, Gemüther, Bedürfniſſe, Lebensarten und von Natur getrennten Wohnſitze der Völkerſchaften, widerſprachen einer ſolchen Ineinanderſchmelzung; und die natürliche Armuth des Landes machte die Unterhaltung einer koſtſpieligen Verfaſſung unnatürlich, daher unerträglich. Aus gleichen Urſachen wird jeder ähnliche Verſuch in Zukunft auf ähnliche Weiſe ſcheitern.

Napoleon ſah ein, daß er, ohne beſtändig ein wachthabendes Heer in der Schweiz zu halten, welches die Erſchöpfung des Landes und die Verzweiflung eines tapfern Volks zur Folge haben würde, die ſouveräne Zentralregierung nicht aufrecht halten könne. Er berief die Schweizer aller Parteien, zur Beendigung ihrer Zwiſte und Reibungen, in eine Konſulta nach Paris. Da ward der Föderalismus hergeſtellt.

Durch Herſtellung des Föderalismus gewann Napoleon, daß von der einen Seite die erſte Forderung der Völkerſchaften erfüllt ward, von der andern Seite ſich die verſchiedenen Kantone gegenſeitig eiferſüchtig genug und beſſer bewachten, und feſſelten, als es durch eine franzöſiſche Armee geſchehen konnte.

Die Schweizer aller Kantone empfingen gleiche politiſche Rechte, unter gewiſſen, nach Bedürfniß der Kantone abändernden Beſtimmungen. Dadurch ward die große Mehrheit des Volks befriedigt, obgleich die Hauptſtädte und Patrizier über Ungerechtigkeit klagten. Allein ihre Zahl war im Verhältniß von anderthalb Millionen Einwohnern Helvetiens unbedeutend. Durch dieſen klug berechneten Schritt föhnte Napoleon die ſchweizeriſche Nation einigermaßen mit Frankreich aus.

Außer den bisherigen dreizehn alten Kantonen erſtanden durch Freiſprechung der ehmaligen Unterthanen-Landſchaften noch fünf neue, nämlich St. Gallen, Thurgau, Teſſin, Aargau und Waat; dazu trat auch Graubünden, welches vormals nur ein zugewandter Ort geweſen. Da die Bevölkerung dieſer neuen Kantone weit über die Hälfte der geſammten Bevölkerung Helvetiens ausmacht, da dieſe Kantone ihr Daſein der Vermittlung Napoleons dankten, waren ſie ſowohl in dieſer als jener Hinſicht für Frankreich nützlich und bedeutend.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, erwahrte ſich aus dem Erfolg. Die Schweiz genoß unter der Verfaſſung, welche ſie durch die Vermittlungsakte empfangen, eine eilfjährige Ruhe. Sie blühte unter der Zufriedenheit der Völkerſchaften wieder auf, und ſelbſt diejenigen, welche durch die Vermittlungsakte ihre Stadt- Zunft- und Patrizier-Vortheile eingebüßt hatten, läugneten gar nicht, daß die Regierungen, aus Gliedern aller Stände zuſammengeſetzt, binnen den eilf Jahren mehr wohlthätige Verfügungen zum gemeinen Beſten getroffen, als vormals in einem halben Jahrhundert vollbracht waren. Es ward ſelbſt anerkannt, daß die neuen Kantone in vielen Dingen den alten zuweilen muſterhaft voranſchritten.

Jetzt nahte die Epoche von Napoleons Sturz durch die ſiegreiche Gewalt der Verbündeten.

Digitized by Google

Die Städte, Zünfte und Patrizier erwarteten davon ohne anders die Wiederherstellung ihrer ehmaligen, langbesessenen Rechte, die Vernichtung der neuen Kantone, die Einführung der Unterthanenschaften. Die Tagsatzung in Zürich forderte Neutralität. Die Patrizier aber waren natürlich dagegen. Sie wünschten laut den Einmarsch der Alliirten, eben so sehr aus Haß gegen Napoleon, als aus Begier, ihre verlorenen Vorrechte gegen das Volk durch fremde Gewalt wieder zu gewinnen. Ihre Sendungen giengen ins Hauptlager der verbündeten Mächte, um den Einmarsch der österreichischen Truppen zu befördern.

Er geschah. Die Völkerschaften der Schweiz, überrascht und betäubt, geriethen in mancherlei Besorgnisse. Die Tagsatzung zu Zürich hatte zwar die Mediationsakte, als ein napoleonisches Werk, aufgehoben, um zu bezeugen, daß die Schweiz Frankreichs Vermittlerrolle vernichte, aber sich zugleich zu Grundsätzen einer künftigen Landesverfassung vereinigt, gemäß welcher die neuen Kantone neben den alten fortbestehen, die Unterthanenschaften aufgehoben bleiben sollten.

Dies war dem Zweck der Patrizier überall entgegen. Die zu Bern benutzten das erste Schrecken ihres Kantons, und stellten unter dem Andeuten, es sei der Wille der Alliirten, die uralte Verfassung, die Unterthänigkeit des Volks, die Souverainetät der Stadtregierung wieder her, indem sie die bisherige nach einigem Kampf auflösete. Das Volk im Glauben, es sei der ausdrückliche Wille der verbündeten Mächte, umgeben von österreichischen Heeren, schwieg betroffen.

Dem Beispiele Berns folgten bald, mehr oder minder gewaltsam, und aufgemuntert, auch die Patrizier zu Freiburg, Solothurn und Luzern. Nun war Spaltung in der Schweiz, Mißtrauen, Haß.

Bern schritt darauf zum Versuch, auch die neuen Kantone zu vernichten. Es forderte besonders die Kantone Waadt und Aargau in die alte Unterthänigkeit zurück. Aber die Regierungen derselben, von ihrem Volk unterstützt, wiesen kräftig die Zumuthungen der bernischen Regierung zurück, und fast alle waffenfähige Mannschaft beider Kantone griff zu den Waffen, ihre Freiheit mit Blut und Gut zu vertheidigen. — Die Städte Basel, Zürich und Schafhausen dagegen, überzeugt von dem Willen des Volks in ihren Kantonen, und daß sie nur durch Vertrauen und Eintracht stark sein könnten, verzichteten auf die ehmaligen ausschließlichen Vorrechte und theilten sich darin mit dem Volk. Durch diese weise Mäßigung erhielten und bewahrten sie bei sich innern Frieden.

Inzwischen war die aus Regierungsdeputationen aller Kantone bestehende Tagsatzung in Zürich unermüdet beschäftigt, für die gesammte Schweiz eine neue Bundesverfassung an die Stelle der Mediationsakte aufzustellen. Verschiedene Entwürfe kamen zum Vorschein; aber in keinem konnten sich alle Stimmen vereinigen. Denn die patrizische Partei verwarf das Dasein der neuen Kantone und die politische Freiheit des Volks. Die neuen Kantone vertheidigten ihre Freiheit; Zürich, Basel, Schafhausen, begehrten Mäßigung. Die demokratischen Kantone schwankten.

Digitized by Google

Die patrizischen Regierungen fürchteten, daß mit dem Feststehen der neuen Kantone, und mit der Freiheit des Volks in andern alten Kantonen, ihre eigenen Stühle unsicher ständen. Sie mußten also das Entstehen jeder Bundesverfassung so lange verhindern, als solche nicht ihren Absichten gemäß war. Sie unterhielten demnach durch alle mögliche Mittel die Entzweiung, daß kein Verein zu Stande kam, der ihren Interessen gefährlich werden konnte. — Durch Emunterungen, Versprechungen, Hoffnungen und andere Wege, welche, wie man behauptet, nicht allezeit die edelsten gewesen sein sollen, gelang es auch die demokratischen Kantone zu stimmen, Ansprüche auf die neuen Kantone zu machen, oder auf Entschädigung ihrer Rechte, die sie ehmals daselbst, als in Unterthanengebieten, besessen hatten. Die politische Verwirrung, statt sich zu mindern, ward dadurch mit jeder Woche vergrößert. Nun trat der ehmalige, längst vergessene Fürstadt von St. Gallen, nun fast jeder Ort mit Entschädigungsanforderungen hervor.

Bei diesem Zustand der Dinge, wo ein Kanton bereit wurde, die Waffen gegen den andern zu zucken, und an vielen Orten das Volk, um dessen Rechte gehadert ward, Neigung bezeugte, das mit Gewalt wieder zu nehmen, was man ihm in der ersten Ueberraschung beim Einmarsch der Oesterreicher geraubt hatte, vereinigte sich die Tagsatzung, aus Furcht vor dem Ausbruch eines Bürgerkriegs, endlich dahin, vorläufig Gewaltschritte zu untersagen, und in allen Kantonen den politischen statum quo anzuerkennen.

In diese Maasregel stimmten selbst die patrizischen Regierungen. Denn während sie auf Erweiterung von ihren Rechten und Gebieten sannen, bemerkten sie, daß das Volk in ihren Kantonen selbst wieder lebendig ward, und die entrissene Freiheit zurückbegehrte. Nur die wachsamste und strengste Polizei konnte Verschwörungen und Unruhen unterdrücken. Man hörte überall von politischen Inquisitionen und Einkerkerungen, in Luzern wie in Solothurn, in Bern, wie in Freiburg. In Freiburg wie Luzern herrschte Mißvergnügen; in Solothurn brach dasselbe in einen theilweisen Aufstand aus, eben so im Kanton Bern, und zwar gerade in denjenigen Gegenden, die sonst der Stadt am geneigtesten gewesen waren. Doch blieb das Bestehende in dem nun einmal beschlossenen statu quo.

Als aber die Zeit des Wiener Kongresses immer näher rückte, und die Gefahr drohender ward, daß wenn die Schweiz sich zu keiner festen Verfassung vereinigen könne, solche durch fremde Mächte vermittelt werden dürfte, entschloß man sich eine Art Verfassung aufzustellen, die einigermaßen allen Parteien genügen sollte, wiewohl das Genügende nicht in der Natur des großen Vertrags, sondern in der Zweideutigkeit seiner Artikel gelegt ward. Man erkannte darin zwar den Grundsatz an, daß es keine Unterthanenlande mehr in der Schweiz geben sollte, aber drückte sich zur Schonung der patrizischen Regierungen über die Freiheit der übrigen Kantonsregierungen sehr umwunden aus, indem man sagte: es könne der Genuß der politischen Rechte nie das ausschließliche Recht einer Klasse der Kantonsbürger sein. Indem man also den patrizischen Regierungen überließ, wie viel Rechte sie ihren übrigen Mitbürgern einräumen wollten,

Digitized by Google

gab die neue Staatsverfassung durchaus keiner Partei Beruhigung und ließ dem Kampf des Volks und Patriziats offnen Spielraum. — Man erkannte zwar das Fortbestehen der neuen Kantone an, aber besänftigte die patrizischen Regierungen und alle, welche Ansprüche machten, durch einen Zusatzartikel, welcher ihnen ein schiedsrichterliches Urtheil über ihre Entschädigungsforderungen verhies. Die neuen Kantone, welche dadurch in Gefahr geriethen, den alten Kantonen ewig zinsbar zu werden, nahmen die Bundesverfassung daher nur sehr bedingt an, und wollten von solchen Entschädigungsleistungen durchaus nicht wissen. Die neue Staatsverfassung der Schweiz machte also der innern Zwietracht keineswegs ein Ende, sondern trug sie aus dem Vergangenen in die Zukunft feig genug über.

Die neueste Bundesverfassung der Schweiz, zu deren Annahme einige Kantone gar nicht, andere nur bedingt stimmten, trägt in mehrern Artickeln das sichtbare Gepräge der Noth und Eile, und ist eben so wenig geeignet, die seit eilf Jahren bestandene innere Ruhe wieder herzustellen, als den alliirten Mächten Europens eine Garantie zur Erhaltung des neu aufzustellenden europäischen Staatensystems zu geben.*)

Wenn man einerseits die politischen und natürlichen innern Verhältnisse der Schweiz, andererseits das Bedürfniß Deutschlands und aller rechts dem Rhein bestehenden Staaten berücksichtigt, ergeben sich folgende Resultat.

1) Die Schweiz muß ein Föderativstaat bleiben, wie sie es seit einem halben Jahrtausend gewesen ist. Dies fordert die Natur des Landes, und das Wesen der helvetischen Bergvölker. Sie werden sich nie gutwillig unter eine souveräne Zentralgewalt fügen, und sie beim ersten Anlaß wieder zertrümmern. Den unseligen Versuch, welchen in dieser Rücksicht einst das französische Vollziehungsdirektorium machte, hat hinlänglich die Unzweckmäßigkeit desselben dargethan.

Von der andern Seite aber ist eine gewisse Zentralisirung der Staatskraft in diesem Bunde von neunzehn Republiken nothwendig, wenn das neue europäische Staatensystem mit Sicherheit auf die Eidgenossenschaft, als einen Staatskörper, zählen soll. Selbst die gebildetern Schweizer, wie man aus ihren Flugschriften deutlich ersieht, wünschen eine solche, sowohl in Absicht des Auslandes, als in Betreff der Münzen, Polizei- und Militäreinrichtungen.

Man lasse der Tagsatzung allerdings ihre gemeingesetzgebende Gewalt; aber die Vollziehung des öffentlichen Willens werde den Händen weniger anvertraut. Große Versammlungen sind eben so vortrefflich zur Berathung, als untauglich zum Handeln, wo der Erfolg oft von der Schnelligkeit und dem Geheimniß abhängt.

2) Als Foderativstaat ist die Schweiz durchaus unfähig, ein kriegslustiger oder erobernder

*) Durch die Erklärung des Wiener Kongresses vom 20. März 1815 ward der vornehmste Stein des Anstoßes, die Entscheidung über Entschädigungsansprüche, gänzlich abgethan.

Digitized by Google

Staat zu ſein. Er wird ſich in allen Kriegen zwiſchen Deutſchland, Frankreich und Italien nothwendig neutraliſiren; denn er kann bei keinem Kriege gewinnen, weil er keine Vergrößerungen ſeines Gebietes verlangt, ſondern ſie vielmehr zu vermeiden ſucht; er kann alſo nur einbüßen. Man muß folglich die Schweiz aus allen kriegeriſchen Bündniſſen auslaſſen, denn ſie würde ſolche nur gezwungen annehmen, und unſicher daran halten; man muß ihr eine immerwährende politiſche Neutralität geſtatten, zu welcher ſie ſich durch ihre natürliche Lage, durch den Karakter ihrer Bewohner, und durch ihre politiſche Einrichtung eignet. Wollte man ihr die Neutralität nicht geſtatten, würde ſie ſolche bei dem erſten guten Anlaß ſelbſt nehmen. Frankreich machte die Erfahrung und erkannte ſeinen Vortheil. Die Off- und Defenſivallianz mit der helvetiſchen Republik verſchwand bald. Die Geſchichte der Kriege hat beurkundet, daß ſowohl Frankreich, als Deutſchland und Italien durch die Neutralität der Eidsgenoſſenſchaft nie Nachtheil, immer Vortheil hatten.

Hingegen haben die europäiſchen Mächte das Recht, von der Schweiz zu fordern, Anſtalten zu treffen, ihre Neutralität mit imponirender Stärke in der That zu behaupten. Die Schweiz iſt in ihrer gegenwärtigen Militärordnung fähig, binnen vierzehn Tagen eine Armee von ſechszigtauſend Mann wohlgeübter und disziplinirter Truppen von allen Waffen auf einen beliebigen Gränzpunkt hinzuwerfen, und dies Heer auch im Nothfall zu vergrößern. Dazu muß ſich die Schweiz im Bunde mit den europäiſchen Mächten verpflichten. Frankreich, wie Deutſchland, haben das unſtreitige Recht, dieſe Verpflichtung zu ihrer eignen Sicherheit zu fordern.

Aber es darf nicht auſſer Acht gelaſſen werden, daß die Schweiz durch den ungeſtümen Rheinſtrom und den Bodenſee gegen Deutſchland feſter und leichter zu vertheidigen iſt, als gegen die franzöſiſche Seite. Sollen nun Deutſchland und Italien auf dieſem Punkt gegen Frankreich wahrhaft ſicher, und die Schweizer in ihrer Neutralität wirklich geborgen ſein: ſo iſt eine künſtliche Befeſtigung aller Engpäſſe von Genf hinweg, bis zum Erguel und Rhein bei Baſel unumgänglich nothwendig. Dieſe Befeſtigung der Schweiz gegen die franzöſiſche Gränze muß den Einwohnern Helvetiens eben ſo wichtig, als den deutſchen und italiäniſchen Fürſten ſein, und kann daher nicht von ihnen verweigert werden, um ſo mehr, da ſie durch den Vortheil ewiger Neutralität hinlänglich für den Aufwand entſchädigt werden.

3) Die künftige Neutralität der Schweiz iſt aber ſo lange unſicher, trotz aller Befeſtigungen und aufzuſtellenden Truppenmaſſen, als das Land von Parteien zerriſſen iſt. Denn ſucht man nicht den Streit derſelben auf eine gründliche Weiſe zu beſeitigen, ſo wird in Zukunft eine Partei die andere verrathen, die eine an Frankreich, die andere an Deutſchland hängen.

Der Hauptſtoff des ganzen Haders ſind gegenwärtig aber die Anſprüche einiger ältern Kantone auf Zerſtückelung der neuen Kantone, oder auf entſchädigende Zinsbarkeit derſelben. Beides verweigern ſtandhaft die neuen Kantone; und bei ihrer Stärke, bei ihren guten Militäreinrichtungen und bei der Entſchloſſenheit ihres Volkes dürfen die anſprechenden Kantone nicht daran denken, ihre Forderungen mit Waffengewalt durchzuſetzen, um ſo weniger, da beſonders

Digitized by Google

in den patrizisch regierten Kantonen das Volk selbst zum Aufstand gegen seine Beherrscher geneigt ist. Man zweifelt auch in der Schweiz keineswegs, daß wenn die alliirten Mächte gleichgültige Zuschauer bleiben wollten, binnen wenigen Tagen und Wochen die Macht der neuen Kantone Alles umgestaltet und die patrizischen Regierungen von allen Ansprüchen auf immer abgebracht haben würden.

So lang die neuen Kantone in Napoleon den Bürgen ihrer Selbstständigkeit sahen, schienen sie demselben zugeneigt gewesen zu sein, wiewohl auch sie nur mit Unwillen dessen Rekrutenforderungen und herrische Machtsprüche trugen. Sobald sie aber wahrnahmen, daß die Alliirten keineswegs erschienen, ihren Untergang zu hüten, erklärten sie sich für das Interesse derselben mit all dem Enthusiasmus, welchen die Liebe des eignen Lebens einflößt. Sie werden offenbar die treuesten Anhänger des europäischen Staatensystems sein, sobald sie in demselben die Bürgschaft ihrer unangefochtenen Existenz erkennen.

Da nun die Bevölkerung der neuen Kantone weit über die Hälfte der gesammten Volksmenge der ganzen Schweiz beträgt, ist ausser Zweifel, daß die Aufrechthaltung dieser Kantone, und die Niederschlagung aller Entschädigungsansprüche gegen sie das erste und wirksamste Mittel ist, die Gemüther des größten Theils der Schweiz an die Sache Deutschlands zu fesseln, und den bisherigen Streitigkeiten auf immer ein Ende zu machen. Denn seit eilf Jahren dachte in der Schweiz kein einziger Kanton an Entschädigungen. Alle Regierungen waren sich befreundet. Erst als die Patrizier den Glauben des Volks übernahmen, und begünstigt vom Schein der Umstände eine neue Herrschaft einführten, brachten sie den Plan der Zerstückelungen oder Entschädigungsforderungen auf. Was nie während der Konsulta zu Paris zur Sprache gekommen war, ein vermeinter Verlust, dessen Dasein man eilf Jahre lang nie empfunden und mit keinem Worte gedacht hatte, ward jetzt in Flugschriften, Zeitungen Proklamationen laut beklagt, um die mitleidige Aufmerksamkeit der europäischen Mächte oder wenigstens einiger bisher gleichgültig gebliebenen schweizerischen Regierungen zu erregen, während bei der Insurrektion des Landvolks im Kanton Bern dieses selbst seiner Stadtregierung sagte: „Lasset den neuen Kantonen ihr Gut und Recht, aber gebet unserm Kanton die freie Verfassung, welche jene haben!“

Gesetzt, man hebt den Hader um sogenannte Entschädigungen der Kantone nicht auf, indem man alle Ansprüche niederschlägt, werden die bürgerlichen Parteien muthwillig fortgepflanzt. Gesetzt, man nöthigt die neuen Kantone, das heißt, die halbe Schweiz durch schiedsrichterliche Sprüche und Verträge, einigen Kantonen oder vielmehr patrizischen Familien, tributär zu werden: könnte man zweifeln, daß das zinsbar gemachte Volk die erste Gelegenheit ergreifen würde, einen ungerechten Vertrag zu zerschmettern?

Nicht das Volk in den ansprechenden ältern Kantonen hat Genuß von Gebietserweiterungen und Entschädigungen: sondern in demokratischen Kantonen eine oder die andere Familie, die sich auf Bekleidung einer Landvogtei u. dgl. Rechnung macht, in den patrizisch regierten

Digitized by Google

Kantonen die auserwählte regimentsfähige Verwandtſchaft. Dies Perſonal iſt gegen die durch Anzahl, Einſichten und Kräfte jeder Art wichtige Volksmenge des Ganzen ſo bedeutungslos, daß, ſelbſt wenn die Entſchädigungsbegehren die gerechteſten von der Welt wären, Staatsklugheit hier gebieten muß, ſie wegzuwerfen, und den Theil für das Ganze zu opfern. Ohne die Herſtellung der innern Ruhe und Sicherung des Volks vor Zinsbarkeit am Einzelnen, iſt keine dauerhafte Neutralität, keine Feſtigkeit der Verfaſſungen, keine allgemeine Anhänglichkeit an den Beſtand der Dinge zu erwarten.

Zu dieſer Maasregel drängt ſich noch eine zweite: Zufriedenſtellung der ſogenannten vier ariſtokratiſchen Kantone Solothurn, Bern, Freiburg und Luzern, wo die patriziſchen Geſchlechter beim Einmarſch der Oeſterreicher in die Schweiz, die bisherigen Regierungen und Verfaſſungen umſtürzten und ſich der Herrſchaft bemächtigten. Nur in dieſen vier Kantonen dauert das Mißvergnügen fort; in allen übrigen ſind Volk und Regierung einig und mit den ſelbſtgeſchaffenen Kantonalkonſtitutionen im Allgemeinen zufrieden.

Die patriziſchen Regierungen, nachdem ſie ſich der Herrſchaft wieder bemächtigt hatten, haben ſelbſt mit Zittern ihre Gefahr, als beim Volk das erſte Schrecken verſchwunden war, welches den Einmarſch der fremden Heere begleitete. Um den Sturm zu beſchwören, milderten ſie wenn gleich kärglich, die Härte der alten Verfaſſungen, und wählten ſelbſt Landleute in den geſetzgebenden großen Rath ihrer Kantone. Aber die Erwählten waren nicht vom Volk erwählt, und alſo ohne deſſen Vertrauen; die Erwählten waren in ſo geringer Anzahl, daß ſie nur Figuranten im Rath blieben. Das Volk ließ ſich durch dieſes Blendwerk nicht täuſchen, und ward nur mißtrauiſcher. Es kam zu unruhigen Bewegungen. Man bot zur Sicherheit der Regierungen beſoldete Truppen auf. Man hielt Exekutionen; verhaftete; kerkerte ein; bezeichnete alle Gegner als Jakobiner, Rudeſtörer, Anarchiſten. Dies alles war unvermögend, die öffentliche Zufriedenheit herzuſtellen; man ſah ſich genöthigt hin und wieder in einigen Dingen nachzugehen. Solothurn machte in wenigen Monaten drei neue Staatsverfaſſungen, ohne dem Volke mit einer einzigen zu genügen; Freiburg änderte ebenfalls; Bern verbies das Gleiche. Aber das Mißvergnügen blieb. Man ſah in den Regierungen nur eine Partei; im Volk die andere.

Für die Sache der patriziſchen Regierungsfamilien ſpricht in einigen Schweizerſtädten jeder Grund, der für die Herſtellung des Patriziats in den Reichsſtädten Deutſchlands, oder in den Staaten von Genua und Venedig ſpricht. Sie haben dieſelben Rechtstitel auf Wiedererlangung ehmaligen Anſehens, ehmaligen Beſitzthums, ehmaliger Oberherrlichkeit, wie die mediatiſirte Reichsritterſchaft und andere durch Gewalt aus althergebrachten Rechtſamen Verſtoßene. — Für die Sache des ſeit eilf Jahren gefreiten Volks ſpricht eilfjähriger Beſitzſtand, geweiht durch die feierlichen Freiheitserklärungen der alten Regierungen in den Tagen der Noth; dazu noch der ſeitdem geweckte Geiſt des Volks, welchem nicht mehr am bloßen Namen des freien Schweizers genügt.

Der Kampf des Volks und der Regierungen in jenen vier patriziſch regierten Schweizerkantonen droht Gefahr für die Zukunft. Denn wenn man auch das aus ſeinen Freiheiten ver-

Digitized by Google

drängte Volk, durch Waffengewalt zum Schweigen und Dulden bringt, iſt unfehlbar voraus zu ſehen, daß es, wenn irgend ein günſtiger Augenblick erſcheint, neue Revolutionen herbeiführen werde. — Der Verfaſſungsſtreit in den jetzt patriziſch regierten vier Kantonen läßt ſich aber nicht anders, als durch Vermittelung von Unparteiiſchen, nichtſchweizeriſchen Schiedsrichtern, entſcheiden und beſeitigen, welche die Forderungen beider Parteien hören, und mit redlichem Willen zu beſeitigen ſtreben.

Dies ſind die Verhältniſſe der Schweiz zu Frankreich, Deutſchland und ſich ſelber. — Die angeführten Thatſachen ſind wahrhaft, und können nicht anders, als von Einheimiſchen und Fremden, ſo wie von den Miniſtern der auswärtigen Mächte, welche bei den Schweizern reſidiren, beſtätigt werden. Die Folgerungen, welche daraus gezogen worden ſind, ſollten, wie es ſcheint, jedem Unbefangenen von ſelbſt einleuchten. Daher ſtellte man ſie einfach und ohne Schmuck von Beredſamkeit oder Ueberredungskünſten hin. Aber die Zukunft wird über die Richtigkeit der hier gegebenen Anſichten und der daraus entſpringenden hiſtoriſchen und politiſchen Weiſſagungen, die jeder ſelbſt machen kann, entſcheiden, und manches bewähren, das man jetzt vielleicht noch für zweifelhaft oder unbedeutend halten mögte.

Ueber Staatspapiere und den Handel mit denſelben.

Der Geiſt der Habſucht
gebieret das Verbrechen.

Alle Staaten, ohne Ausnahme, ſind mehr oder weniger verſchwenderiſch mit Ausgeben von Staatspapieren geweſen, und haben dadurch die Staatseinnahmen nicht allein, ſondern beinah den Staat ſelbſt, in der Zeit des Kriegs vernichtet.

Anſtatt daß Schuldſcheine, wie dieſe ausgegebenen, ein heiliges Wort gewiſſenhafter Zurückzahlung ſein ſollen, hat man gleich beim Ausgeben ſchon deutlich erklärt, wie man die Sache angeſehen wiſſen wollte. Statt den Nennwerth aufrecht zu halten, wurde gleich ein Bedeutendes nachgelaſſen, und alſo das gegebene Wort, wie bündig es auch der Drucker aufſetzte und das Siegel es verſicherte, zweideutig gemacht. Leichtſinnig wurde fortgeſetzt, was man leichtſinnig anfing, und indem man bei jedem neuen Bedürfen zu der immer ergiebigen Fabrikation zurückkehrte, ſtiegen die verzinslichen Summen zu einer Bedeutenheit, welche mit den Staatskräften in keinem Verhältniß mehr ſtanden.

Welche Operationen vom Jahr 1792 bis jetzt in dieſem Fache gemacht wurden, das verewigen die darüber ergangene Patente. Und dadurch daß am Ende die Staatspapiere an Zutrauen mitbin an Werth verlohren, ſtieg die Zuverſicht der Regierungen auch ihrerſeits, die in Werth verringerte Waare ſelbſt ſo niedrig wie möglich zu würdigen, und wie bei einer Konkursmaſſe, pro rata, für den ſelbſt ausgeſprochenen, ſich feierlichſt zur Rückzahlung verbindlich gemachten Werth,

Digitized by Google

eine Abkaufssumme zu geben, wobei kein klingendes Geld, ſondern nur anderes benanntes Papier, mit gleicher Sicherheit und allenfalls erhöhten Zinſen, zum Vorſchein kam.

Die Regierungen bemerkten bald, daß wie ehmals in Frankreich, bei den Bankzetteln des berühmten Irrländers Law, alles klingende Geld des Landes bei weitem nicht zureiche, die Maſſe der vielfältig benamten, beſt verſicherten, und doch gleich beim Eintritt in die Welt, um fünfundzwanzig bis dreißig auch vierzig Prozent, oder wohl noch niedriger geſunkene Papiere zu bezahlen. Sie fühlten, daß ſo lange die ganze Maſſe ähnlicher Fabrikate im Land blieb, dieſes einem ſchnellen Untergang entgegen eilen mußte. Sie ſuchten alſo dieſen Krebsſchaden, auch dem Ausland mitzutheilen; das war freilich keine Hilfe von Grund aus, ſondern nur Linderungsmittel, weil für ähnliche Uebel nur Staatsbanquerotte dem Land am erträglichſten werden, wann ſich die meiſten Gläubiger im Ausland befinden. Dieſes zu bewerkſtelligen, bediente man ſich ganz vortrefflicher Unterhändler — der Juden — und dieſe beſorgen es auch bis zur Stunde, mit einer Gewandtheit, welche ſie den Adels-Diplomen würdig macht.

Was im Handel keine Käufer fand, das wurde zu billig angeſchlagenem Werth belehnt, Zinſen und Nebenvortheile gemacht, wie die Habſucht ſolche nur wünſchen konnte, und dadurch verlohr ſich bereits eine, durch die lange Reihe von Kriegsjahren bedeutend gewordene Maſſe baaren Geldes, gegen Staatspapiere nach allen Abtheilungen und Benennungen. Das Reſultat geht nun dahin: daß die Belehner und Käufer ähnlicher Produktionen die Rolle des Hunds in Lafontaine's Fabeln übernahmen, nämlich daß ſie das eigentliche Stück Fleiſch in das Waſſer fallen ließen, um den Schatten zu haſchen.

So lange Habſucht, die von einem beiſpielloſen Krieg erweckt und genährt wurde, öffentlich waltet, — und wann wird dieſes aufhören? — L'intérêt est le mobil de toutes les actions humaines, ſagt Raynal, — ſo lange die Staaten ſich jeder Mittel, beſonders aber der zu allem Schlechten fähigen Juden bedienen, und Einzelne, wie beim Pharotiſch mit gefüllter Börſe weggehen können, ſo lange muß dieſe Peſt — Staatspapiere genannt — fortdauern, und in ihrer Verwüſtung wachſend gehen, bis gleich dem Staatswohlſtand auch der bürgerliche dahin iſt, und Deutſchland in ſeinem Innern, Frankreich im Jahre 1792 nahe kommt. Wie tief bei dieſem Handel Käufer und Verkäufer in ſittlicher Rückſicht geſunken ſind, das liegt ſchon in den Thatſachen ſelbſt offenbar. Dem Beobachter deutet es auf Sturm und Ungewitter, das zu beſchwören kaum möglich ſein wird, wollten auch die Regierungen zur Stunde das alleinige Rettungsmittel, den Banquerut ergreifen, und dadurch die Feder der bisher ſo thätigen Maſchiene zerbrechen. Alle Uebel, denen man eine Gränze geben kann, ſind nur halbe Uebel, und der, welcher das zu retten ſucht, was noch gerettet werden kann, verdient mehr Schonung, als der Leichtſinnige oder Schwachſinnige, der es gehen läßt, wie es kann und will.

Indeſſen bezeichnet es den Hazardſpielergeiſt unſeres Zeitalters ganz, daß die durch den ſcheinbaren Nutzen verblendete Menge frohſinnig in dieſer Peſtgrube wühlt und ſich herumtreibt, als wäre keine Gefahr möglich. Dieſes dem nicht ſpielenden Beobachter gewiß

Digitized by Google

auffallende Bild, ſtellt ſich beſonders in Frankfurt am Main dar, in welcher Stadt der Krieg eine bedeutende Maſſe baaren Geldes zurückgelaſſen hat, das der eigentliche geſunde und vernünftige Handel nun nicht mehr zum dritten Theil beſchäftigt. Zugleich zeigt ſich hier eine zahlreiche Judenſchaft, welche mit den auswärtigen Glaubens- und Bundesgenoſſen in dem engſten Verein ſteht, und durch ihre Thätigkeit im Staatspapierenhandel nicht eher aufhören wird, bis ein großer Theil Habſüchtiger, durch ſie mit allem Recht Betrogener, wie ehmals das Haus Heuſer und Lenz, am Bettelſtab ſteht. Der Jude L. S. Spiro, ſchon durch einen Bankerot bekannt, hat durch eine zweite ähnliche nun noch „Suspention“ genannte Geſchichte furchtſames Nachdenken erregt. Die Stadt Frankfurt allein iſt dabei für anderthalb Millionen Gulden, Darleihen auf ausländiſche verzinsliche Lotterieloose, intereſſirt. Die ganze Maſſe iſt drei Millionen ſtark, die alſo das Unterpfand auf fünfundvierzig Prozent Kapital angeſchlagen, eine Maſſe von beinahe ſieben Millionen verzinslicher Lotterieloose bedurften, um auf dieſem Weg erhalten zu werden. Augsburg, das ſeit dem Aufhören der Handelsbedeutenheit des ehmaligen Freiſtaats Venedig, an der kaufmänniſchen Auszehrung kränkelt, hat ſich ebenfalls, man kann beinahe die Entſchuldigung annehmen, aus Verzweiflung in dieſes bodenloſe Meer geſtürzt, und mit viel weniger Kraft zum Schwimmen muß auch der Untergang ſo viel ſchneller ſein, wie dieſes ſchon in dieſer Stadt ausgebrochene Banquerote beurkunden.

Wenn andere Stände gutmüthig genug ſind, zu glauben, daß der Handelnden ganzes Thun und Laſſen aus der edeln Rechenkunſt ſtamme, ſo wird ſie das Geſagte eines Beſſern belehren. Wahrlich die Kaufleute können heutiges Tages nicht beſchuldigt werden, daß ſie an dem Ort, wo andere Menſchen ein Herz tragen — das Ein mal Eins haben. Denn aus ihrem Handel mit Staatspapieren iſt ſichtbar genug, daß ſie mehr Glücksſpieler als Rechner ſind.

Ich will dem geſunden Menſchenverſtande die große Frage ganz einfach ſtellen: Willſt du einem auf ſeine Handſchrift borgen, dem du auf ſein Wort glauben ſollſt, aber nicht geſetzlich betreiben kannſt? Der denen, die ihm Geld bringen, für ihre Mühwaltung zehn bis zwölf Prozent giebt, ſo daß die Koſten und Zinſen binnen ſieben Jahren die Maſſen ſeiner Schulden verdoppeln?

Als deutſcher Mann ſprech' ich, ohne Haß, ohne Furcht. Es geht unſer Vaterland, unſer Volk an, unſer Eigenthum, unſere Ruhe. Wenn ich irre, beweiſet es mir. Aber wer ſeine Mitbürger ungewarnt ins Verderben rennen läßt, iſt ſelbſt ſchuldig und wird mitgeſtraft. Kein Glied eines zu Grunde gerichteten Gemeinweſens kann dem eignen Verderben entrinnen. Denn iſt die Maſſe verarmt, ſo muß der Staat ſein Bedürfen, von den wenigen vorhandenen Reichen allein fordern.

Frankfurt am Main. L . . . d.

Digitized by Google

Vergleichungen zwiſchen einigen welthiſtoriſchen Begebenheiten.

Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift glaubt bei denen, welche nachfolgende Abhandlung mit Ernſt bis zum Schluß durchleſen werden, keiner Rechtfertigung zu bedürfen, daß er ſie in einer Sammlung für die Geſchichte unſerer Tage aufnahm. Sie enthält den Schlüſſel zu den Räthſeln unſers Jahrhunderts, aus dem Innern des vergangenen Jahrtauſends genommen. — So ſollte einſt die Weltgeſchichte geſchrieben ſein. Sie fehlt noch. Auch Johannes Müller ſchrieb ſie nicht. Dieſen Ueberblick der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit wünſcht' ich auf den Arbeitstiſch der Könige und ihrer beſten Staatsdiener legen zu können.

In den Augen vieler Leſer mag dieſe geiſtreiche Abhandlung gewinnen, wenn ich noch hinzuſetze, ſie ſei aus der Feder eines der edelſten und angeſehenſten deutſchen Prälaten der katholiſchen Kirche; oder wenn ich das Urtheil eines rühmlich bekannten Staatsmannes aus ſeinem Briefe hinzufüge: „Seit einiger Zeit ſind wir, ſo viel ich weiß, völlig entwöhnt, von dieſer Seite für das, was ſein ſoll, bedeutende Stimmen zu vernehmen. Außerdem iſt die Idee, Hauptbegebenheiten aus ſolchem Geſichtspunkt und ſo zu faſſen, neu, auch wenn es die Entwickelung der Begebenheiten ſelbſt nicht wäre. Und daß bei dem gegenwärtigen tiefen Verfall des katholiſchen Klerus, bei dem entſchiedenen Feſthalten im Mittelpunkt an alten und haltungsloſen Maximen, wo das Fortſchreiten mit dem Zeitgeiſt ſich nur bis zu dem Beſtreben erhoben hat, Jeſuiten und Inquiſition dem Zeitgeiſt anzupaſſen, wenigſtens in Deutſchland noch nicht alle beſſere Ueberlieferung verloren ſei, gehört in Ihre Ueberlieferungen.“

Heinrich Zſchokke.

In den Staaten iſt niemals vollkommener Stillſtand. Scheinen ſie auch gänzlich in Ruhe verſunken, ſo befinden ſich doch die geiſtigen und phyſiſchen Kräfte beſtändig in Bewegung. Selbſt Verweſung iſt ein Werk, welches die ſtille Regſamkeit von Kräften erfordert. Auch Staaten und Völker haben ihren Tod. Es iſt dies ſogar gewöhnlicher Kreislauf in der Menſchengeſchichte.

Sind die moraliſchen und politiſchen Kräfte eines Staats in todtenhafter Auflöſung übergegangen: kann das Volk nur durch ein außerordentliches Ereigniß gerettet werden, durch Schmach und Wehen einer Eroberung und Unterjochung, oder durch innere Umwälzung, in welcher neues Leben geweckt wird. Es giebt Zeiten, wo ſich die Erſchlaffung über ein ganzes Syſtem von Staaten ausdehnt. Alsdann können nur welthiſtoriſche Begebenheiten die Menſchheit aus ihrer Schlaftrunkenheit wachrütteln.

Digitized by Google

Dergleichen welthiſtoriſche Begebenheiten waren die Verbreitung des Chriſtenthums, der Aufſchwung der Moſlemiſchen Macht, die Entfaltung von Gregors des ſiebenten päpſtlicher Machtvollkommenheit, die Entdeckung der neuen Welt, Luthers Reformation, und die franzöſiſche Staatsumwälzung.

Eine Vergleichung der Urſachen, des Karakters und der Folgen dieſer Ereigniſſe, welche die Welt verändert haben, iſt zugleich anziehend und lehrreich.

Den oberſten Rang in jeder Beziehung wird unter den Weltereigniſſen jederzeit das Erſcheinen des Chriſtenthums behaupten. Es fiel gerade in den Zeitpunkt, wo die ſittliche und politiſche Verdorbenheit durch Verfeinerung, Weichlichkeit und Mißbrauch der Gewalt den höchſten Gipfel erreicht hatte. In demüthiger Dunkelheit trat die chriſtliche Lehre auf, welche dem harten und gleiſſenden Egoismus des Zeitalters die ſanfte und einfältige Predigt von der Liebe aller Menſchen als Brüder und als Kinder des Einen Vaters im Himmel entgegengeſtellte. Wie ein Senfkörnlein ward ſie von der Vorſehung in den oden Boden niedergelegt. Aber es erwuchs zum völkerſchattenden Baume.

Die Verachtung der Großen und Mächtigen gegen die neue Lehre begünſtigte zuerſt vorzüglich ihre ſtille unbemerkte Verbreitung unter dem Volke. Das reine Licht blieb den Gelehrten verborgen, und offenbarte ſich den Einfältigen. Es ward der Troſt der Armen und Bedrängten.

Noch mehr wurde ſie befördert durch die Verfolgung, die erſt dann mit Nachdruck eintrat, als das Evangelium des Gekreuzigten ſchon eine große Anzahl von Anhängern in allen Klaſſen zählte, und deshalb anfing, in den Augen der Machthaber politiſch gefährlich zu ſcheinen.

Nebſt der Gewalt, die aber in Dingen des Glaubens und der Ueberzeugung niemals Proſeliten, ſondern nur Märtyrer macht, hatten die Gegner des Chriſtenthums keine andere Waffen, als das altertümliche Anſehen, und die ſinnlichen Reize des Gottesdienſtes.

Die Lehre des Chriſtenthums war ſowohl in ihren Offenbarungen von Gott, als in ihren Sittenregeln beſtimmt, klar und einfach. Die Mythologie hingegen enthielt ſchon in ihrem Urſprung Abgeſchmacktes, und ward im Lauf der Zeiten und in der Vermiſchung der Völker ſo überladen, daß es den ſcharfſinnigſten Denkern (Cicero, Jamblich, Julian u. ſ. w.) ſchwer wurde, Zuſammenhang und vernünftige Deutung hinein zu bringen. Ihre Sittenlehre war dürftig und zweideutig, und wenn gleich in ihren Mythen der Tugend Belohnung und des Verbrechens Strafe lehrte, war doch der Wandel der höchſten Götter ſelbſt kein reiner Tugendſpiegel. Der Spötter Lukian fand Niemanden, der ihn widerlegte. Von nun an war der Götterdienſt als Volksglaube ſchon vernichtet, und er konnte ſich nur noch als Polizei-Anſtalt kümmerlich erhalten. Wenn aber eine Religion bei einem Volk aufhört, tritt das Bedürfniß einer andern ein. Dieſes Bedürfniß befriedigte das Chriſtenthum denen, die nach dem Göttlichen ſich ſehnten, weil ſeine Vorſchriften ſchlichte Tugend lehrten, ſein Lehrer ſelbſt

Digitized by Google

das reinſte Vorbild darſtellte. Der keinen andern Gottesdienſt, als Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, Ausübung der Nächſtenliebe und gegenſeitige Erbauung verlangt. Nur den in ihrem Wahn den Göttern verwandten Machthabern, den durch Täuſchungen verfeinerter Selbſtſucht Verbildeten ſchien das Chriſtenthum ſchlechter Erſatz für den prächtigen Götterdienſt, der bis dahin die Menge betäubt, und die Gewaltthätigkeit und Laſter der Herrſchenden beſchönigt hatte.

Nur allmälig ſchritt die Verbreitung des Chriſtenthums vor; die ihm inwohnende Kraft verſchaffte ihm den Sieg, nicht äußere Gewalt. Die Wirkungen des Chriſtenthums bezeugten ſeine wunderbare Kraft. Dem Gewiſſen, nicht nur der Niedern, auch der Großen und Mächtigen verlieh es den Einfluß, den der Hochmuth des der Sinnlichkeit fröhnenden Geiſtes ihm entriſſen hatte. Auch im geringſten Sclaven kam der Menſch wieder zum Vorſchein. Man fing an zu fühlen, daß Ungleichheit der Stände, um nicht ungerecht zu ſein, mit der ſittlichen Würde aller und jeder im Einklang ſtehen müſſe. Je heller das Chriſtenthum leuchtete, deſto loſer wurden die Feſſeln der Knechtſchaft, deſto kräftiger der Aufſchwung der Völker zur geſetzlich geordneten Freiheit. Eine neue Welt hat es dem geiſtigen Auge aufgeſchloſſen, eine unvergängliche Welt, wo die Guten ſich wieder finden. Nun lebte der Menſch nicht mehr der irdiſchen Gegenwart, ſondern mehr noch der ewigen Zukunft. Das Leben bekam ein ſicheres Ziel; die Freundſchaft, die Liebe ward gereinigt, und veredelt. Dieſe Wirkungen des Chriſtenthums bemerkt ein forſchend Auge ſelbſt da, wo bei ſeiner Einführung oder im Verlauf der Zeiten Roheit oder Aberglaube ſeinen Glanz verdüſtert hat. Daß es nicht alle, die ſich zu ihm bekannten, rein-gut, heldenkend, freiſinnig gemacht, und mit allen Tugenden geſchmückt hat, gereicht ihm nicht zum Vorwurf, ſondern den Mängeln und Gebrechen, und der Verdorbenheit der menſchlichen Natur. In der geiſtigen Veredlung und ſittlichen Verbeſſerung iſt der Stufengang noch zarter und unmerklicher, als in den Ausbildungen der Materie. Das Angeerbte, das Angeübte, das durch Gewohnheit zur andern Natur gewordene im Menſchen iſt ſchwer vertilgbar. Eine vierzigjährige harte Prüfung in der Wüſte vermochte nicht das jüdiſche Volk davon zu reinigen. Daß aber die Maſſen der Völker unter des Chriſtenthums milder Leitung ſittlicher, aufgeklärter, geordneter, der Freiheit empfänglicher, bildſamer und den Künſten des Friedens ergebener geworden ſind — wer kann es läugnen? —

Wäre die Entſtehung des Moſlemismus mit der Verbreitung des Chriſtenthums in naher Berührung geſtanden, ſo wäre der ſchnelle Fortſchritt des erſtern nicht leicht erklärbar. Aber wo Mahomed ſeine Viſionen verkündigte, war Jeſu Lehre nicht herrſchend, ſondern es zeigte ſich in jenen Ländern ein buntes Gemiſche von Götzen- und Sterndienſt, und mancherlei jüdiſchem und magiſchem Aberglauben, und es war ein Lichtgedanke, in dieſe Maſſe von Meinungen die Idee vom einigen Gott wie einen auflöſenden und wiedervereinigenden Gährungsſtoff zu werfen. Schade, daß dieſer Gedanke in dem zugleich ſchlauen und glühenden

Digitized by Google

Kopf eines Herrſchſüchtigen aufgieng, welchen ſein vorherrſchender Trieb in die Rolle eines Eroberers ſtürzte. Gottes Offenbarung ward das Aushängſchild ſeines Unternehmens, wozu ihm nicht blos Waffenkunſt, ſondern mehr noch die Künſte der Täuſchung zum Mittel dienten. Ihn kümmerte wenig, ob ſeine Schüler überzeugt waren; ihm genügte, daß ſein Schwerdt und ſein Betrug ſie unterjochten. Uebrigens ſchmeichelte ſein Unterricht der rohen Sinnlichkeit und der wollüſtig üppigen Phantaſie der Morgenländer. Die Sittenregeln, die er ihnen gab, und die Enthaltungen, die er ihnen vorſchrieb, waren eine klug berechnete Lebensordnung für geborne und bleibende Krieger im Dienſt eines Eroberers. Bekriegung aller Nichtgläubigen iſt die oberſte Pflicht im Koran. Dieſer Pflicht wird Alles untergeordnet. Eine ſolche Religion konnte unter Völkern, von Natur ſinnlich reizbar, Jahrhunderte lang elend, unwiſſend und unterjocht, und ohne Nationalband, um ſo leichter die Oberhand erhalten, als ohnehin zwiſchen Annahme des Korans oder wahrſcheinlichem Untergang keine Wahl übrig blieb.

Der Einfluß, den der Moſlemism auf der Völker Bildung im Anfang hatte, iſt ſehr verſchieden von dem ſpätern. Außerdem, daß er viele zerſtreute und erniedrigte Völker hob und vereinigte, daß er dem in Geiſtesſchlaf verſunkenen Orient kräftige Bewegung mittheilte, daß er weichliche und feige Nationen in tapfere und kriegeriſche Völker umwandelte, und einem morſchen und verfaulten Welttheil (dem byzantiniſchen Reich) den letzten Stoß zum Einſturz gab, brachte er der Geiſteskultur ſchon dadurch großen Vortheil, daß er die Idee vom Einigen Gott unter einer Menge heidniſcher Völkerſchaften, die bei wenigem Verkehr mit den chriſtlichen an der Bildung der Letzten keinen Theil nahmen, herrſchend machte. Dieſe Idee wird in der Menſchengeſchichte immer als der Punkt der Vereinigung erſcheinen, und nur ihre allgemeine Verbreitung und allſeitige Läuterung von abergläubigen Zuſätzen läßt die allmälige Begründung eines feſten Kultur-Vereins der Menſchheit unter allen Zonen erwarten.

Die fanatiſche Begeiſterung, womit die Schüler des Koran von Eroberung zu Eroberung eilten, gab der planloſen Thätigkeit der aus dem Chaos des Lebenweſens ſich mühſam herausarbeitenden Völker des Abendlandes eine neue und beſtimmte Richtung, und vereinigte ſie alle, der heimiſchen Fehden vergeſſend, unter das Panier des Kreuzes. Der Aufwand, den die Kreuzzüge foderten, brach die Grundlagen des Lehenſyſtems nieder, und öffnete dadurch dem wiſſenſchaftlichen und politiſchen Geiſt neue Bahnen. So lange die Kreuzzüge den kriegeriſchen Schwung der Muſelmänner unterhielten, waren ſie ein durch mancherlei Tugenden und Fähigkeiten ausgezeichnetes Volk, deſſen Kraftgefühl, Stolz and Hang nach Unabhängigkeit den Despotismus milderten, welchen die Verehrung der Nachfolger des Propheten ſo ſehr begünſtigte. Aber mit dem Aufhören der Kreuzzüge fingen ſie an, ſich immer mehr von allen kultivirten Nationen abzuſondern, und blieben dergeſtalt in allen Zweigen der Kultur zurück, daß zulezt ein völliger Stillſtand der Geiſter eintrat, und das Reich der Osmanen nunmehr durch

Digitized by Google

Zusammenwirkung eines dumpfen Serail-Despotismus und raubsüchtigen Meutereien in sich selbst zerfällt.

Während dem Aufschwung des Moslemism war die Macht von Byzanz immer mehr erschlafft, das fränkische Reich aber aus den Trümmern der Barbarei, welche sich in die römische Erbschaft im Abendland getheilt hatte, zwar zu einer bedeutenden Größe erhoben, aber durch die Schwäche und Uneinigkeit der Mitglieder der herrschenden Familie schnell wieder gesunken. Einheimische Kriege und Kraftlosigkeit der Regierung veranlaßten Jahrhunderte von Unwissenheit, in welchen die Leibeigenschaft sich festsetzen, und alle Mißgeburten des Lehenwesens wie Unkraut fortwuchern konnten. Kein Thron hatte eine feste Grundlage, weil nur freie Verfassungen eine solche sein können, diese aber unbekannt sind, wo mächtige Vasallen, die dem Monarchen Trotz bieten können, sich die Vertreter des Volkes nennen. Willkühr und Anarchie waren die bittern Früchte dieser Einrichtung.

In einer solchen Verwirrung ist der großen Menge stets ein Gewaltiger willkommen, der sich des Zügels mit kühnem Geiste bemächtigt. Gregor der siebente ward der Herrscher der Könige und der Lenker des Schicksals der Völker, weil kein König selbstständig, kein Volk frei war, und weder König noch Volk sich gewachsen fühlten, ohne fremde Hilfe in die Stellung zu treten, welche beiden gebührt. Kaiser und Vasallen wandten sich bittend um solche Hilfe an die Päpste. Durch Ausübung des Mittler- und Schiedsrichteramts wurde die päpstliche Oberherrlichkeit gegründet, gegen welche die physischen Waffen wenig ausrichten konnten, weil ihre Hauptstärke auf der Meinung und dem Zutrauen der Menschen beruhte. Diese Meinung, diesen Glauben aber konnten nur neue Einsichten und Ueberzeugungen erschüttern, welche nicht plötzlich entstehen, und nur allmälig sich verbreiten. Hieraus erklärt sich die lange Dauer der Vormundschaft über alle Fürsten und Reiche, welche das Zeitalter Gregor des siebenten dem heiligen Stuhl zuerkannt hat.

Doch kostete die Festsetzung dieser ständigen Diktatur schwere und lange Kämpfe. Jeder Fürst von Muth und Geist war ihr offener oder doch geheimer Gegner. Auch der Nationalgeist sträubte sich oft dawider. Wo eine freie Verfassung aufkam, setzte sie den Forderungen Roms Schranken. Selbst die Synoden der Bischöfe verdammten beherzt des römischen Hofes Ausschweifungen. Rom zeigte sich aber meist durch kraftlosen Widerstand nur zu neuen Versuchen der Machterweiterung gereizt. Die Willkühr und die Mißbräuche ließen sich weder durch die Beschwerden der Nationen, noch durch die rührenden Wehklagen heilig gesinnter Gemüther, noch durch den kühnern Tadel einzelner Geistesmänner, noch durch die Beschlüsse der Konzilien in ihrem Vorwärtsschreiten aufhalten. Sogar die Schismen, wo Gegenpäpste sich verdammten, hielten es nicht auf. Zwar untergruben sie das Ansehen der Päpste. Aber die Verderbnisse häuften sich nur noch mehr. Nur schirmbar waren die Reformen, deren Verheißung die Konzilien von Konstanz und Basel, durch die Kirchenspaltungen veranlaßt, abnöthigten.

Digitized by Google

Das Maas der Mißbräuche blieb voll, und spottete der Langmuth, während zur allmälig die Revolution reifte, welche wie ein Orkan ausbrach.

Entscheidend war die Einwirkung der päpstlichen Machtvollkommenheit auf die Geistesbildung im Abendlande. Sie sicherte den Wissenschaften eine Zufluchtsstätte gegen die Barbarei; sie gewährte den Geistlichen, welche sich einige Jahrhunderte allein im Besitz gelehrter Kenntnisse befanden, wirksamen Schutz; sie war die Klippe, an welcher das Wagniß jedes Eroberers nach Alleinherrschaft scheiterte; sie unterhielt unter den Fürsten und Ständen ein Gleichgewicht, welchem die Niedertretung aller Freiheiten widerstund; sie ersetzte lange Zeit durch eine geistliche Gesetzgebung den Mangel einer bürgerlichen; sie hielt eine überirdische Regierung den Völkern stets gegenwärtig, gewöhnte sie durch Ehrfurcht vor der Kirche an Ordnung und Folgsamkeit, und scheuchte durch die Schrecken des Bannstrals zuweilen auch das Schwerdt des mächtigen Frevlers in die Scheide zurück. Aber einer menschlichen Hand wurde noch niemals eine Macht, die nicht beschränkt ist, ohne Gefährdung und Verletzung der Rechte und Wohlfahrt des Ganzen anvertraut. Der Mensch wird durch Vergötterung verdorben. Nur durch Täuschung und Unwissenheit war es möglich, den Glauben an die Vollmacht des Stellvertreters Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, über alle Throne der Welt zu erhalten. Dies verrückte ganz den Standpunkt der Nachfolger Petri. Diese sollten aller Orten das Christenthum in seiner *Reinheit*, die Gebräuche und Sitten der Kirche in ihrer *ehrwürdigen Einfalt* bewahren; sie sollten Einigkeit für alles Gute bewirken; sie sollten einzig durch Mittel der Liebe und innerer Ueberzeugung regieren. Allein zur irdischen Weltherrschaft führten die Maximen des Evangeliums nicht. Dazu waren die Künste der weltlichen Politik einzig dienlich. Man vergleiche die Bullen und Breven vor und seit *Gregor des siebenten* mit den Briefen der *Apostel* und der ersten Päpste, und die Umkehrung des Gesichtspunkts wird einleuchtend. Nach dieser Vergleichung wird eine andere zwischen den Sitten und dem religiösen Karakter des Klerus und Volks in den *ersten Jahrhunderten des Christenthums* mit denen der Jahrhunderte *päpstlicher Diktatur* minder auffallend. Zwar drangen *Gregor der siebente* und viele andere Päpste mit Strenge auf Kirchenzucht. Aber ihre Forderungen fanden zum Theil mit der sittlichen Bildung des Klerus nicht im Verhältniß. Anderntheils wurde der Klerus durch die Zerstörung der alten Kirchenordnung, welche der Machtvollkommenheit des Universalbischofs im Wege stund, vielseitig verdorben. An die Stelle der Synodal-Verhandlung kirchlicher Angelegenheiten traten *Machtsprüche von Rom*. Der Wirkungskreis der Bischöfe wurde beengt. Das Ansehen und die Freiheiten der *Mönche* stiegen immer höher; der Seelsorger Stand sah sich durch sie verdunkelt. Die Neuerungen der falschen Andacht und die Blendwerke des Aberglaubens fanden eigennützigen Schutz von oben, und es war keine regelmäßige Opposition, weil die Synoden unterblieben, die Mönche exemt wurden, die Bischöfe größtentheils als Roms Vasallen sich betrugen, und das Studium von göttlichen Dingen als Spielwerk einer spitzfindig dunkeln Skolastik immer gehaltloser und unfruchtbarer

Digitized by Google

wurde. Auch gab die Politik der Päpste den Bestrebungen der Geistlichkeit eine Richtung nach weltlichen Zwecken, welche sie ihrem eigentlichen Beruf mehr und mehr entfremden mußte. Die Grenzen zwischen dem Geistlichen und Weltlichen wurden verwischt. Dadurch litt das Geistliche am meisten Abbruch. Aber auch die Ausbildung weltlicher Einrichtungen wurde dadurch gehemmt. Der Altar erklärte sich, die Stütze des Throns zu sein, und blieb es auch oft, wenn die Throninnhaber sich mit der Freiheit der Völker entzweit hatten, anstatt daß er stets hätte zwischen Volk und Thron stehen sollen, als das verehrte Symbol der alle Leidenschaften besänftigenden und alles Feindselige aussöhnenden Liebe.

Das Streben des römischen Hofes nach dem herrschenden Einfluß in den Weltshändeln ist als die eigentliche Quelle der Revolutien in den Meinungen anzusehen, welche lange Zeit sein Ansehen untergruben, bevor der Sturm ausbrach, der selbst seinem apostolischen Karakter gefährlich wurde. Nach und nach erweckten die römischen Anmaßungen das Selbstgefühl nicht nur einsichtiger Regenten, sondern auch ansehnlicher Körperschaften, zumal solcher, denen die Bewahrung der Nationalfreiheiten anvertraut war. Bei der steten Beschäftigung mit Weltshändeln wurde den Statthaltern Christi unvermeidlich, viele Blößen menschlicher Gebrechen zu zeigen. Dadurch verlor sich die Ehrfurcht vor ihrer geistlichen Würde, welche nicht von einer äußern Macht abhängig ist, die den Wechselfällen des irdischen Glücks unterliegt. Zuletzt ließen sich Päpste durch die Reize weltlicher Herrschaft zu Eroberungskriegen verlocken, um den Erbtheil Petri zu erweitern. Als die ersten Fürsten der Erde, wollten sie endlich auch durch den Glanz hervorragen, welchen die schönen Künste und Wissenschaften um den Thron verbreiten. Leo der zehnte wurde der Perikles seines Zeitalters; Rom ein neues Athen. Im Gewand des Schönen durften in Italien die kühnsten Ideen auf Beifall rechnen. Dante, Petrarka, Bocaccio, Arioſto, schrieben im Schirm der Kirche die witzigsten Rügen ihrer Mißbräuche. Theologische Gelehrsamkeit gab weit geringern Vorschub zu Kirchenwürde, als die Proben eines schönen Geistes.

Von dem an verbreitete sich aus der Hauptstadt der Christenheit der Kunstgeschmack, die Verfeinerung der Genüsse, der Sitten und der Staatskunst, die Liebe zu den alten Klassikern, und der Geist gelehrter Nachforschung des Alterthums in alle gebildete Länder. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen zu; die Bedürfnisse vervielfältigten sich; die Formen des Lebens wurden gefälliger; sein Karakter geschmeidiger. Machiavel wurde das Evangelium der Höfe.

So war der Kulturstand von Europa, als zwei Ereignisse beinahe zusammentrafen, jedes auf ganz verschiedene Weise geeignet, die Gestalt der Welt zu verändern: — die Entdeckung von Amerika und Luthers Aufstand gegen Rom.

Jene versprach den Völkern Europa's Bereicherung, dieser Befreiung. Jene war einer nach Mitteln des Genusses durstigen Welt, dieser den vielen mit dem kirchlich-politischen

Digitized by Google

Zuſtand Unzufriedenen willkommen. Mexiko's Eroberung ward ein Aufruf an die Habſucht, Luthers Empörung die Loſung zur Unterſuchung der Rechte des Geiſtes.

Das Verdienſt der Entdeckung der neuen Welt gebührt zwar den Anſtrengungen des Genies, welcher den Kompaß erfand. Aber der Zufall war dabei doch mehr im Spiel, als bei Luthers Unternehmen, wozu Alles vorbereitet lag. Die Früchte waren reif, und mußten dem in die Hand fallen, der den Baum zu ſchütteln anfing.

Eben deswegen zeigt ſich auch eine ſo große Verſchiedenheit in dem Gang und in den Folgen der beiden Ereigniſſe. Beide forderten einigen Kampf. Aber die Eroberung Amerika's war der Prozeß des Wolfs mit dem wehrloſen Schaafe. Die Reformation hingegen entzündete den Krieg zwiſchen Allen, die nach geiſtiger und politiſcher Freiheit ſich ſehnten, mit der gewandteſten Kunſt der Machthaber in Kirche und Staat. Die Unterjochung des neuern Welttheils ward leicht und bald entſchieden. Der Erfolg der Reformation war zuletzt das Ergebniß einer von Fürſten und Völkern angeſtellten, abwägenden Berechnung der Vortheile und Nachtheile, welche der Sieg oder das Unterliegen des Wagſtücks vorherſehen ließ. Dieſe Berechnung richtete ſich nach der Beurtheilung des Zeitalters und der örtlichen Verhältniſſe jedes Volks. Anders fiel ſie daher im Rath Karls des fünften aus, als im Kabinet des ehmaligen Glaubensvertheidigers Heinrich des achten, anders am Hofe zu München, als in den Rathsſtuben von Holland. Das Bedürfniß einer Reform war Allen gemein; aber über die Art derſelben, ihre Grenzen, ihre Vollziehung waren die Anſichten ſehr getheilt. Die meiſten wünſchten und verlangten ſie von Rom ſelbſt; mit Recht. Denn das Oberhaupt der Kirche hatte dazu die unbeſtrittene Vollmacht; die Kirche ſelbſt hatte es oft und dringend dazu aufgefordert und ermahnt.

Aber dafür war in Rom niemals weniger Sinn geweſen, als zur Zeit des geiſtvollen und kunſtliebenden Leo des zehnten, den der herrlichen Peterskirche koſtſpieliger Bau zur Geſtattung eines Handels mit Ablaſſen verleitete, deſſen ſchamloſe Unſittlichkeit die chriſtliche Welt empörte. Indem Luther den Papſt von dieſer ſchwächſten Seite angriff, konnte er auf die Beiſtimmung von Vielen zählen, und die gemeinſte Klugheit mußte dem römiſchen Hofe rathen, den Kampf mit dem Mönch von Wittenberg zu vermeiden, aber den Ablaß mit Unwillen gegen ſeine Trödler einzuſtellen. Allein die Verblendung war ſo groß, daß gerade das Gegentheil geſchah. Dies ermunterte den Mönch zur kühnern Predigt gegen Roms Mißbräuche. Bald ging er aber auch zu einer freien Unterſuchung der Dogmen über, und dies gab Rom erwünſchten Anlaß, über ihn als Ketzer den Kirchenbann zu ſchleudern, und auch den Reichsbann über ihn zu rufen. Der von allen Seiten Geächtete, hielt ſich nun ſeiner vorigen Pflichten ledig, gleichſam Gott hingegeben. Durch den Schutz des Kurfürſten von Sachſen perſönlich geſichert, und auf die Stimmung des Zeitalters für ſeine Sache rechnend, bot er alle Kräfte auf, die kirchliche Hierarchie zu ſtürzen. Fürſten begünſtigten ſein Unternehmen, gelockt vom Köder des Kirchenguts, und froh der Gelegenheit, die geiſtliche Gewalt mit der weltlichen zu ver-

Digitized by Google

einigen. Das letztere gelang ihnen ſo ſehr, daß der weſtphäliſche Friede den empörenden Satz ausſprach: Der, dem das Land gehört, habe auch zu beſtimmen, welche Religion darin Statt haben dürfe.

Dieſer Willkühr in der heiligſten Angelegenheit der Menſchheit wurde keine Schranke, als der Beſitzſtand des Jahres 1624 geſetzt. Die Gewaltthat, wodurch weltliche Fürſten nicht nur die Beſitzungen der Kirche, ſondern auch ihre Befugniſſe an ſich riſſen, iſt es eigentlich, was der Reformation eine feſte Grundlage gab. Sie war blos politiſch. Ihre religiöſe Schutzwehr beſtand in der unbeſchränkten Freiheit der Bibel-Erklärung. Allein die ausſchweifenden Mißbräuche dieſer Freiheit bewieſen bald das Bedürfniß einer Behörde, welche ſie in Schranken hielte, um Auflöſung in Unglauben und Schwärmerei zu verhindern. Eine ſolche Behörde — wo war ſie außer der allgemeinen Kirche zu finden? Proviſoriſch wurden zwar Konkordienformeln verabredet. Aber dieſe dienten nur zur Förderung der äußeren Einigkeit der Proteſtanten und zur Vollendung des Bruchs mit der alten Kirche, welche die neue Glaubenslehre mit Abſcheu verwarf.

Das gemeine Volk war zu unwiſſend, um an dem Dogmenſtreit Intereſſe zu nehmen. Was ihm aber in vielen Gegenden für die Reform Begeiſterung einflößte, war die ihm bekannt gewordene Bibel und der Gottesdienſt in der Mutterſprache. Die Bibel war ihm reicher Erſatz für alle Alberneiten ſeiner Prediger, und das Singen deutſcher Pſalmen füllte ſein Gemüth mit Troſt und Vertrauen. Beſſerer Schulunterricht wurde nun für religiöſe Pflicht anerkannt. Die Entfaltung des Volksgeiſtes und ſeiner größern Freiheit im Denken konnte nicht lange blos auf religiöſe Dinge ſich beſchränken. Er gieng bald auf die politiſchen über, und in ſo fern wurde die Reformation wo nicht die Mutter, doch die Freundin republikaniſcher Geſinnungen. Endlich konnte die Denkkraft großer Völker nicht geweckt und geſchärft werden, ohne daß der Gewerbfleiß dadurch kräftigen Antrieb erhielt. Der Verſtand iſt die Gottheit aller freien Gewerbe; Dummheit iſt ihr Tod.

Die Spaltung im religiöſen Glauben war die Quelle unſäglichen Elends für viele Völker. Der Fanatismus zerſtörte alle Keime der Sittlichkeit, und wüthete wie unterirdiſches Feuer Jahrhunderte. Noch hat er nicht überall ausgebrannt. Chriſtliche Nationen, die in ihrer Einigkeit Stärke und Wohlfahrt gefunden hätten, ſahen ſich durch Formen des Glaubens entzweit, und wurden das Spielzeug gemeinſchaftlicher Feinde. Die Religionskriege ſchloſſen ſich mit mißtrauiſch abgefaßten Verträgen, worin die politiſchen Rechte und Vortheile aufs engſte an das Glaubensbekenntniß geknüpft, die Scheidewand politiſch befeſtigt, dem Haß ein Gebiß angelegt, aber doch für deſſen ſtete Unterhaltung geſorgt iſt.

Eine ganz entſchiedene Wirkung der Reformation iſt die Erſchütterung des römiſchen Kurial-Syſtems in ſeinen Grundfeſten. Die Furcht vor der Rückkehr dieſes Syſtems hat bisher jede Wiedervereinigung gehindert. Dieſe Furcht wird erſt dann aufhören, wenn die kirchliche Macht des päpſtlichen Stuhls nach mancherlei Oszilationen durch den Einfluß fort-

Digitized by Google

ſchreitender Bildung in den katholiſchen Ländern wirklich inner die Grenzen der erſten Kirchen-Einrichtung zurückgeführt iſt. Die Theorie der gebildeten Katholiken hat dieſe Begrenzung längſt ausgeſprochen. Die Praxis folgt der Theorie nur allmälig, doch im Ganzen ohne weſentliche Rückſchritte.

Die Schätze, die aus Mexiko, Peru und Braſilien nach Europa gefloſſen ſind, haben die Maſſe des in dieſem Welttheil umlaufenden Geldes vermehrt; aber bereichert haben ſie nur die Staaten, in denen die edeln Metalle als ein Behikel der Induſtrie und des Handels betrachtet wurden. Spanien traf des Midas Strafe. Sein Gold erſtickte ſeine Gewerbsthätigkeit, und gab ihm nur Mittel, die Gewerbserzeugniſſe fremder Länder theurer zu erkaufen. In dieſem Staat gerieth ſeit der Eroberung der Goldgruben in Weſtindien jeder Zweig der Verwaltung ſtets in tiefern Verfall. Dadurch hat er die Greuel gebüßt, die ſeine gefühlloſe Habſucht, Frömmigkeit heuchelnd, an den ſchuldloſen Amerikanern verübte. Die Erklärung hilfloſer Völker eines großen Welttheils zu Sclaven ihrer Unterdrücker aus einem kleinern Welttheil war die tiefſte Wunde, die der Ehre von der Würde des Menſchen geſchlagen werden kann. Um das Recht des Stärkern, worauf dieſer Frevel ſich ſtützte, zu demänteln, gieng man ſo weit, den Unterjochten die Menſchheit abſprechen zu wollen. Die päpſtliche Bulle, die das Gegentheil erklärte, und des edlen Mönchs Las Caſas feurige Vertheidigung der Unſchuld, hatten noch geringern Erfolg, als die Apologien der Chriſten zur Zeit ihrer Verfolgung durch die heidniſchen Machthaber.

Raſch waren die Fortſchritte der Pracht und Ueppigkeit in Europa, welcher aus der neuen Welt ſo reichliche Nahrung zufloß. Der Geſchmack hingegen neigte ſich zum Rückfall. Die Staatswirthſchaft veränderte ſich ganz. Die Steuern wurden in Geld gefordert und vervielfältigt. Die größere Leichtigkeit der Unterhaltung ſtehender Heere vermehrte ſie in einem immer drückendern Verhältniſſe. Das Anſehen, welches mit dem freien Beſitz großer Ländereien verbunden war, bekam an dem Goldreichthum einen Nebenbuhler; der Beſitz von Ländereien erhielt durch die Leichtigkeit der Veräuſſerung eine größere Beweglichkeit, und der Handel mit Natur- und Kunſterzeugniſſen hörte auf der einzige zu ſein. Das Geld wurde ſelbſt ein großer Gegenſtand des Handels.

Zwei Dinge haben den jetzigen Kulturzuſtand vorzüglich herbeigeführt: Die große Vermehrung der Geldmaſſe, wodurch alles Vermögen und die Erfindung der Buchdruckerei, wodurch alle Kenntniſſe zum Gemeingut der Menſchen wurden. Man könnte die letztere ſelbſt zu den welthiſtoriſchen Ereigniſſen zählen. Wäre ſie aber nicht gerade in den Zeitpunkt einer kräftigen Bewegung der Geiſter und ihres Strebens nach Freiheit gefallen, man hätte ſie vielleicht noch Jahrhunderte lang als ein Geheimniß und Monopol der Großen dem Publikum vorenthalten. Schon bei ihrem erſten Erſcheinen ward ſie als Schwarzkunſt verdächtigt, und es entwickelte ſich ihr Einfluß nur allgemach, unter vielfältigen Kämpfen mit den Gegnern der Verbreitung des Lichtes im Gebiete des Geiſtes, denen nur zu oft der Mißbrauch

Digitized by Google

der Preſſe ſcheinbaren Vorwand zu ihrer Niederdrückung darbot. Die Veränderungen, welche der beſchleunigte Umlauf des Vermögens und der Kenntniſſe in allen Lebensverhältniſſen bewirkte, waren nach Verlauf von drei Jahrhunderten ſo bedeutend, daß ſie mit manchen, der Form nach noch fortbeſtehenden Einrichtungen aus weit früheren Zeiten im Widerſpruch ſtanden; ein Widerſpruch, der einen offenen Kampf veranlaſſen mußte, deſſen Ende kein anderes ſein konnte, als der Sieg des in den neuen Verhältniſſen tief Begründeten über das Veraltete, welches mit dieſen Verhältniſſen ſich nicht mehr vertrug.

Dieſer langwierige Kampf, den die Weisheit der Machthaber nicht mit gerechter Mäßigung ſchlichtete, den vielmehr ihr Eigennutz, Beſchränktheit ihrer Einſichten, ihre Schwäche, ihr Leichtſinn unterhielten, mußte mit dem Trauerſpiel einer großen Revolution ſich ſchließen. Natürlich war es, daß ſie zuerſt in dem Land erfolgte, wo die Fortſchritte der Kultur den Streit des Neuen mit dem Alten am heftigſten anfochten, und ſeinen Ausgang am wenigſten zweifelhaft ließen. Der Hof in Frankreich hatte ſein Unvermögen, die (vorzüglich durch ſeine Verſchwendung) ungeheuer angewachſene Staatsſchuld mit den herkömmlichen Mitteln zu bezahlen, feierlich erklärt. Als das größte Hinderniß der Rettung aus dieſer Verlegenheit zeigte ſich der Feudalismus, den der Hof noch als das ſtärkſte Bollwerk des Throns zu betrachten fortfuhr. Der Hof, der Adel, die hohe Geiſtlichkeit, die Opfer verweigernd, welche das Zeitbedürfniß gebieteriſch verlangte, ſetzten ſich in eine feindſelige Stellung gegen die Nation. Dieſe fühlte ſich, und mit Ingrimm vertilgte ſie nicht nur alle Vorrechte, welche der Wohlfahrt des Ganzen im Wege ſtunden, ſondern benahm auch durch gewaltthätige Maasregeln den Inhabern und Beſchützern dieſer Vorrechte die Möglichkeit ihrer Herſtellung. Der Krieg, womit faſt alle Regenten Europas gegen dieſes Unternehmen mit großem Nachdruck, nur dem der Einheit nicht, zu Felde zogen, brachte die franzöſiſche Nation in einen Zuſtand von Begeiſterung, der ihr den glänzendſten Sieg verſchaffte, und dieſer Sieg war eine zu ſtarke Apologie der Revolution, daß er nicht andere Völker und ſelbſt die Regierungen hätte ermuntern ſollen, ſich ebenfalls ihre Früchte auf irgend einem Weg anzueignen. Unter allen Helden der franzöſiſchen Staatsumwälzung war vielleicht derjenige, der ihren Sieg als Diktator entſchied, am wenigſten mit ihren Reſultaten zufrieden. Aber bei allem Streben, den von ihm errichteten neuen Thron, gegen den Geiſt der Zeit, auf Formen des Feudalismus zu ſtützen, wagte er doch ſelbſt auf dem Höhenpunkt der Macht niemals einen Verſuch, die neuen Grundlagen des Staats anzutaſten. — Die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetze, die Pflichtigkeit aller Bürger nach dem Verhältniß ihres Vermögens zu dem Staatsbedarf zu ſteuern, die Freiheit des Grundeigenthums von allen Feudallaſten, und das Rechtserforderniß der Beiſtimmung einer aus freigewählten Abgeordneten beſtellten Volksvertretung in Sachen der Geſetzgebung und Beſteuerung ſind die koſtbar erkämpften Früchte der Revolution, welche der Franzoſe mit der nämlichen Eiferſucht, wie der Engländer ſeine, gleichfalls durch blutige Revolutionen errungene magna charta bewahrt.

Digitized by Google

Eine Revolution geschieht nicht ohne heftige Aufregung und Reibung der Leidenschaften; diese nicht ohne Verübung manches Unrechts, mancher Frevelthat. Der Anblick einer Reihe straftoser Verbrecher stumpft das sittliche Gefühl ab; der Lärm des Parteigeistes betäubt das Gewissen; er macht roh und gleichgiltig in der Auswahl der Mittel zum Zweck, und für Alles, was diesem fremd ist, blind und fühllos. Aber glänzende Beispiele von Edelsinn und Heldenmuth söhnten mitten unter den Greueln der Parteiwuth und unter sittlichen Ungeheuern mit der Menschheit wieder aus. Nicht bei Allen war Eigennutz oder Rache die Triebfeder der Begeisterung; Viele opferten sich mit reiner Schwärmerei, einige sogar mit kalter Besonnenheit der Sache der Menschheit. Die Religion wurde feindselig behandelt, weil der Einfluß ihrer Priester den Zwecken der Revolution entgegenwirkte. Die Zerstörung und lange Vernachlässigung der kirchlichen Anstalten hat auch den in den Revolutionen aufgewachsenen Geschlechtern einen gewissen Kaltsinn für das, was Gottes ist, eingeflößt. Doch ein so fein und lebhaft fühlendes Volk, wie das französische, hat zu viele Empfänglichkeit für Religion, hat ein zu starkes Bedürfniß derselben, um sich lange ihrer sanften Leitung zu entziehen. Nur wird es sich niemals dazu verstehen, ihr die Früchte des politischen Kampfes zum Opfer zu bringen.

In der wissenschaftlichen Bildung verursachte die angestrengte Richtung aller Geisteskräfte auf Dinge der Politik einen Stillstand, aber nur um bald einen desto kräftigern Schwung zu nehmen. Den unfruchtbaren Spekulationen haben die Franzosen entsagt; aber es ist keine positive Wissenschaft, deren Grenzen ihr Genie seit fünfzehn Jahren nicht erweitert hätte. Dies erklärt sich. Außerordentliche Talente hat die Revolution hervorgerufen, und das Nachdenken über die bürgerlichen Angelegenheiten hat sie ungemein geschärft, und eine große Thätigkeit unter den Geistern verbreitet. Eine öffentliche Meinung (public spirit) hat sich gebildet; sie verlangt Freiheit der Gedanken, folglich auch der Presse.

Ein weltgeschichtliches Ereigniß ist Frankreichs Revolution, weil ihre Ursachen allen gebildeten Staaten gemein sind; weil ihre Zwecke für alle freisinnige Nationen das höchste Interesse haben; weil ihr Kodex die Grundlagen aller Verfassungen erschüttert hat; weil sich, nachdem sie siegreich aus dem Kampf getreten ist, ihre Wirkungen nicht auf Frankreich beschränken können, sondern in allen Ländern, wo man denkt und liest, dringen müssen, und ihre Geschichte allen Völkern und Regierungen warnend und weissagend große Lehren ertheilt.

Ueber Universitäten.

In Spanien und Italien glänzten berühmte Universitäten (Hochschulen) längst, als man in Deutschland nur noch Dom- und Klosterschulen kannte. Zwar wurden auch in einigen der letztern die vier Fächer des menschlichen Wissens, die an Universitäten die vier Fakultäten

Digitized by Google

bilden, Philosophie, Theologie, Rechtskunde, und Arzneiwissenschaft, die beiden letztern freilich nur sehr dürftig, gelehrt. Aber es fehlte an genauer Begrenzung dieser Fächer, und an klarer Erkenntniß ihrer Verbindung. In Deutschland verdanken die Universitäten ihre Entstehung ähnlichen Ursachen, wie die Gewerksgilden, und wurden um die Wissenschaften hochverdient, wie die Zünfte oder Gilden um das Aufblühen der Gewerbe.

In rohen Zeiten bedarf das Gute und Schöne, welches über des gemeinen Lebens Bedürfnisse sich erhebt, des Schirms fester und geachteter Vereine. Langsam gewöhnlich ist das Fortschreiten solcher Vereine. Aber er wird bemerklich, so oft ausgezeichnete Geister von ihnen geschützt, sich entfalten, und plötzlich aus der Dunkelheit hervortreten.

Die Rechtsgelehrsamkeit ist als die eigentliche Stifterin der Universitäten anzusehen. Die Lehrer, zuerst des geistlichen (päpstlichen), sodann des weltlichen (justinianischen) Rechtes bedurften im Anfang eines besondern Schutzes. Ihrem Aufkommen sträubten sich das sogenannte Faustrecht und die politische Unabhängigkeit des Adels der höhern Geistlichkeit mächtig entgegen. Wie der Adel in dem Verband des waffenlustigen Ritterthums seine Sicherheit und Stärke gefunden hatte, so diente das gelehrte Ritterthum, welches die Grundlage der Universitätsverfassung ist, den Lehrern von Rechtstheorien, welche den Kreis der obersten Gewalt zum Abbruch der höhern Stände, aber zum Vortheil der öffentlichen Ordnung erweiterten, zur Schutzwehr. Päpste und Kaiser beförderten das neue Institut aus allen Kräften. Universitäten zu stiften, ward als einen Ausfluß ihrer Macht angesehen; sie standen unter ihrer Obhut, und wurden von ihnen mit Vorrechten begabt.

Der Erfolg hat die Zweckmäßigkeit dieser Anstalten Jahrhunderte lang bewiesen. Sie haben die Wissenschaften zu Ansehen gebracht; sie haben den ritterlichen Tugenden die Vorzüge der Gelehrsamkeit an die Seite gestellt; sie haben den scheidenden Unterschied der Stände gemildert, und die Fesseln der Knechtschaft gelöst; sie haben in alle Werkstätten des menschlichen Fleißes, und selbst in die Kabinete der Fürsten Licht verbreitet; sie haben zu mancherlei Verbesserungen den Anlaß gegeben.

Aber gerade dieser Erfolg berechtigt jetzt zur Frage: Ob die Universitäten in Deutschland ihre Bestimmung nicht überlebt haben? Gegen wen sollen sie die Wissenschaften noch beschirmen? Das adeliche Ritterthum liegt im Staube; die einflußreichsten Aemter im Staate sind der Unwissenheit verschlossen; die Kultur hat ihren Einfluß auf alle Klassen ausgedehnt; jede hat ihre Schulen, jede macht auf einen Grad fortschreitender Bildung Anspruch. Deutschland besitzt Gelehrte, Virtuosen in Kunst und Wissenschaft, die nichts von ihren Vorzügen der Universitätsbildung verdanken. Dagegen kommen nicht selten seichte Kenntnisse, mit Rohheit der Sitte gepaart, als die ganze Ausbeute der kostspieligen Universitätsjahre zum Vorschein. Geschmacklose Pedanterei, ausschließender Sektengeist, und behagliches Schlummern im Schatten der Autorität gehören zu den nicht ungewöhnlichen Erscheinungen in diesen gelehrten Aristokratien. Endlich stehen die Fakultäten meistens so abgesondert neben einander, daß kein gegen-

Digitized by Google

seitiger Einfluß bemerklich wird; sie sind einander vielmehr oft noch hinderlich, indem eine Fakultät der andern die Hilfsmittel zu ihrem Fortschreiten entzieht.

Man verfiel daher in den neuesten Zeiten auf den Gedanken: die Universitäten in eigene Schulen für jede Wissenschaft aufzulösen. Weil gerade Napoleon es war, der diesen Gedanken zuerst im Großen ausführte, wobei er einer herrschsüchtigen Absicht verdächtigt wurde, ist er noch keineswegs verwerflich.

Man wendet zwar ein: Die Trennung der Fakultäten beraube die Wissenschaften des Vortheils, den das Beisammensein der Lehrer und Anstalten aller Fächer erzeugt. Allein das bloße Beisammensein bringt den Wissenschaften noch nicht den Gewinn, der aus ihrer freien Wechselwirkung entsteht. Die stete Unterhaltung des wohlthätigen Einflusses der Wissenschaften auf einander ist eigentlich die Aufgabe für eine Akademie der Wissenschaften, welche dann erst wahrhaft fruchtet, wenn sie der Schlußring und der Leitstern aller Lehranstalten eines Landes wird. Wenn aber in einem Staate von größerm Umfange jeder Wissenschaft eigene Bildungsschulen gewidmet sind, und eine wohleingerichtete Akademie der Wissenschaften den gebührenden Einfluß auf sie ausübt; so wird eine jede Wissenschaft weit größere Fortschritte machen, als meistens an unsern Universitäten geschieht, bei denen man eine so vollständige und befriedigende Fürsorge für alle Fakultäten vermißt, welche bei ihrer Absonderung viel erleichtert würde. Meistens bietet der eine Ort für diese, der andere für eine andere Lehranstalt mehr Erleichterung und Gelegenheit dar. Die theologische Fakultät wird immer am füglichsten mit einem Priester-Seminar, die medizinische mit einer ansehnlichen Krankenanstalt, die juristische mit einem großen Gerichtshof in Verbindung gesetzt werden. An unsern besten Universitäten ragt diese oder jene Fakultät besonders hervor; die andere Fakultäten aber gleichen den blinden Fenstern, die blos der Symetrie zu lieb angebracht sind. Die philosophischen Studien sind eine unnachläßliche Vorbereitung für gelehrte Bildung. Aber daraus folgt nicht, daß, wo Rechtsgelehrsamkeit, Theologie oder Arzneiwissenschaft gelehrt wird, auch die Philosophie gelehrt werden müsse. Vielmehr hat es sein Gutes, wenn junge Leute nicht durch sehr langen Aufenthalt an einem Orte zu einheimisch werden. Allerdings muß die Bücherssammlung bei jeder gelehrten Schule auch mit dem Besten für die Hilfswissenschaften versehen sein. Aber dazu kann es in Deutschland nach der Aufhebung so vieler Klöster an Mitteln kaum fehlen.

Indessen gieng man doch auch zu weit, wenn man das Zusammenbleiben aller vier Fakultäten jetzt für durchaus unpassend angeben wollte. Mögen forthin alle oder mehrere derselben bestehen, wo die Umstände dafür sprechen. Warum sollten aber diese Fakultäten ferner Eine Körperschaft bilden? Etwa, um ihre Unabhängigkeit von der Staatsgewalt desto besser zu behaupten? In so weit die Kultur der Wissenschaften gegen Willkühr besorgen sein soll, wird das Ziel eben so gut erreicht werden können, wenn die Fakultäten gesondert sind, als wenn sie Einen einzigen Körper bilden. Steht jede Fakultät für sich, so wird sie sich um so stärker

Digitized by Google

gebrungen fühlen, ihr Interesse zu vertheidigen. Warum sollte übrigens nicht bei den Landständen eine jede Fakultät ihren Stellvertreter haben?

„Werden sich aber bei der Absonderung der Fakultäten die Wissenschaften nicht fremd? Werden nicht zuletzt ihre Priester eine Stellung gegen einander annehmen?“ — Das physische Zusammenwohnen begründet noch weder Eintracht, noch freundlichen Verkehr. Die Erfahrung auf den Universitäten zeugt wenig für die gute Harmonie der beisammen wohnenden Fakultäten. Die zunehmende Bildung hat zwar die Vorstellungen über den Werth der Stände vielseitig berichtigt. Indessen ist doch auf den meisten Universitäten eine Fakultät von Oben mehr begünstigt, als die andere, oder es zeichnet sich auch wirklich die eine vor der andern aus. Wie viele Nahrung der Eifersucht!

Der Hauptvortheil, den das Beisammensein der vier Fakultäten für den Studierenden hat, ist die Gelegenheit, die es ihm verschafft, die seinem eigentlichen Berufsstudium verwandten Kollegien zu hören. So muß der Jurist nothwendig das Kirchenrecht studieren; auch die Kirchengeschichte wäre ihm sehr nützlich, und eine allgemeine richtige Kenntniß der Religionswissenschaft ist für ihn Bedürfniß. Dieses Bedürfniß hat auch der Mediziner. Dagegen ist es auch für den Theologen, selbst für den Juristen gut, wenn er sich mit gewissen Zweigen der Arzneiwissenschaft näher bekannt macht. Indessen läßt sich dieser Vortheil im Wesentlichen auch bei der Absonderung der Fakultäten erreichen. So kann man z. B. verlangen, daß der Theolog, bevor er die Theologie antritt, das Natur- und Völkerrecht studiert habe. Das Kirchenrecht muß in der juristischen Fakultät, wie in der theologischen, und zwar auf gleiche Art gelehrt werden. Ein Lehrer der Religionswissenschaft sollte bei jeder Fakultät angestellt sein. Die Medizinalpolizei müßte ein Fach der juridischen Fakultät, die Pastoralmedizin ein Fach der theologischen ausmachen.

Die Bildungsstufe, auf der wir jetzt stehen, macht Anspruch, daß der Staat die Kosten scheue, um jeder Berufsart eine Anstalt zur möglichst vollkommenen Ausbildung zu verschaffen. Dergleichen Militäranstalten gab es schon längst. Warum sollte der Lehrstand, der Richterstand, der Stand der Aerzte hierin länger hinter dem Wehrstand zurückstehen?

Alles bisher Gesagte soll jedoch keineswegs die Universitäten, wie sie sind, als verwerflich darstellen; es soll nicht beweisen, daß die Fakultäten nothwendig getrennt werden müssen, um nach dem Bedürfniß der Zeit zu gedeihen; es soll nur die Vorurtheile wider abgesonderte Schulen zerstreuen; es soll nur aufmerksam machen, daß eine Sonderung der Fakultäten vielleicht die wirksamste Maasregel wäre, um die Reformen, wozu der Fortschritt der sinnlichen und geistigen Kultur und der Verfall der sittlichen auffordern, in den Lehranstalten zu bewirken, indem dadurch für das Bedürfniß einer jeden Klasse besser gesorgt werden könnte.

Diese Betrachtungen können besonders für kleine Föderativstaaten wichtig werden. In der Schweiz z. B. würde es dem reichsten einzelnen Kanton schwer, eine durchaus befriedigende Universität zu errichten. Um so mehr Vollendung könnte der in verschiedenen Kantonen

Digitized by Google

zerſtreuten Anſtalten für das juridiſche, mediziniſche, theologiſche Studium gegeben werden. Auch der vaterländiſche Sinn würde dadurch gewinnen. Denn ſtärker, als alle phyſiſchen ſind die geiſtigen Bande, um Gemeinſinn zu bilden.

Viel beſprochen wurde in den neueſten Zeiten die Frage: Ob nicht eine große Reſidenzſtadt ein beſſer geeigneter Boden für eine Univerſität ſei, als eine kleine Stadt in der Provinz? — Einige verſprachen ſich von der Reſidenzſtadt heilſamen Einfluß auf Beſänftigung und Politur der Sitten, und Verſchwinden des Ordensunweſens, und der durſchiköſen Barbarei.

Dieſe Vortheile ſind aber noch ſehr zweifelhaft. Denn werden gerade die gebildeſten Geſellſchaften der Reſidenz den Studenten ſich öffnen? Werden dieſe daran Antheil nehmen können und wollen? Werden ſie nicht auch in der Reſidenz die Geſellſchaft unter ſich ſelber vorziehen? Werden ſich unter ihnen in der Reſidenz nicht eben ſo wie in den Landſtädten Klubs bilden? Wird übrigens die Beaufſichtigung und wohlwollende Leitung der Studierenden in einer großen Stadt nicht weit ſchwieriger, als in einer kleinen? Nicht zu verkennen iſt endlich der Abbruch, den der Studierfleiß und die Moralität in den zahlloſen Anläſſen der Zerſtreuung, in den Reizen zur Ueppigkeit, in den Lockmitteln verderblicher Wolluſt in großen Städten finden würden.

Weil die Freiheit, welche das akademiſche Leben der Zucht der Schulknaben und des Zwangs des Wohllebens enthebt, in Ausgelaſſenheit ausarten kann, verdient ſie noch nicht durch ängſtliche Zuchtmeiſterei verdrängt zu werden. Die letztere hat noch niemals offene und feſte, biedere und edle Karaktere gebildet. Der erſtern hingegen verdanken wir vielfältig die Entfaltung des Genies, und aller höhern und edlern Kräfte in der Seele des Jünglings, welche ſonſt erſtickt wären. Freilich iſt es ein ſehr bequemes und leichtes Geſchäft, Jünglinge zu zuchtmeiſtern, ein ſehr ſchwieriges aber, freiſinnige Jünglinge weiſe zu leiten.

Für den Studierenden ſind unſtreitig die Studierenden die angemeſſenſte, die beſte Welt. Von dieſen kann er, nächſt den Lehrern am meiſten lernen, beſonders wo ein ſchöner Wetteifer erregt iſt. Was ihn über dieſen Kreis hinaushebt, führt ihn auf Abwege, und verrückt ihm ſeinen Standpunkt. Er ſoll ſtudieren und noch nicht den Weltmann ſpielen; er ſoll erſt ein gemeinnütziger Mann zu werden trachten, aber noch nicht figuriren. Er ſoll Wahrheit ſuchen, den Schein fliehen; vor Dünkel und Anmaaßung ſoll ihn der Blick auf den Umfang und in die Tiefen der Wiſſenſchaft bewahren. Nicht geſättigt ſoll er die Schulen verlaſſen, ſondern mit einem nie zu löſchenden Durſt nach Erkenntniß, nach Weisheit, nach Ausbildung.

Zwei Mängel vermindern noch an den meiſten hohen Schulen die Fruchtbarkeit des Unterrichts. Die Studierenden werden nicht angehalten, die Kollegien in der gebührenden Stufenordnung zu hören, und ſie beſchränken ſich zu ſehr aufs Hören und Nachleſen. Die Reihenfolge der Kollegien ſollte vorgeſchrieben ſein. Es iſt nicht gleichgültig, ob der Juriſt mit dem Naturrecht, oder mit dem peinlichen Recht anfange u. ſ. w. Noch wichtiger iſt, daß der Studierende über alle Gegenſtände zu ſchriftlichen Ausarbeitungen angehalten werde. Sonſt bleibt ſein

Digitized by Google

Lernen todter Buchſtabe, Mechanismus des Gedächtniſſes. Aber er lernt nicht denken, und ſich den Lehrſtoff durch ſein Nachdenken aneignen. Die Beſchäftigung mit ſchriftlichen Ausarbeitungen iſt zugleich das einzig unfehlbare Schutzmittel gegen den akademiſchen Müſſiggang, der an böſen Folgen ſo fruchtbar iſt.

Mannigfaltiges.

Aus England.

Lord Byron, der neueſte engliſche Dichter.

— Eines der neueſten Hefte der Bibliotheque universelle macht uns mit einem Dichter der Briten bekannt, deſſen Name bisher auf dem feſten Lande wenig oder gar nicht erſcholl, während er in England zu den gefeiertſten gehört. Die Erſcheinung dieſes neuen Sängers, der allerdings einen hohen Grad von Selbſtthümlichkeit hat, und der Beifall, welchen er bei ſeinen Landsleuten findet, gehören zu den bedeutſamen Zeichen und Bezeichnungen unſerer Zeit. Es waltet über die Dichter unſerer Tage ein eigner Genius. Man erinnere ſich, welche glänzende Aufnahme Chateaubriands ſchwermüthig-frömmelndes Gemälde Atala in Frankreich fand, bei einem Volke, welches ſich ſonſt nur im frivolen Scherz und Witz am behaglichſten fühlte. Dann, wie in Deutſchland die romantiſche Seuche der poetiſchen Poeſie eingriff, und die verſtandloſeſten Klingelgedichte, kartheuſerliche Bußlieder, Legenden, Heiligenvergötterungen und den andächtelnden Geiſt der abgeſchiedenen Klöſter zur Mode des Tages machten. In England waren die düſtern Lebensanſichten bei den Dichtern längſt heimiſch, und wer nach Youngs Nachtgedanken oder Miß Anna Radcliffs ſchwarzen Bildern in dieſer Art noch etwas Auffallendes leiſten wollte, mußte kein gewöhnliches Talent haben.

Mit einem ſolchen glänzt nun in der That Lord Byron. Seine Muſe iſt der trübſte Spleen, der je einen engliſchen Dichter begeiſterte. Seine erſten Verſuche, welche er ſchon als Jüngling ausſtellte, wurden ſehr kalt empfangen und bitterlich gegeiſſelt. Er rächte ſich durch Satyren, verließ die Inſel und that Reiſen durch Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach einer Abweſenheit von mehrern Jahren, kam er 1812 zurück, und machte ſeine erſten zwei Geſänge von Childe Harolds Wallfahrt (Childe Harolds Pilgrimage) bekannt. Sie brachten auſſerordentliche Wirkung hervor. Denn der Held, in welchem jedermann ſogleich den Dichter ſelbſt erkannte, ſtellte eine ſo tiefe Gleichgiltigkeit und Verachtung alles deſſen zur Schau, was den übrigen Sterblichen ſonſt Gegenſtand der Ehrfurcht und Begierde zu ſein pflegt, daß dem allgemeinen Urtheil der Zeitgenoſſen der feierlichſte Hohn geboten ward. Und eben darum gefiel vermuthlich das Gedicht deſto mehr. Denn was Selbſtſtändigkeit und Stärke

Digitized by Google

des Gemüths verräth, und mit allem Zauber der Genialität sich geltend zu machen weiß, überwältigt und blendet den großen Haufen leicht.

Die Selbstthümlichkeit und hohe Kraft, und das Feuer des jungen Dichters erwarben ihm einen eben so rauschenden Beifall, als er vormals Tadel erfahren hatte. Ja, selbst diejenigen, welche die, alle Sitte, Zucht und Ordnung zerstörenden Grundsätze des Pilgers verabscheuten, konnten sich der Bewunderung so seltner Dichtergaben nicht erwehren. Lord Byron genoß eines Triumphes, wie ihn wenige erlebt haben, indem er den Ruhm des größten Dichters seiner Zeit, nach welchem andere lebenslang umsonst streben, schnell errang, und zwar bei eben den Zeitgenossen, deren übliche Begriffe und Gesinnungen er mit stolzer Verwegenheit mißhandelte.

Nach der Erscheinung des ersten und zweiten Gesangs vom Childe Harold, gab Byron kurz nacheinander den Giaour, das Weib von Abydos, den Seeräuber, Lara, die Belagerung von Korinth, Parisina und mehre andere, kleinere Stücke heraus. Der dritte Gesang vom Childe Harold hat jetzt die Presse verlassen; eben so der Gefangene von Chillon.

Die Eigenthümlichkeit von allen diesen Werken ist eine düstere Erhabenheit, eine beinah an Wahnsinn gehende Begeisterung. Der Dichter sucht am liebsten die Oerter und Begebenheiten des Entsetzens; schildert am liebsten die Ausbrüche der Verzweiflung, oder die Unruhen einer von wüthenden Leidenschaften zerrissenen, von schwarzen Erinnerungen gefolterten, immer aber von der eisernen Faust des Schicksals fortgezogenen Seele. Der Held in allen jenen verschiedenen Werken ist, seiner Gemüthsart nach, immer einer und derselbe; er hat allezeit mehr rohe, als edle Kühnheit; wilde, brennende Einbildungskraft; feindseligen Stolz gegen das Menschengeschlecht; Undank und Auflehnung gegen Schicksal und Natur; Gleichgültigkeit gegen das Leben, gegen die gesellschaftliche Verhältnisse, gegen angenommenen Glauben, gegen das, was blos gut ist. Er vergöttert die Wohllüste, welche der Uebersättigung zu folgen pflegen, und denen weder Reue noch Besserung nachschreiten. Mit einem Wort, er würde dem Fürsten der Finsterniß in Miltons verlornen Paradiese auf ein Haar gleich sehen, wenn er nicht zuweilen doch eine Art edler Schwachheit, eine gewisse kindliche Güte blicken ließe, die noch an sein Menschenthum mahnte. Um so verderblicher muß ein Dichter, wie Byron wirken.

Freilich, die Helden eines Gedichts oder Drama's müssen, um zu gefallen, nicht geradezu Tugendhelden und Grandisons sein. Seit dem Achilles Homers bis zum Seeräuber Byrons haben, unsrer Vernunft zum Trotz, Seelenstärke in Noth und Tod und die Schmerzen menschlicher Größe die Gemüther gerührt, auch wenn das sittliche Gefühl erröthete. Wie gefiel den Deutschen nicht Schillers Karl Moor? Aber vor Byron hat noch kein anderer Dichter in solchem Grade und so ausschließlich alles Interesse auf Wesen dieser Art zusammengedrängt. Seine moralische Gestalten sind wahre Hippogryfen und Centauren, für jeden besonnenen

Digitized by Google

Menſchenverſtand offenbare Unmöglichkeiten, von denen man nicht ſagen kann, ob ſie abſcheulicher, oder bewundernswürdiger ſind?

In Byrons Gedichten iſt die Geſchichte oder Fabel eigentlich nur als Nebenſache behandelt. Steht der Held nicht ſelber auf der Bühne, führt der Verfaſſer das Wort und predigt mit allem Zauber, den die Muſen verleihen können, ſeinen ſtolzen, düſtern Menſchen- und Lebenshaß. Die Wirkung iſt um ſo ſtärker, da die üppigſten Bilder bei ihm neben den ſchaurigſten Auftritten Gegenſätze bilden; da die Stimme einer heißen Leidenſchaft die ſtummſten Saiten des Herzens zum Tönen zwingt; da bei ihm die zarten Züge kindlicher Empfindſamkeit ſich mit der kalten Frechheit paaren, und in den Feenſchlöſſern der Einbildungskraft jede ruhige Ueberlegung verſchwindet.

Der Dichter, wie er iſt, warum er ſo und nicht anders iſt und ſein will, ſchildert ſich zum Theil im Anfang vom dritten Geſang des Childe Harold ſelber, ohngefähr in folgenden Worten: *) „Noch einmal hinaus auf die Wogen! noch einmal! Die Woge trägt mich, wie ein Roß, das ſeinen Herrn kennt. Willkommen, brüllende Wellen! Entführt mich im Sturm, gleichviel wohin? Mögen die Maſten zerknicken, wie Schilfrohr, und die Segel reiſſend zerflattern — ich folge dem Schickſal. Denn ich bin der Halm, welchen das ſchäumende Meer von der Klippe reißt, um das Spiel der Stürme zu ſein.“

*) „Once more upon the waters! yet once more!
And the waves bound beneath me as a steed
That knows his rider. Welcome to their roar!
Swift be their guidance, wheresoe'er it lead!
Though the strain'd mast should quiver as a reed,
And the rent canvas fluttering strew the gale,
Still must I on; for I am as a weed
Flung from the rock, on Ocean foam, to sail
Where'er the surge may sweep, the tempest's breath prevail.
„In my youth's summer, I did sing of one,
The wandering outlaw of his own dark mind.
Again I seize the theme then but begun,
And bear it with me, as the rushing wind
Bears the clould onwards. In that tale I find
The furrows of long thought, and dried up tears,
Which, ebbing, leave a sterile track behind,
O'er which all heavily the journeying years
Plod the last sands of life, where not a flower appears.
„Since my young days of passion, joy or pain,
Perchance my heart and harp have lost a string,
And both may jar. It may be that in vain
I would essay as I have sung to sing.
Yet, though a dreary strain, to this I cling:
So that it wean me from the weary dream
Of selfish grief or gladness, so it flig

„In der Sommerglut meiner Jugend sang ich den irren Lauf eines vor sich selbst Fliehenden; eines Gelichteten, den sein finsterer Gedanke verfolgte. Heut erneur' ichs. Ich trag' es in mir, wie der Sturm die Welle trägt. Da sind' ich der Erinnerungen tiefe Furchen, und der Thränen, deren Quelle versiegt ist, aber die Welt wie eine todte Sandflur ließen, wo keine Blume keimt und das Leben sich träg und gewaltsam hinschleppt."

„Herz und Harfe, sie haben vielleicht seit den Stunden jugendlicher Leidenschaft, seit den Stunden der Wollust und Qualen, den Wohlklang verloren. Ich möchte singen, wie einst; umsonst! — gleichviel. Verfolgen will ich mein trauriges Bild; genug, wenn es von mir das ermüdende Brüten über Schmerzen und Freuden nimmt, mich in Nebel der Vergessenheit hüllt. Darin werd' ich neue Reize finden; vielleicht nur allein ich!"

„Auf, auf! Ich soll weiter denken. Zu lange hab ich mich schon mit düstern Gefühlen gequält. Aber die ewigen Gährungen schufen in meinem Gehirn einen Flammenwirbel, einen Pfuhl gespenstischer Bilder. Im Frühling meiner Kraft verlernt' ich das Herz zu zügeln, und so vergifter' ich mir des Lebens Quellen. — Genug von mir selber; es ist geschehen! Des Schweigens Siegel ruhe auf den trüben Verzauberungen! So erscheine dann Harold wieder, der lang Abwesende."

Nachdem er die Gefühle seines Helden und dessen Sinn groß und stark entfaltet hat, führt ihn der Dichter in jene berühmten Felder, wo Europens Schicksale unlängst entschieden wurden:

*) „Waterloo's Ebne, Stolz der Schlachtgefilde! Der Adler, welcher jüngst noch über dir schwebte und mit blutiger Kralle dich schlug; er stürzte unter dem Geschoß verbündeter Völker.

Forgetfulness around me, it shall seem
To me, though to none else, a not ungrateful theme.
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . ,
„Yet I must think less wildly. I have thought
Too long and darkly, till my brain became,
In its own eddy boiling and o'er wrought,
A whirling gulf of phantasy and flame,
And thus, untaught in youth my heart to tame,
My springs of life were poisoned. . . . . "
„Something too much of this. . . . but now 'tis past,
And the spell closes with its silent seal.
Long absent Harold reappears at last."

*) „In, pride of place, where late the Eagle flew
Then tore with bloody talon the rent plain,
Pierced by the shaft of banded nations through?
Fit retribution! Gaul may champ the bit,
And foam in fetters; but is earth more free?
Did nations combat to make one submit?

Digitized by Google

Vergeltung wars! Gallien magt am Gebiß und ſchüttelt ſeine Ketten. — Iſt die Welt nun gefreit? Vereinten ſich ſo viele Völker, einen einzigen Mann zu beſiegen, oder die Könige zu lehren, wie Herrſchaft ſein ſolle? Wie, ſtellt das Jahrhundert des Lichts nur den Abgott des Sclaventhums wieder her? Sollen wir, nachdem der Löwe erſchlagen liegt, dem Wolf huldigen? Iſts ſo, ſo rühmen wir uns länger nicht des Falles eines Despoten!"

Hier noch eine Stelle des Gedichts, Napoleon angehend:

*) „Er ſtürzte, er, weder der Sterblichen Gröſſeſter noch Schlechteſter. Aus feindſeligen Stoffen zuſammengekaut, ſeine Feſtigkeit bald den verwegenſten Entwürfen, bald den winzigſten Dingen weihend, ſchweift' er aus überall. Hätteſt du Mäſſigung gekannt, du hätteſt den Thron noch, oder nie gehabt. Denn Vermeſſenheit hat dich erdödt und geſtürzt. Bühnenblitz! noch einmal wollteſt du Europa erſchrecken und kaiſerlich ſtrahlen."

What! ſhall reviving thraldom again be
The patched-up idol of enlighten'd days?
Shall we, who ſtruck the Lion down, ſhall we
Pay the Wolf homage?
If not, o'er one fallen despot boast no more!"

*) „There ſunk the greateſt nor the worſt of men;
Whoſe ſpirit antithetically mixt,
One moment the mightieſt, and again
On little objets with like firmness fixt,
Extreme in all things! hadſt thou been betwixt,
Thy throne had ſtill been thine, or never been;
For daring made thy riſe as fall: thou ſeek'ſt
Even now to re-aſſume the imperial mien
And ſhake again the world, the Thunderer of the ſcene!
„Conqueror and captive of the earth art thou!
She trembles at thee ſtill, and thy wild name
Was never more bruited in men's minds than now
That thou art nothing, ſave the jeſt of Fame,
Who wooed thee once, thy vaſſal, and became
The flatterer of thy fierceneſs, till thou wert
A god unto thyſelf; nor leſs the ſame
To the aſtounded kingdoms all inert,
Whe deem'd thee for a time whate 'er thou didſt aſſert."
„Oh, more or leſs than man — in high or low!
Battling with nations, flying from the field;
An empire thou couldſt crush, command, rebuild,
But govern not thy pettieſt paſſion, nor,
However deeply in men's ſpirits ſkill'd,
Look through thine own, nor curb the luſt of war,
Nor learn that tempted Fate will leave the loftieſt ſtar.
„Yet well thy ſoul hath brook'd the turning tide
With that untaught innate philoſophy,

Digitized by Google

„Du biſt der Eroberer, die Welt eine Gefangene. Sie zittert noch beim Gedanken an dich, und dein ſchrecklicher Name erklang unter den Sterblichen nie häufiger, als ſeit du nichts mehr biſt, denn ein Spielball des Ruhms, der dich einſt knechtiſch ſchmeichelte, deinen Gewaltdurſt ſtillte, daß du wähnteſt ein Gott zu ſein; ein Wahn, der die Reiche der Welt mit Betäubung ſchlug. Sie glaubte einen Augenblick, was zu ſein du behaupteteſt.“

Which, be it wisdom, coldness, or deep pride,
Is gall and wormwood to an enemy,
When the whole host of hatred stood hard by,
To watch and mock thee shrinking, thou hast smiled
With a sedate and all enduring eye;
When Fortune fled her spoil'd and favorite child
He stood unbowed beneath the ills upon him piled.“
„Sager than in thy fortunes; for in them
Ambition steel'd thee on too far to show
That just habitual scorn which could contemn
Men and their thoughts. T'was wise to feel, not so
To wear it ever on thy lip and brow,
And spurn the instruments thou wert to use
Till they were turn'd unto thine over throw:
Tis but a worthless world to win or lose!
So hath it proved to thee, and all such lot who choose.“
„But quiet to quick bosoms is a hell,
And there hath been thy bane; there is a fire
And motion of the soul which will not dwell
In its own narrow being, but aspire
Beyond the fitting medium of desire;
And, but once kindled, quenchless evermore,
Preys upon high adventure, nor can tire
Of aught but rest; a fever at the core,
Fatal to him who bears, to all who ever bore.“
„This makes the madmen who have mad men mad
By their contagion; Conquerors and kings,
Founders of sects and systems, to whom add
Sophists, bards, statesmen, all unquiet things
Which stir too strongly the soul's secret springs,
And are themselves the fools tho those they fool;
Envied, yet how unenviable! What stings
Are theirs! One breast laid open were a school
Which would unteach mankind the lust to shine or rule.“
„Their breath is agitation, and their life
A storm whereon they ride, to sink at last;
And yet so nurs'd and bigotted to strife,
That should their days, surviving perils past,
Melt to calm twilight, they feel overcast
With sorrow and supineness, and so die;

Digitized by Google

„O du, mehr oder weniger, als ein Menſch, hoch und niederträchtig, der einer Welt widerſtand und vom Schlachtfeld lief. Reiche vernichten, ſchaffen und beherrſchen konnteſt du, aber nicht die kleinſte deiner Leidenſchaften. Tief konnteſt du die Menſchen alleſammt, dich ſelber nur nicht. Alles, deine Schlachtenluſt nur nicht, konnteſt du zähmen, nicht glauben, daß das zu oft verſuchte Geſchick endlich das glücklichſte Geſtirn vernichtet.“

„Deine Seele trug immerdar Unfälle mit jener angebornen Weisheit, die ſich nicht kehren läßt. Weisheit, Unempfindlichkeit, oder Stolz, es iſt dem Feinde Galle und Gift. Als die Phalangen des Haſſes dich umringten, ſich deines Falles zu freun, deines Unglücks zu ſpotten: da lächelteſt du, ſchienſt ruhig und ſtark. Als Fortuna ihren Liebling verſtieß, beugte ihn die Zentnerlaſt der Schmach nicht. Da warſt du weiſer, als in den Stunden der Gunſt. Damals offenbarte dein Hochmuth ohne Scheu eine gerechte zur Gewohnheit gewordene Verachtung der Menſchen und ihrer Meinung. Empfinden konnteſt du ſie, aber ſie nicht auf Lippen und Stirn zur Schau bieten. Verächtlich waren dir ſelbſt die Werkzeuge, deren du bedurfteſt, und damit haß du ſie gegen dich gekehrt. Nein, weder die Eroberung noch der Verluſt der Welt iſt eines unruhigen Augenblicks werth. Du haſts bewährt, wie jeder der deine Bahn vor dir ging.“

„Doch Ruhe iſt heißen Gemüthern Hölle. Das ward deines Lebens Gift. Es giebt eine Flamme, ein Streben des Innern, es läßt ſich in die engen Marken des Daſeins und vernünftiger Ueberlegung nicht einbannen. Die Lohe in Gkut, löſcht ſie nicht. Sie ſteigt dem Höchſten nach und kennt keine Raſt. Es iſt ein Fieber der Seele, ein gräßliches, wen es befällt. Es verwirrt die Vernunft derer, die durch ihre Macht die Vernunft der Völker betäuben. Könige und Eroberer, Gründer neuer Kirchen und Lehrgebäude, Sophiſten, Dichter, Staatskünſtler, unruhige Weſen alle, die ihr eurer Seele geheime Federn zu heftig bewegt, ihr ſelber ſeid die Opfer der Täuſchungen, die ihr erreget! — Man beneidet ſie; wie unbillig! Ach, welches folternden Schmerzes Raub ſind ſie! Ein Blick in das offne Herz dieſer Elenden würde auf ewig alle Luſt an Glanz und Herrſchaft verbittern. Ihr Leben iſt ein Steuerwirbel, der ſie emporreißt, bis ſie wieder niederfallen. Und doch ſind ſie von der Gewohnheit mit Hinderniſſen zu kämpfen ſo bezaubert, daß ſie, den Gefahren endlich entronnen und zur Ruhe gekommen,

---

Even as a flame unfed, which runs to waste
With its own flickering, or a sword laid by
Which eat into itself, and rusts ingloriously. . . . .
. . . . . .
„He who ascends to mountain-tops, shall find
The loftiest peaks most wrapt in clouds an snow;
He who supasses or subdues mankind,
Must look down on the hate of those below.
Though high above the sun of glory glow,
Round him are icy rocks, and loudly blow
Contending tempests on his naked head,
And thus reward the toils which to those summits lead.“

Digitized by Google

da in quälender Muße lechzen und vergehen. Die Flamme iſt ohne Nahrung; ſie ſteigt noch ſchwach zuckend auf und erliſcht. So verzehrt ſich in der Ruhe das ſcharfe Schwerd ſelber, und roſtet ohne Ruhm ab."

„Die Gipfel der höchſten Gebirge ſind von Nebeln umlagert. Wer emporſteigt über die Sterblichen, ſoll lernen von oben herab auf ſeine Feinde ſchauen. Die Sonne des Ruhms umſtrahlt ihn; Erd' und Meer liegen tief unter ſeinen Ferſen. Aber kalte Gletſcher umringen ihn droben, und die wildeſten Wetter brauſen um ſeinen Scheitel. Das iſt der Gewinn ſeiner Mühen, wenn er die Höhen erklimmt hat."

Nachdem Harold die Ufer des Rheins bewandert hat, erblickt er die Gebirge der Schweiz:

*) „Ueber mir ſchweben die Alpen, die Paläſte der Natur, deren ungeheure Mauern weiſsſchimmernd in die Wolken ſteigen. In dieſen Hallen, auf ſtarren Höhen, thront das Ewige, wo ſich die Lawine ballt und herabſtürzt, der Donner des Schnees. Was die Seele erweitert oder ſchreckt, umſchwebt dieſe Gipfel. Die Erde dringt in den Himmel, indem ſie das Eitle in der Tiefe zurückläßt.

Am Lemaner See begegnet ihm ein nächtliches Gewitter: **) „Der Himmel iſt verwandelt! und welch eine Verwandlung! O Nacht, Sturm und Finſterniß, wie ſeid ihr ſo wunderſam

*) „Above me are the Alps,
The palaces of nature, whose vast walls
Have pinnacled in clouds their snowy scalps,
And throned Eternity in icy halls
Of cold sublimity, where forms and falls
The avalanche, the thunderbolt of snow!
All that expands the spirit, yet appa'lls.
Gather around these summits, as to show
How Earth may pierce to Heaven, yet leave vain man below."

**) „The sky is changed! and such a change! Oh night,
And storm, and darkness, ye are wondrous strong!
Yet lovely in your strength, as is the light
Of a dark eye in woman! Far along,
Leaps the live thunder! Not from one lone cloud.
But every mountain now hath found a tongue,
And Jura answers, through her misty shroud,
Back to the joyous Alps, who call to her aloud!"
„And this is in the night: — Most glorious night!
Thou wert not sent for slumber! let me be
A sharer in thy fierce and far delight,
A portion of the tempest and of thee!
How the lit lake shines, a phosphoric sea!
And the big rain comes dancing on the earth!
And now again 'tis black, — and now the glee
Of the loud hills shakes with its mountain-mirth."

Digitized by Google

mächtig, und doch bezaubernd wie die Blitze der ſchwarzen Augen eines ſchönen Weibes. Von Gipfel zu Gipfeln, von Felſen zu Felſen wälzt ſich Donner und brüllt. Ihn trägt nicht die einzige Wolke. Alle Gebirge reden zu gleicher Zeit, und der Jura miſcht ſeine Stimme in den ſchauerlichen Jubel der Alpen, indem er den düſtern Nebelſchleier lüpft, der ihn umhüllt. Herrliche Nacht, nicht für den Schlummer geſandt, laß mich deine ſchreckliche Wonne ſchmecken, ganz mich auflöſen in dich, in deinen Sturm! Der flammende See iſt ein Phosphor-Meer. Der dichte Regen ſtürzt und bringt die Dunkelheit wieder, und die Stimme der ſchallenden Gebirge und Wiederhalle erſchuttert von neuem die Welt."

Wir zweifeln nicht, Lord Byron werde auch in Deutſchland bald Ueberſetzer finden, und Nachäffer. Denn was äffte der Deutſche nicht nach? Aber nur er wird in ſeiner Art einzig glänzen, und alles übrige Nachäfferei bleiben. Und gut iſts, daß Byron einzig bleibe, als pſychologiſche Merkwürdigkeit. Seine Geſänge ſind eben ſo viel Wehgeſchrei eines in ſich zerſtörten, verzweifelnden Weſens, voller Erhabenheit und doch ohne Erhebung.

Aus Frankreich.

Der alte Zitronenbaum le grand Bourbon. — Neue Erklärung von der Urſache des tiefern Standes des Mittelmeers zum rothen Meer. — Engelmanns Lithographie in Paris.

— In ſeiner Naturgeſchichte des Zitronenbaums (Traité du Citronnier Paris 1816) worin Hr. Steyban Michel ſechszehn verſchiedene Arten dieſes Baums beſchreibt, erwähnt er auch der bekannten und durch neue Verſuche wieder beſtätigten Erfahrung, dieſe herrliche Holzpflanze durch Blätter zu vermehren, indem man ein Blatt mit ſeiner Baſis in die Erde ſetzt. Das Blatt treibt Wurzeln und es wird am Ende wieder ein Baum daraus. Minder bekannt iſt die Geſchichte eines alten Zitronenbaums, genannt der große Bourbon. Dieſer hat in der Kiſte ſtehend eine Höhe von zweiundzwanzig Schuh; der Stamm einen Umfang von fünftehalb Schuh; die Krone einen Umfang von fünfundvierzig Schuh. Er ſtammt von Pamplona her, wo er in den Gärten einer Königin von Navarra im Jahr 1421 aus einem Kern entſproſſen war. Nachmals gehörte er dem Connetable von Bourbon, daher er ſeinen Namen hat. Nach dem Tode des Connetable, unter der Herrſchaft König Franz I. wurde dieſer Zitronenbaum im Jahr 1522 von Moulins ins Schloß Fontainebleau verſetzt. Ludwig XIV. ließ ihn im Jahr 1684 nach Verſailles bringen, wo er ſich noch gegenwärtig befindet. Der Baum hat nun ein Alter von dreihundert ſechsundneunzig Jahren und trägt, laut Zeugniß des königlichen Obergärtners der Orangerie zu Verſailles, Lemoine, noch fort und fort Blumen und Früchte.

— In einer, voriges Jahr zu Paris erſchienenen reichhaltigen Reiſebeſchreibung durch einen Theil Kleinaſiens (Itinéraire d'une partie peu connue de l'asie mineure) giebt der Verfaſſer auch eine ganz neue Erklärung über den tiefern Stand vom Spiegel des Mittelmeers im Verhältniß zum rothen und atlantiſchen Meer.

Digitized by Google

Der Unterſchied vom Stand der Oberfläche beider Meere war ſchon den Alten nicht fremd, und laut der Ueberlieferung, ſchon zu Seſoſtris Zeiten bemerkt. Man ſollte allerdings auch wohl glauben, daß die Egypter deſſelben beim erſten Verſuch gewahr werden mußten, als ſie das Mittelmeer mit dem rothen durch einen Kunſtgraben verbinden wollten. Das wirkliche Vorhandenſein dieſes Unterſchiedes, in neuern Zeiten zwar mehrmals bezweifelt, iſt endlich durch die von den Franzoſen unternommene Nivellirung der Landenge von Suez in ihrer ganzen Breite außer allen Zweifel geſetzt.

Der uns dem Namen nach unbekannte Reiſende ſchreibt dieſes merkwürdige Verhältniß gänzlich einer fortwährenden Abnahme der Gewäſſer im öſtlichen Becken des Mittelmeers zu. Außer dem Nil, dem Orontes und einigen kleinern Gewäſſern, die vom Taurus und Libanon herabfallen, empfängt das öſtliche Mittelmeerbecken keine Flüſſe. Der Nil wächſt in der wärmern Jahreszeit, wann die Verdünſtung am ſtärkſten iſt, und kehrt in ſeine Ufer zurück, im Winter, wenn ſie geringer iſt. Die Menge des Waſſers, welches der Nil dem Meere giebt, iſt gegen die Ausdehnung des Meers gehalten, faſt nichts. Es verliert das öſtliche Mittelmeer durch das beſtändige Verdünſten weit mehr von ſeinem Waſſer, als der Nil und die übrigen kleinen Strömen zuführen; und ohne die Verbindung mit dem weſtlichen Theil des Mittelmeers und mit dem ſchwarzen Meere würde der Waſſerſtand im öſtlichen Theil fortſchreitend niedriger werden. Aber auch das Zuſtrömen des Waſſers von den andern Meeren iſt langſamer, als die Verdünſtung geſchieht. Dies ſucht der Verfaſſer auf eine ſcharfſinnige Weiſe durch mathematiſche Berechnungen darzuthun.

Wenn man ihm aber auch das Alles zugiebt, bleibt ihm doch noch das Räthſel zu löſen, warum denn der Spiegel des rothen Meeres höher ſteht, welches in einer Ausdehnung von fünfhundert Stunden zwiſchen dürren Ufern, unter brennendem Himmel keinen Zufluß hat, als von einigen, oft ausgetrockneten kleinen Strömen, und mit dem Weltmeer keine andere Verbindung hat, als durch die Meerenge von Babelmandel.

— Hr. Engelmann von Mühlhauſen hat die Kunſt des Steindrucks zu Paris bedeutend vervollkommnet. Bekanntlich iſt die Welt dieſe Erfindung dem Hrn. Aloys Sennefelder zu München ſchuldig, der für ſeine Arbeiten im Jahr 1800 vom König von Baiern ein Privilegium auf dreizehn Jahre empfing. Inzwiſchen ward die neue Kunſt immer weiter geführt. In Frankreich wars der Graf von Laſteyrie, welcher zuerſt in Paris eine Steindruckerei anlegte, und deswegen mehrere Reiſen nach München gethan hatte. Hr. Engelmann aber in Mühlhauſen hatte eine ähnliche Werkſtatt, und brachte es hier zu einer bisher unbekannten Vollkommenheit. Er erfand neue Werkzeuge und Zuſammenſetzungen der Dinten, und die einfachſten Mittel, die Zeichnungen auch nach ſchon gemachtem Gebrauch, auf dem Stein zu verbeſſern, ſchwache Parthien zu verſtärken, und allzuſchwarze lichter zu machen. Die königliche Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat Engelmanns Verbeſſerungen der Steindruckerei durch eine beſondere Abordnung aufs ſorgfältigſte prüfen laſſen und nun der Aufmerkſamkeit der Regierung empfohlen. Die Arbeiten, welche Ref. aus der engelmannſchen Werkſtätte bisher ſah, ſind allerdings trefflich, ohne jedoch noch die Reinheit, Zartheit und Beſtimmtheit eines Kupferſtichs erreicht zu haben; oft rauh und ſchwankend in den hellen Theilen, oder ſchmierig und verwiſcht in den Kreuzſtrichen der tiefſten Schattenparthien.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes August-Heft 1817.

Bei H. Laupp, Buchhändler in Tübingen, ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Aeschylos, die Perser und Sieben vor Theb, zwei Trauerspiele. In der Versart der Urschrift übersetzt von Conz. 8. 1 rthl. oder 1 fl. 45 kr.

Cäcilia, ein wöchentliches Familienblatt für Christensinn und Christenfreuden herausgegeben von Dr. J. F. Bahnmaier. gr. 8. Der Jahrgang 2 rthl. 8 gr. oder 4 fl.

Georgii, Dr., über die Verwaltung der Zivilrechtspflege durch die Untergerichte im Königreich Würtemberg. 8. 6 gr. oder 24 kr.

Julien, M. A., allgemeines Memorandenbuch auf das Jahr 18.. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhang versehen von J. K. Häck. 8. Hopfer de l'Orme. 1 rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Rengger, J. R., Physiologische Untersuchungen über die thierische Haushaltung der Insekten. gr. 8. 9 gr. oder 36 kr.

Schreiber, A., poetische Werke, erster Band, auch unter dem Titel: Gedichte, mit einem Titelkupfer. 8. 2 rthl. oder 3 fl. 36 kr.

— — Allemannische Lieder und Sagen, achter Band, mit einem Kupfer. 9 gr. oder 36 kr.
(Aus dessen poetischem Werke besonders abgedruckt.)

Teutsche Alterthümer der Mythologie und Sprache, oder mythologisch-etymologischer Commentar zu Tacitus Schrift de situ moribus et populis Germaniae. Von M. J. Ammon und W. Bäumlein. gr. 8. Hopfer de l'Orme. 8. oder 30 kr.

Fortgesetzte Anzeige der neuesten Erscheinungen in der deutschen Literatur, welche für beigesetzte Preise bei mir zu haben sind.

H. R. Sauerländer.

Adelung, J. C. Mithridates oder allgemeine Sprachkunde. Mit wichtigen Beiträgen zweier großen Sprachforscher, fortgesetzt von Johann Severin Vater. 3r Theil. gr. 8. Berlin 6 fl.

Anleitung zur Kenntniß der Edelsteine und Perlen, als Handbuch für Juweliere und Steinschneider. Mit einem Kupfer. 8. Halle 2 fl.

Anweisung, kurze, zur Wappenkenntniß für angehende Heraldiker und solche Liebhaber, welche adeliche Siegelabdrücke oder dergleichen Kupferstiche sammeln. 8. Halle 40 kr.

Augusti, J. C. W., Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. Erster Bd. Auch betitelt: Die Feste der alten Christen. Erster Band, gr. 8. Leipzig 3 fl.

Beccaria, March., Abhandlung über Verbrechen und Strafen. Von neuem aus dem Italiänischen übersetzt von J. A. Bergk. Neue Ausgabe. Zwei Theile. gr. 8. Leipzig 4 fl.

Begebenheiten eines schönen Offiziers, der wie Alcibiades lebte und wie Cato starb. 8. Berlin 2 fl. 40 kr.

Berger, J. C. von, allgemeine Grundzüge zur Wissenschaft. Erster Th. gr. 8. Altona. 2 fl. 30 kr.

Biberstein, C. v., über die Verwandtschaft der militärischen Wissenschaften. Jedermann verständlich. 8. Breslau 2 fl.

Biographie meiner Jugend oder der durch den Komet von 1769 in einen Professor verwandelten Webermeister. 8. Frankfurt und Leipzig 1 fl. 40 kr.

Blumenwith, F., Kulturgeschichte des wallachischen Rockens. gr. 4. Brünn. 40 kr.

Digitized by Google

Bolzano, B., die drei Probleme der Rectifikation, der Complanation und der Cubirung. gr. 8. Leipzig 1 fl.

— — Rein analytischer Beweis, daß zwischen je zwei Werthen, die ein entgegengesetztes Resultat gewähren, wenigstens eine reelle Wurzel der Gleichung liege. gr. 8. Prag 30 kr.

Bouterweck, F., Geschichte der Künste und Wissenschaften. Zehnter Band. dritte Abtheil. Geschichte der schönen Wissenschaften.

Auch mit dem Titel:

— — Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zehnter Band, gr. 8. Göttingen 3 fl. 20 kr.

Brandes, H. W., Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper. Erster Theil. Mit fünf Kupfertafeln. gr. 8. Leipzig 3 fl.

Breiter, C. A. Hortus Breiterianus oder Verzeichniß aller derjenigen Gewächse, welche im Breiterischen botanischen Garten zu Leipzig gezogen und unterhalten werden, nebst einem Theil der in Deutschland einheimischen Pflanzen nach ihrem systematischen Namen und Synonymen. Mit einem Kupfer. gr. 8. Leipzig 8 fl.

Chladni, E. F. F., neue Beiträge zur Akustik, nebst zehn steingedruckten Tafeln. gr. 8. Leipzig 5 fl. 20 kr.

Clausnitzer, E. Gottesdienst, Kirchenverfassung und Geistlichkeit der bischöflich-englischen Kirche und Volksthümlichkeit der Erziehung in England. 8. Berlin 50 kr.

Döbereiner's, J. W., neueste stöchiometrische Untersuchungen und chemische Entdeckungen. Erstes Heft. Auch mit dem Titel: Beiträge zur chemischen Proportions-Lehre. Erstes Heft. gr. 8. Jena 50 kr.

Donndorf, J. A., Geschichte der Erfindungen in allen Theilen der Wissenschaften und Künste von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. In alphabetischer Ordnung. Vier Bände gr. 8. Quedlinburg und Leipzig 16 fl.

Drais, C. W. F. L. von, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich. Zwei Bände. gr. 8. Karlsruhe 7 fl. 30 kr.

Duncan, A., Beobachtungen über die unterscheidenden Symtome der drei Hauptgattungen der Lungenschwindsucht nebst ihrer Behandlung. Aus dem Englischen übersetzt von J. L. Choulant. 8. Leipzig 1 fl.

Eikemeyer, R., Abhandlungen über Gegenstände der Staats- und Kriegswissenschaft. Zweiter Theil. Mit Kupfern. gr. 8. Frankfurt a. M. 12 fl.

Eschenburg, J. J., Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. Vierte abgeänderte u. vermehrte Ausgabe. gr. 8. Berlin 2 fl. 30 kr.

Fabricius, Spiegel eines wahrhaft christlichen Kirchenaufsehers oder Bischofs und Christenlehrers. gr. 8. Stuttgardt 2 fl. 24 kr.

Feierstunden zur Veredlung des Geistes und Herzens und Beförderung eines frohen Lebensgenusses. Erster Band. 1s 2s Quartal. 8. Hamburg. 2 fl. 40 kr.

Feldzug, der von Portugall in den Jahren 1811 und 1812 in historischer und medizinischer Hinsicht. gr. 8. Stuttgardt 1 fl. 12 kr.

Genersich, J., Weltgeschichte für gebildete Frauenzimmer mit vorzüglicher Rücksicht auf Völkersitten und auf berühmte Frauen aller Zeiten. Fünf Theile. 8. Leipzig 12 fl.

Gerson, G. H., über den Hospitalbrand nach eignen während des spanischen Befreiungskrieg und in Belgien gemachten Erfahrungen. 8. Hamburg 1 fl. 30 kr.

Geschichte des Feldzuges der englisch-hannöverisch-niederländisch-braunschweigischen Armee unter Herzog Wellington und der preußischen Armee unter dem Fürsten Blücher von Wahlstadt im Jahr 1815. Von C. v. W. gr. 8. Stuttgart 3 fl. 36 kr.

Harleß, C. F., Handbuch der ärztlichen Klinik. Erster Band. gr. 8. Leipzig 6 fl.

Hedenus, G., Cato. Ein Buch für junge Oekonomen und Gutsbesitzer. gr. 8. Dresden. 3 fl.

Hellersberg, K. S. E. von, kurzer Auszug aus den Jahrbüchern des baierischen Volkes. gr. 8. München 1 fl. 24 kr.

Hempel, C. F., Geschichte der Reformation für den protestantischen Bürger und Landmann mit einer Uebersicht der Geschichte der christlichen Kirche. gr. 8. Leipzig 1 fl.

Hillers Begebenheiten und Abentheuer auf seiner Reise von Erfurt nach Lissabon und der Rückkehr ins Vaterland; herausgeg. von F. Hartger. 8. Magdeburg 2 fl.

Home, E., praktische Beobachtungen über die Behandlung der Krankheiten der Vorsteherdrüse. Aus dem Englischen übersetzt von W. Sprengel. Mit vier Kupfern. gr. 8. Leipzig 3 fl.

Klaproth, M. H. und F. Wolf, Supplemente zu dem chemischen Wörterbuch. Dritter Band, N—S. Nebst einer Kupfertafel. gr. 8. Berlin 6 fl. 40 kr.

Klein, F. A., vertraute Briefe über Christenthum und Protestantismus. 8. Jena 2 fl. 40 kr.

Klüber, J. L., öffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. gr. 8. Frankfurt 5 fl. 24 kr.

Kretschmar, F., tabellarische Uebersicht der Mineralwasser Deutschlands, nach ihren wirksamsten Bestandtheilen klassifizirt. 8. Dessau 1 fl.

Kries, F., Lehrbuch der reinen Mathematik. Zweite vermehrte Auflage. Mit Holzschnitten. 8. Jena 4 fl.

Lafontaine, A., das heimliche Gericht des Schicksals, oder Rosaura. 3 Bände. 8. Halle 10 fl.

Lampadius, W. A., Handwörterbuch der Hüttenkunde in theoretischer und praktischer Hinsicht. gr. 8. Göttingen. 2 fl.

Digitized by Google

Auszüge aus E. Kämpfers ruſſiſcher Reiſebeſchreibung.

Beſchreibung eines ruſſiſchen kirchlichen Gebrauches am heil. Pfingſtfeſte, im Dorfe Moravina an der Luga, dem ruſſiſchen Grenzfluß.

Den 26. Mai, die Saturni, als Pfingſtabend, zwiſchen vier und ſechs Uhr, kamen die ruſſiſchen Bauern jenſeits der Luga am Ufer auf dem Platze des Ackers zuſammen, woſelbſt ihre Todten begraben liegen, beklagten und beſchrieen dieſelben mit einem affektirten Geheul, beſonders die Weiber, ſo ſich nebſt oder auf der Ihrigen Grab geſetzt hatten, und ohngefähr (wie ich aus eines Weibes Geheul, ſo vor andern ſich hören ließe, deutlich verſtanden) dieſe Worte hergeſungen: „O du mein lieber Bruder (Vater, Schweſter u. ſ. w.) warumb biſt du geſtorben? haſt du kein gut Haus gehabt? haſt du auch nicht gnug zu eſſen gehabt?“ und was der Fragen mehr waren. In währendem Geheul gingen ſie einer nach dem andern über die Gräber, kreuzigten ſich vor jedem, und ſtrichen zugleich mit einem Maybuſch darüber; dann gieng einer auch mit dem Rauchwerk herüber und beſchwunge ſie. In währendem actu erſchiene auch ein Hund, welcher aber mit Knütteln und Steinen in großem Eifer religirt wurde, und ließ ſich hierin ſonderlich ſehen ein langer Kerl mit einer Peitſche und Axt. Darauf brachte man in einigen Schüſſeln Eſſen und in einigen Kannen Trinken, welches man stante pede in voller Luſt und Gelächter bald klar machte, auch ein weniges ausgoß und denen Todten eine ganze Kanne ſpendirte. Dann verließ man die Grabſtätte, welche bald darauf von Schweinen wieder beſucht wurde, ſo daſelbſt eine Nachleſe anſtellten.

Beſchreibung des Schloſſes zu Wiburg. Großer Mörſer.

Vom 18. April 1683. — Vorhin war Wiburg eine ſtarke Feſtung und Vormauer adversus Muscovitarum invasiones geweſen, wird aber nunmehr nicht unterhalten, nachdem man denen Muskoviten etwas nähere Feſtungen geſetzt, als Nymſchantz. Das gedachte Schloß ſteht mitten im Waſſer, oder See; iſt feſt von Mauren, worüber der Wall liegt. In der Mitten dieſer Burg iſt noch ein ander Schloß, welches ziemlich verfallen, aber jetzt quoad cameras reparirt wird, wozu denn das ganze Land kontribuiret; es hat ſolches einen hohen achteckigen Thurm, bis oben umher mit Stücken beſetzt, die Mauer iſt zwei Klafter dick. Auf dieſer Burg reſidirt der Landesherr Baron Falkenburg, deſſen Vices nicht wie in Helſingfors der Landesſekretär,

Digitized by Google

oder wie in Abo der Landbuchhalter, sondern der Hershöfding betrate (Hershöfding ist der höchste im Gericht in einer Provinz, und Gesetzleser und Richter). Auf diesem Thurm, wenn man in dem Gange ad dextram in der Mauer hinaufgehen will, ist ein Loch in der Mauer daselbst, darinne steht ein Kessel, succice genannt Helwitse Kättila, höllischer Kessel, ist aus acht Platten zusammengelötet, und zum Kessel akkomodiret, sein Diameter war meinen Arm lang, die Tiefe den halben Arm ad dimidiam lacertam. Von diesem referirt man, daß wie der Muskovit die Stadt mit großer Kriegsmacht, von dem peninsulano suburbio aus, belagert, nec erat resistendum, hat der Landesherr alle Weiber und Unwehrhafte der Stadt heißen sich hora 1 pomerid. in die Keller; das Mannsvolk aber mit Messeren, Beilen et quibuscumque armorum generibus sich aufs Schloß und mit verstopften Ohren unter die Wall-Rundelen begeben. Nach diesem hat er sein per magiam zugerichtetes Geschöß, als diesen Kessel, lassen losgehen, wovon der Feind ganz betäubt und gleich den Todten eine halbe Stunde niederlegen müssen, worauf diese wenige Mannschaft ins Lager ausgefallen, und dieselbe Zeit also angewendet, daß der meiste Theil ermordet, die übrigen, nachdem sie erwacht, die Flucht angenommen, und sei also diese Belagerung durch Hilfe des Kessels aufgehoben.

Beschreibung der ersten Audienz der schwedischen Gesandschaft (bei welcher Kämpfer Sekretär war) am kaiserlichen Hofe zu Moskau, am 11. Juli 1683.

— — Auf dem Schloßplatze, von der große. Pforte an, wo der Schlagezeiger ist, bis an den Audienzsaal war von beiden Seiten alles mit Strelitzen besetzt; ihr Gewehr war eine Muskete, so sie präsentirten, ein halber Mond (hierdisch), welchen sie vor sich in die Erde gestoßen hatten, und einen Säbel an der Seite, ihre Kleider waren auch köstlich genug, von grauem das eine und das andere Regiment von dunkel oder stahlgrünem Tuche, so an der Brust nach russischer Art mit güldenen Schnüren einer Spann lang in die Länge herunter besetzt war. Zu Anfang waren von beiden Seiten die Reihen einfach, welche sich weiterhin verdoppelten, bis auf dem Schlosse ein ganzes Corps stund; es waren zwei Regimenter, so in zweitausend Mann bestanden (sie haben auch Regimenter von viertausend Mann), doch zählte ich nur sechszehn Fähnlein, waren größer wie die unseren, daher der Fenrich an der Seiten einen Beutel (worin er im Marschieren die Stange konnte ruhen lassen) hangen hatte, wie die Husaren in Pohlen, ich zählte drei weiße mit vier schwarzen Sternen, und um dem Fähnlein einen breiten schwarzen Strich, drei bunte, weiß schwarz und roth mit dem Bildniß des Erzengels Michael, einige andere mit biblischen Historien, einige mit einem gelben und rothen Leuen.

Also kamen wir ad ipsam curiam; allhier stiegen wir von den Pferden, und ließen unsere Degen einem Diener, stiegen einige Treppen auf, und giengen durch das mit goldenen Thüren prahlende Gebäu, dann über einen freien steinernen Gang, durch einen großen Saal, in den mit türkischen Decken belegten Audienzsaal, unter beider Zaarischer Majestäten klare Augen.

Digitized by Google

Beide Majeſtäten ſaßen, nicht zur Mitte, ſondern etwas nach der rechten Seite des Saals propter columnam mediam, jenlicher auf einem mit einigen Stufen erhobenen, und mit rothem Tuche belegten ſilbernen Biſchofsſtuhle, über jeden hing ein Bild oder Gott. Sie hatten über ihre Röcke Mäntel von geblümten gelben und weißen Silberſtücke, ſo denen Meßgewandten ähnlich; anſtatt der Szepter lange goldene Stäbe, wie ein Biſchofsſtab zu Ende umbgelegt und krumm: auf demſelben, wie auch auf dem Bruſtgurt der Mäntel ſpielten grüne und andere edle Steine.

Der Aelteſte ſaße ohne ſondere Bewegung mit niedergeſchlagenen Augen, und dieſelben mit heruntergezogener Mütze mehrentheils bedeckt; der Jüngſte mit aufgerichtetem freiem Geſichte, ließ ſeine wunderbare Schönheit durch angenehme Geberden mit dem Purpur des Geblüts, der ihn bei der Anrede ſtets unter die Augen lief, von allem Um- und Vorſtehenden dermaßen bewundern, daß wenn ſie eine Jungfer und nicht kaiſerliche Perſon vor ſich gehabt, ſie ſich alle verliebt bekannt hätten. Jener war ſiebzehn, dieſer ſechszehn Jahre alt. Jener hatte zum Hofmeiſter Rodow .. Mathwenic Trzsnof; dieſer ....., welche ſie ohne Unterlaß muſterten, daß es verdrießlich anzuſehen war. Hinter ihnen ſtunden zu beiden Seiten mit aufgehobenen verſilberten großen Schlachtſchwerdtern zwei junge Knesen mit bedeckten Häuptern, und alſo vier andere, welche beim Handkuß ihre Schwerdter über die Schulter, als fertig zum Hiebe hängen ließen; dann ſtanden noch zu jeder Seite verſchiedene Bojaren und Knesenſöhne, inſonderheit zur Rechten ſtunde der Kanzler, Knes Waſil Wiſiliwitz Golitzin, ſo die Audienz von Seiten der Zaaren bediente; zur Rechten der Zaaren, interposito mediocri spatio ſaßen auf beiden Seiten des Saales dreiundzwanzig Senatoren aufs prächtigſte bekleidet. Bei uns ſtanden der Zaariſche Dollmetſcher Czenskogurski. Nach gemachter Reverenz hielte Legatus ſeine Oration in deutſcher Sprache, welche der Dollmetſch in ruſſiſcher Sprache wiederholte; hierauf wurde verſtattet die königlichen Briefe überzureichen, (quod ut fieret, ille natu maximus Caesar manum exosculandam intempestive offerens, actum animosque non parum suspendebat.) Welches nachdem es geſchehen, beide Zaaren ſich erhuben, die Häupter ein wenig blöſeten, und nach Ihrer königl. Majeſtäten Geſundheit fragten. Jenem wurde von ſeinem jungen Hofmeiſter die Hand zur Mütze erhoben, und ſelbe zugleich angefaßt: non loquebatur ille, sed, sit venia verbo, blaterabat quendam sonitum, non vocem, edebat, der Jüngere, ein hurtiger Herr, war allzufertig aufzuſtehen und zu fragen, alſo daß er per suum alten Hofmeiſter mußte zurück und aufgehalten werden, bis der Aeltere auch fertig und ſie zugleich fragen konnten. Nach beantworteter Frage ward auch nach unſerer Geſundheit gefragt. Dieſemnach geſtattete man uns den Handkuß: die Hand wurde nach der Länge über das Knie gelegt, es war beſchwerlich zuzukommen, wollte man nicht mit dem Knie auf der Fußſtufe lehnen. Nachdem dieſes geſchehen, las der Kanzler ex schedula per partes ..... Dann wurde Legatus gefragt, ob er ſonſt was vorzubringen; respondebat: Nichts, als bei gedeckener geheimen Konferenz. Weswegen Knes Golitzins beſchloſſen und uns anſagte, daß wir heute von Sr. Zaariſchen Majeſtät Tafel geſpeiſet werden ſollten,

Digitized by Google

welches aber wegen der Fasten erst folgenden Tages geschahe. Beim Handkuß wurden wir an die Arme gefaßt, ob es honoris causa, ratione nostri, oder securitatis causa, ratione Caesarum, geschahe, das kann ich nicht wissen; sie faßten sonst ziemlich hart zu, quasi inviderent osculum.

Beschreibung des Gastmals der kaiserlichen Tafel, nebst Aufzählung der Gerichte dabei.

Den 12. Juli 1683 Morgens hora prima wurde ich nebst Mr. Klingstern zum Knesen Golizio geschicket, ihm zu danken wegen der beneventionem, und daß er in Beschleunigung der Audienz seine Gunst gleichermaßen sehen lasse, nebst Offerirung zwölf frischer Zitronen. Es waren verschiedene Kanzlars und Generals, so auf Audienz warteten; wie er aber durch die Thür ungefähr uns erblickte, kam er ultro heraus zu uns, ehe der bestellte Dollmetsch noch da war; es war aber bald einer, der sich mit lateinischer Sprache vernehmen ließe, Namens Spectarius, mußte also das Kompliment in derselben geschehen; er war sehr höflich, reichte uns zweimal die Hand (Spectarius ist dieselbe Person, so zu Houlemons Zeiten nach China verschickt gewesen). Heute Mittag kamen die kaiserlichen Traktamenten folgender Gestalt angezogen: vorher gingen acht Personen, so alle als Inspectores der Küche und Keller bestellt waren, dann zwei mit Brandtwein; dann die Essen in zwanzig großen silbernen Schüsseln, zuletzt große Kannen mit Bier, Meet, Brandtwein und Wein. Die silbernen Schüsseln waren mit großen slavonischen Buchstaben am Rande ausgestochen, unten das Gewicht, als drei Pfund und dreißig Loth. Sie waren alle schmutzig, als wären sie nimmer gewaschen, denn sie werden nur in Wavrawasser abgespült, weil man einmal nach dem Scheuren befunden, daß sie leichter geworden. Unter diesen Gerichten*) waren zwei mit Suppen, und eingeschnittenem Fleisch, die erste konnte

---

*) In einem Anhang „Notizen" zu diesem Tagebuch folgt eine vollständige Aufzählung dieses Gastmals, folgendergestalt: „Jede Schüssel wurde von einem Strelitzen, die großen Flaschen von zween getragen, in langer Prozession. 1) Fünf kleine Pasteten mit gehacktem Lammfleisch. 2) Kleine Pasteten mit gehacktem Rindfleisch. 3) Drei Gebacknes, wie schwedische krause Strüfen, magni instar orbiculi. 4) Eine Pastete mit Hühnern und gehackten harten Eiern. 5) Eine große Pastete mit gehacktem Rindfleisch. 6) Eine Pastete mit Hühnerfleisch. 7) Eine Torte mit geriebenen stinkenden Käse. 8) Runde Pfannenkuchen zusammengelegt in formam ☽ mit Milch und altem Käse. 9) Neue Pfannkuchen, dreiviertel Ellen lang, einer Hand breit, ohne Butter. 10) Gebratene Gans. 11) Gebratene Enten. 12) Gebratenes Spanferkel. 13) Gebratenes Huhn. 14) Gekochte harte Kalkutsch, mit Reiß und Rosinen aufgestreut. 15) Graupensuppe mit Milch und Huhn darin. 16) Salat von ungeschnittenen Gurken, in orbiculorum talos scissi et in forma pyramidali congesti, sub quo latebat eine zerrissene Ente. 17) Salzferken, mit Merrettig und Essig. 18) Eingesalzene Lemonen in Scheiben geschnitten und pyramidaliter gelegt. 19) Ein Frikassee von Rindfleisch und Rosinen, und endlich 20) ein groß rund weiß Gebackiel wie ein Kranz. Das Trinken folgte nun: 1) Eine Zinnflasche mit spanschen Wein, von drei schwedschen Stoff oder anderthalb Kannen. 2) Eine Zinnflasche mit süßem Franzwein, zwei Stoff oder eine Kanne. 3) Eine Zinnflasche mit Johannisbeermeed, vier Stoff. 4) Eine Zinnflasche mit Himbeermeed, vierzehn Stoff oder sieben Kannen. 5) Eine Zinnflasche mit weißen süßem Meed, fünf Stoff. 6) Eine Zinnflasche mit

Digitized by Google

man nicht eſſen, die andere ſchmeckte gut und ſüß, aber das mürbſte Stück Fleiſch war, wie ..... und zähes Leder. Das Gebraat war ohne Zweifel in ſeiner eignen Subſtanz ohne Butter gebraten, da es ſo trocken, daß es keiner alſo genießen konnte. Das Uebrige und die meiſten Gerichte waren gebacken, ſo mit dicker Milch, Leber, Hühner, gehacktem Fleiſch und dergleichen Sachen gefüllt, aber alles trocken und ohne Butter, wie auch der Teich ſelbſt nur in Butter angerührt. Das in Butter Gebackene war auch ſo ſchmal von Butter, als wenn es von einer Bauern-Kindtaufe gehoben wäre. Denen Ueberbringern wurden vier Rubel verehrt.

Beſchreibung der ruſſiſchen Zeremonien bei einem Leichenbegängniß zu Moskau.

Am 23. Auguſt 1683 wurde Hr. Oberſter Stade, geweſener Marechal in der Legation a Celsissimo Holsatiae ad Serenissimum Persiae begraben, und in Begleit aller allhier ſich befindenden umgetauften Teutſchen aus der Sloboda in die .... Kirche getragen, und mit ruſſiſchen Zeremonien, quorum ego, exsequia haec prosecutus, fui spectator ipse, beigeſetzt. Auf ſeinem Hofe wurden die Pfaffen (deren drei in Meßgewandten, drei in dergleichen heiligen bunten Kleidungen, die andern aber in ihren alten rothlichen Kleidern, Baſiſchuhen und lumpichten Röcken erſchienen) in Zelten mit Brandtwein und Bier traktirt, indeß die Bahre aus ſchlechten Stöcken verfertigt wurde, ut moris est, quia semel tantum usurpatur. Hora 12, secundum nos, begann die Proſeſſion, die Pfaffen und Sänger gingen voran; die zwei letzten hatten jeder ein brennendes Rauchfaß. Allervorerſt wurden die Deckel zum Sarge, mit rothen Taffet (welches die Kirche bekam) verdeckt, von zweien getragen; zwei der Pfaffen mit Rauchfaſſen gingen ohne Unterlaß einige Schritte zurück, bückten ſich und ſchwangen ihre Rauchfäſſer gegen die Leiche; dieſe wurde von ſechs getragen, welche mit andern umwechſelten, hatten zum Zeichen der Trauer ſchmale ſchwarze Taffetbandt, lati digiti, als ein Bandelier, über die linke Schulter zur rechten Seite abhangen. Nachdem folgten die Trauerleute durcheinander, darauf die Jungfer Tochter und andere ſowohl umbgetaufte als andere Frauenzimmer zu Fuß; alle beſagte hatte jeder ein brennendes Wachslicht in der Hand. Die Leiche war offen und mit einem weißen Taffettuche bedeckt; in dieſer ordentlichen Confuſion ging man mit entblößten Häuptern bis zur Kirche, (welche zwar klein, aber über achthundert Bilder hatte, worunter beinahe die Hälfte Imagines St. Mariae waren) Vor der Thüre des Allerheiligſten wurde die Leiche niedergeſetzt; die Leiche bis auf die Bruſt aufgedeckt, drei Lichter zum Haupte angeklebt, und drei zu Füßen (er war mit rothen Schuhen angethan, quod hic moris) zum Haupt ſtellte ſich der vornehmſte Pfaffe,

Johannisbeermeed, vierzehn Stof. 7) Eine Flaſche ſüßen weißen Meed, wie die vorige, ſieben Kannen. 8) Eine Flaſche mit bitterem Bier, ſieben Kannen. 9) Eine Flaſche mit ſauerm Bier, ſieben Kannen. 10) Ein Glas mit .....Brandtwein, ein Stof. 11) Ein Glas mit Brandtwein, zwei Stof.“

Digitized by Google

zum Füßen wurde ein Pulpet zwiſchen die Bahre geſetzt, worauf ein Bild Annunciationis Mariae, gegen die Leiche gekehrt, gelegt wurde. Die Pfaffen vertheilten ſich zwei und zwei herum, einige in seculari vestitu, zu beiden Seiten der Kirche in zwei große Cathedras. Zur rechten Seite der Thüre legte der Pfaffe ein großes Buch, und fing an einige Kapitel daraus zu leſen, während daß die Pfaffen ihre Geſänge mit denen zu dreimalen, über hundertmal repetirten: „Antichono hospodi pomilui" tapfer hören ließen; ſie redeten auch der Leiche zu mit ſeinem Namen und wünſchten ihm Glück. Der eine mit dem Rauchfaß hatte es an Hanten, und ging fleißig um, beräucherte bald den Oberpfaffen, ſo zum Haupte ſtand, bald die Leute. Der Oberpfaff ging auch verſchiedenemal in das Sanctiſtimum vor den Altar, welches ein ſteinerner Tiſch mit einem großen aufgerichtetem Marienbilde war, und dann wieder zum Haupte. Wie der aus dem Buche ſich rauh geleſen und ermüdete, wurde er von einem andern Pfaffen abgelöſet . . . . . Wie dieſer auch das Seine gethan, und alſo die Kapitel, wovon vor erzählt worden, abgeleſen, brachte ein Pfaffe den Zeugniß und Ablaßzettel, von Größe dieſes Blattes (acht Zoll lang, fünf Zoll breit), heraus. Der Oberpfaffe las ihn über, ob er auch kräftig genug und von ſeinem adstante Confessionario (war ein blinder Dieb) recht unterſchrieben wäre, wandte ihn darauf wieder zuſammen in ein convolut, ut hic moris est, brach der Leiche die rechte Hand auf, und gab ihm dies Teſtimonium hinein. Darauf prozedirte man nun die Leiche in vorbeſagter Ordnung herum und küßte erſtlich das erwähnte Bild zu Füßen, welches ein Pfaffe aufhob und zum Küſſen darhielt, dann die Leiche, welche ſchon drei Tage über der Erde geſtanden, contra morem Russorum, qui ante horas 24 sepeliant, auf dem grauen kalten Mund, und ſpazierte alſo confuse zu Grabe, woſelbſt die Leiche nachgebracht, das weiße ſeidene Tuch wieder völlig übergedeckt, und der Sargdeckel ohne Nagel und Klauſuren nur übergedeckt, und alſo mit zwei Stangen in die Grube gelaſſen wurde; woſelbſt der Pfaffe mit obbemeldeten Bilde ſich erſt zu Füßen, zuletzt zum Haupte ſtellte, und das Bild gegen die Leiche hielte. Der Oberpfaffe nahm die Spate, warf drei Schaufel Erde auf den Sarg, dann die andern, nach dieſem alle nachfolgend, mit den Händen drei manipulos; beifolgends tumulirten die dazu beſtellten ihn vollends. Als dieſes geſchehen, ging man wieder in die Kirche, buckte ſich vor die Heiligen, und beſchloß damit den actum, nach welchem jeder ſich zu Pferde oder Wagen ſetzte, und nebſt den Pfaffen (wer wollte) ins Trauerhaus zum weitern Tractiren einſtellten. Klageweiber waren bei der Leiche non, quia filia, curatrix funeris, esset religionis reformatae. Es hatte dieſer Mann die Thorheit ſeines Abfalls vor fünf Jahren, alſo im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, allererſt begangen, ex vitanda disgratia Caesareae Majestatis, quam ex delicto fratris, Gen. Majoris, qui servit Poloniae, metuebat sibi, dann es Gebrauch iſt, daß wenn einer in Ungnade kommt, auch alle ejus nominis Befreundte zum Land heraus müſſen.

Digitized by Google

Beschreibung der Zaarischen Kanzlei, einer Buchdruckerei und Schule zu Moskau.

Am 14. Juli. . . . . Unterdessen besahe ich die Kanzleistuben, so in selbigem Gebäude; kleine Fenster und gewölbet wie cameras. In einer waren diesmal nur Kanzlisten, deren zwei und zwei saßen auf Kisten, auf Stühlen, auf Bänken, die eine Partei hoch, die andere Partei niedrig, konfus durcheinander und schrieben. Einige saßen und wundten die Rollen und Akten auf und ab, um etwas darin zu suchen, wußten es mit solchen artigen Handgriffen zu traktiren, daß es ihnen nicht gar zu verdrießlich sein mochte, etwas aufzusuchen. Es wird nämlich ein Bogen allemal die Quer zur Länge heruntergerissen, und mit Brod oder Mundleim angeheftet, bleibt also die Rückseite rein, und die andere wird beschrieben; damit nichts zwischen könne gesetzt und also die Akten verfälscht werden, wird auf der reinen Seite, wo es geheftet, einige Worte geschrieben.

Den 14. August. Heute besahe ich Typographiam, war in drei Kammern unten, woselbst in jeder vier Pressen gingen; so wie bei uns. Das Setzen aber geht gar miserabel zu. Bei jeder Presse steht auch nur ein Typorum Repositorium, bestehend aus vierundsechszig Capsulis, acht ad latus; jede Capsula aber ist halb unterschieden, quia aliae litterae plenae sunt, aliae vero ad medietatem excavatae, ut appositionem accentus admittant. Sie liegen ad seriem as, bucki, wadi etc., haben auch keine sculpturam, wobei das Obertheil zu kennen wäre, denn indem sie setzen, welches überaus langsam geht, besahen sie jeden Buchstaben. Dieses Repositorium incliniret nicht, sondern steht aufrecht, hat auch gar wenige typos. Ueber dieser Druckerei in einer kleinen Kammer, werden die Typen gegossen, jeder absonderlich, zwei gossen, einer säuberte sie.

Ueber dieser Druckerei, ascendendo, kamen wir ad sinistram in die Schule, cujus in prima classe erant etwa fünfzig Knaben, so slavonisch lasen; dabei eine andere von zehn Knaben, so erwachsen, konnten nichts als lesen; der Professor konnte selbst nicht expliziren, lacera indutus erat tunica. Die Accente nahmen sie im Lesen wohl in Acht, pronunziirten das β als vita, halb b halb w, η als i, ω als i, ου als η, ϲ aber ein wenig wie ϳ; ο als ω; die Literae majores initiales waren anders als unsere.

Nachricht von einem tartarischen Fürsten und einer Execution.

Am 28. September 1683 zu Kusmademiansky. Allhier convenirten wir mit einem von Musco zurückkommenden nogaisch-tartarischen Fürsten, traktirten ihn auf unserm Schiff*) mit Brandtewein; er hatte siebenzig Mann bei sich und etwa zwanzig schöne Falken; ihr Pferdefleisch war

*) Die schwedische Gesandschaft setzte von Moskau ihre Reise zu Wasser, auf der Wolga bis Astrachan fort.

Digitized by Google

um den Boet*) herumgehenkt. Er war wie seine Leute glatt geschoren, breite Gesichter, schwarze Augen, höflich in Geberden und groß. Sie waren von neun Booten Räubern attaquirt, in deren jedem zehn Mann gewesen.

Allhier heißt der Wojewod, Pioter Ivanowitz Ignatof. Ein Ceremisse wurde jetzt gleich außer dem Thore gehenkt, ohne einiges Begleit und Zeremonien; zwei begleiteten ihn angebunden; unter dem Galgen wurde ihm ein bastен Seil zu mitten um den Hals gelegt, und einigemal umgedrehet, daß der Kopf nicht durchfiele, darnach das Ende um den Galgen (welcher nur drei schlechte glatte Bäume war) übergeworfen, und also aufgezogen; wie der Uebelthäter zu schwer, daß ihnen der Strick aus der Hand schlüpfte, und er wieder auf die Erde fiele, wurden die maitres de ceremonie unwillig, geberdeten ihn zu prügeln und praktizirten aufs neue; bunden darauf das Ende, nachdem er hoch genug aufgezogen, an den einen Pfosten wieder fest und gingen ohne Komplimenten davon. Es waren anders keine zu sehen, als die ungefähr daselbst standen, etwa zehn bis zwolf Mann. Der Verbrecher hatte einem andern die Gurgel beschnitten, damit er sich besserer Freiheit mit dessen Weibe bedienen möchte; der Cadaver wurde in die Wolga geworfen; sie wurde mit der Knute kompensiret.

Nachricht von einem Georgianischen Fürsten.

Den 2. November wurde ich zum Georgianischen Fürsten abgeschickt **), um ihm als einem Liebhaber, professante ejus Ephoro, Gallo, homine liberi pariter ac liberalis ingenii, ein rares Händlein zu verehren. Admissus habe folgenden Conseß gefunden, der Fürst, der älteste Sohn von zehn, der jüngste von neun Jahren, Metropolita Georgianus, zwei andere geistliche Herren im schwarzen Münchshabit und fünf andere Sekular-Herren. Nachdem ich das meine praemissis praemittendis abgelegt und er brevissime, hilari fronte, interprete Gallo, idiomate latino, sich bedanket, offerirte er mir meisque comitibus, amica manu eine Schaale Brandtewein, mit den Worten: „Also gute Freunde zu beehren, wäre wohl nicht seines, doch des Landes Manier, in dem er anjetzo leben müßte.“ Er war ein leutseliger blöder Herr, von etwa vierzig Jahren; hat den Ruhm, daß seine Gemahlin die generöseste und schönste Frau in Persien gewesen; welches sie auch dargethan, denn wie Rex ihrer begehrt, und Maritus sich sie zu geben genöthigt befunden, hat sie denselben mit beredten und edelen Worten aus dem Lande zu weichen angeredt, worauf er in türkischen Schuß geflohen; seine Länder aber dem muskovitischen Großfürsten, als einem christlichen Potentaten übergeben; sein versprochener Unterhalt aber vor diese Liebe, welcher jährlich ein großes belangt, will bei diesen jungen Herzogen nicht allzurichtig erfolgen.

*) Nicht leserlich.

**) Nämlich von Astrachan.

Digitized by Google

Das Kloſter St. Antonii zu Novogorod.

Den 19. Juni 1683. Schwediſcher Hr. Commiſſarius Hüſing und Hr. Finsagen auf unſerer etlicher Begehren, nach St. Antonius Kloſter, ſo außerhalb der Stadt dieſſeits des Stroms gelegen; lieſen nächſt Offerirung etlicher Stoff Weins ihnen unſere Ankunft, und Beſchauung ihres Heiligthums anmelden; fuhren alſo mit drei Booten, und beſſer plaisir, zu Waſſer hinüber, und nachdem wir unſere Gegenwart anſagen laſſen, gingen wir hinein, mußten ſobald wir auf den Platz des Kloſters kamen, unſere Häupter entblößen. . . . . Die Thüre vor dem allerheiligſten Theile war inſonderheit, wie ſonſt in allen ihren Kirchen dicke mit Gold beſchmiert. Es wurde dieſe Kirche uns zwar von den patribus, ſo in ſchwarzen Röcken und Kappen gingen, gleich andern Mönchen dieſes Orts, eröffnet, und ins vestibulum vor die andere Thür zu treten erlaubt, und nachdem wir ihnen zuvor in ihre zinnerne Schüſſel, ſo uns ein Münche vorhielt, einige Kopeken geopfert hatten, das Grab St. Antonii dadurch anzuſchauen, aber nicht hineinzugehen. St. Antonii Rohr oder Schilf, ſo über ſeinem Grab ſteckte, wurde abgenommen und vor die cancellos der erſten Kirchthür uns zu beſchauen dargewieſen; es war eine gute Handvoll, ſoviel mit einer kann umfaſſet werden, praeterpropter zwei bis dritthalb Ellen lang, ſteckte zu Ende in einem ſilbernen Futteral oder Stab. An der äußeren Mauer, vorn zwiſchen beiden Kirchen oder Kirchthüren, ward ein anderes Kabinet eröffnet, woſelbſt eine halbe Elle hoch von der Erden des St. Antonii Mühl- oder Fahrſtein aufgerichtet, und auf den dritten oder vierten Theil eingemauert ſtand, ſo daß die ſpitzrunde Seite nach hinten anlehnte. Es war der Stein von einer Seiten platt und etwas oval, hinten aber rund und ſpitzig zu. Er war vorn umgelegt mit einer vergulbeten Binde, und daneben mit St. Antonii Bilde und andern Farben bemahlt. Davor ſtunden zwei hohe Leuchter. Die Länge der vorderen und platten Seite war ſechs, die Breite fünf Spannen, die Dicke dritthalb Spannen. An dem vorſtehenden Leuchter hing eine kleine länglichte ruſſiſche papierne Tabel, auf ein Bret geklebt, welche historiam itineris et vitae ejus kürzlich verſtringirte. Der Rohr oder Schilf iſt nicht wie unſerer, ſondern es ſind zwei gerade Schilf oder Rohrſtecken, ſo von beiden Seiten länglichte Blätter über einander haben.

Die historia verhält ſich kürzlich alſo: St. Antonius, nachdem die römiſche von der griechiſchen Kirche ſich abſonderte, ſetzte ſich auf erwähnten Stein, bat Gott um Errettung von ſeinen Feinden; der Stein riße ſich mit ihm fort, und er ſchwamm die Tiber herunter, ergriff eine Handvoll Schilf, wie der Stein ſich bewegte, mit der er ſich anſtatt des Steuers fortgeholfen; ſein Kirchengeräth und Bücher nahm er in einer Tonne mit, kam über die See bis hierher, bedunge Fiſcher um ein gewiſſes vor dasjenige, was ſie würden beſchließen, welche denn das Faß mit dem Kirchengeräthe aufbrachten. Die Fiſcher wollten ihm ſolches nicht ausfolgen, weilen ſie nur den Beſchluß von Fiſchen verſtanden, bis es ihm rechtlich zugeſprochen wurde, und noch dieſes ſeiner Bitte gewährt, ihm das zugeben, was er mit einer Haut

Digitized by Google

Haut beſchließen würde, worauf der heilige Mann den Raum mit der in Riemen geſchnittenen Haut belegt, wo jetzo das Kloſter ſteht.

Die Himmelfahrt Eliä oder das Aepfel-Prasnik.

Den 20. Juli 1683 was Elias-Himmelfahrtstag, und Aepfel-Prasnik, quo Caesar primum scindit pomum, an welchem von dem Schloſſe (zu Moskau) bis zur Kirche außerhalb des Thores eine prächtige Prozeſſion gehalten wurde, nachdem man die vorige ganze Nacht tapfer geläutet. Erſt ginge, von Anbrechen des Tages an, eine große Menge Volks unter denen das Frauenzimmer ſich mehrentheils geſchminket, und mit ihren gelben damaſchenen Röcken aufgeputzt waren. Ohngefähr hora acht oder neun kam die Clerisey, alle aufs beſte mit ihren Kirchenzierrath angethan. Erſtlich gingen neun Kerle mit Beſen und Schaufeln, nachdem folgten zwei Pfaffen mit hohen Standarden, dann etwa fünfzig ungeſchickte Talglümmels in ſonderen Kirchenröcken, ſo von roth und gelb geblümten Sammete, dann etwa zwanzig mit Bildern, welche ſie wie kleine Altare oder Schönſpielwerke vor ſich am Halſe hängen hatten (waren alle mit zwei Flügeln zu- und aufzuthun; dann einige Pfaffen und Knaben, ſo auf slavonice, per intervalla, ſungen, dann ein herrliches Marienbild mit koſtbaren Perlen bekleidet, dann wurde ein Marienbild, ſo zur anderen Seiten Chriſtum präſentirte, dem Metropoliten vorgetragen. Dieſer wurde von beiden Seiten geleitet, und noch mit zween Bildern zur Seite begleitet; vor ihm wurde ſein Stab, von beſonderer Form, getragen (war per intervalla mit breitem vergoldetem Silberblech beſchlagen) vor ihm zu beiden Seiten gingen zwei Pfaffen mit Schüſſeln vorher, in deren einer ein kurzes mit Diamanten beſetztes dickes Kreuz lage, ungefähr eine halbe Spanne lang, nebſt noch anderem, ſo vielleicht eine Reliquie. An der andern Seiten lag in der Schüſſel etwas in weißem Flore bewundenes. Seine Infula iſt ganz anders, ac Episcoporum nostrorum, gleich einem achtkantigen Hute, wovon der Rand abgeſchnitten iſt, aus klarem Silber und ſtark vergoldet, nach ihm gingen noch drei andere Infulati in gleichem Ornament und geblümten gelb und rothen Meßgewandten, dann folgten noch andere Pfaffen, daß ihrer zuſammen in ſothanen ornamentis und Meßgewandten einhundert und dreißig waren. Dieſen folgete eine große Menge Volks, die in ſolcher Frequenz und Gedränge bis Nachmittag (ohnerachtet die Clerisey über drei oder vier Stunden wieder zurückkamen) hinausſpazierten. Unter dieſen ließen ſich hie und da die Lichtkrämers, welche dünne ſchmale Lichte auf einem vierkantigem dünnen Brette oder Tiſchlein, am Halſe hangend, vor ſich trugen, mit dieſem Ausruf hören: „Tauſchet Lichte vor Geld, und ſchenket ſie dem heiligen Propheten Gottes!“ Nachmittage bis in die ſpäte Nacht kamen unſere urbani wieder zurücke; nicht der fünfte unter denen ſo zurückkamen, war nüchtern, ſondern alſo bezecht, daß die Weiber hie und da zur Erde fielen, und die auf Wagen ſaßen, das Haupt nicht mehr erheben mochten. Die Bettler, als arriere garde, waren gleichfalls ſo voll, daß Blinde mit den Lahmen taumelten.

London. März 1817.

A. Schlichtegroll,
Bibliothekar des britiſchen Muſeums.

Digitized by Google

Ist der Ausbruch einer großen Staatsveränderung in England wahrscheinlich, und welche Folgen würde dieselbe für Europa haben?

Nachdem Frankreich von jener furchtbaren Höhe herabgestürzt worden, auf welcher es Europen so lange schreckte, hat Albion dessen gebieterische Stellung eingenommen. Es beherrscht die Welt mit seinem Golde, mit seinem Alleinhandel, mit seinen Kriegsflotten, vielleicht minder gewaltsätig, aber nicht minder gewaltig, als weiland Frankreich. Kein Wunder, wenn die Bewohner des festen Landes in ihrer tiefen Erschöpfung und fortschreitenden Verarmung ihren Blick von Zeit zu Zeit auf den britischen Koloß emporrichten, wie sie ehmals auf Frankreich zu sehen pflegten. Nachfolgende Abhandlung eines kenntnißreichen Geschäftsmannes, spricht sie auch nicht die eigenthümliche Ansicht jedes Einzelnen aus, darf doch als eine Frucht der öffentlichen Meinung dieser Zeit angesehen werden, und verdient insofern ihre Stelle in den Ueberlieferungen.

D. H.

Einige in Deutschland und Frankreich herumreisende Engländer verkündigen mit klaren Worten, daß in England bald eine Staatsumwälzung ausbrechen, und der Todesfall des alten Königs, für welchen das gemeine Volk noch eine große Anhänglichkeit hat, als Losung dazu dienen werde.

Aber auch ohne diese, dem größern Publikum unbekannte Vorhersagung*) zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter mehrere Vorspuren einer in England bevorstehenden Staatsumwälzung. Es muß den europäischen Höfen daran liegen, sich zeitig auf eine Veränderung vorzubereiten, von welcher jene Begebenheit begleitet und gefolgt sein würde, indem diejenigen Regierungen, welche überrascht würden, nicht minder große Gefahren zu befürchten hätten, als bei der französischen Staatsumwälzung.

Wir haben uns daher vorgenommen, die Fragen: Hat der Ausbruch einer Staatsumwälzung in England nur Wahrscheinlichkeit für sich? Was für Folgen könnten daraus für Europa entstehen? mit eben der Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit zu untersuchen, mit welcher die englischen Blätter über den Zustand der Staaten des festen Landes sich äußern.

Vorboten des nahen Ausbruchs einer Staatsumwälzung sind und waren immer folgende:

Das Unerträglichwerden der Ungleichheit des Güter- oder Geldbesitzes, und die Armuth des bei weitem größern Theils der Nation; — Entsittlichung des Herrschergeschlechts und der höhern Stände, und daraus entsprungene allgemeine laut ausgedrückte Verachtung derselben; — allgemeine Beschwerden über den Widerspruch der Gesetze und der Staatseinrichtungen mit den

*) Vergleiche das Schreiben aus Baltimore (Allg Zeit. 1816 Nr. 337.), welches ähnliche Nachrichten von den nach Nordamerika sich rettenden Engländern erzählt.

D. V.

Digitized by Google

Einſichten des Zeitalters, und über die hartnäckige Verweigerung gütlicher Abſtellung der Mißbräuche; — Entſtehung von bürgerlichen Parteien, tobenden Verſammlungen, und theilweiſen Volksaufſtänden, verbunden mit der Erſcheinung kühner und beliebter Volksmänner, welche ſich der Regierung mit glücklichem Erfolg widerſetzen; — endlich Verblendung und Schwindelgeiſt von Seiten der Staatsführer.

Wenn ſolche Merkmale ſich äußern, wenn ſie ſich anhäufen und wiederholen, dann iſt gewöhnlich die Staatsumwälzung im Stillen ſchon gemacht, und die Verſpätung oder Beſchleunigung des öffentlichen Ausbruchs hängt nur noch von einem Zufall ab. Der Zweck jeder vom Volk ausgehenden Staatsumwälzung iſt Veränderung des Güterbeſitzes:

Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Eine zu große Ungleichheit des Vermögens, beſonders wenn dieſe ſo weit geht, daß neunundneunzig Hunderttheile ſchmachten müſſen, damit das hunderttſe in aſiatiſcher Pracht ſchwelgen kann, empört die große Mehrheit des Volks, und reizt ſie auf, ſich mit Gewalt in den Beſitz der großen Güter zu theilen. Jenes ungeheuere Mißverhältniß im Vermögensbeſitz war immer und überall die Veranlaſſung großer und gewaltſamer Staatsveränderungen. Im alten Rom verurſachte es mehr als eine Volksbewegung, unter andern jene entſcheidende zur Zeit der Gracchen, welche ſich mit Erringung eines plebejiſchen Konſulats endigte. Im Mittelalter ward es die Veranlaſſung der vielen Juden-Verfolgungen*). Es kann auch in England eine blutige Verwandlung gegen die Reichen zur Folge haben, eben weil das Mißverhältniß unerträglich geworden iſt, ſo wie nach dem Ausſpruch des Abts Sieyes der Hauptgrundſatz der franzöſiſchen Revolution dieſer war: Il faut que les propriétés changent.

Wenn man bedenkt, daß in den Fabrikſtädten viele tauſend Arbeiter brodlos geworden ſind; daß ſelbſt die Pächter ſchaarenweiſe erwerbslos umherziehen, weil ſie ihre Pachtungen wegen Unerſchwinglichkeit des Pachtzinſes verließen; daß es in den Seeſtädten von unbedienſteten Matroſen wimmelt, und daß vor allen in der Hauptſtadt mehr als zweimalhunderttauſend Menſchen ihr Weſen treiben, die nur von einem Tag zum andern leben, und von welchen die die meiſten beim Aufſtehen nicht wiſſen, wo ſie ſich am Abend niederlegen ſollen — ſo wird man ſich verwundern, daß bis jetzt noch kein bedeutender Volksaufſtand ſtattgefunden hat.

Die Regierung ſcheint dergleichen Auftritte allerdings zu befürchten, und darum ihre bewaffnete Macht auf eine ungewöhnliche, ſelbſt verfaſſungswidrige Art zu vermehren. Auch die rechtlichen Bürger haben der öffentlichen Noth die größte Aufmerkſamkeit gewidmet. Daher die vielen Verſammlungen, um ſich über dieſen Gegenſtand zu berathen. Eben die Schilderungen, welche dort von der Lage des größten Theiles der Nation gemacht werden, die Vorwürfe, mit welchen man hierbei die Staatsführer überhäuft, der tiefe Unwille, der ſich bei dieſer Gelegenheit

*) Es wird am Ende noch in unſeren Zeiten ähnliche Auftritte hervorbringen, weil die Juden in Kurzem alles baare Geld an ſich gezogen haben werden.

D. B.

Digitized by Google

ausſpricht, die Vorſchläge, die zu gleicher Zeit gemacht werden, und die umfaſſenden Forderungen, die man an die Regierung ſtellt, geben den Anſchein, als ob das engliſche Volk nicht länger geſonnen wäre, ſeine drückende Lage ruhig zu ertragen. Auch die Vermehrung der mit überraſchender Schnelligkeit ſich verbreitenden pietiſtiſchen und ſchwärmeriſchen Sekten gehört als Folge des politiſchen Drucks der Nation zu den Zeichen der aufs höchſte geſtiegenen Unzufriedenheit.

Nicht nur die vornehmſten Mitglieder der Regierung, auch Glieder der königlichen Familie werden ganz ungeſcheut öffentlich verſpottet und beſchimpft. Man erinnere ſich der im Unterhauſe gemachten, theils ernſthaften, theils ſyöttiſchen Ausfälle auf die Verſchwendung und Schwelgerei des Prinzen Regenten; man vergeſſe nicht, daß er bei dieſer Gelegenheit dem ausgelaſſenſten öffentlichen Gelächter Preis gegeben wurde; man rufe ſich die ſchimpfliche Behandlung ins Gedächtniß zurück, welche der erſte Miniſter, Lord Caſtlereagh, im Parlament erdulden mußte, wo man ihn anfangs auslachte, und zuletzt gar ſchweigen hieß.

Zwar waren in England ähnliche Lärmereien, Volksbewegungen und drohende Auftritte nicht ſelten, und blieben folgenlos; allein es zeigt ſich, wie uns ſcheint, ein bedeutender Unterſchied zwiſchen den frühern Freiheitsäuſſerungen der Engländer und den jetzigen. Früher waren die Angriffe auf die Miniſter gerichtet, das Regierungsſyſtem aber blieb daſſelbe, und wurde von der Oppoſitionspartei jedesmal ſelbſt wieder angenommen, ſobald ſie ins Miniſterium trat. Jetzt wird das Regierungsſyſtem ſelbſt angegriffen, und die ſtehende Politik des Kabinets; ja in letzter Inſtanz ſogar die Verfaſſung ſelbſt, in ſo fern ſie den ganz veränderten Bedürfniſſen der Nation, und Europa's überhaupt, nicht mehr entſpricht.

Unglücklicherweiſe hat auch die königliche Familie ſelbſt Veranlaſſungen gegeben, die früher in dem braunſchweigiſchen Hauſe nie vorhanden waren, die perſönliche Ehrfurcht für das regierende Haus bedeutend herunter zu ſtimmen.

Man wird uns erlaſſen, die ärgerlichen ſelbſt vor das Parlament gebrachten Geſchichten zu wiederholen, welche dem Volke Geringſchätzung gegen den Prinzen Regenten und einige ſeiner Brüder einflößten. Genug, daß dieſes der ſehr zahlreichen Volkspartei die größte Erleichterung gab, die Menge ihrer Anhänger zu vermehren.

In einem noch weit höhern Grade hat das Anſehen des Miniſteriums abgenommen. Die Fehler, die es bei dem Wiener Kongreß machte, die Gewaltſchritte mit welchen es ſeit dieſer Zeit gegen die Freiheit der Nation ſtürmte, waren zu auffallend, als daß ſie nicht die letztere aufmerkſam machen mußten. Sie ſchämte ſich vor Europa, ſo tief ſinken zu ſollen, und ſie erhob ſich. Von dem Augenblick an, da engliſche Privatmänner (Wilſon, Bruce, Hutchinſon) eine dem politiſchen Syſtem ihrer Regierung geradezu entgegengeſetzte öffentliche Handlung unter dem Beifall von ganz Europa ausführen konnten, hatte dieſe Regierung ſowohl ihrem eigenen Volk als dem auswärtigen den richtigen Maaßſtab ihres Anſehens gegeben. In den Bürger-Verſammlungen, welche im Lauf dieſes Jahres in verſchiedenen Abtheilungen der Stadt

Digitized by Google

London gehalten wurden, und in welchen, was wohl zu merken, kein Gesindel, sondern einzig die eigentliche Bürgerschaft, ihre Berathungen hielt, wurden ohne Scheu die auffallendsten Beschwerden über die Verwaltungs-Mißbräuche vorgetragen. Es wurde dabei beschlossen, von der Regierung geradezu zu begehren: Reform der fehlerhaften National-Repräsentation, Abdankung der Minister, Einziehung der Sine-Cures, Abschaffung der Zehnten u. s. w. Schon aus diesen Punkten möchte man schließen, daß sich die Regierung diesesmal nicht wie sonst mit Abdankung der Minister helfen kann. Denn sollten die neuen Minister dem Volkswunsche nicht nachgeben, so werden sie sich eben so wenig halten können, wie die gegenwärtigen. Geben sie ihm aber nach, wer kann alsdann die Grenzen bestimmen, wo ihre Nachgiebigkeit aufhören wird? Und ist nicht die Revolution schon von sich selbst gemacht, sobald es kein Ministerium im Sinne der Regierung mehr geben kann? Es läßt sich kaum erwarten, daß Burdett, Cochrane, Brougham es machen werden, wie es immer die Oppositionspartei gemacht, wenn sie ins Ministerium kam. Der Anstoß wäre gegeben; wollten sie auch zurück, sie könnten es nicht mehr. Das Volk hat durch sie selbst bereits seine Macht gegen die Minister kennen gelernt. Die Leidenschaften sind erhitzt, die Faktionen in Thätigkeit, die Regierung gelähmt. Sie würde selbst durch die Aufnahme einiger Volksmänner ins Ministerium den Sturm nicht mehr beschwören können.

Aber will sie diese Menschen ins Ministerium nehmen? Sind dieselben zufrieden, Minister zu werden? — Beides widerspricht dem Gange und der Natur der Leidenschaften, so wie auch der neuen Richtung, welche in die englische Politik durch die ganz veränderte Lage Europa's gekommen ist. Wird die gegenwärtige Regierung sich halten, indem sie Alles erhalten, Nichts nachgeben will? Werden die Oppositionsmänner es nicht verschmähen, in ein verschmähtes Ministerium zu treten? Manche ihrer Aeußerungen, die nichts weniger sind als verblümt, lassen beinahe glauben, daß ihr Ziel gänzliche Umschaffung der Staatsform sei, und auch bei einem bedeutenden Theil der Nation scheint der Glaube zu wurzeln, England könne nur durch Wiederannäherung an die Formen eines freien Staates gerettet werden.

Schon haben die antiministeriellen oder die neuen Whigbs den Titel als Independenten angenommen, den Namen der Demokraten nicht verschmäht, und die Ministerialpartei als Royalisten bezeichnet. Tiefer unten im Volk giebt es Gelbe und Blaue (Demokraten und Aristokraten); laut wird der Grundsatz der Legitimität bestritten; laut dem Ministerium zum Vorwurf gemacht, die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und dadurch selbst die Grundsätze aufgegeben zu haben, welche das Haus Braunschweig auf den Thron brachten*).

Den als Demokrat bekannten Wood wählten die Bürger mit überwiegender Mehrheit gegen die Form neuerdings zu ihrem Lord-Mayor. Die Aufstände in den Grafschaften Englands und in Irland nehmen zu; aufrührische Anschläge sind an der Tagesordnung, und

*) Hamburger Korrespondent 1816. Nr. 171. Vergl. Allg. Zeit. Nr. 262. 268. 290. 305.

Digitized by Google

ohne die unverhältnißmäßige Militärmacht würde sich wahrscheinlich die Regierung schon in großen Verlegenheiten befunden haben. Aber eben diese Militärmacht dient nur dazu, das Volk noch mehr zu erbittern, und zugleich aufzumuntern, indem sie entweder ein ewiges Kriegssystem oder eine große Furcht der Regierung zu beurkunden scheint.

Männer des Volks, vertraut mit den Künsten der Volksführung, stehen an der Spitze der Unzufriedenen. Alles was nur immer von der Regierung kömmt, wird öffentlich getadelt, und um diese herabzusetzen, machte das englische Volk ihren größten Feind, Napoleon, zu seinem Liebling. Vorzüglich die englischen Weiber sind bemüht, die Freiheitsliebe bis zur Wuth zu steigern, und ein freierer, trotzigerer Geist hat sich aller Volksklassen bemächtigt. Die Oppositionszeitungen und die kritischen Journale tragen wesentlich bei, diesen Geist zu nähren. Besonders enthält das von den gelehrtesten und einsichtsvollsten Männern Großbritaniens herausgegebene Edinburgh Review Stellen, welche im entschiedensten Gegensatz mit dem politischen System der Regierung stehen.

Gegen diese Stimmung des Volks scheint sich das gegenwärtige System der englischen Regierung durch Heeresgewalt sichern zu wollen. Castlereagh und Wellington, obwohl sie sonst in manchen Dingen nicht übereinstimmen mögen, scheinen hierin vollkommen einig und zugleich mit großer Festigkeit im Entschluß begabt zu sein. Daß sie das Wesen der französischen Staatsumwälzung nicht begriffen haben, davon gaben beide die überzeugendsten Beweise. Castlereagh scheint sich Richelieu zum Vorbilde gewählt zu haben; allein er kann wie so viele Andere, welche den Karakter ihres Zeitalters verkennen, als Opfer seiner Verblendung fallen.

Es giebt für die Regierungen in unsern Zeiten durchaus keine andere Sicherheit, als in der Liebe der Regierten. Die Verblendung des englischen Ministeriums scheint daher um so größer, als gerade England durch Aufrechthaltung und Beförderung der freisinnigen Ideen die Achtung und Zuneigung der übrigen europäischen Völker in dem höchsten Grad erworben hatte. Wie schnell nimmt jetzt allenthalben die sogenannte Anglomanie ab, welche so sehr zu Großbritanjens Ruhm und Vortheil gereichte!

Immer allgemeiner werden die Klagen über die Richtung, welche die Politik des englischen Kabinets genommen, und wodurch dasselbe so sehr an Popularität verloren hat.

Der Zeitpunkt, in welchem die englische Regierung sich mit Würde aus ihrer gefährlichen Lage ziehen konnte, scheint vorbei zu sein. Wenn die englischen Minister das Gefährliche ihrer Lage einsehen, so werden sie vielleicht Europa zu verwickeln suchen. Dieses kann ihnen sogar einige Hoffnung zur Befestigung ihrer Gewalt geben, da hingegen der Frieden sie eben so unfehlbar vernichten muß, wenn es ihnen nicht etwa gelingt, durch Schreckensherrschaft den gefährlichen Schlag abzuwenden, oder vielmehr zurückzuhalten. Zweierlei Arten von Ursachen giebt es hauptsächlich, die eine Revolution in England zu verursachen drohen. Die Eine geht aus dem gesellschaftlichen Zustand, aus dem Mißverhältnisse des Besitzes, aus der Mangelhaftigkeit

Digitized by Google

der National-Repräsentation hervor. Die Andere liegt in der Uebertreibung des politisch-merkantilischen Systems der gegenwärtigen Regierung, und in den veränderten Verhältnissen der europäischen Staaten.

Beide Grundursachen verstärken sich in erstaunenswürdiger Progression, und jede vermehrt die Wirkung der andern.

Aber auch sind noch als Gährungsstoffe vorhanden: das zu weit getriebene Handelsmonopol*), das Aufstreben der ostindischen Völkerschaften, die Rivalität der Nordamerikaner, die Trennung der Südamerikaner von Europa, die Ausdehnung der englischen Besitzungen in Europa, und die dadurch herbeigeführte Veränderung des Grundwesens der englischen Macht; die durch den beschleunigten Fortgang des Kunstfleißes in der außerbritischen Welt herbeigeführte Entbehrlichkeit vieler englischen Fabrikwaaren, und der daraus entstehende Verfall der Werkstätten, wobei die durch eine siebenjährige Trennung bewirkte Fremdwerdung Englands mit den Sitten und Bedürfnissen des übrigen Europa nicht außer Anschlag bleiben darf; der niedrige Preis der Kolonialwaaren; die aus der Uebertreibung der Macht entstandene Unerschwinglichkeit der Steuern, welche wieder den Verfall des Ackerbaues u. s. w. nach sich gezogen hat; die Vermehrung der Nationalschuld, welche allein England noch nicht sogleich ins Verderben stürzen würde, aber mit andern Uebeln zusammenwirkend, denselben ein noch größeres Gewicht giebt, indem das Ausfallen eines einzigen Zahns aus einem Rad hinreicht, die ganze ungeheuer komplizirte Staatsmaschine zu stören; die fehlerhafte Konstitution selbst, welche zu den neuen in Europa herrschend gewordenen Grundsätzen nicht mehr paßt, indem sie die nothwendige Regierungseinheit stört, und mit einem verderblichen Korruptionssystem unzertrennlich verbunden ist; (man wird bald diesen jetzt vielleicht noch paradox scheinenden Satz unter die allgemein angenommenen zählen können); die Veraltung und die Barbarei vieler Gesetze und Gebräuche, in deren Rücksicht die Regierung mit dem Geiste des Zeitalters nicht fortzuschreiten versteht, und endlich die durch die vorstehenden Verhältnisse gebildete, zwischen religiöser, philanthropischer und politischer Schwärmerei getheilte Stimmung der großen Mehrzahl der Engländer.

Diesem Allen zufolge ist früher oder später, doch nicht allzuentfernt, eine große Staatsveränderung für Großbritanien sehr wahrscheinlich; man könnte sagen, mehr als wahrscheinlich. Ob sie stufenweis, ohne Verkehrung der gesetzlichen Ordnungen, einer weisen Nation würdig geschehen; oder plötzlich, dann gewaltsam und zerstörerisch eintreten werde; wer kann dies

*) Um nicht die errungenen Vortheile mit Andern theilen zu müssen, hat England Gewaltthat auf Gewaltthat gehäuft, und ist in dieser Bahn immer vorwärts geschritten. Es hat den Kulminationspunkt erreicht: im Innern Armuth und Unruhen, und Vernichtung der Grundlage der wahren Freiheit, von Außen Völkerhaß. Kann es dem Festland seine Fabrikate nicht mehr aufdringen, oder leidet der Absatz auch nur eine Verminderung — was jetzt offenbar der Fall ist — so muß das ganze künstliche Gebäude zusammenstürzen. D. V.

Digitized by Google

vorausſagen? *Wie* ſie kommen wird, *das* hängt von tauſend Zufällen, und dem Geiſte derer ab, welche, auf dem tiefbewegten Meere, des Schiffes Ruder und Befehl haben. Wahrſcheinlich aber wollen dieſe gar keine Veränderung, ſondern feſtes Aufrechthalten deſſen, was iſt; *Störkung* des Alten, keine *Verjüngung* deſſelben. Das heißt, und ſie ſagen's, ſie wollen ihr Reich dem Geſetze der Alles umſchaffenden Zeiten entziehen — das *Unmögliche*. Das läßt böſen Ausgang ahnen, und gewaltthätigen Ausbruch des öffentlichen Willens. Denn die Natur, wenn ſie heiſcht, duldet keinen Zwang. Völker ſind aber eben ſo wenig für Staatsverfaſſungen erſchaffen, als Menſchen für Kleider; ſondern Verfaſſungen und Kleider ſind für Staaten und Menſchen gemacht, und ſollen dem Alter und Beruf derſelben anpaſſend ſein, oder — ſie reiſſen.

Die Natur in der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts lieſet auf ihrem ewigen Stuhl einen ganz andern Codex, als der Menſch des Augenblicks. Wir Kinder des Augenblicks ſchreien uns heiſer um die heut zum Modewort gewordene *Legitimität*; die Natur in ihrem ewigen Wirken hat eine *ganz andere Legitimität*. Für ſie ſind Hausväter, Geſchlechter, Nationen, Briefe und Urkunden, Modebegriffe und Interdikte Nebendinge. Wäre *unſere* Legitimität die der Natur: ſo ſtände die altpatriarchaliſche Welt noch im nomadiſchen Gewühl; oder noch Roms Weltherrſchaft; oder wenigſtens Karls des Großen Reich. Alles iſt für einen beſtimmten Zeitraum legitim; dann wird Alles durch die Zeit ſelbſt illegitim, und Alles, was *ihrem* ewigen ſtarken *Recht* widerſpricht, wird *unrecht*.

Dieſe von ſechs Jahrtauſenden verkündete Wahrheit, beurkundet mit Belegen von jedem Blatt der Geſchichte, gehört ſeltſamer und unglaublicherweiſe heutiges Tages in verſchiedenen Ländern der Erde noch immer zu den verbotenen Wahrheiten, oder zu denen, welche man von Seiten allerhöchſter Behörden als Irrthümer zu behandeln gebietet. — Die franzöſiſche Revolution ſogar, die uns zu allernächſt gelegene Thatſache, ward von den Zeitgenoſſen falſch verſtanden, und man bildet ſich ein, wieder auf der alten Stelle zu ſein, wo man *vor* Napoleons Tagen ſtand; während man doch himmelweit davon entfernt iſt. Die Zeiten haben einen wildreiſſenden Strom und Schwung; aber wir darin empfinden ihn ſo wenig, als den Umſchwung des Erdballs um ſich und die Sonne, und mit der Sonne um einen andern Sirius. Und doch findet das Alles ſtatt; und es hilft kein Läugnen, wenn der Winter kömmt, daß es nicht kalt ſei, und man nicht Sommergewand tragen ſolle. Wer hält den rollenden Erdball in ſeiner Sternenbahn feſt? Und wer verſteinert den menſchlichen Geiſt, daß er nun in der Summe von Begriffen und Bedürfniſſen ewig verbleibe, wie er gegenwärtig iſt.

Das franzöſiſche Land hat wohl die alten Gränzen und das franzöſiſche Volk das alte Königsgeſchlecht zurück, aber nicht den alten Geiſt, den es vor 1789 hatte, und nicht die damaligen innern Ordnungen. Die Franzoſen ſind zwar beſiegt, aber die Beſiegten gewannen eine beſſere Verfaſſung, als ſie gehabt; während die meiſten ſiegenden Völker ohne dieſelbe geblieben ſind. Dies bewirkt die heutigen Spannungen, und wie anderer Orten, ſo auch in Großbritanien. Hier hält das Miniſterium das bisher Beſtandene aufrecht mit ſtarker Hand, hält

Digitized by Google

es mit unmäßiger Anstrengung aller Kräfte aufrecht, und — entwurzelt es eben dadurch. Die heutige Verfassung Englands ist in der That schon nicht mehr die alte Verfassung, die durch ihr inneres Gleichgewicht Berühmte, die durch ihren freien Sinn Verherrlichte. Die Habeas-Corpus-Akte suspendirt, Armeen im Innern und dergleichen, gehören nicht zur britischen Freiheit. Je treuer die Minister, nebst der Hofpartei, streben, die altenglische Konstitution unverändert zu bewahren, je mehr verändern sie daran. Sie ziehen zum unbeschränkten Königthum herüber, desto heftiger zieht die Gegenpartei zum freien Volksthum.

Welches nun auch der Ausgang dieses innern Kampfes sein, und wann er auch erscheinen möge: es ist mehr als wahrscheinlich, daß er für den kolossalischen Staatskörper auflösend sein werde. Der äussere Friede wird ihn befördern. Die Macht, welche einen Krieg gegen England unternimmt, wird diesem Staat wohlthätig sein, wenn es Wohlthat ist, den kritischen Augenblick der Auflösung verzögern.

Schwer ist auszumitteln, welche Folgen eine große Staatsverwandlung Englands für das übrige Europa haben könne? Sie werden immer anders sein, als man erwartet. Dennoch gebietet es die Klugheit der übrigen europäischen Staaten, darauf gefaßt zu sein, und das Mögliche oder Wahrscheinliche zu berechnen.

Eine Staatsumwälzung in England wird eben so gewiß ihre Erschütterungen über den ganzen Erdkreis verbreiten, als die Revolution Frankreichs ganz Europa zittern machte. Denn mit England hängen die entferntesten Welttheile und Inseln zusammen. Die politischen Parteiungen im Mutterlande, da sie nicht blos das königliche Haus, nicht blos einen Ministerwechsel, sondern die Verfassung, die Rechte, die Freiheiten, den Wohlstand der Nation betreffen, werden nothwendig politische Parteiungen in den Töchterstaaten nach sich ziehen. Daran zweifle Niemand! — Die Gährungen in Spanien hatten Gährungen im spanischen Amerika unvermeidlich zur Folge. Auf die Revolutionen und Thronenwechsel des europäischen Spaniens folgte der Abfall des amerikanischen Spaniens.

Man denke sich nun das ostindische Britanien! Denke sich dieses Reich, neben welchem Peru, Chili, Laplata und Mexico, rücksichtlich innerer Kraftfülle, gering sind, losgerissen vom Verband mit Altengland, selbstständig mit seinen Schätzen, seinem Gewerbsfleiß und Handel! Was ist England ohne Ostindien? Was wird es werden? — Das, was Holland ohne Meerherrschaft und Kolonien ward. Ostindien von England getrennt, steht der Ozean wieder allen Flaggen frei, der Welthandel ist getheilt und hat seinen Stapelplatz nicht mehr allein an der Themse. Der Unternehmungsgeist europäischer Mächte gewinnt neuen Spielraum. Die Küsten Rußlands, Preußens, Schwedens, Hollands, Frankreichs, Spaniens, Italiens beginnen wieder mit den fernen Welttheilen unmittelbaren Verkehr; Handel, Gewerbs- und Kunstfleiß des europäischen Festlandes, jetzt unter Albions Dreizack verschmachtend, kehren in ein neues,

Digitized by Google

seit Jahrhunderten nicht mehr gekanntes Leben zurück, und es wird manch neues Venedig, Genua, Hamburg und Frankfurt oder Augsburg wieder auferstehen.

Setzen wir den Traum fort von der Weltverwandlung, welcher sich früh oder spät, doch einmal gewiß, in die Wirklichkeit hinaus verkörpern wird. So wie Europa in kommerzieller Hinsicht gewinnt, werden die Völker der andern Welttheile ebenfalls, und nicht minder in wissenschaftlicher, das Leben veredelnder Hinsicht gewinnen. Denn was diese jetzt sind und haben, ist doch nichts Eigenthümliches. Ihr Dasein hat nur mittelbaren Werth; ihr Licht ist nur matter Abglanz und Wiederschein von der Sonne, welcher sie den Trabantendienst leisteten. Die Arbeiten der Gelehrten zu Kalkutta sind dürftige Antworten auf Londner Fragen.

Der Umschwung des Handels und des großen Nationen-Verkehrs über den Ozeanen muß in Europa unwidersprechbar Wirkungen hervorbringen, welche kein menschlicher Scharfsinn voraus berechnen kann. Dann erst wird der Tag kommen, wo der Menschheit vergönnt ist, einen freien Odemzug zu thun, wenn sich die Welttheile verbrüdern und in geistiger Wechselwirkung zu einander übergehen, wie heut zu Tage nur die zivilisirten Staaten Europens.

Aber mit der Zertrümmerung der britischen Macht würde auch das Innere der bisherigen Staatenverhältnisse von Europa eine große Veränderung leiden.

Nach Napoleons Sturz bildeten England, Rußland, Preußen und Oesterreich den großen und großgebietenden Verband. England war von jeher in dieser edeln Kette, das läßt sich schwerlich ableugnen, das bedeutendste Glied. England allein, wenn alle übrige besiegt oder kraftlos schwiegen, führte ununterbrochen das Wort für die Freiheit der europäischen Welt gegen Napoleon und dessen Vorfahren, die Revolution. England hat noch heut allein das Gold, und darum die Macht und darum das Recht. England ist noch heut das wichtigste Reich Europens und lenkt die Politik des Welttheils am goldenen Zügel des Handelsverkehrs. Es kann Kriege entzünden und auslöschen. Es vermag, wenn man die ungeheure Masse seiner Mittel betrachtet, allein so viel, als das gesammte feste Land, und scheint sich, auf seinem vom Meer isolirten Felsenthron, zur Herrschaft über Alle geboren. Das rule Britannia donnert an allen Küsten, und die unbezähmbaren Korsaren Nordafrika's sind nur die Diener von St. James. Ganz Europa rang sich müde gegen Frankreich und Napoleon; aber Frankreich und Napoleon rangen sich müde an England.

Blos auf die Mittel gesehen, vermag England viel, und weit mehr, als es thut. Was könnt' es mehr thun? Den Völkern Handelsordnungen vorschreiben, wenn es despotisch fahren wollte. Daß dies nicht geschieht, ungeachtet das britische Volk seit dem Frieden Noth leidet, ist entweder ein edles Rechtlichkeitsgefühl der Regierung, welches den Uebermuth verschmäht; oder Klugheit, denn milde Herrschaft dauert am längsten; oder Zähmung durch das Gefühl innerer Erkrankung; oder alles zugleich.

Digitized by Google

Nun aber denke man ſich England, dieſen gewaltigen Ring in der großen Staatenverkettung, gebrochen, ihn der dieſe Kette ſeit zwanzig Jahren allein zuſammenhielt! Damit wird das geſammte politiſche Syſtems Europens, welches ſeit dem Sturz Napoleons ſich auszubilden begann, verändert. Die Macht der übrigen großen Mächte wird damit plötzlich, wenigſtens relativ, geſteigert. Es entſtehen neue Trennungen, neue Intereſſen, neue Verbindungen, neue Wünſche und Ausſichten. Den heiligen Bund, welchen zwar das zarteſte, religiöſe Gefühl deſſen, was ſein ſoll, niederſchrieb, hat wohl oft nur die Klugheit unterzeichnet.

Welches wird dann das Loos Hannovers? Wie ſteht dann, ſich ſelber überlaſſen, die ottomanniſche Pforte, dieſe gebrechliche Scheidewand europäiſcher Geſittung und aſiatiſcher Barbarei? Wie dann das Bourboniſche Frankreich, und das wankende Portugal? — Wieviel Fragen wären da an das verhüllte Schickſal zu richten!

Doch genug für einen Traum, der unermeßlichen Stoff zum Fortträumen giebt, und vielleicht ſchon in wenigen Jahren kein Traum mehr iſt.

Blicke auf das alte und neue Deutſchland.

(Aus den Papieren eines Staatsmannes.)

Die neueſte Geſchichte der Deutſchen.

In einem Zeitraum von zwanzig Jahren ſah man zwiſchen Oeſterreich und Preußen das deutſche Reich zerſpalten; — beide Mächte dann abwechſelnd an den deutſchen Sinn appelliren; bald darauf Deutſchland der fremden Uebermacht ſich gänzlich unterwerfen; dann Rußland die Herſtellung der alten deutſchen Verfaſſungen an der Spitze großer Heeresmacht verkünden; darauf aus Preußen Anſprüche auf die Schöpfung eines neu zu gründenden germaniſchen Reichs hervortreten, während Oeſterreich ſeine alten Rechte nur in der Stille geltend zu machen ſuchte; endlich die deutſchen Staaten einerſeits vom Geiſt der alten Lebensordnung und des Adelthums, andererſeits vom Streben nach höhern Volksrechten, nach Verſchmelzung des Getrennten in ein Ganzes, im Hintergrund vielleicht wieder von fremder Politik und Vergrößerungsſucht bedroht, und zugleich durch wechſelſeitiges Mißtrauen geſchwächt, einer neuen Kataſtrophe entgegengehen.

Dem Freunde des Vaterlandes muß beim Anblick ſo mannigfaltiger, in einen engen Zeitraum zuſammengedrängter Uebel, das Herz bluten. Denn es wird aus Allem klar: daß man bei uns nie beſtimmt wußte, was man wollte? Nur das deshalb geplagte, leidende Volk wußte, was ſein ſollte. Daß die wenigſten Kabinette weder den Geiſt des Jahrhunderts deutlich erkannten, noch wie ſie zur übrigen deutſchen Welt ſtehen müßten, um, eins mit Allen, ſich ſelber zu retten.

Digitized by Google

Der Lärmen der Nord- und Süddeutscherei.

Einen langen, bittern Streit erhoben die Schriftsteller über das Deutschthum. Ich weiß nicht, ob er von den Norddeutschen oder Süddeutschen begonnen wurde, aber lächerlich, oft bis ans Kindische gränzend albern, war er; öfter noch unklug und schädlich. Er beförderte innere Entzweiung, Mißtrauen und Gehässigkeit. Meines Wissens haben die Nord- und Südfranzosen, die Nord- und Südspanier, die Nord- und Südbriten über Alterthum, Herstammen, Landesvorzüge und Tugenden ihrer Volksstämme nie mit so anhaltender, thörichter Wichtigkeit gestritten. Die im Süden wollten zuletzt ihre Sprachgenossen im Norden, die im Norden ihre südlichen Landesgenossen gar nicht mehr für wirkliche Deutsche gelten lassen. Man verachtete gegenseitig die Regierungen, Verfassungen, Minister und Feldherrn der andern; lästerte dieselben auf pöbelhafte Weise. Besonders sahen die im Norden voll stolzen Mitleidens auf die Südlichen, zumal auf die Baiern in ihrem neu erblühenden Königreich, wie auf einen Haufen abergläubiger Barbaren*), „zehrend von der Gnade norddeutscher Bildung, von der Lebensfülle ausländischer Geister,“ **) und noch ein Jahrhundert weit von dem höchsten aller Ziele entfernt, „die Preußen des Südens heißen zu dürfen.“ ***)

Der elende Lärmen ist zum guten Glück am Ende. Wär' er nie begonnen worden! Es ließ sich darüber nichts Besseres sagen, als was Rottmanner sprach:

Sagt mir, was ist wohl die Deutschheit, die jetzt so schmält und sich klaget;
Bald mit Lutherthum prahlt, bald mit helenischem Geist?
Immer vosaunt, was sie war, nichts ist und werden auch nichts will,
Zwietracht blöden Beginns weckt in dem eignen Volk?
Sagt mir, was ist sie, die eitle, hohlherzige, seelenberaubte,
Jene Deutschheit, o Freund, welche die Deutschheit verdarb?

Aeneas Sylvius und der rheinische Merkur.

Das deutsche Reich war von jeher eine confusio divinitus conservata. Daß der Lärmen um Deutschthum erst seit dem Jahre 1806, das heißt, mit der Zeit anhob, da das deutsche Reich in allen seinen Bestandtheilen zertrümmert ward, ist ganz in der Ordnung der Dinge.

Die Stellen der alten Schriftner Roms, die uns von den Fehden Marbods und Hermanns, und von den Diensten erzählen, welche die im römischen Sold stehenden deutschen Kriegsvölker gegen ihre eignen Landsleute leisteten, finden bei den Geschichtschreibern des Mittelalters die treffendsten Aehnlichkeiten, und eben so in den neuesten Zeiten. Der Brief des

*) S. „Die Vereinigung Sachsens mit Preußen aus dem Gesichtspunkt des Protestantismus betrachtet von Germanicus Saro.“ Leipzig 1815.

**) „Die neue Kirche oder Verstand und Glauben im Bunde.“ Berlin 1815. S. 41.

***) „Nemesis von Luden.“ 1. Bd. S. 284.

Digitized by Google

Aeneas Sylvius über den Reichstag vom Jahr 1454 (Lib. I. ep. 106) zeigt, daß es damals in unserm Vaterlande so bunt war, wie bis zu unsern Tagen.

„Die Deutschen sind unter sich getheilt," schrieb damals der feine Staatsbeobachter, den ich eben nannte: „und sie hangen auf keine Weise zusammen. Die Städte leben in Feindschaft mit den Fürsten und die Fürsten selbst werden durch kein Band der Eintracht zusammengehalten. Die Schweizer fühlen sich nur stark in ihrem Hasse gegen die Herzoge von Oesterreich. Der Pfalzgraf ist der entschiedenste Widersacher des Erzbischofs von Mainz. Das Herzogthum Lützelburg ist ein Gegenstand des Streites zwischen dem Könige von Böheim und dem Herzog von Burgund. Die Herzoge von Sachsen rechten und hadern mit den Böhmen um sechszig feste Schlösser. Die Breslauer haben sich geweigert, dem König von Böheim zu huldigen. Die Preußen haben das Joch des deutschen Ordens abgeschüttelt, und sich an den König von Polen angeschlossen, der ihnen in diesem Augenblick mit einem Heere zur Hilfe eilt. Die Liegnitzer, die König Ladislaw an den Statthalter von Böheim abgetreten hat, weigern sich der Unterthänigkeit. In Oesterreich herrscht nichts weniger als Ruhe und Frieden; in vielen Städten ist Aufruhr und das platte Land wird von dem böhmischen Ramso verheert, der sich an der Spitze von 2000 Räubern jede Ausschweifung erlaubt."

„Sage mir selbst, was man von diesem allgemeinen Wirrwarr hoffen oder fürchten soll? Sieh auf der Menschen Denkart, beachte der deutschen Fürsten Sinn, ihren Geitz, ihre Schläfrigkeit, ihr Jagen nach Genuß. Keiner von ihnen strebt nach hoher Bildung, keiner nach dem, was bildet, Kunst und Wissenschaft. Und doch wollen wir die Heere der Türken vernichten. Ich schmeichle mir mit keinem glänzenden Erfolg. Aber ich werde nach Frankfurt gehen. Und wenn ich auch nicht hoffen darf, dort etwas für die Christenheit auszurichten, werd' ich mich wenigstens selbst märtern, und zur Büßung meiner Sünden, Leib und Seele plagen."

Die Staatenverhältnisse im Reich der Deutschen sind nun freilich vom Jahr 1454 bis zum Jahr 1817 ganz anders geworden. Aber der alte Geist und dessen Wirkungen sind noch immer die nämlichen geblieben. Was sind die Folgen der großen Schlachten bei Leipzig, Waterloo, Hanau und der Siege im Innern Frankreichs gewesen? — Ohngefähr mit denselben Empfindungen, wie wir den Brief des Aeneas Sylvius, werden künftige Geschlechter Schriftstellen aus unserer Zeit lesen, etwa wie jene Zusammenstellung, die sich im rheinischen Merkur fand:

„Deutschland, obgleich die an Polen begangene Sünde theilend, hat die Beute großtentheils wieder verloren. Schweden hat Dänemark, England hat Holland beraubt. Die beiden Ausgeplünderten werden mit der Entschädigung an das gutherzige Deutschland angewiesen, welches die Assignation honorirt, und auf den ihm angefallenen burgundischen Kreis verzichtet hat. Frankreich, das alles verloren hatte, ist jetzt wieder im Besitz der uraltdeutschen Ländereien und hat über das noch hunderttausend Seelen erhalten. Das deutsche Reich aber hat die Schweiz und Belgien aufgegeben und seinen Kaiser noch obendrein."

Digitized by Google

Unterschied von Deutschland und dem deutschen Reich.

Im Sprachgebrauche des Volkes war deutsches Reich immer ganz etwas Anderes, viel Bestimmteres, Scharfbegränzteres, als in der diplomatischen Sprache. Das Volk unterschied sehr genau Oesterreich, Böheim, oder Preußen und so weiter vom Reich. Es sah in den Beherrschern dieser Staaten nur mächtige und übermächtige Bundesgenossen oder Zugewandte des Reichs, keine wirkliche Genossen und Glieder desselben. Nur wenn man von dort nach Franken, oder Baiern, oder Schwaben ging, sprach man: „Ich reise ins Reich."

Das Volk hatte gewiß nicht unrecht, und behauptet seine Unterscheidungsart im gemeinen Leben noch immerfort standhaft. Die Leute in Hannover, in Krain, in der Mark, in Schwedischpommern, in Mähren u. s. w. halten sich zwar für Deutsche, aber keineswegs für Theile des deutschen Reichs. Wie sollte dies auch den Unterthanen von Großbritanien, oder Schweden, oder Dänemark, oder Preußen, oder Oesterreich beifallen, deren Gebieter fast sämmtlich den größten Theil ihrer Macht außer den Gränzen Deutschlands, und daher, ogleich des deutschen Reichs Bundesgenossen, dennoch ganz andere und wichtigere Staatsinteressen, als die des deutschen Reichs oder Staatenbundes, haben?

Theilen wir Deutschland nun nach dem Sprachgebrauche des Volkes ein: so ergiebt sich daraus ein anderes statistisches Verhältniß, als das gewöhnliche, wie aus folgender Uebersicht erhellt:

Deutsche Länder, die als Bestandtheile auswärtiger Monarchien zu betrachten sind:

I. Oesterreich besitzt:

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
1) Erzherzogthum Oesterreich	586.	1,746,0000.
2) Herzogthum Steiermark	411.	825,000.
3) Herzogthum Kärnthen	250.	300,000.
4) Herzogthum Krain	233.	432,000.
5) Friaul	67.	124,000.
6) Triest und Istrien	55.	124,000.
7) Gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg	521.	690,000.
8) Königreich Böheim	951.	3,112,000.
9) Mähren und Schlesien	552.	1,693,000.
	3,626.	9,046,000.

II. Preußen.

1) Die Kurmark	432.	853,000.
2) Die Neumark	206.	324,000.
3) Herzogthum Pommern	442.	518,000.
4) Erfurt und Eichsfeld	48½.	158,000.

Digitized by Google

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
5) Magdeburg und Mannsfeld	108.	320,000.
6) Halberstadt	26½.	101,000.
7) Hohnstein und Quedlinburg	10.	40,400.
8) Kleve und Mark	71½.	202,000.
9) Minden und Ravensberg	34½.	166,000.
10) Münster und Katzenberg	49.	127,000.
11) Paderborn	50.	98,500.
12) Der neu erworbene Theil von Sachsen	276.	782,249.
13) Auf dem linken Rheinufer	275.	1,044,156.
14) Oranische Besitzungen	114.	328,500.
15) Korvey und Dortmund	6.	19,500.
16) Herzogthum Berg	54.	296,877.
17) Herrlichkeit Broch	—	3,000.
18) Rittberg	—	13,000.
19) Schauen	—	1,000.
20) Konigswinter, Dung und Villich	1.	3,000.
21) Von Wiedrunkel	2.	6,400.
22) Limburg, Wartenburg, Schladek	2.	7,000.
23) Witgenstein-Homburg	1¼.	4,300.
24) Gimborn und Neustadt	2½.	6,500.
25) Bentheim, Olyen und Steinfurt	6¼.	28,000.
26) Bentheim und Rhoden	3½.	9,674.
27) Landskron und Rhade	2½.	5,000.
28) Wildenberg	2.	3,000.
29) Rukkinghausen	7.	18,000.
30) Dulmen	4.	9,600.
31) Rhinna, Waldek	6.	10,000.
32) Kniephausen	1.	3,000.
33) Horstmar	18.	47,000.
34) Salm-Salm	15.	36,000.
35) Salm-Kyrburg und Gehmen	9.	19,100.
36) Herzogthum Westphalen	66.	138,000.
37) Schlesien mit Glatz	726.	2,047,000.
	3,078.	6,796,756. *)

*) Die Angaben der Volksmenge von Nr. 1 — 16 sind aus Hassels statistischen Tabellen, die von Nr. 16 — 36 aus der Chronik des allgemeinen Wiener Kongresses Nr. 47. den 7. März 1815. S. 680 und 681.

Digitized by Google

III. Großbritanien.

	Quadratmeilen.	Seelenzahl.
1) Hannover im Jahre 1805	569.	948,000.
(— — im Jahr: 1816 682. 1,330,000.)		
2) Hildesheim	40.	114,000.
3) Ostfriesland	56¾.	119,500.
4) Meppen und Emsbühren	35.	40,000.
5) Lingen	8.	25,021.
6) Teklenburg	5.	20,059.
	713¾.	1,266,580.

IV. Dänemark.

Das Herzogthum Holstein	144.	320,000.
(Nach Angabe der Schrift: Nach seinen polit. geogr. Veränderungen. Weimar 1816. Fol. 171 Quadratm. u. 360,000 Einw. Ohne die versprochene Entschädigung für das an Schweden abgetretene Königreich Norwegen, welches 6,966 Quadratmeilen u. 902,000 Einwohner zählt.)		
Lauenburg	40.	40,000.
	184.	360,000.

V. Schweden.

Schwedisch-Pommern	66.	115,000.

VI. König der Niederlande.

Die vorhin östreichischen Niederlande mit Ausnahme eines Theils vom Wälder-Depart. zu 40,000 Einw.	453¾.	2,937,881.
Vom Roer-Departement	9.	27,100.
	462¾.	2,964,981.

Rekapitulation.

I. Oesterreich	3,626.	9,046,000.
II. Preußen	3,078.	6,796,756.
III. Großbritanien	713¾.	1,266,580.
IV. Dänemark	184.	360,000.
V. Schweden	66.	115,000.
VI. Niederlande	462¾.	2,964,981.
	8,130¼.	240,549,317.

Digitized by Google

Das übrige Deutschland beträgt, ebenfalls nach Hassel erstes Heft, 4,014 Quadratmeilen, 10,116,251 Einwohner. Folglich ist eigentlich kaum der dritte Theil Deutschlands, nämlich nur Baiern, Schwaben, Franken, Hessen und ein kleiner Theil Sachsens, als Kern und Stamm des deutschen Reichs oder Staatenbundes anzusehen.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Fraunhofers neue Entdeckungen über die verschiedene Natur des irdischen und electrischen, Sonnen- und Fixsternenlichts.

— Den europäischen Astronomen ist die Werkstatt der Herren Utzschneider und Fraunhofer für optische Werkzeuge zu Benediktbeurn in Baiern ruhmvoll genug bekannt. Es ist bekannt, daß hier die Bereitung des Crown- und Flintglases zu einem bisher ganz unbekannten Grade der Vollendung gesteigert ist, hinter welchem selbst der sonst Alles gern überflügelnde Kunstfleiß der Briten besiegt zurücksteht. Das englische Crown- und Flintglas ist nie ganz in seinem Innern von Wellen und Streifen frei (wenn schon dem unbewaffneten Auge nicht allezeit sichtbar), und daher keineswegs zu den zartesten Versuchen über das Licht anwendbar; während die Werkstatt von Benediktbeurn es dahin gebracht hat, daß sie ein vollkommen wellen- und streifenreines Glas bereitet, so daß aus einem Hafen mit vierhundert Pfund Flintglas selbst zwei Stücke, wovon eines vom Boden, das andere von der Oberfläche des Hafens genommen ist, gleiches Brechungsvermögen haben. Diese ausserordentliche Vollkommenheit, sowohl in Verfertigung des Brechungsmittels, als in der scharfsinnig berechneten Zusammensetzung der Instrumente selbst, bereitet neue Eroberungen im Gebiete der Sternkunde vor, zu welchen das lange bewunderte Herschel'sche Spiegeltelescop nicht ausreichen konnte. Herr Schröter, der Sohn, welcher auf der Sternwarte von Lilienthal die Beobachtungen seines berühmten Vaters fortsetzt, wird eben durch die vollendetern Mittel und Werkzeuge zu größern Entdeckungen gehen, indem er statt des väterlichen Spiegeltelescops ein achromatisches Fernrohr von Utzschneider und Fraunhofer anwendet, welches sechs Fuß Brennweite und zweiundfünfzig Pariser Linien Oeffnung hat.

Der geistreiche Fraunhofer, indem er mit seiner Kunst die Erweiterung der Himmelskunde anbahnt, gelangt von Zeit zu Zeit bei seinen zahllosen Versuchen zu Entdeckungen, welche für die Wissenschaft von hoher Wichtigkeit sind, während sie ihn nur sehr beiläufig, in Veredlung der künstlichen Sehwerkzeuge, beschäftigen. Dahin gehört seine neuliche Wahrnehmung, daß das Licht überhaupt, welches wir von verschiedenen Selbstleuchtern erblicken,

Digitized by Google

nicht einerlei Licht, ſondern in ſeiner Weſenheit ſehr von einander verſchieden ſei und ohne Zweifel auch ganz verſchiedene Brechungsverhältniſſe habe.

Bei ſeinen Verſuchen über das Brechungs- und Farbenzerſtreuungsvermögen der Glasarten, da er bemüht war, einfaches Licht von jeder Farbe durchs Prisma zu erhalten, bemerkte er, daß die farbigen Flammen, die man durch Verbrennen von Alkohol, Schwefel u. ſ. w. erhält, kein einfaches Licht gewähren, das ihrer Farbe entſpricht. Hingegen nahm er wahr, daß bei dieſem, ſo wie beim Oel- und Talglicht, und überhaupt beim Licht des Feuers, im prismatiſchen Farbenbilde zwiſchen der rothen und gelben Farbe ein heller ſcharfbegränzter Streifen ſtand, der bei allen, und genau und beſtändig an demſelben Orte ſtand. Dieſer helle Streif ſcheint durch Lichtſtrahlen gebildet zu werden, welche einfach ſind, und folglich vom Prisma nicht weiter zerlegt werden können. Auch in der grünen Farbe bemerkte er einen ähnlichen Streif, der doch minder ſcharf begränzt, oft faſt bis zur Unkenntbarkeit ſchwach war.

Als er verſuchen wollte, ob im Farbenbilde vom Sonnenlicht ein ähnlicher heller Streif zu ſehen ſei, wie im Farbenbilde vom Lampenlicht, fand er ſtatt deſſelben unzählig viele ſtarke und ſchwache ſenkrechte Linien, die aber alle dunkler waren, als der übrige Theil des Farbenbildes, ja von denen einige faſt ganz ſchwarz zu ſein ſchienen. Das Prisma mogte aus was immer für einem brechenden Mittel beſtehen: allezeit erſchienen dieſe Linien und Streifen und immer in genau gleichem Verhältniß zu einander in den verſchiedenen Farben. Die ſtärkern Linien machen keineswegs die Gränzen der Farbentöne, die unmerklich in einander verſchwimmen, inzwiſchen auf beiden Seiten einer Linie dieſelbe Farbe iſt.

Fraunhofer überzeugte ſich durch viele Verſuche und Abänderungen in der ſinnreichen Vorrichtung, daß dieſe konſtanten Linien und Streifen in der Natur des Sonnenlichtes liegen, und daß ſie nicht durch Beugung, Täuſchung u. dgl. entſtehen. Auch im Farbenbilde vom Lichte der Venus fand er dieſelben Linien und Streifen, doch ungleich ſchwächer, wie denn das Licht der Venus, im Vergleich mit dem der Sonne, weit weniger Dichtigkeit hat. Aber das Verhältniß der Streifen und Linien ſelbſt war noch daſſelbe, und beurkundete, daß das Licht der Venus mit dem Sonnenlichte von einerlei Natur ſei.

Mit derſelben Vorrichtung machte Fraunhofer auch Verſuche über das Licht einiger Fixſterne erſter Größe. Da aber das Licht dieſer Sterne noch viel ſchwächer iſt, als das der Venus, ſo war natürlich auch die Helligkeit des prismatiſchen Farbenbildes vielmal geringer. Demungeachtet hat er, ohne Täuſchung, im Farbenbilde vom Licht des Sirius deutlich drei breite Streifen wahrgenommen, die mit jenen Streifen vom Sonnenlichte keine Aehnlichkeit zu haben ſchienen. Einer dieſer Streifen iſt im Grünen, zwei ſind im Blauen. Auch im Farbenbilde vom Licht anderer Fixſterne erſter Größe erkennt man Streifen; doch ſcheint das Licht dieſer Sterne, ſo weit es die Verſchiedenheit der Streifen zeigt, unter ſich von verſchiedener Natur zu ſein.

Digitized by Google

„Das Licht der Electricität," sagt Herr Fraunhofer in einer kleinen Abhandlung, die er auf Begehren mehrerer Gelehrten über seine Beobachtungen niederschrieb*): „ist in Hinsicht der Streifen und Linien des Farbenbildes, sowohl vom Sonnenlichte, als auch vom Lichte des Feuers, sehr auffallend verschieden. Man findet im Farbenbilde von diesem Lichte mehrere, zum Theil sehr helle Linien, worunter eine im Grünen gegen den übrigen Theil des Spectrums fast glänzend hell ist. Eine andere, nicht ganz so helle Linie ist im Orange. Sie scheint dieselbe Farbe zu haben, wie die helle Linie im Farbenbilde vom Lampenlicht. Mißt man aber den Winkel der Brechung, so findet man, daß ihr Licht bedeutend stärker gebrochen ist, und ungefähr so, wie die gelben Strahlen beim Lampenlichte. Gegen das Ende des Farbenbildes im Rothen bemerkt man eine Linie, die nicht sehr hell ist; ihr Licht wird, so weit ich mich bis jetzt davon versichern konnte, eben so stark gebrochen, wie das der hellen Linie vom Lampenlichte. In dem übrigen Theile des Farbenbildes kann man noch vier helle Linien sehr leicht erkennen."

Zu Fraunhofers merkwürdigen Beobachtungen über die verschiedene Wesenheit des irdischen und electrischen, Sonnen- und Fixsternenlichtes, gesellen sich noch des verdienstvollen Naturforschers Schweigger zu München Versuche über das Polarisiren des Lichts, worüber von ihm wichtige Aufklärungen zu erwarten sind; ferner die Erfahrungen über die neuerdings bestätigte Eigenschaft des violeten Lichts im prismatischen Farbenbilde, eine Stahlnadel magnetisch zu machen, worüber Cosimo Ridolfi zu Florenz seine Untersuchungen fortsetzt. Das Zusammentreffen so vieler und folgenreicher Entdeckungen von vormals kaum geahneten Eigenschaften des Lichts verspricht uns von dieser Seite eine ganze neue Ansicht der Natur, die sich dem Blick des Sterblichen in ihrem eigenen Glanze verbirgt.

---

*) Sie führt den Titel: Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens der verschiedenen Glasarten in Bezug auf die Vervollkommnung achromatischer Fernröhre, von Joseph Fraunhofer; wurde von der königl. Akademie der Wissenschaften zu München ihren Denkschriften einverleibt und stellt die ganze Geschichte seiner Beobachtungen und dazu angebrachten Vorrichtungen dar.

Digitized by Google

Darſtellungen aus der Schweiz.

Die Reiſenden. — Ehrenrettung der Stadt Aarau. — Gang und Spannung der öffentlichen Grundſätze. — Die Jeſuiten. — Der Abt von St. Gallen. — Die Geſchichtſchreiber Robert Glutz und Joſeph Andre — Stellen aus dem Buche des Letztern.

Der ſchöne Sommer des Jahres 1817 hat zahlreiche Luſtwandler aus allen Gegenden des Welttheils in die Thäler und Gebirge der Schweiz gelockt. Kaum iſt zu bezweifeln, daß die künftige Frucht davon nicht eine ſtarke Vermehrung der Bibliothek der Schweizerreiſen in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache ſein werde. Wir werden, neben neuen Schilderungen der ewig ſchönen Natur dieſes Landes, ſchauderhafte Schilderungen von dem Elende einzelner Gegenden, beſonders der durch die plötzlich gehemmten Fabrikſtätten übervölkerten, während der Theurung, leſen, und manche Bereicherungen der Gebirgs- und Stein- und Pflanzenkunde empfangen. Aber das, was dem philoſophiſchen Beobachter unſtreitig das Wichtigſte iſt: die Entwickelung der ſchweizeriſchen Menſchheit unter den freiern Formen von zweiundzwanzig großen und kleinen Republiken, die der neue eidsgenöſſiſche Bund verknüpft, — das bleibt dem Auge der Meiſten verborgen.

Es iſt nicht unbekannt, daß verſchiedene geiſtvolle Reiſende auch dieſen großen Gegenſtand ins Auge faßten, ihn ſogar zum vorzüglichſten machten, und dazu die Staatsverfaſſungen aller Kantone ſtudierten. Aber ſchwer iſts, auf einem Durchflug den Geiſt der innern Ordnungen, den Einfluß ſo mancher Verwandlungen bürgerlicher Verhältniſſe, und des Nachhalles früherer Begebenheiten mit darſtellungsfähiger Beſtimmtheit zu erkennen. Die Sache iſt um ſo ſchwieriger, je abweichender Sitten, Einrichtungen und Anſichten der ſchweizeriſchen Völkerſchaften von andern ſind, ohne daß dieſe Abweichungen eben grell ins Auge fallen; oder je einſeitiger der Maaßſtab iſt, welchen der Fremde aus entfernten Gegenden mit ſich führt; Vorurtheile und Vorbegriffe oder augenblickliche Gemüthsſtimmungen des Beobachters nicht einmal gerechnet. Es iſt alſo vorauszuſehen, daß die Leſewelt abermals auch mit einer Menge im Lobe, wie im Tadel falſcher Würdigungen der Schweiz bereichert werden werde. Faſt mehr, als von Engländern und Franzoſen, iſt in dieſer Hinſicht von deutſchen Wanderern zu beſorgen, theils weil die Anzahl derſelben gewöhnlich die größere, und dazu die ſchreibluſtigere iſt, theils weil in Deutſchland ſeit einiger Zeit beinah Mode geworden, dem ſonſt geprieſenen Völkerverein zwiſchen

Digitized by Google

Jura und Alpen das Uebelste nachzusagen*). Zu dem letztern mögen freilich mit unter selbst Schweizer den Ton angegeben haben, die im Parteikampf das Wort ihrer Rache, weil es in der Heimath kein öffentliches Blatt für sich fand, ausländischen Tagsschriften übersandten, und, vom Zorn geblendet, vergaßen, daß der heimathliche Bruderzwist zwar Verachtung über die gesammte Familie und dennoch in fremden Gemüthern wenig Theilnahme erwecken könne.

*) So wurde noch unlängst in deutschen Zeitschriften unter der Rubrik: Inhumanität der Stadt Aarau, mit vollster Unkunde aller Verhältnisse, eine Schweizerstadt öffentlich verunglimpft, welche keinen Vorwurf weniger, als diesen, und am wenigsten um der gerügten Thatsache willen, verdient hätte. Es ist dieselbe Stadt, welche mit ächtschweizerischer Gastlichkeit ebensowohl Flüchtigen, geächteten französischen Prinzen, als deren nachmals vom Schwerdte der Nemesis verfolgten Gegnern Freistätte und Schutz gab. Es ist dieselbe Stadt, in welcher der deutsche Rödel endlich sein friedliches Obdach, seine Ruhestätte fand, und wo seine Asche neben denjenigen ruht, die ihn liebten, ehrten, beweinten, während er in Deutschland verkannt ward. Eben dieses Aarau ward in deutschen Zeitschriften einer rohen Unbarmherzigkeit angeklagt, weil der Rath daselbst die sechs unerzogenen Kinder eines gestorbenen Deutschen, der da fünfzehn Jahre wohnhaft gewesen, und eine Schweizerin geheirathet hatte, nach Deutschland in die Heimath und zu den Verwandten des Verstorbenen zurückſandte, weil sie sonst keine Heimath hatten.

Die Ehre einer Stadt zu retten, verlohnt sich wohl der Mühe, näher in den Gegenstand einzutreten, und ohne weitere Rücksicht die Wahrheit, mit Namen und Zahlen, kund zu machen. Die Sache verhält sich also:

Johann Gottlob Siegert, von Chemnitz in Sachsen, lebte vom Jahr 1802 bis 1816 als Handlungsdiener in Aarau. Er verheirathete sich hier und erzeugte sechs Kinder. Weil er vielleicht größeren Aufwand machte, als seine Umstände rechtfertigten, gerieth er in Schulden, so daß er, da ihm während eines Jahres Anstellung fehlte, nur durch Unterstützung von seinen Bekannten und Freunden in Aarau erhalten ward. Er wurde wieder, größtentheils aus Mitleiden, von einem Aarauer Handlungshause angestellt, aber erkrankte bald darauf. Dennoch ward ihm sein Gehalt gezahlt, und er genoß daneben vielfacher Hilfe seiner Freunde.

Ueberall in der Schweiz ist üblich und gesetzlich, daß jede Gemeinde denen, die in derselben Bürgerrecht haben, sammt deren Nachkommen, im Fall der Verarmung, die nöthige Pflege und Aufhilfe geben muß. Wer das Ortsbürgerrecht nicht hat, kann auf diese bedeutende Versorgung seiner oder der Seinigen nicht Anspruch machen. Er bleibt Fremder. Keine Gemeinde ist reich genug, allen Fremden, die sich gern in ihr ansiedeln, Theil an ihrem größern oder geringern Gut zu geben. Immer würde dies Verintrachtigung der Eingebornen sein. — Siegert kannte die Gesetze. Auf sein Begehren schrieb der Stadtrath von Aarau an den Magistrat von Chemnitz, damit ihm und den Seinigen dort ihr Heimathsrecht sicher gestellt werde. Die Antwort des Rathes zu Chemnitz lautete also:

„E. E. Rathe zu Aarau melden wir auf seine an uns erlassene und am 21. dieſes bei uns eingelangte Requisition ergebenst zurück, daß wir uns nicht entbrechen werden, den allda sich aufhaltenden Kaufmann, Hrn. Johann Gottlob Siegert, als einen hiesigen Eingebornen, mit seinen Kindern in Chemnitz wieder aufzunehmen, wobei wir indessen voraussetzen, daß Hr. Siegert über seine bisherige prekuniäre Aufführung das nöthige Zeugniß beizubringen nicht unterlassen werde. Die wir übrigens einem E. E. Rathe alle unsere Hochachtung zusichern. Chemnitz, den 26. März 1816.

Der Rath zu Chemnitz. D. F. H. L. Sachse, Bgm."

Wenige Wochen nach diesem Schreiben starb Siegert. Die Verlassenschaft wurde unter Siegel gebracht. Den sechs unmündigen Kindern, deren Mutter früher gestorben war, setzte man Vormünder. Es zeigte sich ein Vermögen von 2590 Franken, hingegen eine Schuldenlast von 6534 Fr.

Digitized by Google

Die Zwietracht der öffentlichen Meinung iſt in Helvetien zwar dieſelbe, wie in Frankreich, England, Deutſchland und in den beiden Königreichen jenſeits der Pyrenäen; aber ſie beſteht, wie es in freien Staaten ſein ſoll, ohne offenen Krieg mit den vorhandenen Ordnungen und Geſetzen, nur für die Veredlung derſelben in der Anwendung. Denn noch iſt der neue eidsgenöſſiſche Bundesſtaat im Werden; noch ſchwankend zwiſchen den Tugenden und Mängeln des vormaligen Zuſtandes; noch eine junge Ehe zwiſchen Perſonen verſchiedenen Humors, welche ſich erſt gegenſeitig näher kennen lernen und verſtändigen müſſen, um mit einander bequemlich und einträchtig zu leben. Die zweiundzwanzig Freiſtaaten (man könnte ſie alle neu nennen nach ſo großen Verwandlungen, als ihre Grundverfaſſungen litten) haben noch zu jugendliches Anſehen, zu wenig feſtgebildete Züge. Doch arten Bern, Luzern, Zürich, Baſel, Solothurn, Freiburg, die kleinen Kantone und überhaupt alle, die ſchon in der alten Eidsgenoſſenſchaft Namen hatten, ihrer Vorwelt mehr oder oder weniger nach; weniger ſcharfgezeichnet ſind die Phyſiognomien der jüngern Kantone; einige derſelben ſind faſt ohne alle Eigenthümlichkeit. Dieſe, wie die der andern, wird und muß ſich erſt unter den Zeitſtürmen entwickeln.

Das Auseinanderſtieben, die polariſche Spannung entgegengeſetzter Meinungen und Grundſätze, wie wir ſie bei andern Völkern wahrnehmen, offenbart ſich, lebhafter jetzt, denn ſonſt, auch in der Eidsgenoſſenſchaft. Von der einen Seite die unüberwindliche Sehnſucht ſchmerzlich geſtörter Gewohnheit nach dem weitentrückten Alten; von der andern Begier der jüngern Bildung, fortzuſchreiten mit dem Schritt des Zeitalters. Von der einen Seite die natürliche Selbſtſucht ſo vieler kleinen Staaten, ihr eigenthümliches Leben abgeſchloſſen in ſich zu führen, und ihm das Weſen des Bundes unterzuordnen (Erbübel aller Föderativſtaaten ſeit den zwölf Stämmen Iſraels und den griechiſchen Republiken); von der andern Seite der Zorn edler Geiſter

---

Als der Magiſtrat von Chemnitz vom Zuſtand der Dinge benachrichtigt worden war, wollte er, im Widerſpruch mit der frühern amtlichen Zuſicherung, die Theilnahme am Schickſale der Familie ſeines Mitbürgers ablehnen. Er ſchrieb unterm 3. Juni 1816, daß er „ſich weder der Regulirung des Steger'ſchen Nachlaſſes unterziehen, noch weniger für den Unterhalt der Steger'ſchen Kinder ſorgen könne.“ So wären dieſe Kinder alſo durch die Erklärung eines deutſchen Stadtrathes heimathlos geworden, da ſie in der Schweiz keine Heimath hatten.

Durch Verwendung des Stadtrathes von Aarau und die Güte der Gläubiger wurde die Schuldenmaſſe des Verſtorbenen um mehr als 5000 Fr. vermindert. Dann wurden die Kinder mit möglichſter Sorgfalt und unter Leitung eines zuverläſſigen Mannes, laut beſtehenden Landesgeſetzen, in ihre Heimath und zu ihren Verwandten gebracht. Sie verließen Aarau nicht, ohne von allen Seiten vielfach beſchenkt worden zu ſein. Sie waren bis zu ihrer Abreiſe aufs beſte verpflegt geweſen; und über die Reiſekoſten hinaus wurden dem Stadtrath von Chemnitz zu Handen der Kinder noch 1055 Fr. übermacht.

War es alſo gerecht und billig, in öffentlichen Blättern eine Schweizerſtadt, wegen ſolchen Benehmens, mit dem Vorwurf der Inhumanität zu beflecken, während man in Chemnitz, in einer deutſchen Stadt, alle Theilnahme an dem Schickſal einer dort verbürgerten Familie, die außerdem heimathlos war, ablehnte, ſobald man vernahm, daß dieſe Familie arm und unglücklich ſei?

A. d. H.

Digitized by Google

gegen ſolche gefährliche Kraftverſplitterung, die mit innerer Feindſchaft der Theile und Auflöſung Aller endet. Von der einen Seite althergebrachte Unduldſamkeit in kirchlichen Dingen, Aechtung freiſinniger Aeuſſerungen, Verbannung der Preßfreiheit, Furcht vor Volksaufklärung, Verwahrloſung des öffentlichen Unterrichts, zumal bei den Landleuten; von der andern Seite Befreundung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirchengenoſſen, Freiheit des Urtheils und der Preſſe, große Anſtrengungen zur Verbeſſerung des Schulweſens, zur Zerſtörung der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, und zur Veredlung des Volks durch Läuterung der Begriffe. In demſelben kleinen Lande, von welchem Peſtalozzi's tiefgedachte, menſchenfreundliche Ideen über Europa ausgingen, oder wo Troxlers Scharfſinn in manchen Winkel vom Labyrinth der Vorurtheile und vorgefaßten Meinungen Licht trug, ſchrieb mit Aufwand von Gelahrtheit Ludwig von Haller ſeine Reſtauration des Staatsrechts, als würdiger Nebenbuhler des deutſchen Adam Müller.

Vor zwanzig und dreißig Jahren war in der Schweiz ein ſolcher Gegenſatz der Begriffe und Beſtrebungen noch kaum bemerkbar. Gegenwärtig halten dieſe einander ſchon das unverkennbare Gegengewicht. Es geht dies aus den wichtigſten, öffentlichen Beſchlüſſen ſowohl einzelner Kantone, als der eidsgenöſſiſchen Tagſatzungen hervor. Bei dem geſpenſtiſchen Wiedererſcheinen der Jeſuiten ſuchten dieſe ſich aus Italien wieder den deutſchen Gränzen durch die Schweiz zu nähern. Sie trachteten zuerſt in Solothurn feſten Fuß zu faſſen, wo ſie die meiſten Gönner zählen zu können glaubten. Die große Frage über ihre Wiederherſtellung ward vor die geſetzgebende Verſammlung der Republik gebracht; aber mit ſtarker Mehrheit der Antrag auf immer verworfen. Solothurn machte ſich durch dieſe wichtige Entſcheidung um die geſammte Eidsgenoſſenſchaft, vielleicht um manches deutſche Land, verdient.

Eine ähnliche merkwürdige Entſcheidung ging im Jahr 1817 von der Tagſatzung geſammter Eidsgenoſſenſchaft gegen die Breve's des Papſtes zur Wiederherſtellung des Kloſters St. Gallen aus. Dieſe Abtei war während der helvetiſchen Staatsumwälzung aufgehoben; ihr Gut Staatsgut eines neuen ſchweizeriſchen Freiſtaates geworden. Der geweſene Abt Pancraz Forſter indeſſen gab nie die Hoffnung auf, ſein verlorenes Reich wieder zu gewinnen. So lange er von den Schweizern ſelbſt nichts erwarten konnte, ſuchte er den Beiſtand auswärtiger Gewalt; ſagte ſich und ſein Stift, als ein Angehöriger des deutſchen Reichs, von der Eidsgenoſſenſchaft los. Dies vergebens, bemühte er ſich, durch Umtriebe, vermittelſt ſeiner noch übrigen Anhänger, im Lande ſelbſt den innern Frieden zu ſtören. Als auch dies eitel war, begab er ſich nach Rom, und gewann die Fürſprache des heiligen Stuhls. Die römiſche Curie, welche vermittelſt ihrer Nuntien ſeit Jahrhunderten auf die katholiſche Schweiz einen empfindlichen Einfluß zu üben wußte, zweifelte auch diesmal nicht am Gelingen. Sie machte die Sache des Abtes zur ihrigen; denn für den römiſchen Hof war es bedeutend, auf ſchweizeriſchem Boden dieſſeits der Alpen eine mächtige Abtei mehr und einen thätigen, dankbar ergebenen Prälaten zu haben. Die Stimmen einzelner Kantone wurden gewonnen, und ſo wandte ſich der

Digitized by Google

Papſt mit einem Breve an die in der Tagſatzung des Jahres 1816 verſammelten Eidsgenoſſen. Sein Verlangen wurde abgelehnt. Er wiederholte es in einem Breve vom 5. April 1817 feſter vor der Tagſatzung deſſelben Jahres, ohne den Beſchluß der vorhergehenden, oder deren Gründe zu beachten. Die Geſandten von Schwyz, Uri, Nidwalden, Zug, Freiburg, Wallis, ſprachen laut für ihn; aber die Mehrheit der Eidsgenoſſen, unter ihnen der katholiſche Vorort der Schweiz, Luzern ſelber, entſchieden zum andernmal und mit Nachdruck gegen des Papſtes Begehren, für den innern Frieden des Freiſtaats St. Gallen und die öffentliche Ruhe geſammter Schweiz.

Dieſe Thatſachen werden in der Geſchichte ruhmvolle Zeugniſſe für den Geiſt bleiben, der den neueidsgenöſſiſchen Bund ſchon in den erſten Jahren ſeiner Entſtehung belebte. Mit Recht darf dahin auch das Sträuben in mehrern Kantonen gegen Verträge mit auswärtigen Fürſten, wegen Errichtung von Schweizerregimentern in deren Sold, gezählt werden; nur die ſchweren Jahre der allgemeinen Theurung neben der auſſerordentlichen Uebervölkerung verſchiedener Gegenden überwogen vorzüglich alle andere Bedenklichkeiten. Auch daß in mehrern eidsgenöſſiſchen Staaten Geſetze gegeben oder erneuert wurden, welche öffentlichen Beamten das Tragen von Ordenszeichen fremder Mächte, als dem gemeinen Weſen in freien Staaten nachtheilig, verboten, zeuget von der Reinheit republikaniſchen Sinnes, wie er in der Schweiz beim Volk und deſſen Vorſtehern leben ſoll.

Am untrüglichſten aber offenbart ſich das Zunehmen freier Anſichten im Wachsthum der Publicität. Viele Regierungen, vormals gewohnt, Alles in ein undurchdringbares Dunkel zu verhüllen, was ihr Thun und die öffentlichen Angelegenheiten betraf, finden die ſonſt verſchrieene Offenkundigkeit nicht nur für ihr Anſehen und Wirken ſehr gefahrlos, ſondern vortheilhaft, und geben damit ſelbſt das Beiſpiel. Die Wahrheit geht ruhig an das Tageslicht; hingegen der Irrthum oder die boshafte Lüge tödten ſich an dieſem Lichte ſelber.

Als im Jahre 1760 ein Pfarrer zu Ligerz, Uriel Freudenberger, ſeine kleine Schrift: Guillaume Tell, Fable danoise, herausgab, ließ ſie der Stand Uri, ſtatt der Widerlegung, feierlich verbrennen, und ermahnte durch ein Kreisſchreiben vom 4. Brachmonds deſſelben Jahres alle Regierungen der Schweiz dringend, ihr Mißfallen an dieſem hiſtoriſchen Frevel kund zu thun.

Als Johannes Müller ſeine unſterblichen Geſchichten ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft herausgab, erndtete er mit denſelben gerade im Vaterlande den wenigſten Beifall, oder die wenigſte Freundſchaft. Er brachte entweder Vielen zu viel Licht in das, was Heimlichkeit ſein ſollte, oder ſprach zu viel und zu ſchön von Freiheiten, die man lieber vergeſſen haben wollte. Jetzt hat ſich in dieſer Hinſicht das Urtheil über ihn bei einer groſſen Anzahl ſeiner einſichtsvollern Landsleute faſt umgekehrt. Sie bemerken, daß er zuweilen mit groſſer Befangenheit, ſorglicher Umſicht, und oft zu ganz unhiſtoriſchen Zwecken geſchrieben habe, wie er denn in

Digitized by Google

seinen neulich bekannt gewordenen Briefen an Zurlauben nicht läugnet, „daß er durch seine historischen Arbeiten vorzüglich wünsche und trachte, die gegenwärtige Ordnung der Dinge (nämlich die vom J. 1777) und das Ansehen des Adels in der Schweiz zu befestigen.“*) Einer der jetztlebenden berühmtesten Eidsgenossen sagte daher unlängst von ihm: „On voit bien, que les vrais principes étoient au fond de son coeur; mais né Patricien, il craignoit de blesser les frères et amis. Cet homme à foible caractère n'a pas senti, qu'en tenant la route équivoque qu'il choisit, il courit le risque de se brouiller avec eux pour en avoir dit plus qu'il ne devoit, surtout pour avoir violé das Heimliche, qui plaisoit tant aux gouvernements suisses anciens et modernes.“

Man kann sich daraus den lauten, schmeichelhaften fast allgemeinen Beifall erklären, mit welchem, als Fortsetzung der Müllerschen Geschichte der Eidsgenossenschaft, das Werk des Herrn Robert Glutz-Blozheim empfangen ward. Denn Glutz, fehlt ihm gleich die im Studium der Alten reichgenährte Geistesfülle, Gemüthlichkeit und Genialität des großen Vorgängers, übertrifft ihn im strengen Ernst der Wahrheitsliebe, mit der er die Vergangenheit vor den betrachtenden und richtenden Blick der Zeitgenossen und der Nachkommen ruft. Die ungefärbte Treue, in welcher er dem ersten Gesetz der Geschichtschreibung Genüge thut, läßt die Leser den Mangel anderer Reize entbehrlich finden; und jedermann fühlt, daß Glutz die Zeiten der Kirchenveränderung, der Glaubens- und der Bauernkriege, des Verfalls der Freiheit in den Freistaaten und der den alten Bund zerstörenden Gebrechen, wahrhafter, das heißt besser beschreiben würde, als Müller von Schaffhausen. Aber es ist auch gewiß, daß Glutz noch vor zwei Jahrzehenden sein Buch nicht ungestraft hätte schreiben, am wenigsten in der Schweiz selbst drucken lassen können.

Den siegendsten Beweis herrschender Freimüthigkeit gab vor Kurzem Herr Joseph Andre von Luzern, ein junger, geistvoller Mann, welcher in Zug sein Werk: Politische Denkwürdigkeiten des Kantons Luzern, drucken ließ. Vermittelst wenig bekannter oder wenig benutzter Urkunden führt er den Leser mit gewaltiger Kraft in alle Finsternisse ein, die seine Fackel zerstört, und welche seit Jahrhunderten die empörendsten Staatsgeheimnisse verdecken mußten. Aber nur auch ausschließend diesen weiht sich seine ganze Aufmerksamkeit. Während er den greuelreichen Unfug derer enthlößt, die an der Spitze standen, die Verfolgungen, die Kerker, die Blutgerüste musterte, zu welchen Gelddurst und Ehrgeiz der Häupter des Landes Schuldige und Unschuldige schleppten, vergißt er, daß das unterthänige Volk, wenig um das Spiel und Treiben seiner Vornehmen bekümmert, wahrhaft goldene Tage der Ruhe genoß und beneidenswürdig hieß. Daher kann man nicht sagen, sein Werk sei eine treue, oder vollständige Geschichte der Stadt und Republik Luzern; aber letztere wollte er auch nicht liefern, sondern nur Denkwürdigkeiten. Und denkwürdig, leider! sind sie. Es ist das Ganze ein großes,

*) Der Brief ist datirt Bern den 25. Junii 1777; abgedruckt im fünften Heft des schweizerischen Museums vom J. 1816. S. 708—712.

Digitized by Google

düsteres Gemälde menschlicher Leidenschaften, Verirrungen und Verbrechen, mit starker Hand, oft meisterhaft, immerdar anziehend und lehrreich hingezeichnet. Es ist zu beklagen, daß der Verfasser in seiner Schreibart oft allzunachlässig, voller Idiotismen ist; den innern Bau seines Werks ohne, die Uebersicht des Ganzen erleichternde, Ordnung läßt; seine Quellen nur oberflächlich andeutet; sogar die Zeitrechnung in solchem Maaße beiseite setzt, daß man oft nicht weiß, von welchem Jahr und Jahrhundert die Rede sei? Dazu kommt noch, daß das Buch von Druckfehlern wimmelt, und eine falsche Interpunktirung vielmals den Sinn zu fassen erschwert.

Doch weder diese auffallenden Gebrechen, noch daß hier nur von einem kleinen, auf die übrige Welt wenigen Einfluß habenden Freistaat Rede ist, mindern den geschichtlichen und geistigen Werth des Werkes, daß es nicht auch selbst den Nichtschweizern eine in historischer Rücksicht bedeutsame Erscheinung sein sollte. Denn wenn jemals der Genius eines neuern Geschichtschreibers an den hohen Genius des römischen Tacitus mahnte, so ist es dieser. Hier, wie dort, Reichthum und Macht großer Gedanken; ein mit den Lastern der Welt zürnender, unversöhnlicher Geist; ein vom Anblick so vieler Unheilsquellen der Republik bewegtes, düster gewordenes Gemüth; daneben die Majestät der göttlichen Wahrheit, und eine Hoheit der Ansichten, die den Leser erhebt, und weiser macht, als er ist.

Kann man auch wohl den Tacitus lesen, ohne betrübter und tugendhafter zu werden, als man war? Aehnliche Rührungen hinterließ mir Joseph Andre, der, wenn mich nicht Alles täuscht, und wenn er der Clio getreu bleibt, einst unter Deutschlands Geschichtschreibern einen ersten Rang einzunehmen fähig wäre. Ich tadle ihn, daß er sein Buch zu früh ausgab.

Von Joseph Andre's Darstellungsgabe muß wohl, nach solchem Worte, Beweis geleistet werden. Darum wähle ich hier ein Bruchstück; nicht eben das, was seine Eigenthumlichkeit am reinsten bezeichnet, sondern was auch deutschen Lesern verständlicher und anziehender sein kann: erst seinen Rückblick auf den Zustand der Schweiz vor ihrer letzten Umgestaltung, dann seine Aeußerungen über das deutsche Reich im Verhältniß zur Schweiz.

„Während man sich (dies sind die Worte Joseph Andre's von den schweizerischen Regierungen vor dem Jahre 1798) gegen aussen so bückte und krümmte, in der allergeduldigsten Erniedrigung und Ohnmacht stand, zeigte man im Innern unter sich dessto herrlicher seiner Gewalt Ansehen, und Souveränität. Da sperrte man die Pässe gegeneinander, zog Kordone von Milizen, um sich recht nachdrucksam die nöthigsten Lebensmittel abzuschneiden. Wer Früchte von einem Kanton in den andern trug, wer von eines andern Ueberfluß die eigene Noth heben und verhindern wollte, ward mit Gewehrkolben geschlagen, ins Gefängniß geworfen, oder auf fremdem Boden erschossen. Jeder Erdapfel, jedes Brod, jedes Ei war im Bann; ja nicht einmal in ganz fremden Staaten gekaufte Früchte erlaubten sich die Obrigkeiten durch ihr Land zu

führen*). Wo so Vieles ohne Hinderniß geschehen konnte, wo das Höchste der Nation dem Privatinteresse ohne Furcht konnte geopfert werden, da mußte man viel Geld erworben haben, da mußten alle Hemmungen und Schranken der Willkühr, alle innere staatsrechtliche Verhältnisse, die Verfassungen mußten aufgehoben oder nicht mehr erkannt sein. Die schweizerischen Gemeinwesen, wohlgeordnet in ihren ersten Gesetzen für Alles, was die Rechte, das Wohl, das Interesse des Ganzen betraf, hatten sich durch die Zeiten herauf in bloße Familiengewalten verkehrt. Vaterland, Freiheit, Recht und Gewalt schienen das Eigenthum Weniger geworden zu sein, die unverholen laut die Wünsche an den Tag legten: Wenn doch Alles taub und stumm wäre, und Niemand lesen oder schreiben könnte, als der Pfarrer; warum es doch Historien und Chroniken geben müsse, in welchen Alles so ganz anders und verkehrt dargestellt sei, bald werde man sich auf sie beziehen, und das höchste Recht als Unrecht erklären! Daher denn auch die erste große Zeit, ihre herrlichen Thaten und Handlungen, von ihnen aller Aberglauben und Mährchen genannt wurde. Natürlich mußten dem schwarzen Egoismus, diesem Geist der Verkehrung alles Rechtmäßigen und alles Gesetzlichen, Vorstellungen alter Rechte und Freiheiten, eine Vergleichung gegenwärtiger und ehemaliger Zeiten, als eine wirkliche geistige Insurrektion, als ein unmittelbarer Angriff auf ihr gegenwärtiges verkehrtes Wesen erscheinen. Nie ist der Mensch schrecklicher, als wo er auf ein vermeintes Recht hin überall seine Person als Erstes und Letztes sehen kann. Diese Ungerechtigkeit gegen das Ganze zeugt notwendig eine an einander hängende Reihe von Ungerechtigkeiten. Man muß jene hassen, deren Rechte man geraubt hat; mit Gewalt alle Reklamationen unterdrücken, denn man hat ihnen nichts Gegründetes entgegenzusetzen. Der öffentliche Geist mußte unterdrückt und verdorben werden, denn fühlend die eigene Schwäche, glaubt man sich nur stark in der Ohnmacht aller Kräfte. Man mußte das Dunkele suchen, denn man hatte viel zu verheimlichen; so weit das Auge reichte, mußte es nur gebückte Köpfe sehen, wer ihn höher trug und gerade ging, war verdächtig. An Mißtrauen und Verdacht, an Blicken und Ausdrücken hing Ehre, Blut und Leben freigeborner Bürger. Es gab wenige Städte, in welchen den Familien nicht blutige Opfer gebracht worden wären. Wo es nicht geschah, fehlte der Reiz, der äussere Anstoß, nicht der inwohnende Geist. Selbst die Demokratischen, die sogenannten ganz Freien, beherrschten ihre Unterthanen-Lande so, daß bei der ersten Gelegenheit eine Losreißung ertrotzt wurde.**)

Aber, so wie in den ersten Zeiten, so zeigte und bewegte sich auch jetzt der bessere Geist der Nation. Früh trat er dem beginnenden Verderben entgegen, zuerst in der Stimme des

*) Nicht etwa in theuern Zeiten, sondern blos wegen reichen Güterbesitzern und Amtleuten, die ihre Besoldung in Naturalien zogen. A. d. V.

**) Man sagt, das Land blühte. Es war im Interesse der Regierungen, wenn man dem Bürger seine politischen Rechte rauben wollte, mußte man den Bauer in Ruhe lassen. Uebrigens, wenn unsere Freiheit in nichts Anderm bestehen soll, als in Ruhe seine Erdäpfel zu essen, wollen wir und über das Unvernünftige nicht erheben; auch dem sorgt man für das Futter, ja es weiß es sogar oft recht witzig selbst zu nehmen.

Digitized by Google

ſeligen Bruders **Klaus**, in dem Reformator, in den politiſchen Vorträgen der Prieſterſchaft von **Zürich**, in den Stimmen frommer Einſiedler und andern Zuſchriften an die dreizehn Orte. In allen hörte man die ernſte Warnung: mehr auf ſich ſelbſt, als auf Fremde zu trauen, der Penſionen und Kriegsknechte wegen nicht Freiheit und Vaterland zu verkaufen. Jetzt, da das Verderben im ſchnellen Anwachs, und überall aus dem Körper herausſchlug, wurden die Stimmen ernſter und vielfältiger; es waren nicht mehr Einzelne, ſondern Viele miteinander; ihre Anzahl wurde von Tag zu Tage ſtärker, ihr Ruf dringend und begeiſtert. Zuerſt der Edle **Urs Balthaſar** von **Luzern**. Keiner fühlte tiefer den allgemeinen Verfall, Keiner hatte ihn unverwandter vor Augen, Keiner dachte tiefer auf Rettung als Er. Das war ſeine Meinung: daß man den Geiſt unterdrücken und verändern müſſe, welcher dieſen Verfall hervorgebracht;

Bei **Hänzi's** Verſchwörung in **Bern** wurden folgende Epigramme gemacht:

Macht nur das Bürgerblut in großen Strömen fließen,
Es wird ein jeder Tropf in unſere Herzen ſchießen,
Und dort in Glut verkehrt in ſtiller Aſche ſtehen,
Bis einſt zu unſerm Heil des Glückes Wind wird wehen;
Darum ihr Väter Gnad, Gnad iſt, was uns bezwingt,
Und euch das Bürgerherz in neue Feſſeln bringt.
Wann Freundlichkeit und Recht den Stolz und Zwang vertreiben,
So werdet ihr geehrt, wir aber treu verbleiben.
Und wenn die Bürger ſich dereinſt als Sklaven ſchminken,
So wird der Glanz des Staats gar bald in Staub verſinken.
Macht nur Rebellenblut in ganzen Strömen fließen,
Ein jeder Tropfen wird den Staat mit Ruh begießen;
So wird die Glut verwehrt, die ſtolze Herzen brennet,
Bis einſt die Bürgerſchaft ſich ſelbſten beſſer kennet.
Wann Macht mit Gnad vermiſcht, die Frechheit wird vertreiben,
So werdet ihr geehrt, die Bürger treu verbleiben.
Und wenn Rebellen ſich zu euren Füßen ſchmiegen
So wird der Glanz des Staats die Neider ſelbſt beſiegen.

Beim Fallen erwarteten die dreiundzwanzig Verbannten ihre Weiber, Kinder, Freunde und Bekannte, mit Wagen und Pferden; einige Tage vorher wurde für ſie in der Stadt kollekirt und zwar ſo reichlich, daß die meiſten dreihundert Thaler erhielten; die Schulden wurden ihnen erlaßen. Drei verloren das Leben, an **Hänzi** ſchlug man dreimal.

Durch die Polizeiordnung war die Sache ſo weit gebracht (nämlich noch vor dieſer Verſchwörung), daß ein Küfer mit ſeiner Brente voll Wein nicht mehr unter den Bögen, ſondern auf dem ſpitzigen Gaſſenpflaſter gehen mußte; ward er von den Bettelvögten ertappt, warfen ſie ihn in Thurm. An den öffentlichen Markttagen mußte der Bürger von den Herren zuerſt das Schönſte ausklauben laſſen und durfte erſt gegen elf Uhr das Nöthige einkaufen, wo dann manchmal nicht mehr genug vorhanden war und noch dazu einmal theuerer. Kein Bürger kam zu einem kleinen Amt mehr, ſondern da waren gleich zehen Familienkinder und Herren, die es wegſchnappten. Alle Viktualien wurden wegen dem Intereſſe einiger Partikularen ſo hoch in Preis getrieben, daß der Handwerker die Seinigen bald nicht mehr futtern konnte; alles dieſes brachte die verwegenen Conſpiranten zu einer ſolchen Extremität. **Balth. Bernensia.**

A. d. V.

Digitized by Google

in die aufblühende Jugend der Kantone wollte er die Rettung des gemeinen Vaterlandes, in sie, deren Geist noch unverdorben, in denen noch eine Begeisterung möglich, noch ein Hochgefühl klang, in dieses erst aufgegangene Lebensfeuer wollte er die ersten und einzigen Interessen des Landes legen; was in ihm Zerstörendes, was Kräftiges, und Erhaltendes sei, sollte sie historisch, elementarisch kennen lernen; und aus dieser nicht blos todter theoretischer, sondern lebendiger werkthätiger Kenntniß heraus für die neu auflebende Generation ein in ihre Natur geprägter und aus ihr hervorgehender Zentralpunkt von Eintracht, Treue und Begeisterung für Bewahrung schwer errungener Freiheit. Der Geist dieser patriotischen Träume schien sich in der Schinznachter Gesellschaft verwirklichen zu wollen; Alles, was einfach, frei und muthig für gemeine Freiheit fühlte, dachte und handeln wollte, fand sich hier zusammen; hinter dem schwachen, zusammengebrochenen Bunde sollte sich ein neuer von Begriffen und Handlungen gründen; was von oben herab getrennt und gebrochen, sollte aus dieser Mitte wieder verbunden werden; eine allgemeine Annäherung und Verbrüderung aus den Städten und Dörfern, aus den Alpen und Thälern, war ihr Ziel. Schön war ihr Anfang, sie huldigte der Wahrheit in ihrem strengsten Sinne, unerschrocken und fest faßte sie die Wurzel alles Uebels in die Augen: das Alte wollte man, aber nicht in seiner gegenwärtigen Entstellung, sondern in der Reinheit der ersten Zeit; Rechte sollten gehalten werden zu Stadt und Land, man sollte nicht nur sich, sondern auch andere ehren, sintemal der Staat nicht ein Privat-, sondern ein Gemeinwesen sei; daß einige Hoheiten doch nicht ins Große gehen möchten, weil sie im Grunde doch nur klein wären; daß man sich auf niemand verlasse, als auf sich selbst, seine Kräfte bewegen lerne, böse Gedanken damit zu vertreiben; über die Interessen des Landes ihre Behauptung und Gefahr die Wahrheit ehre, sie liebe und fordere!*) — Dann Johann Müller; in die tief bewegten Elemente der europäischen Welt schauend, den Sturm erkennend, der heranzog, hält er in seinen Vorreden flammende, in die Seele dringende Reden an seine Nation, an ihre Obrigkeiten, zum Aufwachen, zum Bereitstehen, zur begeisternden Rüstung und Wehre in der Stunde der Noth. — Endlich Bern; den 3. April 1790 nach einer zehnstündigen Sitzung gaben Räth und Burger folgenden Schluß: daß man nicht in die Hände von zweihundert sechsunddreißig regimentsfähigen Familien, eben so wenig in jene der sechsundsiebenzig gegenwärtig Regierenden fallen wolle, sondern daß die Abgehenden sowohl mit Bürgern aus den deutschen als welschen Landen sollen ersetzt, und die siebenundzwanzig Plätze des kleinen Raths siebenundzwanzig verschiedenen Familien sollten zugetheilt werden, also, daß nie zwei von einem Namen und Geschlecht [illegible]n Sitz und Stimme haben können.

Wir sehen hieraus, wie nahe der gute Geist dem verdorbenen war, wie das erhaltende Element dem zerstörenden entgegentrat, wie es da vorzüglich erschien und in die Wirklichkeit eingreifen wollte, wo man es gerade am wenigsten vermuthete; so vereinigen sich an diesem Orte die Extreme. Aber die verkehrte, die schlechte Seite war zu groß, in alle Verhältnisse zu

*) Sind das nun Contractsocialistische Grundsätze? Schweiz. Mus. Jahrg. 1816.

A. d. V.

Digitized by Google

ſehr verflochten, als daß die ſchaffende Kraft nicht gleich in ihrem Keime von ihr wäre unterdrückt worden; ſie heimlich und öffentlich umſtellen, vorwärts und rückwärts angreifen, das war das Beſte, was ſie thun konnte.

Alſo wurden denn die patriotiſchen Träume als eitle lächerliche Kindermärchen verlacht, der Mann ſelbſt blödſinnig und wahnwitzig genannt, der durch ſolche unkluge Offenheit Staatsgeheimniſſe verrathe; die Schinznachter Geſellſchaft waren neuerungsſüchtige, verkehrte, ſchimäriſche Köpfe, bei den Katholiken Ketzer, bei den Reformirten Illuminaten und Atheiſten aus Montesquieu's und Rouſſeau's Schulen. Hoheitlich wurde an einigen Orten geboten, ſie nicht mehr zu beſuchen; an andern wurde ſo lange geläſtert und gedroht, bis man ſeiner eigenen Sicherheit wegen ſie aufgeben mußte. Das große Buch des Vaterlandes, Müllers Schweizergeſchichte genannt, mußte aus dem Lande fliehen, wenn es ſeinen Tag erblicken wollte; die Tage der Freiheit, der Eintracht und des Ruhmes konnten nicht im Lande gedruckt werden. Und als das Buch erſchien, wie wurde es angegriffen, und verfeindet, da es nicht gar Alles verſchleiern wollte, und von Dingen mit Begeiſterung ſprach, für die dem gegenwärtigen Zeitſyſteme gemäß, es Sünde war, eine zu haben! Jener ewig denkwürdige Schluß kam nicht früher in Vollziehung, als bis fremde Baionette ihn erzwangen. Alſo, faſſen wir Alles zuſammen, ſo folgt: daß man die innere politiſche Freiheit unterdrückte, und die National-Selbſtſtändigkeit gegen Auſſen Preiß gab; daß man ſklavenartig ſich gegen Fremde zu Boden neigte, und despotiſch die eigenen freien Bürger zu Knechten machen wollte; daß man, jemehr das Land durch den Frieden aufblühte, je ſtärker ſein äuſſeres Bollwerk einriß; daß den ausländiſchen Knechten*) die Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit des ganzen Landes aufgeopfert wurde. In der erſten Zeit ſetzten die Häupter das Leben ein für das Ganze, in der letzten ſetzen ſie das Ganze für ſich ſelbſt und ihre perſönlichen Lüſte ein. Daher, als die Elemente ſich überall zu bewegen anfingen, als der Sturm ſich von allen Seiten hören ließ, als das Gebäude zu zittern begann: verſchwanden alle Hoheiten, wie wenn ſie auf Verſenken geſtanden. Oder wo waren jene jahrhundert-alte, wohlerſchoſſene Verfaſſungen, jene hochgerühmte Reihe von Erfahrungen, jene eisgraue Staatsweisheit, wo jene Tugenden, Kraft, Muth und Beharrlichkeit der Geſchlechter, welche mit ſo ſtolzen, trotzigen Herrſchertönen das Ich und Wir gegen ihre Mitbürger ausſprachen? Drei Jahrhunderte hatte man zu kämpfen und zu ringen, zwölf große Feldſchlachten zu ſchlagen, ehe die Freiheit gegründet — ein Monat und einige Geſchte — und Alles war überwunden, beſiegt, und auseinander gejagt. So alt, ſo wohlerfahren und rechtmäßig war man geworden.

*) Ehrenwerthe Männer, welche daß Bedürfniß nicht weniger einſahen, ſchlugen die nicht avouirten Dienſte vor, d. h. wer laufen will, der laufe, aber das Land und die Regierung nimmt ſich ihrer nichts an. — Quellen: Urs Balth. Schriften. Collect. helv. Flugſchriften. F. Balth. L. Kron. Bernensia, Sammlung von Denkſchriften, Verhandlungen der Schinznachter Geſellſchaft.

A. d. V.

„Es gab ein deutſches Reich, als es noch ein einziges deutſches Land; es gab ein einziges ungetheiltes deutſches Land, als es noch einen einzigen deutſchen Herrn und Kaiſer gab; einen Kaiſer und einen König, der aus der Nation hervorgieng, durch ſie und für ſie die Majeſtät trug; als alle Rechte, Würden und Gewalt nur deutſche Reichsämter waren; als die Nation Reichsfeldherren, Herzoge, aber noch keine Reichsfürſten hatte. Zu dieſer Zeit hatte ſich den Deutſchen Alles unterworfen, die gewaltigſten Nationen wurden von ihnen überwunden, die deutſchen Kaiſer wurden die erſten Fürſten der Chriſtenheit genannt. Die Nation war nichts weniger als eines Stammes und einer Art, ſondern eine Vereinigung vieler, verſchiedener und entgegengeſetzter Stämme; aber im Kampf um ihre Exiſtenz war ſie nur ein Stamm, nur ein Volk. Nachdem durch ihre großen Siege ihre phyſiſchen Kräfte aufgeregt, wurden die Kaiſer verführt, ihre Kriegsgewalt in jene Lande zu bringen, deren Reichthum und Wehrloſigkeit gleich unwiderſtehbar darin reizte. Vier Jahrhunderte lang ſetzte Deutſchland ſein Blut und Leben, den ſchweren Gewinn ſeines rohen Bodens, an den Beſitz von Italien. Deutſche Kaiſer, deutſche Fürſten, deutſche Heere wurden mehr als einmal ſchnell nacheinander darin vernichtet, nicht durch offene Waffengewalt, ſondern die deutſche Natur erlag der italieniſchen. Und dennoch, ſo verhängnißvoll jeder Zug war, er wurde unternommen! Während man ſich ſo gegen Auſſen aufopferte, zertrümmerte man ſich im Innern; während die Kaiſer nach fremden Kronen griffen, verloren ſie dem Weſen nach ihre eigenen. In der Abweſenheit der Herren wurden die Vaſallen Meiſter, die Herzoge lernten ihre Gewalt kennen; bald wurde ihnen ungemüthlich, ſich von Kaiſern ein und abſetzen zu laſſen, die ſie nun ſelbſt von ihnen abhängig gemacht. So wie ſich dieſe von der kaiſerlichen Gewalt, ſo riſſen ſich bald darauf der niedere Adel und die Ritter von den Herzogen, Gemeinden, Städte und Dörfer vom Adel los. Die Föderation begann von oben herab bis in die kleinſten Theile, und brachte jene Zerſtückelung und Zerſplitterung in das Reich, durch welche es für immer in eine gänzliche Ohnmacht nach Auſſen verfiel. Die Fürſten mit den Ländern, welche bei ihnen geblieben, und welche ſie noch dazu zu erwerben wußten, die adelichen Herrſchaften, die Reichsſtädte und freien Reichsdörfer, wurden jetzt in dem einen deutſchen Staate eben ſo viele jenem entgegengeſetzte deutſche Staaten. Doch ſind die Fürſten im Fortgange allein bemerkenswerth. Sie wurden ſich jetzt ihr eigenes Zentrum, ihr erſtes und letztes Ziel, und auf daß ſie hierin nicht gehindert wurden, wählten ſie nur ſolche zu Kaiſern, welche ihnen bei der Wahl die kaiſerlichen Rechte vergaben, und nicht mächtig genug waren, ſich dieſelben wieder zu erwerben. Darum ſah man die deutſche Krone ſo oft vergebens ausbieten. Darum konnte es deutſche Kaiſer geben, welche von Päpſten unterdrückt und verfolgt wurden, die zu Avignon dem franzöſiſchen Willen gehorchten; darum wurde das deutſche Reich auf einmal ſo ſchwach, daß nur ein Zufall vor gänzlicher Verwüſtung der Türken retten konnte. Auf Maximilian I, der mit ſeinen großen Planen und ſeiner Ohnmacht zum Geſpött aller europäiſchen Fürſten geworden, folgte Karl V. Was er that, was er wollte, that und wollte er nothwendig als Gegenſatz des Foderalismus. Es folgte der Kampf um

Digitized by Google

deutſche Fürſtenmacht und deutſche Kaiſermacht, ein Kampf, in welchem Deutſchland dreißig Jahre lang das Blutfeld aller europäiſchen Soldatengewalt war, der endlich mit einem Frieden endete, in welchem ſeine größten Zerſtörer und Plünderer ihm zu beiden Seiten Provinzen abriſſen, und ihm eine Verfaſſung gaben, in welchen nun rechtlich ausgeſprochen war, was in der That ſchon lange war: die ſouveräne Gewalt der Fürſten. Der Schwede und Franzoſe waren dieſes Friedens Garantie, natürlich, nachdem ſie hatten, was ſie wollten, garantirten ſie es.

So redet von dieſer Zeit ein Deutſcher: „Da, wo die ſtolzen Römer von den Germanen beſiegt wurden, triumphiren jetzt über ihre Söhne nordiſche Barbaren; was von Paris oder Stockholm kommt, macht ſie zittern oder froh; was ſie ihnen nehmen oder laſſen, was ſie dem deutſchen Adler für Federn ausrupfen, müſſen ſie geduldig geſchehen laſſen, denn ſie den fremden Götzen Leben und Freiheit aufopfern!“ Zu den Zeiten der Reuniones, des Verheerens und Mordbrennens in den Rheinkreiſen, ſtritten ſich die Geſandten zu Regensburg um Titel und Bänke, um den Vor- und Nachtritt; dann bei den lauten Klagen des Elendes die Fürſten ſich wegen dem Kommando nicht vereinigen konnten, endlich auszogen, aber ſtatt den Feind in Maſſe da anzugreifen, wo er war, ſich mit Belagerung und Zuſammenſchießung ihrer eignen Städte verweilten. Es war ſchwer, eine Reichsarmee zuſammenzubringen, und war ſie beiſammen, ſo wurde ſo lange gezaudert, bis Peſt und Krankheit ſie wieder auflöſte. Alle Kriege, die auf deutſchem Boden geführt wurden, waren mehr oder weniger mit den Privatintereſſen ſeiner Fürſten und ihrer Vergrößerungsſucht verflochten. Die Einen ſah man auf dieſer, die Andern auf jener Seite fremder Mächte, nur Wenige ſtanden in der Mitte; darum reizte man einen Stamm, einen Kreis gegen den andern recht blutig auf, ſenkte ſich recht tief die Waffen in den Leib.

Das ſind die Erinnerungen, die unverlöſchen Spuren, welche die deutſchen Stämme von ſich hatten; nicht nur die Regierungen, ſondern auch das Volk entfremdete und ſtieß ſich ſchrecklich von einander ab. In den frühern Zeiten konnte ein Kaiſer mit Recht die Fürſten beſchuldigen, daß ſie ihn in den größten Reichsgefahren nicht oder ſehr ſchlecht unterſtützten; in den ſpätern und letzten wußte er endlich ſeine eigenen Hausſachen zu Reichsangelegenheiten zu machen, und dadurch eine Ausdehnung zu gewinnen, welche jede einzelne Fürſtengewalt in Zukunft zu erdrücken drohte. Jene, welche ſich nicht dazu verführen ließen, fühlten das Bedürfniß eines Gegengewichts. In Friedrich II ſteht ein deutſcher König dem deutſchen Kaiſer entgegen. Die bisherige wenigſtens formelle Einheit iſt zerriſſen, Deutſchland iſt in das ſüdliche und nördliche getheilt. Zwar gab es noch einmal einen allgemeinen Reichskrieg gegen die franzöſiſche Revolution, aber bald zog Preußen ab, und mit ihm alle nordiſchen Fürſten. Was man auch immer über dieſe Einheit ſagen mag: es iſt nicht ſo leicht, über Könige und Fürſten ein Kaiſer zu ſein.

Deutſchland in ſeinem Lehnſyſteme zeigte nur Herren und Knechte; die eine Hälfte, in der kleinſte Theil der Nation, beſaß das Ganze, alles Land, Erde und Boden gehörte ihm, dazu von allen Laſten frei, zu nichts verbunden, als wozu er ſich ſelbſt freiwillig verband; der andere

Digitized by Google

Theil, der größte, gesetzlich verdammt nur der Helote des Landes zu sein, auf diesem aller Druck der Abgaben, alle Beschwerden des Krieges, alle Lasten des Staates. Es gab zwar Landstände, aber nur für die Eigenthümer; die einen wurden von den Höfen abhängig, die andern eingeschüchtert und mit Gewalt bedroht; selten oder nie verstanden sie sich auf freiwillige Beiträge; aufs Land oder ihre Bauern warfen sie Alles.

Als die deutschen Reichsvögte österreichisch wurden, als sie die Reichslande diesem Hause unterwerfen wollten, standen die deutschen Hochlande wider sie auf und verjagten sie. Das ist die Revolution, welche man Schweizer-Rebellion nennt. Die Absicht der österreichischen Herzoge zeigte sich auch bei den schwäbischen Reichsstädten; mit gleicher Härte wurden sie von ihren Landvögten gedrückt, wider gegebene Versprechungen an die Meistbietenden verpfändet; zweifachen Druck mußten sie leiden von ihrem wirklichen Herrn und von seinem Lehenmann. Das Faustrecht hatte durch ganz Deutschland alle Ordnung, alles Recht gebrochen; acht deutsche Städte-Vereinigungen wurden nacheinander wider den Raub und die Gewaltthaten des Adels und der Ritter errichtet; jeder suchte sich so schnell und so viel zu erwerben, als Gelegenheit und Kräfte dazu da waren; um so leichter schien es da, wo es keinen großen Adel, keine mächtige Ritterschaft, sondern nur arme Städte und Landleute gab. Das ist die Zeit, in welcher der eidgenössische Bund entstand; seine Kriege schließen sich an den Kampf und Widerstand des dritten Standes deutscher Städte. Aber er allein war vom Siege gekrönt, weil er nicht Söldner, sondern Männer an den Feind führte. Die Eroberung des Thurgau's und Aargau's war durch den Kampf des Kaisers mit den Herzogen von Oesterreich möglich, wie sich auf diese Art viele deutsche Fürsten vergrößerten. Die Güter der Geächteten fielen in die Hände der Aechter. Freilich sagt man als Reichseigenthum. Allein diese Bedeutung war damals dem Wesen nach schon längst verloren. Sobald für die Fürsten das Lehensystem aufgehört hatte, sobald die Länder ihnen eigenthümlich gehörten, war und konnte von keinem Reichseigenthum mehr die Rede sein. Oder welcher Kaiser hätte gegen die mächtig und selbstständig gewordenen Fürsten solches noch geltend machen können? Die Eidgenossen hätten ihre Eroberungen weiter ausdehnen können; ganz Schwabenland war ihnen offen, die republikanischen Handelsstädte waren nicht ungeneigt, dem starken Bunde beizutreten: aber die Natur der Verhältnisse wollte blos, daß zwischen diesen Flüssen und Bergen, neben diesen politischen Umgebungen, zwischen Frankreich, Italien und Deutschland, ein Bundesstaat sich bilde, dessen Natur ihn in diesen Gränzen zurückhielte, der unvermögend wäre, für sich selbst etwas anders zu wollen, als Frieden und Ruhe. Hierdurch wurde die mächtige Bergfeste zwischen den einander am meisten bekämpfenden Staaten neutral, d. h. sie deckte durch ihren Stillstand sowohl die schwache Seite des Einen als des Andern. Wie ganz anders wäre das Land geworden, sowohl in sich als außer sich, wie verändert die kriegerischen Bewegungen, die politische Macht beider Nachbarstaaten, wenn es, statt in so viele Theile getheilt, ein einziges Ganzes gewesen wäre, unter einer Regierung, welche den Geist, das Eigenthum, den Arm des Volkes in ihre Gewalt zu bringen gewußt hätte! — Aus dieser

Digitized by Google

Ruhe und der Tradition der alten Heldenzeit, hat ſich im Volke ein Geiſt gebildet, der in keinem Lande ſo gefunden wurde, der ſo weit zu ſich ſelbſt, zum Bewußtſein gekommen iſt, daß er nicht glaubt, blos darum auf der Welt zu ſein, um alle Laſten zu tragen, und daß auf ihn, gleich dem Unvernünftigen, Alles dürfe geworfen ſein; ein Volk ohne Verfaſſung zwar, ohne beſondere politiſche Rechte, aber das der Name Schweizer und der damit verbundene Begriff von Freiheit ſo regſam und lebenskräftig machte, daß die Regierungen gegen alle möglichen Bedrückungen jedesmal ihre Schranken fanden; welches ungewohnte Laſten mehr als einmal durch eine allgemeine Bewegung*) wieder von ſich abwarf; ein Volk, das durch dieſen Geiſt nicht der Knecht des Landes geblieben, ſondern ſein Herr geworden iſt.

Laßt uns demnach Alles kurz zuſammenfaſſen und fragen: Was hatte oder konnte das Reich von der Schweiz für einen Nutzen haben? Hatte ſie mehr als die übrigen Reichsſtände im Geiſt deſſelben gedacht und gehandelt? Wäre ſie im Stande geweſen, die deutſche Einheit zu bewahren und zu behaupten, den fremden Einfluß zu bindern; konnte und vermochte ſie den kleinſten Theil zu ſchirmen, zu ſchützen, was das ganze Reich ſelbſt nicht konnte? Dieſes ſogenannte deutſche Reich, was war es denn anders als ein Wort, der Niemand, welchem ſein Schatten folgt! Und umgekehrt: was wären denn wohl die Vortheile geweſen, welche die kleine politiſche Verwirrung von der großen zu erwarten gehabt hätte? Welcher mächtige Schutz gegen Außen? Welche Freiheit und Sicherheit von Innen? Welche Ausbildung der Kräfte, welcher Wohlſtand wäre ihr zu Theil geworden? In den Länderkampf auf deutſchem Boden hätte ſie ſollen hineingeriſſen werden? Blut und Verheerung in die Alpen bringen? Ihr Volk in Kriege verwirren und mit Elend zudecken, die es nichts angehen und daher auch ſeine Folgen nicht zu tragen hätte? Das Reich, in ſeinen Fürſten repräſentirt, hatte keinen Zentralpunkt, ſondern nur eine harte egoiſtiſche Divergenz; die Regierungen der Schweiz kamen einträchtig alle darin zuſammen: für den Wohlſtand ihres Landes, das Glück ihres Volkes, von Allem abgeſchloſſen zu ſein; der politiſchen Natur, dem gemeinſamen Intereſſe treu zu bleiben. Freilich iſt dieſes ohne Sang und Klang, ohne Trompeten- und Paukenſtoß; — aber um die Feuerwerke des Ruhmes, welche man mit dem Gut und Blut der Völker abbrennt, wollen wir Niemand beneiden. Das Ziel iſt ohne Schimmer und Glanz, aber beglückend fürs Ganze, und von Andern nicht ohne Neid geſehen. Es iſt kein Unrecht gegen die Uebrigen. Dieſes friedliche Streben gehört ihm nicht ausſchließlich, wer es will und haben kann, der hat es; es kann keinem Staate benommen werden, ſein Intereſſe zu verfolgen, um ſo mehr, wenn es Niemanden verletzt; es iſt keine nationale Selbſtſucht, ſeine Kräfte nicht blindlings ins blutige Spiel zu werfen; kein gefühlloſes Abſondern, das Mark des Landes nicht an ſeine geographiſche Länge und Breite zu ſetzen.

*) Il serait à souhaiter, que les princes eussent, que les peuples ont le droit de se revolter, et que les peuples eussent de l'avoir pas. Paumasse.

Digitized by Google

Das wahre und eigentliche Weſen des Despotismus beſteht in der Vernichtung aller nationalen Selbſtſtändigkeit; daß man alles andere Sein vernichtet, um es zum Mittel für ſich ſelbſt zu machen; nichts gelten läßt, als ſich allein; Staaten zu gewinnen, Völker aufzulöſen, um Gränzen mit Gränzen zu decken, die Worte und Ausdrücke: Wir herrſchen vom Oſten bis zum Weſten, von dem Meere bis zu den Alpen. Hieraus jene Staaten-Aggregate, jene Völkermaſſen, welche mit dem letzten Zuſatz ſo ſchnell wieder übereinander hinunter rollen, jener uralte Gewaltgeiſt, welcher ſein wildes Feuer in alle Länder geworfen, der immer geſtürzt, immer aufs Neue wieder aufſteigt. Daher es keinen Krieg giebt, welcher nicht auf Gewinn losgeht, und nicht mit Gewinn ſoll bezahlt werden; keine noch ſo heilige Sache, die von höchſt unheiligen nicht wieder zerriſſen wird, keine noch ſo große militäriſche Verbindung, die weniger als einen Augenblick gedauert; keine noch ſo hohe Begeiſterung, in welcher nicht einer auf den andern rechnet.

Nicht läugnen will man hier, daß es Kriege geben kann, denen eine große moraliſche Idee zum Grunde liegt, wo Anerkennung und Kampf für dieſelbe moraliſche Pflicht der Nation iſt. Aber wer beweiſet uns das Daſein dieſer Idee? Wer ſagt uns, wie lange ſie herrſchend ſei? Man nehme ihr alle Vortheile, alle Intereſſen, ſie ſei blos rein moraliſch — wie viel Arme würden ſich für ſie aufheben? Der Vereinigungspunkt, das Band, welches ſo viele ſich Entgegengeſetzte verbindet und zuſammenhält, iſt nichts anders, als der gemeine Widerſtand und Hemmung, welche ſie für ihre Intereſſen von einem Dritten erleiden. Iſt dieſe Hemmung gebrochen, ſo iſt auch zugleich ihr wechſelweiſes Durchkreuzen und Befehden wiedergegeben; je mehr man ſich dem gemeinen Gegenſtand vor der Fronte nähert, je mehr radiren und entwickeln ſich die beſondern im Rücken wieder auseinander. Man erlaube uns einen beſcheidenen Skepticismus an der Idealität politiſcher Dinge. — Die Theilnahme betreffend an einem ſolchen Kampf, ſo möchte ſie für den kleinen Staat ehrenvoller ſein, als für die großen, welche des kleinen bedürfen. Es geht dieſes aus oben benannter Maſſen-Aggregation wiederum hervor, welche nur Viel haben, Viel zuſammenſetzen will, ohne auch nur des kleinſten Theiles vollſtändig mächtig zu ſein; daher ſie denn auch ſo wenig bedeutet, ſo oft und ſo leicht auseinander geſtäubt werden konnte. Was ſoll ein Staat leiſten, deſſen Kriegsſyſtem aus dem Frieden hervorkömmt, — deſſen Anordnungen nicht nach den Bewegungen der Schlacht, aus dem stata agente, ſondern stante berechnet werden — ein Heer aus lauter kleinen Theilchen, deren jedes Beſchwerden und Verluſt doppelt fühlen muß!

Aus dieſem Nichts-Fremdes-Wollen, aus dieſem Beſchränktſein auf ſich ſelbſt, daß, wenn das Thor Einem geſperrt iſt, es auch dem Anderm ſein ſoll, mag der Neutralitäts-Akt hervorgegangen ſein, dieſer an Idealität gränzende Schluß: mitten in Europa ein Land, einen Punkt zu haben, welcher, von keinem Kriege getrübt, nur dem Frieden gehören ſoll. Aber ſo wie die Fürſten, nehmen ihn die Völker nicht. Auf ihrer Seite betrachtet, heißt er: alle Länder mögen die Kriegsgräuel erdulden, nur dieſes nicht. Es giebt Dinge, welche aufhören zu ſein, wenn

Digitized by Google

sie sind; es ist ein Schluß mehr zum allgemeinen Angriff, als zum wirklichen Schutz. Darum muß neben diesem Schilde eine mächtige Lanze abgelegt werden; keine Fähnlein, welche Knaben tragen können, sondern Panner; keine Menschlichkeits-Systeme, denn wir haben nicht vielmal einzusehen, keine souveränen Theilchen, die ein Gerücht, ein Nichts aufwirbeln und landeinwärts jagen kann, sondern eine einzige von einem Kommando beseelte, moralisch wie physisch organisirte Masse. Aber zu einem gewaltigen Tragen der Kriegs-Majestät braucht es auch einen gewaltigen, einen aufgeregten, muthigen Geist, eine Nation, die für ihr Einziges und Höchstes mit allem, was sie ist und hat, sich der Gefahr entgegenzuwerfen versteht. Und mit einem solchen Geist inner kleinen Gränzen im Frieden leben, unverletzt, unbeleidigt Jedermann lassen*) und ohne Lohn, welche Sicherheit, welche Unabhängigkeit, welchen Ruhm? Hier drängen sich alle Einwürfe zusammen, hier losen sich alle wieder auf."

Heinrich Zschokke.

Ursachen und Folgen des Mißlingens der Gesandtschaft nach China, unter Lord Armherst.

Alle Zeitungen, die englischen sowohl als die deutschen, haben schon so viel über den mißlungenen Zweck der letzteren Gesandtschaft nach China gemeldet, daß ich es hier für unnöthig halte, das Geschichtliche zu wiederholen. Obgleich alle Nachrichten davon bis jetzt noch wenig zusammenhängend und größtentheils nur aus chinesischen Quellen geschöpft sind, scheint doch soviel unbestrittene Wahrheit zu sein, daß Lord Armherst, ohne eine Audienz vor dem Kaiser zu erhalten, d. h. unverrichteter Sache, wieder von Pekin abreiste, und daß die Ursache dieser ungnädigen Aufnahme die Weigerung von Seiten Lord Armherst's, die erniedrigende Zeremonie des Fußfalls und der neunmaligen Niederwerfung zu machen, war. Ueber diese zuverlässigen Thatsachen ist es meine Absicht, hier einige Bemerkungen zu machen, welche vielleicht dazu beitragen werden, ein helleres Licht über jenes Ereigniß zu verbreiten.

Die erste Frage, welche sich unstreitig bei einer genaueren Untersuchung des ganzen Vor-

*) „Seitdem sich die Schweiz vom Reiche abgesondert, hat ihre stolze Geschichte sich verflacht. Da sie sich dem gewaltigen germanischen Reiche entfremdet haben, sind alle herrlichen Geister von ihnen gewichen. Von dem tückischen Ludwig dem Elften bezahlt, halfen sie ihr und Deutschlands Bollwerk Burgund dem Reich entreißen. Der dreißigjährige Krieg zog an ihren Gränzen hin, ohne daß sich die Schweizer bewegten; von Hochburgund an Ludwig verkauft, waffneten sie sich nicht für die gerechte Sache. Bei dem französischen Revolutionskrieg sammelten sie durch Schleichhandel sich Gold, während alle Völker umher an gräßlichen Wunden bluteten. Im Jahr 1813 griffen sie nicht zu den Waffen. Eigennutz und Sorglosigkeit hat man ihnen schon lange vorgeworfen." Arndts Einsichten in die Zeit. Das sind Moniteurs-Tiraden. A. d. V.

Digitized by Google

ganges aufdringen muß, iſt: Warum und aus welchem Grunde ſchickte England von neuem eine Botſchaft an den Kaiſer von China, da man aus dem Erfolg der Macartneyſchen Geſandtſchaft ſchon zur Genüge erſehen konnte, welches ohngefähr der Erfolg derſelben ſein würde? Dieſe Frage kann Niemand beſſer und gründlicher beantworten, als die Direktoren der oſtindiſchen Geſellſchaft und ihre Beamte; dieſe kennen am beſten die große Veränderung in den Verhältniſſen der Engländer zu Canton vor und nach Lord Macartney's Sendung. Denn ſeit derſelben iſt eine ganz neue Generation von Beamten und Mandarinen zu Canton aufgeſtanden; alte Streitigkeiten werden erneuert und alle Arten von Umtrieben und Beleidigungen werden tagtäglich gegen unſere Handelsleute und ihre Agenten ausgeübt, während man ſie an der Verfolgung ihrer Geſchäfte auf alle nur mögliche Weiſe zu verhindern ſucht. So verbietet z. B. ein neues Geſetz allen chineſiſchen Arbeitern, ſich an Europäer zu vermiethen, und ein anderes noch unſinnigeres Geſetz unterſagt den Europäern, die Ortsbehörden in chineſiſcher Sprache anzugehen, obgleich ſolche die einzige iſt, welche dieſe verſtehen. Den königlichen Schiffen verweigerte man Vorräthe aller Art, und die Schiffe der oſtindiſchen Geſellſchaft wurden oft an der Einnehmung ihrer Ladungen verhindert. Dieſe und andere unerlaubte und beleidigende Einrichtungen fingen an, mehr und mehr überhand zu nehmen. Aus allem dieſem konnte man deutlich ſehen, daß die Chineſen in ihrem Betragen gegen Ausländer ein Syſtem von Unterdrückung und des Uebermuths einzuführen ſuchten, welches ſich nach und nach eingeſchlichen hatte, aber unmöglich lange ertragen werden konnte.

Unter dieſen Umſtänden hatten die Vorſteher der Faktorei zu Canton ſchon vor zwei Jahren den muthigen Entſchluß gefaßt, die ſämmtlichen Schiffe, noch ehe ſie ihre Ladung eingenommen hatten, aus dem Hafen zu entfernen, und an den Hof zu Pekin zu appelliren. Sir George Staunton, welcher dieſe ſchwierige Unterhandlung leitete, ließ in der That die britiſche Flagge von der Faktorei nehmen, und zeigte ihnen dadurch den Ernſt ſeines Entſchluſſes. Die natürliche Furchtſamkeit der Chineſen trug auch bald den Sieg über ihren Uebermuth davon, und man ſandte ihm Abgeordnete nach, welche ihn baten, zurückzukehren, und ihm alles Verlangte zugeſtanden.

Die Hauptabſicht der gegenwärtigen Geſandtſchaft nun war, die Mandarins und Provinzialbefehlshaber zu überzeugen, daß die Agenten der engliſchen Faktorei zu Canton etwas mehr als ein Haufe unbeſchützter Abentheurer wären, für welche jene Herren ſie, nach ihrem Betragen gegen dieſelben zu urtheilen, hielten. Dies war die einzige Abſicht der Geſandtſchaft, denn die Verhältniſſe zwiſchen England und China ſind von ſehr einfacher, d. h. einzig und allein merkantiliſcher Natur, daß kein Geſandter zu irgend einem andern Zweck vonnöthen ſein kann. Betrachten wir aber die Ausdehnung und Wichtigkeit jenes Handels, welcher von England eine jährliche Ausfuhr von mehr als viermal hunderttauſend Zentner verurſacht, und von Indien ungefähr eben ſo viel; — welcher einen Verkauf von groben Tüchern für hunderttauſend Pfund Sterling jährlich von England aus, und von Baumwolle für zwei Millionen Pfund Sterling von

Digitized by Google

Bombay aus bewirkt; — welcher die oſtindiſche Geſellſchaft zum großen Theil in den Stand ſetzt, ihre Intereſſen jährlich zu bezahlen, und das öffentliche Einkommen jährlich um drei bis vier Millionen Pfund vermehrt, — eines Handels, welcher endlich uns mit einem Artikel verſieht, der anfangs zwar nur zum Luxus, jetzt aber zu den Nothwendigkeiten und Bedürfniſſen des Lebens gehört, und welchen wir von keinem andern Theil der Welt aus bekommen können, nämlich den Thee; betrachten wir, ſage ich, den ganzen Umfang dieſer Wichtigkeit, ſo erhellet daraus, daß die Erhaltung und Sicherung deſſelben wohl eines alle zehn oder zwölf Jahre dargebrachten Opfers von hunderttauſend Pfund Sterling, welche man auf eine Geſandtſchaft wendet, werth ſei, und daß dieſe Summe mit den dadurch erreichten bedeutenden Vortheilen in gar keinen Betracht kommen könne.

Wenn wir aber auch zugeben, daß der Hauptzweck der Geſandtſchaft, nämlich die Größe und Unabhängigkeit der engliſchen Nation in den Augen der chineſiſchen Nation hervorſtechend zu machen, trotz des ſogenannten Mißlingens der Geſandtſchaft erreicht worden iſt: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dadurch, daß Lord Armherſt gar keine Audienz vor dem Kaiſer erhielt, viele Nebenzwecke der Geſandtſchaft unerreicht geblieben ſind. Die Urſache liegt, wie ſchon oben bemerkt, darin, daß Lord Armherſt ſich weigerte, die erniedrigenden Fußfälle vor dem Kaiſer zu erfüllen, welche das chineſiſche Hofzeremoniel unabläſſig erheiſcht. Warum, ſo fragt man überall, wollte ſich denn Lord Armherſt dem einmal eingeführten und hergebrachten Zeremoniel nicht unterziehen? War es doch ſonſt die Sitte, dem Papſte den Pantoffel zu küſſen und Niemand fand es erniedrigend. Lord Macartney hat dieſe Frage ſchon hinlänglich beantwortet, indem er den Unterſchied zwiſchen der Huldigung kleiner und untergebener Fürſten und den Höflichkeitsbezeigungen eines großen und unabhängigen Monarchen bemerklich zu machen ſuchte; „denn, ſetzte er hinzu, man kann ja nicht verlangen, daß der Geſandte eines unabhängigen Souveräns einem fremden Fürſten eine größere Ehrenbezeigung erweiſen ſollte, als er ſeinem eigenen Herrn ſchuldig iſt, es ſei denn, die Ehrenbezeigung werde gegenſeitig gegeben.“ Deswegen ſchlug er auch dem chineſiſchen Hof vor, daß er bereit ſei, die Fußfälle zu machen, wenn ein chineſiſcher Großer von ſeinem Range dieſelben Fußfälle vor dem Bilde ſeines Königs thun wolle; dazu aber wollten ſie ſich nicht verſtehen.

Hieraus ſieht man deutlich, daß ſelbſt die Chineſen jene Zeremonie für erniedrigend halten. Daher iſt die allgemeine Meinung, welche über Lord Armherſts Verweigerung hier in England ſtatt findet, gänzlich zum Vortheil deſſelben. Er hat, ſo ſagt man, die Würde der Nation aufrecht gehalten, indem er eine beſchimpfende Feierlichkeit verweigerte, zu welcher ſich ſchon vor ihm ein engliſcher und ruſſiſcher Geſandter*) im Gefühl ihrer Würde nicht hatten verſtehen wollen. Was würde es ihm auch geholfen haben, ſo fährt man fort zu ſchließen, wenn er ſich jener Erniedrigung unterworfen hätte? Denn die Erfahrung lehrt uns ja, daß jene beiden Geſandten, die die Würde ihrer Regierungen behaupteten, trotz ihrer Verweigerung mit mehr

*) Graf Golofkin.

Digitized by Google

Achtung und Auszeichnung behandelt worden ſind, als jene zwei holländiſchen Geſandten, Titſingh und Van Braam, welche ſich den Fußfällen unterwarfen. Kurz nach Lord Macartney's Rückkehr glaubten nämlich die Holländer eine ſchöne Gelegenheit gefunden zu haben, durch eine unbedingte Unterwerfung alles dasjenige zu erlangen, was man den Engländern ihrer hartnäckigen Verweigerung wegen abgeſchlagen hatte. Schon zu Canton mußten ſie daher ihre Häupter neunmal vor einem gelben Schrank beugen, um dadurch ihre Dankbarkeit gegen den Kaiſer, daß er ihnen erlaubt hatte, mit einem Brief und Tribut vor ihm zu erſcheinen, auszudrücken, und bei ihrer Abſchiedsaudienz mußten ſie ſich wieder zur Erde werfen, und ihre Häupter zum wenigſten neunundneunzigmal zur Erde neigen, pour (wie ſich Van Braam mit wahrer holländiſcher Gelaſſenheit ausdrückt:) faire le salut d'honneur. Trotz dieſer Bereitwilligkeit wurden ſie bei ihrer Ankunft in Pekin in einen Stall, worin einige Wagenpferde ſtanden, eingeſperrt. Dies war doch ſelbſt für den geduldigen Bataven ein wenig zu viel und mit halbunterdrücktem Unwillen fügt er ſeiner Erzählung den Ausdruck hinzu: nous serions-nous attendus à une pareille avanture? Dies war jedoch nicht Alles, was ſie zu erleiden hatten; man führte ſie, im eigentlichen Sinne des Wortes, wie Verbrecher durch das Land, logirte ſie des Nachts in elende, dem Wind und Regen ausgeſetzte Hütten, und zuweilen ließen ſie ihre Träger in verſchloſſenen Sänften mitten auf dem Wege oder im Gebirge tagelang allein und ohne Nahrung ſtehen, ſo daß der arme Van Braam, der etwas korpulent war, ſich beklagt, nach Beendigung der Geſandtſchaft einen vollen Fuß in ſeiner Peripherie verloren zu haben.

Bei Lord Macartney zeigte ſich gerade das Gegentheil; denn nachdem er den Fußfall poſitiv verweigert hatte, wurde er von allen Chineſen mit größerer Achtung als vorher behandelt. Um jedoch auch bei dieſer letzten Geſandtſchaft den Anſchein ſo viel als möglich zu erhalten, und das gute Einverſtändniß, wo möglich, nicht zu ſtören, ſo ſcheint die chineſiſche Regierung ihre Zuflucht zu einer elenden Liſt genommen zu haben, welche in der Pekiner Hofzeitung, die, wie ein geachtetes engliſches Journal bemerkt, noch lügenhafter als vormals der Moniteur iſt, in einem kaiſerlichen Reſcript folgendermaßen ausgedrückt iſt: „Eben als ich (bemerkt Se. chineſiſche Majeſtät) den himmliſchen Thron beſteigen wollte, um ſie vor meine Augen zu laſſen, wurde mir die Nachricht gebracht, daß der erſte und zweite Geſandte plötzlich erkrankt ſeien und nicht vor mir erſcheinen könnten. Deswegen befahl ich ihnen unverzüglich, zu ihrem Könige zurückzukehren, denn es fiel mir ſo eben auch noch überdem ein, daß ſie ſich geweigert hatten, die Zeremonien des himmliſchen Reichs zu hintergehen. Was aber ihren König anbelangt, der ſie von ſo weit her über den Ozean, um mir einen Brief und Tribut zu überbringen, geſandt hat, ſo war es ſicher ſeine Abſicht, Uns zu huldigen und unſerer Befehle zu geharren; dieſes Zeichen von Unterthänigkeit ſind Wir nicht Willens, gänzlich zu verwerfen, aus Furcht, eines der Fundamentalgeſetze des himmliſchen Reiches dadurch zu verletzen, welches da lautet: Beſchütze die kleinen und unmächtigen Könige. Deswegen haben wir den unbedeutendſten und kleinſten Artikel der Tributgegenſtände ausgewählt, nämlich

Digitized by Google

dier Landkarten, zwei Porträts und fünfundneunzig Kupferstiche, welche Wir annahmen, um einen Beweis unserer Gnade dadurch zu geben. Dagegen haben Wir aber befohlen, Jenem Könige andere Geschenke zu geben, nämlich einen Yu-shee, vier große und acht kleine seidene Beutel, und dies thun Wir gleichfalls zufolge eines Fundamentalgesetzes: Gieb viel da, wo du wenig empfängst. Die Gesandten waren beim Empfang der Geschenke sehr verwundert und höchlich erfreut."

Die ganze Streitfrage läßt sich also auf den Umstand zurückführen: die Chinesen halten den König von England für einen ihnen unterwürfigen Fürsten, und fordern daher Tribut und Huldigung von ihm; die englische Regierung sieht sich als mit der chinesischen in gleichem Rang stehend an, und will derselben daher wie billig, nur Freundschafts- aber keine Unterwerfungsbezeigungen gestatten. Da es aber nun leicht einzusehen ist, daß nichts im Stande sein wird, die Chinesen von ihrem einmal gefaßten Vorurtheil abzubringen, und eines Bessern zu überzeugen, so ist es auch gewiß, daß sich keine künftige Gesandtschaft eines günstigern Erfolgs, als die von der wir eben gesprochen haben, zu rühmen haben wird. Man kann aber mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß der Erfolg der erwähnten Gesandtschaft nicht die geringsten nachtheiligen Folgen weder für den chinesischen Handel, noch auf die anderweitigen Verhältnisse des englischen Hofes mit jener Macht haben wird; sondern wenn in diesen je eine Störung vorfallen sollte, so ist es weit mehr von Nipaul aus zu befürchten, wo die englisch-ostindischen und chinesischen Besitzungen schon unmittelbar zusammenstoßen, und bereits schon einige unbedeutende Grenzstreitigkeiten vorgefallen sind. So viel ist wenigstens gewiß, daß der Kaiser schon vor Lord Armherst's Ankunft einen Oberanführer mit einem bedeutenden Heere durch die Tartarei nach Tibet zu ziehen befehligt hatte, und eben als Lord Armherst zu Tien-Sing ankam, traf die Nachricht von dem Einzug jenes Heeres zu Lassa ein. Sollte aber auch dies Heer wirklich feindselige Gesinnungen gegen die Engländer haben, so ist der Kampf doch zu ungleich, um über den Ausgang desselben auch nur einen Augenblick in Zweifel zu bleiben, und jene elenden Soldaten mit ihren papiernen Helmen, wattirten Ueberröcken, langen Unterkleidern und gepolsterten Stiefeln, werden nicht im Stande sein, den tapfern und wohlgeübten Sepoys auch nur einigermaßen Widerstand zu leisten.

London und die britischen Reiche.

Gegenwärtiges Verhältniß der Ministerial- und Oppositionspartei. — Die catholic question. — Prozeß der Staatsverbrecher.

Der Zeitpunkt, wo sich das Parlament, nach einer für Englands innere Politik höchst merkwürdigen und wichtigen Sitzung, im Jahr 1817 auflöset, scheint sehr in der Nähe zu sein. Viel Unerwartetes, aber Folgenreiches für Englands innere und auswärtige Lage hat sich während

derſelben zugetragen, und es iſt vielleicht nicht unbedeutend, auf einige der wichtigſten Ereigniſſe einen Rückblick zu werfen, und die Urſachen ſowohl, als Folgen deſſelben, ſo weit dies jetzt möglich iſt, ein wenig näher zu erörtern.

Ich darf es wohl als eine allgemein anerkannte Wahrheit vorausſetzen, daß das Daſein einer Oppoſitionspartei, d. h. einer Partei, welche die Maasregeln und Handlungen der Regierung prüfend beobachtet, und darüber wacht, daß der Einfluß jedes der drei den engliſchen Staatsverband ausmachenden Theile, Krone, Adel und Volk, in ihren angewieſenen Schranken und Rechten bleibe, zur Aufrechthaltung der engliſchen Verfaſſung, wie ſie iſt, unumgänglich nothwendig ſei. Eben ſo bekannt aber iſt es auch, daß dieſe eigentlichen und nützlichen Abſichten und Zwecke der Oppoſition oft gänzlich mißverſtanden und verkannt werden, und in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil von dem, was ſie der Idee nach ſein ſollten, bewirken. Anſtatt dies Thun der Regierung zu prüfen, ſtrebt oft die Oppoſition, es nur zu hindern; und anſtatt die Rechte eines jeden der drei Staatsglieder zu bewachen und zu ſchützen, ſtrebt ſie einzig und allein nur dasjenige, was man mit einem falſch verſtandenen Begriffe „Freiheiten des Volkes“ nennt, gegen das wahre Wohl und Heil der Nation auszudehnen und zu vergrößern. Betrachtet man aber das, was man gewöhnlich mit einem Geſammtnamen Oppoſition zu nennen pflegt, genauer und mit Ueberlegung, ſo wird man bald drei ganz verſchiedene Unterabtheilungen in derſelben wahrnehmen, die ich ungefähr folgendermaßen bezeichnen möchte.

Die erſte und achtungswürdigſte iſt die Oppoſition der Independenten, d. h. derjenigen Mitglieder des Unterhauſes, welche unbhängig von der Regierung ſind, und den wahren Zweck der Oppoſition, wie ich ihn oben auseinander ſetzte, mehr oder weniger vor Augen haben. Zwar ſind ſie nicht immer ganz vorurtheilsfrei, aber doch ſieht man in den meiſten Fällen ihre edeln und wahrhaft patriotiſchen Abſichten durchleuchten. Dieſer Theil iſt gemeiniglich der wenigſt zahlreiche, allein ſein Einfluß auf die allgemeine Stimmung der Oppoſition iſt unverkennbar, und in vielen Fällen entſcheidend. Dieſer Klaſſe gerade entgegengeſetzt, und in Allem, ausgenommen den Namen, von ihr verſchieden, ſteht die Oppoſition des Pöbels, oder des niedrigſten und unzufriedenſten Theiles des Volkes; die Organe dieſer Klaſſe ſind gewöhnlich unüberlegte, hitzige und von jakobiniſchen Grundſätzen verdorbene Köpfe, deren Plane unter der beſtehenden Form der Regierung mit oder ohne ihre Schuld mißlungen ſind, und welche nun aus beleidigter Selbſtliebe und gekränktem Ehrgeiz Alles lieber haben möchten, als den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge; was ſie aber eigentlich haben und bezwecken wollen, das iſt ihnen ſelbſt nicht recht klar, und deswegen verſtecken ſie ihre wahren Abſichten in der Regel hinter einige wohlklingende und den Pöbel anreizende Gemeinſprüche, als z. B. Parliamentary Reform (Reviſion der Konſtitution des Parlaments), Constitutional liberty, rights of the people u. ſ. w. Dem kalten Beobachter bleiben jedoch ſelten die wahren Abſichten verborgen, und der Schaden und die Gefahr, welche die Erreichung derſelben nothwendig über den Staat bringen müßten, iſt zu ſichtbar,

Digitized by Google

als daß nicht jeder Wohlgeſinnte, oder jeder, der irgend etwas zu verlieren hat, ſich denſelben aus vollen Kräften widerſetzen ſollte. Die Hauptſtütze dieſer Klaſſe beſteht in aufrühreriſchen Zuſammenkünften der gemeinſten Volksklaſſen, welche aber in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mehr lärmend und brauſend, als folgenreich und gefährlich ſind. — Zwiſchen dieſen beiden Abtheilungen der Oppoſition ſteht eine dritte, welche bald zu der einen, bald zu der andern hinneigt, je nachdem es ihr Vortheil erheiſcht, und welche ich die Oppoſition der Ehrgeizigen nennen möchte. Dieſe beſteht gewöhnlich aus einer Anzahl geſchickter und mit der politiſchen Verfaſſung und Verhältniſſen Englands engvertrauter Männer, deren Hauptbeſtreben dahin geht, Alles, was die Miniſter im Namen der Regierung vorſchlagen und durchführen möchten, in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und die gefährlichſten Folgen für die Konſtitution und die Freiheit des Volkes daraus herzuleiten. Dies Alles aber aus keiner andern Abſicht, als um die Miniſter ſo verhaßt als möglich zu machen, ſo daß ſie am Ende ſelbſt um ihre Entlaſſung bitten müſſen, wo in der Regel jene alsdann triumphirend in ihre erledigten Plätze eintreten, und die Früchte ihrer vorigen Anſtrengungen in ihrem befriedigten Ehrgeize — oft nur auf kurze Zeit — genießen. Dieſe halten ſich bald zu der einen, bald zu der andern der beiden erſterwähnten Klaſſen, je nachdem ſie ſich in Vereinigung mit der einen oder andern den regierenden Miniſtern gefährlicher machen zu können glauben. Zu dieſer letzten Abtheilung gehören gewöhnlich die beſten Redner des Hauſes. Allein auch bei ihnen iſt es ſchwer, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, und das, was Vaterlandsſinn ihnen eingiebt, von dem, was Ehrgeiz ſie dazuſetzen heißt, zu ſondern. — Wenn den Miniſtern die Durchſetzung eines oder zweier ihrer weſentlichen Maasregeln, die ſie mit ihrer vollen Macht und Einfluß betrieben hatten, mißlingt, ſo ſehen ſie das in der Regel für einen Beweis ihrer überwiegenden Unpopularität an, und reſigniren ihre Plätze, ehe noch die Oppoſition, wie das gewöhnlich in dieſen Fällen zu geſchehen pflegt, den König durch das Parlament bittet, ſich beſſere und einſichtsvollere Miniſter zu wählen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen gehe ich zu dem jetzigen Zuſtand des Unterhauſes über. Es iſt nicht zu verkennen, daß die Oppoſition im Allgemeinen gegenwärtig ſehr mächtig und einflußreich iſt; die drei obenerwähnten Klaſſen derſelben ſind in den Hauptpunkten mehr einig und übereinſtimmend, als dies ſeit lange der Fall war; demohnerachtet ſieht man deutlich, daß die Oppoſition des Pöbels von allen die zahlreichſte und ſtärkſte iſt. Die Miniſter ſind, im Ganzen genommen, wenig volksbeliebt; allein dem obenerwähnten Umſtand, daß die Oppoſition des Pöbels die zahlreichſte iſt, haben ſie es zu danken, daß ſie ſich trotz ihrer Unpopularität noch ſo lange erhalten haben. Denn der beſſere Theil der Oppoſition, obgleich unzufrieden mit den Miniſtern, kann ſich doch nicht entſchließen, ſich mit der Oppoſition des Pöbels zu vereinigen, aus Furcht, das Böſe noch ſchlimmer zu machen. Ein anderer Umſtand, der ſehr zum Vortheil der Miniſter wirkt, iſt der, daß die Oppoſition der Ehrgeizigen im gegenwärtigen Moment aus Männern beſteht, welche weder durch vorzügliche Talente

Digitized by Google

ausgezeichnet sind, noch durch folgerechtes und selbstständiges Betragen das Vertrauen der Nation sich erworben haben; man erblickt daher in ihnen nur sehr mittelmäßige Nachfolger der jetzigen Minister und hat also mit diesen weit mehr und geduldiger Nachsicht, als dies der Fall sein würde, wenn man in ihren Gegnern ausgezeichnete und überlegene Karaktere erblickte. Wie lange dies künstliche Verhältniß jedoch noch fortdauern werde, dies hängt von einer zu vielfach zusammengesetzten Verbindung von Umständen ab, als daß man es mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen könnte.

Die wichtige Frage: Sollen die Katholiken in Großbritanien und Irland gleiche Rechte mit den Protestanten haben und zur Volksrepräsentation und andern höchsten Ehrenstellen fähig sein? welche schon zu verschiedenenmalen vor das Parlament gekommen ist, wurde auch in diesem Jahre wieder verhandelt, aber in beiden Häusern mit keiner sehr großen, aber doch sehr entschiedenen Majorität verneint. Ich darf wohl hier voraussehen, daß meine Leser durch die Zeitungen mit den Einzelnheiten der Verhandlungen darüber genauer bekannt sind. Es ist trotz dem, was zum Beweise des Gegentheils von Verschiedenem gesagt worden ist, nicht zu läugnen, daß dies eine Frage von der äussersten Wichtigkeit und den größten Folgen für Englands Lage von Innen nach Aussen ist. Es handelt sich nicht davon, ob vielleicht zehn oder zwanzig Volksrepräsentanten im Parlament sitzen dürfen; dies würde in keiner Hinsicht eine wesentliche oder bedeutende Wirkung haben; obgleich man diesen Umstand in den Parlaments-Debatten für besonders wichtig erklärte und vor allen hervorhob; sondern es fragt sich: Ob eines von den Hauptgrundgesetzen der englischen Verfassung soll aufgegeben werden, — ein Grundgesetz, von dem es jetzt unmöglich ist zu bestimmen, welchen bedeutenden und großen Einfluß es in dem Laufe der Zeit auf die Gestaltung der englischen Verfassung, wie sie ist, und auf die Macht der Nation als Nation gehabt hat; so viel aber sehen wir deutlich, daß ohne dasselbe England gewiß nicht das sein würde, was es jetzt ist; noch weniger aber ist es vorauszusehen, was jetzt aus England werden würde, wenn man ihm dasselbe nehmen könnte. Ich wenigstens kann nicht anders denken, als daß dies einen durchaus nachtheiligen Einfluß auf England in jeder Hinsicht haben müßte, und vermag nur daher mit Mühe zu erklären, durch welche sonderbare Zusammenstellung von Umständen man dahin kommen konnte, die Frage nur aufzuwerfen.

Die Frage ist schon in ihrer Natur so wesentlich verschieden von den gewöhnlichen Parlamentsfragen und Verhandlungen, daß bei der Behandlung derselben die alten Parteien auch keineswegs zusammenhielten. Denn der Vereinigungspunkt dieser ist ja Politik und politische Ansicht, hier aber handelt es sich von einem durchaus verschiedenen Gegenstand. Das Ministerium selbst war bei dieser Frage getheilt; einige Mitglieder desselben, z. B. Lord Castlereagh, Lord Harrowby, stimmten dafür, andere dagegen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Fürsprecher der Katholiken in England schon sehr bedeutenden Einfluß erlangt haben, demohnerachtet fürchte

Digitized by Google

ich nicht, daß, ſo lange es noch Briten giebt, die vorurtheilsfrei ihren wahren und einzigen Vortheil betrachten und verfolgen, dieſer Einfluß je ſo bedeutend werden wird, daß er den der proteſtantiſchen Partei überflügeln könnte.

Ein zufälliges Ereigniß hat vor Kurzem vielen von denen, welche aus kosmopolitiſchen oder andern Gründen für die Gleichſtellung der katholiſchen Religion mit der proteſtantiſchen ſtimmten, die Augen über den wahren Geſichtspunkt, aus welchem die Sache anzuſehen, geöffnet. Das Andenken des unſterblich um England verdienten Staatsmannes Pitt wird nämlich alljährlich durch eine Verſammlung aller derer, welche ſeine Grundſätze verſtanden und bewunderten, und davon überzeugt waren, daß ſein höchſtes Beſtreben in den Beförderungen des wahren Wohles ſeines Vaterlandes beſtand, mit einem großen Mahle nach engliſcher Weiſe gefeiert, und die Hauptſätze ſeiner Politik und Verwaltung wurden als Toaſte beim Mahle ausgebracht. Pitt war, wie bekannt, ſehr dagegen, der katholiſchen Religion gleiche Rechte mit der proteſtantiſchen einzuräumen, wohl wiſſend, wie ſehr dies gegen den wahren Vortheil ſeines Vaterlandes ſein würde; deswegen iſt einer der bei jeder Verſammlung ſeiner Freunde jährlich wiederholten Toaſte: Protestant Ascendency (Uebergewicht des Proteſtantismus, nämlich über die katholiſche Kirche). Als nun kurz nach der Verhandlung im Parlament über jene Frage, wie Pitts Todes- und Gedächtnißfeier begangen werden ſollte, lud man die ſämmtlichen Miniſter, welche Mitglieder jener Geſellſchaft ſind, dazu ein, und unter ihnen auch den Hrn. Canning. Dieſer aber, anſtatt die Einladung anzunehmen, ſchrieb dem Sekretär der Geſellſchaft zurück, daß er nicht kommen könne, indem es gegen ſeine Grundſätze wäre, den Toaſt Protestant Ascendency zu trinken. Dieſe Weigerung machte einen unerwartet lebhaften Eindruck auf alle Klaſſen des Publikums, alle Zeitungen ſprachen in Ausdrücken der größten Indignation davon. Jetzt ſieht man, ſo hieß es, worauf es ankommt und abgeſehen iſt, ob nämlich die katholiſche oder proteſtantiſche Kirche die herrſchende ſein ſoll, ob der Papſt wieder in unſerm freien Lande befehlen ſoll, oder ob wir fernerhin eigene Herren unſeres Eigenthums ſein ſollten? Und ſobald die Frage ſo geſtellt iſt, ſo iſt natürlicher Weiſe die Entſcheidung nicht ſchwer. Ich habe mich von glaubwürdigen und einſichtsvollen Perſonen verſichern laſſen, daß dieſe übertriebene Freundſchaft für das katholiſche Intereſſe demſelben mehr Schaden zugefügt hat, als der erbittertſte Feind deſſelben zu thun im Stande geweſen wäre. Canning iſt ſonſt für den geſcheiteſten und ſcharfſichtigſten Mann im gegenwärtigen Miniſterio anerkannt, allein im gegenwärtigen Fall iſt es nicht zu läugnen, daß er ſehr unpolitiſch, aber deswegen nicht minder wohlthätig für England, obgleich wider ſeinen Willen, gehandelt hat. Canning beſaß in vorigen Zeiten, im Anfang ſeiner politiſchen Laufbahn, ein ſehr großes Zutrauen im Volke, welches er aber jetzt gänzlich verſcherzt hat dadurch, daß er, nachdem er ſich mit Lord Caſtlereagh geſchloſſen und erklärt hatte, daß er nie unter einem ſo unfähigen Miniſter dienen würde, trotz dieſer ſeiner ſo entſchieden ausgeſprochenen Meinung, dennoch ein Amt unter jenem Miniſter annahm; nun ſieht man ihn ohne Erbarmen in die Klaſſe der politiſchen

Digitized by Google

Ueberläufer, oder wie man sie hier zu nennen pflegt, rats (Ratten *), und das öffentliche Zutrauen iſt auf immer verſcherzt. Noch als er von ſeinem Geſandſchaftspoſten in Liſſabon zurückkam, hegte man einen Reſt von Vertrauen zu ihm und hoffte, er werde noch ſeinen alten ſo oft ausgeſprochenen Grundſätzen getreu bleiben. Allein man hatte ſich geirrt; er nahm die einträgliche Stelle eines Präſidenten der oſtindiſchen Controlle an, und erklärte ſich dadurch entſchieden für einen Anhänger der Miniſter.

Nachdem, in Folge der aufrühreriſchen Zuſammenkünfte in den Spafields, und ſpäterhin des Angriffs auf den Regenten ſelbſt, die Habeas-Corpusacte aufgehoben worden war, ſtrebte die Regierung vor allen durch Feſtnehmung, Ueberweiſung und Beſtrafung der Anführer jener Unruhen, die Rückkehr ähnlicher Auftritte auf das kräftigſte zu verhindern. Cashmann, ein irregeleiteter kühner Matroſe, der einer der erſten war von denen, welche am 2. Dezember 1816 in den Laden des Waffenſchmidts einbrachen, ward zuerſt angeklagt, und zwar des gewaltſamen Einbruchs, ward ſchuldig befunden, und vor dem Hauſe, wo er die That verübt hatte, gehenkt. Nach und nach waren nun alle Rädelsführer jener Aufſtände feſtgenommen, von allen Seiten her entdeckten ſich die klarſten Beweiſe ihrer ſtaatsverrätheriſchen Abſichten, welche nur durch die kräftigſten und entſchiedenſten Maasregeln zu rechter Zeit ergriffen, hatten vereitelt werden können. Es handelte ſich nun von der Ueberweiſung derſelben vor einem Gerichtshof, worauf ihre wohlverdiente Strafe nicht ausbleiben konnte. Die Regierung ſowohl, als alle Wohlgeſinnten und Friedliebenden im Staate wünſchten dieſes öffentliche Beiſpiel der Gerechtigkeit je eher je lieber zur Warnung der noch immer hier und da irregeleiteten Menge und zur Sicherung der öffentlichen Ruhe ausgeführt zu ſehen. Denn daß ſie wirklich des höchſten Verbrechens im Staate ſchuldig, d. h. der Abſicht und ſchon zum Theil begonnenen Ausführung nach wären, dafür waren der Beweiſe zu viele und offenbare, als daß in der öffentlichen Meinung der Beſſeren nur noch der geringſte Zweifel hätte ſtatt finden können. Auch glaube ich, daß die dahin gehörigen Thatſachen durch die Tagesblätter ſo hinlänglich bekannt ſind, daß ich nicht nöthig habe, ſie weiter zu berühren.

Bei der Sitzung des Kriminalgerichts, nach Pfingſten, wurden alſo Watſon, der Vater, Thiſtleword und zwei andere der Rädelsführer des Hochverraths und der Verſchwörung gegen den Staat und deſſen gegenwärtige Regierung angeklagt. In dieſer Einkleidung des Prozeſſes liegt, nach meiner Meinung, ein großer Fehlgriff, welchen die Advokaten und Prokuratoren der Regierung machten, und wodurch, wie mich einſichtsvolle Männer gleich beim Beginnen des Prozeſſes verſicherten, der Erfolg deſſelben ſo ausfallen mußte, wie er wirklich ausfiel. Eine reifliche Ueberlegung der noch immer herrſchenden Volksſtimmung,

*) Mit dieſem Namen belegt man diejenigen, welche ihre politiſche Meinungen ändern, und von einer Partei zur andern übergehen, weil man von den Ratten erzählt, daß ſie inſtinktartig die lecken Schiffe verlaſſen ſollen, und ſich bei Zeiten in die beſſeren und feſteren retten.

Digitized by Google

verbunden mit einer vertrauten Kenntniß der engliſchen Geſetze und Prozeßordnungen, und Berückſichtigung der Jury hätte den Rechtsgelehrten nicht einen Augenblick in Zweifel laſſen dürfen, daß es unmöglich ſei, das Verbrechen des Staatsverrathes den Schuldigen zu überweiſen. Es wäre demnach die Pflicht der Rechtsanwalte der Regierung geweſen, um die Erreichung der Abſichten derſelben zu befördern, jene Aufwiegler nicht des ſo ſchwer zu überweiſenden Verbrechens des Hochverraths anzuklagen, ſondern ihnen als Volksaufrührern und Hausbrechern den Prozeß zu machen, d. h. ſie nur der „seditions practises" anzuklagen. Dann wären ſie ſicher ſchuldig befunden und zu ſieben bis zehen Jahre Transportation nach Neuholland verdammt worden, welche Strafe die Regierung dann hinlängliche Macht hatte, ſo zu ſchärfen, daß ſie nichts weiter von ihren böſen Planen zu fürchten gehabt haben würde.

Die Jury, auf deren Entſcheidung Alles ankam, war ſehr ſorgfältig gewählt, und von beiden Seiten, ſowohl von den Angeklagten, als von dem Anwalte der Krone, Atorney general, viele verworfen worden; dennoch ſollen ſich einige, ihrer jakobiniſchen Geſinnungen wegen, allgemein bekannte Männer darunter befunden haben. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Jury ſich bei einer ſo wichtigen Gelegenheit auch nur im Geringſten durch Nebenrückſichten beſtechen und leiten ließe, allein ich kann mich nicht enthalten zu denken, daß die allgemeine Stimmung des Volkes auch auf die Gemüther der Jury-Männer Einfluß haben, und den Geſichtspunkt, aus welchem ſie die ihnen vorgetragenen Fälle beurtheilt, beſtimmen mußte. Dies iſt der menſchlichen Natur ſo ſehr angemeſſen, daß einſichtsvolle Geſetzgeber, obgleich von den Vortheilen der Geſchwornen-Gerichte tief überzeugt, doch Fälle feſtſetzten, wo den Richtern allein die Entſcheidung der That ſowohl, als die Anwendung des Geſetzes anvertraut war; ich darf, um dieſes zu belegen, nur an die Cours militaires erinnern, die der Code Napoleon autoriſirte. Dieſe weiſe Einrichtung findet in dem engliſchen Geſetze nicht ſtatt; ſelbſt beim Hochverrath hat die Jury über die That zu entſcheiden. Kaum hatten daher die Sitzungen des Gerichtes begonnen, ſo ſuchten die zahlreichen Anhänger der Angeklagten auf alle nur mögliche Weiſe, durch häufiges Zuſammenrotten, Begleiten und Vivatrufen der Angeklagten auf ihrem Wege von dem Tower nach Weſtmünſter, den Anſchein zu verbreiten, als ſtände das ganze Volk auf der Seite der Angeklagten, und wünſche ihre Befreiung. Zu gleicher Zeit wurden die aufrühreriſchen Proklamationen vertheilt; die eine davon ruft „noch einige Billinghams*) auf, eine andere ermuntert zu offenem Aufſtand, daß keine Armuth in einem ſo reichen Staate exiſtiren dürfe," u. ſ. w.

Die Regierung fühlte jetzt, daß ſie ohne die ſprechendſten und klarſten Beweiſe auf kein günſtiges Reſultat des Prozeſſes rechnen dürfe, deswegen ließ ſie kein Mittel unverſucht, die Anklage in das unverkennbarſte Licht zu ſtellen. Zu dieſem Entzweck hatte man einem jenen Rädelsführer, mit Namen Caſtle, Pardon zugeſichert, wenn er als Zeuge gegen ſeine Mit-

*) Billingham hieß jener halbnärriſche Fanatiker, welcher den allgemein geachteten Miniſter Perceval im Parlamentshauſe erſchoß.

Digitized by Google

schuldigen (als King's Evidence) auftreten wolle. Dies war ein anderer unverzeihlicher Mißgriff der Kron-Rechtsanwalte, wodurch die Jury in ihrer Ueberzeugung nur gestört und unsicher gemacht wurde; denn eben dieser Castle war als der verworfenste und nichtswürdigste Mensch bekannt, der schon mehreremale dem Galgen nur allein dadurch entgangen war, daß er, wie in diesem Falle, seine Mitschuldigen verrathen und gegen sie gezeugt hatte. Alles also, was aus dessen Munde kam, mußte nicht ohne Ursache verdächtig, oder geradezu falsch scheinen, und sein Zeugniß trug eher dazu bei, die Giltigkeit der andern, ohne ihn schon geführten Beweise zu verdunkeln und die Ueberzeugung der Jury zu stören. So viel ist gewiß, daß wenn die Jury alle Thatsachen mit ganz unbefangener freier Seele erwogen hätte, die vorliegenden auf rechtliche Weise beigebrachten Beweise mehr als hinreichend gewesen wären, um sie von der Schuld der Angeklagten zu überzeugen; die Aussage und der Verrath eines Castle konnten aber niemals auch nur im Geringsten dazu beitragen, ihre Ueberzeugung zu bestimmen oder auch nur zu bestärken; deswegen war es eine grundfalsche Maasregel der Kronbeamten, zu diesem an und für sich schon so schändlichen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Der Prozeß dauerte über acht Tage, während welcher Zeit sich die Jury nicht einen Augenblick trennen durfte; die Anklage sowohl als die Vertheidigung ward von den geschicktesten Männern mit der äussersten Anstrengung ihrer Talente geführt; Reden, die sechs bis acht Stunden lang dauerten, wurden auf beiden Seiten gehalten. Endlich am 14. Juni endigt der Prozeß, die Jury schließt sich anderthalb Stunden lang in ihr Deliberations-Zimmer ein, und erklärt alsdann einstimmig den angeklagten Watson, welchen man als den Schuldigsten zuerst angeklagt hatte, für unschuldig. Ihr Ausspruch wird mit einem allgemeinen Jubelgeschrei empfangen, das der Richter trotz aller Anstrengung nicht unterdrücken kann; darauf sieht die Krone hinlänglich ein, daß sie auch von dem Prozeß der drei andern Angeklagten kein anderes Resultat zu erwarten habe, und gibt also freiwillig die Anklage auf; die Jury spricht auch diese nun frei und die Angeklagten kehren von einer jauchzenden Pöbelmasse begleitet, in ihre Wohnungen zurück; im Strand spannt man die Pferde von dem Wagen, in welchem sie sitzen, und Menschen ziehen wie im Triumph die dem Galgen entwischten Bösewichter zu ihren Wohnungen.

Welch entschieden nachtheiligen Einfluß der Ausgang dieses Prozesses auf die gute Sache überhaupt, und besonders auf das Zutrauen des Volkes zu seiner Regierung und den Ministern haben müsse, ist einleuchtend. Die Unzufriedenen und aufrührerisch Gesinnten sind dadurch verwegener und dreister gemacht worden, denn auch sie, so hoffen sie, werden im schlimmsten Falle eine ähnliche Jury finden. Die Wohlgesinnten aber haben ihr Zutrauen in die Absichten und Maasregeln der Regierung verloren, und selbst die Gemäßigsten können den Gedanken nicht unterdrücken, daß die gegenwärtigen Handhaber der vollziehenden Gewalt den heutigen Zeitumständen nicht gewachsen sind. Was für Folgen aus einer jeden dieser beiden Ueberzeugungen entstehen werden, muß uns die Zukunft erst lehren.

London im Juli 1817. A. S.

Digitized by Google

Italiäniſche Staaten.

Das Feſt des heil. Filippo Neri. — Das Frohnleichnamsfeſt in Rom. — Graf Camillo Borgia's Reiſen im Reich Tunis. — Leben und Tod des Filippo Re. — Die gelehrten Jünglinge Karl Witte von Lochau und Joſeph Boccanera von Fabriano.

Rom im Juni 1817.

— — Immer iſt's mir ein Feſttag, den Dulder Pius zu ſehen. Es war mir recht beweglich, als er in den letzten Maitagen die Stadt Rom verließ, um auf ſein Landſchloß Caſtel Gandolfo zu gehen. Bei ſeiner Abreiſe ſtanden alle Zöglinge des Seminario Romano bei der Porta St. Giovanni verſammelt; das geſammte römiſche Kriegsvolk in Prachtreihen aufgeſtellt; Pauken, Trommeten und das Geläute aller Glocken verkündeten eine halbe Stunde vorher des Papſtes Annäherung. Der König von Spanien und mehrere Kardinäle fuhren voraus. Endlich kam Pius der ſiebente, unter Bedeckung von zwölf Kriegsleuten. Bei ihm ſaßen, in ſeinem gewöhnlichen Wagen, einige Prälaten. Wie man in Deutſchland bei der Ankunft eines Landesherrn ruft: „Es lebe der König!“ ſo ruft hier das Volk, ſo oft es den Papſt erblickt: „Santissimo Patre, la benedizione!“ und beugen alleſammt das Knie und der liebenswürdige Pius ertheilt den Seegen.

Am zweiten Pfingſttage ward hier auch das Feſt des heiligen Filippo Neri gefeiert. Tauſende von Menſchen ſtrömten in die Kirche des Heiligen, mit welcher auch das von demſelben geſtiftete Kloſter verbunden iſt. Unter der Menge Volks befanden ſich beſonders viel Engländer. Obwohl der Prieſter, welcher die Weihe des Oſtiariats empfangen hat, verpflichtet iſt, alle Ketzer und Exkommunizirte aus der Kirche zu vertreiben, ſo werden dennoch die engliſchen Ketzer und wohl auch andere geduldet.

Der heil. Filippo Neri, welcher in den Zeiten der großen Kirchentrennung in Rom gleichzeitig mit dem Heiligen Borromäus und Ignatius von Loyola blühete, wird der Apoſtel und Schutzpatron Roms geheißen. Geboren zu Florenz aus adlichem Geblüt, verlor er ſchon als Knabe Vater und Mutter. Einer ſeiner Oheime nahm ihn zu ſich, und ließ ihn in den Wiſſenſchaften unterrichten. Er verließ aber auch bald ſeines Oheims Haus, und kam nach Rom, ward Geiſtlicher und ſammelte kleine Knaben um ſich her, die er im Glauben und in Wiſſenſchaft unterrichtete. Er ſtiftete dann den Orden dell' Oratorio. Er wallfahrtete jede Nacht nach den ſieben Kirchen Roms, machte, wie die Legende preiſet, Blinde ſehend, Taube hörend, Stumme redend und erweckte Verſtorbene aus ihrem Schlummer. Man wollte ihn

Digitized by Google

mehrmals zum Kardinal machen, er aber entzog sich immer bescheiden dieser Würde, und blieb der Vater seiner Ordensgenossen. Dabei soll er immer heiter und lustig gewesen sein.

Derjenige, welcher mir diese Geschichte erzählte, setzte hinzu: „Es war nöthig, daß in einer Zeit, wo in Deutschland die lutherische Pestilenz wüthete, solche Männer von Gott erweckt wurden, die von Italien die Pestilenz abwehrten.“ — Ich aber bin dieser Meinung: daß während Luther mit der hellflammenden Fackel in der Hand den Norden erleuchtete, und Gott durch diese seine Hand eine Scheidung machte zwischen Licht und Finsterniß, und auf folgende Geschlechter groß wirkte, auf Storr, Spangenberg, Knapp, Leibnitz, Flatt u. a. m. auch in Italien Männer auftraten, die auf andere Weise das Licht in vielen finstern Herzen anzündeten. Aber sie wurden mißverstanden, gleichwie auch Luther von Unverständigen und Meister-Klüglingen mißverstanden ward. Heiliger Ignatius von Loyola! Heiliger Franziskus Xaverius! Heiliger Philippus Neri! die ihr bei Tag und Nacht rastlos wirktet und Gutes thatet, und Meer und Wellen rasen ließet, um eine arme Seele zu retten, sie zum Kreuz auf Golgatha hinzuführen, Schlafende wecktet, Laue erwärmtet, — Ihr dachtet damals nicht daran, daß man Euch nach euerm Tod in Euern Grüften stören, Euch Stücke Fleisches und Knochen abreissen würde, die man als wunderthätige Dinge umherschleppen und in alle Welt verschicken könne, unbekümmert um Euern Geist. Wie ihr einst Liebe verbreitetet, verbreiten Euere Nachfahren Streit und Haß. Ihr Wesen ist, ihre Brüder mit Worten zu fahen, und ihr Gewissen auszurotten mit Feuer und Schwerd. — Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß auch Ignatius von Loyola, Filippo Neri und Lutherus und Zwingli in vielen Dingen zu weit gegangen sind und irreten. So mußte es sein, auf daß wir weder nach Rom, noch nach Augsburg, noch nach Helvetia blicken sollen, sondern auf Sinai, Tabor und Golgatha, von wannen kommt Trost, Leben und Friede und Freude!

Mich verdrießt hier viel heilloses Wesen, und das heillose Wesen jenseits der Alpen betrübt mich, wo man zum Heil der Kirche und des Glaubens Alles thun könnte, und die Fürsten der katholischen Welt alle einzeln mit der römischen Curie unterzeichneten, ohne Zusammenhang und Zusammenklang, und selten was das Jahrhundert gebeut. Darum werden sie einzeln besiegt werden, als schlechte Kriegshauptleute, von der römischen Waffe.

In Italien ist die Intoleranz erbliche Volkskrankheit. Sogar der freie und freche Dante hatte sie. Ich war in seiner Hölle und habe nun die schaudervollen Worte über deren Pforte gelesen, und bebe noch:

Durch mich tritt man zur qualenvollen Stadt.
Durch mich wallt man zur ewigen Pein.
Durch mich zu dem verlornen Volk.
Gerechtigkeit bewog den Schöpfer mein.
Mich schuf Macht Gottes;
Die höchste Lieb und Weisheit mich.
Vor mir war nichts Vergängliches geschaffen;
Und ewig daur' auch ich.
Laßt fahren alles Hoffen dahin,
Die ihr eingekehret zu mir!

Digitized by Google

Daß doch der göttliche Sänger ſelbſt dem Virgil, den er ſeinen Meiſter nennt, und der andern Dichter Ehre und Licht die Thore des Paradieſes verſchließen konnte! Hohe Seele Dante's! Du wohnſt nun ſicher im Reiche Jenes, des Ruhm Alles bewegt, und das Weltall durchdringet; und ſingeſt mit deinem Meiſter Virgil im Chorgeſang der ſeligen Geiſter:

Osannah sanctus Deus sabaoth
Superillustrans claritate Tua
Felices ignes horum Malahoth.

(Dante ſiebenter Geſang.)

Die Italiäner legen in Dante mehr Allegorie hinein, als ſich wirklich darin befindet. Auch machen die Italiäner mehr Weſen von Metaſtaſio und Goldoni, als von Taſſo, Dante und Petrarca.

Möchte dem edeln Kardinal Litta gedeihen, durch Ueberſetzung der ſtollbergſchen Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti einen andern gewiſſen neuen Geiſt, den Geiſt der Liebe und Wahrheit nach Rom zu bringen, auf daß aus den Schulen fliehen li Dei falsi e bugiardi, wie Dante ſagt. Denn bei Hohen und Niedern allhier beſteht die ganze Gottesgelartheit darin: Mettere in sacco, fare arrassire i Luterani con un argomento forte, con un sillogismo forte questi eretici, questi birbanti, questi temerarii. Und machen alſo aus der Religion, aus dieſer bella Donna, wie ſie Dante nennt, ein zänkiſches, ein herrſchbegieriges Weib, oder die Giftpflanze Belladonna.

Ich ſah dem Frohnleichnamsfeſt zu. Lieber Himmel, es iſt auch nur etwas zum Zuſehen! Schon lange zuvor ſprach man davon überall, wie von einem prächtigen Schauſpiel, und freute ſich darauf. Alles Leichnam; Alles! aber das Heilige iſt verwiſcht.

Frühmorgens ſchon größere Bewegung in allen Gaſſen. Schon bei der Brücke St. Angelo ſtanden die Menſchen haufenweis beiſammen. Die ganze römiſche Beſatzung, die päpſtliche Garde, Chevauxlegers und Infanterie, zogen zur Peterskirche hin. Schon acht Tage vorher waren die gewölbten Gänge dieſer Kirche mit Tapeten überzogen und mit Blumen beſtreut. Stühle ſtanden auf dem ganzen Platze für vornehme Reiſende. Alle Kardinäle und Prälaten Roms und von allen Farben und Formen Mönche fanden ſich in derſelben Kirche ein; ein jeder in der Hand eine brennende Kerze und ein Buch, in welchem die ſchönen Hymnen ſich befanden.

Endlich ging der Zug an. Vor jeder Abtheilung, Baſilica genannt, wehete eine Fahne mit dem Kreuze Chriſti, und dem fürſtlichen Wappen des Papſtes voran. Trommeten und Pauken ertönten laut, davon erſchallete die Erde. Der Papſt ward auf einem hohen Stuhle getragen, worauf er kniete und das allerheiligſte Sakrament trug. Er war verſenkt in tiefer Andacht. Seine Andacht war erbaulich. Aber ſelbſt die faden Poſaunen der allgemeinen chriſtlichen Finſterniß, die Mittelaltler in Deutſchland würden eingeſtehen, daß alles Andere bloßes Spectakel und Amuſement war. Mehrere von der Kleriſei lachten ihren Bekannten unter den Zuſchauern leichtfertig zu. Der ſchöne Hymnus: Pange lingua gloriosi corporis mysterium, sanguinis pretiosi, quem in mundi pretium fructus ventris generosi Rex effudit gentium u. ſ. w.

Digitized by Google

ward andachtslos gewiß zehnmal hergeschnattert. Das Kommandiren der Soldaten und der Schweizergarde querfeldein durch die feierliche Handlung zerreißt alle Erbaulichkeit.

Ich habe auch den Kardinal Fontana kennen gelernt. Er widmet sich mit größtem Eifer den Wissenschaften und ist wahrlich dabei eine edle, fromme Seele. — Nun aber zieht bald Alles hinaus aufs Land, nach Tivoli, Frascati, Albano, Nola und Vieles nach Neapel.

Rom im Juli.

Ich brenne nun in Begierde, die Ausbeuten zu erblicken, welche Graf Camillo Borgia von seinen nordafrikanischen Reisen heimgetragen hat; heimgetragen aus den Gegenden, die heut und seit Jahrhunderten schon, unbekanntes Land heissen, und vormals die Wohnsitze von Wissenschaft, Kunst und Handel waren, gepriesen und bewundert von der ganzen Welt, beneidet und gefürchtet von Rom selbst.

Graf Camillo ist der Neffe und Zögling des bekannten Kardinal Borgia, welcher Pius den siebenten nach Frankreich begleiten mußte, und im Alter von dreiundsiebenzig Jahren daselbst im Jahr 1804 starb. Der Kardinal, wie mir ihn alle, die ihn kannten, schildern, ist ein äusserst frommer, würdiger Mann gewesen. Schon daß Pius ihn auszeichnete, ihn vorzüglich gern in seinem Rath, in seiner Nähe hatte, gilt als Beweises genügsam. Er liebte die Wissenschaften und verherrlichte durch sie den heiligen Purpur. Er bereicherte besonders die Alterthumskunde durch eine köstliche Sammlung ägyptischer Denkmale, welche gegenwärtig die Zierde des königlichen Museums Bourbon in Neapel sind. Sein Neffe Camillo erhielt durch die Regierung von Tunis, denn der Bey Sidi Mahmud Flassen und dessen Familie waren ihm besonders gewogen, zwei Firman's oder Erlaubnißbewilligungen, das Innere des tunisischen Reiches zu bereisen, Nachgrabungen wegen Alterthümer zu veranstalten, Vermessungen, Charten, Zeichnungen u. s. w. zu machen u. s. w.

Damit durchwanderte er nun die fruchtbaren Gefilde am Meer, die der Bagradasstrom düngt, bis zu den südlichen Wüsten und den Bergen Megala's, Verzweigungen vom Atlas. Nicht ohne Lebensgefahren aller Art irrte er unter den Arabern und wilden Mauren, mit ihnen zwei Jahre lang lebend in ihren Hütten; ihre Gemüthsarten, Gebräuche und Sitten beobachtend. So sah er die alte Veste Byrsa mit den Trümmern Karthago's, den Wasserleitungen vom Berge Zuan bis zu der Stadt Hannibals und Hamilkars; sah Susa, sah das volkreiche Kairwan und die von einem halben Tausend Säulen getragene prachtvollste aller afrikanischen Moscheen. In Biserta, bei den Trümmern des altberühmten Utica verweilte er am längsten. Hier wurden unter seiner Leitung große Nachgrabungen gemacht.

So besichtigte Graf Camillo in den Jahren 1815 und 1816 über drittehalb hundert alte Städte oder zerstörte Ortschaften; und zeichnete bei vierhundert Tempel, Bäder, Amphitheater, Brunnen, Wasserleitungen, Bildsäulen, Basreliefs u. s. w. ungerechnet die große Menge punischer, griechischer und römischer Steinschriften. — Das ist noch nicht Alles. Durch die Gunst

Digitized by Google

des tunischen Hofes hatte er auch freien Eintritt zum Bücherschatz des Beys. Er fand unter den arabischen Handschriften drei bis jetzt noch ganz ungekannte, aus denen er wichtige Beiträge zur Geschichte des tunisischen Reichs schöpfte.

Mit diesen Köstlichkeiten kam der Graf im Februar dieses Jahres (1817) glücklich in Neapel an, wo er sich nun beschäftigt, seine gelehrten Reichthümer zu ordnen, um sie der Welt mitzutheilen. Es ist schon eine Ankündigung vorangegangen. Seine Sammlungen werden ein Werk von vier oder fünf Bänden in groß Oetav bilden, begleitet von einem Atlas mit ohngefähr hundert Charten und Kupferstichen von Alterthümern und Inschriften. Der erste Theil des Werks, zwei bis drei Bände stark, umfängt die Geschichte der Reise selbst und die Beschreibung der alten und neuen Denkmäler; der zweite enthält die Beschreibung vom heutigen Zustand des tunisischen Reichs, seiner Hilfsmittel und Kräfte, seiner Kriegsmacht, seines Handels; der Sitten und Gebräuche und Vorstellungen des Volks; der dritte liefert die Geschichte des Reichs seit Eroberung desselben von dem gewaltigen Arm der Araber bis zu unsern Zeiten, Alles aus bisher noch unbekannt gewesenen Quellen.

Was wir bisher von Engländern oder Deutschen über den Staat von Tunis erfahren haben, ist nur dürftige, zum Theil unzuverlässige Nachricht gewesen. Denn bisher hatte noch kein Fremdling aus Europa sich der Gunst erfreuen können, das Land mit Erlaubniß und Vollmacht der Landesregierung zu bereisen, wie Camillo Borgia.

Einen seiner ehrwürdigsten Wohlthäter, den um Verbesserung der Landwirthschaft des Südens hochverdienten Graf Filippo Re hat Italien unlängst verloren. Durch seine zahlreichen Schriften ist dieser Agronom auch den Deutschen bekannt. In Reggio, wo er im Jahr 1761 geboren ward, flößte ihm der schöne Pflanzengarten und die damit verbundene botanische Bibliothek seines Bruders Antonio, (des jetzigen Stadtrathes und Gouverneurs von Reggio) zuerst den lebendigen Sinn für die Welt der Pflanzen und die künstliche Zucht der nützlichsten von ihnen ein. Durch seine gründlichen Kenntnisse erwarb er sich bald Achtung und Ruf. Es wurde für ihn in seiner Vaterstadt ein eigner Lehrstuhl der Landwirthschaft errichtet, wo er seit 1793 öffentliche Vorlesungen über Pflanzenkunde und Feldbau hielt. Da gründete er im Jahr 1798 seinen bleibenden Ruhm durch Herausgabe der Elementi di Agricoltura, von denen in kurzer Zeit mehrere Auflagen erscheinen.

Die bürgerlichen Unruhen und Staatsverwandlungen Italiens hatten auch auf sein Schicksal Einfluß. Reggio wurde auf kurze Zeit zur vollständigen Universität erhoben. Der Name des Filippo Re trug dazu wohl nicht wenig bei; Re selber empfing die oberste Aufsicht und Leitung. Neue Umwälzungen. Es wird eine Regierung zu Modena aufgestellt, und der Agronom von seinem Lehrstuhl zu der gefährlichen Theilnahme an der höchsten Ehrenstelle berufen. Ein Mann von Geist und Welkkenntniß ist überall an seinem Platz, was bisher die Herrn und Männer des Staates, die so viel Fehler begingen, gar nicht recht haben glauben wollen. Aber nicht

Digitized by Google

jeder Platz kann Männern von Geist und Weltkenntniß behagen. Auch Filippo trat nach Auflösung der modeneſiſchen Regierung zurück in den Privatſtand; aber was ſelten ein Staatsmann genießt, wenn er ohne die Würde ſeines Amts iſt, er genoß der ungetheilten, öffentlichen Achtung. Denn er hatte ſeine eigenthümliche Würde zum Amt gebracht; und keine entliehen. Mancher wichtige Staatsmann iſt nachher ein unbedeutender Privatmann; das war Filippo nicht. Die Hochſchule Bologna freute ſich neuen Glanzes durch ihn, da er hier die landwirthſchaftlichen Vorleſungen übernahm. Aber er blieb ihr nicht.

Als aus den Herzogthümern Modena und Reggio, den Fürſtenthümern Coreggio, Carpi, Mirandola, Novellara, Maſſa und Carrara mit Beifügung der Herrſchaft Carfagnana das Herzogthum Modena für den Erzherzog Franz, des Namens der Vierte unter den modeneſiſchen Herzogen, gebildet wurde, folgte Filippo gern dem ehrenvollen Ruf in ſein heimathliches Land. Er wurde zu Modena öffentlicher Lehrer der Pflanzen- und Landbaukunde, und Oberaufſeher und Verwalter der königlichen Gärten. Franz IV, derſelbe Fürſt, welcher das Feudalweſen, die Folter, die das Chriſtenthum entehrenden Bedrückungen der Juden in ſeinen Staaten aufhob, achtete den weiſen Mann hoch. Dieſen aber beſiel Anfang dieſes Jahres eine Krankheit, deren Folge der Tod war. Filippo Re, erſt dreiundfünfzigjährig, ſtarb den 26. März 1817.

Die gelehrten Jünglinge Karl Witte von Lochan und Joſeph Boccanera von Fabriano.

Noch im Frühſommer ward in unſern vaterländiſchen Gegenden viel Geſchwätzes über den grundgelehrten, bartloſen Karl Witte getrieben, den wir im Scherz unſern undärtigen Apollo hießen. Damals führten ſtark- und graubärtige weiſe Meiſter an der hohen Schule von Berlin einen unedelmüthigen Streit gegen den zarten Jüngling, den Viele als ein Wunder der Zeit anſehen, weil er kaum achtzehn Jahr alt, bewandert in den alten und neuen Sprachen, und erfahren in allerlei Wiſſenſchaft, mit den höchſten Würden der Weltweisheit geſchmückt worden iſt.

Der gelehrte Knabe Karl Witte iſt, wie mich dünkt, allerdings in ſo fern eine merkwürdige Erſcheinung, daß er in einem Alter, in welchem andere Kinder etwa die erſten Hoſen anlegen und bleierne Soldaten ins Schlachtfeld führen, ſchon Homers und Oſſians ewige Lieder las. Was er aber iſt, das iſt er nicht als ein Werk ſeiner höhern Natur, ſondern als das Produkt eines pädagogiſchen Experimentes ſeines Vaters, des Pfarrers von Lochan. Es iſt gut, daß ein ſolches Experiment wieder gemacht worden iſt, damit wir nicht zuletzt die Wahrhaftigkeit der Wunder bezweifeln, die man uns von gelehrten Kindern früherer Zeiten erzählt hat. Wir lernen daraus, daß man auch Kindern, ſtatt Kindertrommel und Kinderklapper lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, chaldäiſche Grammatiken in die Hände geben könne. Was iſts nun mehr? Wenn man aber einmal erſt einen vierteljährigen Säugling ſieht, der den Kopf aus der Wiege ſtreckt und mit anmuthsvoller Beſcheidenheit ſeiner Mutter zuruft: Mama, ich bitte mir gefälligſt

Digitized by Google

die Bruſt zu reichen, denn ich habe auſſerordentlichen Durſt! — Dann erſt ſollen uns billig vor Erſtaunen die Haare gen Berge ſtehen. Da iſt Wunder!

Ich zweifle, daß das pädagogiſche Kunſtſtück, hochgelahrte Knaben zu ziehen, die ſtatt des Falhutes gleich den Doctorhut tragen, viele Nachahmung finden werde. Die Welt gewinnt dabei wenig. Ein einziges Genie, er reife früh oder ſpät aus, leiſtet mehr, als eine ganze Akademie voller Kinder, die von Gelehrſamkeit ſtrotzen. Aber die Genie's ſind nicht Werke der Kunſt.

Deutſchland hat in dieſer Zeit nicht ausſchließend die Ehre, mit einem gelehrten Jüngling zu prangen; Italien kann ſich derſelben Zierde rühmen. Das gelehrte italiäniſche Kind hat in ſeiner Art nicht weniger geleiſtet, als das deutſche, und wahrlich man machte darüber nicht halb ſo viel Lärmens; in Deutſchland kannte man es bisher ſo wenig, als man in Italien den Sohn des Pfarrers von Lochau kennt.

In einem Städtchen des Kirchenſtaates, zu Fabriano, wurde im April 1796 der junge Joſeph Boccanera geboren. Sein Vater war daſelbſt Arzt, ein ſehr geſchickter und gelehrter Mann, der noch jetzt als Oberarzt zu Macerata lebt.

Der kleine Joſeph äuſſerte ſchon in den erſten Jahren ſeines Lebens ein auſſerordentliches Gedächtniß und einen durchdringenden Verſtand. Der Vater verſuchte, was ſich daraus würde machen laſſen, ohne darum die Entwickelung der phyſiſchen Kräfte des Kindes zu beſchränken. Er hob daher mit ihm den eigentlichen gelehrten Unterricht ſpäter an, als der Pfarrer zu Lochau. Erſt im ſiebenten Jahre las Joſeph die römiſchen Klaſſiker, aber von da an waren ſeine Fortſchritte auch deſto gewaltiger in den Wiſſenſchaften. Die Bibliothek ſeines Vaters war ſein liebſter Aufenthalt. Während ſeine Altersgenoſſen draußen auf den Gaſſen ſpielten, ſtudierte er Plato, Xenophon und Plutarch. Im vierzehnten Jahre überſetzt' er ſchon die griechiſchen Trauerſpieldichter ins Italiäniſche und ihre Chöre in gereimte Verſe. Zum Zeitvertreib begann er ein großes epiſches Gedicht in Ottavarimen: Der Untergang der Mauren in Spanien. Die Verſe waren zierlich, Bilder und Sprache edel, die Darſtellung lebendig und kühn. Dennoch hörte er, ohne zu vollenden, beim zehnten Geſang auf, weil ſein Werk zu ſehr an Arioſto mahnte, und er zur Schöpfung eines unſterblichen Gedichts ein reiferes Alter abwarten wollte. Inzwiſchen erſchienen ſchon mehrere ſeiner Gedichte einzeln und in Zeitſchriften. Seine Hymnen an Juno, an Higiea, an Minerva und andere wurden mit lautem Beifall aufgenommen. Mühſam forſcht' er fortgeſetzt in den Literaturen alter und neuer Völker; er ging damit um, das große Werk des Tiraboschi: Storia della Letteratura d'Italia von ſeinen Mängeln zu befreien und in vollendeterer Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Kaum fünfzehn Jahre alt, widerlegte er mit vielem Scharfſinn und Geſchmack den Tadel, welchen ein im Jahr 1806 in Mailand herausgekommener Parnasso italiano gegen die größten Dichter des neuern Italiens erhoben hatte. In ſeiner Streitſchrift forderte er den unbekannten Ariſtarch keck in die öffentlichen Schranken zum Kampf.

Digitized by Google

Um ſich zu Neapel im Griechiſchen ganz zu vollenden, begab er ſich im ſechszehnten Jahre nach Neapel. Als er nach Rom kam, bewunderten ihn die gelehrteſten Männer. Die Academia ellenica delle science e delle Lettere machte ihn zu ihrem Mitgliede, was wohl einem deutſchen Doctorhut gleich gilt; und die Arkadier nahmen ihn unter ſich auf mit dem Namen Faliſco Timbreo. Endlich zu Neapel angekommen, ward er ſogleich unter großer Feierlichkeit der Academia pontanica einverleibt durch Einſtimmigkeit aller ihrer gelehrten Mitglieder. Hier gab er ſeine Ueberſetzung der Geſchichte vom Vellejus Paterculus mit einer gelehrten Einleitung und zahlreichen Anmerkungen heraus, die ſeine ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe beurkundeten. Seine Ueberſetzung hatte allgemeinen Beifall; beſonders zeichnete ſie ſich durch die Gedrängtheit, Kraft und den Ernſt aus, der an den Geiſt der Urſchrift ſelbſt erinnerte. Viele Lücken der Urſchrift ergänzte, viele dunkele Stellen derſelben erleuchtete er glücklich. Dieſe Arbeit, mit welcher Boccanera ſeinen gelehrten Ruhm am meiſten gründete, widmete er in einer ſchönen Zuſchrift voll kindlich-dankbaren Sinnes ſeinem beglückten Vater. Die erſte Auflage des Buchs war ſchnell vergriffen. Es iſt jetzt um eine neue, verbeſſerte Ausgabe zu thun.

Seitdem arbeitete er an einem noch größern Werk. Er ſchrieb die Leben der berühmteſten Männer des Königreichs Neapel; ein Werk in vier Bänden. Die Reife ſeines Urtheils, die Feinheit ſeiner Bemerkungen, die Gründlichkeit ſeiner Geſchichtsforſchung, und die Reinheit ſeines toskaniſchen Styls empfingen beim Erſcheinen des erſten Bandes gleiche Huldigung. Nebenbei war er mit der Ueberſetzung und Verbeſſerung von Ginguené's Literaturgeſchichte beſchäftigt. Da ward er, der bisher einer blühenden Geſundheit genoß, von dem in Italien epidemiſch herrſchenden Fleckfieber befallen, das ſo viele Verwüſtungen angerichtet hat. Auch er ſtarb daran, den 14. Juni dieſes Jahres (1817), einundzwanzig Jahr und drei Monden alt.

Der junge Joſeph Boccanera darf nach dieſem Allen, was Italien von ihm preiſet, doch wohl dem jungen Doktor Witte an die Seite geſtellt werden?

Kleine Bildniſſe aus der Geſchichte des Zeitalters.

Vorbemerkung des Verfaſſers.

Gewiß recht wunſchbar wäre, wenn ein Mann von Beleſenheit, prüfendem Blick, Geſchmack und Geiſt, die in ſo vielen oft weitläuftigen Lebensbeſchreibungen oder Denkwürdigkeiten zerſtreuten, kleinen, treffenden Züge merkwürdiger Perſonen unſers Zeitalters ſammeln und zuſammenſtellen wollte. Die Zuſammenſtellung müßte aber ein Ganzes für ſich ausmachen; folglich mehr, als trockene Anekdotenjägerei ſein, auch nicht abermals in breite Biographie ausarten. Sie müßte nur eben ſo viel geben, daß uns das Aeuſſere und Innere des Geſchilderten ziemlich

Digitized by Google

lebendig vor das Geſicht träte. Man könnte ſolche kleine geſchichtliche Gemälde füglich mit jenen zart, leicht und treffend aufs Papier hingeworfenen Köpfen namhafter Perſonen vergleichen, wo mit drei, vier glücklichen Zügen, bloßen Umriſſen, ohne Ausführung der Theile, ohne Licht und Schatten, dennoch Alles höchſt kenntlich wird. Je einfacher die Andeutung, je ähnlicher wird das Bild, weil die Einbildungskraft das, was fehlt, gewöhnlich beſſer zu ergänzen weiß, als es die Hand des Künſtlers verſteht. Darum finden wir den ſchwarzen Schattenriß bekannter Perſonen häufig kenntlicher, als das zur Vollendung ausgeführte Konterfei; und von unbekannten Perſonen auch, was nicht zu ſehen iſt, ſichtbar.

Um mich verſtändlich zu machen, will ich eine Reihe ſolcher Bilderchen mittheilen, wozu ich während meiner Leſereien zu ſammeln anfing, ohne daß ich jetzt im Stande bin, immer Rechenſchaft zu geben, woher ich jeden einzelnen Zug entlehnte. Doch kann ich verſichern, ich nahm mit Auswahl, und nur von Erzählern, denen ich Zutrauen beimeſſen konnte. Es war mir dabei mehr um eigene, als fremde Unterhaltung und Belehrung zu thun. Auch geb' ich die noch ſehr kleine Sammlung nicht, um etwas zu *geben*, ſondern andere zu ermuntern, von ihnen Beſſeres zu *empfangen*.

So unbedeutend dergleichen Bildniſſe erſcheinen, haben ſie doch gewiß ihren geſchichtlichen Nutzen. Sie gewähren eine perſönliche Anſchauung, möcht' ich ſagen, von Leuten, die wir nie ſahen; die irgend eine Rolle ſpielten, und von denen wir uns, weil wir nur von ihrem öffentlichen Leben vernahmen, ganz irrige Vorſtellung über ihre Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit machten. Findet man's nicht wie ich: ſo geb' ich gern zu, daß ich Unrecht habe; das Unglück iſt klein.

1.

Rabaud de St. Etienne.

Dieſer Mann, den am 5. Dezember 1793 durch Urtheil des Revolutionstribunals die Guillotine fraß, hatte als Mitglied des franzöſiſchen Nationalkonventes und als Schriftſteller ſich einen ehrenwerthen Namen gemacht. Er iſt noch nicht vergeſſen. Rabaud liebte die Freiheit; er predigte ſie mit Wärme; eben deswegen ſtand er ſehr entſchloſſen dem Terrorismus entgegen, und wollte er das Leben Ludwigs XVI. gerettet wiſſen.

Rabaud war ein liebenswürdiger und dabei rechtſchaffener Mann; von angenehmem Aeuſſern, etwas blaß, aber von ausdrucksvollen Geſichtszügen; in Geſellſchaften heiter, unterhaltend, nur oft zu geſchwätzig und in Allem, was er vorbrachte, zu breit. In ſeiner Jugend gieng er damit um, Court de Gebelins monde primitif fortzuſetzen. Es fehlte ihm nicht an gelehrten Kenntniſſen.

Er hat den ganzen Gang der franzöſiſchen Revolution vorausgeſagt, öffentlich im Nationalkonvent, woran man ſich jetzt wenig mehr erinnert: den Tod des Königs, Bonaparte's Herrſchaft

Digitized by Google

und in nothwendiger Folge damit die endliche Rückkehr Frankreichs zum Königthum. „Wir werden, rief er: in unserer Revolution den traurigen Kreislauf der englischen wiederholen. Die Hinrichtung König Karls I. führte die Diktatur Cromwells herbei; und diese brachte das Königthum wieder zurück!“

Er hatte einen großen Fehler, mit dem er viel Unheils stiftete, und sich viele Feinde machte; das war seine überall ausbrechende Erbitterung, sein unversöhnbarer Haß gegen die katholische Geistlichkeit. In allen Dingen sonst bescheiden und gemäßigt, war er, sobald dieser Gegenstand nur berührt ward, jedesmal außer sich selbst.

Dies kam von den ersten Eindrücken aus seinen Jugendjahren. Er war von Nismes, der Sohn eines der drei protestantischen Pfarrer daselbst. Sein Vater, Paul Rabaud, war ein ungemein ehrwürdiger, in den letzten Jahren sehr kränklicher Greis. Durch seine Klugheit, durch seinen Heldenmuth, durch seine Rastlosigkeit hatte sich dieser Mann um die Protestanten im südlichen Frankreich unvergänglichen Ruhm erworben. Die Geschichte seiner Leiden ist rührend. Sein Sohn konnte sie nie ohne Thränen erzählen, um so mehr, da er aus eigener Erfahrung die boshaften Umtriebe der fanatischen Priesterwuth kannte. Denn, als sein Vater Alters wegen die pfarrlichen Verrichtungen nicht mehr versehen konnte, war er dessen Amtsgehilfe, und predigte vielmals vor der Stadt den Protestanten, die dort ihre Gottesverehrung unter freiem Himmel im Steinbruch halten mußten. Das setzte die unauslöschliche Bitterkeit in seinem Gemüth an; und eben deswegen bewirkten auch die reichen Kaufleute der Stadt, meistens Protestanten, daß er von Nismes als Deputirter des dritten Standes in die Versammlung der allgemeinen Stände nach Paris gewählt ward.

Nismes hat sich, wie in frühern Zeiten, auch wieder in den neuesten, durch greuelvolle Bewegungen gegen die Protestanten, vor Europa schmählig ausgezeichnet. Der Grund dieser Abscheulichkeiten liegt nicht blos in der Intoleranz der katholischen Geistlichkeit, sondern auch in der Menge und Schlechtigkeit des Nismer Pöbels. Man muß die innern Verhältnisse der Stadt kennen, um sich so viel abscheuliche Erscheinungen erklären zu können. Sie ist eine Manufakturstadt geworden, seit ihr Mitbürger Franz Traucat im J. 1564 den ersten Maulbeerbaum nach Frankreich gebracht, und dieser Bäume bis zum Jahre 1606 gegen vier Millionen Stück gepflanzt hatte. Die Großhändler von Nismes führten vor der Revolution jährlich drei bis viertausend Zentner Seide ins Innere des Landes oder in die Fremde; es waren bei dreitausend Seidenwebersstühle und eben so viel Strumpfwebersstühle in Gang, von denen ein Drittheil in den benachbarten Dörfern stand.

Durch diese Gewerbigkeit ward die Stadt mit einer unglaublichen Menge von Arbeitern angefüllt, Leuten, die wie überall ihren leichtgewonnen Verdienst eben so leicht wieder durchbringen, und gewöhnlich das lüderlichste Volk von der Welt sind. Denn weil bei günstigen Zeiten junge Kinder durch Handarbeit leicht eben so viel verdienen können, als die Eltern, gehen sie in die Fabriken, nicht in die Schulen; fühlen ihre Unabhängigkeit von den Eltern bald;

Digitized by Google

werden gar nicht, das heißt schlecht, erzogen; ziehen aus Muthwillen oder Unverträglichkeit frühzeitig von den Eltern weg, und spielen, saufen und verheirathen sich, wenn sie kaum mannbar sind. Es ist da nichts seltenes, einen siebenzehnjährigen Vater, oder eine vierzehnjährige Mutter mit dem Kind auf dem Arme, zu sehen. Waren einmal junge Leute untereinander wegen der Heirath Handels einig, und wollte man sie in Nismes nicht zusammengeben: fuhren sie wo anders hin. Weil das Gesetz vor der Revolution bei Todesstrafe verbot, ein Mädchen zu entführen: so entführte das Mädchen den Jüngling. Dieser gieng mit einigen seiner Freunde vors Thor; ihm nach in einem Wirthswagen kam das Mädchen, nahm den Liebhaber zu sich hinein und sagte zu den Andern: „Seid Zeugen, daß ich diesen jungen Menschen entführe!“ So war's abgethan.

Solche Ehen vermehren, bei leichtsinniger Wirthschaft, die Welt mit elenden Kindern. Die Männer verspielen und versaufen gern, was sie verdienen. Kommen Tage der Noth, werden die Alten Bettler, die Jungen Soldaten, unbesorgt um Weib und Kind. Die Weiber sind schlechte Haushälterinnen, leckerhaft, genäschig, hoffärtig. Gehts nicht mehr, bieten sie ihren Leib feil, und ziehen endlich, wenn auch dies nichts mehr einbringt, um Almosen von Haus zu Haus. So vermehrt sich das Gesindel: so endet es. So lange die Fabriken vollauf zu thun geben; lebt Alles herrlich und in Freuden. Aber nichts ist ungewisser, als dieser Gewinn. Der Unterhalt von vielen tausend Menschen hängt vom wechselnden Zustand des Handels ab. Eine Kriegserklärung, ein unerwarteter Friedensschluß, ein Verbot der Waare in Ländern, wohin man starken Absatz hatte, ein neuer Handelsvertrag und dergleichen setzt plötzlich zahllose Menschen ausser Nahrung.

Nismes hat durch die Kriege viel gelitten; die Stadt ist mit Lumpengesindel gefüllt; die protestantischen Häuser sind die reichsten. Um plündern und stehlen zu können, wo möglich die reichen Leute alle weg zu jagen, und sich in ihrem Vermögen theilen zu können, muß dann die Religion den Vorwand geben, Alles ad majorem Dei gloriam.

2.

Lord North und Admiral Rodney.

Der eine als erster Staatsmann, der andere als erster Seeheld Großbritaniens, aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege berühmt, sind sie noch jetzt in zwei Welttheilen unvergessenen Andenkens. Wohl selten waren zwei Männer in ihrem Aeussern so ganz das Gegentheil von dem, was man sich, verführt durch den Ruf ihrer Thaten, von ihnen vorstellte.

Wer denkt sich unter dem Lord Schatzmeister und Kanzler der Schatzkämmer, unter dem Manne, der so lange im Unterhause und Oberhause des Parlaments durch seine Beredsamkeit neben einem Fox und Pitt groß wirkte, der so lange die erste Stelle in der Reichsverwaltung bekleidete, nicht einen gewandten, feinen, verschlossenen, das Wort wägenden, umsichtigen,

Digitized by Google

regsamen, vielgeschäftigen, unermüdlichen Mann? — Oder wer sich nicht unter Admiral Rodney, dem Sieger beim Cap St. Vincent (16. Jan. 1780) und bei Guadeloupe (12. April 1782) wo er den Grafen Grasse, den sonst immer glücklichen französischen Admiral, selbst gefangen nahm, und zuerst jenes kühne Manövre, der Durchbrechung der Linie, anwandte, welches uns noch durch Nelsons Sieg bei Abukir in frischem Andenken ist, wer denkt sich unter diesem Seemann nicht einen abgehärteten, rauhen, schlichten, geistvollen Oberbefehlshaber, ohne Furcht, ohne Tadel, wie der Bayard zu Lande war?

Gerade das Gegentheil waren beide.

Lord North, zwar nur von mittlerer Größe, war ein schwerfälliger, beinah plumper, beleibter Herr; gleichmüthig aus Phlegma; immer guten Humors, den nichts aus dem Takt brachte; in seinen Gebehrden, in seiner ganzen Haltung ohne Würde; im Reden schwer und ohne Anmuth der Aussprache; linkisch in seinem Thun; dabei, als er nur hoch in den vierzigen war, schläfrig, daß er oft in Gesellschaften einnickte. Selbst in Geschäften zeigte er sich langsam, gern aufschiebend, fahrlässig und vergeßlich. Das hätte man um so weniger von ihm erwarten sollen, da ihn Viele für ein Kind der Liebe hielten, und Kinder der Liebe sonst eben nicht die bleiernsten zu sein pflegen. Man kannte wenigstens die enge Vertraulichkeit, in welcher der damalige Prinz von Wales, Friedrich, mit der Gräfin Guilford, des Lords Mutter, gelebt hatte. Und wirklich hätte man den Lord für einen Angehörigen der königlichen Familie halten sollen, so ganz hatte er die derselben eignen Züge, hellbraunen Haarwuchs, reine Gesichtsfarbe, große vorstechende Augen und starken Augenbraunen.

Höfische oder staatsmännische Gewandtheit mangelte ihm nun ganz. Kurzsichtig war er dazu. Ein arger Streich begegnete ihm einst im Parlament. Nicht weit von ihm saß am äussersten Ende der Schatzkammerbank der siebenzigjährige Schatzmeister des Seewesens Ellis, in mächtiger Perücke. Lord North, im Begriff fortzugehen, erhob sich und kämmte dabei gemächlich seine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeister, der sich eben grüßend bückte, die Perücke vom Kopf abspießte und in die Luft führte. Sehr gravitätisch wanderte der Lord, unter lautem Gelächter des ganzen Hauses, mit seinem Raube davon, bis man ihm denselben abnahm. Das brachte den edeln Lord aber nicht aus der Fassung. Er entschuldigte sich bei Meister Welbore Ellis ganz phlegmatisch, der seinerseits die treulose Haarwulst eben so gelassen wieder aufsetzte.

Rodney hingegen, welcher dem Admiral Byron*) im Seebefehl folgte, war ein schöner, freundlicher, feiner, gewandter, zierlicher Mann; putzte sich gern, doch lag in seinem Anzug immer eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit. So weich, wie die Züge seines Gesichts, war, fast ans Weibische gränzend, seine Gestalt, sein Wesen. Er war leichtsinnig, selten bei Geld, gern in lustigen Gesellschaften, am liebsten am Spieltisch, und daher immer in Schulden.

*) Der Großvater des von den Briten hochgefeierten, noch lebenden Dichters, dessen in dieser Zeitschrift schon Meldung geschah.

Digitized by Google

Eben so leidenschaftlich macht' er den Weibern den Hof; immer hatt' er Liebschaften. Man sagte sogar, in seiner ersten Jugend hab' ihm die Prinzessin Amalie, Georgs II. königliche Tochter, ihre Gunst geschenkt gehabt. Rodney war zwar ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, durchaus aber kein hervorstechender Geist, ja, was man am wenigsten glauben sollte, ohne natürlichen angebornen Muth. Er selbst gestand es unter Freunden, daß er von der Natur kein Herz empfangen habe, welches die Furcht nicht kenne. Stand er aber im Donner des Treffens, so war es durch den Gedanken an Pflicht und Ehre ihm leicht, sich selbst zu überwinden, und hatt' er einmal die ersten Schauer überwunden, dann ging er ruhig in die Gefahren, denen er nicht ausweichen konnte, und die er mit glücklich berechnendem Blick seinen Gegnern vorbereitet hatte.

Dennoch leisteten Rodney und North ihrem Vaterlande große Dienste. Der Letztere als Minister war neben dem, daß er sich den Ruf eines streng redlichen Mannes erworben, ein leutseeliger, gesprächiger Mann, von rosenfarbener Laune, der ohne Ansprüche, nur ungern die Amtsmiene annahm und den Minister spielen mogte. Das machte ihn populär und beliebt; seine Geistesgegenwart, seine oft treffenden Antworten, gaben ihm gegen die, welche ihn in den Verhandlungen leidenschaftlich angriffen, ein gewisses Uebergewicht. Er war nicht beredsam, aber in seinen Darstellungen lichtvoll, und in dem, was zu sagen und nicht zu sagen war, wohl eingeübt. Dabei genoß er den großen Vortheil, welchen eine durch Reisen und Lesung der Alten erworbene Kraft und Vielseitigkeit der Ansichten und Kenntnisse gewähren. Daher gelang es ihm, lange Zeit im Parlament eine der ersten Rollen zu spielen; und daher ward er auch dem Könige so herzlich lieb, fast unentbehrlich. Kein lieberer Mann im vertraulichen Kreise, als North! Da war er geistreich, witzig, alles ermunternd durch seine frohen Einfälle. Da fand man selbst seine Schwächen angenehm, als recht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnt' es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan, und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurd' er im Baadzimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtsinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienst; großen Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Krieg hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen, und bei seinem natürlichen Feuer, im Augenblick der Entscheidung, verwegen. Weil das Glück mit ihm war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm; das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich immer, als konn' es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

Digitized by Google

3.

Joseph I., König von Portugal.

Des jetzigen Königs (den 7. Januar 1781 verstorbener) Großvater. Er war eigentlich durch seinen Minister Pombal berühmt geworden, aber von der Geistesüberlegenheit desselben so ganz verdunkelt, daß man wirklich nur noch diesen, den König fast gar nicht mehr kennt. Pombal war König im Amt, Joseph blos der König von Geburt. Man kann sich kein seltsameres Hofleben eines europäischen Fürsten und keine nichtswürdigeren Zeitversplitterungen vom Oberhaupt einer zivilisirten Nation vorstellen, als man damals bei Joseph antraf.

Schon seinem Aeussern nach, würde man ihn kaum für einen Monarchen gehalten haben. Er war ein untersetzter, starker Mann; gemeiniglich ganz schlicht im Jagdrock; das Gesicht von der Sonne schwarz gebrannt, auf den Wangen fast beständig ausgeschlagen und überkrustet; eben so die Hände grob und braun. Sprach er nicht, so stand er doch immer mit halboffenem Mund, was ihm, ungeachtet seiner lebhaften Augen, ein etwas geistloses Ansehen gab. Bei dem Allen war seine Gemalin auf ihn höchst eifersüchtig. Sie bewachte ihn mit Argusblicken in der Oper, wie auf der Reitbahn, im Konzert wie auf der Jagd, beim Spieltisch wie beim Stiergefecht; denn dies waren die Plätze und der Kreis, worin er sich einen Tag und alle Tage herumbewegte. Auf der Jagd ritt sie, im Tressenhut und schwarzen ledernen Hosen, Stiefeln und Wamms rüstig, als geübte Schützin, neben ihm; auf dem Theater mußten Männer die weiblichen Rollen spielen. Wo und wie sie kamen, nahm sie Bedacht, ihm die hübschen Mädchengesichter aus den Augen zu rücken. Vermuthlich hatte er, als junger Mensch, wohl Anlaß genug zur Eifersucht gegeben; denn trotz der königlichen Argusblicke seiner Gemalin, unterhielt er noch in spätern Jahren Liebschaften; aber, versteht sich, ganz heimlich.

Seit dem Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 hatte König Joseph fast nie wieder in einem Pallast, aus Stein gebaut, wohnen und schlafen mögen. So groß war der Schrecken, welchen er noch lange Zeit nicht überwinden konnte. Wohin er kam, mußten für ihn Zelte oder hölzerne Buden aufgeschlagen werden. Zu Belem wohnt' er mit seiner Gemalin, seinen drei Töchtern, dem jungen Prinz von Beyra und seinem kleinen Hofstaat beständig in einem langen, schlichten, leichten Holzgebäude; die Wände von Brettern.

Neben der Furcht vor Erdbeben hatte der gute Mann noch die Furcht, ermordet zu werden. Fuhr er aus, mußten immer vierzig Mann Kavallerie seinen mit zwei Maulthieren bespannten, offenen Wagen begleiten. In der italiänischen Oper ging er immer aus seiner königlichen Loge in eine Nebenloge, um die Ballets zu sehen, durch einen schmalen Gang, der absichtlich und mit großer Vorsicht dazu gebaut worden. Er war ein wohlwollender Mann, hatte nichts weniger um sein Volk, als dessen Haß verdient, und doch war er mehrmals in Gefahr seines Lebens gerathen.

Das erstemal geschah es bekanntlich im J. 1758 durch die Verschwörung des Mascarenhas, Herzogs von Aveiro und des Marquis von Tavora. Die alte, rachsüchtige, stolze Marquise

Digitized by Google

von Tavora hatte den ganzen abscheulichen Plan blos deswegen angezettelt, weil der König, oder vielmehr Pombal, den Marquis von Tavora nicht zum Herzog machen wollte. Sie hielt die geheimen Versammlungen in einem Gartenhause des tavorischen Pallastes zu Lissabon. Eines Abends sah ein junges Gesellschaftsfräulein der Marquise da noch spät Licht, und ging neugierig hin, zu sehen, was es geben mögte. Wie sie an der Thür lauschte, öffnete sich diese plötzlich und vor ihr stand die alte Marquise, beim Anblick des Mädchens nicht wenig erschrocken. Dieses entschuldigte sich. Die Alte horchte es aus, ob es etwas vom Gesprochenen wisse. Und folgenden Morgen fand man den Leichnam des armen Mädchens von mehreren Stichen durchbohrt, in ein Tuch gewickelt, auf der Gasse. Der König wäre mit dem Leben nicht davon gekommen, hätte sein Leibkutscher nicht, so wie die ersten Schüsse durch den Wagen gefallen waren, plötzlich umgewendet, um das Haus des Wundarztes zu erreichen, weil er den König für getroffen hielt. Denn weiterhin vorwärts lauerten schon, bis zum Pallast, wieder andere ausgestellte Meuchelmörder. Der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und seine beiden Söhne wurden gerädert; die alte Marquise enthauptet. Sie starb so frech, als sie gelebt hatte. — Ein andresmal wollte den König, auf der Jagd bei Villa vicisa, ein Bauer mit einer langen Stange todschlagen. Königliche Beamte hatten den Bauer vorher mißhandelt und ausgepfändet.

Seine Gemalin, die Königin Mariane Victoria, soll jung schön gewesen sein; in spätern Jahren war sie keine anmuthige Gestalt, sondern klein, rund, dick, mit rothem vollen Gesicht, breiter Nase, und braungebranntem Halse, braunen Schultern und Armen. In ihrem ganzen Wesen war etwas Männisches. Ihre älteste Tochter Marie konnte eben so wenig Anspruch auf Schönheit machen; sie war ein langes, mageres Frauenzimmer, bleich und finster. Schon ihr Aeußeres verrieth eine höchst schwermüthige Stimmung. Dazu war sie sehr abergläubig und mönchisch-fromm. Die prunkvollen, schrecklichen Hinrichtungen des Herzogs von Aveiro und seiner Mitverschwornen sollen einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht haben. Sie war damals schon gegen dreißig alt. Es ist eben dieselbe Prinzessin, welche nach dem Tode König Josephs I. den Thron von Portugal, als Königin Maria I. bestieg, ihren Oheim geheirathet hatte, und im J. 1792 vollkommen wahnsinnig wurde. Sie ist erst vor Kurzem in Brasilien gestorben, wohin sie ihr Sohn, der jetzige König von Portugal und Brasilien mit sich genommen hatte.

Das Andenken von dem großen Minister Sebastian Joseph Carvalho, Grafen von Oeyras, nachmaligen Marquis von Pombal, wird in den portugiesischen Geschichten unvertilgbar leben, wiewohl von seinen Werken nichts blieb, als er im J. 1777 von seiner Höhe herabgestürzt ward. Er wollte in dem verwahrloseten Portugal Licht, Gewerbfleiß, Handel, weise Gesetzgebung, Polizei, Denkfreiheit herstellen, kurz Alles was — fehlte. Er wollte Portugal wieder in den Rang der Mächte erheben. Er wußte was, und wie es sein sollte. Was er wollte, das setzt' er durch, mit Güte oder Alles zermalmender Gewalt. Die furchtbare Adelsherrschaft, die noch fürchterlichere Jesuitenherrschaft zertrat er siegreich, unter dem Fluch seiner

Digitized by Google

Nation siegte er. Was half's? Er konnte die trägen, pfaffengläubigen, genügsamen, lockern Portugiesen zu nichts anderm machen, als was sie waren — träge, pfaffengläubige, genügsame, lockere Portugiesen. Ein Volk entwickelt sich auch unter den glücklichsten Verhältnissen nur langsam. Man muß, wo Besseres gegeben werden soll, immer die lebende Generation verloren geben. Was durch Kunst und Gewalt in der Eil von zwanzig Jahren aufgebaut wird, stürzt beim Abschied des Baumeisters oft schon binnen zwanzig Wochen wieder ein. Ein Reformator muß nicht der Zeit in ihrem gemächlichen Wirken helfen wollen; die Zeit muß dem Reformator helfen, wenns recht gehen und bestehen soll.

Noch als Greis von mehr denn siebenzig Jahren war der Marquis von Pombal ein rühriger, immer strebsamer, Alles überschauender, Alles selbst prüfender und angreifender Mann, von ehrwürdiger Gestalt, groß und hager; das Gesicht freilich eingefallen, blaß, aber geistvoll und beredt. Er lebte im Hause äusserst einfach, ohne Prunk. Aber wenn er öffentlich erschien, hatten ihn seine lieben Portugiesen dazu gewöhnt, von einer wachsamen Leibgarde umgeben zu sein, oder neben seinem Wagen eine Abtheilung Reuterei mit bloßem Säbel trotten zu lassen. Denn an den Mordanschlägen seiner Gegner und ihrem besten Willen fehlte es nicht, daß er ein so hohes Alter erreichte.

4.

Der große Mann Quassy.

Wer in aller Welt kennt auch den großen Quassy? Die Engländer schreiben ihn eigentlich Quacy. Die Welt ist bald so voller großen Männer, daß es ein wahres Glück für die Welt ist. Ich meine nicht, es sei ein Glück für die Welt, viele große Männer zu haben, oder gehabt zu haben; denn die meisten sind für die Welt wahre Landplagen gewesen; sondern Glück sei es, daß der Großentitel durch seine Gemeinheit in der Achtung abgewürdigt wird, wie Adelstitel oder Stern- Kreuz- und Ordensträgerei, daß endlich ruhmvoller wird, davon frei zu bleiben. Zwar der Ehrgeiz wird in der Welt deswegen nicht abnehmen, aber doch das abgöttische Vergöttern und Ehregeben. Je erhabener eine Nation dasteht, je weniger große Männer kann sie haben. Wenn sie anfängt, sich mit ihren großen Männern groß zu machen, ist sie bestimmt, schon wieder von ihrer eignen Größe auf dem Weg zum Azimuth. Barbaren besitzen immer die meisten großen Männer, oder erblicken dergleichen bei andern Nationen; gleichwie dem unwissenden Pöbel mehr Gespenster zu erscheinen pflegen, als verständigen Leuten.

Quassy, der große Mann, den nicht leicht einer kennt, verdiente seinen Ehrennamen so gut, wie tausend andere große Männer. Er war es, der sich durch Geisteskraft von der tiefsten Stufe, ich muß sagen, aus dem Koth der bürgerlichen Verhältnisse zu Ansehen, Ehren und Reichthum emporschwang; in Südamerika der gewaltige Lenker einer der unlenksamsten Völker wurde; durch seine Einsicht eine der berühmtesten Kolonien mehrmals vom gänzlichen

Digitized by Google

Untergang rettete und nebenbei der europäiſchen Welt das Geſchenk mit einer Wurzel machte, die noch jetzt ſeinen Namen trägt, und durch ihre heilſame, magenſtärkende, fieberſtillende Kraft, lange Zeit Nebenbuhlerin der Cbinarinde ward; ich meine die Quaſſia-Wurzel (Quassia amara L.) Quaſſy entdeckte dieſe herrliche Wurzel ſchon im Jahre 1730; aber erſt im Jahre 1761 lernte ſie der Ritter Linné kennen. Durch dieſen, als er ſie in ſeinen Schriften prieß, ward ſie in Europa ſo beliebt, daß ſie in keiner Apotheke fehlen durfte, und ein wahrer Handelszweig von Surinam wurde.

Quaſſy war ein Neger; ſein Vaterland die Küſte Guinea. Als ein junger Knabe, vielleicht noch als Säugling, kam er von Afrika in die holländiſchen Niederlaſſungen nach Surinam, wo man ihn, wie andere Neger verkaufte. Seine Eltern hat er ſo wenig gekannt, als er ſich noch der Ueberfahrt von Afrika nach Amerika zu erinnern wußte. Aber im Jahr 1742 war er ſchon ein rüſtiger kleiner Bube im Dienſt eines Pflanzers, ſeines Herrn. Damals griff der franzöſiſche Seebefehlshaber Jacques Caſſard Surinam an, und trieb von ihr eine Brandſchatzung in Zucker und Wechſelbriefen, 1,370,160 Livres an Werth ein. Quaſſy pflegte, bei Annäherung von Feinden, Trommelſchläger zu ſein und Lärmen zu machen.

Der Knabe entfaltete ſeine nicht gemeinen Naturgaben. Aufmerkſam auf Alles, wußte er ſich aus Allem einen Vortheil zu machen. Durch Fleiß und Klugheit erwarb er nicht nur ſeine Freiheit, ſondern nach und nach auch ein ſehr anſtändiges Vermögen. Die geſammten Neger der Kolonie, das heißt die große Volksmenge, hing ihm, als einem Manne von übernatürlichen Kenntniſſen, mit blindem, abergläubigem Vertrauen an. Surinam pflegte immer fünfzig bis ſechszigtauſend Neger zu zählen, während der weißen und farbigen Leute kaum ſechstauſend waren. Quaſſy galt wegen ſeiner Einſichten bald für einen Zauberer, nicht nur bei den Negern, ſondern auch bei den meiſten Weißen, Kreolen und Mulatten. War ein Diebſtahl, oder irgend ein anderes Verbrechen begangen, ſo mußten ſogleich Boten zu Quaſſy, um von ihm den oder die Urheber des Vergehens zu erfahren. Seine Vielkundigkeit in den Verhältniſſen der Neger und ſein Scharfblick brachten ihn gewöhnlich in kurzer Zeit auf die rechte Spur und zum rechten Mann. Zuletzt verkauft' er den ſchwarzen Freiwilligen, aus welchen man Corps bildete, um die furchtbaren Schaaren der entronnenen und rebelliſchen Neger, in den ungeheuern Wäldern und Sümpfen an den Strömen der Seramica und Cottica, zu bekämpfen, wunderthätige Obia's, durch welche ſie im Streit ſchuß- hieb- und ſtichfeſt wurden. Zu dieſen Amuletten nahm Quaſſy Muſchelſchaalen, Haare, Federn, Fiſchgräten und dergleichen; wickelte davon zuſammen; nähte Alles in kleine Bündel von Baumwollenzeug, und der unüberwindliche Glaube der Käufer an die Kraft der Obia's that die wunderbare Wirkung hinzu. Wer dergleichen auf der Bruſt trug, ging ohne Furcht in die augenſcheinlichſte Gefahr, und kam meiſtens, weil er zuverſichtlich handelte, als Sieger zurück. So rettete Quaſſy, weil er die Truppen der Kolonie vielmals auf dieſe Art begeiſterte, die holländiſchen Pflanzungen mehrmals vom gänzlichen Untergang, welchem ſie ſo oft nahe genug waren.

Digitized by Google

Quaſſy ward von Negern und Europäern nur ſchlechthin der Granmann Quaſſy, oder große Mann geheiſſen; körperlich war er nur ein Mann von mittlerer Größe, und in ſeinen achtziger Jahren eine wunderliche, kurze, dicke, ſchwerfällige Geſtalt. Nichts Komiſcheres, als dieſen alten Neger in weißſeidenen Strümpfen, ſeidenen Beinkleidern, und reich gallonirtem Rock und Weſte zu ſehen. Auf dem gepuderten Krauskopf trug er einen treſſenreichen, dreieckigen Federhut; auf der Bruſt an langem Band im Knopfloch die goldene Schaumünze, welche ihm, wie manches andere Geſchenk, der Prinz von Oranien verehrt hatte. Die weißen, feinen Hand- und Bruſtkrauſen erhoben die Schwärze ſeiner Hände und des Geſichts nicht wenig. Europäiſche Tracht ſteht einem Neger ohngefähr ſo reizend, wie einem Achilles oder Mars oder Cäſar die Uniform eines Cuiraſſier- Dragoner- oder Huſarenregiments.

Ich weiß nicht, wann der große Mann geſtorben iſt; aber er lebte wenigſtens noch im Jahre 1778. Seine Obia's hatten damals noch gute Wirkung gegen die rebelliſchen Neger an der Cottica. Vermuthlich wäre Quaſſy zu noch höherm Alter gelangt, hätte er nicht, als ein reicher Herr, alle jene entnervenden Ausſchweifungen mitgetrieben, durch welche ſich die Mehrheit der üppigen Bewohnerſchaft Paramaibo's von jeher auszeichnete.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Afrika.

Blick auf Aegypten. — Lepſius Gang durch die Grabhöhlen der Krokodilen-Mumien. — Die Steinſchrift von Roſette. — Allmählige Verſandung Nordafrikas.

Das alte Aegyptenland, von deſſen Reichthum und Wundern nach Jahrtauſenden wir noch in Liedern ſingen und die Kinder erzählen, iſt durch Napoleons kühne Seefahrt und vergängliche Eroberung erſt der Welt wieder recht neu geworden. Welch ein Land, dieſe Heimath der Hieroglyphen; — es ſelber iſt eine große, einzige Hieroglyphe der menſchlichen Urgeſchichte und Bevölkerung des Erdballs! Gleichwie es noch immer eine Kornkammer für Europa und Aſia iſt, die es ſchon zweitauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung dem Abraham und ſeinen Kindern war: ſo iſt es noch das Land, wohin unſere Weiſen zu wallfahrten haben, um die Weisheit des frühern Alterthums zu erfahren, nach Art der Homere, Solonen und Herodote.

Unſtreitig iſt das obere Aegypten früher bewohnt geweſen, als das mittlere und untere, welches, ſelbſt nach den von den Alten aufbewahrten Sagen, lange Zeit nur Sümpfe und Sandwüſten und Seen wieß, ehe es durch die ungeheuren Kanäle vom Nil urbar gemacht worden war. Das rieſenhafte Theben mit ſeinen hundert Thoren ſtand, eh Abraham war. Moſes lebte nur fünfhundert Jahre ſpäter, als dieſer, und ward in den geheimen Kenntniſſen der prieſterlichen Kaſte erzogen. Verſtänden wir die unermeßliche Menge der heiligen Bilderſchriften,

Digitized by Google

welche heut noch, wie vor Jahrtauſenden, die Kunſtwerke von Granit und Sandſtein, zumal im hohen Theben, bedecken; vielleicht fänden wir da die Geſchichte der Weltſchöpfung, des Paradieſes, Sündenfalls und erſten Brudermordes. Welch ein Erſtaunen mogten die erſten franzöſiſchen Gelehrten empfinden, als ſie unter den rieſenhaften Ruinen der Thebais in hocherhabener Arbeit die Stiftshütte abgebildet ſahen, die Bundeslade, die Cherubim mit ihren Fittigen am Gnadenkuhl, die Schaubrode, die heiligen Leuchter und Geräthſchaften *), wie ſie Moſes beſchrieb, als er herab vom Sinai kam, wo er die Herrlichkeit des Herrn geſehen! **)

Keine Stelle des Erdballs hat ältere Zeugniſſe und Urkunden zur Weltgeſchichte, aber auch keine war geeigneter, ſolche zu bewahren. Denn der härteſte Granit, der noch feſtere und mit Eiſentheilen gebundene Sandſtein wurden zu den Ueberlieferungen für die Nachwelt auserwählt; kein Marmor, der in einem Jahrtauſend verwittern konnte. Die Schriftzüge wurden darin mit außerordentlicher Tiefe eingeſchnitten, daß ſie von der Hand der Zeiten nicht ſo leicht verwiſcht werden konnten; und eben deswegen die erhabenen Arbeiten groß und weit vorſtehend, die Bauwerke ſelbſt koloſſaliſch, damit der gern zerſtörende Arm der Menſchen daran erlahme. Dazu kam der trockene Himmelsſtrich des Landes, wo Regen ſelten, Eis und Reif unbekannt ſind, und auch das minder Dauerhafte länger dauert, als in den feucht- und warm- und kaltwechſelnden Witterungen gemäßigterer Erdſtriche.

Der Verluſt Aegyptens für Europa kann daher nicht laut genug beklagt werden, ſei es, daß wir auf die jetzt benutzte Fruchtbarkeit des Nilthales ſehen, welches in alten Zeiten, da es noch mehr denn achtzehntauſend Ortſchaften zählte, ſieben Millionen Menſchen nährte, wo jetzt nur zwei bis drei Millionen wohnen***); ſei es, daß wir die oft entworfene, nie ausgeführte Verbindung des rothen und Mittelmeers beachten, wodurch der indiſche Handel kürzern Weg und neue Richtung empfinge****); oder daß wir uns erinnern, nur dort ſei noch der Kommentar zu dem erſten Buch Moſes, zum Herodot, zum Diodor und Homer zu finden.

Nun aber und wahrſcheinlich noch lange wird der Welt das alte, große Wunderland wieder verſchloſſen bleiben. Das war die Frucht britiſcher Eiferſucht gegen Frankreich. Nur mit Lebensgefahren naht ſich jetzt der Europäer der großen Pyramide bei Gizeh, deren Grundfläche den Raum einer kleinen Stadt einnimmt, deren Höhe die höchſten Dome und Münſterkuppeln der chriſtlichen Welt um einige hundert Schuh überragt; oder dem heiligen Eiland Geziret

*) Das Relief, dargeſtellt im zweiten Theil des auf öffentliche Koſten herausgegebenen Prachtwerkes: *Déscription de l'Egypte*, Kupfertafel 44, die köſtliche Ausbeute vom Zuge Napoleons nach Aegypten.

**) Zweiten Buch Moſes, Kap. 25. 26.

***) Diodor meldet im erſten Buch Kap. 31 ſeiner Geſchichte, daß noch zu ſeiner Zeit über drei Millionen Einwohner waren.

****) Die Reiſe nach Indien wäre dann, ſtatt um Afrika, binnen acht Wochen zu machen. Die Unkoſten des dazu erforderlichen Kanal- und Schleuſenbaus von Suez bis zu den beiden Häfen von Alexandrien wurden von den franzöſiſchen Kriegsbaumeiſtern auf dreißig Millionen Franken berechnet.

Digitized by Google

el Birbeh, der Alten Philä, wo einsam die hieroglyphenreichen Wände der Tempel über dem Osirisgraben prangen; oder der anmuthsvollen Elephantine, und der erhabenen Thebais mit ihren neunzig Schuh hohen Obelisken, Tempeln, Säulenhallen, von heiligen Schriften bedeckten Granitblöcken, Trümmern riesenhafter bei siebenzig Schuh hoher Helden- und Göttergestalten, kolossalischen Sphinxen, ungeheuern Pallästen, und zahllosen, räthselhaften geschichtlichen Bildwerken aller Art.

Die alten Aegypter waren, wie noch alles beurkundet, kein gemüthliches, dichterisches Volk, mit Sinn für Anmuth und Schonheit. Ihnen war das Verständige, Nützliche, Gedankenreiche, Geregelte anmuthig; das Riesenhafte schön. Sie hatten entschieden mehr Urtheilskraft, als Einbildung, mehr Sinn für das Mechanische, als das Zierliche. Dazu hatte sie ihr Himmel gemacht und ihr Erdboden. Sie waren friedsam, duldsam, religiös; voller Ehrfurcht für die Greisen und Todten; ernst im Leben; ohne Lust nach Neuerung, ohne Begierde nach Weltkunde und Handel; stolz auf ihr Alterthum, ihr Wissen, ihr Haben; mißtrauisch gegen das Fremde; ein in sich geschlossenes Volk. Dazu hatte sie der seit undenklichen Zeiten geherrschte Kastengeist gemacht. Ihnen wäre, so scheint es, auf einer großen Insel wohler gewesen, als an dem Hauptpaß der alten Welt nach Indien.

Dies gerade aber ist es, was uns noch heut die von ihnen vorhandenen Ueberbleibsel in geschichtlicher Hinsicht werthvoller machen muß. Der gerndichtenden, fantasievollen Indier und Griechen Fabeln und Mythen bieten weniger Zuverlässigkeit, als der strengen, trockenen Aegypter im Heiligthum der Priesterschaft bewahrte, Ueberlieferungen aus der Urwelt. Könnten wir sie nur noch deuten!

Um so schätzbarer ist, was Moses, was Herodot, was Diodor zu ihren Zeiten aus Aegypten gemeldet haben, und weit glaubhafter, als die gesammte Geschichte der griechischen Heroenzeit. Wie manches hat sich von Herodots Meldungen erst in neuern Zeiten durch unsere Reisenden buchstäblich bewahrt, was sonst für Mährchen oder Nachgeschwätz eines leichtgläubigen Unwissenden gehalten worden ist! Hörten nicht erst im Jahre 1798 die französischen Gelehrten in den durch Granit gehauenen Zimmern des Pallastes zu Karnak, wenn die Sonne aufging, einen wunderbaren Klang, wie Saitenton oder Laut einer Aeolsharfe*)? Er schien ihnen von oben aus der Felsendecke zu tönen; vielleicht Wirkung des schnellen Umschwungs der Temperatur; gleichwie bei uns, unter gewissen Zuständen der Witterung, ein langer, scharfgespannter Eisendrath im Freien von selber hell erklingt. So war der Ton, welchen die ungeheure Bildsäule des Memnon von sich gab, wenn die Sonnenstrahlen auf sie fielen, weder Mährchen, noch priesterischer frommer Betrug.

In einem Lande, wo, laut den ältesten schriftlichen Urkunden des Menschengeschlechtes, zweitausend Jahre vor unserer Zeitreichnung, Abraham und Jakob, die Nomaden, schon Städte, Pallaste, Gefängnisse, Vorrathshäuser, Sklavenhandel, Pharaonen, umgeben von

*) *Description de l'Egypte*, S. 234.

Digitized by Google

Staatsdienern und großem Prunk fanden; in einem Lande, wo von jeher die Zeitrechnung und die Beobachtung der Gestirne mit seltener Genauigkeit behandelt ward, wie der im Jahre 1798 zu Dentyra entdeckte Thierkreis davon noch redet; in einem Lande, wo Maaß und Zahl mehr galt, als die schönste Blüthe selbstschöpferischen Witzes; in einem Lande, wo es einer eigenen, hochgeehrten Kaste Beruf war, die Geschichten und Erfahrungen der vergangenen Zeiten zu bewahren; in einem solchen Lande wußte man gewiß zu Abrahams, Isaaks und Jakobs Zeit mehr und Sichereres über die Vorzeiten, als unsere Theologen und Geschichtforscher heutiges Tages aus dem fragmentarischen ersten Buch Moses hervor zu exegesiren wagen.

In der Urzeit der Aegypter wurden sie von Priestern beherrscht. Erst Menes ward König. Nach Herodot lebte derselbe über zwölftausend, nach Diodors Rechnung über vierzehntausend Jahre vor unserer christlichen Zeitordnung. So zählten die Aegypter über achttausend Jahre in ihren Landesgeschichten über unser, Adam und Eva genanntes, erstes Menschenpaar hinaus. Das mögen unsere christlichen Geschichtsforscher albern finden. Aber versteht einer von ihnen die ersten mosaischen Kapitel? Daß die Priesterschaft, in den Tempeln und Palästen Thebens, Zahlen und Namen ihrer königlichen Altvordern seit zehn, zwölf Jahrtausenden wußte, ist es unglaublicher, als daß wir heut die gesammte Menschheitsgeschichte seit sechs Jahrtausenden inne haben? Schwerlich würde wohl Vater Herodot, wenn man ihm alle Gründe für die Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit der mosaischen Schriften mitgetheilt hätte, denselben so viel Glauben beigemessen haben, als den seit Jahrtausenden in Steinschrift überlieferten Erinnerungen, welche die ägyptischen Priester besaßen.

Unter den neuesten Nachrichten, die wir über Aegyptens Merkwürdigkeiten erhalten haben, verdient die, voriges Jahr erst, zu London erschienene Reisebeschreibung des Engländers, Th. Legh, ausgezeichnet zu werden. Sie enthält, ungeachtet ihrer Kürze, einzelne sehr anziehende Bemerkungen, welche man selbst in größern Werken vermißt. Er machte die Reise im Jahr 1813 bis hinauf zu den Wasserfällen des Nil und jenseits derselben. Mit Lebensgefahr forschte er auch den bisher unbekannt gewesenen Höhlen nach, in welchen die ägyptische Vorwelt die Krokodilen-Mumien hinterlegte.

Wir wissen aus Herodots und Diodors Schriften, daß die alten Aegypter auch dem Krokodil göttliche Verehrung bewiesen, und wenn ein geweihtes gestorben war, es in zartes Linnen wickelten, in die Balsamirhäuser trugen, mit Zedernöl und andern wohlriechenden Spezereien einmachten, welche der Fäulniß entgegen wirkten, und dann es in die geheiligten Grabeshöhlen setzten. Herodot hatte weder Erlaubniß empfangen können, die Mumien der alten Fürsten, noch die Gräber der geweihten Krokodile zu sehen.

Zufällig, als sich Legh im obern Aegypten aufhielt, vernahm er, daß man noch in einer Höhle beim Dorfe Amabdi, am östlichen Nilufer, zwo Stunden von demselben und hart an den Gränzen der Sandwüste gelegen, Bruchstücke von Krokodilen-Mumien gefunden. Dies

Digitized by Google

reizte seine Neugier. Dergleichen hatte er noch nie gesehen, so häufig er auch menschliche Mumien in den Felsengräbern der Thebais erblickt hatte. Da liegen noch ganze Gemächer voller Aerme, Beine, Köpfe u. s. w. von Mumien. Er machte sich also nach Amabdi auf den Weg, begleitet von seinem Freunde Master Smelt; einem Nordamerikaner Namens Barthow, der mehrere Jahre auf dem rothen Meere Handel getrieben, und die arabische Sprache vollkommen inne hatte; einem abessinischen Kaufmann, Namens Fadlalla und drei Lastträgern, welche von den Katarakten her mitgekommen, und Barabras oder Nubier waren.

„Nicht weit von Amabdi, erzählt Legh: fanden wir vier Araber, die Holz fällten. Sie schienen anfangs gar keine Lust zu haben, uns über den Gegenstand unserer Neugier Auskunft zu geben. Wir sahen sie untereinander wortwechseln, hörten, daß sie von Gefahr sprachen; glaubten zu verstehen, daß einem die Worte entwischten: Kömmt einer um, müssen sie alle sterben! — Das machte uns freilich bösen Argwohn, ohne aber unsern Vorsatz zu erschüttern. Wir waren an Zahl und Kraft überlegen; das gab uns Zuversicht.“

„Um fünfundzwanzig Piaster entschlossen sich die Araber endlich, uns als Führer zu dienen. Nach einer Stunde Weges durch die Wüste kamen wir wirklich an Ort und Stelle. Es war ein Loch in der Erde, zehn Schuh weit, und ohngefähr achtzehn Schuh tief. Nicht ohne Schwierigkeit stiegen wir hinab. Die Araber fingen an, sich zu entkleiden, und riethen uns das gleiche zu thun. Wir thaten es zum Theil, behielten aber doch Hemd und Leinhose an. In den Taschen trug ich ein paar Sackpistolen, um damit nöthigenfalls einen Schurkenstreich zu vereiteln. Es ward beschlossen, drei Araber sollten uns vorangehen; der vierte draussen beim Loch bleiben. Der Abessiner wollte auch nicht weiter, und die Barabras leisteten ihm Gesellschaft, als Wächter unserer Kleidungsstücke. So bestand unsere Gesellschaft, die zur Höhle einging, aus sechs Personen. Einem jeden von uns ging ein Araber führend vor. Die Fackeln wurden angezündet. Einer der Araber eröffnete den Weg.“

„Durch eine zum Theil vom hereingewehten Sande der Wüste verdeckte Oeffnung, die wir am Boden des kleinen Schachtes fanden und ausräumten, krochen wir eine Strecke von sieben bis acht Klafter entlang, und gelangten sodann in ein weites, wohl fünfzehn Schuh hohes Gemach. Ohne Zweifel war dies die Stelle, die man mir als Eingang zu den Krokodilmumien beschrieben gehabt hatte; denn wir fanden in der That Bruchstücke von Krokodilen am Boden herumliegend. Auch Fledermäuse, vom Glanz unserer Fackeln gestört, umflatterten uns genug. Jetzt kam es nur noch darauf an, die unterirdischen Gänge auszuforschen, wo die uralte Niederlage der Mumien war. Jeder von uns hielt seine Fackel. Unsere Führer bestanden darauf, wir sollten so hintereinander gehen, daß jeder von uns einzeln immer einen Araber vor sich habe. Uns schien in der Anordnung zwar nicht etwas ganz Geheures zu sein, doch bequemten wir uns und rückten so vorwärts. Wir traten in einen langen Gang und wanderten darin, bald rechts, bald links schwenkend, bald gebückt, bald kriechend, ohne uns aufzuhalten, eine ganze Stunde, bis wir wieder v[illegible]inem weiten Gemach standen. Recht betrachtet, war es

Digitized by Google

daſſelbe, von wannen wir hergekommen waren. Die Führer wollten es lange nicht glauben; konnten es zuletzt aber doch nicht läugnen, und geſtanden, ſich verirrt zu haben, indem ſie hinzuſetzten, hätten wir noch Luſt zu einem neuen Verſuch, wollten ſie uns zu den Mumien bringen. Freilich unſere Neugier war noch keineswegs geſtillt. Aber wir hatten nun ſchon mehr als eine Stunde in den niedrigen unterirdiſchen Gängen laufen müſſen, und waren eben ſo ſehr von der unbequemen Stellung, in welcher wir einen großen Theil des Wegs gemacht, als von der Hitze ermüdet, welche das Fackelfeuer in den Felſenengen verurſachte. Die Araber ſprachen inzwiſchen ſo zuverſichtlich vom guten Erfolg eines neuen Verſuchs, daß wir nicht länger anſtanden, ihnen zu folgen. Wir fanden die Oeffnung zu einem Gemach oder Gang, in den wir nicht anders gelangen konnten, als durch kräftigen Sprung über einen Riß oder Graben von unbekannter Tiefe. Der erſte Führer ſprang voran; wir folgten. Der Weg, welchen wir nun einſchlugen, ward ſo eng und ſchmal, und ſo niedrig, daß wir an manchen Stellen auf dem Bauch durchkriechen, meiſtens auf allen Vieren gehen mußten. Es gingen ſo viele Seitenwege, daß wir uns in einem wahrhaften Labyrinth glaubten. Am Ende kamen wir in ein Gemach, das viel kleiner war, als jenes, von welchem wir ausgegangen waren. Aber für unſere Neugierde zeigte ſich hier durchaus nichts. Bis hieher waren unſere Anſtrengungen alſo fruchtlos geweſen. Doch konnten die Mumien nicht mehr weit ſein. Noch ein Anſatz, und wir dürften hoffen, am Ziel zu ſtehen."

„Der Araber, hinter dem ich ging, und der uns alle führte, ging darauf in einen andern Hohlgang hinein. Wir, in der bisher beibehaltenen Ordnung ſchritten ihm nach. Noch waren wir nicht weit gekommen, als uns auſſerordentliche Hitze drückte. Ich fand Mühe zu athmen; fühlte heftiges Kopfweh, und uns Herz ward es mir weh und eng."

„In dem Augenblick erloſch die Fackel des vorderſten Arabers. Ich war dicht bei ihm. Er ſank; ſtieß einen Seufzer aus; zuckte mit den Beinen krampfhaft. Ich hört' ein Rocheln aus ſeiner Bruſt — er war todt. Der Araber hinter mir ſah die Fackel ſeines Landsmannes ausgegangen; glaubte vermuthlich, er ſei geſtolpert; ging an mir vorbei, ihm zu helfen, und bückte ſich. Ich ſah ihn in dem Augenblick die Beſinnung verlieren, ſchwanken und fallen; — er war ebenfalls todt. Der dritte Araber kam nun auch, ſtrengte ſich an, zu den zwei Leichen zu kommen, und blieb plötzlich ſtehen. Wir ſahen uns alle ſtumm an, vom Entſetzen übermannt. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick; unſere Fackeln leuchteten beſtändig ſchwächer; unſer Athmen ward immer ſchwerer; es zitterten die Kniee unter uns — wir wurden faſt ohnmächtig."

„Da war keine Zeit zu verlieren. — Nur zurück! friſch! rief der Amerikaner Barthow, und wir machten uns auf den Rückweg, ſo raſch wir konnten. Den Araber hinter uns, der noch lebendig war, hörten wir gräßlich ſchreien. Er ſchalt uns Kaffern (Ungläubige), rief um Hilfe, fluchte, daß wir ihn im Stich ließen. Es war ein grauſenvoller Augenblick. Allein wir mußten ihn ſeinem Schickſal überlaſſen, ſchon gewärtig, daſſelbe mit ihm theilen zu müſſen. Die Krümmungen des Weges, den wir gemacht hatten, vergrößerten die Noth und Gefahr.

Nichts leichter, als daß wir uns verirrten und das große Gemach verfehlten, von dem wir ausgewandert waren. Und geſetzt, wir hatten den rechten Weg getroffen, konnten uns noch die letzten Kräfte verſagen, ihn zu vollenden. Jeder hatte auf dem Herweg für ſich in der Stille immer die vorragenden Steine, ihre Formen, gemerkt; daran hatte nun jeder ſeine Wahrzeichen, ſeine mangelbaren Wegweiſer im Labyrinth. Wir verglichen aller Orten unſere Meinungen; waren überall zuſammenſtimmend; nur einmal nicht, da der Amerikaner eine andere Richtung einzuſchlagen rieth, als Smelt und ich. Aber hier entſchied die Mehrheit der Stimmen; zum Glück entſchied ſie auch richtig. Erſchöpft von Anſtrengungen des Leibes und der Seelenangſt, kamen wir zu dem Riß oder Graben vor dem großen Gemach. Ich raffte mich zuſammen und ſetzte hinüber; eben ſo der Amerikaner. Smelt blieb am Rand des Abgrundes, und bat uns um Gottes Willen, ihm hinüber zu helfen, oder doch nur fünf Minuten zu warten, bis er Odem habe. Das war aber ſchlechterdings unmöglich, — der geringſte Verzug todtlich. Wir konnten uns nicht überwinden, mußten vorwärts, um reine Luft zu ſchöpfen, und riefen ihm blos zu: er ſolle wagen. Endlich ſprang er herzhaft über."

„Als wir an die freie Luft wieder hinauskamen, war es eine Stunde nach Mittag; die Hitze groß; das Queckſilber des Thermometers auf 57 Grad Reaumur. Unſere Barabras hatten einen Bardak, oder Krug aus Erde von Kenneh gebrannt, voll Waſſers bei ſich, und beſprützten uns. Trotz dieſer leichten Erfriſchung waren wir doch zu matt, um aus dem Schacht aufzuklettern. Sie wickelten ihre Turbane auf, und zogen uns daran hinauf zu ſich."

So weit Herr Legh. Daß die Wetter in den weitläuftigen, unterirdiſchen Gängen verdorben und zum Leben untauglich ſein mußten, läßt ſich wohl ohne Mühe begreifen; ſchwerer einzuſehen iſt, wie die ägyptiſchen Alten ſtundenweite Irrgänge unter dem Erdboden machen konnten, ohne von der Stickluft zu leiden. Die Trockenheit des Himmels und des ausgebrannten Bodens der Wüſte verhinderte vielleicht eine ſchnelle Vergiftung der Luft, die erſt beim Verdünſten der hineingebrachten Mumien erfolgen mochte.

Der vor der Höhle zurückgebliebene vierte Araber, erſtaunt, ſeine Gefährten nicht mitkommen zu ſehen, ließ ſich durch das Mährchen nicht lange täuſchen, daß ſie noch unten verweilten, um Mumien mit heraus zu nehmen. Man ſetzte den Reiſenden auf ihrer Flucht bald nach, verhaftete ſie, führte ſie nach Manfaluh zum Richter, und drohte ihnen den Tod. Glücklicherweiſe war der Richter, dem ſie ihr Schickſal erzählten, ein billiger Mann; dazu kam noch, daß der dritte, in der Mumienhöhle zurückgebliebene Araber ſich aus dem Irrgang wunderbar herausgeſchleppt hatte, und die Ausſage der Wanderer nicht vernichten konnte, ſondern den Tod ſeiner Gefährten nur den Zauberkünſten der Fremden zuſchreiben wollte. So entgingen dieſe einer neuen Lebensgefahr, indem ſie ſich mit kleinen Geldgeſchenken für die Wittwe und den Scheik von Amabdi vom Haß ihrer Gegner loskauften.

Digitized by Google

Nun endlich, und mehr denn je zuvor, haben wir auch, durch den glücklichen Fund des Steins bei Raſchid oder Roſette, Hoffnung, dem Weſen der alten Hieroglyphen auf die Spur zu kommen. Bis zum heutigen Tag iſt man darüber im Dunkeln geblieben, weil der Schlüſſel zur heiligen Bilderſchrift längſt verloren iſt. Zwar noch Hermapion überſetzte die Inſchriften der nach Rom entführten Obelisken, und Ammian hat uns dieſe Ueberſetzungen aufbewahrt*); allein er überſetzte ohne Zweifel ohngefähr ſo, wie noch ſpäter von andern Gelehrten das Gleiche geſchah, die ſich grübelnd und rathend an die vielbeſprochene Mensa isiaca machten, und der Sinnſchrift einen muthmaßlichen Sinn liehen, nachdem ſie für einzelne Zeichen ihrer Geſtalt verwandte Bedeutungen erſonnen hatten. Wenn auch Hermapions Auslegungen der Hieroglyphe nicht ſchon durch ihren allzugriechiſchen Geſchmack verdächtig genug wären, würde uns ſchon der Umſtand, daß ſelbſt ägyptiſche Prieſter ſpäterer Zeit ihre Unkunde in der heiligen Sprache nicht verbergen konnten, gerechte Zweifel gegen die Erklärungen eines Ungeweihten einflößen. Sie, wie alle jüngere Ausleger, trieben dabei daſſelbe Spiel, wie es alte Weiber treiben, welche dem Abergläubigen die Karte ſchlagen. Karte um Karte, nach ihrer verſchiedenen Farbe, vom Daus bis zur Sieben, hat ihre beſondere Bedeutung, als Liebhaber, Braut, Dieb oder Brief u. ſ. w. Der Witz dann gibt den Kitt zu Allem her.

Schon Herodot wußte, daß mit den Erklärungen der heiligen Bilderſchrift viel Betrug getrieben wurde, und die jungen Aegypter, welche ſeit Pſammetichs Zeiten griechiſch lernen mußten, um den Reiſenden Dollmetſcherdienſte zu leiſten,**) mogten weder immer die gelehrteſten, noch die aufrichtigſten ſein. Gewiß hat auch Herodot von dieſen Dollmetſchen Vieles empfangen, was, ſtatt rein ägyptiſch zu ſein, griechiſches Gemengſel war.

Sowohl Diodor als Ammian und Andere geben beſtimmte Verſicherung, die Hieroglyphe ſei einfache Sinnſchrift geweſen. „So malen die Aegypter, ſagt Diodor***): Habicht, Krokodil, Schlange, menſchliches Auge und dergleichen. Der Habicht, weil er einer der ſchnellſten Vögel iſt, drückt Eilfertigkeit aus; das Zeichen wird daher zu Allem, was Geſchwindigkeit, oder Aehnliches andeuten ſoll, bildlich ſo gebraucht, als wär' es mit Worten geſchrieben. Der Krokodil iſt das Bild der Bosheit; das Auge, als Hüter des ganzen Leibes, Wächter der Gerechtigkeit. Von menſchlichen Gliedmaßen bezeichnet die rechte Hand mit ausgeſtreckten Fingern Erwerbung des Unterhalts; die verſchloſſene Linke, Bewahrung des Erworbenen.“ — Die Sache iſt an ſich überhaupt nicht ganz unwahrſcheinlich. Bilderſchriften dieſer Art hatten auch die alten Mexikaner Montezuma's, die ſie geſchwind und ohne Zweideutigkeit des Sinnes leſen konnten. Ob aber wir eben zu jeden Zeichen den rechten Begriff treffen, das iſt das Zweifelhafte. Noch ſchwieriger ward die Hieroglyphe durch die Menge der den Geſtalten von Menſchen, Thieren, Pflanzen, Werkzeugen, Gliedmaßen beigefügten einfachen und buchſtaben-

*) *Amm. Marcell.* 17, 4.

**) Herodot 2, 154.

***) Diodor 3, 4.

Digitized by Google

ähnlich zusammengesetzten Linien und Punkten. Sie stehen bald neben, bald über, bald unter dem Bildzeichen, bald einfach, bald doppelt und dreifach übereinander. Desguignes fand hier Aehnlichkeiten mit der chinesischen Wortschrift, welche sich höchst wahrscheinlich auch nur aus einer uralten Bilderschrift allmälig entwickelt hat, bis jeder Name, jedes Wort zuletzt ein eigenes Zeichen empfing. Dann aber wäre die letzte Hoffnung verschwunden, daß die ägyptische Hieroglyphe jemals zu entziffern sei, da die Sprache der Pharaonen längst verloren ist.

In jedem Fall haben wir durch den bei Rosette von den Engländern gefundenen Stein wichtige Aufklärungen zu erwarten. Denn weil das darauf befindliche Gesetz des ägyptischen Königs, seinem ausdrücklichen Befehl gemäß, in drei Sprachen eingeschrieben werden mußte, in der heiligen Bilderschrift, in der koptischen oder gemeinen Landessprache, und in der griechischen für die Fremden; also eine und dieselbe Sache zugleich hieroglyphisch und griechisch dasteht (obgleich noch unbekannt ist, ob die Hieroglyphe von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten, oder geschlängelt gelesen werden müsse?) so ist hier oder nie ein Schlüssel zu erwarten.

Die Briten nahmen den Stein aus Aegypten mit nach London, wo er gegenwärtig im britischen Museum aufgestellt ist. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, um das große Räthsel dem Scharfsinn vieler Gelehrten zugleich aufgeben zu können, ließ den Stein, so groß er ist, und seine Inschriften sämmtlich darin, mit diplomatischer Genauigkeit, bis auf den kleinsten Punkt und die feinsten Verletzungen, schon im April 1810 in Kupfer stechen.

Unglücklicherweise ist der obere und untere Theil des Steins am meisten schadhaft gewesen, so daß von der Hieraglyphe, wie vom Griechischen, ein beträchtliches Stück mangelt. Wieviel an den Hieroglyphen fehlt, ist nicht eher zu erkennen, bis man sie selbst versteht. Was das Griechische in vierundfünfzig Zeilen besagt, gibt das Koptische in zweiunddreißigen. Die Hieroglyphen zeigen aber blos vierzehn Zeilen. Die kleinen schadhaften Flecke im Griechischen, so wie die durch eine abgebrochene Ecke verlorenen Zeilen-Ausgänge desselben hat schon der gelehrte Richard Porson durch glückliche Konjekturen ziemlich genügend zu ergänzen versucht.

Sowohl in England, als in Frankreich, hat man schon, geleitet von der griechischen Uebersetzung, sich ans Erforschen der Bedeutung von den Hieroglyphen gemacht. Befriedigendes aber erhielt die gelehrte Welt noch nichts. Vielleicht ist es deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Fleiße vorbehalten, dies merkwürdige Räthsel zu lösen. Die lithographische Anstalt zu München hat vor Kurzem einen von London gekommenen Kupferstich durch den Steindruck in gleicher Größe und Einrichtung, wie das Original, mit täuschender Aehnlichkeit vervielfältigt, und nebst den Porsonschen Ergänzungen unter folgendem Umschlag-Titel bekannt gemacht: Inscriptio perantiqua sacris Aegyptiorum et vulgaribus literis, itemque graecis, in lapide nigro prope Rosettam invento et nunc in Museo Britannico asservato insculpta, societatis Antiquariorum Londinensis sumpta ad formam et modulum ipsius lapidis primum edita, postea arte lithographiae domestica repetita Monachii in Bavaria, 1817. (Venditur in Instituto Lithogr. Monacensi.) So ist den Forschern

Digitized by Google

und Freunden des hohen Alterthums um geringen Preis der Ankauf des merkwürdigen Denkmals und die Möglichkeit erleichtert, die Kenntniß der untergegangenen Vorwelt zu erweitern.

Die meisten neuern Reisebeschreiber stimmen darin zusammen, daß die Sandwüsten vom Innern Afrikas aus, sich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig immer weiter gegen die angebauten fruchtbaren Küstenländer ausdehnen. Gewiß war der ungeheure Strich Landes, welcher sich von Aegypten bis zum atlantischen Meer in einer Länge von acht bis neunhundert Meilen erstreckt und fünfzig bis zweihundert Meilen breit ist, vor fünfzehnhundert oder zweitausend Jahren rücksichtlich seines fruchttragenden Erdreichs von größerer Breite. Alle neuere Angaben, die wir von Tunis, Tripoli und Algier empfangen, geben Zeugniß, daß nicht die Oberfläche dieses Landes, sondern auch die Natur der Erde selbst, schon himmelweit von der verschieden sei, die man in den Zeiten von Karthago's Blüthe gekannt haben muß. Grüne Stellen, freundliche Oasen verschwinden, und der fette Grund auf den Aeckern der Berbern wird magerer. Es kann eine Zeit kommen, da die Natur auch die den Europäern wichtige Kornkammer Nordafrika's verschließt, und wo jetzt noch bei neun Millionen wohnen, Alles eine unermeßliche Sandwüste längs dem mittelländischen Meere wird.

Die Quelle der fortschreitenden Versandung des nördlichen Afrika's ist die heiße Einöde von Zarah oder Sahara, mit ihrem beweglichen Sand, den die Stürme entführen, und womit sie, was schon Herodot wußte, abentheuernde Karavanen und Heere verschütten. Die Einöde ist eine hohe Ebene, ein ungeheurer Bergrücken, von welchem herab der brennende Harmattan die trockenen Fluten des unermeßlichen Sandmeers vor sich hintreibt. Hat doch selbst das geschirmtere Aegypten aus ähnlichen Gründen von seiner alten Fruchtbarkeit eingebüßt. Liegt nicht die siebenundzwanzig Fuß hohe, aus einem einzigen Felsstück gehauene Bildsäule, der Sphinx bei Gizeh, jetzt fast ganz im Sande vergraben?

Wie volkreich und berühmt war einst die große Landschaft Barcan in alter Zeit? Fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung erhob sich da schon Barke, deren Namen (die Glänzende) vermuthlich phönizischen Ursprungs, auf ihre damalige Pracht gedeutet haben mag. Jetzt ist ein wüstes, versandetes, zum Anbau meistens unfähiges Land, wo sonst die Romer Kriege führten und Eroberungen machten; und das weiland handelsreiche Ptolemais weiset in unserer Zeit als Tolometa dem Wanderer nur noch Ruinen verlorener Herrlichkeit. Ein elender Sandschiak hält die ganze lybische Pentapolis im Zaum.

Aus Südindien.

Tamaahmaah, Beherrscher der Sandwich-Inseln.

Tamaahmaah, dermaliger König der Sandwich-Inseln, ist ein Sohn Tereoboo's der zu der Zeit, als Cook die Südsee bereisete, die Insel Owyhee beherrschte; woraus sich mit

Digitized by Google

ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Erblichkeit der königlichen Gewalt bei diesen Völkerschaften schließen läßt. Schon in den Jahren 1792 und 1794, als Vancouver jene Meere beschiffte, hatte Taahmaah die Gerichtsbarkeit seines Vaters bedeutend erweitert. Mit Hilfe Tiannas*) und einiger englischen Matrosen, die er in sein Interesse zu ziehen wußte, hatte er die um sein Eiland herumliegenden Inseln größtentheils unter seine Botmäßigkeit gebracht, und mit nicht weniger Muth als Politik die sämmtlichen Oberhäupter vom zweiten Rang theils zu Bundesgenossen, theils zu seinen Vasallen gemacht. Da es seiner Klugheit nicht entging, wie verderblich es für seine Staaten sein müßte, wenn er sich gegen die Europäer auf irgend eine Weise feindselig erzeigen wollte, und wie hierdurch gerade diejenigen seiner Verbindungen gehemmt werden müßten, welche die festesten Stützen seiner Herrschergewalt ausmachten: so ließ er es sich im Gegentheil sehr angelegen sein, den Europäern in seinen Staaten alle nur mögliche Sicherheit zu verschaffen, jedes an ihnen begangene, wenn auch noch so geringe Unrecht zu bestrafen, und machte sogar in eigener Person für sie den Unterhändler. Konnte er auch durch ein solches Benehmen dasjenige nicht immer erzielen, worauf die angelegentlichsten Wünsche seines Herzens hinzielten, nämlich Waffen und Pulver, so ward er seiner Dienstgefliſſenheit dennoch nicht müde, und wußte auf diese Weise mehrmals andere, noch ungleich bedeutendere Vortheile von ihnen zu ziehen. So gab z. B. der Capitain Vancouver, obwohl er sich beharrlich weigerte, etwas von jenen Zerstörungswerkzeugen und Materialien an Taahmaah abzulassen, seine Einwilligung dazu, daß durch europäische Schiffszimmerleute der Bau eines kleinen Fahrzeuges für den Inselkönig begonnen, und dadurch die erste Grundlage zu der Seemacht desselben gelegt wurde. Der König fand sich durch eine solche Willfährigkeit von Seite des britischen Capitains so hoch erfreut, daß er sich feierlich als Unterthan des Königs von England erkannte und von Stund an die britische Flagge aufsteckte.

Eben dieser Mann nun, ein eigentliches Phänomen seines Zeitalters, der im Jahr 1794 sich von dem Capitain Vancouver ein paar Pistolen als ein Geschenk von unschätzbarem Werth ausbat und einen Mantel von rothem Tuch, den jener Seefahrer ihm über die Schultern schlug,

*) Die Engländer, bei ihrem ersten Besuche auf den Sandwich-Inseln in den Jahren 1778 und 1779, fanden die Bewohner derselben in einem Zustande völliger Wildheit; indeß bemerkten sie bald, daß dieselben ungleich gewandter, des Unterrichts und der Zivilisation empfänglicher und von weit vorzüglichern Geistesanlagen sein, als alle übrigen Völkerschaften der Südsee. Späterhin in den Jahren 1792 und 1794 besuchte Vancouver eben diese Inseln und fand ihren Zustand gewaltig verändert. Mehrere amerikanische und russische Kaufleute hatten sich in der Zwischenzeit dort aufzuhalten, einigen Oberhäuptern tauschweise gegen Lebensmittel Feuergewehre und Kanonenpulver überlassen, ihnen eine unbändige Liebhaberei für geistige Getränke beigebracht und sie mit mancherlei andern Lastern der niedrigern europäischen Volksklassen bekannt gemacht. Die ungeheuere Ueberlegenheit, welche das Feuergewehr denen verschaffte, die das Glück hatten, dergleichen zu besitzen, war Ursache, daß jedermann mit ungemeinem Eifer und Thätigkeit auf jenen Artikel ausging. Einer der tapfersten Häuptlinge, eben der Tianna, von welchem hier die Rede ist, hatte einsig in der Absicht, Feuergewehr zur Hand zu bringen, und sich mit dem Gebrauche derselben bekannt zu machen, auf einem englischen Schiffe eine Reise nach Canton unternommen; und in der Folge sich theils durch den von seinem Zuge zurückgebrachten Waffenreichthum, theils durch seine äußerste Gewandtheit im Gebrauche jener Mordwerkzeuge zu einem Manne von großem Ansehen emporgehoben.

Digitized by Google

als eine ganz außerordentliche und ehrenvolle Gunstbezeigung annahm, befand sich schon im Jahr 1810 im Besitze einer an der Küste aufgestellten Batterie von sechszehn Kanonen und eines Pulvermagazins. Ebenderselbe ließ auch die Geburt seines Sohnes durch Artilleriesalven verkünden, und zählt gegenwärtig in seinen Seehäfen über sechszig Fahrzeuge, größtentheils Gukketen und Schlooye von vierzig Tonnen, nebst noch einem großen Schiffe von zweihundert Tonnen mit sechszehn von den Amerikanern erkaufte Kanonen. Alle diese Fahrzeuge sind gehörig mit ihrem Takelwerk versehen, und werden durch Tamaahmaahs Zimmerleute, die zum Theil aus Eingebornen, zum Theil aus britischen und russischen Matrosen bestehen, die der König um seine Person zu vereinigen gewußt hat, im besten Stande erhalten.

Der König trägt europäische Kleidung; doch nicht alle Tage, sondern nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. wenn er sich an den Bord eines Schiffes zu begeben gedenkt, das in seinen Häfen geankert hat oder an seiner Küste Handel treiben will. Er besitzt mehrere Handpferde, die er mit vieler Gewandtheit reitet. Diese Art von Leibesübung liebt er mit eigentlicher Leidenschaft. Sein Haus ist von Ziegelsteinen gebaut; auch besitzt er einen Schatz von Dollars, der theils durch den von ihm besorgten Verkauf von Lebensmitteln an die Kauffahrteischiffe, theils durch die Geschenke, welche ihm von den russischen Niederlaßungen aus zugeschickt werden, täglichen Zuwachs erhält. Mit Tamaahmaah's auswärtigen Verhältnissen ist es bereits dahin gediehen, daß er ein hinlängliches Quantum von Pulver und Gewehr hat zusammenbringen können, um diesen Artikel auf eigenen Schiffen nach der Nordwestküste von Amerika übersetzen zu lassen, und Pelzwerk dafür einzutauschen. Den neuesten und zuverläßigen Nachrichten zufolge, soll er jetzt sogar einige Schul- und Unterrichtsanstalten für seine Unterthanen in seinem Inselreiche gegründet haben. Alle diese großen Veränderungen, rücksichtlich auf Sitten, Kleidung, Herrschergewalt, alle diese neuen Ideen von fremden Völkern, von Schiffahrt nach der Ferne, von Feuergewehren, Münzen und Handelsverhältnissen, waren bei dem außerordentlichen Manne das Resultat eines Zeitraums von sechszehn Jahren.

Als das kleine Fahrzeug, auf welchem der Matrose Archibald Campbell, dessen Reisenberichten diese Notizen, die neuesten über diesen Theil unsers Erdodens, entnommen sind *), sich eingeschifft hatte, an den Sandwich-Inseln vor Anker gegangen war, kam der König Tamaahmaah, seiner Gewohnheit gemäß, an Bord derselben. Er trug, nach europäischer Sitte, ein blaues Kleid und grüne Pantalons. Als er auf dem Verdeck angelangt war, schüttelte er dem Capitain treulich die Hand, und that dann verschiedene Fragen an ihn: Woher das Schiff komme; ob es ein englisches,

*) A voyage round the world etc. d. i. Reise um die Welt in den Jahren 1806 — 1812 u. s. w. nebst einer Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Sandwich-Inseln von Archibald Campbell. Edinburg 1816. Dieser A. Campbell ist ein armer schottischer Seemann, der, nachdem er mehrere Reisen nach Indien gemacht und daselbst durch eine Krankheit beide Füße verloren hatte, nach Schottland zurückkehrte, und anfing, zur Unterhaltung der Reisenden in den Dampfboten auf dem Clydefluß die Violine zu spielen. Hier theilte er dem Herausgeber des angeführten Werkes die Geschichte seiner Unglücksfälle mit, und namentlich seines langen Aufenthalts unter den Eingebornen der Sandwich-Inseln und im Dienst des dortigen Königs. Der Herausgeber schrieb den Reisebericht nieder und ließ ihn zum Besten des armen Matrosen drucken.

Digitized by Google

ruſſiſches oder amerikaniſches Fahrzeug ſei? u. ſ. w. Einen ſchönen, ſcharlachnen, mit Hermelin gefütterten Mantel, den man ihm von Seite der Regierung der aleutiſchen Inſeln zum Geſchenk anbot, beſichtigte er genau und übergab ihn alsdann ſeinem Gefolge, um ihn ans Land zu nehmen. Die Königin hatte ihn ebenfalls an Bord begleitet. Da ſie bemerkte, daß der arme Campbell keine Füße mehr hatte, zeigte ſie viel Intereſſe für ihn und auf die Aeuſſerung des Schiffcapitains, daß derſelbe auf der Inſel zu bleiben wünſche, machte ſie ihm den Vorſchlag, in ihre Dienſte zu treten, und bezeugte große Freude darüber, daß er denſelben annahm. Eine Anzahl Weiße um ſich zu haben, gilt bei den vornehmſten Oberhäuptern dieſes Landes für den ausgeſuchteſten Luxus, und häufig wird mit ſolchen Weißen Staat getrieben. Im Jahr 1810 befanden ſich in dieſer Eigenſchaft ihrer über ſechszig auf den Inſeln. Zwei derſelben hatten ſich durch Muth und Karakter zum Rang von Oberhäuptern emporgeſchwungen, und übten eine ſehr große Gewalt aus. Sich zu einer ſolchen Höhe zu erheben, durfte nun freilich der arme, mit mancherlei phyſiſchen Gebrechen behaftete Campbell nicht hoffen. Indeß brauchte ihn der König zum Ausflicken ſeiner Segel, und ſtellte durch ihn einen Verſuch an, dieſen Induſtriezweig auch in ſeinem Inſelreiche einheimiſch zu machen, indem er ihn Webſtühle zuſammenſetzen und aus einheimiſchen Materialien Tuch verfertigen ließ.

Während der ganzen Zeit, da Campbell ſich bei dem Könige aufhielt, bezeigte dieſer ſich ſehr gütig und ſogar großmüthig gegen ihn. Nach Verfluß von mehr als einem Jahre begab ſich der britiſche Matroſe an Bord eines engliſchen Schiffes, welches in Owyhee gelandet hatte. Hier machte der Anblick von Europäern ein ſo heftiges Verlangen nach dem Vaterlande in ihm rege, daß er demſelben nicht widerſtehen konnte, und bei ſeinem Gebieter um Entlaſſung einkam. Dieſem that es zwar ſehr leid, den treuen Diener zu verabſchieden; nachdem er ſich aber überzeugt hatte, daß ſein Entſchluß keineswegs durch Unzufriedenheit mit ſeiner Lage veranlaßt worden, ſo erklärte er ihm, wenn er Luſt habe, abzureiſen, ſo ſtehe es ihm frei, ſolches zu thun*). Zugleich trug er ihm auf, bei ſeiner Rückkunft nach England dem Könige Georg ſeine Empfehlungen zu machen, und da der arme Campbell ſich diesfalls entſchuldigte, daß er jenen Fürſten nicht kenne, noch vielweniger ihn jemals geſehen habe, ſo ſchien dies den Inſelkönig nicht wenig zu befremden; noch höher aber ſtieg ſein Erſtaunen, als Campbell hinzuſetzte, gar vielen ſeiner Landsleute ſei jene Ehre ebenfalls noch nie zu Theil geworden. Wie denn, fragte er, kann der König Georg Streitigkeiten zwiſchen Unterthanen beſeitigen, wenn er dieſe nicht einmal kennt? Und als ihm der Matroſe erwiederte, der König laſſe ſich in ſolchen Fällen durch ſeine Räthe verſtändigen, ſo ſchüttelte Tamaahmaah den Kopf und meinte, Pflichten von ſolcher Art ſei niemand ſo gut erfüllen im Stande, als der König ſelbſt. H.

*) Tamaahmaah ſagte eigentlich zum Campbell: Wenn ſein Bauch (his belly) es ihm rathe, abzureiſen, ſo ſtehe es ihm frei, zu gehen. Dieſer Ausdruck ſcheint ſich auf eine ſonderbare Idee der Sandwich-Inſulaner zu beziehen, die, da ſie ſahen, wie die Seefahrer ſich fortwährend und ausſchließlich damit beſchäftigten, aller Gattung Lebensmittel von ihnen einzukaufen, den Schluß machten, jene Fremdlinge kommen aus nothleidenden Ländern, wo man ſich nur kümmerlich des Hungertodes erwehren könne.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites September-Heft 1817.

Für Botaniker.

In der C. G. Flittner'schen Buchhandlung in Berlin (Jägerstraße Nro. 51.) und in Frankfurt a. O. iſt so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Hayne, F. G., Termini botanici iconibus illustrati, oder botanische Kunſtſprache durch Abbildungen erläutert. Zweit. Bds. fünftes Heft oder funfzehntes Heft des ganzen Werkes. Mit illumin. Kupfertafeln. gr. 8. 4. Geheftet 1 rthl. 18 gr.

Die ersten vierzehn Hefte kosten jetzt im Ladenpreise jedes Heft 1 rthl. 18 gr. also zusammen 24 rthl. 12 gr.

Um die Anſchaffung dieſes ſo äuſſerſt intereſſanten Werkes zu erleichtern, erbietet ſich die Verlagshandlung, ſämtliche bis jetzt erſchienene fünfzehn Hefte bis Ende dieſes Jahres zu dem früher statt gefundenen Pränumerationspreiſe, das Heft zu 1 rthl. 3 gl., alſo das Ganze zu 16 rthl. 21 gr. gegen gleich baare Zahlung zu erlaſſen.

In allen Buchhandlungen iſt folgendes Werk zu haben:

Satirische Zeitbilder in scharfen Umriſſen nach dem Leben. Oder Erzählungen, Schwänke und Poſſen aus der neuen und neueſten Zeit, kurzweilig und erbaulich niedergeſchrieben von Julius v. Voß. Zwei Bände. 8. 1817. Geheftet 2 rthl.

Herrn Julius von Voß ſatirische Zeitbilder laſſen ſich mit vollem Rechte den vielgeleſenen und rühmlichſt bekannten ſatiriſchen Feldzügen zur Seite ſtellen. Hier wie dort, ſind treffender Witz, glückliche Laune, Freimuth und Wahrheit in den aufgeſtellten Karakteren und eine Sittenſchilderung treu nach dem Leben, die Haupteigenſchaften, die den Werth des Buches begründen und zu deſſen allgemeiner Empfehlung von ſelbſt beitragen.

Fortgesetzte Anzeige der neueſten Erſcheinungen in der deutſchen Literatur, welche für beigeſetzte Preiſe bei mir zu haben ſind.

H. R. Sauerländer.

Allix, J. A. F., Neues Syſtem des Weltalls. Aus dem Franz. von Dr. F. Murhard. Mit 1 Kupf. 8. Frankfurt 2 fl.

Aphorismen aus dem Fache der Münzgeſetzgebung und des Münzweſens der vergangenen Zeit. gr. 8. Frankfurt 3 fl.

Arati phaenomena et diosemea, Dionysii orbis terrarum descriptio. Rufi festi avieni utriusque poetae metaphrases; graece et latine. Curav. F. C. Matthiae. Accedunt tabulae lithographicae. 8 maj. Francof. 3 fl. 45 kr.

— — item liber, graece. 8 maj. ibid. 1 fl. 30 kr.

Archiv für den thieriſchen Magnetismus. Herausgegeben von Dr. C. A. v. Eſchenmayer, Dr. D. G. Kieſer, und Dr. Fr. Naſſe. 1r Bd. 2s Stück. gr. 8. Altenburg 1 fl. 30 kr.

Arnim, L. A. v., die Kronenwächter. 1r Bd. 8. Berlin 3 fl. 20 kr.

Baader, F., über die Extaſe oder das Verrücktſein der magnetiſchen Schlafredner. 8. Leipzig 15 kr.

Breidenſtein, J. G., karakteriſtiſche Grundzüge der deutſchen und franzöſiſchen Wortfolge

und des deutschen und französischen Volks. gr. 8. Gießen 2 fl. 36 kr.

Buchanan, R., über die Erfindungen durch Dampf und andere neue Mittel, Schiffe in Bewegung zu setzen. Aus dem Engl. von C. Iken. M. K. 8. Bremen 1 fl.

Burdach, Dr. K. Fr., System der Arzneimittellehre. 1r Bd. 2te umgearbeit. Auflage. gr. 8. Leipzig 3 fl.

Decken, F. v., Versuch über den englischen Nationalkarakter. 2te vermehrte Aufl. gr. 8. Hannover 2 fl. 20 kr.

Essais philosophiques, ou nouveaux mélanges de littérature et de philosophie par Ancillon. 2 Vol. gr. 8. Paris 5 fl. 20 kr.

Förster, Fr., Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. 2r Band. Mit Kupf. 8. Berlin 3 fl.

Fresenius, H. L. Chr., Tabellen zur Reduktion aller Hölzer, welche beim Bauwesen vorkommen. 8. Frankfurt 36 kr.

— — gründlicher Unterricht über die Reduktion kreisrunder Holzer. 8. Frankfurt 1 fl.

Gellerts geistliche Oden und Lieder. Mit ganz neuen Melodien zu drei bis vier Singstimmen, nebst einer Klavierpartie mit dem Violinschlüssel und beigefügtem Generalbasse. In Musik gesetzt von N. Käfermann. gr. 4. Bern 1 fl. 52 kr.

Germanicus, tragédie en 5 actes et en vers par Arnault. 8. Leipzig 1 fl.

Germar, E. Fr., Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa. Mit illum. Kupf. und Karten. gr. 8. Altenburg 5 fl. 20 kr.

Geschichte, kurzgefaßte, des Freistaats Gersau. 8. Zug 48 kr.

Greiner, Dr. G. F. Chr., der Traum und das fieberhafte Irresein. gr. 8. Altenburg 2 fl. 20 kr.

Heeren, A. H. L., Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums. 3te verb. Aufl. gr. 8. Göttingen 5 fl.

Hennig, Berlinische Schulvorschriften. 1s Heft deutsch. 1 fl.

Hoffmann, L. A. S., Handbuch der Mineralogie; fortgesetzt von A. Breithaupt. 4n Bds. 1te Abthl. gr. 8. Freiberg 2 fl. 40 kr.

Horn, F., freundliche Schriften für freundliche Leser. 1r Th. 8. Nürnberg 3 fl.

Horst, G. C., Dämonomazie, oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprozesses seit den Zeiten Innocentius des achten. 2 Thl. mit Kupf. gr. 8. Frankfurt 7 fl. 48 kr.

Horst, G. C., Andachtsbuch für Gebildete aus allen Ständen. 3te verb. Aufl. 8. Frankfurt 2 fl.

Hottingeri, J. J., Opuscula philologica critica atque Hermeneutica. 8 maj. Lipsiae 3 fl.

Kobtrausch, F., die teutsche Geschichte. Für Schulen. 3 Thl. 8. Elberfeld 4 fl.

Krug, W. Tr., die Staatswissenschaft im Reflaurationsprozesse der Herrn von Haller, Adam Müller und Konsorten. 8. Leipzig. 1 fl. 20 kr.

Kuntzmann, Dr. J. H. L., Anatomisch physiologische Untersuchungen über den Blutegel. Mit Kupf. 8. Berlin 1 fl. 20 kr.

Lampadius, W. A., Grundriß der Elektrochemie. 8. Freiberg 45 kr.

— — chemische Briefe für Frauenzimmer von Bildung und Häuslichkeit. 8. Freiberg 2 fl. 40 kr.

Lang, J. G., Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf. 2 Thle. mit einer Karte. 3te verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 8. Frankfurt 4 fl. 48 kr.

Langsdorf, K. Chr., gemeinfaßliche durchaus auf Erfahrung gegründete Anleitung zum Straßen- und Brückenbau. Mit 22 Kupfertafeln. gr. 8. Mannheim, Schreibpapier 22 fl. Druckpapier 18 fl.

— — leichtfaßliche Anleitung zur Analysis endlicher Größen und des Unendlichen und zur höhern Geometrie. Mit Steintafeln. gr. 8. Mannheim 4 fl. 30 kr.

Leonhard, Dr. C. C., Dr. J. H. Kopp, und C. L. Gärtner, Propädeutik der Mineralogie. Auch mit dem Titel: Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie. 1r Theil, gr. Fol. mit schwarz u. illum. Kupf. Frankfurt 24 fl.

London, zu Anfang des Jahrs 1817. Mit einer illum. Ansicht der Stadt. 12. Leipzig 1 fl.

Luther und seine Zeitgenossen oder Ursachen, Zweck und Folgen der Reformation. 8. Leipzig 2 fl. 20 kr.

Minola, A. B., kurze Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit J. Cäsar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinstrom merkwürdiges ereignete. 2te Aufl. gr. 8. Kölln 2 fl. 24 kr.

Digitized by Google

Baugeſchichte und Beſchreibung des Leuchtthurms auf dem Felſen Bellrock in Schottland*).

Einleitung. Beſchreibung des Bellrock. — Aeltere Geſchichte des Felſen. — Baugeſchichte des Leuchtthurms. — Seine Beſchreibung. — Bemerkungen über das Ganze.

Unter allen Werken der Waſſerbaukunſt verdient wohl mit Recht die Erbauung eines Leuchtthurms mitten in der See zu den ſchwierigſten und kühnſten gezählt zu werden. Deswegen ſind die Leuchtthürme von den älteſten Zeiten an Gegenſtände der höchſten Bewunderung geweſen, und noch in den neuern Zeiten haben ſich Löwenörn durch die Erbauung mehrerer Leuchtthürme auf den däniſchen Küſten und Inſeln, und Smeaton durch die Aufführung des Eddyſtone Leuchtthurms auf einem im Kanal iſolirt liegenden Felſen, einen unſterblichen Namen erworben.

Im zweiten Theil der theoretiſch-praktiſchen Waſſerbaukunde des Hrn. Geh. Raths von Wiebeking (vierte Aufl. S. 171.) ſind nicht nur die Erklärungen und Grundſätze über den Bau der Leuchtthürme, ſondern auch die Beſchreibung der merkwürdigſten Leuchtfeuer und Leuchtthürme enthalten. Aber von dem Bau des Leuchtthurms auf dem Bellrock an der ſchottiſchen Küſte fehlte es dem Verfaſſer damals noch an Nachrichten. Da die Erbauung dieſes Leuchtthurms mit beſonderen Schwierigkeiten verknüpft war, und der Erfolg die Bemühungen des Ingenieurs krönte, ſo habe ich ihn zum Gegenſtand der vorliegenden kleinen Abhandlung gemacht, um ſo mehr, da dieſes Werk nun ſchon ſechs Jahre der Gewalt des Elementes widerſteht, ohne im Geringſten davon beſchädigt worden zu ſein.

Der Ingenieur, Hr. Stevhenſon, unter deſſen Leitung und nach deſſen Plane dieſer Leuchtthurm in dem Zeitraum von vier Jahren aufgeführt wurde, hatte zwar den großen Vortheil für ſich, alle die von Smeaton gemachten und zuweilen theuer erkauften Erfahrungen benutzen zu können, welches er auch auf das Glücklichſte gethan hat. Dieſer Umſtand aber vermindert nach meiner Meinung den Ruhm, welchen dieſes gelungene Werk ſeinem Namen beilegen muß, nicht im Geringſten, ſondern macht dem richtigen Urtheil und den unbefangenen Anſichten des Ingenieurs nur größere Ehre; denn in Werken dieſer Art, wo die Beurtheilung und Meinung des Publikums, des gebildeten ſowohl, als des ungebildeten, einzig und allein von dem guten oder mißlungenen Erfolg der Unternehmung abhängt, und die ganze Verantwortlichkeit auf den Schultern des oft ganz ohne ſeine Schuld getäuſchten Ingenieurs ruht, iſt es oft leichter, ganz neue Verfahrungsarten anzunehmen und ſich ſelbſt zu erfinden, als die bei andern ähnlichen Werken, aber vielleicht unter weit verſchiedenen Umſtän: e gemachten Erfahrungen auf einen vorliegenden Fall anzuwenden, und Nutzen daraus zu ziehen.

Außerdem muß man bei der Beurtheilung der Erbauung dieſes Leuchtthurms und der Vergleichung deſſelben mit dem zu Eddyſtone die weit ungünſtigere Lage des Felſens zu Bellrock berückſichtigen, welche die Gefahren und zu beſiegenden Schwierigkeiten viel vermehrte, während die Entfernung vom Lande eben ſo groß, als die des Eddyſtone iſt.

*) Dieſer Aufſatz iſt urſprünglich einer der über die Gegenſtände der Hydrotechnik und verwandter Zweige erſtatteten Berichte, die Hr. Antonin Schlichtegroll, ſo lange deſſen Aufenthalt in England dauert, an die kön. baieriſche Generaldirektion des Waſſer- und Straßenbaues vierteljährig einzuſenden hat. Bei dem Intereſſe, das er auch für ein ausgebreiteteres Publikum gewährt, iſt und deſſen Mittheilung von jener k. baieriſchen Stelle zum Gebrauche für die Ueberlieferungen erforderlich geweſen.

Digitized by Google

Das Inch-Cape oder Bellrock iſt an der nordöſtlichen Küſte Schottlands gelegen, ungefähr zwölf engliſche Meilen von der in der Grafſchaft Torfar gelegenen Stadt Arbroath oder Arbrothick, in einer ſüdweſtlichen Direktion, und dreißig Meilen von dem Vorgebirge St. Abbs Head, in der Grafſchaft Berwick, in nordöſtlicher Richtung, und in gerader Linie von der Mündung des Fluſſes Tay; alle aus dem Fluſſe Forth kommenden Schiffe müſſen in ſeiner Nähe vorbei, ſo daß der ganze ausgebreitete Handel der Grafſchaften Fife, Clackannan, Stirling, Linlithgow, Edinburg und Haddington durch die Gefahren, die aus der Lage dieſes Felſens entſtanden, bedroht wurde. Bei hohen Fluthen oder zur Zeit der Mondesviertel, iſt der Bellrock ſtets mit Waſſer bedeckt; bei niedrigen Fluthen aber, und ſehr ſtarken Ebben wird ein Theil deſſelben ſichtbar. Nach den genaueſten bis jetzt angeſtellten Meſſungen iſt der Fels vierhundert und dreißig Fuß lang, und zweihundert und dreißig Fuß breit, und bei oberwähnten niedrigen Fluthen ragt er ungefähr vier Fuß hoch über den Waſſerſpiegel hervor. Er beſteht aus einem feſten Sandſtein von rother Farbe mit kleinen weißen Flecken vermiſcht; ganz ähnlich jenen Felſen, welche das Vorgebirge der Küſte Forfarshire bilden, und unter dem Namen des Red Head bekannt ſind. Der Stein iſt ſehr feinkörnig, und die darin befindlichen Punkte von weißer Farbe ſind Glimmerkörner; die Oberfläche des Felſens iſt ſehr uneben und löchericht, der untere Theil deſſelben iſt dick mit Flechten der größeren Art, und mit dem langhaarigen Seegras, oft von zwanzig Fuß Länge, bedeckt. Zur Ebbezeit ſind dieſe ſtets mit kleinen Schellfiſchen bedeckt, und der Ort iſt überhaupt als ein dem Fiſchfang ſehr günſtiger Platz bekannt.

Aus dieſer Beſchreibung der Lage des Felſens, und dem Umſtand, daß er nur ſehr ſelten ſichtbar iſt, erhellt ſchon hinlänglich, wie große Gefahren für die Schiffahrt im Allgemeinen durch ihn entſtanden. Das Bedürfniß, ein warnendes Zeichen darauf zu haben, wurde ſchon ſeit langer Zeit von allen Seefahrern gefühlt, und mit jedem Jahre die Nothwendigkeit eines Leuchtzeichens mit neuen traurigen Beiſpielen belegt. Allein es erforderte einen weit ausgebreiteten Handel, um mit Sicherheit aus einem unbedeutenden Zoll der vorbeifahrenden Schiffe ein ſo koſtſpieliges und großes Werk, als die Errichtung eines Leuchtthurms unternehmen zu können. Dazu kam noch, daß die Erbauung eines Leuchtthurms an dieſem Platze mit ganz beſonderen Schwierigkeiten verknüpft war, da der Felſen über zwölf engliſche Meilen vom nächſten Ufer entfernt, und bei den gewöhnlichen Fluthen ſtets zehn bis zwölf Fuß unter Waſſer iſt. Der Pharus zu Alexandria, der Leuchtthurm von Corduan in der Mündung der Garonne, und der berühmte Eddyſtone, ſind Denkmäler der menſchlichen Kunſt; allein keiner derſelben hatte mit größern Hinderniſſen und vielfacheren Schwierigkeiten zu kämpfen, als der Leuchtthurm des Bellrock, welcher daher in jeder Hinſicht mit jenen Prachtwerken verglichen werden kann.

Es iſt eine alte Volksſage, daß ſchon im vierzehnten Jahrhundert die Mönche eines Kloſters in Arbrothick, durch irgend eine künſtliche Vorrichtung eine Glocke auf dieſem Felſen

Digitized by Google

aufhingen, welche durch die Bewegung der Wellen geläutet wurde, und ſo dem Schiffer zum Warnungszeichen diente. Von dieſer Glocke, ſagt man, habe der Felſen den Namen Glockenfels (Bellrock) erhalten; Andere wollen dieſen Namen von der glockenförmigen Geſtalt des Steines herleiten.

Die längſt ſchon gefühlte Nothwendigkeit, hier und an mehreren Orten Leuchtzeichen zu errichten, veranlaßte endlich eine Geſellſchaft einſichtsvoller und patriotiſcher Männer, ſich zu vereinen. Der Bellrock ward als einer der gefährlichſten Punkte zuerſt in Betrachtung gezogen, da jährlich mehrere Schiffe an demſelben verunglückten; allein der Handel war zu wenig einträglich, als daß ſich Unternehmer zu der Erbauung eines Leuchtthurms gefunden hätten.

Schon im Jahre 1786 wurde in Folge einer Uebereinkunft der königlich ſchottiſchen Stände eine Kommiſſion für die Leuchtzeichen der nördlichen Küſte niedergeſetzt, welche eine Bill in das Parlament bringen mußte, gegen eine gewiſſe Abgabe aller Schiffe an den nöthigen Plätzen Leuchtthürme zu errichten. Das Parlament bewilligte dieſe Bill, unter der Bedingung, daß, wenn nach einer Reihe von Jahren, das auf Erbauung der Leuchtthürme verwendete Kapital bezahlt, und ein Fond zur Unterhaltung der Feuer ſich angehäuft habe, jene Abgabe von den Schiffen ſogleich aufhören ſollte.

Dieſem Plane zufolge wurden in den zwei folgenden Jahren unter Leitung jener Kommiſſäre acht Leuchtzeichen auf den vorzüglichſten Vorgebirgen zwiſchen den Mündungen des Forth und des Clyde, und auf den Orkney-Inſeln errichtet; Hr. Smith war der Baumeiſter und nach ſeiner Angabe wurden alle aufgeführt. Während dieſer Zeit legten die Kommiſſäre nach und nach bedeutende Summen zurück, in der Abſicht, um ſo bald als möglich dem gefährlichen Bellrock einen Leuchtthurm zu geben. Die ſchrecklichen Folgen des großen Sturmes im Dezember 1799 trugen noch dazu bei, das Unternehmen zu beſchleunigen. Der Wind blies zwei Tage lang mit unermeßlicher Wuth von Südoſten; alle nach Yarmouth Roads und den Dowhs gehenden Schiffe wurden an die nordöſtliche Küſte von Schottland getrieben, und nicht weniger als ſiebenzig Fahrzeuge ſcheiterten in dieſer Gegend, von deren ſämmtlicher Bemannung faſt kein einziger Mann gerettet ward, ein Unglück, welches in der Erinnerung der älteſten Seefahrer ſeines Gleichen nicht hatte. Unter dieſen Umſtänden wurde ſogleich beſchloſſen, dieſen vorzüglich gefährlichen Platz mit einem Leuchtzeichen zu verſehen. Im Jahr 1803 ward eine neue Bill zu dieſem Endzweck vor das Parlament gebracht, welche auch endlich im Jahr 1806 mit einigen Abänderungen durch beide Häuſer gieng; kraft dieſer Bill wurde eine neue Abgabe von anderthalb Pence auf die Tonne, bei engliſchen Schiffen, und drei Pence auf die Tonne, bei fremden Schiffen, welche nördlich von Peterhead und ſüdlich von Berwick-upon-Tweed vorbeiſegeln ſollten, genehmigt; die Kommiſſäre waren überdem noch bevollmächtigt, ein Anleihen von 25,000 Pfund L. in den 3 proc. Consol. zu eröffnen, und waren alſo mit der ſchon zu dieſem Zwecke nach und nach zurückgelegten Summe von 20,000 L. im Stande, die Arbeiten mit einem Kapital von 45,000 L. anzufangen.

Digitized by Google

Verſchiedene Pläne zu Errichtung eines Leuchtthurms wurden jetzt den Light-house Kommiſſionärs vorgelegt, von ihnen geprüft und in Ueberlegung genommen. Das erſte war von dem Marinekapitän Brodie; der Leuchtthurm ſollte ganz aus gegoſſenem Eiſen beſtehen, und auf mehreren Pfeilern von demſelben Metall ruhen. Hrn. Murdoch-Downie's Projekt wich von dieſem eben angeführten nur darin ab, daß er, ſtatt eiſerner Pfeiler, ſteinerne wollte. Dr. Stevenſon legte einen andern Entwurf vor, der auf eine genaue Unterſuchung und Sondirung des Felſen gegründet war. Dieſer fand vielen Beifall, und da er ſpäter bei Errichtung des Leuchtthurms mit einigen Aenderungen angenommen wird, ſo halte ich es für überflüſſig, ihn hier näher auseinander zu ſehen. Von mehreren andern zu demſelben Zweck eingeſandten Vorſchlägen verdient keiner einer beſondern Erwähnung. Allein ohnerachtet dieſer mannigfaltigen Vorſchläge, waren doch die Meinungen der Kommiſſäre über dieſen Gegenſtand ſo getheilt, und ihre Anſichten und Zweifel über die Ausführbarkeit und beſte Form eines ſo ſchwierigen und ſo ſehr koſtbaren Werkes ſo erheblich, daß man zuletzt beſchloß, das Ganze der ſchlüßlichen Entſcheidung des Hrn. Joh. Rennie zu überlaſſen. Dieſer vorzügliche Ingenieur wich in ſeiner Meinung wenig von Hrn. Stevenſon ab, und ſtimmte für einen ſteinernen, dem Eddyſtone-Leuchtthurm ähnlichen Pharus.

Die erſte Vorrichtung, welche ſchon im Jahr 1806 gemacht zu werden anfing, war ein Fahrzeug, welches während des Baues des Leuchtthurms als Leuchtzeichen dienen ſollte. Schon im Juli 1807 lief dieſes von Stapel; es ſollte zu gleicher Zeit den Arbeitern auf dem Felſen zum Zufluchtsorte dienen, während des Hochwaſſers; das Fahrzeug wurde deshalb anderthalb Meilen nordöſtlich von dem Felſen aufgeſtellt, an einen dreiunddreißig Zentner ſchweren Anker befeſtigt. Das Waſſer war hier zweiundzwanzig Faden tief, und das Ankerthau war von Hanf und vierzehn Zoll im Umfang. Während der ganzen vier Jahre des Baues lag das Fahrzeug an dieſer Stelle ohne alle ungünſtige Zufälle vor Anker. Drei Maſte waren auf demſelben errichtet und jeder derſelben mit einer rings um denſelben herumgehenden Laterne verſehen; jede dieſer Laternen enthielt zehn Lampen, deren jede mit einem blankplattirten Reflektor verſehen war, und ſo bildeten dieſe drei Maſten, davon der mittlere der höchſte war, ein dreieckigtes Leuchtzeichen, welches für den Küſtenhandel von großem Nutzen war.

Im Frühjahr 1807 fingen nun die Arbeiten für den eigentlichen Leuchtthurm an. Die Grundlage und erſten dreißig Fuß der Mauer des Leuchtthurms hatte man beſchloſſen, ganz mit Granit-Quadern auswendig zu belegen; dieſe wurden in dem Granitſteinbruch zu Rubeslan in Aberdeenſhire gebrochen; der Körper der Mauer ſollte, ſo wie der obere Theil des Thurmes, aus einem feſten Sandſtein beſtehen, welcher aus dem Steinbruch zu Mytneſeld bei Dundee gebracht wurde. Die Corniche und das Parapet des Leuchtfeuerzimmers wurden Bequemlichkeitshalber zu Edinburgh gehauen und zuſammengeſetzt, und die Steine dazu aus dem Steinbruch zu Craigleith genommen. In der Stadt Arbroath, dem nächſten Hafen am Bellrock,

Digitized by Google

wurde ein Werkplatz auf sieben Jahre gepachtet, als wie lange man glaubte, daß der Bau dauern würde; hier befand sich die Direktion; die Materialien wurden hier geprüft und vorbereitet und die Arbeiter versammelt, zu deren Wohnung man eine Art Kaserne zu errichten genöthigt war, welche für etwa hundert Arbeiter Platz enthielt, welche Tag und Nacht versammelt und bereit sein mußten, zu jeder Stunde nach dem Bellrock zu seegeln. Allein diese Vorbereitungen wurden mit großer Schnelligkeit beendet, und schon im August 1807 wurde angefangen, auf dem Felsen selbst zu arbeiten.

Die erste Schwierigkeit am Felsen war, einen Zufluchtsort auf demselben für die Arbeiter zu errichten, für den Fall, daß die Wartboote nicht sogleich bei der Hand sein sollten. Dieser Umstand war wichtiger, als er beim ersten Blick erscheint; denn wenn man das Leben der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter nicht auf alle mögliche Weise zu sichern suchte, so würde es sehr schwer gehalten haben, Leute zu finden, die sich zu dieser gefährlichen Arbeit bereitwillig gezeigt hätten. Da man nur beim niedrigsten Stande der Ebbe arbeiten konnte, so geschah es selten, daß die Arbeiter länger als dritthalb Stunden ohne Unterbrechung fortarbeiten konnten. Man suchte deshalb jeden nur einigermaßen günstigen Augenblick zu benutzen, sowohl bei Tag als bei Nacht mit Fackeln, an Sonntagen und Festtagen sowohl, als an Wochentagen. Beim Beginnen dieses großen Werkes mußten die Arbeiter sobald die Fluth nur das äußerste Ende des Felsens zu bedecken anfing, ihre Werkzeuge eiligst zusammenlesen, und sich nach den Wachtbooten zurückziehen; denn das Wasser pflegte mit einer reißenden Schnelligkeit zu steigen. Diese Boote mußten alsdann oft mit großer Anstrengung und Gefahr nach dem großen Fahrzeug hinseegeln, woselbst sich die Arbeiter ausruhten, um bei der nächsten Ebbezeit wieder auf dem Platze sein zu können. Glücklicherweise schwächte kein Unglücksfall den guten Muth der Arbeiter, während dieser in der That gefährlichen Periode ihrer Thätigkeit; sie machten daher schnelle Fortschritte und schon vor Anfang Novembers wurde die temporäre Hütte, oder das Webrgerüste fertig; dieses bestand aus zwölf dicken Föhrenstämmen, welche eine Basis von dreißig Quadratfuß bildeten, und dreißig Fuß hoch über den Felsen hervorragten. Diese Stämme standen in achtzehn Zoll tief in den Felsen eingehauenen Löchern, und waren rings herum mit eichenen Knieen, welche mittelst eiserner Stäbe an den Felsen selbst befestigt waren, umgeben; um dem Ganzen mehr Festigkeit zu bringen, waren erst Keile von Föhrenholz, dann Keile von Eichenholz, und endlich von Eisen dazwischen getrieben. Auf diesen so befestigten Stämmen baute man mehrere Zimmer, welche während der Arbeitsmonate den Arbeitern zum Aufenthaltsort dienten.

Im ersten Stock war eine Schmiede und eine Vorrichtung zur Bereitung des Mörtels zum Mauren. Ueber dieser befand sich die Küche, neben welcher ein kleines Zimmer für den Ingenieur und die Aufseher war, und über diesen war das Schlafzimmer der Arbeiter, welche in Hangmatten fünf übereinander schliefen. Die beiden oberen Stockwerke dieses holzernen Gebäudes waren vor dem Wasser sicher, allein die Schmiede ward mehreremale während des Baues von

Digitized by Google

dem wüthenden Elemente heimgesucht, und Ambos und alles Werkzeug weggeschwemmt. Die Lage dieses Gebäudes war unmittelbar neben dem Platz, wo man den Leuchtthurm zu gründen gedachte; beim Fortschreiten des Werkes wurden beide mittelst einer hölzernen Brücke verbunden, welche besonders als Gerüst für die Heraufschaffung der Baumaterialien von größtem Nutzen war.

Bei genauerer Erwägung der sonderbaren Lage und Umgebung des Bellrock, wird man gewiß die Nothwendigkeit der Errichtung eines solchen hölzernen Gebäudes zur Beförderung der Operationen eingesehen müssen. Ohne dasselbe wäre die Möglichkeit, einen Leuchtthurm an diesen Ort zu errichten, sehr zu bezweifeln gewesen; gewiß aber ist es, daß ohne diese oder eine ähnliche Vorrichtung, der Bau viel länger gedauert, und vielleicht im Verlauf der Arbeiten viele Menschenleben gekostet haben würde.

Der Umstand, daß die Grundpfeiler des Gerüsthauses während des ganzen Winters allen Stürmen glücklich widerstanden hatten, flößte den Arbeitern neuen Muth und Vertrauen ein. Sie landeten frühzeitig im Sommer 1808 wieder auf dem Felsen, und arbeiteten ununterbrochen an dem großen Werke fort. Die erste Beschäftigung bestand darin, das Gebäude wohnbar zu machen. Da es oft mit großer Lebensgefahr und immer mit erstaunlicher Anstrengung verbunden war, die mit Arbeitern überladenen Ruderböte bei jeder eintretenden Fluth zu dem Wachtschiffe hinzurudern, so ward es jetzt für nöthig befunden, noch ein anderes Fahrzeug einzig und allein für die Sicherheit der Leute in die Nähe des Felsens zu bringen; das war ein sehr gut gebauter Schooner, von sechszehnhundert Zentner, welcher so wenig tief gieng, daß er im Nothfall ganz an den Felsen herankommen, und Arbeiter und Boote zugleich aufnehmen konnte. Unter diesen Vorsichtsmaasregeln war es möglich, die Arbeiten mit weniger Unterbrechung und bis später in das Jahr hinein fortzusetzen. Die Grundlegung zum Leuchtthurm ward nun zu einer bedeutenden Tiefe in den Felsen gehauen, und am 10. Juli 1808 der erste Grundstein desselben mit Feierlichkeit gelegt. Nach allen Landungsplätzen am Felsen hatte man eiserne Wege und Geleise gelegt, um die großen Steinmassen leichter an Ort und Stelle schaffen zu können, und man hatte mit solchem Eifer Tag und Nacht gearbeitet, daß zu Ende der diesjährigen Arbeitszeit die ersten vier Steinlagen beendigt waren, mit welchen die Mauer des Thurmes bis zur Höhe von fünf Fuß sechs Zoll über den Felsen gedieh. Hr. Stevenson war selbst immer gegenwärtig, und leitete die Arbeit mit großem Eifer und Geschicklichkeit, wobei ihm seine große Erfahrung in Bauten dieser Art sehr zu statten kam.

Herr Stevenson hatte während des Winters an heitern Tagen den Felsen mehrmals besucht, und mit Vergnügen bemerkt, wie die Grundlage den heftigsten Stürmen wacker widerstanden hatte. Der Frühling 1809 fand die Arbeiter schon in ununterbrochener Emsigkeit, selbst das hölzerne Wachthaus hatte nur wenigen Schaden von Winden und Wetter erlitten. Man verbesserte die Anlage- und Ablandeplätze für die steinbringenden Boote, und erleichterte dadurch diesen Haupttheil der Arbeit bedeutend. Im Herbstmond hatte das Gebäude eine Höhe von

Digitized by Google

dreißig Fuß erhalten, welches den ſoliden Theil des Leuchtthurms beendete. Hiermit ſchloß Hr. Stevenſon die Arbeiten des dritten Jahres.

Seine Abſicht war, den ganzen Bau im Jahre 1810 zu beendigen, und hierzu hatte er auch bereits alle nöthigen Vorbereitungen treffen laſſen; dennoch blieb es noch ſtarkem Zweifel unterworfen, ob es möglich ſein würde, den Bau von der Höhe von dreißig Fuß bis zu hundert Fuß in einem Jahre bringen zu können, und auch noch Zeit für den Zimmermann, Glaſer u. ſ. w. übrig zu behalten. Die Arbeiten wurden daher in dieſer Ungewißheit ſo früh, als es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, wieder begonnen. Die Hauptſchwierigkeit blieb immer die auf dem Werkplatz ſchon zuſammengeſetzt daliegenden Steinlagen nach dem Felſen hinüber zu ſchiffen. Glücklicherweiſe war die Jahreszeit günſtiger als je, und die ſchon mehr geübten und eingelernten Arbeiter ſcheuten ſelbſt den ungünſtigen Wind nicht mehr ſo ſehr. Bei Tag und bei Nacht ſah man Fahrzeuge ſich dem gefährlichen Bellrock nahen und von ihm zurückfahren, und im Oktober ſchon hatten die unermüdeten Arbeiter den Triumph, das große und kühne Werk vollendet zu ſehen; im Dezember war das Leuchtzimmer ſchon fertig und vollkommen eingerichtet. Das Publikum empfing die Nachricht von der Vollendung dieſes für Handel und Schiffahrt in Schottland ſo äußerſt nützlichen und wichtigen Werkes mit lautem Beifall, und in der Nacht des erſten Februar 1811 wurde das Leuchtfeuer zum erſtenmal angezündet, deſſen hellen Schein man an der Küſte in der Stadt Arbroath mit lautem Jubel begrüßte; in derſelben Nacht lichtete das Wachtſchiff mit den temporären Warnungslichtern die Anker und verließ ſeine alte Stelle.

Der Leuchtthurm zu Bellrock iſt von ganz walzenförmiger Geſtalt; der Grundſtein liegt eben mit der Oberfläche des Meeres bei gewöhnlichen Ebben, und alſo ungefähr fünfzehn Fuß tiefer als die gewöhnlichen Springfluthen. Die zwei erſten und unterſten Steinlagen ſind in den Felſen eingebettet oder eingeſenkt und die Steine von dieſer und allen darauf folgenden Lagen ſchwalbenſchwanzartig untereinander verbunden und durch ſtarke Klammern aneinander befeſtigt, ſo daß das ganze Gebäude nur Eine Maſſe bildet. Hrn. Smeaton's Verfahren bei dem Eddyſtone rückſichtlich der Verbindung der Steine untereinander ward hier ganz beobachtet, und um während des Baues zu verhindern, daß die Steinlagen von der Gewalt des Meeres weggeſpült oder verrückt würden, gingen durch jeden Stein im ſoliden Theil des Thurmes zwei Löcher, welche ſechs Zoll tief in die nächſte untere Steinlage hineingingen, und durch welche man eichene Nägel trieb, welche etwas mehr als zwei Zoll im Durchmeſſer hielten. Der Kitt, deſſen man ſich zur Verbindung der Steine bediente, beſteht aus Puzzolan-Erde, Kalk und Sand, zu gleichen Theilen nach dem Maaß.

Die Grundlage des Leuchtthurms beſteht aus lauter Steinen von wenigſtens vierzig Zentner Gewicht; ſie hat zweiundvierzig Fuß im Durchmeſſer und wie man aus der beigefügten Zeichnung erſehen kann, nimmt der Umfang des Thurmes allmählig ab, bis an dem Parapet des Leuchtzimmers der Durchmeſſer des Thurmes nur dreizehn iſt. Die Höhe des Thurmes vom

Digitized by Google

Grunde bis zur Parapetmauer ist hundert Fuß englisch, und das Leuchtzimmer mit eingerechnet einhundert und fünfzehn Fuß. Das Gebäude ist von dem Grund bis zum dreißigsten Fuß seiner Höhe ganz solide Masse; hier befindet sich das Eingangsthor, zu welchem man auf einer Art von Strickleiter mit hölzernen Sprossen hinaufsteigt, welche aber während der Fluth hineingezogen wird. Am Thore selbst befindet sich ein kleiner beweglicher Krahn, mittelst welchem man einen Stuhl herablassen kann, um Standespersonen hinauf zu ziehen. Von hier an sind die Mauern sieben Fuß dick, allein die Dicke derselben nimmt stufenweise ab, bis am Parapet des Leuchtzimmers die Dicke derselben nur ein Fuß ist. Die obere Hälfte des Gebäudes ist in sechs Zimmer für die Lichtwärter und für die Aufbewahrung der zur Unterhaltung des Lichtes nöthigen Vorräthe eingetheilet. In dem Zimmer des ersten Stockwerks werden die Steinkohlen, die Wasser-Vorrathszuber, und andere größere Geräthschaften aufbewahrt. Im zweiten Stockwerk sind die Oehlzisternen, Glas- und andere Artikel-Vorräthe für das Leuchtzimmer. Im dritten ist die Küche, im vierten die Schlaf- und Wohnstube der Wächter; im fünften das Besuchzimmer, über welchem unmittelbar das Leuchtfeuerzimmer oder die Laterne ist. Die Fußböden aller dieser Zimmer sind von Stein, und die Verbindung zwischen denselben ist mittelst holzerner Leitertreppen hergestellt, ausgenommen beim Leuchtfeuerzimmer, wo alles feuerfest ist, und wo also auch die Treppe von Gußeisen ist, gleich der eleganten Treppen im Observatorium zu Oxford.

Jedes der drei unteren Stockwerke hat zwei Fenster, der drei oberen aber jedes vier Fenster. Die Fenster sind durchgehends doppelt, und die Scheiben sehr sorgfältig eingelöthet; von außen hat jedes derselben einen Sturmladen von starkem Holz, um das Fenster gegen Sturm und Anschlagen der Wellen zu vertheidigen. Die Parapetmauer der Laterne ist sechs Fuß hoch, und hat eine Thüre, welche auf den Balkon oder den Gang leitet, der durch die Corniche rund um den oberen Theil des Leuchtthurmes gebildet wird; ein leichtes eisernes Geländer geht um dieses herum.

In der Küche befindet sich eine Art von Heerd oder Rost von gegossenem Eisen, mit einem Rauchfang von demselben Metall, welcher durch die verschiedenen Stöcke durch, bis zur Laterne geht, und alle Zimmer, durch welche er geht, heizt. Dieser Rauchfang berührt aber nur die Seitenmauer, ohne in sie hineingelassen zu sein, wodurch die Stärke und Festigkeit der Mauer bedeutend geschwächt werden würde. Alles Holzwerk im Innern des Thurms, so wie alle Geräthe sind vom Eichenholz.

Das Leuchtzimmer oder die Laterne und deren ganzer Zubehör wurden zu Edinburgh verfertigt und zusammengesetzt. Sie ist von achteckiger Gestalt, zwölf Fuß im Durchmesser, funfzehn Fuß hoch, aus gegossen eisernen Stäben zusammengesetzt, welche zugleich den großen Glasscheiben zu Rahmen dienen. Diese Scheiben bestehen aus polirtem dickem Spiegelglas, sind dritthalb Fuß bei zwei Fuß drei Zoll groß, und einviertel Zoll wenigstens dick. Die Laterne

Digitized by Google

iſt mit einem leichten Dom von Kupfer gedeckt, auf welchem ſich eine große vergoldete Kugel, mit einem Luftventilator, befindet.

Das Licht in der Laterne des Bellrock-Leuchtthurms gehört zu den helleſten, die es giebt; bei nur einigermaßen hellem Wetter kann man es mit unbewaffnetem Auge ſieben Stunden weit ſehen. Man bedient ſich, nach vielen zu dieſem Behuf angeſtellten Verſuchen, des Oels zu demſelben mit argandiſchen Dochten, welche gerade in dem Brennpunkt großer ſilberplatirter Reflectoren ſtehen müſſen. Dieſe Reflectoren ſind vierundzwanzig Zoll im Durchmeſſer und paraboliſcher Geſtalt.

Um das Licht des Bellrock von allen andern Leuchtſignalen an der Küſte leicht zu unterſcheiden, ſind die Reflectoren auf einer drehbaren vierſeitigen Fläche angebracht, welche vermöge einer ſehr einfachen Einrichtung ſich inner ſechs Minuten einmal rings um eine perpendikulär ſtehende Axe herumdreht. Zwiſchen den Reflectoren und dem Beobachter ſind, auf zwei entgegengeſetzten Seiten, der ſich herumdrehenden Fläche, Scheiben von rothgefärbtem Glaſe angebracht, und zwar ſo, daß bei jeder Umdrehung der Reflectoren zwei ganz verſchiedene Eindrücke auf das beobachtende Auge gemacht werden müſſen, nämlich einmal das glänzend helle wohl bekannte Licht, und dann, beim Durchſchein durch die gefärbten Glasſcheiben, ein ſtarkes röthliches Licht. Auf dieſe Art hat das Bellrock-Licht etwas ſo bemerklich-auszeichnendes, daß man ſogleich beim erſten Anblick deſſelben es nicht mit andern Küſten-Leuchtfeuern verwechſeln kann.

Um aber dem Seefahrer in dem einzigen noch übrigen Fall der Gefahr, nämlich im Nebelwetter, ein Warnungszeichen zu geben, ſo werden durch denſelben Mechanismus, welcher die Reflectoren dreht, auch zwei Glocken, von zwölf Zentner Gewicht, unaufhörlich geläutet. Dieſe Glocken werden nun zwar nicht ſo weit gehört, als das Feuer geſehen; indeſſen verbreitet ſich ihr Schall doch weit genug über die Grenzen des Felſens, um die Schiffe noch zur rechten Zeit vor dem Anrennen gegen den Felſen oder das Riff zu warnen.

Vor und ſelbſt noch zur Zeit der Erbauung des Leuchtthurms pflegte man oft Zweifler an der Ausführbarkeit des Werkes ſich in folgenden Ausdrücken äuſſern zu hören: „Daß, wenn es auch gelingen ſollte, auf einen dergleichen verſunkenen Felſen einen Leuchtthurm zu errichten, es doch ſehr ſchwer halten würde, Jemanden tollkühn und verwegen genug auszufinden, der ſein Leben dieſem luftigen Gebäude anzuvertrauen wagen würde, und daher den Planmachern höchſt wahrſcheinlich zufallen würde, den erſten Winter ſelbſt ihr Licht anzuſchüren.“

Allein durch die ſolide Ausführung des Baues, durch die anſpruchsloſe, feſte Sprache des Ingenieurs hatte ſich ſchon vor Vollendung des Baues die öffentliche Meinung ſo ſehr geändert, und das anfängliche Mißtrauen und der neidiſche Spott hatten ſich, als man den noch nicht einmal vollendeten Thurm allen Stürmen und Orkanen zwei Winter lang unbeſchadet widerſtehen ſah, dergeſtalt in Vertrauen und Bewunderung verwandelt, daß bei weitem mehr Bewerber zu den ledigen Leuchtfeuer-Wärterſtellen ſich meldeten, als man zu verſorgen im Stande war.

Die Verwaltung des Bellrock beſteht aus einem Oberaufſeher, der jährlich ſechs Guineen

Digitized by Google

Sold erhält; aus einem Unteraufseher, mit fünfundfünfzig Guineen; und aus zwei Gehülfen mit fünfzig Guineen jeder; ausserdem erhalten sie alle drei Jahre eine ganz neue Bekleidung nach Art der Leuchtfeuerwärter des Northern-Lighthouses. So lange sie auf dem Leuchtthurm auf der Wache sind, bekommt jeder seine hinlängliche Ration Rindfleisch, Butter, Reis und Zugemüße, Bier, und eine Zulage von vier Pfennig täglich. Zu Arbroath, der auf der gegenüberstehenden Küste nächstgelegenen Stadt, hat jeder der Aufseher eine angemessene Wohnung mit einem daranstoßenden Garten und mit andern Vorrechten. Nahe bei diesen Wohnungen steht ein Signalthurm von fünfzig Fuß Höhe, auf welchem sich ein vortreffliches, fünf Fuß langes achromatisches Teleskop befindet, mittelst welches die Wächter auf dem Leuchtthurm stets mit den Reservewächtern korrespondiren. Drei Wächter müssen stets auf dem Leuchtthurm sein, während einer auf dem festen Lande ruht, und zugleich die Obliegenheit hat, den Signalthurm zu bedienen, und wenn das stürmische Wetter die regelmäßige Ablößung der Wächter erlaubt, so ist der Mann sechs Wochen auf dem Leuchtthurm und vierzehn Tage zu Hause bei seiner Familie.

Zur Bedienung des Thurmes ist ein eignes Schiff bestellt, von ungefähr tausend Zentner, welches, als Zeichen, eine Abbildung des Bellrock-Leuchtthurmes, und als Namen das Wort Pharos führt; dieser kleine Cutter liegt stets zu Arbroath vor Anker, von wo es alle Neu- und Vollmonde, oder wenn sonst erforderlich, nach dem Thurme seegelt, Lebensmittel und andere Vorräthe hinbringt und die Wächter ablöst; es ist so beschaffen, daß es sich stets ohne Gefahr dem Landungsplatze am Felsen nahen kann. Vier Seeleute gehören zur Führung dieses Schiffchens, von denen zwei in beständigem Solde der Compagnie der Eigenthümer stehen.

Die sämmtlichen Kosten der Errichtung, Einrichtung und Ausrüstung dieses Leuchtthurms belaufen sich nur auf die sehr mäßige Summe von 60,000 Pf. Sterl. L. Seit den sechs Jahren, in welchem derselbe so manchem Sturme und dem rauhen Angriffe des Meeres stets ausgesetzt gewesen, hat sich die Güte der Bauart auf das dauerhafteste bewiesen. Die Ausbesserungskosten belaufen sich in diesem ganzen Zeitraum auf beinahe gar nichts, und der Nutzen, den dieser Leuchtthurm der Schiffahrt gewährt, ist so groß, daß der Name des erfahrenen und unermüdeten Erbauers desselben stets nur mit Dank und Bewunderung von den vorüberfahrenden Schiffern genannt wird. Wenn man dabei noch erwägt, daß das ganze Unternehmen gerade zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den Ausgang des wichtigsten aller Kriege gerichtet war, ausgeführt wurde, so kann man sich nicht enthalten, die Sorgfalt einer Regierung zu bewundern, welche selbst in solchen Zeiten die Wohlfahrt des Innern des Landes immer in Augen hat, und keine Kosten scheut, welche zu dergleichen nützlichen und ehrenvollen Unternehmungen verwendet werden.

Es sei mir erlaubt, am Ende dieser Beschreibung einige Bemerkungen beizufügen, welche sich mir bei der Bearbeitung derselben, und bei einer Vergleichung der verschiedenen Verfahrungs-

Digitized by Google

arten mit den in der theoretisch-praktischen Wasserbaukunde aufgestellten Grundsätzen und angeführten Beispielen aufgedrängt haben.

Es erhellt in der ganzen Baugeschichte dieses Leuchtthurms, daß der einsichtsvolle Stevenson die vor ihm bei ähnlichen Bauten gemachten Erfahrungen auf das Glücklichste und Sinnreichste benutzt habe. Dies gilt vorzüglich von der von Smeaton beim Eddystone angewandten doppelten schwalbenschwanzartigen Verbindung der Steine untereinander, welche dem Ganzen den größtmöglichen Grad von Festigkeit giebt, ohne so viel Kosten und Zeitverlust als die sonst übliche Art der Verbindung mittelst eiserner Bänder zu verursachen; von der äußeren Gestalt des Leuchtthurmes, von dem bei dem Bau angewandten Kitt, und von den meisten andern Vorarbeiten und Verfahrungsarten beim Bau.

Die Errichtung eines einstweiligen Gebäudes, welches den Arbeitern zum Zufluchtsort gegen schnell hereinbrechende Fluthen, spätterhin aber zu ihrem beständigen Aufenthalte, und im Fortgang des Baues zu einem äußerst nützlichen Baugeräthe diente, war Hrn. Stevenson's eigene Idee, und wird gewiß eben so passend als nöthig erachtet werden, wenn man die Lage des Felsens, und seine große Entfernung von dem Ufer berücksichtigt.

Die Einrichtung der Laterne und des Lichtes scheinen mir vor allem wegen ihrer Zweckmäßigkeit und der Neuheit der Anordnung Lob zu verdienen. Ich bin zwar weit entfernt, Hrn. Stevenson's Idee für neu oder für seine eigene Erfindung zu halten; allein die Zusammenstellung der verschiedenen neuen Erfindungen und Entdeckungen rücksichtlich der Reflectoren, des Lichtes, und des Abstandes desselben vom Reflector, das Anwenden der rothen Glasscheibe, um dem Leuchtzeichen eine von allen andern dergleichen Signalen sich auszeichnende Gestalt und Farbe zu geben, ist sehr sinnreich und mit großer Ueberlegung und Erfahrung ausgeführt. Smeaton wendete zwar auch schon parabolische Reflectoren an, und der Ritter Löwenörn bediente sich auch schon, wie aus S. 230 u. f. w. des zweiten Bandes der Wasserbaukunst ersehen wird, der rotirenden Bewegung der Flamme, ohne jedoch dem Reflector oder Beweerber die parabolische Gestalt zu geben, welche wie die genauesten Versuche und Untersuchungen gezeigt haben, die beste ist. Die Herren Charles, de Rossel und Arago haben neuester Zeit als von der Akademie der Wissenschaften zu Paris angeordnete Commissairs zur Untersuchung des von Hrn. Lenoir verfertigten Leuchtfeuers mit parabolischen Reflectoren höchst interessante Beobachtungen, welche sich auf zahlreiche Versuche stützen, angestellt, und das Resultat ihrer Untersuchungen geht dahin, daß je geringer der Durchmesser der Flamme ist, desto stärker das hervorgebrachte Licht sei. Der Bericht dieser Herren über die angestellten Experimente befindet sich in den Annales de Chemie, Jahrgang 1816, S. 59 u. f. w. weitläuftig auseinander gesetzt und ich begnüge mich hier nur, die Resultate daraus kürzlich anzuführen.

1) Ein einziger Reverbere (nämlich parabolischer Gestalt) erscheint in einer Entfernung von sieben Lieues oder achtundzwanzig tausend Mitres, dem unbewaffneten Auge eben so glänzend

Digitized by Google

und hell als ein Stern erſter Größe, wenn ſich das Auge in der Verlängerung ſeiner Axe befindet.

2) Drei Grade auſſerhalb dieſer Verlängerungsdirektion der Axe, hat das Licht des Reflectors ſchon allen Glanz verloren und erſcheint dem bloßen Auge beinahe gar nicht mehr.

3) Anſtatt den Diameter des Lichtes oder der Lampe zu vergrößern, wie man bis jetzt gewöhnlich zu thun pflegte, im Verhältniß mit den Dimenſionen des Reflectors, den man damit zu verbinden gedachte, um die Stärke des Lichtes zu vermehren, erhellt es aus den angeſtellten Verſuchungen, daß es vortheilhafter iſt, den Diameter ſoviel als möglich, d. h. ſoviel als die freie Zirkulation der Luft im innern Kanal des Dochtes erlaubt, zu verkleinern;

4) Durch welche Vorrichtung nicht allein eine bedeutende Erſparniß am Brennmaterial bewirkt, ſondern auch die Intenſität des von dem Reverbere zurückgeworfenen Lichtes beträchtlich vermehrt werde, ſowohl in der geraden Richtung der Axe, als auch in den obliquen Direktionen.

5) Wenn ein Leuchtthurm auf eine gewiſſe Weite hin leuchten ſoll, ſo muß man die Reverberen entweder beweglich machen, um ſie nach den verſchiedenen Punkten des Horizonts hin richten zu können, oder man muß ihre Anzahl ſo vervielfältigen, daß ihre reſpektiven Axen nie größere Winkel als ſechszig Grad begreifen.

Dies ſind die lehrreichen Ergebniſſe der unter der Leitung jener Herren mit Zuziehung des Hrn. Sganzin, Generalinſpektors des Waſſer- und Straßenbaues, angeſtellten Verſuche. Das Licht zu Bellrock, welches nun ſchon ſechs Jahre lang die Schiffer vor den gefährlichen Klippen warnt, ſcheint ganz nach denſelben Grundſätzen gebildet zu ſein.

Eine andere vorzügliche Einrichtung iſt, daß die Flamme mit Oel und nicht mit Kohlen oder anderen Brennmaterialien unterhalten wird; denn dadurch erlangt man nicht allein den Vortheil, den Diameter der Flamme auf die kleinſtmögliche Dimenſion zurückzubringen, ſondern das Unterhalten und Anzünden der Flamme iſt leichter und wenigeren Zufällen ausgeſetzt, als das Kohlenfeuer, welches ſehr ſorgfältig bewacht und unterhalten werden muß, und wenn einmal verlöſcht, immer längerer Zeit bedarf, ehe es wieder zum Brennen gebracht werden kann. Mit dieſen wenigen Bemerkungen über den ſchottiſchen Pharos beſchließe ich dieſe Abhandlung.

Antonin Schlichtegroll, königl. bair. Ingenieur.

Digitized by Google

Südindien.

Geſchichte der britiſchen Niederlaſſungen in Neu-Südwales. — Anbau der Städte und Ortſchaften. — Unkoſten Englands und Vortheile von jenen Gegenden. Weiſe Anſtalten daſelbſt, Verbrecher und deren Nachkommen allmählig wieder zu nützlichen Bürgern zu machen.

Der Name Botany-Bay iſt in Europa bekannt genug. Wer auch nur Zeitungen, Romane oder Komödien lieſet, kennt ihn. Man denkt ſich darunter den Aufenthalt aller Verdammten, jenſeits des Weltmeers; aller Laſterhaften, die man in Großbritanien, den Geſetzen gemäß, weder henken noch köpfen konnte.

Urſprünglich war's wohl ſo; jetzt nicht mehr. Neu-Südwales beherbergt in ſeinen Pflanzſtädten auch ſehr achtbare und tugendhafte Familien, deren Verbrechen oft nur darin beſtand, daß ſie heller ſahen, oder Edleres wollten, als die Gewalthabenden. Man verbannte ſie aus einem Vaterlande, zu dem ſie nicht mehr mit ihren Ideen paßten. So findet man dort eine große Anzahl von Irländern, zum Theil von guten Häuſern abſtammend, wie man in Europa zu ſagen pflegt, die wegen Meinungen, welche der beſtehenden Ordnung der Dinge den Untergang drohten, über den Ocean verſetzt wurden.

Hätte nur jeder europäiſche Staat ein ähnliches Neu-Südwales, wie England, oder wie Rußland an ſeinem Sibirien hat! Die peinliche Geſetzgebung mancher Reiche hätte dann weniger Urſache, blutdürſtig zu ſein. Es wäre zugleich ein anſtändiges Mittel der Staaten, ſich ihres Ueberfluſſes von Einwohnern zu entladen, der ihnen früher oder ſpäter Gefahr droht. Denn die fortſchreitende Verarmung der europäiſchen Länder, wie ſie begonnen hat, wird ſchwerlich ſobald enden, bis ein Gleichgewicht der Bevölkerung und der Nahrungsfähigkeit der Länder durch die Natur ſelber hergeſtellt ſein wird. Bis dahin werden Millionen armer Familien in Dürftigkeit ſchmachten, als müſſige Bettler am Stock des Nationalvermögens zehren, den öffentlichen Wohlſtand verkleinern, und durch Laſter und Verbrechen der Armuth die allgemeine Wohlfahrt trüben. — Eine andere Art der Uebervölkerung verbindet ſich mit jener. Sie entſprang aus der fortſchreitenden Geiſtesbildung der Europäer, die endlich mit den althergebrachten politiſchen und kirchlichen Uebungen, Stiftungen und Einrichtungen Europens in unbezwinglichen Widerſpruch gerieth. Können die daher erwachſenen Mißvergnügten nicht durch freiſinnigere Staatsordnungen mit dem Zuſtande der Dinge verſöhnt werden, wäre ihnen und den Staaten, welche innere Ruhe begehren, und die Inſtitutionen des Mittelalters noch auf ein Jahrtauſend beibehalten mögten, beſſer, ſie wanderten freiwillig fremden Zonen zu, oder fänden einen Verbannungsort, wie Neu-Südwales.

Raumes genug und der Nahrung genug iſt für die im engen Europa Gedrängten in den andern Welttheilen: zumal in dem jüngſten der Welttheile, Südindien geheißen. Mit ſeinen Inſeln allen iſt er größer, als Europa. Dieſes hat nur einen Flächenraum von 155,000 Quadrat-

Digitized by Google

meilen; Südindien einen von beinah 200,000. Neuholland allein, welches als das südindische feste Land angesehen werden kann, ist beinahe so groß, als unser Welttheil, und hat ins Geviert gegen 140,000 Meilen.

Neu-Südwales ist die östliche Küste von Neuholland. Dies fruchtbare und schöne Land ward erst im J. 1788 förmlich von England in Besitz genommen, da eine Flotte unter Befehl von Arthur Philipp hier die erste bleibende Pflanzstadt europäischer Verbannter und Auswanderer gründete.

Die Ansiedelungsgeschichte der Europäer in diesen Weltgegenden ist ein Theil aus der Geschichte unserer Zeit, und verdient um so mehr ausgehoben zu werden, da sie im Ganzen so wenig gekannt ist. Was wir durch Arthur Philipp, Turnbull, Tuker, Flinders, Macquarie, Peron und andere Reisende wissen, soll hier in ein kleines Gemählde verbunden werden.

Die Briten pflegten sich ehedem ihrer nichttodeswürdigen Verbrecher, Taugenichtse und Entbehrlichen in Virginien zu entladen. Da verbang man sie auf längere oder kürzere Zeit, als Knechte, in den Dienst der Pflanzer. Es ward zuletzt ein wahrer Handelsartikel daraus gemacht.

Mit dem Aufruhr und der Freiwerdung Nordamerika's hörte dieser Menschenhandel auf. Man mußte auf neue Auswege denken. Man hatte es mit wohleingerichteten Zuchthäusern versucht. Aber ungerechnet die Kosten, welche für den Staat mit Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten verknüpft sind, blieben auch die besten Zuchthäuser wahre Hochschulen des Lasters, weil die Vorsteher derselben nicht beständig die wachsamsten, einsichtsvollsten und menschenkundigsten Leute sein konnten. — So ward der Entschluß reif, in den vom Schiffshauptmann Cook entdeckten Küsten Neuhollands eine Pflanzstadt anzulegen, die von Sträflingen und ihren Hütern bevölkert werden sollte.

Im März 1787 ward also ein Geschwader von Fracht- und Vorrathsschiffen, begleitet von zwei Fregatten, versammelt; mit Lebensmitteln, Kleiderwaaren, Acker- und Hausgeräthen auf zwei Jahre versorgt, und unter Befehl des weisen Arthur Philipp nach Neu-Südwales abgeschickt. Dieser Befehlshaber, einer der geschicktesten Seeleute, war der Sohn eines Deutschen aus Frankfurt am Main, welcher sich in England niedergelassen, und dort als Sprachmeister sein Brod verdient hatte. Die Mutter war eine geborne Engländerin, Wittwe eines Seehauptmanns, und gebar ihren Sohn den 11. Weinmonds 1738.

Arthur Philipp, welcher zugleich zum ersten Gouverneur von der neuen Pflanzstadt ernannt worden war, landete am 18. Jänner 1788 in Botany-Bay. Die Urbewohner dieser Gegenden erschienen alle nackt, aber alle bewaffnet; in Strohhütten oder hohlen Baumstämmen, von Yamswurzeln, Schalthieren, und Fischen lebend. — Mit kluger Freundlichkeit gewann Arthur Philipp die Zuneigung dieser Wilden. Doch die Gegend von Botany-Bay

Digitized by Google

ſchien ihm zur erſten Gründung einer Pflanzſtadt nicht die gelegenſten, beſonders da die Bay gegen Stürme ſehr unbeſchützt, und der Boden der Nachbarſchaft feucht war.

Er wandte ſich alſo mit der Flotte nach Port Jakſon. Ehe er noch abreiſete, erſchienen ſehr unerwartet in dieſer ſeltenbeſuchten Weltgegend zwei Schiffe mit franzöſiſchen Flaggen; es waren die Aſtrolabe und Bouſſole unter des Weltumſeeglers La Peyrouſe's Befehl, die ſeit 1785 die Meere des Erdballs durchkreuzten. — Arthur Philipp ſäumte nicht, ſobald er den Hafen Jakſon hatte unterſuchen laſſen, ſich mit ſeiner Flotte dahin zu begeben. Die Natur konnte keinen bequemern und ſicherern Hafen bauen, als dieſen. Er iſt geräumig genug, mehr denn tauſend der größten Schiffe aufzunehmen. Die Gegend umher bot mit ihren Wäldern und Wieſen den Anblick üppiger Fruchtbarkeit. Es fehlte nicht an Bächen ſüßen Waſſers. Philipp wählte zum Landplatz und zur erſten Niederlaſſung eine der bequemſten Buchten des Hafens, an deſſen ſüdlicher Spitze, fünf bis ſechs engliſche Meilen von der Hafenmündung.

Hier nun ging man ans Land, ſchiffte die Vorräthe aus, ſäuberte den Boden vom Geſträuch, ſchlug Hütten auf, und pflanzte die britiſche Fahne auf, indem man dieſes Land feierlich als Eigenthum der Krone von England austrief. Es war am 26. Jänner 1788. Dieſe Jahreszeit, bei uns Europäern der Winter, iſt dort Sommer. Der ſüdindiſche Winter dauert, unter Regen- und Hagelſchauern, Gewittern und Fröſten, vom Brachmond bis zum Herbſtmond. Doch auch im Winter bleibt dort alles grün, nur daß in Neuholland, zu derſelben Zeit, da bei uns das Laub der Bäume welk wird, und die Pflanzen herbſtlich abſterben, der erwachende Frühling das alte Laub mit jungen Sproſſen und Zweigen verdrängt.

Die Anlage der neuen Pflanzſtadt ward entworfen; dieſe Sidney geheiſſen; die Regierung des neuen Staates eingerichtet; durch Abſendungen rings umher die Beſchaffenheit der Gegenden ausgeforſcht; mit den wilden Urbewohnern freundſchaftliches Einverſtändniß angeknüpft.

Die Geſchichte des Anbaues am Jakſon-Hafen iſt eine wahre Robinſonade*). Nach und nach erſchienen in dieſen Wildniſſen, welche vormals nie von Axt und Spaten verwundet waren, wo dicht verwachſene Wälder, kahle Felſen, wucherndes Geſtrüpp, unbekannte Blumen, mit grünen Fluren wechſelten, einzelne Zelte und Hütten auf freien Plätzen. Es wurden die Hauptſtraßen der künftigen Stadt abgeſteckt, alle zweihundert Schuh breit; Plätze für das Gebäude des Landeshauptmanns, für die Gerichtshöfe, für die Kirchen, Spitäler, Schulen und Gefängniſſe bezeichnet. Aus dem leicht vergänglichen Holz der Kohlpalme bildete man ſich einſtweilen ein Obdach; dem Landeshauptmann Philipp brannte man zur erſten Behauſung Kalk aus Auſterſchaalen. Man fand gute Ziegelerde. In Ermangelung von Kalkſteinen mußte man den Thon zum Bindemittel der Gemäuer machen. Man vertheilte Ländereien zum Anbau, und brach ſie auf. Zwar das Erdreich iſt leicht und etwas ſandig, aber doch fruchtbar genug. Weinſtock,

*) Man leſe M. C. Sprengels Ueberſetzung von Arthur Philipps Reiſe nach der Botany-Bay. Hamburg 1791.

Digitized by Google

Feigen, Pomeranzen und Obſtbäume aller Art, die hierher verpflanzt wurden, zeigten bald herrliches Gedeihen. Ueberhaupt iſt der Himmelsſtrich von Sidney-Cove dem lieblichſten in Europa gleich. Auch ſind die Einwohner nur braun von Farbe, nicht negerhaft, obgleich ihre Unſauberkeit ſie ſchwarzen Menſchen ziemlich ähnlich macht. Sie tättoviren ſich aus Eitelkeit; tragen kurze Bärte; leben ſehr einfach, und ſind eben ſo ſehr an Dürftigkeit, als an ein feiges Nichtsthun gewöhnt. Vögel, mannigfaltiger, wenig bekannter Art durchfliegen Wälder und Felder; unter ihnen iſt der ſüdindiſche Caſuar der größte. Von vierfüßigen Thieren fand man nur wenige Arten; unter denſelben iſt das Opoſſum, welches in Geſtalt und Haltung dem Eichhörnchen ähnelt, das fuchsartige Opoſſum, das ſchwarze fliegende Opoſſum, der Känguru, das fliegende Eichhorn und der wilde Hund von Neu-Südwales am merkwürdigſten.

Die Anzahl der Gefangenen, welche im Jahr 1788 hierher geſandt wurden, belief ſich auf ſiebenhundert achtundſiebenzig Perſonen; davon waren fünfhundert achtundfünfzig männlichen Geſchlechts. Die Anzahl der Seeſoldaten, mit Einſchluß der Hauptleute, betrug zweihundert und zwölf Mann, die achtundzwanzig Weiber nebſt ſiebenzehn Kinder bei ſich hatten. Dies war die erſte Bevölkerung des neuen Staates. Einige derſelben waren freilich unterwegs auf der langen Seereiſe geſtorben; Andere, welche in die Wälder liefen, um der ſtrengen Zucht der Aufſeher zu entgehen, mögen dort verhungert, oder von den mißtrauiſchen Wilden getödtet worden ſein.

Man kann ſich leicht einbilden, daß es keine geringe Mühe koſtete, Ordnung in einem kleinen Staate zu erhalten, deſſen meiſte Glieder Verbrecher und Taugenichtſe von Haus aus waren; Leute, die ſich zum Theil in allen Ausſchweifungen herumgewälzt hatten; ohne Schaam, ohne Ehrgefühl, den Sinn für Recht und Pflicht, und ſelbſt die Scheu vor dem Tode längſt verloren hatten, und Müſſiggang, Dieberei und Frevel jeder Art mit aller Bosheit und Tücke und Hinterliſt, einem ehrlichen Lebenswandel vorzogen. Romulus hatte einſt leichteres Spiel, aus einem Räuberſchwarm einen Staat zu bilden. Schon in den erſten Wochen nach der Landung mußten einige Hinrichtungen vorgenommen werden.

Die weiſe Menſchenfreundlichkeit des Landeshauptmanns Arthur Philipp, verbunden mit ſeiner unerbittlichen Strenge, bewirkten inzwiſchen doch einen glücklichen Fortgang der Unternehmung. Am Ende des erſten Jahres hatte er und die übrigen Hauptleute ſchon ihre beſondern Häuſer; die Soldaten ihre bequemen Wohnungen. Im zweiten Jahre der Niederlaſſung war ſchon der Anfang mit Erbauung der Stadt gemacht; und manche neue Pflanzſtätte war ringsum begonnen.

Es wäre zu weitläuftig, die umſtändliche Geſchichte vom Anbau Neuhollands und der benachbarten Inſeln zu erzählen, und wie ſich daſelbſt eine Anſtalt um die andere entwickelte, je nachdem die Bevölkerung, theils durch freiwillige Anſiedler, theils durch hergeſandte Verbrecher mehrte.

Digitized by Google

Seitdem sind beinahe dreißig Jahre verflossen, und Neuhollands Küsten bieten schon einen ganz europäischen Anblick dar. Man sieht Städte, Dörfer, Meiereien. Die Einwohner nehmen an Gesittung zu.

Man muß nicht glauben, daß die Verpflanzung der Verbrecher nach Südindien für die britische Regierung von unbedeutenden Kosten sei. Sie bezahlt für die Ueberfahrt eines jeden Verbannten hundert Pfund Sterling. Die Last, die Sträflinge dort zu unterhalten, wird nur durch das häufige Sterben derselben, oder durch Ablauf ihrer Strafzeit, oder durch Begnadigung der Verbrecher gemindert, wenn diese sich gut aufführen, oder dadurch, daß sie in Dienst und Arbeit zu den Kolonisten treten.

Die Hauptstadt des britisch-südindischen Staates ist Sidney geblieben. Im J. 1804, dem sechszehnten seit ihrer Erbauung, zählte sie zweitausend sechshundert Seelen; im J. 1811 ohngefähr fünftausend; im Jahr 1816 schon 7417. Sie hatte Handwerker, Künstler, Theater, Zeitungen, Schulen, ein Waisenhaus und fast alle Genüsse der europäischen Lebensbequemlichkeit.

Aber ebenmäßig wuchs auch die Bevölkerung in den andern Pflanzstädten; theils in der Nähe der Hauptstadt, wo mehrere Dorfschaften, Meiereien, Ziegelhütten, Fayencefabriken u. dgl. umherliegen, theils in entferntern Gegenden, wie auf der Norfolksinsel.

Nach einer allgemeinen Volkszählung im Jahre 1802 befanden sich in Neuholland 13,195 Europäer, darunter waren

Freie Männer, die nie zu den Verbrechern gehörten, mit Inbegriff der bürgerlichen und Kriegsbeamten	300
Freie Weiber, der nämlichen Klassen	70
Freie Männer, die vormals Verbannte gewesen waren	2630
Freie Weiber von derselben Klasse	540
Männliche Verbrecher	4832
Weibliche Verbrecher	940
In der Kolonie geborene Kinder { Knaben	1100
In der Kolonie geborene Kinder { Mädchen	963
Das Regiment Neu-Südwales	840
Auf der Insel Norfolk	980
Insgesammt	13,195

Bei einer Zählung im Jahre 1810 fand man blos im Bezirk Sidney 10,454 Seelen, davon etwa der fünfte Theil aus Verbrechern bestand. Dazu gehörten noch 1100 Soldaten. Auf der Insel Norfolk befanden sich nur noch 177 Menschen. Eine andere Niederlassung hatten die Briten im J. 1803 zu Port Hunter gegründet; eine andere, von Europa unmittelbar aus, südwärts von Vandiemensland am Kanal Dentrecasteaux. Hier bauten sie Hobartstown, mit ohngefähr 1000 Einwohnern. Im J. 1804 reisete der Oberst Paterson von Sidney ab, und stiftete im Norden von Vandiemensland eine neue Niederlassung am Port Dalrymple.

Digitized by Google

Die erste Stadt, welche hier gebaut ward, empfing den Namen Yorktown; aber die Hauptstadt, welche später angelegt werden mußte, heißt Launceston.

Die wichtigste und neueste aller britischen Niederlassungen in diesen einsamen Gegenden aber ist die, welche im Jahre 1815 im Westen der Blauberge angehoben worden ist. Es war im Jahre 1813, da die Engländer zum erstenmal so weit gelangten, die weitläuftige Gebirgskette mit unsäglicher Mühe zu übersteigen. Sie liegt nur fünf deutsche Meilen von Sidney und der Küste. Diese blauen Berge sind zwar, soweit man sie jetzt kennt, nicht bis in die Linien des ewigen Schnees emporsteigend, aber sie sind von Wäldern, die nie ein Sterblicher vorher durchdrungen haben mag, Abgründen und schroffen Felswänden erfüllt. — Arthur Philipps Nachfolger, der neue Gouverneur Macquarie, ließ im J. 1814 einen Weg dahin über die Berge bahnen, um so mit dem reizenden und äußerst fruchtbaren Lande jenseits derselben engere Verbindung zu haben. Er bot jedem der ersten Ansiedler dort tausend Acres Land zum Geschenk. Am schiffbaren Fluß Macquarie, der reich an Fischen die üppigen Fluren durchströmt, ist wirklich der Anfang zu einer neuen Stadt gemacht, die nach dem Staatssekretär Bathurst genannt worden, und auf einer anmuthigen Höhe zu stehen kommen soll; ohngefähr neunzehn deutsche Meilen von Sidney entfernt; unterm 33 Grad 24 Minuten 30 Sekunden der südlichen Breite, und 147 Gr. 17 Min. 30 Sek. der Länge ostwärts von Paris. Das Land hier ist reich an Gewild und fruchtbar über die Maaßen; von mehreren Strömen bewässert. „Man kann sich bei dem prachtvollen Schauspiel dieser Gegenden, sagt Macquarie in seinem Bericht darüber: nicht des Erstaunens und der Bewunderung erwehren. Aber das tiefe Schweigen und die Einsamkeit, welche in diesen weiten Räumen herrschen, die von der Natur, rücksichtlich der Größe und Schönheit, und dessen was sie zur Beranmuthigung des Lebens darbieten, recht eigentlich dem Menschen geweiht sind, flößen dem Gemüth eine gewisse Schwermuth ein, die sich leichter einbilden, als beschreiben läßt."

Vom Jahre 1787 bis zum Jahre 1813 kostete der britischen Regierung die Stiftung und der Unterhalt jener südindischen Niederlassungen, mit Inbegriff der Schiffe, ihrer Ausrüstungen, der Gehalte und Besoldungen von Beamten und Kriegsleuten 2,465,182 Pfund Sterling. Bis jetzt ist dies Alles aber nur meistens noch Aussaat gewesen. Südindien ist immer noch der Pflege des reichen Mutterstaats bedürftig geblieben, und zu schwach, um durch Vergrößerung des britischen Handels vermittelst inländischer Erzeugnisse zu vergelten. Diese bestehen größtentheils in Fischbein, Thran, Oel, rohen Häuten von Seekälbern, Känguru's und weniger, aber höchst feiner Schafwolle, Dingen, von welchen England überall auf leichtere Weise und kürzerm Weg erhalten kann. — Zudem geschieht von Zeit zu Zeit, daß die unfruchtbare Witterung eines Jahrgangs gesammten Niederlassungen Noth und Gefahr bringt. Die Bergströme und Küstenflüsse, wenn sie, wie im Jahre 1809 ihre flachen Ufer übersteigen, verheeren weit umher die Arbeiten vieler Jahre; oder eine trockene, regenarme Zeit, wie im Jahr 1813, da [illegible] binnen

Digitized by Google

zwölf Monden nur wenige Stunden regnete, verwandelt die fruchtbaren Viehweiden in verdorrte und verfengte Einöden und vernichtet die Saaten.

Der größte Gewinn also, welchen die Briten von diesen Gegenden haben, besteht einstweilen immer noch in dem Vortheil, sich ihrer Verbrecher dahin entledigen, und dort eine große Menge derselben durch Armuth und Einsamkeit wieder zu brauchbaren Menschen machen zu können. Nebenbei bereiten sie den Anbau noch unbekannter Weltgegenden und den Nachkommen reiche Kolonieen vor, welche dermaleinst das dahin angelegte Kapital genügend verzinsen können. Man berechnet, daß dieser Zeitpunkt schon eintreten werde, ehe noch das erste Jahrhundert der dort gegründeten Niederlassungen verflossen sein wird. Die schnelle Vermehrung der Menschen daselbst, wie die der dahin versetzten nützlichen Thiergattungen*) und Pflanzen gibt dazu die beste Zuversicht.

Für den Menschenfreund und den menschenfreundlichen Staatsmann sind daher die von den weisen Briten in Südindien getroffenen Anstalten, moralisch verderbte Menschen wieder zu veredeln, und zu tugendhaften Bürgern zu machen, einstweilen noch das Merkwürdigste in jenen Gegenden. Keiner gab uns von diesen Anstalten so treue Kenntniß, als der Weltumsegler Peron, der auf Napoleons Befehl jene selten besuchten Meere durchschiffte, und im J. 1810 gestorben ist. Er sah Neu-Südwales im J. 1803. Den zweiten Theil seiner Reisebeschreibung gab erst vor Kurzem sein Gefährte Freycinet, der Befehlshaber des Schiffes Casuarina, heraus. Zwar nicht jeder europäische Staat hat über Schätze zu verfügen, wie England, um für den Unterhalt eines einzigen Verbrechers mehr zu zahlen, als oft der Gehalt eines Beamten in Europa beträgt; oder über ein fernes Australien zu verfügen, wohin der Abschaum und Auswurf der Staatsbürger, als in ein festes und unermeßliches Gefängniß zu verweisen wäre. Aber mehr oder weniger hat fast jeder Staat noch seine schlecht angebauten Gegenden, aus denen er sich ein Sidney-Cove schaffen könnte, wenn er wohlwollende, weise und unternehmende Männer an der Spitze seiner Verwaltung hat.

Als die südindischen Niederlassungen gegründet wurden, theilte sich die neue Bevölkerung der anzubauenden Einöde von selbst in zwei Klassen; in freie Ansassen und in dienstbare Sträflinge. Jene, zu welchen auch alle Beamten gehörten, waren die ersten Eigenthümer; diese wurden, als Knechte und Mägde zwischen den obrigkeitlichen Behörden und den Ansassen vertheilt. Jeder von den letztern empfing eine gewisse Anzahl Morgen Landes, und dazu einige Sträflinge, und nöthiges Haus- und Ackergeräth. So sah man in kurzer Zeit Wald und

*) Am 1. Mai 1788 wurden in Port Jakson ausgeschifft 87 junge Hühner, 122 alte Hühner, 35 Enten, 29 Gänse, 16 Truthühner, 5 Kaninchen, 25 Ferkel, 49 Schweine, 19 Ziegen, 29 Schafe, 5 Kühe, 2 Stiere, 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Füllen.

Zweiundzwanzig Jahre nachher hatte der Viehstand schon eine den Glauben fast übersteigende Vergrößerung. Man zählte, ungerechnet die Menge des Federvichs, 8992 Schweine, 1731 Ziegen, 37,813 Schafe, 20,000 Stück Rindvieh, 5,114 Pferde.

Digitized by Google

Gestrüpp unter der Last fallen; nie erbrochenen Boden aufgepflügt und gehackt, und in der Wildniß eine Menge in der Eil aufgeschlagener Hütten.

Die erste Flotte hatte einen hinlänglichen Vorrath eingesalzener Speisen, trockener Gemüsarten, Mehl, gebrannte Wasser u. s. w. mitgebracht. Dieser Vorrath wurde obrigkeitlich aufbewahrt und den Ansassen, ihren Familien und den ihnen zugetheilten Züchtlingen verhältnißmäßig gespendet. Waaren, zur Bekleidung und die unentbehrlichsten Geräthschaften gab man den neuen Anpflanzern fürs erste unentgeldlich. So hatten die Ansiedler für nichts anders zu sorgen, als sich gegen die Unbill der Witterung zu sichern, und das Feld anzupflanzen. Alle nützliche Saamen-Arten Europens, selbst mehrere asiatische und amerikanische und afrikanische wurden zu gleicher Zeit ausgesäet und gediehen vollkommen; eben so gelang es mit den Obstbäumen, mit Pfirsich, Apfel und Kirsche. Erd- Stachel- und Himbeeren, die sich den Tropenländern nicht aneignen mögen, befanden sich in diesem gemäßigten Himmelsstrich wohl, ebenso unsere verschiedene Sallate, Kohle, und andere Küchengewächse. Das Getraide übertraf alle Erwartung. Der jungfräuliche Erdboden gab übermäßige Waizen- und Roggen-Erndten; an trocknern Stellen gelang noch der Mais und die Kartoffeln wurden, über Vermuthen, gleich mit dem ersten Jahre im südindischen Boden recht einheimisch.

Von nun an minderte sich die Last der Regierung, da die Anbauer seit einem Jahre von ihr regelmäßig aus den öffentlichen Vorräthen ihre Kost bezogen hatten, und sie sprach zu ihnen: „Euere Felder stehen voll. Ich habe euch bisher die nöthigen Vorschüsse gethan, um dahin zu gelangen. Jetzt genießet ihr schon die Frucht euerer Arbeit und meiner Opfer. Künftig empfanget ihr für jedes Mitglied euerer Haushaltung nur noch die Hälfte der bisher erhaltenen Rationen. Diese Unterstützung geb' ich euch zu euerer Beruhigung und Sicherheit noch achtzehn Monate. Aber nun verdoppelt euere Thätigkeit. Nach Verfluß dieser Monate überlaßt euch eueren eigenen Kräften. Also sorget in Zeiten für das volle Bedürfniß euerer Familien."

Die Frist verging. Die Ansassen hatten ihre Vorräthe gesammelt; und die Nachhilfen aus den öffentlichen Magazinen wurden beendet. Die Regierung, ob sie gleich von dieser Seite nicht mehr beistand, fuhr demungeachtet noch fort, Kleiderwaaren, Acker- und Hausgeräth und mancherlei unentbehrliches Werkzeug zu liefern. Dieses waren Vorschüsse, auf Rechnung des Hausvaters. Aber die Regierung, als ein milder Gläubiger, gab die Waaren in ganz niedrigem Preis, und behielt sich die Einforderung der Schuld in Zeiten vor, da der Schuldner sie auf die unbeschwerlichste Art entrichten konnte.

So überhäufte die Regierung ihre neuen Ansiedler sieben Jahre lang mit Wohlthaten, und verlangte dagegen nichts, als gutes Betragen und Fleiß. In Europa bilden sich Regierungen oft ein, überschwengliche Güte zu erweisen, wenn sie neuen Ansiedlern in Einöden nur eine Reihe Jahre lang, Freiheiten von Steuern, Abgaben und Kriegsdiensten gewährt. Aber diese negative Hilfe, die blos darin besteht, von den Leuten, die Unterstützung wollen, nichts zu begehren, und sie einstweilen nicht zu plagen, hat auch nur sehr negativen Gewinn. Die

Digitized by Google

Einöden bleiben noch lange öde, und die Regierungen klagen die Schlechtigkeit der Menschen an, statt sich selber.

In Neu-Südwales war es anders. Die Haushaltungen konnten nach und nach zu Kräften gelangen. Ihre Ansaaten, ihre Heerden vervielfältigten sich; ihre Wohnungen verschönerten sich. Die ersten Lebensnothwendigkeiten waren gewonnen; man konnte schon nach und nach an Verwendung des Ueberflusses zur Verannuthigung des Daseins denken. Nun trat die Regierung abermals hervor und konnte sprechen: „Diesen Wohlstand dankt ihr meinen Opfern, meiner Fürsorge. Bis jetzt hab' ich euch Alles gegeben, Land und Wohnung, Saamen und Werkzeug, Knechte und Vieh, Kleider und Nahrung. Bis jetzt hab' ich für so viele Wohlthat nichts begehrt. Nun aber, da ihr Ueberfluß zu haben anfanget, ists billig, daß ihr auch anfanget, einen kleinen Theil desselben zur Wiederherstellung meiner Ausgaben anzuwenden, und damit nach und nach, ohne daß ihr es empfindet, alle Verpflichtungen, die ihr mir noch schuldig seid, abzutragen."

Nun wurden die Rechnungen zwischen der Regierung und den Ansiedlern gemacht; aber auf eine für die letztere äusserst billige Weise, und wie es jeder schon vorher wußte. Die ganze Schuld ward auf Jahre hin vertheilt. Inzwischen mußte gewisser Weise die einzelne Unterstützung jeder Haushaltung mit Saamen, Vieh, Geräth, Kleidern u. s. w. nicht mit einer wichtigern und allgemeinern Schuld verwechselt werden, die das Grundeigenthum betraf. Die Regierung hatte sich auf gut Glück und mit Gefahr und großen Unkosten dieser Gegenden bemeistert, und sie durch ihre Waffen gesichert. Der Boden selbst war also wahres Eigenthum des Staats. Der Staat konnte darüber schalten, und die Anbauer desselben als Pächter oder Lehenleute behandeln, sie nach Gutfinden darauf lassen, oder davon treiben. Die Regierung aber fühlte wohl, daß Ansprüche dieser Art ihrem eigenen Vortheil entgegen wären. Daher sprach sie am Ende der ersten sieben Jahre: „Die Ländereien, die ihr anbauet, hab' ich euch anvertraut. Ich habe nie mein Eigenthumsrecht daran vergeben, indem ich euch dahin setzte. Jetzt, da die Wildniß urbar geworden, muß auch von diesem meinem Rechte Rede sein. Aber es wäre wohl hart, wenn ich euch wegen dessen, was ihr habet, in irgend einer ängstlichen Ungewißheit ließe. Ich trete euch meine sämmtlichen Rechte auf euere Güter ab; ich gewährleiste ihren vollen Besitz euch und euern Nachkommen, unter der einzigen Bedingung, daß ihr mir jedes Jahr von jedem Morgen Landes eine kleine Abgabe entrichtet, die ihr so lange zu zahlen schuldig seid, bis ihr derselben einmal durch einen künftigen neuen Vertrag mit mir entlassen seid."

So wurden nun Grundsteuern eingeführt. Aber das, was die Regierung forderte, war so äusserst wenig, daß die Hausväter die ihnen aufgelegte Verpflichtung kaum spürten. Von Jahr zu Jahr, wie der Wohlstand zunahm, vermehrten sich freilich die Abgaben; doch immer auf ganz unmerkliche, nie lästige Weise, bis die Steuern eine gewisse Höhe erreicht haben, wo sie dann nicht weiter gesteigert werden dürfen. Die britische Regierung denkt mit Recht, daß, um Leute zu reizen, Wildnisse urbar zu machen, man ihnen die größten Vortheile gestatten

Digitized by Google

muß, überzeugt, daß sie einst die Zinsen ihrer Vorschüsse mit ungeheuerm Wucher zurückgewinnt. Sie gehört nicht zu denen, die mit der Aussaat auf der Stelle die Erndten haben will. Anlagen, wie diese, sind Sorgen für das Glück der Nachwelt; die Erndten kommen erst nach einem Jahrhundert.

Die englische Regierung thut mehr, und was in Europa nicht leicht Regierungen in ähnlichen Fällen zu thun pflegen. Alle Jahre, wenn die Zeit kömmt, da die Einnahmen bezogen werden sollen, gehen obrigkeitliche Abgeordnete durch alle Ansiedelungen; untersuchen die Gebäude, das Innere der Haushaltungen, die Gärten, die Aecker, die Wiesen, die Rebberge, die Heerden, den Bestand der Hausthiere aller Gattung. Sind die Güter mit Fleiß gebaut, in ihrem Werth gesteigert, sind die Erndten mit hoher Sorgfalt und reichlich gesammelt; sind besonders die Heerden wohl genährt und gemehrt: so erklärt sich die Regierung den Anbauern erkenntlich. Den geschicktesten und fleißigsten derselben fordert sie nicht nur keine Steuern ab, sondern ertheilt ihnen neue Grundstücke, schenkt ihnen zur Belohnung Geräthschaft oder Vieh; giebt ihnen noch mehr Knechte und Mägde aus den Züchtlingen, und verlängert ihnen die Zahlungsfristen der alten Schuld. Sind hingegen die Güter schlecht bestellt, das Vieh verwahrloset, werden die Träger ernstlich gewarnt und bedroht. Sie sind angehalten, die Abgaben zu zahlen. Und hilft wiederholtes Warnen nichts, werden die ertheilten Güter den ersten Besitzern, durch einen unwiderruflichen Beschluß, abgenommen und andern übergeben, welche dieselben für ihren und den allgemeinen Vortheil besser zu benutzen verstehen und entschlossen sind.

Während so für den Wohlstand der freien Eigenthümer durch weise Gesetze gesorgt wird, denkt die Regierung mit gleicher Gerechtigkeit und Menschenliebe an die hierher gebannten Sträflinge.

Die Züchtlinge sind hier in drei Klassen zerfallen. Die einen sind auf Lebenszeit zur Sklaverei verdammt. Die Anzahl derselben ist von allen die kleinste. Andere sind nur eine gewisse Reihe von Jahren dienstbar; nach überstandener Strafzeit frei; können aber die Niederlassung nicht verlassen, als nach einer bestimmten Frist. Wieder andere erhalten, mit ihrer Freiheit, zugleich das Recht, abzureisen oder zu bleiben.

Um dieses verwilderte Gesindel zu zähmen und zu bessern, sind die zwei mächtigsten Mittel, die auf den Menschen wirken können, in Thätigkeit gesetzt: Furcht und Hoffnung. Von der einen Seite hinlängliches Kriegsvolk, beständig in Waffen; Kerker, Ketten und Banden, Galgen, wachsame Aufsicht, fürchterlich strenge Bestrafungen der geringsten Vergehungen; Tod für gröbere. Von der andern Seite Hoffnung, beim guten Verhalten, zur Abkürzung der Dienstzeit, zur vollen Freiheit, zur Erhaltung aller Vortheile eines Ansassen, zu Ländereien und Sklaven, zum Genuß häuslicher Glückseligkeit, zu Wohlstand und Ansehen, selbst zur Rückkehr nach Europa, um dort die Früchte seines Fleißes verzehren zu können.

Digitized by Google

Anfangs war die Zähmung dieſes verbrecheriſchen Gezüchtes, wie man leicht denken kann, ſchwierig. Die meiſten Sträflinge waren ſchon von Kindheit an zum Müſſiggang, zu Diebereien, zur rohеſten Gewiſſenloſigkeit gewöhnt. Aber die Beiſpiele der allerunbarmherzigſten Strenge folgten furchtbar auf einander und erſchreckten die verhärteten Böſewichte. Dieſes Schrecken wiederholte ſich. Sie wurden erſchüttert, vorſichtig, beſonnen. Sie gewöhnten ſich erſt, nur ſo zu leben, daß ſie die grauſamen Strafen nicht mehr zu befürchten hatten. Dann ſahen ſie das glückliche Loos der Beſſern unter ihren Gefährten; deren frühere Freiſprechung; deren Beſchenkung mit Wohnung und Ländereien. Sie kamen oft ſelbſt in Dienſtbarkeit zu Leuten, die noch vormals ihre Mitzüchtlinge geweſen waren. Das brachte die Sinnesänderung in ihnen zur Reife. Sie verſuchten es, gleiches Schickſal, gleiches Glück zu erwerben. So war der Weg zur Beſſerung ergriffen. Und ſo kam es, daß Peron, während eines fünfmonatlichen Aufenthalts in Neuholland, nicht ein einzigesmal von einem begangenen Todſchlag oder Diebſtahl reden hörte, und man damals ſeit zwei Jahren keinen zum Tode verdammt hatte.

Es muß ein durchaus verſtockter, lebensſatter Böſewicht ſein, der auf ſolche Art zwiſchen Elend und Glück geſtellt, nicht endlich den beſſern Weg ergriffe. In den europäiſchen Zuchtanſtalten fehlt dies. Der Sträfling kennt wohl die Schrecken der Strafe, hat aber durchaus keine Ausſicht, bei gutem Verhalten, ſein künftiges Glück zu machen. Im Gegentheil, hat er ſeine Strafzeit überſtanden, iſt er ſo arm, ſo verlaſſen, ſo elend, wie vorher. Entlaſſen aus der Zuchtanſtalt, iſt er verſtoßen von einer Verſorgungsanſtalt; hat kein Obdach, keine Nahrung, keinen Verdienſt; fühlt ſich überall entehrt und verachtet, ohne Freunde, ohne Geſellſchafter. Ihm bleibt gewöhnlich nur die Wahl zwiſchen Bettelei und Diebſtahl, und der Wunſch, wieder im Zuchthauſe, obgleich bei ſtrenger Arbeit, Nahrung, Kleidung, Obdach und Geſellſchaft zu finden. In Neu-Südwales hingegen, ſobald ſich der Zögling gut aufführt, oder eine nützliche Entdeckung macht, hat der Gouverneur das Recht, ſeine Dienſtzeit zu verkürzen, oder ihn ganz frei zu ſprechen. In jedem Fall tritt er, nach überſtandener Strafzeit, in die bürgerliche Geſellſchaft zurück; er empfängt Grundſtücke, Knechte, die ihm dieſelben helfen müſſen anbauen, Lebensmittel, Werkzeuge, und kann ſich, ſo gut wie jeder andere, emporbringen.

Wichtig iſt hierbei eine Erfahrung, die auch Peron machte, und ſich bis zu den letzten Jahren wiederholt beſtätigt hat. Nämlich die Züchtlinge, durch lange Dienſtbarkeit zur Entbehrung und harten Arbeit gewöhnt, kommen gewöhnlich, wenn ſie frei werden, und zu Eigenthum gelangen, ſchneller vorwärts, als Leute, die freiwillig nach Neu-Südwales kamen, um ſich anzuſiedeln. Jene kennen aus eigener Erfahrung alle Vortheile beim Arbeiten, fangen ihre Sache geſchickter an, und ſind in ihren Unternehmungen ausdauernder. Gewöhnlich findet man daher unter den Freigeſprochenen die beſten Landwirthe, welche Vermögen ſammeln, während viele von den freiwilligen Anſaſſen der Regierung zur Laſt fallen. Es giebt geweſene Züchtlinge, welche Handwerke treiben; andere, die ſich dem Handel widmen. Alles gelingt ihnen beſſer. Der alte Schandflecken, daß ſie als Sträflinge hierher kamen, verſchwindet

Digitized by Google

allmälig, je mehr ihr Reichthum wächst. Ihr Vermögen setzt sie in den Stand, bei sich die beste Gesellschaft zu empfangen. Schon zu Peron's Zeit gab es freigelassene Züchtlinge, von denen einige ein Vermögen von dreimalhunderttausend Franks besaßen.

Aber wehe, wenn ein entlassener Züchtling in seine alten Fehler zurückfällt! dann wird er ohne Nachsicht und Gnade behandelt. Man betrachtet ihn dann als einen durchaus Unheilbaren. Kerker und Banden, Bastonade und Peitschenhiebe sind die ersten Züchtigungen, die ihn erwarten. Aendern ihn diese nicht, ists um ihn geschehen. Der Staat konfiszirt die ihm gegebenen Güter; zieht ihn wieder in den Stand der Knechtschaft für längere oder kürzere Zeit, gewöhnlich auf Lebenszeit zurück, und ist das Verbrechen zu groß gewesen, erfolgt Hinrichtung. Mehrere Beispiele dieser Bestrafungen des Rückfalls, von Zeit zu Zeit gegeben, dienten nicht wenig dazu, andere zum Nachdenken zu bringen.

Die meisten der Verurtheilten sind unverehlicht. Der Staat mußte auf Vermehrung der Ehen bedacht sein. Die hierher verbannten Weibspersonen konnten dazu dienen. Man weiß aber, diese waren von den Gerichten verurtheilte Verbrecherinnen, schaamlose feile Dirnen von der verworfensten Art, wie sie auf den Londner Gassen und in den britischen Seehäfen gefunden werden. Aus solchen Geschöpfen ehrbare, arbeitsame Hausfrauen und gute Mütter zu bilden, ist wahrlich der Triumpf der Gesetzgebung und das höchste Ziel gesellschaftlicher Veredlungskunst. Die englische Regierung versuchte auch dies, und vermöge der gleichen Mittel, die bei den Männern angewendet wurden, Furcht und Hoffnung. Denn weibliche Wesen, wie diese, zwischen Schande und Ehre zu stellen, wäre sehr eitel geblieben. Schande und Ehre hatten für sie die Reize verloren. — Unmittelbar auf jeden Fehlschritt folgten die härtesten Strafen; eben so gewiß aber auch einer guten, sittlichen, arbeitsamen Aufführung die Aussichten auf Erleichterung ihres Schicksals, auf Verkürzung der Strafzeit, auf Freisprechung, auf Beschenktwerden mit Grundstücken, Sklaven, Hausvieh, Geräthschaften u. s. w. alles mit gleichen Vortheilen, und mit gleichen Vorbehalten, wie es bei den Männern der Fall war.

Diese Behandlung erreichte ihren Zweck. Unter Peitschenhieben und bei strenger Arbeit vergaßen diese Ehrlosen ihre alten Lüste; wurden fleißig und eingezogen und froh, nur einen günstigen Blick, nur einen Augenblick Ruhe zu genießen. Sie sahen das Mittel der Erlösung vor sich; jedes Vergehen entfernte sie wieder vom ersehnten Ziel, dem sie jahrelang nachstrebten. Um so treuer und angestrengter suchten sie die Eigenschaften zu erwerben, die man von ihnen verlangte. Arbeit, Häuslichkeit, Züchtigkeit wurden ihnen in mehrjähriger Uebung zur andern Natur. Waren sie dann endlich freigesprochen, hatten sie Eigenthum: so konnte es ihnen nicht fehlen, unter den freigelassenen Sträflingen einen Mann zu finden, der sein Loos mit dem ihrigen verband. So wuchs durch das beiderseitige, zusammengebrachte Vermögen, der gemeinsame Wohlstand. Sie sahen voraus, daß dieser, auch wenn Kinder folgten, darum nicht abnahm. Denn die Regierung gibt auch den Kindern, wenn sie erwachsen sind, Grundeigenthum und Vorschuß, wie den Eltern. Es ist entschieden, daß die große Mehrheit dieser Ehen glücklich

Digitized by Google

iſt, und dabei merkwürdig, daß die Weibsperſonen, welche als öffentliche Mädchen durch ihre Ausſchweifungen in England das Vermögen verloren hatten, Kinder zu gebären, fruchtbare Mütter geworden ſind, ſobald ſie zu Neu-Südwales ins eheliche Leben traten.

Man mag vielleicht glauben, daß Spitzbuben, Räuber und Huren eben nicht geeignet ſind, eine gute Nachkommenſchaft in die Welt zu ſetzen. Man würde ſich aber ſehr betrogen finden, wenn man dieſe Nachkommenſchaft ſähe. Die Kinder ſind durchgängig kräftig und ſchön, mit lebhaften, geiſtreichen Geſichtern. Wie kann es aber auch wohl anders ſein? Ungerechnet die Milde und Geſundheit des Himmelsſtrichs, in dem ſie leben, ungerechnet die Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Ernährung und Lebensart, gehörten ihre Mütter zu einer Menſchenklaſſe, in die gewöhnlich nur ſtarke und hübſche, wohlgewachſene Mädchen treten konnten; und ihre Väter, um Diebe und Straßenräuber zu ſein, mußten kräftige, kernhafte, gewandte Körper, einen Witz, eine Keckheit haben, die nicht beim großen Haufen gefunden werden. Solch ein Menſchenſchlag konnte allerdings in körperlicher und geiſtiger Hinſicht wohl ſich einer ausgezeichneten Nachkommenſchaft erfreuen.

Alle Kinder von dieſen Leuten werden mit großer Sorgfalt, und in ihrer Kleidung mit höchſter Sauberkeit gehalten. Sie ſind ein ganz beſonderer Gegenſtand für die Aufmerkſamkeit der Regierung. Denn dieſe vergißt nie, daß das ganze künftige Glück der britiſchen Niederlaſſungen in Südindien von dieſer Nachkommenſchaft abhängig iſt. Es iſt lehrreich, einen Blick auf die Erziehung der von den geweſenen Züchtlingen ſtammenden Kinder zu werfen.

Je gefährlicher für die Jugend Wort und Beiſpiel des ſittenloſen, abſcheulichen Geſindels iſt, welches von Jahr zu Jahr aus Europa in die ſüdindiſchen Pflanzſtätte herüber gebracht wird, je ſorgſamer wird die Regierung. Sie überläßt die Erziehung nicht Leuten, die darum hier wohnen, weil ſie ſelbſt roh und unerzogen waren. Gleich in den erſten Zeiten der Erbauung von Sidney wurde ein Erziehungshaus für junge Mädchen errichtet, und mit beträchtlichen Einkünften ausgeſtattet. Das Innere des Hauſes ward zweckmäßig geordnet, und mit geräumigen Höfen und Gärten umringt. Man ließ würdige und geſchickte Frauenzimmer aus England kommen, und machte ſie in der Anſtalt zu Lehrerinnen und Aufſeherinnen. Die Gemalin des Gouverneurs und die des Statthalters übernahmen ſelber Oberaufſicht und Leitung des Ganzen. Man brachte hier junge Waiſenmädchen in Pflege und Erziehung, ſo wie alle diejenigen, deren Eltern zu arm, oder wohl gar noch Sklaven waren, oder bei der Polizei als Perſonen angezeichnet ſtanden, die in Wort und That noch immer einige Ueberbleibſel ihrer ehmaligen Verderbtheit blicken ließen. Alle dieſe Mädchen, mit vieler Aufmerkſamkeit bewacht, in den Grundfäden reiner Sittlichkeit und Religioſität erzogen, früh in dem, was eine gute Hausfrau verſtehen ſoll, unterrichtet, von Kindheit an zu nützlichen Beſchäftigungen gewöhnt, zur Achtung gegen andere, wie gegen ſich ſelbſt angehalten, treten jedesmal als liebenswürdige und treffliche Lebensgehilfinnen aus der Anſtalt.

Digitized by Google

Die edlen Oberaufseherinnen halten es weder für zu mühselig, noch unter ihrer Würde, das Haus Tag um Tag zu besuchen; selbst in die Küche, in die Schlafzimmer zu gehen; die Speisen zu kosten; in alle kleine Einzelheiten einzutreten. Die Fehlbaren werden in ihrer Gegenwart bestraft; die Vorzüglicheren von ihnen selbst belobt, ermuntert. Die Mädchen betrachten diese und ihre Lehrerinnen, als ihre wahren Mütter, und hangen ihnen mit lebenslänglicher dankbaren Zuneigung an.

Alle Sonntage begleiten die Oberaufseherinnen selbst, nach der gewöhnlichen Hausuntersuchung, den Mädchenschwarm zur Kirche. Da haben die Kinder ihre Bänke den Aufseherinnen gegenüber. Die Garnison ist dann unter Gewehr und füllt einen Theil des Tempels. Die Musik des Regiments führt einige Stücke aus. Diese Feierlichkeit wird um so rührender, wenn man dann wohl in der gleichen Kirche Eltern der Kinder sieht, Eltern, die einst im Koth aller Laster versunken waren, und nun mit stiller Freude auf ihre bessern Kinder blicken, oder betend und dankbar ihr Auge zu Gott erheben.

Ist die Erziehung der Töchter vollendet, werden sie verehlicht. Ein junger, ehrbarer, freier Mann, oder ein ehmaliger gebesserter Sträfling, von unbescholtener Sitte, wünscht sich zu vermälen. Er mag sich nicht mit einer aus Europa gekommenen Verworfenen, oder mit einem Mädchen verbinden, das vielleicht bei verderbten Eltern erwuchs. Er wendet sich also an eine der Oberaufseherinnen; denn ohne von einer derselben begleitet zu sein, darf keine fremde Person in das Erziehungshaus treten. Da, unter irgend einem scheinbaren Vorwand, geht er in die Schul- und Arbeitssale, und findet er ein Frauenzimmer, welches sein Herz fesselt, so entdeckt er der Oberaufseherin seine Empfindungen. Diese befragt die Geliebte, die den, der um ihre Hand erwirbt, annehmen oder zurückweisen kann. Im ersten Fall werden noch die Eltern, wenn das Mädchen dergleichen hat, um ihre Einwilligung befragt. Man setzt die Vortheile und Nachtheile der vorgeschlagenen Heirath auseinander, und gibt dem Mädchen selbst Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft dessen zu machen, der es zur Ehe verlangt.

Die Regierung hört nicht auf, sobald der weibliche Zögling aus der Anstalt tritt, für denselben zu sorgen. Der Staat gibt jeder Tochter am Tage der Vermälung eine schöne Ausstattung; sie besteht in Ländereien, Heerden, Geräthschaften aller Art und Sklaven. Der Ehevertrag wird von der Gemahlin des Gouverneurs und des Statthalters jedesmal mit unterschrieben.

Auf gleiche Weise wird für die Knaben gesorgt. Später als die weibliche Erziehungsanstalt, wurden zu Sidney noch zwei Schulen für Knaben errichtet und mit öffentlichen Einkünften versehen. Eine dritte solcher Anstalten für Knaben wurde im J. 1811 gegründet, worin der Unterricht nach Lancasters Art ertheilt wird. Und doch scheint, als trüge die Regierung für gute weibliche Erziehung ausgezeichnetere Sorgfalt. Sie weis es wohl: Männer machen die Gesetze, aber Weiber die Sitten!

Digitized by Google

Um die gegenwärtige Bevölkerung raſcher zu veredlen, und das Beſſere von allem Schlechten zu trennen, hat die Regierung noch ein anderes ſehr wirkſames Mittel ergriffen. Hat ſie nämlich im Sinn, irgendwo eine neue Niederlaſſung zu ſtiften: ſo ſchickt ſie die verdorbenſten Menſchen, die ſtrafbarſten Verurtheilten dahin, die man dann zur erſten Entwilderung der Einöde gebraucht und die ſchwerſten Arbeiten verrichten müſſen, unter denen ſie oft erliegen. Andere, minder verderbte Familien genießen dann bald die Früchte dieſer erſten Mühen, die nicht ohne Aufopferung einiger Individuen gewonnen werden konnten.

Die Niederlaſſung auf Norfolk iſt eine derjenigen, welche als die härteſten Verbannungsörter angeſehen werden. Zwar die Inſel iſt von ungemeiner Fruchtbarkeit; aber die ſommerliche Hitze zuweilen unerträglich. Thiere, eine Stunde nachdem ſie getödtet worden, ſind ſchon verfault. Hierher ſandte man den Auswurf des ſchlechteſten Geſindels von ganz Neu-Südwales. Wenige, die dahin kamen, blieben lange geſund und am Leben. Die Sterblichkeit der Menſchen in Norfolk war anhaltend ſo groß, daß die Regierung ſich endlich gezwungen ſah, zur Räumung dieſer Pflanzſtätten zu ſchreiten.

Von Großbritanien kömmt jährlicher friſcher Zuwachs an Menſchen. Es ſind aber nicht eitel Gauner, Räuber und Diebe, ſondern auch Perſonen von guter Familie, von guter Erziehung, von Kenntniſſen; Perſonen, die blos wegen Theilnahme an bürgerlichen Unruhen hierher verbannt werden. Beſonders haben die vielbedrängten Irländer dies Schickſal. Im Jahre 1803 fand Peron bei ſechstauſend ſolcher Verbannten aus Irland in Neu-Südwales; und Turnbull bemerkte zehn Jahre ſpäter, daß die Hälfte der Bevölkerung von Port Jakſon, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, aus Irländern beſtand, die man, wegen politiſcher Sünden über das Meer verwieſen hatte. Wer hierher kömmt, nicht als Verbrecher und Sklav, erhält von der Regierung hundert Morgen Landes; jede Perſon weiblichen Geſchlechts dreißig, und für jedes Kind zehn.

Die Polizei nimmt, wie man leicht vermuthen kann, mit der Bevölkerung an Strenge und Wachſamkeit zu. Eine Beſatzung von achthundert Mann in Sidney hält Alles im Zaum. In Sidney wohnt der Polizeihauptmann, deſſen fürchterliche Strenge die verwegenſten Verbrecher ſchreckt. Die kleinſten Fehler werden ſogleich mit zwei bis dreihundert Stockſchlägen beſtraft, und ſelten verſtreicht ein Tag, da nicht bei zwanzig dergleichen Bußen, ohne weitern Prozeß, im Gefangenhof vollzogen werden. Unter ſo vielem Geſindel fehlt es, um kleine Belohnungen, nie an Verräthern irgend eines Anſchlags. — Beſonders müſſen die zahlreichen Irländer beobachtet werden. Es ſind meiſtens herzhafte, entſchloſſene Leute, voll Groll und Haß gegen die Briten, gegen die ſie ſchon in Europa in mehreren Aufſtänden die Waffen getragen hatten.

Alle Abend wird in der Stadt zeitig der Zapfenſtreich geſchlagen; dann muß jedermann ſich in ſein Haus zurückziehen. Es darf ſich niemand auf den Straßen zeigen, als wer entweder urſprünglich frei, oder ſonſt mit Erlaubniß verſehen iſt. Vor Tagesanbruch darf keiner von den Freigeſprochenen ausgehen. Das letzte Zeichen wird vom Thurm mit einem Trompetenſtoß

Digitized by Google

gegeben. Weh dem, der sich nach diesem noch blicken läßt! Schaaren von Konstablern, mit langen Hakenstecken versehen, ziehen umher, und die ganze Nacht durch in den Gassen auf und ab.

Bis jetzt ist das Innere des großen südindischen Welttheils ganz unbekannt; man drang kaum hundert Meilen weit von der Küste landeinwärts. Von Sidney aus hat die Nachwelt neue Entdeckungen zu erwarten. Unser Jahrhundert sieht dort den Keim eines neuen Staates gelegt und sprossend dessen Zweige in einem künftigen Jahrhundert ganze Völkerschaften bedecken wird. So bleibt dieses Unternehmen unstreitig eines der wichtigsten und folgereichsten unsers Zeitalters. Ag.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Das Urtheil der Italiäner über deutsche Literatur.

So tief und zart auch Schlegels Bemerkungen über die dramatische Literatur aufgefaßt sein mogten, mit unsern lieben Nachbaren an der Mittagsseite der Alpen hat er es im Grund und Boden verdorben. Die Italiäner werden immer williger sein, sich durch die Waffen, als durch die Ideen der Deutschen beherrschen zu lassen, und ziemlich gemeinschaftlich mit den Franzosen, uns noch lange als ungeschlachte Ostrogothen betrachten. Allenfalls sind sie wohl so artig, einem Fürsten Blumen zu streuen, unsern Dichtern eine Höflichkeit zu sagen, und gli Herder, i Wieland, i Göthe, e gli Schiller, die piu nobili ingegni zu Ehren des Großherzogs von Weimar zu nennen, che della sua capitale fece l'Atene Germanica. Aber wollen sie ihre Meinung über diese Schiller, Göthe, Klopstok einmal rein aussprechen, so lächeln sie mit stolzer Wegwerfung und sagen:

Barbarus hic ego sum qui non intelligor ill's.

Von deutschen Denkern darf man ihnen nun gar nichts sagen; besonders bleibt ihnen Kant ein Typus deutscher Leerheit und Schulfüchserei, wenigstens der teste de Tedeschi settentrionali. Sein System ist ihnen ein involucro d'imponenti parole che creano misterio soltanto coll' artificio della oscurità.

Ich zweifle nicht, diese Art, die deutsche Literatur und Kunst zu beurtheilen, wird noch lange in Italien, Frankreich und Spanien Ton bleiben, auch wenn unsere bessern Werke daselbst bessere Uebersetzer finden, als die bisherigen, welche meistens selbst nur verwelschte Deutsche waren; während die gutmüthigen Deutschen, geeignet sich in allerlei Nationalität hineinzufühlen und zu verpuppen, gegen alle Völker gerechter oder billiger, als gegen sich selbst sind.

Es giebt, wie im Physischen, auch im Geistigen, eine auseinanderstrebende Polarität; einen Nord- und Südpol der europäischen Literatur, jener in sich ziehend, dieser aus sich strömend. Die Deutschen befinden sich auf dem wandelbaren Indifferenzpunkt, an beiden theilnehmend, von beiden gemieden.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes Oktober-Heft 1817.

Ankündigung an das deutsche Publikum.

Zweiter berichtigter Abdruck.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von den genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben

von

D. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Dreißig Theile in groß Quart, mit neugezeichneten Landkarten aus der alten, mittlern und neuern Erdbeschreibung und vielen nach Originalzeichnungen gestochenen Kupfern aus der Anatomie, Archäologie, Baukunst, Chemie, Naturgeschichte, Naturlehre, Technologie u. s. w.

Nach einer Jahre langen, eben so mühsamen als kostspieligen, Vorbereitung, ist es jetzt möglich, die gelungene Begründung dieses Unternehmens der deutschen Nation anzukündigen, und sie zur kräftigen Unterstützung eines Werkes einzuladen, das im Vertrauen auf die Kultur der gegenwärtigen Generation, welche alles Große zu würdigen berufen zu sein scheint, begonnen und berechnet wurde. Die schnelle und zweckmäßige Ausführung und Vollendung hängt größtentheils von dieser kräftigen Unterstützung ab; sie ist aber wohl nicht zu bezweifeln; denn was mit Besonnenheit und Umsicht, ohne kleinlichen Eigennutz, unternommen und durch die höchsten Talente der Nation begünstigt und gefördert wird, kann eben so wenig den allgemeinen Beifall verfehlen, als die allgemeinen großen Erwartungen täuschen.

Die seitherigen Erscheinungen dieser Art hier beleuchten zu wollen, erlaubt weder der Raum, noch ist es die Absicht, ihre großen oder geringen Verdienste ins Licht zu stellen; es sei aber erlaubt, über den Plan und Umfang der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von Ersch und Gruber, hier kurz das Wesentliche anzuführen.

Gegen vierhundert Gelehrte, deren Namensverzeichniß folgt, haben den Herrn Herausgebern das Versprechen geleistet, dieses

Alles umfassende deutsche Wörterbuch

nach dem wohldurchdachten Plane mit ihren Beiträgen zu unterstützen und sich unter ihren Arbeiten zu nennen. Dieser Plan, gereift durch die Mittheilungen und das Nachdenken vieler der Herrn Mitarbeiter selbst, denen hierdurch öffentlich Dank gesagt wird, soll sich durch zwei Haupteigenschaften auszeichnen, welche die vorhandenen Encyclopädien, in welcher Sprache man immer wolle, entweder gar nicht oder nicht in dem Grade haben, nämlich:

1) daß unsere Encyclopädie alle Gegenstände der Wissenschaften und Künste mit zweckmäßiger Gedrängtheit an dem rechte Orte behandelt;
2) daß sie zahlreichen Verfasser alle einzelnen Beiträge mit ihren Namen bezeichnen und dadurch für dieselben Bürgschaft leisten.

Der Allgemeinheit und Gedrängtheit werden sicher sämmtliche Herren Mitarbeiter, vorzüglich aber die Herren Herausgeber, die größte Aufmerksamkeit schenken, und so die Klippen vermeiden, an denen ähnliche Unternehmungen entweder gänzlich scheitern mußten, oder wodurch solche, bei manchem Guten, dennoch als völlig mißlungen angesehen werden müssen. Die allgemeine Encyclopädie soll, wie einer unserer schätzbaren Herrn Mitarbeiter sich ausdrückt: „Sachreichthum mit Wortkargheit vereinigen;“ so daß sie, wie wir hinzusetzen: „keines Auszuges fähig sei, ohne im Wesentlichen zu verlieren.“

Kein Theil des menschlichen Wissens, mit allen seinen Unterabtheilungen, kein Gegenstand der Künste, bleibt unerörtert, und überall wo es nöthig ist, werden von den besten Künstlern erläuternde Kupfer, größtentheils nach Originalzeichnungen oder seltenen Original-

Digitized by Google

fichen geliefert. In der Erdbeschreibung werden unter der Aufsicht des Herrn Oberlandfeldmessers von Schlieben in Dresden die Landkarten neu gezeichnet und im passenden Formate sauber gestochen. Diese Karten und und Kupfer erscheinen gleichfalls in alphabetischer Folge neben dem Texte in einzelnen Heften zu 15 à 25 Quartplatten unter dem Titel: **Karten- und Kupfer-Sammlung zur allgem. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste**, und auf jedesmal zwei Bände des Textes wird ein Heft der Karten- und Kupfer-Sammlung anzunehmen sein. Alle merkwürdige Namen, die in der Landeskunde, der ältern und neuern Geschichte und Biographie vorkommen, wird man an seiner Stelle finden; der Kaufmann und der Fabrikant wird nichts vermissen, was Maas-, Münz-, Gewichts-, Handels-, Waaren- und Schiffahrtskunde einschließt, der Oekonom wird seine Gewerbe eben so ausführlich behandelt finden, wie der Staatsmann seine Kunst; mit einem Worte: der Inhalt wird weit mehr leisten, als der Titel und jede Auseinandersetzung des Inhalts anzudeuten vermag.

Die so eben erschienene Schrift:

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet u. s. w. Probeheft nebst Plan und Verzeichnisse der Mitarbeiter. (14 ½ Bogen gr. 4.) **mit 3 Kupfern Leipzig bei Joh. Friedr. Gleditsch Preis 2 Schweizerfranken.**

wird alle, denen eine weitere Belehrung wünschenswerth ist, auf den Standpunkt stellen, den ganzen Plan zu beurtheilen.

Alphabetisches Verzeichniss der Herren Mitarbeiter.

Adelung — Ahlwardt — Albers — André — Andres — Arnoldi — v. Arnoldi — Augusti — Augustin (in Halberstadt) — Augustin (in Potsdam) — Bachmann — v. Baczko — Bandtke, d. ältere — Bandtke, d. jüng. — Bauer — Baur — Beckhaus — Bekenn — Bellermann — v. Begnini — Bentkowski — Bernstein — v. Berzeviczy — Berghauer — Bergmann — Blech — Bodmann — Böttiger — v. Bosse — Bouterweck — Brandes — Braun — Breyer — Bucher — Buchinger — Buhle — Burdach — Buttè — Carus — Conz — Cotta — Cramer — Creuzer — Dahl — Dahlmann — Delius — Detmold — Denker — Dietrich — Dirksen — Döderlein — Dörfer — Dominikus — v. Drais — v. Dresch — Drumann — Dumbeck — Düngé — Ebert — Eichhorn — Emmrich — Engelhardt — Ersch — Eschenburg — Ewers — Fabri — Falk — Fenkohl — Fessmaier — v. Feuerbach — v. Fichard — Fischer (in Würzburg) — Fischer (in Karlsruhe) — Fischer (in Jauer) — Fiorello — Fränkel — Freese — Freiesleben — Friedemann — Fritsch — Fröhlich — v. Froriep — Galletti — Gamauf — v. Gehren — Genersich, Ch. — Genersich, J. Gensler — Gerling — Germar — v. Gerning — Gesenius — Giese — Gilbert — Gittermann — Glenk — Gmelin — Göss — Goldmayer — Gottschalk — Gräter — Gross Grote — Grotefend — Gruber — Gruner — Günther — Guts Muths — Häfner — Hagemeister — v. d. Hagen — v. Halem (in Emtin) — v. Halem (in Aurich) — v. Hammer — Hand — Happel — Hartmann — Haselberg — Hasse (in Dresden) — Hasse (in Jena) — Hassel — Hauff Haugk — v. Hazzi — Heeren — Helibach — Henke — Graf Henkel v. Donnersmark — Hermann — Hermbstädt Heyse — Hoche — Hoffbauer — Hollmann — Bar. von Hormayr — Horner, (Prof. in Zürich) — Horner, Hofr. u. Prof. in Zürich) — v. Hoyer — Hüllmann — Hug — v. Hungerhausen — Ilgen — Jacobi — Jacobs — Jacobsen Jack — v. Jakob — Justi — v. Kamptz — Kanngieser — Kastner — Kausch — v. Kazinczy — Keferstein (in Thorn) Keferstein (in Halle) — Kieffhaber — Kindlinger — Klüber Klug — Knapp — Koch (in Magdeburg) — von Koch-Sternfeld — Koch (in Aachen) — Köppen — Körte — Kosegarten — Krause — Kreysig — Kries — Krug — Kuhn — Lachmann — Lampadius — v. Lang — Langsdorf — Laurop — Lebret — Leger — Lehmann — Lehné v. Leipziger — Leonhard — Lichtenstein — Liebbald — Bar. v. Liechtenstern — Lindau — Linde — v. Lindenau Lingemann — Link — Loberk — v. Löhr — Lotz — Lucanus — Luden — Lücke — Lüders — Maas (in Halle) — Maas (in Halberstadt) — Martens — Majer — de Marées Matthiä — Meckel — Bar. v. Medhyansky — Meinert — Meister — Mellin — Melzer — Mende — Menzel — Merrem — Mensel — v. Meyer v. Knonau — Meyer — Michaelis — v. Miller — Mittermaier — Mohnicke — Molter (Hofbibl. zu Karlsruhe) — Molter (Archivreth zu Karlsruhe) — Mollweide — Morgenstern — Moser — Mühlenbruch — von Münchow — Nasse — Nasser — Nemnich — Neuhofer — Niemann (in Kiel) — Niemann (in Merseburg) — Niemeyer (Canzler in Halle) — Niemeyer (in Dedeleben) — Niemeyer (Prof. zu Halle) — Niethammer — Nitzsch — Norrmann — Nürnberger — Nusch — Oltmans — v. Orelli — Pahl — Pansner — Parow — Passow — Paulus — Petri — Pfaff (in Halle) — Pfaff (in Kiel) — Pfister — Pölitz — Pohl — Poppe — Raiser — Rassmann — Rathmann — Raupach — Rauschenbusch — Regis — Reinbeck — Remer — Rese — Rickleff — Ried — Riemann — Ritter — Robert — Rochlitz — Röder — Romershausen — Rommel — Rosenmüller — Roth — Rothe — v. Rotteck — Rudloff — Rühs — Runy — Saalfeld — Sachs — Salchow — Graf v. Salis Marschlins — Sartori — Schanbach — Schenckel Schinz — Schlichtegroll — Schlichthorst — v. Schlieben Schlosser — Schlüter — Schmalz — Schmelzer — Schmid v. Schmid — Schmidt — Schneider — Schnee — Schneider (in Breslau) — Schneider (in Fulda) — Schnurrer — Schön (in Würzburg) — Schön (zu Durben in Kurland) — Schorch — Schrader — Schütz, d. j. — v. Schultes — Schultes — Schulz (in Breslau) — Schulz (in Luckau) — Schwarz — Schweizer (in Jena) — Schweizer d. j. (auf Moser

Digitized by Google

bei Weida) — Selberts — Seiler — Sennowitz — Sickler Siebenkees — v. Sierstorpff — Spangenberg — Spitzner — Spohn — Sprengel — Frhr. v. Stainlein — Stein — Steinmüller — Stephani — Stieglitz — Storch — Stork — Stumpf — Sturm — Suckow — Teichmann — Tennemann — Thaer — Tiedemann — Tychsen — Tzschirner Ukert — Unterholzner — Vater — Venturini — Vogt — Voigt — Voigtel — Wachler — Wachsmuth — Wagner Wagnitz — Walther — v. Weber (in Dresden) — Weber (in Mainz) — Weckherlin — Weckherlin d. j. — Wedekind — Wegscheider — Weise — Weisse — Wenk Wendt — de Wette — Wieland — v. Wichmann — Wiedemann — v. Wildungen — Wilken — a. d. Winkell Winkler — Winterhalder — Winzer — Wirz — Wolf Worbs — Wurm — Wyttenbach — Zachariä (in Heidelberg) — Zachariä (in Breslau) — Zahn (in Delitz) — Zahn (in Weimar) — Zimmermann — Zinken. genannt Sommer — Zipser.

Zeit der Erscheinung, Preis und Bedingungen der Anschaffung.

Von der Encyclopädie erscheint der Text in gros Quart, mit neuer Schrift auf gutes weißes Papier, gedrängt doch anständig und sauber gedruckt, in Theilen zu 60 oder 70 Bogen. Bis Ende Oktober 1817, (wo der Druck unfehlbar beginnen und rasch fortschreiten soll) wird Subscription angenommen, welche jedoch nur dann die damit verbundenen großen Vortheile eines äusserst billigen Subscriptions-Preises erlangen lassen wird, wenn der resp. Subscribent zugleich auf den ersten und zweiten Theil des Textes à 2 rthl. 20 gr. oder 8 fr. 10 s. und auf den ersten Heft der Karten- und Kupfer-Sammlung mit 2 rthl. oder 6 fr. vorauszahlt, also in Summa 7 rthl. 16 gr. oder 23 Schwfr. für diese erste Lieferung. Der Preis vom Exemplar auf großes Velinpapier mit den ersten Abdrücken der Kupfer, ist für den ersten und zweiten Theil und den ersten Heft der Karten- und Kupfer-Sammlung 10 rthl. oder 30 fr. Um jedoch den Wünschen vieler Interessenten gemäß, nicht zu lange warten zu lassen, wird die Anstalt getroffen werden, daß die Käufer vom Januar 1818 an, das Werk in monatlichen Sendungen erhalten.

Die Namen der resp. Herren Subscribenten oder Pränumeranten sollen dem Werke, als Beförderer, vorgedruckt werden.

Nach der Erscheinung einer jeden Lieferung wird der Preis ohnfehlbar wenigstens um den dritten Theil erhöhet, und Subscription dann nur auf die noch nicht erschienenen Lieferungen angenommen.

Privatpersonen, welche sich direkte an den Verleger wenden, erhalten das fünfte Exemplar gratis. Bei einzelnen Exemplaren kann kein anderer Vortheil statt finden, als freie Zusendung.

Unterstützt die Nation das Unternehmen, wie es zu erwarten ist, so wird solches in fünf bis sechs Jahren vollendet sein, und jeder Subscribent hat durch einen successiven wenig bemerkbaren Aufwand von ungefähr 4 Louisd'or jährlich, ein in seiner Art einziges, eine Bibliothek ersetzendes Werk erworben. Nichtsubscribenten werden alsdann für das Werk den Preis von 220 rthl. anstatt 130 rthl. circa zu zahlen haben.

Leipzig, den 31. März 1817.

Johann Friedr. Gleditsch
Buchhandlung.

Für die Schweiz übernimmt H. R. Sauerländer in Aarau die Bestellungen, und liefert die Exemplare ohne weitere Erhöhung für die beigesetzten Preise in Schweizerfranken und Sols.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und in allen Buchhandlungen à 2 fl. oder 1 rthl, 6 gr. oder 3 Schwfr. zu haben:

Kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen und Privat-Theater

von

Wilhelm Vogel,
ehemaliger Hofschauspieldirektor in Karlsruhe.

Der beliebte Künstler und Dichter hat durch die Herausgabe dieser niedlichen Sammlung kleiner Schau- und Lustspiele dem kunstliebenden Publikum der Dramaturgie gewissermaßen einen Nachtrag zu seinen früher erschienenen, mit so vielem Beifall aufgelnen Bühnen häufig gegebenen kleinen Nachspielen überliefern wollen, und damit neuerdings einen gewiß nicht unwillkommenen Beitrag für das gesellige Vergnügen geleistet. Dieses neue Bändchen enthält folgende, besonders auch für Privatbühnen leicht aufzuführende Stücke:

1) Die Rückkehr der Krieger, Lustspiel in einem Akt.
2) Die junge Indianerin, Schauspiel in einem Akt und in Versen nach Champfort neu bearbeitet.
3) General Moreau, oder die drei Gärtner, ein Schauspiel in einem Akt, nach einer wahren im Jahre 1803 vorgefallenen Anekdote bearbeitet.
4) Die Prozeßvermittlung, ein Lustspiel in zwei Aufzügen.
5) Die heimlich Vermählten, oder Er wird sein eigener Richter, ein Lustspiel in einem Akt nach Barre bearbeitet.
6) Die Rückkehr des Gatten, ein Schauspiel in einem Akt und in Versen.

Digitized by Google

Wem es auch nicht vergönnt iſt, einer gelungenen Darſtellung einzelner dieſer leichten lieblichen Spiele beizuwohnen, wird doch immer einige Stunden angenehmer und munterer Unterhaltung bei ihrer Durchleſung finden, und es ſollte darum auch dieſe kleine Sammlung in keiner, in guter Auswahl beſorgten Leſebibliothek mangeln. Bei dem Verleger findet man auch ſauber geheftete Exemplare vorräthig.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Oſtermeſſe 1817 in der Weidmanniſchen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden ſind:

Choerili, Samii, quae supersunt. Collegit et illustravit, de Choerili Samii aetate, vita et poesi alliisque Choerilis disseruit Dr. Aug. Ferd. Naekius. Inest de Sardanapali epigrammatis disputatio. 8 maj. Charta impressoria 1 rthl. 6 gr.

— — Idem liber. Charta scriptoria 1 rthl. 12 gr.

Harleß, Dr. Chr. Friedr., Handbuch der ärztlichen Klinik. Erſter Band, erſte und zweite Abtheilung. Enthaltend die Grundzüge der allgemeinen Biologie und der allgemeinen Krankheitslehre. Als Einleitung und theoretiſche Grundlage; auch zum Gebrauche bei dem akademiſchen Unterricht. gr. 8. Auf Druckpapier 3 rthl.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 3 rthl. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

— — Grundzüge der allgemeinen Krankheitslehre mit den Elementen der allgemeinen Biologie und Phyſiologie des Menſchen insbeſondere. Als Einleitung und Grundlage zu ſeinem Handbuch der ärztlichen Klinik u. ſ. w. gr. 8.

Harless, Theoph. Christ., Supplementa ad breviorem notitiam literaturae Romanae in primis scriptorum latinorum contiuuavit C. F. H. Klügling. Pars tertia. 8. Charta impressoria 1 rthl. 4 gr.

— — Idem liber. Charta scriptoria 1 rthl. 8 gr.

Horazens Briefe; aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit hiſtoriſchen Einleitungen nnd andern nöthigen Erläuterungen verſehen von C. M. Wieland. Zwei Theile. Der neu verbeſſerten mit dem Originale begleiteten Ausgabe dritte Auflage. gr. 8. Auf Druckpapier 1 rthl. 16 gr.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 2 rthl.

Hottingeri, Jo. Jac., Opuscula philologica, critica atqua hermeneutica. 8 maj. Charta impress. 1 rthl. 12 gr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 rthl.

Isocratis Panegyricus. Textum recognovit, cum animadversionibus Dr. S. F. N. Mori suisque edidit F. A. Spohn. 8 maj. Charta script. 20 gr.

— — Idem liber, charta belg. opt. 1 rth. 8 gr.

Pasquichs, Dr. Joh., abgekürzte logarithmiſch-trigonometriſche Tafeln, mit neuen Zuſätzen zur Abkürzung und Erleichterung trigonometriſcher Rechnungen. gr. 8. Auf Druckpapier 1 rthl.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 1 rthl. 6 gr.

Etiam sub titulo:

Pasquichii, Joann., Tabulae logarithmico-trigonometricae contractae cum novis accessionibus ad abbreviandos faciliorsque reddendos calculos trigonometricos editae. 8 maj. Charta impress. 1 rthl.

— — Idem liber, charta script. 1 rthl. 6 gr.

Pölitz, Prof. K. H. L., die europäiſchen Völker und Staaten am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dargeſtellt. Zweiter Theil. Als zweiter Ergänzungsband der allgemeinen Weltgeſchichte von Johann Matthias Schröckh. 8. 1 rthl.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier 1 rthl. 8 gr.

— — Handbuch der Geſchichte der ſouveränen Staaten des teutſchen Bundes in drei Theilen. Erſter Theil, erſte Abtheilung, enthaltend den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat, mit vier genealogiſchen Tabellen. gr. 8. 1 rthl. 3 gr.

Auch unter dem Titel:

Pölitz, Prof. K. H. L., Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, mit vier genealogiſchen Tabellen; für akademiſche Vorträge dargeſtellt. gr. 8. 1 rthl. 3 gr.

Schröckhs, Joh. Matth., allgemeine Weltgeſchichte für Kinder. Vierten Theiles fünfter Abſchnitt, oder zweiter Ergänzungsband, welcher die neueſte Geſchichte der europäiſchen Staaten enthält, bearbeitet von K. H. L. Pölitz. 8. 3 rthl.

Theologumena arithmeticae ad rarissimum exemplum Parisiense emendatius descripta. Accedunt Nicomachi Gerasini Arithmeticae libri II. Edidit Fridericus Astius. 8 maj. Charta impress. 1 rthl. 18 gr.

— — Idem liber, charta script. gall. 2 rthl. 6 gr.

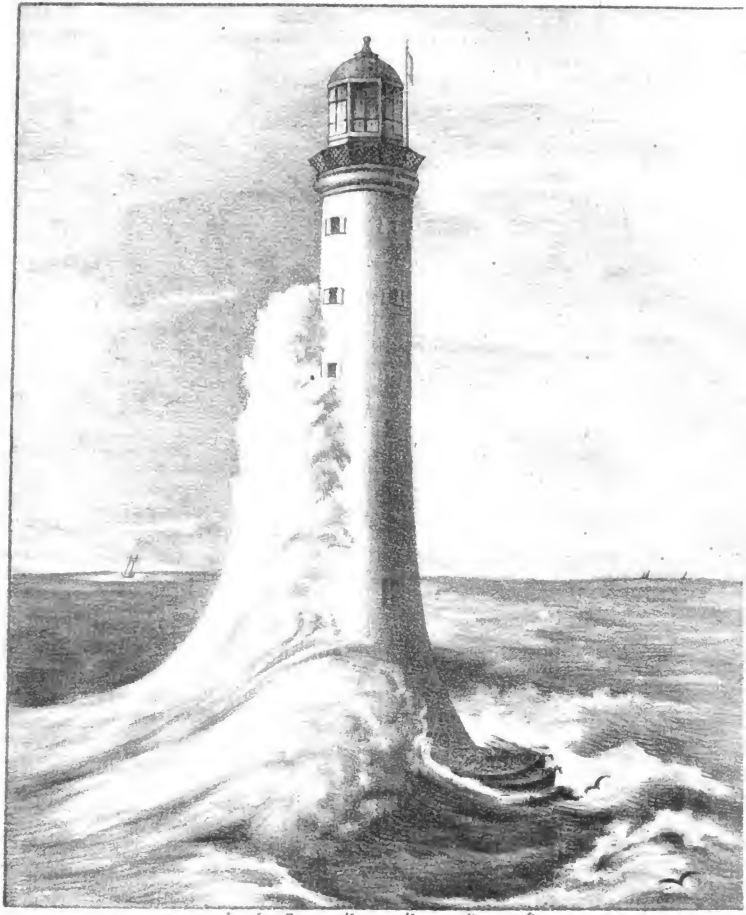
Vega, Georg Freih. von, logarithmiſch-trigonometriſches Handbuch, anſtatt der kleinen Blackiſchen, Wolfiſchen und andern dergleichen, meiſtens ſehr fehlerhaften Tafeln, für die Mathematikbefliſſenen eingerichtet. Vierte, verbeſſerte und vermehrte Auflage gr. 8. Auf Druckpapier 1 rthl. 12 gr.

— — Daſſelbe Buch, auf Schreibpapier 1 rthl. 18 gr.

Etiam sub titulo:

Vega, Georgii lib. Bar. de, Manuale logarithmico-trigonometricum in matheseos studiosorum commodo editum etc. 8 maj.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Von geiſtlichen Angelegenheiten des Zeitalters.

Allgemeiner Ueberblick.

Die Zeit iſt kein Sumpf; ſie iſt Strom. Alle Völker nennen ſie ſo, und mit Recht. Denn Stillſtand iſt nirgends; ſondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von Allem. Eine Welle lockt die andere nach. Jede kömmt unaufhaltſam, weil ſie muß. Aeltere und neuere Thoren wollten vergebens gewiſſe Blätter der Geſchichte durchſtreichen, die ihrem Eigenſinn oder Dünkel mißfielen. Das Geſchehene aber war geſchehen, trotz der Zenſur-Edikte und Bücherverbote. Es wirkte groß fort. Das menſchliche Geſchlecht wandelt aufwärts am Ufer des Stroms, dem hohen Quell deſſelben entgegen. Und wie es fortſchreitet, und höher ſteigt, überſieht es immer mehr des Verfloſſenen. Aber das Künftige bleibt hinter den Nebeln. Der Quell des Stroms ſtürzt aus der Urne des ewigen Gottes.

Von je höhern Standpunkten man die Geſchichte der Menſchen überſehen kann, je wichtiger kann man ihre einzelnen Theile würdigen. Denn was Theil iſt, erklärt ſich nur aus Erkenntniß des Ganzen in ſeinem Zuſammenhang. An China's Gränzen entſprang die Flut der Völkerwanderung, des alten Roms Zertrümmerung. Im Kabinet des Papſt Hildebrand ward die Kirchentrennung eingeleitet. Aus den Ueppigkeiten des franzöſiſchen Hofes gingen die Guillotinen Robespierres, der Brand von Moskwa, und die Freiheitskriege beider Amerika's hervor.

Es ſind Viele, welche durch Kunſt und Gewalt den ewigen Strom zum ſtillen Sumpf eindämmen mögten. Aber die Quellen können ſie nicht abgraben. Er wird übertreten, und ihr thöriges Treiben macht das Unheil größer, welches ſie fürchten. Sie möchten die ihnen liebe, alte Zeit verewigen; ſie möchten die ihnen lieben, alten Herrn- und Knechts-Ideen zurückführen, und alle ſpätergeborenen Begriffe aus dem Weltall verſtoßen. Aber der Strom, den ſie auf einen Augenblick hemmen, wird nur einen Augenblick ſtiller, weil er immer breiter, immer tiefer, immer ungeheuerer wird. Das iſt alte Erfahrung: nichts macht die Tugend liebenswürdiger, als die Ekelhaftigkeit des Verbrechens; und Tyrannen waren von jeher die beſten Herolde der Freiheit.

Man kann ſich daher wohl die ſeltſame Stimmung der Welt im gegenwärtigen Zeitpunkt erklären; den Anblick des Friedens ohne Zufriedenheit; den ſtillen Drang und Gegendrang der Meinungsparteien, der Kinder alter und neuer Welt; das Fordern und das Weigern.

Digitized by Google

Neben den politischen Wirren, Wehen und Spannungen erzeugen sich geistliche oder kirchliche. Sie scheinen zwar den politischen ganz untergeordnet zu sein, aber sie werden auf diese nicht ohne eine Rückwirkung bleiben. In der Weltgeschichte steht keine Thatsache isolirt.

Während Rußlands gemüthlicher Selbstherrscher die europäischen Völker durch Religiosität in eine einzige Familie, als Kinder eines Gottes, auflösen und das höchste Ideal der Menschenliebe verwirklichen möchte; sucht die römische Curie ihr altes, verlorenes Reich und Recht wieder bei den Getreuen, und mit unversöhnter, wenn auch klug verhüllter Antipathie gegen die Ungetreuen des heiligen Stuhls. Die Thätigkeit der Nuntiaturen wird wieder erblickt. Daher, je nach Verschiedenheit der Rohheit und Bildung bei den Völkern, Reibungen mancherlei Art, begleitet von Lust und Furcht bei den Rückschritten oder Fortschritten des geistlichen Einflusses in katholischen Staaten. Von der andern Seite in den Ländern der Protestanten Streben nach Vereinigung der Kirchenparteien, während schwärmerische Inbrunst neue stiften möchte, zwischen Katholiken und Protestanten in der Mitte. Die Feier des Reformationsfestes tritt dazu, und bildet, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, eben im gelegensten oder ungelegensten Augenblick einen scharfen Gegensatz zu dem Allem, was in Rom aufgeboten wird, des Papstes Macht und Einfluß zu erhöhen.

Verschiedenheit der Religion von den Dogmen und Kirchenverfassungen.

Alle diese und ähnliche Bewegungen in geistlichen Dingen, wovon wir in den Geschichten dieser Zeit so vielgestaltige Erscheinungen wahrnehmen, sind, wie alle ähnliche der früheren Jahrtausende, weder durch Religion selbst veranlaßt, noch haben sie die Wahrheit der Religion zum eigentlichen Zweck gehabt. Demungeachtet mußte die Religion allen Abscheulichkeiten oder Lächerlichkeiten, welche des Menschen Leidenschaft bei solchen Anlässen zur Schau bot, den Vorwand und Namen geben.

Dieser unabsichtliche oder schlau berechnete Betrug war um so leichter, weil man von jeher drei voneinander sehr verschiedene Begriffe und Sachen miteinander verwechselte: die Religion, die Glaubenslehre, die Kirchenverfassung.

Die Religion ist das reine Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit das höhere Leben und Dasteben der Geister zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen, mit Beziehung ihrer Thätigkeit auf beides. Das ist die Religion an sich, bei den rohesten Wilden und bei den weisesten Menschen; das die Selbstoffenbarung Gottes in der Brust aller Nationen, aber mehr oder minder klar oder verdunkelt, nach Maaßgabe der Bildungsstufen, auf welchem die Geister stehen. Diese Offenbarung stellte Jesus Christus in ihrem reinsten Glanze dar; er zeigte den ewigen Weltvater und die Menschen als Glieder der göttlichen Geisterfamilie, und die Verbindung aller zum Reich Gottes. Keiner hatte vor Christo, keiner nach ihm Höheres, und Erhebenderes, Wahreres und Befriedigenderes aussprechen können. Aus Erkenntniß unserer Verwandtschaft mit dem Ewigen, und unserer Stellung zum Vergänglichen, ergab sich die

Digitized by Google

Reihe unſerer Verpflichtungen von ſelbſt. Chriſtus zog die ins Thieriſche und Vergängliche verlorene Menſchheit zu ihrer Würde wieder empor; ſtreifte vom Geiſt die Banden des Irdiſchen ab, indem er auf das Himmliſche wies. Darum wird er Welterlöſer genannt. So wenig die Wahrheit eines mathematiſchen Satzes ein Produkt der Erdenklimate oder der Staatsverfaſſungen iſt, und ſich mit ihnen ändert, eben ſo wenig iſt die reine, wahre Religion, das Selbſtbewußtſein der Geiſter, ihr Wandel im Ewigen, von Klimaten und Staatsverfaſſungen abhängig.

Ueber die von Chriſto offenbarte Religion und ihre Wahrheit iſt nie Streit geführt. Sie iſt aller Vernunften höchſte Blüte. Sie iſt der innerſte Kern alles Kirchenthums, nicht nur bei Katholiken und Reformirten, Lutheranern und Separatiſten aller Art, ſondern auch bei Türken und Juden.

Anders iſt es mit den Glaubenslehren, da ſich der reine vom Himmel gefallene Lichtſtrahl in der irdiſchen Trübe bricht und färbt. Die Glaubenslehren beziehen ſich weniger auf das Verhältniß der Geiſter zu Gott und Ewigkeit, als auf das Verhältniß derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie gehen die Perſon deſſelben, als Mittler zwiſchen der Gottheit und Menſchheit an, ſo wie die Vorſtellungen, mit denen man ſich das Ueberſinnliche zu verſinnlichen ſtrebt. Die Religion, welche Chriſtus offenbarte und hatte, war eine ganz andere, als die chriſtliche, welche meiſtens in Meinungen über ihn, über die Verehrungsart Gottes und über die Art und Weiſe des künftigen Seins beſtand. Die Religion Chriſti konnte die Religion aller Sterblichen ſein und iſt es mehr oder weniger wirklich eben ſo ſchnell, als ſie ausgeſprochen wird. Denn der Wahrheit widerſteht keine menſchliche Vernunft. Die chriſtlichen Glaubenslehren, welche hinzugefügt wurden, nahmen den Karakter der Völker und Zeiten an, in welchen ſie eine um die andere entſtanden. Daher erſchienen ſie hier finſterer, dort heiterer; hier ſpitzfindiger, dort der Einbildungskraft gefälliger; abhängig vom Klima und von den Kulturſtufen der Nationen. — Während die Religion Chriſti die Religion des menſchlichen Geſchlechts werden kann und werden wird: können die Dogmen oder Glaubenslehren der Juden, Türken, Katholiken und Proteſtanten nicht aller Welt Sache ſein.

Noch etwas anders, als die Glaubenslehre, iſt die kirchliche Verfaſſung, oder die Stellung der Lehrer und Prieſter zu denen, die belehrt werden ſollen. Jeder Lehrer hat durch die Natur ſeines Geſchäfts ſchon bei denen, die von ihm lernen, eine gewiſſe Autorität, oder muß ſie zu haben wünſchen. Er ſollte ſie nothwendig durch höhere Tugend oder Einſicht erhalten; es iſt aber bequemer, ſie durch äuſſerlichen, auf die Sinne wirkenden Pomp, oder durch Beſitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln, oder unterſtützt vom weltlichen Arm, zu gewinnen. Man weiß, wie eiferſüchtig die Prieſter faſt aller Nationen auf ihr Anſehen waren. Am tiefſten gründeten ſie es in der abergläubigen Unwiſſenheit der Nationen. Sie nahmen bald die Ehrfurcht derſelben vor den göttlichen Dingen für ſich ſelbſt in Anſpruch und ſtellten ſich, als Gottesboten und Dolmetſcher des himmliſchen Willens dar. So entwickelte ſich auch in der chriſtlichen Kirche mit dem Lauf der Jahrhunderte eine Hierarchie und Theokratie, wie wir Aehnliches bei

Digitized by Google

Völkern von andern Glaubensarten fanden. Das Orakel bei den Heiden, wie die Untrüglichkeit des Papstes bei den Christen, stieg aus ziemlich gleichen Quellen hervor; Gewohnheit macht zuletzt Alles erträglich oder schön. Wie sehr auch die Tugenden Christi mit den Lastern seiner spätern Verkünder, seine Demuth mit der dreifachen Krone und dem Pantoffelkuß seines nachmaligen Stellvertreters in Widerspruch stehen mochte, — es fiel nicht mehr auf. Die Priesterschaft forderte eigentlich nichts für sich, sondern Alles, als Opfer, für den Himmel; aber sie genoß das Opfer, nicht der Himmel. Beleidigung ihrer nannte sie Beleidigung des Himmels; Verlachung ihrer Fehler hieß Religionsspötterei. So verwechselte sie ihr Interesse mit dem Interesse der Religion. Das Wort Jesu, die Mannigfaltigkeit bloßer Glaubenssätze, das kirchliche Zeremoniel und die priesterliche Autorität galten zuletzt als eine und dieselbe Sache.

Gemeine Vorurtheile den Protestantismus angehend.

Es gibt keine katholische, keine lutherische, keine zwinglische Religion — sondern nur eine Christusreligion. Aber es gibt eine katholische, eine lutherische, eine reformirte Kirche. Die Reformatoren griffen zuerst blos die kirchliche Verfassung an, wegen der Uebermüthigkeit und Ausschweifung der Priesterschaft; erst später die Glaubenslehren; nie aber die Religion selbst. Das galt aber den Angegriffenen gleich. Sie nannten die Reformatoren und deren Anhänger Religionsschänder, Widersacher Gottes und Diener des Teufels. Dieselben Ehrentitel wurden ihnen zurückgegeben. Zwingli und Luther fingen ihren Kampf bei der Ablaßkrämerei des Samson und Tetzel an, und endeten mit dem Abfall von der römischen Hierarchie und den durch diese eingeführten Meinungen, Kirchgebräuchen und Glaubenslehren. Die Reformation stellte das Urchristenthum nicht wieder her, sondern nur die Befreiung des Glaubens von den Machtsprüchen Roms, indem sie auf die Bibel, als reinste Erkenntnißquelle der religiösen Wahrheiten zurückwies. Statt der bisher gewesenen kirchlichen Monarchie oder Despotie entstand kirchliche Republik oder Anarchie. In dieser Republik wurden die Reformatoren bald selber uneinig, weil sich bloße Glaubens- und Meinungssätze nach den Vorkenntnissen und Gemüthsarten derer bilden, die sie hegen. Die Worte der Bibel ließen sich mannigfach auslegen, zumal bei allzuweniger Kunde der todten Sprachen und des alten Orients und seiner Bewohner. Nothwendige Folge davon ward Verwirrung, Parteiung, Spaltung, Zwietracht. Lutheraner und Reformirte haßten sich bald mit nicht minderer Erbitterung, als sie von den Katholiken gehaßt wurden. Im Streit um die Religion, wie sie ihre Glaubenssätze hießen, ging das Religiöse selbst zu Grunde. Man ward aus eitel Liebe des Menschen Mörder und Mordbrenner. Aller Hader ging in Schulgeschwätz und scholastische Spitzfindigkeit oder in mystische Schwärmerei aus.

Die Parteien zerfielen aber wieder in Unterparteien und Sekten. Man fürchtete, die Zersplitterung werde ins Unendliche fortgehen, und es werde zuletzt so vielerlei Kirchen, als Haushaltungen im Lande, geben. Dies zu hindern, versammelte man sich um Glaubens-

Digitized by Google

bekenntniſſe und ſymboliſche Bücher. Man ſchwor auf die Worte der Meiſter. So traten nun bei den Proteſtanten ſymboliſche Bücher an die Stelle der Bibel, und wurden den Lutheranern und Reformirten, was den Katholiken die Sprüche der Kirchenväter, der Konzilien und Päpſte waren. Denn auch dieſe beriefen ſich auf die Bibel, wie es die ſymboliſchen Schriften thaten. Wer anders auslegte, war Ketzer und Irrlehrer.

Hiermit waren die Meinungen eingebannt und der Proteſtantismus hatte von ſeinem urſprünglichen Weſen Großes verloren. Nun war bei den Lutheriſchen rechtgläubig, im Abendmahl bei den Worten: „Das iſt mein Leib und Blut“, an eine Anweſenheit des Körpers Chriſti im Brod und Wein zu denken; bei den Calviniſten, an eine übernatürliche Einwirkung Jeſu, durch welche die Gläubigen ſeinen Körper genoſſen; bei den Zwingliſchen, daß Brod und Wein blos Sinnbilder des Leibes und Blutes wären. Es war bei den Lutheriſchen rechtgläubig, anzunehmen: die von Gott zur Seligkeit Erwählten könnten den Einwirkungen ſeiner Gnade nicht widerſtehen, während die Nichterwählten, als von Natur verderbt, die Gnade, welche zu ihrer Bekehrung wirken wolle, zurückſtießen; bei den Kalviniſchen: Wer von Gott zur Seligkeit berufen ſei, werde auch wider eigenen Willen ſelig, und wer von Gott urſprünglich zum Gefäß des Zorns beſtimmt ſei, bleibe ewig verſtockt und verdammt, ſo ſehr er auch ſeine Rettung wünſchen möge; bei den Zwingliſchen: Gott habe niemandem den Himmel verſchloſſen, wer ihn fürchte und ſeine Gebote erfülle, der ſei ihm angenehm unter allerlei Volk. Bei den Lutheriſchen betete man: Vater unſer; bei den Reformirten: Unſer Vater.

Man ſieht wohl, daß dieſe Wichtigkeiten, in welchen ſich die neuen Kirchparteien unterſchieden, nie hätten wichtig genug ſein ſollen, ſie zu trennen, geſchweige ſie zu der Raſerei zu begeiſtern, ſich mit Feuer, Schwerdt und Verbannung zu verfolgen. Auch ſieht man, daß Zwingli beiweiten mit mehr Vernünftigkeit lehrte und im beſſern Deutſch betete. Inzwiſchen ward alles dies fortan ſymboliſch erhärtet, und auf die folgenden Geſchlechter vererbt. Beiweitem war das wohl nicht das Beſte, was die Stifter der neuen Kirchen Neues lehrten, ſondern eher Vieles, was ſie von dem Alten, ſo in der katholiſchen Kirche gelehrt wurde, nicht beibehalten mochten. Dahin gehörten auch, daß ſie insgeſammt den Gottesdienſt in den Tempeln ſehr vereinfachten, weil durch die Menge des Zeremoniels ihnen gleichſam ein neues Heidenthum entſtanden zu ſein ſchien; ferner, daß ſie in der Kirchenverfaſſung, ſtatt der päpſtlichen Monarchie, demokratiſchere oder ariſtokratiſchere Formen beliebten. Uebrigens iſt nicht zu zweifeln, wäre Zwingli öffentlicher Lehrer in Wittenberg, und Luther Pfarrer in Zürich geweſen, würde Norddeutſchland zwingliſch und die Schweiz und Pfalz lutheriſch geworden ſein.

Staatsverfaſſungen und Klima hatten auf die Reformation und deren Gang wohl keinen weſentlichen Einfluß, wenigſtens nicht einen ſo mächtigen, als manche Schriftſteller glaubten, die ſich durch einen ſchimmernden Einfall blenden ließen. Die Kühle der nördlichen Länder

Digitized by Google

macht wohl ſchwerlich für Proteſtantismus empfänglicher; denn wem iſt unbekannt, wieviel Mühe es dem britiſchen und ſchwediſchen Hofe koſtete, das neue Kirchenthum in ihre Staaten einzuführen? Die Normänner ſtanden mehrmals bereit, ihren katholiſchen Glauben mit dem Schwerdt zu vertheidigen, und Irland ließ ihn nie fahren; die griechiſche Kirche erfüllt noch heut das ruſſiſche Reich; dagegen war das ſüdliche Frankreich und ein guter Theil Italiens anfangs auf gutem Wege, freiwillig zum Proteſtantismus überzugehen.

Noch ſeltſamer klingt die Meinung, welche ſelbſt in unſern Tagen von einigen Schriftſtellern friſch gegeben wird: Der Proteſtantismus ſei ein Produkt rein germaniſchen Weſens. Selbſt gute Köpfe, wie Arndt und Benzenberg, ließen ſich von der Mode der Deutſchthümlerei bethören, zu Urtheilen verleiten, denen die Geſchichte der Reformation, ſo wie die Geographie geradezu widerſpricht.

Montesquieu kannte beſtimmt den muhamedaniſchen Glauben zu wenig, als er behauptete, derſelbe ſei am beſten für despotiſche Staatsverfaſſungen geeignet. Der Despotismus hängt weniger von der Religion des Volks, als von der Religioſität der Gewalthaber ab. Das chriſtliche Europa hatte der Despotieen und Despoten von jeher nur zuviel. Das Liebeswort des Evangeliums galt leider oft weniger, als das Schwerdt Petri. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn ein Bramine oder Sheriff oder Mufti in Aſien die Geſchichte des chriſtlichen Europas von den Bekehrungskriegen Karls des Großen bis zur Ausbreitung des Chriſtenthums durch die ſpaniſchen Waffen in Amerika und den neueſten Füſilladen und Noyaden, erzählte, und er nun behaupten wollte, daß das Chriſtenthum zur Despotie und Grauſamkeit geneigt mache; der Islamismus oder der Dienſt Brama's aber zur Großmuth und Barmherzigkeit. — Montesquieu kannte beſtimmt die Geſchichte der Reformation zu wenig, als er ſein kurzes, flüchtiges Kapitel ſchrieb: Que la religion catholique convient mieux à une monarchie, et que la protestante s'accomode mieux d'une republique; ein Satz, den noch in unſern Tagen deutſche Schriftſteller nachbeten. Dieſe thun es vermuthlich, weil Montesquieu ſagt: Die nordiſchen Völker haben und werden immer einen Geiſt der Unabhängigkeit und Freiheit haben, der den ſüdlichern Völkern fehlt.

Die griechiſche Kirche iſt der katholiſchen aufs nächſte verwandt; Rußland aber liegt ziemlich nordwärts. Die Irländer wollen Katholiken bleiben, aber ſtreben nach Freiheit. Die Freiheitsverſuche Frankreichs ſind noch in friſcher Erinnerung, ſo wie die Freiheitskriege des ſüdlichen, reinkatholiſchen Amerika's ununterbrochen ſeit vielen Jahren dauern. In deutſchen katholiſchen Staaten fand man die Macht der Fürſten durch verfaſſungmäßige Landſtände beſchränkt, während im proteſtantiſchen Preußen ein unbeſchränkter König herrſcht, und die aus katholiſchen Zeiten ſtammenden Landſtände und Fürſtentage längſt verſchwunden ſind. In der Schweiz ſind die größern proteſtantiſchen Freiſtaaten mehr den ariſtokratiſchen Formen zugethan; die rein demokratiſchen Freiſtaaten hingegen hielten am katholiſchen Glauben am feſteſten und ſind noch heutiges Tages dafür leicht entzündliche Eiferer.

Digitized by Google

Lieſt man die Geſchichte der großen Kirchentrennung und ihres Ganges, wird man ſich bald belehren können, daß, wo heutiges Tages die proteſtantiſchen Kirchen blühen, es meiſtens dem perſönlichen Karakter der zur Zeit der kirchlichen Umwälzung herrſchenden Männer zu danken iſt. Damals galt noch im Staatsrecht der Europäer der Lehrſatz: Wem Volk und Land gehören, dem ſteht auch die Macht zu, die ihm gefällige Kirche in denſelben zu beſtimmen. So führte Guſtav Waſa in Norwegen, wie es ſich auch dagegen ſträuben mochte, das Lutherthum ziemlich gewaltthätig ein; ſo verjagten Frankreich und Salzburg hinwieder ihre Proteſtanten; und Baiern wäre, hätten die Herzoge dieſes Landes den Neigungen des Volkes gefolgt, unſtreitig lutheriſch geworden.

Die Formen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirchenverfaſſung hatten auf Geſtalt und Weſen der Staatsverfaſſungen überall wenig Einfluß. Die proteſtantiſchen Völker wurden durch ihr neues Kirchenthum keineswegs politiſch-freier; wohl aber wurden die Fürſten derſelben freier und unbeſchränkter, in ſo fern ſie ſich von den Machtſprüchen des Papſtes losriſſen und den politiſchen Einfluß der Geiſtlichkeit brachen. Meiſtens übernahmen die proteſtantiſchen Fürſten ſelber in ihren Landen die Stelle des Papſtes, und es geſchah nichts in Glaubens- und Kirchenſachen ohne ihre Genehmigung. Die Völker hatten eigentlich keinen Vortheil, als welchen ſie ſchon durch Trennung vom Papſt- und Mönchthum überhaupt, ſo wie dadurch empfangen hatten, daß mehr Geld im Lande kreiſete, welches vormals für Ablaß, Dispenſen und dergleichen nach Rom ausgeſtrömt war. Inzwiſchen blieb den Haushaltungen darum nicht mehr Geld, als vorher; denn ſie mußten deſto reichlicher den Fürſten ſteuern.

Es iſt einmal Zeit, eine Reihe von Nachbetereien und Vorurtheilen abzulegen, welche man bisher vom Einfluß der Kirchenverfaſſungen auf Staatsverfaſſungen, oder vom Einfluß der Glaubenslehren auf den Geiſt der Nationen in Europa ohne Prüfung, und im vollen Widerſpruch mit der Geſchichte vergangener Zeit und mit der Gegenwart beibehalten hat. Die katholiſchen Schriftſteller machten dem Proteſtantismus eben ſo viele Vorwürfe, und eben ſo ungegründete, als die proteſtantiſchen dem katholiſchen Glauben. Eine der lächerlichſten Behauptungen von jenen iſt, daß der Proteſtantismus die Völker zu Meutereien geneigt machte. Dazu führten ſie Belege aus der Geſchichte von England, von Schweden, und ſelbſt den Bauernkrieg an. Inzwiſchen ließe ſich, wollte man Klopffechterei treiben, eben ſo gut behaupten, der Proteſtantismus mache die Völker geneigter zu Gehorſam, als der Katholizismus. Denn Deutſchland habe weder ſo viele, noch ſo blutige Volksaufſtände erlebt, als Neapel, Rom ſelbſt, Frankreich und andere katholiſche Staaten.

Zu den gemeinſten Vorurtheilen der Proteſtanten gehört auch, daß die katholiſche Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung die Denkfreiheit hemme. Dieſe Einbildung iſt beſonders bei uns im nördlichen Deutſchland eingewurzelt, weil man in Oeſterreich und Baiern die Wiſſenſchaften minder blühend ſah. Allein, die Geſchichte Europens, ſeit der Reformation, macht unwider-

Digitized by Google

sprechlich klar, daß es weder die protestantische noch die katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung sei, welche die Wissenschaften begünstige oder beschränke, sondern die Weisheit oder Unweisheit der Gesetzgeber; die größere oder geringere Geistesbildung der Fürsten; der stärkere oder schwächere Einfluß, welchen sie den Mönchen und Schwärmern auf sich gestatten.

Die preußischen Unterthanen dankten ihre Geistesfreiheit wohl schwerlich dem protestantischen Glauben, sondern den freien Ansichten, welche der große Friederich II. besaß. Eine Reihe von Wöllnern und Bischofswerdern würde auf das protestantische Preußen ohne Zweifel denselben Einfluß gehabt haben, welchen in manchen katholischen Staaten die Umtriebe der Mönche auf klösterlich erzogene Fürsten hatten.

Frankreich ist katholisch in Glaubenslehre und Kirchenverfassung; es war mit Abteien, Mönchs- und Nonnenklöstern überladen. Demungeachtet standen hier die freiesten Denker, die geistvollsten, unbefangensten, sogar frechsten Schriftsteller auf, während das protestantische Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen mit ihrer Geisteskultur sich noch nicht groß machen durften. Selbst Italien hatte hier noch den Vorschritt. Ohne Frankreichs höhere, wissenschaftliche Bildung hätte Deutschland wahrscheinlich weder einen Friederich II., noch einen Kaiser Joseph II. gehabt, wie sie nun wurden. Der Grund lag aber gewiß nicht am Protestantismus der französischen Könige, sondern daran, daß schöne Weiber von jeher mehr Einfluß, als dumme Mönche auf sie hatten. Die Franzosen nennen noch heutiges Tages das Zeitalter Ludwigs XIV., in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ihr goldenes Zeitalter. Aber Ludwig war so guter Katholik, daß er binnen drei Jahren bei fünfzigtausend protestantische Familien aus seinem Reich verbannte.

Die protestantischen Staaten freilich gewannen allerdings viel durch ihr neues Kirchenthum, es ist nicht zu läugnen. Ihre Beherrscher wurden unabhängig von einem geistlichen Herren zu Rom; behielten viel Geldes im Lande, das sonst der Rota romana zufloß; gewannen mehr Arbeitstage durch Minderung der Festtage; mehr thätige Unterthanen, weil man die jungen Männer und Mädchen nicht mehr in Klöster sperrte und zur Ehelosigkeit und Unthätigkeit verdammte; eine freiere Erziehung, weil man den Unterricht der Fürsten und Unterthanen nicht mehr beschränkte, Klosterlingen oder fanatischen Priestern ausschließlich überließ. — Doch kann man von der andern Seite auch wieder nicht läugnen, daß alle diese Vortheile keinem Lande durch das Wesen des katholischen Glaubens und Kirchenbums versagt waren, sondern nur durch Unwissenheit oder Feigheit der Fürsten, oder Schlauheit der Päpste und ihrer Nuntiaturen. Denn wir alle wissen, daß die Aufhebung der Mönchsorden und Klöster dem Wesen der katholischen Kirche nicht widerspricht. Viele katholische Fürsten haben die geistlichen Orden und Klöster auf und blieben dennoch gut katholisch; oder verminderten die Festtage, oder gaben den Unterricht der Prinzen an weltliche Gelehrte.

Hätten die katholischen Fürsten Deutschlands die freiere Erziehungsweise genossen, deren sich die französischen rühmen konnten, so würden sie zwar immer gute Katholiken geblieben sein,

Digitized by Google

aber vom Papſt keine Geſetze empfangen haben. Die päpſtlichen Nuntien zu Brüſſel, Köln, Wien, München und Luzern hätten nicht ihre Eingriffe in die Rechte von den Vorſtehern der deutſchen katholiſchen Kirche mit ſo vielem Glück fortgeſetzt, als ſie wirklich mit Behörrlichkeit und Schlauheiten es vermochten.

Die franzöſiſchen Könige, welche doch ſelbſt von den Päpſten die allerchriſtlichſten geheiſſen werden, waren immerdar gute Katholiken, wenn auch nicht päpſtiſch. Die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche beweiſen, wie unweſentlich der Machteinfluß des römiſchen Hofes zum katholiſchen Kirchenthum gehöre. Eben derſelbe König, welcher die Proteſtanten aus Frankreich vertrieb, wofür er ohne Zweifel in ältern Zeiten unter die Heiligen verſetzt worden wäre, drängte auch das päpſtliche Anſehen aus Frankreich zurück. Unter ihm, ſogar durch Anſtiftung eines ſehr rechtgläubigen Jeſuiten, des Pater La Chaiſe, ward von der geſammten franzöſiſchen Geiſtlichkeit ausgeſprochen, und geſetzlich: Der Papſt hat in weltlichen Sachen des Reichs kein Anſehen; die Kirchenverſammlung ſteht über dem Papſt; der Gebrauch der apoſtoliſchen Gewalt iſt von den Geſetzen der Kirche beſchränkt; die Entſcheidungen des Papſtes in Glaubensſachen ſind erſt unwiderruflich, wenn die Kirche ſie angenommen hat.

Verirrungen der Proteſtanten nach der Reformation.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, da der Beſtand der proteſtantiſchen Kirchen einmal entſchieden war, verlohr ſich allgemach die Glaubenswuth der europäiſchen Chriſten. Der Papſt hatte die alte Kraft verloren, Religionskriege und Kreuzzüge anzuordnen, und die Könige fanden bei dieſen auch keinen Vortheil mehr. Katholiſche und proteſtantiſche Fürſten ſchloſſen ſogar, wenn es in ihrem Intereſſe lag, mit einander Bündniſſe der ſogenannten ewigen Freundſchaft; mithin blieb den Völkern auch nichts anders übrig, als mit einander verträglich zu leben. Höchſtens blieben noch die theologiſchen Zänkereien in einigen Schulen und auf einigen Kanzeln. Weil aber das Volk zu wenig Antheil daran nahm, und die Wiſſenſchaften immer helleres Licht ausgoſſen, lachte man zuletzt über die polemiſchen Kunſtſtücke der Gottesgelahrten, und wunderte ſich nicht wenig, daß die lieben Alten einander um der Gnadenwahl willen die Hälſe gebrochen hatten. Man ſchritt in der ſogenannten Aufklärung immer weiter, und ſowohl in proteſtantiſchen, als katholiſchen Ländern ward franzöſiſche Frivolität ſogenannter guter Ton der ſogenanten großen Welt. Viele Leute aus der kleinen Welt folgten dem Beiſpiel, wie kleine Leute immer gern zu thun pflegen.

So wie in der katholiſchen Kirche wackere Geiſtliche dem alten Aberglauben des Volks entgegenarbeiteten, geſundere Religionsbegriffe ausbreiteten, und vom bloßen Sinnwerk und Zeremoniel und Gebeteplappern zur wahren innern Religioſität und Gemüthsheiligung führten: wandten ſich die beſſern Lehrer der proteſtantiſchen Kirchen von den Dogmen, die ihnen ſo ſehr als dem großen Haufen unbegreifliche Räthſel blieben, zum reinern Geiſt des Chriſtenthums. — Die gute Sache aber ward auch hier häufig übertrieben. Die Religion ſchrumpfte zuletzt auf

Digitized by Google

eine trockene Moral ein; Alles ward höchst nüchtern, verständig und kalt. Man philosophirte, wenn man betete, und las die Systeme der Sittenlehre fleißiger, als die Worte Jesu Christi, wenn man predigen wollte. Man sah bei den Katholiken Aberglauben und Freigeisterei, Kirchendienst und Unglauben in grellem Gemisch; bei den Protestanten wachsendes Erkalten gegen alles Kirchliche und Religiöse und ein vornehmes Vernünfteln nebst der gröbsten Wundersucht, Andächtelei, Geisterseherei und abergläubigen Rohheit.

Keinem Volke weniger, als dem Deutschen, ist das Herzlose und Ungemüthliche natürlich. Es war wohl vorzusehen, daß man wieder umkehren würde. Es geschah auch, zumal da der Druck der Kriegsleiden schwer auf Deutschland, besonders auf das nördliche lastete. Noth lehrt beten. Unter fremden Königen und Heeren seufzte man nach der guten, alten Zeit zurück; die Vaterlandsliebe und der verwundete Nationalstolz sträubten sich gegen das Fremde. Man forderte deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutschen Glauben. Man warf sich aus der dürren Vernünftelei in die erquickliche Träumerei der Mystik und machte zuletzt selbst Versuche, die Religion frisch zu mystificiren.

In demselben Grade, wie katholische Männer von Bildung freisinniger wurden, heitere Begriffe in ihr Kirchenthum einführten, abergläubige Legenden und Betereien beseitigten, dem Einfluß des Papstes und seiner Nuntien entgegenarbeiteten: hörte man Protestanten süßliche, weinerliche Melodien anstimmen, vergessene Legenden poetisch aufwärmen, das katholische Kirchenzeremoniel preisen, mystischen Wirrwarr zu Markt bringen und den heiligen Vater verehren in frommer Ehrfurcht und Demuth. Ein kindliches Gemüth ging über Alles; meistens aber hatte man nur ein kindisches. Mehrere protestantische Poeten wurden sogar katholisch, und bildeten sich vermuthlich ein, die übrige Welt werde ihnen, der schönen Verse wegen, nachfolgen. Vielen Protestanten gefiel an ihrem Protestantenthum besonders die Einfalt und stille Würde des Gottesdienstes nicht mehr, und schrieben besonders diesem den Verfall des Kirchenbesuchs, Erkaltung der Gemüther zu, während doch ihre Väter eben die herzlichsten Protestanten, die emsigsten Kirchengänger gewesen waren, und eben für die Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, welche am meisten an die ersten Tage des Christenthums mahnten, Gut und Blut geopfert hatten. Man wollte wieder Bischöfe, strengere Einheit in Glaubens- und Kirchensachen, mehr Prunk und Feierlichkeit in den Tempeln, größeres Ansehen der Geistlichen. Man wähnte, durch Vervielfältigung des Sinnlichen bei den Gottesverehrungen das Herz für das Religiöse stärker zu erwärmen. Genug, in demselben Verhältniß, wie die protestantischen Tongeber des achtzehnten Jahrhunderts im Uebermaaß kalter Vernünftelei und Aufklärersucht von den Stiftern ihrer ehrwürdigen Kirche abwichen, wichen sie im neunzehnten Jahrhundert wieder zum entgegengesetzten Extrem, zur frommen Empfindelei, zur Mystik, zur Begierde nach äußerm Prunk ab.

Und dies Treiben währet noch jetzt. Hoffentlich wird es aber auch nicht von langer Dauer sein, im Fall es nicht einem Fürsten, geleitet vom Einfluß der Tongeber, in Sinn kömmt, dem protestantischen Kirchenwesen katholischere Formen zu geben. Durch dergleichen Außenwerke

Digitized by Google

wird aber, die Erfahrung bezeugt es, nichts gebeſſert. Alle Feierlichkeit, einmal zur Gewohnheit geworden, verliert Reiz und Eindruck, und man wird nach wenigen Jahren wieder auf der alten Stätte am gleichen Uebel kränkeln. Gemüthliche Empfindelei iſt ſo wenig Religion, als ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit, oder trockenes Moraliſiren. Weder das eine noch das andere finden wir im Leben und in der Perſon Jeſu, noch in den erſten Zeiten des Chriſtenthums. Beides ſind Verirrungen der ſpätern Tage. Die erſten Proteſtanten waren bei der wiederhergeſtellten Einfalt der öffentlichen Gottesverehrung ſehr fromme, gottesfürchtige Leute; warum können es ihre Enkel nicht mehr ſein? — Ein hölzerner Kelch mit Andacht ergriffen iſt köſtlicher, als ein goldener, den man gleichgiltig annimmt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Prieſter ehrwürdig, aber ſeine Weisheit, ſeine Tugend, ſeine Demuth und Gottesliebe. Fehlen dieſe, ſo iſt alles Aeuſſerliche eitel und wird ſpöttlich. Die Inbrunſt des Herzens macht aus der einſamen Kammer einen herrlichen Tempel; aber a. Schauſpielwerk in den prachtvollſten Kirchen bringt keine Herzensinbrunſt hervor. Das Neue kann nur vorübergehend erſchüttern. So wird mancher Katholik von der Andacht, Stille und Schmuckloſigkeit der reformirten Kirchen tief bewegt; und mancher Proteſtant wieder von den Feierlichkeiten der Meſſe in katholiſchen Kirchen gerührt. Aber mit der Seltenheit des Anblicks verſchwindet auch ſein Zauber, und das Herz bleibt leer.

Die proteſtantiſchen Geiſtlichen — bei vielen mag redliches Wollen des Guten, bei vielen Eitelkeit und Luſt am Gepräng und Auſſenglanz obwalten — bringen ihren Kirchen offenbaren Nachtheil mit Vermehrung des Zeremoniels und Prunks. Denn wenn ich einen weſentlichen Vorzug ihrer Kirche vor der katholiſchen anerkennen ſoll, ſo iſt es auch der, daß die ihrige der urſprünglichen Einfalt der Gottesverehrungen im erſten Chriſtenthum näher ſteht und den ungebildeten Menſchen zwingt, mehr auf ſein Inneres zurückzugehen, als ſich ins Aeuſſere zu verlieren, auf ein opus operatum Werth zu ſetzen, und auf gut heidniſch das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Irdiſche, Sichtbare mit dem Ueberirdiſchen, Unſichtbaren zu verwechſeln. Je ärmer an Reiz und Zerſtreuung die Auſſenwelt, je kräftiger und freier erhebt ſich der Geiſt über dieſelbe zum Geiſtigen; aber der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, ſondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts.

Die Reformirten ſind in ihren kirchlichen Gebräuchen viel einfacher und prunkloſer, als die Lutheraner. Dieſe haben noch Pracht in ihren Tempeln, Bilder und Feierlichkeiten, die ſie zum Theil von ihren katholiſchen Vätern beibehielten. Und eben bei den Lutheriſchen will man am eifrigſten zur Vermehrung kirchlichen Prunks ſein; weniger lebhaft begehren dergleichen die Reformatoren. — Jenes Streben iſt ein Rückſchritt des Proteſtantismus; ſo wie es immer ein übles Zeichen iſt, wenn man, was in That und Geiſt untergegangen iſt, durch äuſſere Mittel erkünſteln will. Die Chriſten der früheren Jahrhunderte führten erſt Pracht und Zeremoniel ein, als der Geiſt des Chriſtenthums von ihnen wich, und dieſer wich in gleichem Verhältniß immer mehr, je mächtiger ſie ſich der kirchlichen Zierrathen und Werkfeligkeiten

Digitized by Google

befliſſen. Wenn ſich die Jungfrau ſchminkt, ſtellt ſie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her; ſondern das Mittel, welches ihren Verluſt und den Kummer darum verbergen ſoll, verräth dem Kenner beides nur deſto lebhafter.

Erwartungen, Weiſſagungen und Schwärmereien in neueſten Zeiten.

Auf viele, vorzüglich auf reizbare Gemüther, auf gutſinnige bildungsreiche Männer und Frauen ſowohl unter Proteſtanten als Katholiken, machten die ungeheuern Geſchichten ihrer Tage eine beſondere Wirkung. Verſchwinden alter, das Erſcheinen neuer Thronen, die Zerreiſſung der Völker, die Leiden der Könige, das Fabelhafte in den Begebenheiten, da immer das Unglaublichſte wahr ward; da ganz Europa einem Einzigen hingegeben war, der die Jünglinge vom Tajo und der Weichſel, vom Gariglian und der Eider unter ſeinen Adlern von Land zu Land führte; da Syrien und Aegypten wieder aus hundertjähriger Dunkelheit in den fürchterlichen Kreis der Ereigniſſe einrückten, während jenſeits des Ozeans ein ganzer Welttheil im Aufruhr brannte — Alles ſchien ein von der Vorſehung erwählter Augenblick zu ſein, etwas Auſſerordentliches und Unvergängliches zu gründen. Und wirklich Viele glaubten daran mit fröhlich bangem Harren.

Es ſchien ſich wieder ein Univerſalreich geſtalten zu wollen, wie es war zu Zeiten des Kaiſer Auguſtus, als Chriſtus der Herr Menſch ward; als die Heere aller Völker, die Geſetze und Sitten aller Länder vermiſcht waren und die Altäre aller Tempel, der Juden wie der Heiden, dem Verfall nahe ſtanden. Nun ſchienen die gebeugten Nationen ernſt und reif genug, einen Ruf der Stimme Gottes an ſie zu hören und den Wiederherſteller des Evangeliums, den Erneuerer des vergeſſenen Himmelreichs zu empfangen, da Alles ein Hirt und eine Heerde werden konnte. Dazu ſchien Alles vorbereitet, Alles einladend. Die Richtung der Katholiken zur freiern Anſicht in Glaubensdingen, die Neigung ſo vieler Proteſtanten zum katholiſchen Kultus, die Zivilisation der Juden, verhieſſen leichte Mühe, Alle in einen Glauben, in eine Kirche, mit Abſtreifung der nichtigen Unterſcheidungsdogmen, vereinbaren zu können. Selbſt daß hie und da Propheten aufſtanden und Prophetinnen, mochten ſie wahr oder falſch reden, die mit ihren Weiſſagungen die Gemüther ängſteten, ſchien nur Vorbereitung zu werden auf den rechten Augenblick, da der Rechte hervortreten und das heilige Umſchmelzungswerk der Welt beginnen würde.

In der That haben Viele daran geglaubt, wenn ſie ſich gleich ihre Ahnungen und Erwartungen nicht deutlich auseinander legten. Es mögen vielleicht noch jetzt Viele die Zukunft eines neuen Religions- oder vielmehr Kirchenſtifters hoffen. Viele mögen ſich bitterlich getäuſcht finden, da ſie die großen Vorbereitungen zum erſchütternden heiligen Schauwerk in ein fades politiſches Nachſpiel ablaufen ſahen. Inzwiſchen iſt jene Stimmung in vielen Gemüthern vorhanden geweſen, und ſie gehört wenigſtens zur Bezeichnung des Zeitalters für den Weltbetrachter. Auch der Spuk, welchen hie und da religiöſe Schwärmer mit Geräuſch

Digitized by Google

und Glück trieben, deutet darauf hin. Wer erinnert ſich nicht an den Lärmen Pöſchl's und ſeines frommen Anhangs, oder an die Buß- und Bekehrungsreiſen der Frau von Krudener? An die wiederholten Präunungen mancher Entzückten mit den Gerichten des Herrn; an die Erwartungen von der Zukunft, welchen die Verehrer des bekannten Stilling-Jung hegen?

Dieſe Stimmung währet zum Theil noch jetzt fort. Erſt neulich erſchien eine Predigt im Druck über den Text: Matth. 12, 22. Ein jegliches Reich, ſo mit ſich ſelbſt uneins wird, das wird wüſte. Da beginnt abermals ein neuer Prophet mit den Worten: „Wir Deutſche ſtehen auf der Schwelle einer neuen Zeit; die Vergangenheit kann uns wenig zur Lehre ſein, denn wo ſie am bedeutſamſten war, da ſtehen wir ihr noch zu nahe, um ſie ganz zu überſehen, und durchſchauen zu können.“ Und darauf verkündet der Prophet den Deutſchen eine Zukunft, da kein Stein auf dem andern bleiben würde, wenn ſie nicht ſeinen Rathſchlägen folgen. Dieſe politiſch-religioſe Stimme in der Wüſte iſt ohne Zweifel die Stimme eines jugendlichen, halbreifen, ſelbſt genügſamen Mannes, der mit Sturm und Drang ausbricht, weil er ſich einbildet, den rechten Stein der Weiſen gefunden zu haben. Sein Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, verbunden mit Keckheit und Glanzrednerei, bezeichnen ihn als ſolchen; und ohne dieſe Eigenſchaften würde er nicht aufgetreten ſein, und Dinge gepredigt haben, die er, wahrſcheinlich im mündigern Alter ſeines Verſtandes geſagt zu haben erröthen wird.

Das Erſcheinen von Propheten, Schwärmern und Entzückten iſt eigentlich gar nicht als ein Zeichen der Zeit zu ehren. Die es thun, kennen die Geſchichte nicht; denn es hat zu allen Zeiten ſolcher hochverwirrten Frommen oder Stolzen gegeben, die mehr oder weniger Aufſehen erregten, je nachdem ſie mehr oder weniger Talente hatten. Man vergißt nur zu leicht einen Narren über den andern; ſonſt würde man ſich noch an den Gaßner erinnern, welcher ſogar die Gabe hatte, Teufel auszutreiben, oder an den vom vornehmen Pöbel ſeiner Zeit gläubig umringten Wunderthäter Caglioſtro, oder an den italiäniſchen Schuhmacher Matthieu Lowat, welcher ſich im J. 1805 zu Venedig aus eitel Bußfertigkeit ſelber ans Kreuz ſchlug. Und ſind der Prophet von Mekesheim, Hans Adam Müller, oder die Frau von Krudener vergeſſen, welche nicht die Rolle der Wohlehrwürdigen annehmen würde, wenn ſie noch die Rolle der Liebenswürdigen ſpielen könnte: ſo werden andere Seelenkranke die Aufmerkſamkeit für ſich begehren.

Es iſt ein gemeiner Irrthum, daß die Natur des Proteſtantismus die Schwärmerei und geiſtliche Träumerei beſonders begünſtige. Die Seelenkrankheit wird weder durch das Leſen der augsburgiſchen Confeſſion, noch des Heidelberger Katechismus, noch der Bibel erzeugt, ſondern ſie wird ſchon zum Leſen hingebracht, und erhält da erſt ihre theologiſche Färbung. Wenn in der proteſtantiſchen Kirche aber mehr Schwärmer laut und ſichtbar werden, als in der katholiſchen, geſchieht es ohngefähr aus demſelben Grunde, aus welchem man in einem Staat, dem gute Polizeianſtalten fehlen, mehr Wahnſinnige erblickt, als in einem andern, der Vorſorge getroffen hat. Auch bei den Katholiken lieſet man die Bibel in der Volksſprache,

Digitized by Google

lieset und höret man Wundergeschichten und Heiligenlegenden und Weissagungen. Auch bei den Katholiken sind der Seelenkranken nicht weniger, als bei Lutheranern und Reformirten. Aber die Schwärmerei nimmt da theils eine andere Richtung, meistens zum Selbstmärtyrerthum und Heiligenleben; theils findet sie Ableitung oder Vergrabung in den Klöstern, wo sie seltener vor den Augen der Welt lärmen kann und mag. Bei der Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Kirche, und der Voraussetzung, daß nur dieses durch eine Bulle erklären könne, wer unter die wunderwirkenden Heiligen zu stellen sei, läßt sich der große Haufe selten beigehen, aus eigener Macht Canonisationen schon bei Lebzeiten der Schwärmer vorzunehmen, oder einen gläubigen Hof um den Wunderthäter zu bilden. Es weiß jedermann, wieviel sich sogar die Heiligen selbst gefallen lassen müssen. Es mußte sich St. Napoleon manches Jahrhundert mit der kränkendsten Vergessenheit seiner Thaten und einer schmählichen Dunkelheit begnügen, bis ihn sein kaiserlicher Namensvetter sehr unverhofft wieder zur Ehre des Kalenderglanzes verhalf. Mit Verbannung des Vetters zur St. Helena geräth St. Napoleon abermals in Gefahr, in mehreren Jahrhunderten keinen Tag zu finden, dem er den Namen oder einen Priester, dem er Stoff zu einer Predigt geben kann.

Religiöser Zustand der Volksmehrheit.

Ueberhaupt geht mit den vermeinten Zeichen der Zeit viel Selbstbetrug vor. Man sieht und glaubt gern, was man wünscht oder fürchtet. So irrten sich dann auch diejenigen, welche in dem Gang der großen Weltereignisse, in dem Geräusche der Bußprediger und Weissager, in dem Streben der Katholiken zur heitern Ansicht in Kirchen- und Glaubenssachen, in der Neigung der Protestanten zum katholischen Kultus, in der wachsenden Versöhnlichkeit der Lutheraner und Reformirten, in dem Bürgerlicherwerden der Juden, die Vorboten der Zukunft eines neuen Glaubens- und Kirchenthums sahen, worin sich alle Parteien mit frommer Begeisterung umarmen würden.

Es gibt zwar nur eine Religion, weil es nur einen Gott der sich offenbarte, und eine menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht; aber es wird ewig auf Erden mehrere in Glaubenslehren, Kultus und Verfassung verschiedene Kirchparteien geben, weil es verschiedene Kulturstufen und Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaften geben muß. Das liegt in der Natur der Dinge, im Gesetz der Schöpfung.

Wahrlich diejenigen täuschten sich bitterlich, welche aus der Menge helldenkender katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands und Frankreichs, Helvetiens und Italiens auf eine allgemeine Neigung der katholischen Christen zur Reinigung ihrer Glaubenslehren, ihres Kultus und ihrer kirchlichen Verfassung von allerlei Mißbrauch und Verirrung folgerten. Die große Masse der katholischen Christen liegt noch zu tief und schwer unter Aberglauben und Werkheiligkeit verloren. Diese Masse will noch ihre gemalten oder geschnitzten Heiligen, nicht wegen der Tugenden, sondern wegen der Wunderkraft derselben; will noch dem Himmel mit

Digitized by Google

Gebeten, ohne Gedanken abzahlen; meint mit Beobachtung des kirchlichen Kultus, beim ruchlosesten Wandel, genug zu thun; und mit Meßopfern, die gern bezahlt werden, die arme Seele von der Quälerei des Fegefeuers zu ranzioniren. Auch Mörder rufen ihren Heiligen zum Beistand zur schwarzen That an; oder werfen den Schutzpatron aus dem Hause, wenn er ihnen nicht hilft, wie sie verlangt haben. Von der andern Seite fehlt es nicht an geistlichen und weltlichen Obern, die sich an der heidnischen Thorheit des gemeinen Volks recht vornehm belustigen, oder dieselbe wohl gar eifrig befördern, weil sie dabei Rechnung finden. Aber jene Masse ist nicht laut; sie tritt nicht auf Kanzeln, nicht in öffentlichen Schriften auf. Daher wird sie übersehen, und man hört nur die, welche mit Eifer auf Verbesserung dringen. Die Zahl der letztern, so groß sie auch in Deutschland und Frankreich schon wirklich ist, bleibt jedoch im Verhältniß zum gemeinen Volk, zum bigotten Pöbel, der sich in Sackzeug oder Sammet kleidet, äusserst gering.

Diejenigen täuschen sich, welche aus den poetischen, mystischen Empfindeleien, und aus der Apostasie einiger Schriftsteller, oder aus dem Flugschriften- und Zeitungsgeräusch derer, welche einen sinnlichern, prunkhaftern Kultus begehren, auf die Neigung der protestantischen Christen den Schluß ziehen, sich wieder der katholischen Kirche zu nähern. Man höre das Volk in Städten und Dörfern! Nach den mode- und schau- und neuigkeitslustigen Bewohnern einer Hauptstadt, oder nach solchen Personen, die es schmeichelt, Tongeber heissen zu können, beurtheile niemand die Stimmung gesammten Volks. Dieses scheut die Neuerung, weil es aus blinder Gewohnheit das Alte ehrt und will. Es ist allerdings möglich, daß landesherrliche Befehle das Neue gebieten können; man wird es aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam empfangen, und dennoch nicht ohne Murren und Sträuben. Man erinnere sich nur an den ehmaligen Lärmen wegen des alten und neuen Gesangbuchs; oder an die Herzlichkeit, mit der man sich des Teufels annahm, den einige Aufklärer von der Taufe hinweg und überhaupt aus der Taufe relegiren wollten. In den Schweizerkantonen, wo doch Reformirte und Katholiken einträchtig beisammen wohnen, wo sie sich oft sogar eines und desselben Tempels bedienen, haben es die Regierungen, auch bei bessern Ueberzeugungen, noch nicht dahin bringen können, oder auch nur versuchen mögen, im Heidelberger Katechismus die Stelle zu unterdrücken, worin das Meßopfer eine verruchte Abgötterei geheißen wird. In einem republikanischen Staate hat die Regierung die Volksstimmung, von der sie selbst abhängig und durch die sie mächtig ist, wie im Guten, so auch im Schlechten, mehr zu fürchten und zu ehren, als in einem monarchischen Staate, wo, was der Fürst gebeut, ein besoldetes Heer gegen allfällige Widerspenstigkeit der Unterthanen ohne Schonung vollstreckt. Eben daher erkennt man aber auch in freien Ländern den Volkssinn bestimmter ausgesprochen.

Digitized by Google

Es wird eher möglich sein, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu vereinigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Pläne zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben; und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten?

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Helvetien eine ungezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt. Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später, aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dogmen, wiederhergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien; nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr unrecht, den Geist der Eintracht, und schönen Uebereinstimmung, welcher sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von der Unkunde der Dinge, oder des intoleranten, an den alten Fanatismus freifenden, Alles was nicht mit ihr ist, verdammenden Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volk, zumahl in den gebildetern Klassen des Volks, als die herben Eiferer vermuthen, die als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen ihre Dogmen lassen, aber sie nicht annehmen will. Viele dieser Eiferer, welche von sich selbst nicht läugnen, daß sie über Gott und Christus und die Pflichten des Herzens erhabnere und würdigere Begriffe führen, als unwissende Kinder, oder rohe Bauern, oder halbwilde Calabresen, sollten billig und bescheiden eingestehen, es könne auch allerdings andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein-christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einfluß fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streithafter, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über die Form

Digitized by Google

und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung, ſo wie über den Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermälung und Grab einverſtanden. Wer wird zweifeln, daß dieſe Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genoſſen und Bekenner haben, und eine recht heilige Gemeinſchaft von Chriſtusjüngern bilden werde. Schon beſteht dieſe Gemeinſchaft; aber unſichtbar und zerſtreut; ihr mangelt noch die kirchliche Geſtaltung zu einem großen Ganzen.

Es iſt keineswegs zu zweifeln, das Erſtehen dieſer Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religioſität unter den europäiſchen Völkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in ihren Lehrſätzen, Bräuchen und Verfaſſungen für gebildetere Chriſten haben, flößt dieſe jetzt nicht ſelten von der Theilnahme am üblichen Gottesdienſt zurück, und flößt ihnen Gleichgiltigkeit gegen dieſen, wahrlich nicht gegen die Chriſtusreligion, ein. Das Erſtehen dieſer heiligen Gemeinſchaft iſt der erſte Schritt zur Wiederverſammlung aller Chriſten unter einem Haupt, welches iſt Chriſtus, nachdem ſie unter Papſt und Luther, Zwinzli und Zinzendorf Jahrhunderte lang zerſtreut lebten, und ſich einander widerchriſtlich verachteten und höhnten; es wird der erſte Liebes- und Verſöhnungskuß der griechiſchen, katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche ſein; der Anfang von Einer Heerde unter Einem Hirten, nach dem ſchönen Ideal Jeſu.

Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfeſtes im Jahr 1817.

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhundert gebildet wird, werden unſere Enkel ſie im zwanzigſten erblicken. Inzwiſchen iſt, bei Anlaß des im Jahr 1817 gefeierten Reformationsfeſtes von Seiten der Lutheraner und Reformirten hin und wieder Nähmliches begonnen worden. Man ſah in unſerer Zeit wie im Naſſauiſchen und im Großherzogthum Berg, ſo anderer Orten die Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen zu Stande gebracht, und im Preuſſiſchen das Beſtreben einer klugen Regierung, wenigſtens den Unterſchied und die verſchiedenen Benennungen zwiſchen Lutheranern und Reformirten zu verwiſchen. Unter den erſten Gottesgelahrten Deutſchlands hat ſich ein reger Wetteifer für Vollendung dieſes ächtchriſtlichen Werkes gezeigt. Der ehrwürdige Dräſeke an St. Ansgarii Gemeine zu Bremen verdient neben andern genannt zu werden. Es wäre zu wünſchen, ſeine Predigt über den Konfeſſions-Unterſchied der beiden proteſtantiſchen Kirchen*) hallete von einem Ende Deutſchlands zum andern wieder. Es wäre zu wünſchen, daß jede lutheriſche, jede reformirte Gemeine einen Mann hätte, voll heiligen Geiſtes, der nun vollbrächte, was der fromme Georg Calixtus um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſchon, doch für ſein Zeitalter noch zu früh, begehrte: Einheit unter den Proteſtanten und Liebe derſelben gegen die katholiſchen Chriſten.

*) Gedruckt: Lüneburg bei Herold und Wahlſtab 1817.

Digitized by Google

Am würdigsten ist auf diese Weise das Reformationsfest wohl überall da gefeiert worden, wo Genossen beiderlei Kirchen an einem Orte beisammen wohnten, und sich zu einer einzigen evangelisch-christlichen Kirche verbanden. Möchte dieser Name bald mit Beseitigung aller Unterscheidungs-Lehren und Gebräuche allgemein sein!

Es ist zu bedauern, wenn ein Reformationsfest gefeiert werden sollte, daß man sowohl im siebenzehnten als im achtzehnten Jahrhundert das Jahr und die Tage wählte, da Martin Luther seine fünfundneunzig Thesen anschlug. Denn in der That war dies nicht der Anfang der Reformation im Jahr 1517. — Es ist zu bedauern, daß man diesmal im neunzehnten Jahrhundert dem nachfolgte, und überhaupt nur ein solches Fest feierte; noch mehr aber, und es kann als ein wirklicher Fehler gelten, der seinen großen Nachtheil hat, daß sich die verschiedenen lutherischen Consistorien in den deutschen Ländern nicht wenigstens über die Zeit des zu feierenden Reformationsfestes unter einander und mit den reformirten Kirchen in Deutschland, Holland und der Schweiz verständigten. Die Folge davon ist, daß man eigentlich nur in denjenigen Städten, wo Glieder beider Kirchparteien wohnen, ein recht hochwürdiges Reformations- und Vereinigungsfest beging. Ueberall sonst war es eigentlich nur ein lutherisches Reformationsfest. — Nun werden die Anhänger Zwingli's und Kalvin's in einem folgenden Jahre wieder ein Reformationsfest der evangelisch-reformirten Kirche feiern.

Diese Trennung, welche unserm Zeitalter nicht zur Zierde gereicht, und ganz dem Sinn der Bessern widerstrebt, wird die unvermeidliche Folge haben, in vielen Gegenden Lutheraner nur in ihrem Lutherthum und Reformirte nur in ihrem Kirchenthum einseitig zu steifen, und mehr oder weniger auseinander zu drängen. War denn in unsern Tagen kein achtbares, umsichtiges Oberkonsistorium, oder irgend eine hohe Staatsbehörde, welche zur vereinten Feier des Festes von beiden Kirchen, den Ton angeben, und die übrigen glaubensverwandten Staaten zur gemeinschaftlichen Begehung einladen konnte? — Im Jahr 1518 appellirte der zu Rom verdammte Luther zuerst an ein Konzilium; in eben diesem Jahre sagte sich auch Zwingli zuerst öffentlich und laut von den Mißbräuchen und Ordnungen der päpstlichen Kirche los, nachdem er schon seit dem Jahre 1516 gegen diese Mißbräuche in einzelnen Gelegenheiten aufgetreten war. Es war dies ein entscheidenderes Jahr, als jenes von 1517.

Es ist aber mit Reformationsfesten, wie mit Siegesfesten, welche zwar den National- (wie dort den Kirchen-) Geist stärken und schmeicheln, jedoch zugleich den National- (wie dort den Kirchen-) Haß vergrößern, und alte bittere Erinnerungen neu aufregen zwischen den Nachbaren. Sie taugen nichts zur Vermehrung der Menschen- und Christusliebe; nichts zur Beförderung der gegenseitigen Duldung und Hochachtung fremden Glaubens. Mit welchem Aufwand von Prunk, Feierlichkeit und Rednerei und Gebet auch das Fest begangen worden: es wäre besser gewesen, man hätte es nie gefeiert, weil es nicht ohne Kränkung der Christen in der katholischen Kirche geschehen konnte.

Digitized by Google

Dies fühlte der wackere Prediger zu Wolmirsleben, Heinrich Müller wohl, wie seine schöne „Bitte an die Lutheraner und lutherischen Prediger“ bezeugt: „Bei der diesjährigen Feier des Jubelfestes der Reformation andere Religionsparteien zu achten.“ Denn so vorsichtig man es auch anstelle: das Jubelfest der Reformation vergegenwärtigt, wie er sagt, die Zeit des alten Streites wieder; der Katholizismus wird durch Erhebung des Lutherthums gedemüthigt; die Entfernung der Kirchparteien von einander wieder erneut. Oder in wie vielen deutschen Tempeln der den Triumph ihrer Partei bejubelnden Lutheraner wird wohl ein Katholik von Bildung oder Nichtbildung mit Erbauung, Rührung und Freude Zeuge sein können?

Hoffentlich werden unsere Nachkommen in hundert Jahren weiser und zartfühlender, keine kirchliche Siegesfeste mehr begehen, es wäre denn das Todesfest des Herrn, da Katholiken wie Lutheraner, Griechen wie Reformirte, unter einerlei Kreuz dem Angedenken des Göttlichen eine Thräne weihen, und entsündigt in seinem Geist, sich als die Jünger eines und desselben Meisters, als die Kinder eines und desselben Gottes, in frommer Versöhnung umfassen. Noch ist diese Zeit nicht! und es soll den Verfasser dieser Abhandlung von geistlichen Angelegenheiten unsers Zeitalters sogar nicht in Verwunderung setzen, wenn sein Sinn verkannt und verdammt, und er als ein lauer Christ von manchen seiner Leser verurtheilt wird.

Aber es ist an der Zeit, daß gewisse Wahrheiten laut und immer lauter ausgesprochen werden, wenn sie gleich dem herrschenden Vorurtheil des Zeitalters noch anekeln. Es ist Zeit, daß man gewisse Verirrungen, mag sie auch das Zeitalter hochpreisen, mit ihrem rechten Namen bezeichnet. Es ist Zeit, daß unter den Griechen und Kalvinisten, unter den Katholiken und Herrnhutern, unter den Lutheranern und Wiedertäufern, unter zwinglischen und mährischen Brüdern endlich auch Christen aufstehen, welche den heiligsten dirigirenden Synod und Kalvin, den Papst und Herrnhut, Luthern und Menno, Zwingli und Huß als Nebensachen, Christum allein als ihren Lehrer und Wegweiser verehren, und keinen heilig nennen, als den, welcher allein der Heilige ist, und keiner außer ihm.

Die katholische Kirche und der Papst.

Vor vierhundert Jahren (1417) gelang es dem römischen Hofe auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, einem drohenden Gericht zu entgehen, und die gerechten Wünsche der katholischen Kirche zu vereiteln. Billig könnte und sollte Rom ebenfalls sein Jubelfest neben dem lutherischen feiern.

Wie damals, so in unsern Tagen, zeigt sich wieder die nämliche Gährung. Was schon damals die katholische Kirche gegen den Papst forderte, wird heut wieder begehrt: zeitgemäße Verbesserung der kirchlichen Verfassung, Wiederherstellung der ächten uralten Hierarchie und Abschaffung der verderbenschweren Usurpationen, durch welche sich Rom, begünstigt von

Digitized by Google

der Schwäche mönchisch gelenkt gewesener Fürsten, auf Unkosten der Nationalkirchen an Rechtsamen und Einkünften vergrößerte.

Nur das ist der Unterschied von damals und heut, daß vor vierhundert Jahren die höhere Geistlichkeit es war, welche muthvolle Stimmen gegen den Kirchendespotismus Roms erhob, und daß in unsern Tagen es die niedere Klerisei ist, welche die zertretenen Rechte der Kirche wieder zu erneuen ruft, und männlich handelt. Woher dies? War damals die größere Masse Lichts und Muthes bei den Kirchenhäuptern und ist sie heut bei den Geistlichen der Gemeinden?

In Frankreich lassen sich Bischöfe und Erzbischöfe, durch den römischen Purpur geblendet, die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten gefallen. Aber mit Edelsinn sträubt sich der bessere Theil des niedern Klerus. Mehr denn vierzehn Pfarrgeistliche verweigerten, die königliche Ernennung zu bischöflichen Stühlen anzunehmen. In Flugschriften und öffentlichen Blättern werfen sie dem Papst ohne Schonung die von ihm begangene Verletzung kirchlicher Satzungen vor*). Sie sagen ihm offen: daß er nicht eher gegen die Bedrängung der Kirche ein Wort gesprochen, bis er sein irdisches Besitzthum in Gefahr erblickte; daß er auch jetzt nicht die Vorschriften der Kirche, sondern bei allen Verhandlungen nur den alten Grundsatz des alten Roms befolge: ne quid respublica detrimente capiat.

Das deutsche Land sah Aehnliches. Ein Denkmal in der Kirchengeschichte des katholischen Deutschlandes wird jenes Verfahren bleiben, welches sich die römische Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Germaniens, gegen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, erlaubte. Dies Verfahren ist nicht sowohl denkwürdig wegen seiner Ungerechtigkeit, oder wegen der sonderbaren Art, wie es sich in Deutschland lautbar machte — denn dies Alles konnte keinen Deutschen mehr überraschen und verwundern: — sondern wegen des gleichgiltigen Schweigens der Großen und Prälaten. Wessenberg war in Deutschland allgemein und ruhmvoll bekannt, als Gelehrter, als Geschäftsmann, als frommer Dichter, als weiser Vorsteher seiner Kirchsprengel. Seine Verordnungen, seine bischöflichen Hirtenbriefe, seine Verbote waren durch den Druck allgemein bekannt und hochgeachtet; die Unbescholtenheit seines häuslichen Lebens hatte seinen Priesterworten erst die rechte Weihe gegeben. — Und dieser Mann ward vom römischen Hofe öffentlich, im Angesicht des ganzen Deutschlands, als einer der Unwürdigsten aller Geistlichen behandelt; — von diesem Manne konnte das päpstliche Schreiben an den Großherzog von Baden sagen: „Es würden von allen Seiten aus Deutschland Klagen gegen ihn erhoben, der durch verderbte Lehren, durch höchst übles Beispiel, durch trotzige Widerspenstigkeit gegen apostolische Anordnungen Gründe genug zu höchlicher Unzufriedenheit gegeben habe, der nach sorgfältiger Erwägung für unverbesserlich erklärt wird, von allen Guten verabscheut und verachtet ist, und dessen Anstellung die Gläubigen betrüben, vielleicht die öffentliche Ruhe stören würde." — Unter diesem Vorwande wurden die Rechte der

*) Le concordat expliqué au Roi par l'abbé Vesson. Paris 1816.

deutſchen katholiſchen Kirche am Domkapitel von Konſtanz verletzt. — Alles ſchwieg. Da traten die Pfarrgeiſtlichen im Großherzogthum Baden in ihren Kapiteln zuſammen und überſandten dem Hofe zu Karlsruhe die feſte Erklärung, daß ſie zur Sache ihres ungerecht verfolgten General-Vikars ſtehen und den Bemühungen der römiſchen Kurie kein Gehör geben würden *). Der Großherzog that eines deutſchen Fürſten würdig; er gab den beiden gegen Weſſenberg geſchleuderten päpſtlichen Breven keine Folge. Er befahl den geſetzmäßig ernannten, und von ihm beſtätigten Bisthumsverweſer in der Würde auf alle Weiſe zu ſchützen. Das Domkapitel von Konſtanz vertheidigte ſeine Rechtſame, und Weſſenberg ging ſelber nach Rom, vom übelunterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden zu appelliren.

Dies Ereigniß hatte das Gute, daß der Geiſt des deutſchen niedern Klerus ſich lauter und feierlicher ausſprechen konnte**). Es iſt dies ein Geiſt, freilich nicht wie Rom ihn will, aber wie er der ächten Kirchenverfaſſung, wie er der Religion, wie er dem Vaterlande, wie er der Ehre Deutſchlands angemeſſen iſt. Alles hängt davon ab: ob Deutſchlands Fürſten durch die Macht dieſes Geiſtes mächtig gegen römiſche Machtſprüche werden wollen? Oder ob es ihre Umgehungen ſie zu werden hindern? Dann iſt abermals ein goldener Augenblick auf ein Jahrhundert eingebüßt durch Kunſt einiger finſtern Klöſterlinge, einiger Myſtiker, einiger geſchäftigen Apoſtaten. Winke genug wurden den Höfen in den Schriften mehrerer würdigen katholiſchen Theologen und Rechtsgelehrten gegeben***).

Es iſt in der katholiſchen Kirche kein Streit um die Religion ſelber, kein Streit um eigentliche chriſtliche Glaubenslehren, ſondern blos um kirchliche Verfaſſung. Die Geiſtlichkeit in Frankreich, wie in Deutſchland nimmt mit den älteſten Kirchenordnungen zugleich die Rechtſame der Fürſten und der Gemeinden in Schutz. Verkennen nun die Fürſten ihr eignes Befugniß und Recht, laſſen ſie die Wünſche, Hoffnungen und Bitten ihrer einſichtsvollſten und redlichſten Vertheidiger ohne Unterſtützung: ſo werden dieſe ſtillſeufzend ſchweigen müſſen. Märtyrer zu werden haben ſie nicht Luſt, und ſie haben recht, das Märtyrerthum zu verſchmähen, als eine Thorheit, ſobald ſie durchaus keine Hoffnung haben, damit für eine gerechte Sache Gewinn zu bringen.

Während die römiſche Kurie feſt und gebieteriſch auftritt und redet, führen die Höfe meiſtens eine ehrfurchtsvolle, unterwürfige, ſchmeichelnde Sprache dagegen. Sie wollen lieber mühſam unterhandeln, und durch Unterhandlung gewinnen, was ſie von der Klugheit und dem Stolze

*) Vergleichen damit „die Beſchwerden gegen den Bisthumsverweſer von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg.“

**) Wie der würtembergiſche Pfarrer Fridolin Huber in ſeiner Schutzſchrift für Weſſenberg.

***) Aus der Menge derſelben nennen wir als Beiſpiele nur: „Die deutſche Kirche. Im April 1815.“ — „Kirchenrechtliche Unterſuchung über die Grundlage zu den kurfürſtlich katholiſch-kirchlichen Einrichtungen in Deutſchland. Von einem katholiſchen Rechtsgelehrten.“ — Entwurf einer neuen Verfaſſung der deutſchen katholiſchen Kirchenverfaſſung in dem deutſchen Staatenbunde.“

Digitized by Google

Roms nie durch Unterhandlung gewinnen werden, während sie es bei der herrschenden Stimmung der Geistlichkeit ohne Anstoß und Gefahr, laut vorhandenen und anerkannten Rechten, aus sich selber anordnen könnten. Die alte Waffe Roms, vor denen einst Kaiser zitterten, ist verrostet; der Bannstrahl erloschen; er würde, welches Land diesseits der Alpen er auch treffen möchte, kein Glockenseil in einer Kapelle versengen.

Was man auf dem Wege der Unterhandlung von Rom begehrt, wird es nicht thun, weil es nicht kann. Denn es gilt seine Goldquellen, es gilt seinen Einfluß, seine unsichtbare Herrschaft über Völker und Thronen. Die zeitliche Majestät des Papstes, und die Ehelosigkeit des Geistlichen sind die Grundpfeiler, nicht der Religion, nicht des Glaubens, nicht der Kirche, sondern des Vatikans. Dafür gilt der Kampf. Rom wird — wir kennen die Geschichte — lieber Nachsicht mit der Sittenlosigkeit der Geistlichen haben, und sie von Verirrungen des Naturtriebes absolviren, welche das weltliche Gesetz am Laien verdammt, Alles lieber, als ihnen die Ehe gestatten, durch welche sie an die bürgerliche Gesellschaft und an das Vaterland enger, als an das Interesse eines allgemeinen, absoluten Oberhaupts der Kirche geknüpft sein würden. Die rechtgläubige griechische Kirche verwarf von jeher den Cölibat, diese barbarische und hierarchisch-kluge Stiftung des Mittelalters. Sie bewahrte im Morgenlande Traditionen, daß mehrere der Apostel, und der heilige Petrus selbst verheirathet gewesen seien; sie erinnerte, daß der heilige Paulus selbst die Vermälung von Dienern des Altars autorisirt habe; daß erst im dreizehnten Jahrhundert die Ehelosigkeit der Geistlichen bei den Abendländern gesetzlich gemacht wurde*). Daß die Aufhebung dieser naturwidrigen Stimmung aber nicht wider den Geist der christlichen Kirche streite, auch keineswegs von der Kirche trenne, beweisen die unirten Griechen, denen Rom selbst Alles zugab, insofern sie nur Roms Primat und Oberherrschaft anerkennen wollten.

Ueber kirchliche Zucht haben von jeher Provinzialsynoden verfügt. — In Glaubenssachen steht ein Konzilium höher als der Papst. — Jeder Bischof ist das Oberhaupt einer Kirche in kirchlichen Dingen. — Dies sind Thatsachen, anerkannt und als rechtlich erklärt von allen Katholiken. Rom selbst darf sie nicht hinwegläugnen; aber es vernichtet sie untergrabend. Es will kein Konzilium sehen. Es will seine Hand in die Angelegenheit der kirchlichen Zucht geltend wissen. Es will die Geschöpfe von sich aus, als seine Delegirten behandeln, und von keiner Landeskirche, sondern nur von einer durch alle abendländische Staaten verbreiteten einzigen, römischen Kirche wissen, deren Bischof der Papst ist und kein anderer. — Das will der Papst.

Und dieser Streit, diese große Angelegenheit der deutschen Kirche und ihre Stellung zur römischen Kurie, ist die große Angelegenheit der deutschen Nation katholischen Theils, und geht die Rechtsame unserer vaterländischen Fürsten an. Denn was Rom neuerdings zweifelhaft

*) Considerations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Par Alexandre de Stourdza.

Digitized by Google

machen will, iſt in Deutſchland längſt geſetzlich und über alle Macht der römiſchen Kurie hinaus, abgethan, ſobald Deutſchlands Höfe nicht ihren feierlich anerkannten Rechtſamen freiwillig wieder entſagen. — Auf der Baſler Kirchenverſammlung wurden die römiſchen Anmaßungen aufgehoben. Die Beſchlüſſe dieſer Kirchenverſammlung wurden von der deutſchen Nation förmlich angenommen; die darin enthaltenen Grundſätze auch durch päpſtliche Bullen anerkannt und beſtätigt; vom nachmaligen ſogenannten Aſchaffenburger Konkordat nicht aufgehoben*), noch weniger durch das Tridentiſche Konzilium, indem der Erzbiſchof von Mainz gegen die unbedingte Annahme dieſes Konzils im Namen des Reichstags eine ſcharfſondernde Erklärung an den päpſtlichen Legaten gab**).

Will Frankreich, in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen, die Rechte der gallikaniſchen Kirche wieder aufopfern, es ſei! Aber deutſche Fürſten, wenn ſie die Kirchenfreiheiten der deutſchen Katholiken nicht zum Schaden eigener Würde und Rechte verlehen laſſen wollen; wenn es in ihren Pflichten liegt, Unterthanen gegen fremde Anmaßungen zu ſchützen: können und dürfen ſie dem Papſt nicht neue, nicht größere Rechte einräumen, als jene Grundſätze des Kirchenrechts geſtatten***). — Und wer wehrt es ihnen, wenn ſie ſich untereinander nicht zu einer beſtimmten, freien, rechtlichen Stellung gegen die römiſche Kurie vereinen können, daß ſie ſich mit den Geiſtlichen ihres Landes verſtändigen und thun, was Ludwig der Vierzehnte, als allerchriſtlichſter König, that? — Dazu werden ſie einerſeits durch den edleren Theil ihres Volks, durch ihr eigenes Recht, durch die allgemeine Erwartung aufgefordert, andererſeits durch die Wiederherſtellung der Jeſuiten, durch die Verfügung der Inquiſition, durch die neueſten Schritte von Nuntiaturen, durch die Mißhandlung des edeln Weſſenberg und des Konſtanzer Kapitels.

Aber der Kampf iſt erſt angehoben; erwarten wir den Ausgang.

---

*) Das Aſchaffenburger Konkordat, welches einige Ausnahmen von den Beſtimmungen der Baſler Kirchenverſammlung enthielt, ward mit Auflöſung des Reichs natürlich auch aufgelöſt; aber nicht der allgemeine Ausſpruch einer vom deutſchen Reich unabhängigen Kirchenverſammlung.

**) Quod Germani scita concilii Tridentini recipiant in iis, quae fidem et sacrorum cultum respiciunt, sine exceptione ulla aut dubitatione, *non autem in iis omnibus, quae ad materies disciplinae pertinent.*

***) Worte des Rechtsgelehrten in der angeführten Schrift: „Kirchenrechtliche Unterſuchung u. ſ. w.“

Mannigfaltiges.

Aus Oesterreich.

Die Theurung und ihre Wirkungen. — Gang der Industrie. — Zensur und Literatur. — Alterthumsforschungen. Sonnenfels und Woltmann. — Erzbisch Hieronymus.

Wie in den meisten Staaten Europens die Theurung der Lebensmittel im Jahre 1816 u. 1817 mehr oder minder fühlbar wurde, so empfanden auch die Gebirgsgegenden der österreichischen Monarchie, wie z. B. mehrere Striche in den Karpathen, im Riesengebirge, in den tyrolischen, salzburgischen, steyerischen und kärnthnerischen Hochgebirgen, ja selbst in vielen Gegenden Ungarns die Wirkungen davon sehr empfindlich. Denn nicht blos dem Mangel an Arbeit im Riesengebirge, nicht blos den Unbilden der Natur, sondern selbst der Unthätigkeit mehrerer Großen Ungarns und Siebenbürgens will man das Elend zuschreiben, in denen mehrere hundert Menschen verhungert und mehrere tausend ausgewandert sind. Man muß nur die Verfassung Ungarns näher kennen, um überzeugt zu werden, wie wenig diese Halbgötter das Gesetz zu erreichen vermag. Wenn nicht alle Klagen der schwer gedrückten niedern Menschenklassen als Vorurtheile und Pöbelsagen ohne Beachtung übersehen werden dürfen, wenn Einfluß und Verbindungen so manche wohlthätige Verfügung wieder zernichten, so muß man doch anerkennen, wie auf Anregung der Regierung in allen Provinzen Oesterreichs (Ungarn ausgenommen) durch schnell entstandene und schnell wirkende Vereine der Theurung und dem Mangel kräftig entgegengewirkt, und dem Landmann durch Getraidevertheilung zur Aussaat, in der Hoffnung einer künftigen ausgiebigen Ernte wieder ermuthigt, und für sein Tagewerk erhalten wurde.

Wenn Böheim in dieser Hinsicht von allen übrigen Ländern der österreichischen Monarchie herausglänzt, so ist theils die Noth seiner industriösen Riesengebirgsbewohner, die Popularität seiner Magnaten, die Trefflichkeit seiner Kreisbeamten, und endlich die Geistesgenesung davon Ursache, in welchen Böhmens Bewohner (Adel, Beamte, Oekonomen und Gewerbsleute) den übrigen Oesterreichern zuvorgeeilt sind. Mit zartem Gefühle hat der Staatsminister Fürst Metternich seinem Kaiser an dessen Geburtstage den Plan eines wohlthätigen Vereins zum Angebinde überreicht, das dem Herzen des besten Kaisers eben so wohlthätig sein mußte, als es die Größe und Menschlichkeit des seltenen Fürsten auf eine rührende Weise bezeichnet. Binnen sechs Monaten sind über eine halbe Million Gulden durch diesen Verein gesammelt worden, die blos zur Unterstützung der Dürftigen inner den Linien Wiens bestimmt waren. So wie in Wien und Prag versammelten sich auch in Insbruck, Bozen, Klagenfurth, Laibach, Triest, Görz, Brünn, Lemberg ähnliche Vereine, deren wohlthätige Einrichtungen und Wirkungen zur Ermuthigung und Nacheiferung der Bewohner Oesterreichs in verschiedenen Zeitungsblättern Wiens und der Provinzen umständlich geschildert worden sind.

Die meisten Zeitungen der Westländer der österreichischen Monarchie (wie die aus Insbruck, Grätz, Klagenfurt u. s. w.) verhießen uns die reichlichste Ernte, und der Erfolg zeigte, daß

Digitized by Google

sie nicht unrecht hatten. Während diesen Nachrichten lasen wir in den (in Prag erscheinenden) ökonomischen Neuigkeiten des Hrn. Andree in Brünn manche Korrespondenzartikel, die über Ungarn, Sormien, Mähren und das Riesengebirge in Hinsicht der Witterung und der zu hoffenden Ernte nicht am günstigsten lauten. Würden sie sich bestätigen, so wäre das Unglück für viele dieser Gegenden grenzenlos. Indessen sind die Preise des Getraides beträchtlich gefallen. Das Korn*) welches ehmals 30 bis 35 fl. (Wiener Währung, das ist Papier) kostete, gilt jetzt 15 fl.; der Waizen ehmals 40 bis 45 fl., jetzt 18 bis 19; der Hafer 7 bis 10 fl., jetzt 4 bis 5. Dennoch will Brod und Mehl in den Hauptstädten, besonders in Wien, nicht sonderlich im Preise fallen. Wenn sich auch manche Fruchtspeicher nach der Erndte dieses Jahres schließen, um sich, so lange das Getraide niedrig im Preise steht, nicht wieder zu öffnen, so ist doch der Mangel an Lebensmitteln nicht mehr zu fürchten, wie im Jahr 1816; denn es grenzt an das Unglaubliche, wie in diesem Jahre jeder vorher Brach gelegene Platz mit Erdäpfeln bepflanzt wurde. Am meisten kam die Wohlthat der Vertheilung der Erdäpfel im Jahre 1817 den armen Gebirgsbewohnern zu Statten, deren einzige Hilfe die Erdäpfel wahrscheinlich auf Jahre hinaus sein werden, so lang in den Kabinetten der Minister wie in den Theegesellschaften dirigender Damen, das allgemeine Anathem über die Industrie fortdauern wird, ungeachtet Adam Müller, als österreichischer Handelskonsul in Leipzig, die österreichische Industrie so sehr anrühmt.

Durch die Gewerbsfreiheit sind in Oesterreich viele neue Fabriken entstanden, die theils ohne hinlängliche Fonds, theils durch übermäßigen Luxus der Eigenthümer, bald wieder zu Grunde gingen, und dem Staate das nicht leisteten, was sie leisten sollten; nun verschüttet man das Kind mit dem Bade, verschreit die Industrie, die sich auf Kosten der Oekonomie erhoben hätte, und bedenkt nicht, daß der bürgerliche Gewerbsmann dem Staate nach seinem Vermögen so viel nützt, als der adelige Grundherr, der ohnedies viel weniger von Steuern belastet ist. Kaiser Franz hat in seiner Weisheit nicht hundert tausende zur Errichtung eines polytechnischen Instituts in Wien verschwendet, wenn es ihm nicht um die Kultur des Gewerbsstandes zu thun gewesen wäre. Wahr ist es, Oesterreich ist ein ackerbauender Staat, aber was die Industrie trotz dem in Oesterreich vermochte, haben die wundergleichen Zeiten Josephs des Zweiten gezeigt. Wenn die Menschlichkeit der Staatsmänner die hungernden Gebirgsbewohner Böhmens, Schlesiens, Mährens und Oesterreichs, die einzig von Spinnen, Weben und Bleichen lebten, mitleidig dahin welken sehen kann, und für das fressende Uebel nicht bald die nöthige Operation in der strengen Anordnung und Erweiterung jener Anwendungen (die in Oesterreich ohnedies schon lange bestehen) Hülfe schaffen wird; so kann man mit Grunde voraussagen, daß die Wunde in Kurzem unheilbar sein werde.

Da wir nun einmal von der Kultur der Industrie reden, so kommen wir durch die natürlichste Ideenverbindung auch auf die geistige Kultur.

*) Der Wiener Metzen.

Digitized by Google

Oft hat man im Auslande die Meinung gehegt, daß die Strenge der österreichischen Zensur die Geistesfreiheit lähme. Weit gefehlt! In früheren Jahren war es die zeitgemäße Vorsicht, und gegenwärtig, wo Männer von Verstand und Einsicht, aber auch voll Achtung für die Gesetze des Fürsten, dem sie dienen, den Geschäftsgang leiten, ist die Ursache in der Einmischung zu suchen, durch die in Wien jeder zensuriren will, der auch jährlich nur für zwei Thaler Bücher kauft. Wenn daher die unvergeßliche Zensurvorschrift des edeln Ministers Hager nicht so in Ausübung gebracht wird, wie sie gedacht und geschrieben wurde, so hat die Zensurstelle, als Zensurstelle, daran keinen Theil. Die Menge der Rücksichten hemmt die Feder des unbefangenen Mannes, der tief fühlt, was in der Biographie des Freiherrn von Hager in den Zeitgenossen, VII. Heft, S. 121. steht: „Gehäufte Prohibitiv-Gesetze verfehlten nach der Erfahrung aller Zeiten ihren Zweck gewiß immer in dem Grade mehr, je zahlreicher und strenger sie sind. Im Merkantilischen wie im Literarischen ist gewiß eine oberste Leitung eben so unentbehrlich, als gehäufte Einmischung nachtheilig! Mehr als einmal hat man der österreichischen Zensur Schuld gegeben, daß die allgemeine Wiener Literaturzeitung ihrentwegen, obgleich Friedrich Schlegel dieselbe in Oesterreich (mit einer langweiligen Vorrede) eingeführt hatte, eingehen mußte, und daß sich in Oesterreich keine Literaturzeitung halten könnte. Wenn auch hier und da ein Abbate oder Archivar oder Studiendirektor durch seine Coups de main der Redaktion empfindlich schadete, so ist doch nur dies gewiß, daß der Verleger der Literaturzeitung nicht genug Absatz hatte, um die Kosten der Unternehmung zu decken. Nicht die Zensur, sondern jene lästige Geschäftigkeit, die jeden Scribenten (der auch übrigens ein Bret vor dem Kopfe hat, und dessen Ideenfeld so brach liegt, wie die Sandsteppen Rußlands, der aber im Dienste des Kaisers nur irgend einen Rathstitel erhascht hat) zum Zensor emporsteiget, und jene gehäufte Einmischung in Dinge, welche eigentlich blos literarischen Gehalts sind, drohen der Literatur Oesterreichs mit einer düstern wolkenumhüllten Zukunft. Mehrere jüngst vorgefallene Ereignisse, die in Oesterreich große Sensation machten (so geringfügig sie auch an sich sind) dürften das böse Prognostikon lösen: Die Geschichten mit Andre Liebel, die unwürdige Behandlung sämmtlicher Wiener Journalisten von Seiten der Polizei wegen der Streitigkeiten der lockern Theaterkritiker Bäuerle und Hebenstreit.

Unter den gegenwärtig in Oesterreich erschienenen Werken, macht „die allgemeine Geschichte der letztern Zeit von dem Freiherrn von Hormayer“ viel von sich sprechen, die dieser als Fortsetzung von Millots Geschichte für einen Nachdrucker in Wien gearbeitet hatte. Es ist bekannt, wie Hormayer im März 1813 mit Roschmann und Schneider zugleich eingefangen, und auf die Festung gesetzt wurde, wie er noch heute das Hoflager meiden muß, und wie er es mit einigen hohen Staatsbeamten verdarb. Diese Verhältnisse sprechen sich in jener Geschichte lebhaft aus. So viel Dunkelheit und Zweideutigkeit bei so viel hell leuchtenden Perioden, so viele höchst prosaische und bekannte Darstellungen bei manchen sinnreichen Wendungen, die jedoch mehr angedeutet als ausgeführt sind; endlich eine

Digitized by Google

Dedikation an den Fürſten Metternich, die Alles, was man von Sully, Colbert, Herzberg, Oxenſtierna und Kaunitz ſagt, weit hinter ſich läßt, ſind die Hauptmomente, die man bei der Lektüre des Werkes gewahr werden muß.

Einen förmlichen Aufruhr unter Herren und Damen, unter hoch und niedrig veranlaßte indeſſen eine Schrift, die anderer Natur war. Eines Morgens las man an allen Straßenecken Wiens, gerade wie im Palais royal oder auf dem Quai des Auguſtins in Paris mit fingerlangen Buchſtaben eine Schrift: „über die Schädlichkeit des Kaffe's“ angekündigt. Man las, las wieder, räſonnirte, reſultirte, disputirte, und endlich begab ſich deshalb — eine Deputation Bürger zur Regierung, um den ſchrecklichen Schlag des Kaffeeverbotes abzuwenden. So ſehr iſt man in Oeſterreich gewohnt, keine Schrift erſcheinen zu ſehen, womit nicht die Staatsverwaltung vollkommen einverſtanden iſt. Daher mußte dieſe Schrift ein Vorläufer des Kaffeverbotes in den Augen des Publikums ſein. Einige Schriften erſchienen dagegen, alle Zeitſchriften waren davon voll — der Verleger befand ſich dabei am beſten. Ein zweiter Polemiker, iedoch von erſterer Art, läßt ſeine Pfeile von dem Lande der Magnaren aus in die Welt fahren. Ein Pädagog in Ofen gibt uns in einer ungariſchen Zeitſchrift die für Deutſchland ganz neue Behauptung zum Beſten, daß Peſtalozzi, Salzmann, wie Kant, Fichte und Schelling, nichts als Unglauben, Unmoralität, Bösartigkeit, revolutionäre Geſinnung verbreiteten, daß nicht Mathematik, ſondern poſitive Religion die einzige Wiſſenſchaft ſei, und daß ſich die heilige Dreieinigkeit durch geometriſche Figuren verſinnlichen laſſe. So arg meint es der Hof- und Burgpfarrer in Wien nicht, obſchon er auch glaubt, daß die Menſchheit ganz ausgeartet ſei, bis auf den Hals im Sündenpfuhl ſtecke, und deshalb von dem Kaiſer die Erlaubniß erbeten hat, die verlorene Menſchheit in einem beſonders dazu errichteten Inſtitute durch Meditiren und Pſalmodiren vom Untergang zu retten. Wenn auch nicht die Sekte der Pöſchlianer in Oberöſterreich die Verbreitung der Machinationen der Frau von Krudener in Oeſterreich beurkundet hätte, ſo ſieht man doch aus dieſen paar Beiſpielen, daß ſich der Zunder des Pietismus, Methodismus, Separatismus, und der Inſtitutionen der Herrenhuther in Oeſterreich und Ungarn ſo gut findet, wie in den Rheingegenden, und in manchen Kantonen der Schweiz; iſt doch ſelbſt in Wien trotz der Wachſamkeit der Zenſur jüngſt eine Beſchreibung Herrenhuths erſchienen.

Uebrigens iſt man in dem Studium der ältern Geſchichte thätiger, als es alle dieſe Umſtände vermuthen laſſen. Die Stifte St. Florian, Kloſterneuburg in Oeſterreich, Admont in Steiermark, St. Paul in Kärnthen, haben durch ihre Bibliothekäre Geſchichten ihrer Stifter herausgeben laſſen, die als Beiträge zu einer Geſammtgeſchichte Oeſterreichs von hohem Werthe ſind. Ein kaiſerlicher Hofkapellan arbeitet an einer Kirchengeſchichte Oeſterreichs, und hat zu dieſem Behufe eine Aufforderung an alle Pfarrer erlaſſen, worin er um Beiträge erſucht. Ein Profeſſor in Gratz ſchreibt an einer Geſchichte Oeſterreichs, wovon Ungarn und Böhmen bereits erſchienen ſind. Sie iſt zwar nichts weniger, als pragmatiſch, vielmehr zu aphoriſtiſch, aber voll heller Ideen, und überraſchender Wendungen, aber oft auch bombaßtiſcher Deklamationen. Noch ſind

Digitized by Google

die Studien des Hofraths von Hammer an den Talismanen und Paphomets des k. k. Antiken-Kabinets merkwürdig, wodurch er bald in den Stand gesetzt sein wird, gründliche Aufschlüsse über die Templer, deren Verfassung, Tendenz, Verbrechen und Fall, über ihren Zusammenhang mit der Maurerei u. s. w. geben zu können, besonders da er durch die Entdeckungen der Ueberreste der Tempelherren in Oesterreich auf neue Spuren gelangt ist. Ein klassisches Werk sind die Darstellungen der Ueberreste gothischer Alterthümer in Oesterreich, die der Fürst Lichnowski mit beträchtlichem Kostenaufwand herausgibt. Dieser edle Cavalier erwirbt sich durch die Rettung dieser grossartigen Denkmale unserer Altvordern zu dieser Zeit um so höheres Verdienst, da gegenwärtig das köstliche Denkmal von Fürstengröße: die alte Burg zu Klosterneuburg, das Stammhaus der Babenberger an einen spekulativen Baumeister verkauft wurde, der sie abbrechen läßt, und die Steine mit großem Gewinn verkauft. Anderer Seits häufen sich die juvavischen Antiken, die bei Salzburg an den Loigenfeldern, und auf dem Bürgelsteine ausgegraben worden, und wovon Thiersch so manchen interessanten Fund nach München gebracht hat, immer mehr. Es steht zu erwarten, daß man sich in Oesterreich noch mehr mit Alterthumskunde beschäftigen werde, da sich hier so viele Fundgruben fänden, und in dem Archiv für Geschichte des Freiherrn v. Hormayr die erwünschteste Gelegenheit ist, die Resultate historischer Untersuchungen niederzulegen. So hat Meinert am äussersten Ende der Kapathen, im Kuhländchen, eine gehaltvolle Lese altdeutscher Lieder und Sagen gemacht, die würdig neben den Nibelungen bestehen wird, und auch von dieser Seite die Kraft des Spruches erwahret: Oesterreich über Alles, wenn es nur will.

Oesterreich hat vor Kurzem zwei Gelehrte verloren, die beide in Deutschland einst berühmt waren, aber ihren Ruhm überlebt hatten — Sonnenfels und Woltmann. Nicht ohne Bezeichnung des Zeitgeistes ist die Anekdote, daß sich für den erstern gegenwärtig in Oesterreich kein Biograph finden wollte, ungeachtet hier vielleicht kein Staatsmann und kein Schriftsteller größere Verdienste und glänzendere Celebrität erworben hat. Woltmann war, seit er in Oesterreich lebte, nach der Gestaltung der neuen Staatenverhältnisse ohnedies schon moralisch todt.

Der Exkönig Hieronymus (von Westphalen) hat sich vier Stunden von Wien das Gut Schönau gekauft, wo er noch immer den König spielt, und sogar von seiner Schwester der Exkönigin von Neapel so behandelt sein will, die in seiner Nähe auf ihrem Gute Frohsdorf mit dem General Macdonald sehr eingeschränkt lebt.

Digitized by Google

Die Werkstätten in Benediktbeurn.

Ehmaliger Mangel und gegenwärtige Rückkehr des Gewerbfleisses in Baiern.

Eines der schönsten Blätter in der Geschichte von der Größe Friedrichs des Großen ist das Gemälde seiner Herrscherkunst, wie er in den preussischen Staaten Ackerbau und Gewerbsfleiß eben so schnell, als dauerhaft, zu einer Höhe trieb, derselben man jene Gegenden kaum fähig gehalten hatte. Dadurch eben so sehr und noch mehr, als durch das Glück seiner Waffen, ward Friedrichs Reich, vorher kaum beachtet, stark und blühend, und ehrwürdig.

Nach Brandenburg ist kaum ein anderer deutscher Staat zu nennen, der sich so schnell und kräftig aus der alten Ohnmacht oder Schlaftrunkenheit zu einem ehrenhaften Dasein ermannte, als Baiern. Wir alle wissen, wie vergessen, selbst wie gering geschätzt von den Zeitgenossen noch vor wenigen Jahrzehenden dies Land dalag? — Es war mit seinen vielen Klöstern zum Sprüchwort geworden, unter deren Schatten nichts recht gedeihen mochte. Das Ringen einzelner edler Männer nach dem Bessern ward in Deutschland zwar vernommen, schien aber nur zu dienen, den Stolz des Blicks zu rechtfertigen, mit welchem die Nachbaren auf Baiern herabsahen.

Seitdem gieng unter unsern Augen in diesem Staate eine unglaublich rasche Verwandlung vor. In einer ununterbrochenen Reihe von Kriegen, welche gewöhnlich die Lebenskraft der Länder aufreiben, genas er zur festeren Selbstständigkeit und entwickelte seine kräftigen Anlagen. Unter dem Geräusche der Waffen und den Durchzügen fremder Völker nahmen Wissenschaften, Künste und Volksbildung in den verbesserten Schulen ihren Aufschwung. Während die baierischen Ebenen wiederholt Bühnen des Kriegs wurden, und man hier bei Höchstätt, Hohenlinden, Landshut, Regensburg u. s. w. Treffen um Treffen, Schlachten um Schlachten zählte, empfing die Landwirthschaft ihre Ermunterung und Richtung zur Vollkommenheit. Und neben den zahlreichen und trefflichen Kriegsheeren, welche Baiern stellte, entstand der Gewerbsfleiß in Fabriken und Manufakturen.

Diese Thatsachen sind ein eben so unverwerfliches Zeugniß für die angestammte reiche Kraft und Vaterlandsliebe der Baiern, als für den richtigen Herrscherblick ihres Königs und Vaters. Denn Maximilian Josephs größtes Verdienst ist, daß er viele der alten Bande sprengte, welche jene Kraft vorher fesselten, und daß er, indem er sich mit geistvollen Männern umringte, jeden auf den rechten Platz stellend, durch sie nicht nur das Gute, was sich freiwillig entfalten

Digitized by Google

wollte, in der Entwickelung begünstigte, sondern auch durch eine Menge musterhafter Anstalten das, was noch schlummerte, zu wecken trachtete.

München gehört in dieser Hinsicht zu den vorzüglichsten der europäischen Hauptstädte. Weder Berlin, noch Wien, noch Dresden übertreffen die Hauptstadt der Baiern an Menge und Vortrefflichkeit großer Stiftungen zur Kultur des Volks, zur Belebung der Wissenschaften und Künste. Dies bezeugen alle Reisende von Kenntniß. Und wer München selbst nicht sah, wird sich davon durch das Lesen des Werkes: „München unter König Maximilian Joseph I.“ überzeugen, worin Dr. Christian Müller ein anziehendes, lebenvolles und lehrreiches Bild des baierischen Königsitzes und seiner Umgebungen darstellt.

Seit den unmenschlichen Verwüstungen des Landes im dreißigjährigen Krieg hatte es nie wieder die alte Fülle des ehmaligen Wohlstandes gewonnen. Bis auf den heutigen Tag ist es weder so volkreich, noch so gewerbsvoll, als es im Mittelalter war. Alle Städte und Märkte waren durch ihre Gewerbe und Handelsbeschäftigungen in jenen Tagen mehr oder weniger vermögend und blühend, wie sie es seitdem nie wieder geworden sind. Viele damals zahlreiche Handwerker bestehen jetzt nur in schwacher Zahl und kümmerlich; viele sind ganz verschwunden. Der große Bedarf von groben Wollenzeugen für das Landvolk kann heutiges Tages nicht einmal durch inländischen Fleiß bestritten werden, während sonst damit noch aus Italien und Tirol anderthalb Tonnen Goldes hinzu erobert wurden. Und so mangelt es noch an vielen andern der unentbehrlichsten Handwerker, für deren Arbeiten beträchtliches Geld aus dem Lande strömt.

Der Grund zu dieser Verarmung an Volks- und Gewerbsmenge lag aber nicht blos in den Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs. Wie viele andere nicht minder verheerte Gegenden erhoben sich seitdem wieder! Es fehlte auch nicht am guten Willen der Beherrscher von Baiern, den zerstörten Wohlstand aufzurichten. Man weiß, wie viele Mühe sich die Kurfürsten Ferdinand Maria, Maximilian Emanuel, und Maximilian Joseph, auch Karl Theodor gaben. Sie legten Gold- und Silberdrath- Wollentuch- Hautelicetapeten- Seiden- Baumwollen- Porzellan- Tabaksfabriken u. s. w. an. Die wenigsten von diesen brachten aber den gewünschten Erfolg: die meisten gingen, nach anhaltendem Kränkeln wieder ein, wie groß auch der Aufwand für sie verschwendeter Summen gewesen sein mochte. Das gleiche Bewandniß hatte es mit der Landwirthschaft. Sie blieb im Allgemeinen zurück. Viele Gegenden, wo vorzeiten Weiler, Höfe und Dörfer blüheten, verwilderten menschenleer. Viele tausend Tagwerke liegen noch heute versumpft, als unübersehbare Moore und Filze, welche allerdings trocken gelegt und urbar gemacht werden könnten.

Das fast immerwährende Mißlingen wohlgemeinter und selbst oft wohlberechneter Unternehmungen schreckte zuletzt von allen ähnlichen ab, und erzeugte sogar das Vorurtheil: Baiern eigne sich durchaus nicht, ein Fabrik- und Manufakturstaat zu sein. Diese niederschlagende Meinung war allerdings insofern ein ganz richtiges Urtheil, daß Baiern unmöglich mit Beibehaltung seiner altbestandenen innern Verhältnisse volks- und gewerbsreich werden könne.

Digitized by Google

Der Hauptquell alles Uebels lag für Baiern von jeher, ungerechnet die Kriege, welche den Gewerbsfleiß fort und fort störten, ungerechnet die anhaltende Zerrüttung der Finanzen, im Mangel öffentlicher Freiheit, ohne welche nichts Großes und Gutes emporgehen mag. Der ungemessene Einfluß des Mönchthums lähmte lange die Geistesfreiheit. Der Unterricht des Volks war elend. Jede hellere Ansicht der Dinge ward vom gemeinen Mann abgewehrt, der in der Bigoterie, im Vorurtheil und Aberglauben seiner Väter steif beharrte, und an seine Armseligkeit gewöhnt, weder Muth noch Neigung zu einem bessern Loose hatte. Der mönchische Geist, in welchem auch viele der ersten Geschäftsmänner erzogen waren, und die jungen Fürsten ihre einseitige Bildung empfingen, waltete wie in den Hütten der Dörfer, so auch mächtig am Hofe. Das brachte eine lange Reihe von Mißgriffen in die Verwaltung. Unter denselben war einer der verderbenvollsten dieser, daß man das Volk beständig wie unmündig behandelte, und damit in Unmündigkeit und Unbeholfenheit niederhielt, also daß man sich von oben herab sogar in die Wirthschaft ländlicher Haushaltungen mischte, und nicht nur Kleider und Nahrung vorschrieb, sondern selbst das Verhalten bei Viehzucht und Ackerbau; — ferner, daß man, statt den Zunft- und Handelszwang zu mildern, ihn mehrte; daß man zu Gunsten kurfürstlicher Handels- und Fabrikunternehmungen den Gewerbsfleiß der Privatleute beeinträchtigte, und mit Mauthen und Zöllen, Aus- und Einfuhrverboten, Monopolien und andern landesherrlichen Spekulationen den Vortheil des Hofes auf Unkosten des Volksglücks emporzuhelfen trachtete. Zu Verschwendungen in der Residenz fehlte es selten an Kapitalien; immer aber, wenn es darauf ankam, sinkenden Gewerben und verarmenden kleinen Städten aufzuhelfen. Der reiche Adel verzehrte seine Einkünfte, wie er konnte, und pflog seiner oberherrlichen Rechtsame über die Hofmarken, ohne, gleich dem britischen Adel, seine Kapitalien zur Belebung inländischen Kunstfleißes anzuwenden.

Viele von jenen Hindernissen sind aber seit der Herrschaft des gegenwärtigen Königs vernichtet, und die wohlthuenden Wirkungen fangen an, sich zu offenbaren. Es kömmt wahrlich nicht darauf an, Baiern zu einem Fabrik- und Handelsstaat zu machen, — solches zu sein ist für Selbstständigkeit, innere Ruhe und Sittlichkeit eines Volkes schlechter Gewinn; aber zur Vergrößerung äusserer Unabhängigkeit und innerer Kraft ist wichtig, daß ein Volk sich in allen seinen Anlagen entwickeln und alle Eigenthümlichkeiten seines Bodens und Himmelsstriches in eben so viele Vortheile verwandeln könne. Ein Land, dem noch die hinreichende Menge nothwendiger Gewerbe gebricht, um seine Bedürfnisse zu bestreiten, und welchem noch die nothwendige Zahl der Hände fehlt, um seine ungebauten Oeden aufzubrechen, geht erst dem goldenen Zeitalter entgegen.

Es war daher ein sehr eitler Streit, wenn einige behaupteten: in solch' einem Lande müsse man erst Ackerbau und Viehzucht zur Vollendung bringen, ehe man an Begünstigung von zahlreichen Manufakturen und Fabriken denke; oder wenn andere entgegneten: in solch' einem Lande seien Großgewerbe aller Art der größte Nutzen, weil sie die Volksvermehrung am schnellsten

Digitized by Google

und erst durch die wachsende Menge der Bevölkerung und deren Bedürfnisse den Anbau der Erde befördern. Gefährlich ists, wenn man dergleichen einseitige Sätze der Schulen zu Maximen der Staatsverwaltung erhebt, und dann das von oben herab durch Kunst bewirken will, was allein und immer am besten die Natur selbst leistet, wenn sie nicht durch Altklugheit der Schulfüchserei in ihrem Gange gestöhrt wird. Es steht übel um den Staat, dessen Regierung nicht regiert, aber eben so übel, wo sie zuviel regiert. Dasjenige Volk ist am glücklichsten daran, in welchen die Taugenichtse das Dasein der Regierung jeden Augenblick, die rechtschaffenen Leute kaum einmal im Jahr bemerken. Und da ists auch, wo alles Gute sich am freiwilligsten entfaltet, indem es sich gegenseitig begünstigt; wo der Landbau den Gewerbsfleiß, der Gewerbsfleiß den Landbau herbeiruft.

Die vormaligen Kurfürsten von Baiern erließen theils zur Beförderung ihrer Fabriken, theils zur Verbesserung der Landwirthschaft eine Menge sogenannter Mandaten oder Befehle, ohne damit weder das eine, noch das andere zu erzielen. Die gegenwärtige Regierung ließ hingegen, zur Erleichterung des innern Verkehrs, Kanäle, Brücken und Straßen bauen, und kein nützliches Unternehmen ohne freundliche Ermunterung. Die Länge der baierischen Hochstraßen beträgt 2,162 Wegstunden, und beiweitem die meisten dieser Straßen gehören zu den besten von Deutschland. Hier zählt man 5030 Brücken und Durchpässe, worunter 138 Hauptbrücken gefunden werden, die eine Länge von 200 bis 1000 Schuh haben.*) Wiebekings Verdienste um den Wasser- Brücken- und Straßenbau sind bekannt. Dies war das angemessenste Mittel, die Privatthätigkeit zu nützlichen Unternehmungen zu locken.

Das Haus Benediktbeurn; dessen frühere Geschichte. — Joseph von Utzschneider.

Unter allen neuern Unternehmungen des Gewerbsfleißes in Baiern zeichnen sich die Werkstätten von Benediktbeurn aus. Wenige Länder haben Aehnliches aufzuweisen, und daher verdienen sie näher gekannt zu sein. Ihre Mannigfaltigkeit, wie ihre Vortrefflichkeit, so wie auch, daß sie allesammt die Schöpfungen eines einzigen Mannes sind, muß gleiche Bewunderung erregen.

Benediktbeurn liegt in einer heitern Ebene am Fuße des tyrolischen Gebirgs, ohnweit der Loisach, wo sie aus dem Kochelsee hervortritt, um sich nach wenigen Stunden in die Isar, bei Wolfratshausen, zu ergießen. Es war eine ehmalige Benediktiner-Abtei, die schon unter den baierischen Agilolfingen im achten Jahrhundert gestiftet worden. Sie hatte schon über zweihundert Jahre in ihrer anmuthigen Einöde geblüht, als die wilden Ungarn Schrecken über Deutschland brachten. Diese brannten die Gott und den Wissenschaften geweihten Zellen nieder und ermordeten oder vertrieben die Bewohner derselben. Auch, als nach diesem die Gebäude wieder aus ihrer Asche hervorgestiegen waren, gingen mit den stürmischen Zeitaltern noch

*) G. H. Kaufers Handbuch der Statistik von Baiern 1, 397.

Digitized by Google

mancherlei Drangsale über sie. Eine geraume Frist waren sie von Augustinermönchen bewohnt, bis Graf Adelbert von Sempta, des Klosters Schirmvogt, im Jahr 1031 die Väter aus dem Orden des heil. Benedikt und die alte Ordnung wieder darin zurückführte. So behauptete sich die alterthümliche Abtei bis zu unserm Jahrhundert. Kaiser Rudolf I. hatte die Aebte sogar mit Fürstenwürde geziert. Doch büßten sie den Werth derselben und ihre Unmittelbarkeit ein, als sie sich in den Schutz der baierischen Herzoge begaben.

Endlich erschien auch für diese Abtei der letzte Tag, als die gesammten Klöster von Baiern aufgehoben wurden. Die ehrwürdige Stiftung der Vorwelt zählte damals ein Alter von tausend und zwei und sechszig Jahren. Die Güter und Gebäude wurden verkauft. Letztere waren in trefflichem Zustand, fast neu und bequem und geräumig. Sie bilden, von der freien Ebene gesehen, mit ihren hellen Mauern einen malerischen Abstich auf dem Hintergrund des finstern Kesselbergs und der waldreichen Benediktenwand. Die prächtige Stiftskirche erhebt sich großartig. Sie ward unter Abt Placidus gebaut und im J. 1686 dem heiligen Benedikt geweiht. Sie hat, sammt der Sakristei, eine Länge von 210 Schuh.

Der erste Käufer dieser Gebäude und Güter war der böhmische Spiegelfabrikant Johann von Schmans. Er starb bald darauf. Weil nun seine Erben wenig Neigung bezeugten, die Zahlung des Kaufschillings zu leisten, trat im Jahre 1805 der Geheimerath Joseph von Utzschneider in die Verpflichtungen des Kaufvertrags.

Dieser Mann ist als Schriftsteller, als Staatsmann, als Vorsteher mehrerer Großgewerbe auch außer Baiern genug bekannt; von seinem Könige geschätzt; von der großen Mehrheit der Mitbürger hochgeachtet. Die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die Leichtigkeit mit der er das Schwerste behandelt, das Verworrenste sondert, verbunden mit einer unermüdlichen Vielthätigkeit, zwingen denen, die sich gegen das Bewundern sträuben wollen, wenigstens ein Verwundern ab. In seinem Aeussern ist er schlicht und einfach. Diese Einfalt der Sitten bei großen Mitteln, verbunden mit einer fein ganzes Wesen erfüllenden Vaterlandsliebe, wie man sie in Baiern zu finden gewohnt ist, machen ihn ehrwürdig. Wär' ich nicht sein Freund, ich würde mehr von ihm sagen.

Außer dem bekannten mechanischen Institut von Utzschneider, Liebherr und Werner in München, welches alle astronomische, mathematische, physikalische und mechanische Werkzeuge liefert, außer einer ihm gehörigen großen Bierbrauerei in München, hat er schon seit Jahren eine ansehnliche Gerberei und Ledermanufaktur in der Hauptstadt angelegt, die unter seiner unmittelbaren Leitung sehr blühend geworden ist. Sie macht viele Geschäfte im Inlande, so wie auch nach Wien und Italien. Erst im Lauf dieses Jahres (1817) legte er noch zu München eine Tuchmanufaktur an, die nun seit einigen Monaten in vollem Gange ist, und alle Vortheile genießt und gewährt, welche ein verbesserter Mechanismus in dieser Gattung der Weberei leisten kann.

Man wird gestehen, daß die Errichtung, Ausbildung, Leitung und beharrliche Uebersicht

Digitized by Google

des Ganzen, wie der einzelnen Theile, vier so ausgedehnten großen Gewerbe, die Herbeischaffung der rohen Stoffe, der Absatz der bereiteten Waaren, die strenge und klare Buchhaltung über Alles, die Beaufsichtigung der Individuen, welche hier beschäftigt werden, hinlänglich sind, alle Kräfte und Augenblicke des geruthätigsten Menschen in Anspruch zu nehmen. Und doch ist hier nur erst ein Theil der Utzschneiderschen Unternehmungen angegeben. Was vormals die Landesherrn, oder deren Finanziers, mit Hülfe aller in ihrer Macht liegenden Geldkräfte, Aus- und Einfuhrverbote nicht bewerkstelligen konnten, vollbrachte unter der gegenwärtigen Regierung ein einziger Privatmann, als wär' es ihm nur um den Beweis zu thun gewesen, daß Fabrik- und Industrieanstalten auch in Baiern sehr nützlich, und ohne Zwang, gedeihen können.

Die Landwirthschaft, Schule u. s. w. des Hauses.

Mit der Besitzung von Benediktbeurn erwarb Herr von Utzschneider zugleich die Gerichtsherrlichkeit über die zu Benediktbeurn gehörenden Ortschaften Leimgruben, Häuserl, Straßberg und Gschwendt. Er ließ aber die Gerichtsbarkeit durch das königliche Landgericht Tölz verwalten, und gab den Ertrag der Gerichtsgefälle zum dortigen Schulfond. So hatte er von der eigentlichen Gerichtsbarkeit keinen Nutzen; dieser kam der verwalteten Gemeinde wieder zu gut.

Die Schule des Dorfs ward ein Lieblingsgegenstand des Mannes, der wohl wußte, daß alles Volksglück und aller Wohlstand erst aus der Volksbildung hervorgeht. Neben dem gewöhnlichen Schullehrer und Schulgehülfen, besoldete er noch einen Lehrer der Physik und Mathematik, um die jungen Leute in denjenigen Gegenständen unterrichten zu lassen, die auf den Ackerbau, oder auf die in Benediktbeurn angelegten Fabriken Bezug haben, wenn sie dafür Talent und Neigung zeigen. In Wahrnehmung und Ausfindung solcher Talente, in ihrer richtigen Benutzung, und in der Kunst, immer an den rechten Platz den rechten Mann zu stellen, hatte Utzschneider ein seltenes Feingefühl. Dieser Gabe dankt er ohne Zweifel nicht wenig das Gelingen seiner weitläuftigen und zahlreichen Anstalten.

Er fand von der aufgehobenen Abtei noch mehrere der übriggebliebenen Geistlichen. Diesen wies er menschenfreundlich einen Theil des Klostergebäudes zur Freistätte an, damit sie nicht, mit der alten, ihnen theuer gewordenen Heimath, ein Großes von ihrem Lebensglück verlören. Weil sie gebildete Männer waren, benutzte er ihre Einsichten zu ökonomischen Geschäften und vorzüglich bei der Schule. Auch erhielten sie von ihm kleine Zulagen, um in den Tagen ihres Alters etwas gemächlicher leben zu können.

Das Kloster besaß vordem Schaarwerksrechte und Zehnten von allen Seiten. Diese hatte Herr von Utzschneider nicht. Er mußte demnach auf den vortheilhaftesten Anbau seiner Gründe denken, um die leeren, weitläuftigen Stallungen, welche den Klosterhof umringen, wieder mit Vieh zu füllen, und dasselbe mit selbstgebautem Futter nähren zu können. In

Digitized by Google

seinen Besitzungen gehören überhaupt 5982 baierische Morgen Landes, oder Tagwerke, jedes zu 40,000 Geviertschuh. Davon bestimmte er 610 Morgen zum Getraid- und Kartoffelbau, 1590 zur Wiesen- und Alpenwirthschaft, und 3782 zu Waldungen. Die Waldungen ließ er forstmännisch abschätzen, so daß er von ihnen die Zuversicht erhielt, jährlich einen nachhaltigen Ertrag von ohngefähr 3000 Klaftern Holzes beziehen zu können.

Vorzüglich richtete er, zur Vermehrung des Viehstandes, seinen Blick auf die weiten, noch ungebauten Möser oder Moore an der Loisach. Er entwarf den Plan zu einer großen Bewässerungsanstalt. Dazu mußten nicht nur zweckmäßige Wasserleitungen angelegt, sondern auch beträchtliche Ausebnungen des ungleichen Bodens gemacht werden. Schon seit einigen Jahren verfolgt er nun unausgesetzt die Vollstreckung eines Entwurfs, welcher ihm in kurzer Zeitfrist mehrere hundert Morgen zweimähdiger Wiesen vom schönsten Graswuchs verschaffen muß, und für die er keines andern Düngers bedarf, als des durch viele Kanäle nach allen Richtungen geleiteten Wassers, welches mit Mergeltheilen geschwängert ist. Diese nützlichen Anlagen beschäftigen ihn so lebhaft, als wären sie die wichtigsten, die er unternommen hätte. Wirklich ist ihm dadurch schon gelungen, soviel Vieh zu halten, als ehmals das Kloster hatte; gegen 350 Stück Hornvieh und bei 50 Pferde, die vom Mai bis Weinmond auf den acht Alpen gesömmiert werden. Mit der fortschreitenden Kultur jener Moorgründe muß sich, wie leicht zu berechnen ist, auch die Größe der Heerden vermehren.

Man hat es, und mit Recht, zum Verdienst der vormaligen Klöster gezählt, daß sie die Musterschulen des Landbau's waren, und schon dadurch nicht Geringes zum Seegen des Landes beitrugen. Sie waren es zu ihrer Zeit, so wie sie auch die Zufluchtsstätten oder Tempel der Wissenschaft gewesen sind, so lange die Wissenschaften noch nicht vom freiern Geist der Laien ergriffen wurden. Ihr alter Ruhm aber schwand in neuer Zeit, besonders wenn man in der Nähe der heiligen Mauern den meisten Müssiggang und die zahlreichsten Bettler erblickte. Und allerdings muß auffallen, daß ein Privatmann, der außer dem frommen Gebet für sich und andere noch manche andere Arbeit hat, plötzlich zur Verbesserung der Landwirthschaft auf denselben Stellen mehr thun konnte, als eine große Abtei, begabt mit Schaarwerken und Zehnten.

Die Aufsicht über die Oekonomie hat Herr von Utzschneider seinem Bruder übertragen, der ihm darüber Rechenschaft giebt. Der Absatz der Produkte ist nicht schwierig. Er ist an Ort und Stelle selbst. Die vielen Fabrikarbeiter verzehren das meiste; und so fließt ein großer Theil ihres Gewinns wieder für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse in die Kasse des Ortsherrn zurück. Doch werden auch Käse, Butter und Mastvieh nach München verkauft, welches von Benediktbeuern eine Tagreise entfernt liegt. Die Klostergebäude sind bevölkerter, als sie es jemals in den glänzendsten Zeiten der Abtei waren. Hier finden gegen vierhundert Menschen Beschäftigung und Nahrung. Es wird zunehmender Wohlstand sichtbar. Selbst während der letzten drückenden Theurung gab es hier keine Bettler; sie werden im Ortsgericht nicht geduldet. Wer nicht in den Werkstätten Arbeit findet, trifft sie in der Landwirthschaft oder in den Wäldern

Digitized by Google

an. Die zur Herrschaft gehörige Mühle und Bäckerei waren zur Zeit der Theurung in ununterbrochener Thätigkeit. Die hiesige Bierbrauerei war es nicht minder. Dieselbe pflegt jährlich neun- bis zehntausend Eimer Biers zu liefern, den Eimer zu sechzig baierische Maaß.

Die Glashütten. Das berühmte optische Institut; dessen neueste Fortschritte.

Um die öden Klosterzellen wieder zu bevölkern, legte Herr von Utzschneider im Jahr 1805 zu Benediktbeurn eine Glashütte an. Dadurch setzte er zugleich den Ertrag der Waldungen in größern Nutzen. Schon war ein Flößkanal vorhanden, das Holz aus dem Gebirg hervorzuschaffen. Er ließ ihn aber weit zweckmäßiger einrichten, so daß nun das Holz mit größerer Bequemlichkeit bis zum neuen Holzhof beim Kloster geschwemmt wurde. Die Glashütte liefert alle Gattungen von Tafelglas, Hohlglas und Brennglas. Die glückliche Anwendung der Vortheile, welche Erfindungen und Fortschritte der Chemie und der Mechanik schaffen können, bewirkte, daß nicht nur schöne Waare, sondern auch immer in etwas billigern Preisen, als auf andern Hütten geliefert werden konnte.

Die erste Folge vom Gelingen dieser Unternehmung wurde, daß Herr von Utzschneider noch im Jahr 1806 eine Kunst-Glashütte anlegte. Der nächste Zweck davon war, das schnell weit umher berühmt gewordene mechanische Institut zu München mit dem erforderlichen Flint- und Crownglas zu versehen. Auch dies Institut hatte er erst im Jahr 1804 mit Herrn Hauptmann Georg Reichenbach und Hrn. Mechanikus Joseph Liebherr gegründet.

Es ist allgemein bekannt, wie wesentlich zur Vollkommenheit achromatischer Fernröhre ein von allen Wellen und Streifen befreites Flintglas beiträgt. Das englische ist von diesen Mängeln gar nicht rein. Es kam nun darauf an, ein bis dahin noch unerreichtes Ziel zu erreichen. So entstand zu Benediktbeurn das optische Institut, für mehrere Zweige der Wissenschaft das wichtigste; in seiner Art unter allen in Europa das vollendetste. Da es mich, während meines Besuchs von Benediktbeurn, am meisten anzog, will ich auch hier umständlicher davon reden. Vorsteher desselben ist Herr Joseph Fraunhofer von Straubing in Baiern, ein sinnreicher, genialischer Optiker, welcher sich in Benediktbeurn selbst ausgebildet hat. Die Zusammensetzung der Glasmassen, die bessere Einrichtung der Schmelzöfen, die Behandlung des Schmelzens selber, dann die Vorrichtungen und Werkzeuge zum Schleifen der Gläser, die Vervollkommnung im Zusammensehen der optischen Werkzeuge, alles das schritt langsam erst mit den Jahren nach vielen Erfahrungen und kostspieligen Versuchen der Stufe von Vollendung entgegen, welcher man jetzt hier näher, als irgendwo steht.

Als es endlich der Anstalt von Benediktbeurn gelungen war, dem mechanischen Institut Reichenbach, Utzschneider und Liebherr in München Fernröhre und Objektive aus selbstbereitetem Flintglase zu liefern, machte man sich an die Ausführung größerer Fernröhre zur Erweiterung der Optik.

Die erste Forderung, welche man an ein gutes achromatisches Fernrohr macht, ist, daß es

Digitized by Google

neue beträchtliche Vergrößerung, mit deutlichem Sehen und möglich größter Lichtstärke gewähre. Aber man verlangt daneben auch, daß es nicht durch eine unmäßige Schwerfälligkeit und Länge im Gebrauch unbequem und lästig werde.

Gleich nach Entdeckung der ersten Fernröhre suchte man nur starke Vergrößerungen zu erhalten. Dadurch war man gezwungen, jenen eine ungeheuere Ausdehnung von fünfzig, hundert und mehr Schuhen zu geben. Die Spiegeltelescope setzten diesen ungewöhnlichen Längen bald Gränzen. Sie ließen bei mäßiger Ausdehnung sehr starke Vergrößerungen zu. Durch die Ausführung des ersten achromatischen Fernrohrs von John Dolland verloren auch die Spiegeltelescope von ihrem Ansehen. Denn wenn diese schon stärkere Vergrößerung zuließen, standen sie doch in Rücksicht der Lichtstärke und anderer Vortheile den Dollondschen Werkzeugen nach.

Die größten achromatischen Fernröhre der Engländer, so viel wir wissen, haben bei vier Zoll Oeffnung eine Länge von acht bis zehn Fuß und eine etwa dreihundertfache Vergrößerung. Inzwischen muß man nicht immer die Angabe einer starken Vergrößerung, als einen Beweis für die Güte des Fernrohrs ansehen. Oeffnung, Länge und Vergrößerung des Rohrs stehen mit einander in den genauesten Verhältnissen, und haben ihre Gränzen, welche ein geschickter Optiker nie überschreitet. Man kann freilich einem Fernrohr jede beliebige Vergrößerungsfähigkeit geben, aber wie diese fortschreitet, nimmt auch, wenn sie die bestimmten Verhältnisse übersteigt, die Deutlichkeit des betrachteten Gegenstandes ab. Herrschel auf seiner Sternwarte zu Slough und Schröter in Lilienthal besitzen unter allen europäischen Himmelsbeobachtern wohl die besten Sehwerkzeuge. Diese Männer, berühmt durch ihre mannigfaltigen Entdeckungen, bedienten sich aber selten einer stärkern, als zwei bis dreihundertmaligen Vergrößerung, ob sie dieselbe gleich zu dreitausend erhöhen konnten.

Obwohl nun die erwähnten Dimensionen der englischen Fernröhre in den meisten Fällen allen Forderungen genug thaten, blieb doch immer noch ein unerfüllter Wunsch übrig: Bei so starken Vergrößerungen mehr Lichtstärke, was nur durch größere Objektive erreichbar ist. Diese Aufgabe zu lösen, war eine der vorzüglichsten Bestrebungen des optischen Instituts zu Benediktbeurn. Man war hier schon in der Kunstvollkommenheit so weit vorgerückt, daß die Verfertigung von drei bis fünf Fuß langen Röhren mit fünftehalbzölliger Oeffnung keine Schwierigkeit mehr verursachte. Die Objektiven der Repetitionskreise und Passagen-Instrumente, welche das mechanische Institut Reichenbach, Uhfchneider und Liebherr in München an die Sternwarten zu Mailand, Ofen, Paris, Neapel und München lieferte, gaben von der reinen Vollendung, die man in dieser Gattung erreicht hatte, den unläugbarsten Beweis. Besonders ward das günstige Urtheil der Astronomen für die gelungene Ausführung des optischen Theils (gewiß eines wesentlichen an solchen Instrumenten) vollgültige Bürgschaft.

Benediktbeurn lieferte, außer den benannten und auch andern, zu einer zweckmäßig ausgerüsteten Sternwarte nöthigen Werkzeugen, auch einen Refraktor an die neapolitanische Sternwarte, von siebentehalb Pariser Zoll Oeffnung und zehntehalb Fuß Länge. Dies ist das

Digitized by Google

erste achromatische Fernrohr, welches von so großer Oeffnung und verhältnißmäßig so kurzer Brennweite gebaut wurde*). Während meiner Anwesenheit zu Benediktbeuren sah ich das optische Institut aber mit der Verfertigung eines noch größeren beschäftigt. Die Wirkungen dieses neuen Riesenrefraktors, wie man ihn mit Recht nennen kann, wird kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Die Aufstellung dieses Kolosses ist so bequem als möglich; zur Aufsuchung der Gestirne parallaktisch und außer allen nöthigen feinen Bewegungen mit vielen andern wesentlichen Vorzügen ausgestattet. — Der Gebrauch eines solchen Fernrohrs ist doppelt; einmal zu blos einfachen Beobachtungen der Himmelskörper und ihrer Eigenheiten, z. B. der Sonnen-, Monds- und Planetenflecken, der Nebel- und Doppelsterne u. s. w.; dann aber auch zu wirklichen Messungen von Abständen der Sterne, Durchmessern der Planeten u. dgl. Weil man für den ersten Zweck gewöhnlich die stärkeren Vergrößerungen anwendet, dadurch aber das Sehfeld sehr verkleinert, mithin die scheinbare Bewegung des Gestirns geschwinder wird: so geschieht es, daß der Stern, eh man für ihn nur Zeit genug zu einer ruhigen Beobachtung gewinnt, das Gesichtsfeld schon durchlaufen hat. Will der Beobachter seinen Stern vermittelst einer sanften Drehung des Fernrohrs im Auge behalten, wird er dadurch nicht nur in seiner Aufmerksamkeit getheilt, gestöhrt und zerstreut, sondern das Fernrohr selbst wird durch immerwährendes Schrauben in eine zitternde Bewegung gesetzt, die nicht anders, als für die Beobachtung nachtheilig sein muß. Diesem Uebelstand auszuweichen, ist die Achse des Stundenkreises mit einem Uhrwerk verbunden, welches das ganze Fernrohr der täglichen Bewegung der Erde gleichlaufend dreht. Befindet sich nun das Gestirn in der Mitte des Sehfeldes, wird das Uhrwerk angelassen, und der Stern behält seinen Platz, der Beobachter aber alle Muße, seine Arbeit mit Sorgfalt zu verrichten. — Um das Instrument zu Messungen von Abständen u. s. w. zu benuhen, ist am Okular ein repetirender Lampenmikrometer angebracht, wodurch die zu messenden Distanzen nach dem bekannten Multiplikationssystem mit großer Genauigkeit erhalten werden.

Dies Fernrohr vergrößert sechszig bis fünfhundertmal, und gewährt dabei, auf welchen Gegenstand man es auch anwende, die größte Reinheit und Deutlichkeit desselben. Ermuthigt durch das Gelingen dieses Refraktors, unternahm der treffliche Fraunhofer die Verfertigung eines noch größern Objektivs von neun Zoll Oeffnung und vierzehn Fuß Brenn-

*) In einem Schreiben des Hrn. Prof. Fred. Zuccari von Neapel 20. Juni 1817 an die naturforschende Gesellschaft im Aargau sagt derselbe:

„Heureusement je puis vous donner de nouvelles satisfaisantes de mon nouvel observatoire de Miradois tout près de Naples. Les circonstances des temps et du pays l'avoient fait tomber dans un état d'abandon, mais graces à la magnificence de notre auguste Souverain et à la mediation de notre celebre astronome de Palermo, Mr. Piazzi, la bâtise de cet observatoire sera bientôt achevée et l'on y pourra placer tous les grands instruments de Mrs. Reichenbach et Utzschneider que nous possedons depuis trois ans."

Digitized by Google

weite. Noch war bei meiner Anwesenheit das Stativ nicht vollendet, um die Wirkungen dieses Instruments in seiner Anwendung auf himmlische Gegenstände ermessen zu können. Aber doch giebt das Betrachten irdischer Dinge mit demselben schon einen vorläufigen Begriff vom Grad der Vollkommenheit, die hier zu erwarten ist. Wenn man bedenkt, daß die großen, schwerfälligen und kostbaren Spiegeltelescope jetzt durch achromatische Fernröhre ersetzt werden können, welche die gleiche Wirkung hervorbringen, dabei leichter zu handhaben und wohlfeiler anzuschaffen sind: so dürfen diese Fortschritte der Optik zu Benediktbeurn als ein wichtiger Gewinn für die Wissenschaften gepriesen werden. Bei Herschels vierzigfüßigem Spiegeltelescop wog der Spiegel mit dem Rohre allein vierzig Zentner und die Kosten des Gestells beliefen sich auf 2300 Pf. Sterling*). Das Anlaufen der Spiegel bei den Teleskopen, wodurch sie Flecken bekommen, macht ein solches Werkzeug öfters ganz unbrauchbar, wenigstens schwer, wieder herzustellen.

*) In dem gedruckten Preis-Courant der von den Herrn Utzschneider und Fraunhofer gelieferten optischen Werkzeuge findet sich der Preis ihrer großen achromatischen Refraktoren nicht ausgesetzt; er wird erst bei den Bestellungen durch gegenseitige Uebereinkunft bestimmt. Ein Heliometer, von der Art, wie er oben von mir noch beschrieben wird, kostet 1430 Fl. Ein Kometensucher mit hölzernem Rohr, messingenem Stativ, parallaktisch montirt, mit Stunden- und Deklinationskreis von 3, 6 Zollen im Durchmesser, beide von fünf zu fünf Minuten unmittelbar getheilt; das achromatische Objektiv des Fernrohrs von 24 Zoll Brennweite, 34 Linien Oeffnung, zwei astronomische Okulare von zehn und fünfzehnmaliger Vergrößerung; das Feld 6 Grade haltend, kostet 465 Fl. ohne Stativ 85 Fl. Ein Tubus von 5 Fuß 4 Zoll Länge mit messingener Röhre und Stativ, feiner Vertikal- und Horizontalbewegung; das achromatische Objektiv mit 54 Zoll Brennweite und 43 Linien Oeffnung, zwei irdischen Okularen von sechzig- und neunzig-, und fünf astronomischen von achtundvierzig-, zweiundsiebenzig-, hundert und achthundert zweiundsechzig-, und zweihundert dreiundvierzigmaliger Vergrößerung, mit zwei Sonnengläsern, kostet 692 Fl. Ein Tubus von 4 Fuß 10 Zoll Länge, Röhre und Stativ von Messing, mit feiner Vertikalbewegung; das achromatische Objektiv von 48 Zoll Brennweite und 37 Linien Oeffnung; zwei irdischen Okularen von siebenundfünfzig-, und achtzig-, und vier astronomischen von vierundsechzig-, sechsundneunzig-, einhundert vierundvierzig-, und zweihundert sechsundzwanzigmaliger Vergrößerung mit einem Sonnenglas kostet 422 Fl. Ein Tubus von 4 Fuß 4 Zoll Länge, Röhre und Stativ von Messing; das achromatische Objektiv mit 42 Zoll Brennweite und 34 Linien Oeffnung; zwei irdischen Okularen von fünfzig- und siebenzig-, und drei astronomischen von vierundfünfzig-, vierundachtzig- und einhundert sechsundzwanzigmaliger Vergrößerung, nebst einem Sonnenglas, kostet 330 Fl. — So werden hier alle verschiedene Arten von Fernröhren, bis hinab zu den gewöhnlichen, die man auf Reisen gebraucht, verfertigt; desgleichen Loupen, Camerae lucidae, Prismen, Libellen, Plan- und Parallelspiegel u. s. w. Selbst von den schönen achromatischen Objektivglässern Fraunhofers werden Künstlern einzeine verkauft, mit steigenden Preisen im Verhältniß der Oeffnung. Diese zu 12 Pariser Linien Oeffnung (die Breite des Fassungsrings nicht mitgerechnet) kosten 13 Fl. und die zu 60 Linien Oeffnung 694 Fl. — Eben so verhält es sich mit den Mikroskopen. Ein großes zusammengesetztes Mikroskop mit vollständigem Apparat, um die Durchmesser der Gegenstände in irgend einem bestimmten Maaß auf 0,00001 Zolle genau angeben zu können; mit Apparat zur Beleuchtung; sechs achromatischen Objektiven, einem doppelten und einem einfachen Okular zu verschiedenem Gesichtsfeld und verschiedener Vergrößerung, kostet 520 Fl. Die Flachenvergrößerungen sind bei dem einfachen Okular 256, 441, 1024, 2809, 5476, 10,000, und beim doppelten Okular 576, 992, 2304, 6320, 12321, 22500. Die stärkste Vergrößerung beträgt also

Digitized by Google

Ich gedenke noch eines kleinen, aber sehr vollkommenen Fernrohrs, welches der in der Schule seines verdienstvollen Vaters gebildete Dr. Schröter in Lilienthal von dem optischen Institut in Benediktbeurn erhielt. Zwar sah' ichs nicht selbst. Aber ich erwähn' es, weil in Deutschland kaum eine andere Sternwarte besser zur Prüfung und Vergleichung eines Fernrohrs geeignet sein kann, als die mit so vortrefflichen Sehwerkzeugen ausgerüstete Lilienthaler Sternwarte. Dies Fernrohr hat zweiundfünfzig Pariser Zoll Oeffnung mit zweiundsiebenzigzölliger Brennweite. Vermittelst desselben hat Dr. Schröter bei hellem Mondschein, etwa drei Stunden vor dem Vollmonde die kleinsten Sterne erkannt. Er zieht es, wie mir gesagt ward, einem dreizehnfüßigen Reflektor, dem Lieblinge seines Vaters vor, womit dieser seine meisten Entdeckungen machte. Im Nebel am Schwerd des Orion fand er die feinsten Sterne, die sein Vater nur mit dem größten Reflektor zuerst entdeckt hat. Die Vorzüge des Fernrohrs zeigen sich besonders aber bei Doppelsternen. Die beiden zarten Begleiter des Polarsterns und Rigel sah Dr. Schröter in heller Dämmerung mit ungewöhnlicher Deutlichkeit, Sterne, welche ein fünffüßiger Dollond kaum bei der finstersten Nacht erblicken ließ. Der verstorbene Graf Hahn, welcher einen großen und köstlichen Vorrath von Sehwerkzeugen besaß, rühmte im Berliner astronomischen Jahrbuch 1797 als besondere Tugend seines fünffüßigen Dollond, daß er den Stern ε Bootis doppelt zeige. Sein dabei angegebenes Verfahren bewies, wie schwer ihm dies gefallen sein mochte. Das benediktbeurische Rohr zauberte diesen Stern schon bei fünfundneunzigmaliger Vergrößerung vors Auge, so daß man gar nicht zweifelhaft werden konnte.

Linien

Noch eines andern Werkzeuges muß ich hier gedenken, welches das optische Institut liefert, nämlich des Heliometers. Die gewöhnlichen Heliometer wurden bisher blos zur Messung von Sonnendurchmessern gebraucht. Sie bestanden aus zwei Objektiv-Hälften, von denen die eine beweglich ist; durch Verrückung gaben sie zwei Bilder. Sie wurden an das Objektiv eines guten Fernrohrs gesteckt, und mußten mit der größten Sorgfalt gearbeitet sein, da man durch doppelte Objektive zu sehen hatte. Seitdem Bessel in Königsberg den, vor und seit Lamberts Zeiten nur auf Erkennung der Sonnendurchmesser benutzten Heliometer auch, nach Lamberts Vorschlag, zu Abstandsmessungen der Fixsterne von Planeten und Kometen mit Vortheil gebrauchte, kamen die Heliometer in größere Aufnahme. Das Institut zu Benediktbeurn bildet nun dergleichen Werkzeuge nicht, wie bisher gewöhnlich, zum Anstecken, sondern so, daß das Objektiv des Fernrohrs selbst (mit 31 Linien und 42 Zoll Brennweite) zerschnitten und ganz zum Heliometer wird. Die Aufstellung ist parallaktisch, die Abstände können repetirt werden, und überhaupt sind mannigfache Verbesserungen angebracht, aus deren Nichtdasein

eine anderthalbhundertmalige Längenvermehrung. "Denn um diese ists eigentlich doch zu thun, wenn man die Vergrößerungskraft des Mikroskops bezeichnen will, die man aber, um kaufslustige Laien anzulocken, gewöhnlich durch die stärkeren Zahlen der Flächenvergrößerung ausdrückt." — So werden in geringern Preisen mindergroße Mikroskope, bis hinab zum einfachen Reisemikroskop zu Benediktbeurn verfertigt.

Digitized by Google

leicht Nachtheil bei Beobachtungen erwachsen konnte. Einige Sternwarten, worunter die Göttinger und Seeberger obenanstehen, haben schon von diesen Heliometern neuer Art erhalten; für andere zu Ofen, Berlin, Breslau, Kopenhagen sind Bestellungen gethan.

Zu den merkwürdigern hier bereiteten Werkzeugen gehören auch noch die großen Mikroskope, sowohl wegen der bei ihnen angebrachten zweckmäßigen Vorrichtungen und Bequemlichkeiten, als wegen der Wirkungen ihrer achromatischen Gläser. Die stärkste Linear-Vergrößerung ist hundertundfünfzigmalig, und gewährt eine ungemeine Klarheit der betrachteten Gegenstände. Die dabei befindliche Eintheilung der Mikrometerschraube, vermittelst welcher die Gegenstände gemessen werden können, setzt jeden in den Stand, die feinsten Beobachtungen anzustellen. Daß die Fassung aller dieser und anderer optischen Werkzeuge in Holz, Messing und Stahl zarte Genauigkeit mit Geschmack und Festigkeit im hohen Grade vereinen, darf wohl nach allem, was schon gesagt worden ist, nicht erst angeführt werden. Es ist dafür in Benediktbeurn eine eigne mechanische Werkstatt unter der Leitung des trefflichen Künstlers Rudolf Blochmann angelegt worden.

Diese mechanische Werkstatt zu Benediktbeurn ist aber von jener schon früher erwähnten ganz verschieden, die zu München, unter der Firma Utzschneider, Liebherr und Werner besteht, und Passagen-Instrumente, Meridiankreise, Repetitionskreise, Theodolithe, Aequatorialien, Spiegelsextanten, astronomische Pendeluhren, achromatische Distanzenmesser, Luftpumpen und andere astronomische, mathematische und physikalische Werkzeuge verschiedener Art, auch Spinn- Bohr- Guillochir-Preßmaschienen u. s. w. verfertigt. Bekanntlich war früher der Hr. von Reichenbach mit Hrn. von Utzschneider und Liebherr associrt. Als sich Reichenbach nachher von dem trefflichen Mechaniker Liebherr und Utzschneider trennte, und mit einem Hrn. Ertl verband, begründete Utzschneider, vereint mit Liebherr und Werner, welcher letztere sich durch viele astronomische Kenntnisse auszeichnet, das neue mechanische Institut zu München. Beide Anstalten blühen hier nun neben einander, und beide beziehen ihre optischen Gläser von Benediktbeurn, wo Georg Fraunhofer ihnen in die Hände arbeitet.

Die Zuckersiederei. Die Tabaksfabrik. Blick auf das Gesammte des Hauses.

Während der für den europäischen Gewerbsfleiß in mancher Rücksicht wichtig und vortheilhaft gewordenen Sperrung des festen Landes wurde zu Benediktbeurn auch der Anfang mit einer Zuckersiederei aus Kartoffeln gemacht. Zu dem Behuf ließ Herr von Utzschneider weitläuftige Strecken Landes blos dem Anbau der Erdäpfel gewidmet. Man brachte es bei ihm so weit, daß der Erdäpfelsyrup die vollkommenste und schönste Krisallisation empfing. Schon begann dies Geschäft in guten Gang zu kommen, als Napoleons Kontinentalsystem gesprengt ward.

Um nun die Geräthschaften, die Arbeiter und die Oertlichkeiten nicht unbenutzt zu lassen, legte Hr. von Utzschneider sogleich eine Rauch- und Schnupftabaksfabrik in Benedikt-

Digitized by Google

beuern an. Ich sah sie in ihrem vollen Betrieb. Sie liefert sehr gute Arten Tabak, vom gemeinsten bis zum feinsten, und beschäftigt in der umliegenden Gegend den Fleiß vieler Menschen. Die Tabaksblätter werden von der Utzschneiderschen Tabaksfabrik aus Amerika, Holland, Ungarn, vom Rhein und von Nürnberg bezogen. Auf den Gütern des Gewerbsherrn selbst zu Benediktbeurn, zu Rieden am Staffelsee, und zu Giesing ohnweit München wird ebenfalls, wie es der Fruchtwechsel erlaubt, einiger Tabak gebaut. Die Fabrik mag in Rauchtabaken einen jährlichen Absatz von tausend Zentnern, und von ohngefähr zwölfhundert Zentnern Schnupftabak haben.

Alle diese verschiedenen Werkstätten, hinreichend genug, eine kleine Stadt blühend und berühmt zu machen, leitet ihr vielthätiger Besitzer und Stifter mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit und Ordnung. An ihn nach München kommen alle Zuschriften und Bestellungen von nah und fern für die verschiedenartigsten Anstalten, Fabriken und Manufakturen; er vertheilt die Anweisungen und Arbeiten; mustert von Zeit zu Zeit abwechselnd den Gang seiner Stiftungen; trifft neue Anordnungen; hilft nach, wo es fehlt; prüft seine Leute; giebt ihnen die ihnen angemessensten Plätze; hört ihre Anträge; entscheidet über ihre Vorschläge und wird so die Seele des Ganzen, dessen Zusammensetzung und innere Verbindung außer ihm keiner durchschaut.

Schwerlich hat Deutschland einen ähnlichen Verein so ausgezeichneter Institute, wie Benediktbeurn, aber schwerlich auch einen ähnlichen Mann, wie den aufzuweisen, welcher die Säle und Zellen der ehmaligen Benediktiner-Abtei mit dem Geräusche so mannigfaltiger Werkstätten erfüllte. Diese sind häufig von angesehenen oder berühmten Fremden besucht. Hierher kamen schon die Astronomen Gauß von Göttingen, Baron Lindenau von Seeberg bei Gotha, Tralles von Berlin und andere mehr, welche aus des kunstsinnigen und erfinderischen Fraunhofers Unterhaltungen neue Aufklärungen schöpften; hieher die meisten beim königlichen Hofe zu München angestellten auswärtigen Gesandte; vor zwei Jahren die russische Kaiserin, vor einem Jahre der Herzog von Dalberg u. s. m.

Es herrscht dabei in den weitläuftigen Gebäuden ein hoher Grad häuslicher Ordnung und Reinheit und um.. den Bewohnern eben so viel Fleiß, als Geselligkeit. Alles arbeitet. Müssiggang scheint hier kaum ein dem Namen nach bekanntes Laster zu sein. Denn nach vollbrachtem Tagesgeschäft strebt alles wieder, sich durch Selbstbelehrung weiter auszubilden. Zur Unterhaltung an Sonn- oder Feiertagen bildete sich eine Musikliebhaber-Gesellschaft. Hr. v. Utzschneider wies derselben einen eignen Tonsaal an. Die Kirchenmusik, welche nach Aufhebung der Abtei gänzlich verschwunden war, hat sich daraus wieder neu hergestellt. — Am rührendsten war mir bei diesem Allen noch die mit Ehrfurcht gemischte Liebe sämmtlicher Bewohner des Hauses Benediktbeurn zu dem Urheber dieser vielen Stiftungen. Seine Anspruchslosigkeit, sein menschenfreundliches Wohlwollen, seine Popularität gewinnen die Herzen, von denen sich jedes

Digitized by Google

nur zu beklagen ſcheint, daß er nicht jedem ausſchließlicher angehören könne. Seine achtungswürdige Gemalin lebt hier den größten Theil des Jahres. Er ſelbſt erſcheint nur von Zeit zu Zeit vorübergehend, immer da, wo ſeine Gegenwart am dringendſten nothig iſt.

H. Zſchokke.

La Fayette's Landleben im Schloſſe La Grange.*)

Das Schloß La Grange-Bleſſeau, der Aufenthalt des Marquis La Fayette, liegt in den fruchtbaren Gefilden von Brie. Es iſt von der großen Heerſtraße ſo entfernt, ſo einſam, ſo tief in Bäumen begraben, daß die Phantaſie ſich kaum eine größere Abgeſchiedenheit, kaum einen dem Anſcheine nach von dem Geräuſche der Welt und jeder Scene des Lärmens und der Zwietracht mehr abgeſonderten Ort zu denken vermag.

Um den durch ſeine ächte Vaterlandsliebe nicht weniger als durch ſeine Kriegsthaten berühmten Beſitzer dieſes Schloſſes perſönlich kennen zu lernen, mußten wir — alſo erzählt Lady Morgan — etwa dreißig Meilen von Paris von der Hauptſtraße abfahren, und einen Nebenweg einſchlagen, auf welchem nicht ohne große Mühe fortzukommen war. Nur vermittelſt wiederholter, von den Hirten, Holzhackern und Feldhütern, die wir hier und da antrafen, eingezogener Erkundigungen, waren wir im Stande, uns aus dem Labyrinthe, in welchem wir uns befanden, herauszuhelfen. Indeß wußte doch jedermann um das Schloß La Grange, und auf ſteinigen Wegen umhergerüttelt, gelangten wir von Thale zu Thale weiter, indeß das Getöſe der Mühlen längs den Bächen unſer Ohr betäubte. Bald ſahen wir uns von einem dichten Wald von Obſtbäumen umfangen, und dann führte der Weg durch den Hof einer Meierei hindurch, was den Beſitzer derſelben erfreute, dem ſich auf dem Platze umhertreibenden Federvieh aber einen gewaltigen Schrecken verurſachte. Der Kutſcher ſowohl als ein uns begleitender franzöſiſcher Bediente hatte überall etwas zu fragen, und Höflichkeiten bald zu erweiſen, und bald zu erwiedern.

Mitten in dieſer fruchtbaren und reizenden Landſchaft erſchienen jetzt, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, und aus bejahrten Wäldern und reichen Obſtgärten hervorgehend, die fünf Thürme von La Grange-Bleſſeau. Durch eine Oeffnung zwiſchen den Bäumen hindurch zeigte ſich das niedliche Dorf Aubevierre, ehmals vermuthlich zur Gerichtsbarkeit des Schloſſes gehörig, an deſſen Mauern es ſich, gleichſam Schutz ſuchend, mit ſeinen Häuſern anſchmiegte.

Etwas weiter hinaus ſahen wir die Dorfſchaft Yères mit ihrem klaren Bache und

*) Im Auszuge aus der kürzlich erſchienenen Schrift: *La France, par Lady Morgan, ci-devant Miss Owenson.*

Digitized by Google

romantischer Thalumgebung, je nachdem sich der holperige Weg nach dieser oder jener Seite hinneigte, zum Vorschein kommen und wieder verschwinden. Noch eine Weile schlängelte sich in einer durch die anstoßenden Baumgruppen bestimmten Richtung, die Straße zwischen herabhängenden, mit reifenden Früchten belasteten Zweigen hindurch, und dann befanden wir uns auf einem schönen, das Schloß bekränzenden Wiesenplatze. Ein tiefer Graben, eine Fallbrücke, Thürme mit Epheu bewachsen, große, in einen Hof hineinführende Bogenthürme, das alles bildete zusammen ein malerisches, den Zeiten der Feudal-Herrschaft angehöriges Ganzes, dessen Anblick in Verbindung mit der Stille und der Färbung eines schönen Abends ganz trefflich mit den etwas gespannten Gefühlen zusammenstimmte, welche die Annäherung des Augenblicks in uns erweckt hatte, der uns einen Mann, an welchen wir seit langer Zeit nie anders als mit Bewunderung und Interesse gedacht hatten, von Angesicht zeigen sollte.

Wir fanden den General La Fayette mitten im Schooße seiner patriarchalischen Familie. Sein vortrefflicher Sohn, seine Schwiegertochter, zwei Töchter, die Gefährtinnen seiner Gefängnißtage zu Olmütz, ihre Gatten, eilf Enkel, und ein ehrwürdiger Großoheim, gewesener Großprior des Maltheserordens, mit schneeweißen Locken, der in seinem Ordenskreuze jetzt noch mit eben dem Stolze einher prangte, wie zur Zeit, da er an der Spitze seiner frommen Krieger zum Angriffe gegen den Feind der Christenheit auszog; — dies war die Gesellschaft, die wir im Schlosse antrafen, dies der freundliche Kreis, in welchem wir unser Frühstück und unser Mittagsessen genossen, und in dessen Begleit die reizenden Lustgänge durch die Umgegend und die Wälder von La Grange unternommen wurden. Unter allen Gliedern dieser liebenswürdigen Familie herrschte fortwährend die vollkommenste Harmonie und Eintracht; alle schienen von den gleichen Interessen, Liebhabereien und Neigungen beseelt zu sein.

Wenn man eines Menschen ansichtig wird, dessen Name und Ruf uns schon seit einer langen Reihe von Jahren bekannt ist, und dessen Thaten der Beifall seiner Zeitgenossen, vielleicht schon ehe man selbst in die Welt eingetreten war, gekrönt hatte, so erwartet man ganz natürlich starke Spuren von der Allgewalt der Zeit auf seinem Antlitze wahrzunehmen. Doch an La Fayette's Aeußerm ist nicht die leiseste Spur eines längern oder kürzern Zeitverlaufes zu finden. Nicht eine einzige Runzel durchfurcht seine Stirne. Sein edler Anstand, sein gerader und hoher Wuchs beweisen es sattsam, daß sein Körper sich nicht minder kraftvoll als der ihn beseelende Geist erhalten habe. Noch jetzt (1816) gebricht es dem ausserordentlichen Manne keineswegs an Stärke, Grazie und Würde, und obgleich er während mehr denn vierzig Jahren in den mannigfaltigsten und ungewohntesten Scenen mitgespielt hat, so scheint er doch sein großes Stufenjahr noch nicht erreicht zu haben. In seinem Meierhofe ist er eben so thätig, als elegant in seinem Gesellschaftszimmer, und wenn es auch schwer halten sollte, in einem der geschicktesten Landbauer Frankreichs, und in einem der höflichsten Männer, die dies Land jemals erzeugt hat, den Krieger und Gesetzgeber wieder zu finden, so wird wenigstens nicht leicht jemand den wahren Vaterlandsfreund in ihm verkennen können.

Digitized by Google

Noch zur Stunde ſieht ſich La Fayette in dem unverkümmerten Beſitze aller Talente und Fertigkeiten ſeiner Jugendjahre. Sein Gedächtniß iſt ihm noch völlig ſo treu, wie in frühern Zeiten. Jetzt noch beachtet und umfaßt ſein Geiſt je das Erhabenſte, was der menſchliche Verſtand auszudenken vermag. Seine Unterhaltung gewinnt durch die Anekdoten in Betreff der denkwürdigſten Perſonen und Ereigniſſe der letztverfloſſenen fünfzig Jahre, womit er ſie zu würzen weiß, ein ganz beſonderes Leben. Mit Entzücken gedachte er, mehr wie einmal, eines kurzen Beſuches, den er in England ſeinem Freunde Fox abgeſtattet, und von dem bezaubernden Weſen der verſtorbenen Herzogin von Devonſhire ſprach er beinahe mit dem Feuer und der Lebendigkeit eines Jünglings. Engliſch redet und ſchreibt er ſo zierlich wie ſeine Mutterſprache; auch beſitzt er eine gründliche Kenntniß von Allem, was ſich im Gebiete der britiſchen Litteratur und Philoſophie Bedeutendes vorfindet. Seine Bibliothek, deren Auswahl allein ſchon den Geſchmack des Beſitzers verbürget, und welche eine beträchtliche Anzahl der vorzüglichſten engliſchen Schriftſteller in allen Fächern enthält, befindet ſich in dem oberſten Stockwerke einer der Schloßthürme, und das Zimmer, in welchem ſie aufgeſtellt iſt, beherrſcht, wie Montaignes Kabinet, den Hof der Meierei des philoſophiſchen Landwirthes. „Es begegnet mir öfters, ſagte er einmal zu uns, als wir die unter ſeinen Bibliothekfenſtern ſich umhertreibenden Herden betrachteten, „daß meine Merino's und meine Heuwagen Ihrem Hume und unſerm Voltaire meine Aufmerkſamkeit ſtreitig machen.“

Mit großem Vergnügen ſprach er auch von dem, ihm vor einigen Jahren von Herrn Fox und dem General Fitz-Patrik zu La Grange abgeſtatteten Beſuche. Gleich den andern Morgen nach meiner Ankunft führte er mich außer das Schloß hinaus, um mir einen mit ſchönem Epheu bewachſenen Thurm zu zeigen. „Es iſt Fox, ſagte er, der dieſes Epheu gepflanzt hat, und ich habe meine Enkel gelehrt, ein ſolches Denkmal zu ehren.“ Zur Winterszeit kommen alle Sonntage Abends die Landleute aus der Nachbarſchaft nebſt der Dienerſchaft des Schloſſes in dem einfachen, aber geräumigen Speiſeſaal zuſammen, um nach dem Tone der Violine zu tanzen. Die Geſellſchaft wird mit Kuchen und Zuckerwaſſer bewirthet. Der General ſelbſt iſt gewöhnlich, und ſeine Familie allemal bei dieſen ländlichen Bällen gegenwärtig. Die jungen Familienglieder nehmen ſelbſt Theil an dem Tanze und machen der Geſellſchaft etwa einige neue, von ihren Tanzmeiſtern kürzlich in der Hauptſtadt eingeführte Tanzſchritte vor. Während des Sommers werden dieſe patriarchaliſchen Zuſammenkünfte im Schloßparke auf einem eigens zu dieſem Gebrauche beſtimmten mit Bäumen eingefaßten Platze abgehalten.

Oft, wenn ich La Fayetten ſo im Schooße ſeiner liebenswürdigen Familie betrachtete, erinnerte mich dieſer Anblick an die letzten Lebensjahre des Kanzlers von Hopital, den der naive Brantome mit Cato vergleicht, und der, ein eben ſo entſchiedener Freund der Freiheit als abgeſagter Feind aller Parteiungen, ſeine letzten Jahre, umgeben von ſeiner Gattin, ſeinen Kindern, neun Enkeln, und einer Schaar treuer, in ſeinem Dienſte grau gewordener Diener auf ſeinem kleinen Gute zu Vignay, das er mit eigener Hand erbaute, verlebte.

Digitized by Google

Ich verbringe, so erzählt der Kanzler in einem seiner Briefe, meine Tage wie Laërtes, baue mein Feld, und wünsche von allen dem, was ich jetzt wissen muß, nichts zurück. Weit lieber ist mir dieser ländliche Zufluchtsort, der meinem Herzen Befriedigung verschafft, und gleichwohl meiner Eitelkeit schmeichelt. Es gewährt mir Freude, mich in Gedanken der Reihe jener Verbannten Roms und Athens, die durch ihre Tugend ihre Mitbürgern furchtbar geworden sind, beizugesellen. Ich lebe mitten unter einer zahlreichen und geliebten Familie, lese, schreibe, hänge meinen Gedanken nach, und vergnüge mich an den Spielen meiner Enkel, deren Beschäftigungen alle, selbst die einfachsten, mich anziehen. Mit einem Worte: alle meine Augenblicke sind ausgefüllt, u. s. w. Detail und Geist dieses so natürlichen Lebensgemäldes passen ganz auf die Tage und Lebensart des Herrn von La Fayette.

In der Gesellschaft dieses „Letzten der Römer“ durchwanderte ich seine weitläuftigen Pachthöfe, und besuchte seine Schäfereien, Stallungen, und Milchkeller, auf die er mit Recht stolz ist, und in Betreff derer er mich mehrmals fragte, ob sie nicht ein wenig in englischem Geschmacke seien. Was mich auf diesen Spaziergängen eigentlich rührte, war der liebreiche Ton, in welchem er mit den Bauern und den mit mancherlei ländlichen Geschäften in seinen Besitzungen beschäftigten Arbeitern redete. Da hieß es immer „mein Freund, mein lieber Freund, lieber Junge,“ indeß „die gute Mutter oder mein liebes Kind“ angewiesen wurde, uns ihre Vorräthe von Rahm und Käse oder die jungen Bruten ihrer Hennen und Truthühner zu zeigen. Eine so leutselige Vertraulichkeit schien von Seite der Untergebenen durch eine unbeschränkte Zuneigung und eine an Verehrung gränzende Hochachtung erwiedert zu werden.

Der vormalige Baumgarten des Schlosses, wo der Gerichtsherr sich des Abends mit seinen Hausoffizianten zu vergnügen und mit seinem Kapellan Schach zu spielen pflegte, macht jetzt einen Theil eines prächtigen, hinter dem Schlosse liegenden Parks aus. In diesem Parke sind zwei Gehölze angelegt, deren Dickungen von majestätischen Eichen und mahlerischen Ulmen solcher Gestalt durch das Ganze vertheilt sind, daß der Glanz des sammtnen Rasenteppichs dadurch noch bedeutend erhöht wird. „Das alles ist auch noch ein wenig in englischem Style, sagte der General zu mir, indeß habe ich die Schönheiten des Parks größtentheils unserm berühmten Landschaftsmaler Robert zu verdanken, der mir geholfen hat, den Plan zu demselben und die Eintheilung des Bodens zu entwerfen.“ Indem wir so bei schönem Mondscheine durch diese Zaubergegend lustwandelten, hörte ich den berühmten Besitzer von La Grange über alle die Gegenstände sprechen, welche die Aufmerksamkeit eines tugendhaften und aufgeklärten Mannes in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Er sprach abwechselnd französisch und englisch, das eine wie das andere mit Geist, Unbefangenheit und beredter Zunge.

Unser Mittagsspaziergang hatte einen weniger ernsthaften Karakter. Um diese Zeit verließen die jungen Leute ihre Studien, um uns zu begleiten, so daß wir eine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen ausmachten. Hier spielte dann der Großprior jedesmal eine ausgezeichnete Rolle, und war sichtbarlich der Führer des Zuges. Ein Theil seiner Leute erhielt Befehl, auf

Digitized by Google

das Sammeln von Blumen, die zur Verschönerung der Mittagstafel dienen sollten, auszugehen. Zu diesem Ende hin theilte er seine Armee in verschiedene Divisionen, und führte das Kommando über dieselben mit einer solchen Gravität und Lebhaftigkeit, daß man hätte glauben können, er interessire sich für diese, gegen den bunten und duftenden Schmuck der Felder gerichtete Raubzüge eben so sehr, als die jungen, unter seinem Befehl stehenden, wohl disziplinirten Truppen. Wenn etwa, nachdem das Zeichen zum Aufbruche gegeben war, der General selbst in den Schwenkungen einen Fehler bemerkte, so kommandirte er Halt, und setzte seinen eignen, auf lange Erfahrung gegründeten Rath mit den taktischen Kenntnissen des Malteserordens in Verbindung. Es war ein besonderer Anblick, den Repräsentanten der Großmeister des Ordens von St. Johann von Jerusalem, und den General, welcher die Nationalarmee von Frankreich kommandirt hatte, mit diesem kleinen Streifkorps manövriren, und von eben den Ideen, welche vormals auf das Schicksal von Europa Einfluß gehabt haben, zur Leitung eines gegen Blumen und Sträuche gerichteten Angriffs, Gebrauch machen zu sehen.

Der Schmerz, den wir beim Abschiede von La Grange empfanden, stand mit den Erwartungen, unter welchen wir in das Schloß eingetreten waren, und mit den Freuden, die wir innerhalb seiner Mauern genossen hatten, in völligem Verhältniß. Es ist in dem Leben eines Wesens von gewöhnlicher Gattung ein denkwürdiger Umstand, sich in die unmittelbare Nähe eines großen und zugleich rechtschaffenen Mannes eingeführt zu sehen. Durch ein solches Ereigniß erhalten die Gefühle, welche der Umgang mit der Welt vielleicht verdorben hatte, ihre völlige Frischheit wieder; der Geist erholt sich von seiner Ermüdung; und seine Erinnerung an jene kleinen und niedrigen, einen so großen Theil der menschlichen Gesellschaft beherrschenden Leidenschaften, an die Erbfolge einer ränkeschmiedenden Mittelmäßigkeit, an die Triumphe eines knechtischen, den jedesmaligen Zeitumständen sich anschmiegenden Schmeichelsinnes, an die selbstsüchtigen, auf der einen Seite zerstörenden, auf allen Seiten aber herabwürdigenden Absichten der Uebergewalt und des Ehrgeizes wird, bis auf die letzte Spur aus dem Gedächtnisse ausgetilgt.

La Fayetten sehen, ihn sprechen und hören, heißt eines der anziehendsten Blätter des Buches der Menschheit vor sich aufschlagen. Mit Erbauung und Wonne habe ich dies Blatt gelesen, und der Eindruck davon wird sich nicht eher verlieren, als bis die Kraft meines Lebens und meines Gedächtnisses schwinden wird.

H.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Merkwürdige Erscheinungen beim Ausbruch eines Vulkans auf dem Eiland von Sumbava.

Als der Vesuv am 24. August des Jahres 79 unserer Zeitrechnung zum erstenmal seine zerstöhrende Gewalt äusserte, erschütterte er weit umher den Erdboden, und begrub sechs Städte unter Asche; Herkulanum, Pompeji, Stabiä, Pästum, Thaurania und Thora. Die Asche wehte bis Afrika und verfinsterte zu Rom die Sonne. Die Vögel fielen todt aus der Luft; die Fische des Meeres starben. So erzählen die alten Schriftsteller. Wir können uns kaum von solchen furchtbaren und weit ausgebreiteten Erscheinungen einen Begriff machen. Wir würden beinah geneigt sein, vieles von dem Erzählten in Zweifel zu ziehen, hätte die große Trümmer von Herkulanum, die tief unter Erd und Asche seit siebenzehnhundert Jahren verborgen gelegen war, bis sie Fürst Elboeuf im Jahr 1706 entdeckte, nicht die Wahrheit von den grausenvollen Schilderungen des Alterthums bestätigt. Freilich der Ausbruch vom Jahr 1631, da bei 30,000 Menschen das Leben verloren, vom Jahr 1779 und 1794, sind noch in frischerm Andenken; aber die Verheerungen nicht mit denen des ersten Ausbruchs zu vergleichen.

Lesenswerth und in mancherlei Beziehungen belehrend ist die einfache Erzählung, welche das Juliheft der Bibliotheque univers. dieses Jahres aus dem Briefe eines Reisenden vom Ausbruch des Tomboso, eines Berges auf dem Eiland Sumbava, mittheilt. Es gehört Sumbava (Cumbava) zu der weitläuftigen asiatischen Inselwelt, welche sich zwischen Ost- und Südindien verbreitet. Die Insel selbst, beinahe so groß wie Sardinien, liegt ostwärts von Java, ist unter der Herrschaft von sechs Raiahs vertheilt, welche die Bundesverwandten der holländischen Niederlassungen dieser Gegenden sind. Die feuerauswerfenden Gebirge, die Erdbeben, die Bimsteinfelsen in diesen Meeren sind so zahlreich, daß man beinah glauben sollte, die ganze Inselwelt sei vorzeiten festes Land im Zusammenhang mit Asien gewesen, und erst durch die Macht unterirdischer Flammen zerbröckelt worden. Doch nun zum Brief des Reisenden. Wir theilen aus demselben das Wesentlichste mit.

Man glaubte am 5. April 1815 zu Macassar, der volkreichen, großen Hauptstadt von der Insel dieses Namens, Kanonenschüsse zu hören. Der Schall kam von Mittag her, und dauerte mit flüchtigen Zwischenräumen den ganzen Nachmittag fort. Gegen Sonnenuntergang näherte sich die Kanonade. Man hörte deutlich zwischen dem groben Geschütz das Geknacker des Kleingewehrfeuers. In der Nacht vom 11. wiederholte sich der wunderbare Schlachtendonner, aber viel stärker, viel näher; gegen Morgen geschahen die Schüsse häufiger; oft hörte man den Schall von drei, vier Kanonen zugleich. Der Wiederhall erschütterte die Schiffe und Häuser der Stadt. — Schiffe, welche zu dieser Zeit in den Hafen von Macassar einliefen, berichteten, daß man auch auf der holländischen, von Macassar südwärts gelegenen Insel Salayer die

Digitized by Google

Kanonade gehört, und auf der Veſtung das Geſchütz zurecht gemacht habe, um ſich im Fall eines Angriffs von den Seeräubern zu vertheidigen; endlich aber, da alles ruhig blieb, vermuthet, das Getöſe müſſe von einem vulkaniſchen Ausbruch der Inſel Sumbava herrühren. Während man zu Macaſſar noch darüber her und hinrieth, verdunkelte ſich der Himmel gegen Süden und Weſten immer mehr. Anfangs war es, als ſei ein ſtarkes Gewitter, ein Orkan im Anzuge. Bald aber ward der ganze Himmel voll dunkelglühender Röthe. Um zehn Uhr Morgens wurd' es gänzlich finſter, ſo finſter, daß man die Schiffe, die nur fünftauſend Fuß vom Ufer entfernt lagen, nicht mehr zu erkennen im Stande war. — Nun blieb kein Zweifel übrig, dies müſſe Wirkung eines vulkaniſchen Ausbruchs ſein. Es fiel feine Aſche auf die Stadt und auf die Verdecke der Schiffe nieder.

Ohngefähr um eilf Uhr Mittags war der ganze Horizont verfinſtert, bis auf einen ſchmalen, hellen Streifen des Himmels, der wie Sonnenaufgang ſchien, und gegen welchen man die Gebirge von Celebes ſah. Dann fiel ein wahrer Regen von Aſche nieder. Dieſe Erſcheinung, anfangs beunruhigend, ward bald ſchrecklich. Macaſſar iſt von Sumbava doch über fünfzig geographiſche Meilen entfernt. Mittags verſchwand auch noch der allerletzte Lichtſtreif des Himmels. Es ward weit umher allgemeine Nacht. Die Aſche fiel ſtärker, und obgleich man auf dem Schiffe des Engländers, der dieſe Nachrichten mittheilte, die Seegeltücher ausbreitete, um zu verhindern, daß der Staub nicht in das Innere des Schiffes eindränge, war er doch ſo fein und leicht, daß er alles durchflog und auch das Innere des Schiffgebäu's erfüllte.

Die Finſterniß ward und blieb den ganzen Tag hindurch ſo außerordentlich groß, daß ſelbſt die dunkelſte Nacht nichts ähnliches dagegen aufwies. Denn man ſah ſeine eigene Hand nicht mehr, ſo nah man ſie auch vor den Augen halten mochte. Die Aſche fiel fort und fort. Die Finſterniß dauerte folgenden Morgens, da die Sonne aufgehen ſollte, noch anhaltend. Es war ſechs Uhr und man ſah nichts. Um halb ſieben Uhr bemerkte man aber doch eine Minderung; das war keine geringe Freude für die vielen tauſend Menſchen in dieſer Schreckenszeit. Um acht Uhr konnte man ſchon Gegenſtände, die einige Schritte entfernt waren, wie durch Dämmerung von einander unterſcheiden. Die Heiterkeit nahm ſchnell zu. Um neun Uhr erblickte man ſchon wieder von den Schiffen das Ufer des Landes. Das Schiff unſers Briten hatte ein ſeltſames Anſehen; eben ſo Alles, was man rund um gewahr ward. Alles war grau überzogen und gekleidet, ſelbſt Maſten und Seile. Auf dem Verdeck lag an einigen Stellen die Aſche einen Schuh hoch. So fein ſie auch war, wog ſie doch ſchwer. Sie glich gepulvertem Bimſtein; hatte brenzlichen, doch nicht ſchwefelichen Geruch; keinen Geſchmack und griff die Augen nicht an. Die Maſſe vom Inhalt eines Röſels oder Schoppen wog zwölf und eine viertel Unze. Der Ascheregen dauerte zwar noch ſtark fort, aber doch ſichtbar. Erſt Mittags den 12. April erſchien die Sonne wieder; doch warf ſie nur einen trüben Schein. Erſt folgenden Tages endete das Fallen des Staubes allmählig.

Digitized by Google

Die Felder in den Umgebungen von Macaſſar waren grau, ohngefähr fünfviertel Zoll hoch bedeckt mit Aſche. Man fürchtete für die Maiernbte; denn die jungen Pflanzen waren ganz niedergedrückt und in Aſche begraben. Die Fiſche in den Teichen bei Moreſſa ſchwammen todt oben auf. Man fand auf den Feldern auch viele kleine Vögel todt.

Man hatte viele Mühe, das Schiff von der Aſche zu reinigen; denn ſie ward, wenn ſie benetzt wurde, zu einem Schlamm, der nur ſchwer wegzuſchaffen war. Noch bis zum 15. April blieb die Athmoſphäre trübe. An dieſem Tage verließ das Schiff unſers Reiſenden Macaſſar, des Morgens bei ſchwachem Winde und ſegelte nach Sumbava. Am 10. entdeckte man dieſe Inſelküſte. Wie man ſich ihr näherte, fuhr man durch weite Strecken, alle von ſchwimmenden Bimsſtein ſo dicht überdeckt, daß man ſie in vollem Ernſt für Sandbänke hielt, und eine Schaluppe vorausſchickte, ſie zu unterſuchen. Sie nahmen einen Raum von drei engliſchen Meilen ein. Bald erſchienen große Blöcke ſchwimmenden Bimsſteins, vermengt mit halbverbrannten Baumſtämmen, daß die Schaluppe Mühe hatte, nur hindurch zu kommen.

Auch der Meersgrund in der Umgebung der Inſel Sumbava mußte große Veränderung erlitten haben. Denn das Schiff ſtieß, als es in die Bai von Bima einfuhr, auf eine Sandbank, wo noch kaum vier Wochen vorher die Fregatte Ternate ſechs Faden Ankergrund gefunden hatte.

Das Ufer der Bai bot einen traurigen Anblick. Alles bis zu den Gipfeln der Berge war in Aſche gehüllt. Dieſe lag auf den Feldern bei der Stadt Bima drei und einen viertel Zoll hoch.

Nach einem unſern Reiſenden vom britiſchen Reſident zu Bima gegebenen Bericht, rührte die ganze Erſcheinung vom Ausbruch des Berges Tombozo her, der ohngefähr vierzig engliſche Meilen weſtwärts Bima emporſteigt. Man machte vom Ausbruch des Tombozo eine entſetzliche Beſchreibung. Es war wie Weltuntergang; der Donner betäubend, zumal in der Nacht vom 11. April; die Finſterniß zwölf Stunden länger geweſen, als zu Macaſſar und die Aſche ſo mächtig gefallen, daß das Dach von der Wohnung des Reſidenten durch die Laſt an einigen Orten durchbrach und das Haus unbewohnbar wurde. Dies war auch an andern Gebäuden begegnet. Dabei war das Meer in allgemeinem Aufruhr, daß die Fluten bis zur Stadt kamen, und das erſte Stockwerk der Häuſer einen Schuh hoch überſchwemmten. Alle Fahrzeuge und Schaluppen waren geſcheitert und zerſchlagen.

Man hatte damals vom Innern des Landes, von den Städten Tombozo und Sumbava noch keine Nachricht. Aber von Sanjier erfuhr man, daß die größere Hälfte dieſer Stadt zerſtöhrt und eine noch ungezählte Menge von Einwohnern umgekommen ſei. Sanjier liegt nur vier bis fünf Stunden ſüdöſtlich vom Berg Tombozo, der noch immer mit ſeinen Gipfeln in Dampfwolken vergraben lag.

Rs.

Digitized by Google

Aus Italien.

Entdeckung eines Ulphilas in der ambrosischen Bibliothek zu Mailand. — Die Bestätigung der, magnetische Kraft gebenden, Eigenschaft des violetten Lichtstrahls.

Der wohlbekannte und verdienstvolle Durchspäher alterthümlicher Handschriften, Angelo Mai, Vorsteher des ambrosischen Bücherschatzes zu Mailand, hat abermals eine neue Entdeckung gemacht, welche für Wissenschaft und Sprachkunde vielleicht bedeutender sein dürfte, als sämmtliche Schriften des M. Corn. Fronto, die er der Vergessenheit oder ewigen Vernichtung entriß *). Er fand nämlich, indem er vor Kurzem einige sehr alte lateinische Handschriften auf Pergament durchmusterte, unter den lateinischen Buchstaben eine verwischte noch ältere Schrift, aber ganz von anderer Gestaltung der Schriftzeichen. Er erkannte sie bald für gothische, und fand die Uebersetzung des Ulphilas von allen dreizehn ächten Briefen des Apostel Paulus.

Dieser Fund ist für die Geschichte der Wissenschaften, für die Erklärung der heiligen Schriften, für die nähere Kenntniß der gothischen Sprache wichtig. Es ist bekannt, daß wir unter dem Namen des gothischen Bischofs Ulphilas, der im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, und die Bibel für sein Volk übersetzte, nur noch die vier Evangelien in dem sogenannten silbernen Kodex haben. Dieser, dessen Buchstaben auf purpurfarbenem Pergament silbern, die größern Anfangsbuchstaben golden sind, kam aus dem Kloster Werden in Westphalen nach Prag, von Prag an die Königin Christina von Schweden nach Stockholm; von da in die Hände des gelehrten Franz Junius, nach Holland; aus diesen, um vierhundert Thaler, welche Graf de la Gardie dafür zahlte, wieder nach Schweden, wo der Graf ihn an den Bücherschatz der upsalischen Hochschule schenkte. Er scheint minder gothische, als fränkische Uebersetzung zu sein, die am Ende des sechsten Jahrhunderts gemacht worden ist. — Es ist ferner bekannt, daß Franz Anton Knittel unter den alten Handschriften des wolfenbüttelschen Büchersaals um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf acht Pergamentseiten die gothische Uebersetzung von ohngefähr fünf Kapiteln des paulischen Briefs an die Römer entdeckte, die er im Jahr 1762 herausgab **).

So schätzbar auch das wolfenbüttelsche Bruchstück sein muß, kann es doch mit dem neuesten Fund des Angelo Mai nicht in Vergleich gestellt werden. Dieser besteht in zwei verschiedenen handschriftlichen Bänden; beide sind bestimmt von zwei ganz verschiedenen Händen, und wahrscheinlich im fünften oder sechsten Jahrhundert geschrieben. Was von den Briefen des Paulus in einer der Handschriften mangelt, kann glücklicherweise aus der andern ergänzt werden. Die Schriftzüge sind groß und zierlich.

Außer beiden Handschriften mit den paulischen Briefen hat Angelo Mai in der ambrosischen

*) Der baierische Ministerialrath, Friedrich Roth, hat unlängst in einer, nun auch gedruckten akademischen Vorlesung „Bemerkungen über die Schriften des M. Cornel. Fronto und über das Zeitalter der Antonine" den geringen Werth des Fundes für Geschichte und Alterthumskunde treffend und bündig dargestellt.

**) Ulphilae versio gothica nonnullorum capitum epistolae ad Romanos etc. 1762.

Digitized by Google

Büchersammlung noch zwanzig andere Seiten gothischer Schrift gefunden, die er aus verschiedenen ganz alten, wiederüberschriebenen Handschriften gesammelt hat. Darunter befindet sich ein Bruchstück aus der Uebersetzung des Buchs von Esdras und Nehemias, — also die ersten Spuren der gothischen Uebersetzung vom alten Testament.

Nächstens wird der preiswürdige Entdecker eine vorläufige Anzeige und Beschreibung seiner Auffindungen bekannt machen — dann auch die gothischen Schriften selbst.

Morichini's und anderer Erfahrungen über das Vermögen der violetten Lichtstrahlen, einer Kompaß-Nadel die magnetische Eigenschaft zu ertheilen, haben bei vielen, welche die Versuche nachmachten, ohne den erwünschten Erfolg zu erblicken, Zweifel erregt. Die Herausgeber der Bibl. univer. geben nun die umständliche Beschreibung des Verfahrens an, welches die Hrn. Playfairs, während ihres Aufenthalts zu Rom selbst mit anfahen, und ihnen schriftlich mittheilten. Es ist folgendes:

Nachdem man in ein verdunkeltes Zimmer durch eine kleine Oeffnung im Fensterladen einen Sonnenstrahl auf ein gewöhnliches Prisma hatte fallen lassen, fing man das Farbenbild auf. Man stellte dann in den Strahlenweg ein Buch, der, mit Ausnahme der violeten Strahlen, die übrigen alle unterbrach. In die violetten Strahlen brachte man auf eine Unterlage eine Kompaßnadel, die aber weder Polarität noch Anziehungskraft für Eisenfeilspäne äusserte. Man befestigte sie mit Wachs auf die Unterlage, und zwar horizontal und in einer solchen Richtung, welche den magnetischen Meridian ohngefähr im rechten Winkel durchschnitt.

Durch ein hinlänglich großes Brennglas sammelte man das violette Licht in einen einzigen Brennpunkt, den man langsam über die Länge der Nadel streichend, hingehen ließ, indem man von der Mitte der Nadel gegen eines ihrer Enden hinfuhr, aber immer gegen dasselbe Ende; auch niemals die Nadel rückwärts aufstrich in umgekehrter Richtung, wie man das bei der gewöhnlichen magnetischen Bestreichung ebenfalls beobachtet. Als man die Nadel nach einem solchen halbstündigen Verfahren prüfte, zeigte sie noch keine Polarität und Anziehung des Eisens. Man fuhr also noch fünfundzwanzig Minuten (in allem fünfundfünfzig Minuten) fort, die Nadel mit dem Lichtpunkt auf die beschriebene Art zu bestreichen, und am Ende der bezeichneten Frist war sie stark gemagnetet; das heißt, im Kompaß polarisirte sie kräftig. Die mit Licht gestrichene Hälfte derselben stieß den Nordpol ab. Die ganze Nadel zog Eisenfeilspäne an.

Klarheit und Trockenheit der Luft, es mag kalt oder warm sein, sind wesentliche Erfordernisse zum Gelingen des Versuchs.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes November-Heft 1817.

Das

von dem sel. verstorbenen Herrn

Dr. und Archiater Hirzel

hinterlassene

Herbarium

ist ein schönes Denkmal seines unermüdlichen Fleißes, seiner Kenntnisse und seines auch im vorgerückten Alter und bei unsäglichen körperlichen Beschwerden nie erloschenen Eifers für Naturwissenschaft.

Es besteht selbiges aus ohngefähr 6600 Arten meist gut getrocknete Phänogamien; worunter die Schweizerpflanzen, selbst die seltnern, ziemlich vollständig, daneben aber noch eine Menge deutscher und überhaupt europäischer Vegetabilien, so wie auch recht viele und schöne und seltene exotische, worunter sich ganz vorzüglich eine schöne Zahl herrlicher Capflanzen auszeichnet, wie man sie nicht oft in Herbarien antrifft, auch einige ostindische, welche, so wie die capischen, der sel. verstorbene in seinen frühern Jahren aus Holland, und darunter manche von dem berühmten van Rogen zu bekommen Gelegenheit hatte.

Auch Cryptogamien aus allen Abtheilungen befinden sich in großer Anzahl und mühsam geordnet dabei, und sind denselbigen die trefflichen Hefte der Cryptogamen des Fichtelgebirges von Funke untermischt.

Zu diesem Herbarium gehört dann noch eine nicht unbeträchtliche Sammlung mühsam zergliederter Blumen zu Erklärung der Gattungskennzeichen. Ihr Nutzen für Anfänger und Lehrer, ja selbst bisweilen für Kenner, ist so einleuchtend und anerkannt, daß dadurch unzweifelhaft der Werth des Herbarii wesentlich erhöhet wird.

Die Pflanzen sind großen Theils sehr gut konservirt, mit Stecknadeln auf weißem Papier befestigt, liegen zwischen gutem Packpapier, sind alle von Hirzels eigner Hand mit ihren systematischen Namen bezeichnet, und der Wohnort beigeschrieben, so wie auch der fleißige, in allem, was er that, beständig Menschenwohl im Auge behaltende Sammler, allenthalben den bekannten Nutzen und Gebrauch der Pflanzen kurz und treffend beischrieb.

Die Sammlung ist in losen Fascikeln, die nach Willkühr auf einem Gestelle der Ordnung nach gelegt werden können. Sie ist nach dem Linnéischen Sexualsysteme sehr genau und gut rangirt, wozu der Selige selbst noch kurz vor seinem Ende jeden Augenblick der ihm so selten vergönnten und doch so nöthigen Muße verwendete.

Es wäre zu wünschen, daß irgend eine öffentliche Anstalt in der Schweiz sich dieses vortreffliche Herbarium anzuschaffen trachtete, und die seltene Gelegenheit benutzte, neben dem Erwerb eines in so vielen Rücksichten nutzbaren wissenschaftlichen Hilfsmittels zugleich ein Andenken an den Privatfleiß eines würdigen Schweizers aufzubewahren.

Ein förmlicher Katalog ist nicht vorhanden, wohl aber ein Exemplar des Henkelschen Nomenclators, in welchem dasjenige, mit geringen Ausnahmen, richtig und genau angezeichnet und nachgetragen ist, was man im Herbarium findet.

Die Wittwe des Seligen ist gesinnet, dieses Herbarium, an welchem bald vierzig bis fünfzig Jahre lang mit unverdrossenem Eifer und Fleiß gesammelt wurde, zu verkaufen. Es würde ihr wehe thun, wenn dasselbe in unrechte Hände käme, die es nicht nach seinem wahren Werthe zu schätzen und zu gebrauchen wüßten. Sie bittet daher die zahlreichen Freunde ihres seligen Mannes im In- und Auslande, sie möchten gegenwärtige Anzeige bei dazu geeigneten Behörden und Personen möglichst allgemein bekannt machen. Sie wird es demjenigen sichern Abnehmer überlassen, der bis Neujahr 1818 das höchste Gebot darauf thut. Es ist aber dabei zu bemerken, daß unter sechszig Carolins

Digitized by Google

kein Gebot angenommen wird. Man wendet sich dafür in frankirten Briefen an die gegenwärtige Eigenthümerin selbst (Frau Wittwe Hirzel, geb. Hottinger in Zürich) und kann der reellsten Behandlung versichert sein.

Reden
moralischen Inhalts
für
Freimaurer.
Von Joh. Gerh. Diftling.

Zweite vermehrte Auflage. 8. geh. 1 fl. 30 kr.

Ueber die erste Ausgabe dieser Reden urtheilte das Altenburger Journal für Freimaurerei:

„Schlichte lautere Lebensphilosophie, verbunden mit „einem regen warmen Gefühl für sittliche Bildung, „wozu die Maurerei zunächst leitet, karakterisiren diese „gelegenheitlich in Logen gehaltenen Reden."

Die zweite Auflage ist mit fünf Reden, über die Hoffnung, den Muth, die Wohlthätigkeit, die Vorsehung und den Tod vermehrt. Indem ich dem maurerischen Publikum die Anzeige mache, daß diese Schrift nunmehr erschienen, und bei mir so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist, bin ich überzeugt, daß sie Niemand ohne Vergnügen lesen, und ohne erbaut worden zu sein, aus der Hand legen wird.

Frankfurt a. M. im August 1817.

P. H. Guilhaumann.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Schriften zur Herbstmesse 1817 erschienen:

Allgemeines
Gedächtnißbuch
zum
täglichen Gebrauch
für
alle Stände
auf das Jahr 1818.

Preis 1 Rthlr., oder 1 fl. 30 kr., oder 2 Fr. 5 Bz.

Es ist dieser neue Jahrgang mehr nach dem Wunsche des Publikums eingerichtet, und zum täglichen Gebrauch mehr weiser Raum gelassen worden, so daß es selbst für Hausfrauen und Geschäftsleute jeder Art brauchbar ist. Am Schlusse findet sich ein gehaltvoller Auszug aus dem treflichen Buche von Julien: Ueber die beste Benutzung der Zeit, als erstes Mittel zur menschlichen Glückseligkeit.

Auf
Wiedersehen!
Oder
Ein Tag an der Linth.
Von
J. C. Appenzeller.

Preis 16 Gr., oder 1 fl., oder 1 Fr. 5 Bz.

Dieser geistvolle, im In- und Auslande beliebte Schriftsteller widmet diese jüngste Frucht seiner Muße dem schweizerischen Vaterlande, das in seinen schwersten Zeiten das größte Unternehmen begann, von welchem in dieser kleinen Schrift die Rede ist; den großmüthigen, edeln Männern aller zweiundzwanzig Kantone des neuen eidsgenössischen Bundes, die dasselbe mit der seltensten Ausdauer beförderten und unterstützten; den theuern, seinem Geiste und Herzen verwandten Freunden, die er unter ihnen zählt, und denen er gern ein kleines Denkmal ihres vaterländischen Sinnes errichten möchte. Nicht allein für jeden biedern Schweizer wird diese kleine Schrift eine der lieblichsten Lektüre sein, sondern sie wird auch im Auslande von jedem Liebhaber kleiner Reisebeschreibungen mit besonderm Vergnügen gelesen werden.

Das
Goldmacher-Dorf.
Eine
anmuthige und lehrreiche Geschichte
vom
Herausgeber des wohlerfahrnen Schweizerboten.

Dieses mit so vieler Ungeduld erwartete lehrreiche Volksbuch hat nun die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen der Schweiz zu haben. Der Preis ist zwölf Batzen.

Zur Erleichterung des Ankaufs bietet der Verleger denjenigen Personen, welche sechs Exemplare zusammen nehmen, das Exemplar um 10 Batzen oder 40 kr. an; wer zwölf Exemplare zusammen nehmen will, erhält das Stück um 9 Batzen oder 36 kr., und wer vierundzwanzig Exemplare zusammen nimmt, erhält es um 8 Batzen oder 32 kr. netto, und man wendet sich desfalls an den Verleger

H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Kleine

Dramatische Spiele

für

stehende Bühnen

und

Privat-Theater,

von

Wilhelm Vogel,

ehemaliger Hofschauspiel-Direktor in Karlsruhe.

Der beliebte Künstler und Dichter hat durch die Herausgabe dieser niedlichen Sammlung kleiner Schau- und Lustspiele dem kunstliebenden Publikum der Dramaturgie gewissermaßen einen Nachtrag zu seinen früher erschienenen, mit so vielem Beifall auf allen Bühnen häufig gegebenen kleinen Nachspielen überliefern wollen, und damit neuerdings einen gewiß nicht unwillkommenen Beitrag für das gesellige Vergnügen geleistet. Dieses neue Bändchen enthält folgende, besonders auch für Privatbühnen leicht aufzuführende Stücke:

1) Die Rückkehr der Krieger, Lustspiel in einem Akt.

2) Die junge Indianerin, Schauspiel in einem Akt und in Versen nach Champfort neu bearbeitet.

3) General Moreau, oder die drei Gärtner, ein Schauspiel in einem Akt, nach einer wahren im Jahre 1803 vorgefallenen Anekdote bearbeitet.

4) Die Prozeßvermittelung, ein Lustspiel in zwei Aufzügen.

5) Die Heimlich-Vermählten, oder Er wird sein eigener Richter, ein Lustspiel in einem Akt nach Barre bearbeitet.

6) Die Rückkehr des Gatten, ein Schauspiel in einem Akt und in Versen.

Wem es auch nicht vergönnt ist, einer gelungenen Darstellung einzelner dieser leichten lieblichen Spiele beizuwohnen, wird doch immer einige Stunden angenehmer und munterer Unterhaltung bei ihrer Durchlesung finden, und es sollte darum auch diese kleine Sammlung in keiner in guter Auswahl besorgten Lesebibliothek mangeln. Bei dem Verleger findet man auch sauber geheftete Exemplare vorrätig. Der Preis ist 2 fl., oder 1 Rthlr. 6 Gr., oder 3 Schweizerfranken.

Der Christ vor Gott.

Ermunterungen

zur

Tugend und Gottseligkeit.

Erster Jahrgang.

Von diesem Erbauungsblatte erscheint auf jeden Sonntag im Jahr eine Betrachtung, zwei Bogen stark, wovon sechs oder sieben Bogen ein Heft ausmachen und der ganze Jahrgang von zweiundfünfzig Bogen aus acht Heften besteht; der Preis des ganzen Jahrgangs ist 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 Fl. oder 6 Schw. Fr., und man kann sich dafür in allen Buchhandlungen abonniren.

Folgendes ist der Inhalt der bis jetzt erschienenen Blätter:

1) Die Zeit und der Mensch. 2) Gott und der Mensch; erste Betrachtung: Wesen der Religion. 3) Gott und der Mensch; zweite Betrachtung: Darstellung der Religion. 4) Der Mutter. 5) Wer ist tugendhaft? 6) Wie man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben könne? Erste Betrachtung. 7) Wie man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben könne? Zweite Betrachtung. 8) Christliche Weisheit in Rede und Gespräch. 9) Selbsttäuschung. 10) Prüfung und Versuchung. 11) Christliches Wachsthum. 12) Wie Gott will. 13) Die Lehre des Kreuzes. 14) Osterfeier. 15) Tod, wo ist dein Stachel? 16) Sittliche Macht des Beispiels. 17) Im Hasse der Widerchrist. 18) Wahrer und falscher Religionseifer. 19) Woher die schwache Wirkung der öffentlichen Gottesverehrung? 20) Des Christen Heldenmuth. 21) Viele sind berufen, Wenige auserwählt. 22) Die Freundschaft. 23) Der Ehrsüchtige. 24) Herr, lehre uns beten! 25) Wie wir Leidende trösten sollen. 26) Lehrreiche Stimmen der sichtbaren Natur. 27) Der Neid. 28) Plan im Leben. 29) Glaube, thätig in Liebe. 30) Sicherer Weg zur Seligkeit. 31) Herr, du hast Worte des ewigen Lebens. 32) Richter nicht! 33) Die Wahrheit macht frei. 34) Feine Sitte mit ungeheuchelter Liebe. 35) Gottesfurcht. 36) Rückkehr zum Vater. 37) Gedenke des Schöpfers in deiner Jugend. 38) Der Undank. 39) Das Abendmahl. 40) Ich schäme mich des Evangeliums nicht.

Eine für die gegenwärtige Zeit äußerst interessante Schrift:

Von den geistlichen Angelegenheiten unsers Zeitalters,

ist aus der bekannten Zeitschrift „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" besonders abgedruckt, und in allen Buchhandlungen für 5 Gr. oder 20 kr. zu haben.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Folgende neue Schriften befinden sich zum Theil schon unter der Presse, und werden bis gegen Neujahr und Ostern 1818 in meinem Verlag erscheinen:

Candolle, A. P. de, Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit ihren äussern Formen und ihrer natürlichen Klasseneintheilung. Aus dem Französischen, mit Zusätzen begleitet von Prof. Perleb in Freiburg.

Gemälde, historische, aus der Schweizergeschichte, herausgegeben von der geschichtforschenden Klasse der Litergrgesellschaft in Bern.

Kasthofer, K., über die Alpen-, Land- und Forstwirthschaft im Berner Oberlande; mit Abbildungen.

Kortum, F., Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden, ein geschichtlicher Versuch.

Prinzessinnen, die, ein Gemälde der höheren Stände; von L. v. Starklof. Zwei Theile.

Skizzen, satyrische, nach Pariser Mustern gezeichnet. Ein Beitrag zur neuesten Sittenaeschichte der Hauptstadt Frankreichs. Zwei Theile.

Soden, Graf Julius v., Theater, dritter Band.

Stalder, Chorherr und Dekan in Eschholzmatt, schweizerischer Dialektologie.

Zschokke, H., der baierischen Geschichten vierter und letzte Band.

Verzeichniß der im Laufe dieses Jahrs bei H. R. Sauerländer in Aarau erschienenen neuen Verlagsschriften:

Aarauer Zeitung; vierter Jahrgang 1817, gr. 4. komplet à 4 Rthlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Appenzeller, J. C., Auf Wiedersehen! Oder ein Tag an der Linth. 12. 16 gr. od. 1 fl.

Archiv der Medizin und Chirurgie. 3s und 4s Heft: Preis aller vier Hefte 6 Rthlr. 12 gr. oder 11 fl. — für Thierheilkunde; 3s u. 4s Heft; Preis aller 4 Hefte. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. Das vierte Heft von beiden Journalen ist bereits unter der Presse.

Christ, der, vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Erster Jahrg. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl.

Dialoghi di Torquato Tasso. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zschokke. 7r Jahrgang. 8. 4 Rthlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Fellenberg, E. v., landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl. Fünftes Heft, mit Kupf. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 12 kr.

Gedächtnißbuch, allgemeines, zum täglichen Gebrauch für alle Stände, auf das Jahr 1818. In Leder gebunden 1 Rthlr. oder 1 fl. 40 kr.

Gelieu, F. v., der wohlerfahrne Bienenvater, oder auf 65jährige Erfahrung gegründete Anweisung die Bienenstöcke zu erhalten und zu erneuern. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Glatz, J., Trostbuch für Leidende. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Glatz, Beispiele von Leidenden und Unglücklichen. Ein Buch für redliche Dulder und theilnehmende Menschenfreunde. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und lehrreiche Geschichte. 8. 12 gr. oder 48 kr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts in deutscher und französischer Sprache. Zwei Theile. 8. 3 Rthl. 20 gr. oder 5 fl. 45 kr.

Müslin, D., Predigten. Erster bis sechster Band. gr. 8. Bern. (In Kommission.)

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrene. 14r Jahrg. 1817. 4. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Soden, F. v., die Staatspolizei nach den Grundsätzen der Nationalökonomie; auch unter dem Titel: Die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung. 7r Band. gr. 8. 1 Rthlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Erster bis achter Jahrgang, neue unveränderte Ausgabe. gr. 8. 16 Rthlr. oder 24 fl. im herabgesetzten Preis bei vollständigen Exemplaren; einzeln kostet jeder Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. Dieser wohlfeile Preis wird nur noch kurze Zeit bleiben.

Tagebuch eines brittischen Reisenden, oder Denkwürdigkeiten über die Prinzessin Karoline von Wallis während der Jahre 1814—1815. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Tirol unter der baierischen Regierung. Erster Band, erste und zweite Abtheilung. 8. 2 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 51 kr.

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; gesammelt von H. Zschokke. Erster Jahrgang. gr. 4. 7 Rthlr. oder 11 fl.

Umriß der Landesbeschreibung des eidsgenössischen Freistaates Aargau. gr. 8. 5 gr. oder 20 kr.

Vogel, W., kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen und Privat-Theater. 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl.

Digitized by Google

Denkschrift über den sächsischen Banner.

Sie vos non vobis.

Widrige Umstände, falsche Anwendungen und Ungerechtigkeiten aller Art, haben den unverdienten Tadel und die Geringschätzung eines Korps veranlaßt, das, ob es gleich nicht mehr existirt, ob sein Dasein gleich nur von kurzer Dauer und ungenützt gewesen, doch den Vorurtheilen der Zeitgenossen nicht Preiß gegeben bleiben darf. Im Auslande, ihres späten Vorrückens wegen, langsamer Unbeholfenheit beschuldigt, wird die Truppe, die es am wenigsten erwarten durfte, die aus der Mitte des bürgerlichen Vereins selbst und in der Hoffnung für diesen thätig zu wirken, zusammentrat, auch von ihren Mitbürgern gering geschätzt, ja sogar von dem Landesfürsten, dem sie mittelbar durch Vertheidigung des Vaterlandes zu dienen vermeinen mußte, durch laut ausgesprochenen Tadel gekränkt.

Das sächsische Banner ist nicht zur Thätigkeit gekommen, und hat sonach seinen Zweck verfehlt; soll aber deßhalb das ganze Unternehmen thöricht gescholten werden? Die Sachsen hofften nach der Herstellung des Friedens vereint und ungetheilt der wiederkehrenden Freiheit zu genießen: sollen deßhalb ihre Bemühungen verspottet und verachtet werden, weil sie die Freiheit so nicht erlangt haben?

Vielleicht kann eine schlichte Darstellung der Schicksale des Banners dazu dienen, manche Vorurtheile zu berichtigen, auf jeden Fall aber wird sie den Tadel auf die falsche Leitung allein zurückwerfen, und zugleich einen neuen Beleg zu den mannigfachen Ungerechtigkeiten geben, die während der Unglücksperiode an den Sachsen verübt worden sind; und so mag denn diese Darstellung hier folgen.

Einleitung.

Frankreich hatte bereits den Gipfel seiner Macht überschritten, als in den Jahren 1812 und 1813 um das Loos Europens der mörderischeste Kampf ausgekämpft wurde. Einmal schon hatte es seine Kräfte durch die Elemente und durch das russische Schwerdt aufgerieben gesehen, da trat es zum Unglück für Deutschland und zum dreifachen Unglück für Sachsen aus seiner Vernichtung wieder hervor, denn auf Sachsens Gefilden sollte das Schicksal den Ausschlag geben; Sachsen sollte Ungeheueres erleiden, und keine Freude erndten; — so war es bestimmt. Das Land war bereits schon durch den Durchzug der französischen Heere hart mitgenommen worden, als endlich dasselbe länger als ein halbes Jahr hindurch der Kampfplatz für die größten Heere wurde, die fast je einander entgegen standen. Deutschland war schon beinahe gänzlich frei vom fränkischen Joche, als Sachsen durch seine Lage noch in des Bedrückers Händen blieb. Ueberall griff man muthig zu den Waffen, nur hier konnte nichts geschehen, der Arm war gelähmt und der Wille ohnmächtig.

Digitized by Google

Doch endlich schien auch für diesen unglücklichen Erdstrich der Tag der Freiheit zu dämmern. Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen worden, und freudig ergriff das treue Volk der Sachsen den langersehnten Augenblick; auch verwaiset — wenn man ein Volk so nennen mag, das seinen Fürsten misset — zeigt es sich als selbstständig, und würdig, eine Nation zu sein. Der Aufruf zu den Waffen erscholl und muthig trat die kampffähige Mannschaft unter die Waffen, und nach dem schrecklichsten Drucke, unter dem es geschmachtet hatte und ausgesogen worden war, brachte Sachsen die herrlichsten Opfer aller Art, um die Sache der Freiheit zu führen.

Nicht allein wurden die regulären Truppen in möglichster Eil ergänzt, sondern es erging auch ein allgemeines Aufgebot im Lande, um, nach dem Muster der in andern Ländern eingeführten Landesbewaffnung, auch in Sachsen die waffenfähige Mannschaft aus allen Ständen zum Kampfe für die allgemeine Sache beizuziehen. So sollte denn ein Korps von Freiwilligen, eine Landwehr und ein Landsturm errichtet werden, welcher letzterer jedoch bei den großen und schnellen Fortschritten der Armeen der alliirten Mächte für überflüssig geachtet und nicht organisirt wurde.

Ersteres allein, das Korps der Freiwilligen, oder des sächsischen Banners ist es, dessen Schicksal uns hier beschäftigen soll. Von den preussischen, so wie von den Freiwilligen anderer deutscher Länder unterschied es sich dadurch, daß es nicht wie jene mit den Linientruppen vereinigt, sondern als für sich bestehend angesehen werden sollte.

Um nun darüber, ob die Organisation und Führung desselben nicht allein den allgemeinen Anforderungen, sondern auch namentlich den Bedingungen seiner ersten Bestimmung entsprochen habe, urtheilen zu können, scheint es nöthig, das zur Errichtung des Banners erlassene Gouvernements-Patent voranzuschicken, wie es in der Extrabeilage zu Nro. 214 der Leipziger Zeitung, Montag den 8. November 1813, und dann im Generalgouvernements-Blatt für Sachsen, Nro. 3 am 18. Dezember 1813 publizirt wurde.

Patent, den Banner der freiwilligen Sachsen betreffend.

Die denkwürdigen Tage, welche jüngst in den Ebenen von Leipzig das Schicksal von Europa entschieden haben, geben Euch, Sachsen, die langentbehrte Freiheit zurück. Ihr habt bisher Euere Unthätigkeit in dem großen Kampfe, welcher für die höchsten Güter der Völker geführt wird, damit entschuldiget, daß der Gehorsam gegen Euere Regierung Euch verhindert habe, den freien Bewegungen Enerer Gemüther zu folgen, daß Ihr, umfangen von den Fesseln des Feindes, der Euer Land mit seinen Schaaren bedeckt hielt, die Arme für die Sache des Vaterlandes nicht hättet ausstrecken können. Euere Regierung kann nach den Ereignissen der letzteren Zeit keinen Gehorsam mehr gebieten, welcher dem Willen der verbündeten Mächte, in deren Obhut die Vorsehung Euer Land gegeben hat, entgegen ist. Euere Städte und Euer Land sehen bis auf wenige Ausnahmen keine Feinde mehr.

Digitized by Google

Auf! erhebt Euch nun für die große Sache des Vaterlandes. Ihr seid Zeugen gewesen, wie Euere deutschen Brüder für diese Sache gekämpft, wie Gott ihre Anstrengungen gesegnet hat. Euer Land ist der Schauplatz neu errungenen deutschen Heldenruhms. An allem diesen habt ihr noch keinen Theil. Was Tapferes von Euerer Armee geschehen, galt für den Unterdrücker und zur Unterdrückung.

Gedenket der ältern Zeit, wo keine Bewegung des deutschen Volks für Vaterland, Freiheit und Religion ohne die thätigste Theilnahme der Sachsen geschehen; sehet auf das Beispiel Euerer mit Ruhm und Sieg gekrönten deutschen Nachbaren; hütet Euch vor dem Verderben, welches durch eine Umkehrung aller Verhältnisse des Rechts, durch eine Aufstellung der Lüge und Falschheit, durch das Schwinden jedes guten Geistes Euer innerstes Leben bedrohte, auf daß mit der großen Zahl unter Euch, die all dies Elend tief gefühlt, und im rein gehaltenen Gemüthe den Glauben und das Verlangen einer bessern Zeit bewahret hat, eine allgemeine Sehnsucht erwache, abzuwenden das Verderben, welches überall einzubrechen drohte, die Kräfte zu regen im heiligen Kampfe für Vaterland und Freiheit, und würdig einzutreten in die Gemeinschaft der deutschen Tapfern, die den Kampf bis dahin so siegreich geführt haben, und des ganzen deutschen Volks, das im alten Ruhme und in der vorigen Freiheit und Unabhängigkeit zum Heile von ganz Europa leben und blühen soll.

Das unterzeichnete Generalgouvernement, welchem von den hohen verbündeten Mächten die oberste Verwaltung dieses Landes unter dem Central-Departement für alle okkupirten Länder anvertraut worden ist, hat zum wichtigsten Gegenstand seiner Sorge, die inneren Streitkräfte des Landes schleunigst zu entwickeln und zu bilden. Es soll Landwehr und Landsturm in den Formen, welche sich in den benachbarten Staaten als zweckmäßig bewährt haben, mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Landes und der Bewohner errichtet werden.

Das Generalgouvernement, im Vertrauen, daß dieser Aufruf die Gemüther der Einwohner vorbereitet und geneigt zum Kampfe für Vaterland finden wird, fordert zuerst diejenigen auf, welche als Freiwillige sich melden wollen, und setzt in dieser Rücksicht folgendes fest:

1) Es soll aus den wehrhaften Männern der sächsischen Nation, welche sich aus eigenem freien Umtriebe zum Dienst des Vaterlandes stellen, eine eigene Schaar gebildet werden. Sie wird aus allen Haupttruppengattungen zusammengesetzt sein, und den Namen führen:

Banner der freiwilligen Sachsen.

2) Es liegt der Errichtung dieser Schaar eine doppelte Absicht zum Grunde.

Einmal wollen die hohen verbündeten Mächte diejenige Klasse von Staatsbewohnern, welche nach den bisherigen sächsischen Militärgesetzen von dem Kriegsdienste befreit war, und wohlhabend genug ist, um sich selbst bekleiden und ausrüsten zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Dienste auffordern zu können, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung geben, die durch ihre

Digitized by Google

Bildung, Kenntniſſe und Verſtand ſogleich ohne lange Uebung gute Dienſte leiſten, und demnächſt geſchickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben können.

Zum andern aber ſoll die Schaar, in welcher ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach die Blüthe der Nation zuſammen finden wird, die Beſtimmung haben, der Landwehr und ſelbſt den Truppen der ſtehenden Armee als ein lebendiges Muſter der Tapferkeit und Kriegszucht, des raſtloſeſten Eifers und der tüchtigſten Geſinnungen vor Augen ſtehen.

3) Nach Maaßgabe dieſer Vorausſetzungen ſoll nicht nur allen in das Banner der Freiwilligen aufgenommenen Individuen der Rang eines Gefreiten, die Befreiung von körperlichen Strafen, und das Prädikat Sie zukommen, ſondern es ſoll auch dieſes Banner als die alleinige künftige Pflanzſchule der Offiziere und Unteroffiziere für die Landwehr betrachtet werden, dergeſtalt, daß Niemand zu einer dieſer Stellen befördert werden kann, ohne vorher Mitglied des Banners geweſen zu ſein. Jetzt bei der Stiftung werden alle Offizierſtellen von dem unterzeichneten Militärgouvernement beſetzt. Späterhin werden ſie von den Freiwilligen gewählt.

4) Die Beſoldungen für die dem Dienſte des Banners ſich widmenden Zivilofizianten bleiben unverkürzt, und zwar ſollen im Allgemeinen die Verheiratheten ein Drittel, die zurückbleibenden Familien gleichfalls ein Drittel davon erhalten, und ein Drittel ihres Einkommens ſoll ihnen bis zum Wiedereintritt in den Zivildienſt als Beitrag zu ihrer dereinſtigen Einrichtung aufbewahrt werden. Die Unverheiratheten erhalten ein Drittel und zwei Drittel werden ihnen zur freien Dispoſition bei ihrer Rückkehr zu dem nämlichen Zwecke vom Staate in Verwahrung genommen. Die Chefs der Behörden werden für die gewiſſenhafte Aufbewahrung dieſer Gehaltsdepoſition verantwortlich gemacht. Zur Equipirung und häuslichen Einrichtung wird jedem in das Banner eintretenden Zivilbeamten nach den Umſtänden ein monatlicher Gehaltsvorſchuß bewilligt.

5) Da es ſich von ſelbſt verſteht, daß nach Beendigung des Krieges aus dem Banner frei austreten, und zu ſelbſt gewählter Beſchäftigung zurückkehren darf, ſollen den darin eingetretenen Offizianten ihre Stellen bis zu ihrer Rückkehr reſervirt bleiben. Es müſſen die Behörden auch dafür ſorgen, daß die Geſchäfte von den zurückbleibenden Staatsdienern, ohne Ausnahme und ohne Entſchädigung für die übernommenen Arbeiten, verwaltet werden.

6) Zur Unterſtützung der Wittwen und Waiſen der im Felde bleibenden Staatsdiener muß aus Zuſchüſſen vom Staate und aus verhältnißmäßigen Beiträgen des Zivilſtandes ein beſonderer Fond gebildet werden.

7) Jeder Offizjant, welcher den Feldzug mitgemacht hat, wird bei ſeinem Avancement im Zivildienſte beſonders berückſichtigt, und ihm bei gleicher Dienſtfähigkeit vor ſolchen Dienern, deren Verhältniß es geſtattet hätten, auch dem Banner zu folgen, der Vorzug eingeräumt.

Es können während der Dauer des Kriegs alle vakant werdenden Stellen nur interimiſtiſch beſetzt werden.

Die im Felde erworbenen Ehrenzeichen berechtigen einen ſolchen Vaterlandsvertheidiger nicht

Digitized by Google

allein zu einer vorzüglichen Beförderung, sondern geben ihm auch, wenn er bei sonst untadelhafter Führung den Dienst zu verlassen genöthigt wird, das Recht auf eine um die Hälfte zu erhöhende Pension seines Ranges.

8) Die Freiwilligen des Banners müssen sich selbst kleiden, beritten machen und wo möglich auch bewaffnen. Die Farbe der Kleidung ist dunkelgrün. Ueber die näheren Bestimmungen gibt das Organisationsbureau Auskunft.

9) Damit jedoch nicht arme junge Männer, die sonst alle Tüchtigkeit zu einem Mitgliede des Banners haben, wegen ihrer Unfähigkeit, sich selbst auszurüsten, abgehalten werden mögen, haben die Kreise und Kommunen, in deren Umfang dergleichen junge Männer sind, durch Einsammlung freiwilliger Beiträge für deren Ausrüstung Sorge zu tragen.

In Beziehung auf diese Einsammlung selbst haben die Magistrate und Kreisämter zu veranstalten, daß Gesellschaften rechtschaffener und geachteter Männer sich vereinigen, welche unter ihrer Oberaufsicht für die vorschriftmäßige Verwendung sorgen. Späterhin, sobald es die Umstände gestatten, soll darauf gedacht werden, für diesen Zweck einen eigenen, größeren Fund zu begründen.

10) Es kann niemand in das Banner aufgenommen werden, den körperliche Gebrechlichkeiten für den Kriegsdienst untauglich machen.

11) Jedem, auf dem der Vorwurf eines Verbrechens oder entschiedener böser Ruf haftet, ist der Eintritt in das Banner verwehrt. Was den Eintritt untersagt, nöthigt auch zum Ausscheiden.

12) Das Banner der freiwilligen Sachsen soll vorläufig zusammengesetzt werden:

a. Aus einem Regiment Kavallerie von fünf Schwadronen, worunter zwei Eskadrons reitende Jäger und zwei Eskadrons Husaren.

b. Aus zwei Regimentern Jäger, jedes zu vier Kompagnien gewöhnlicher Schützen, und einer Kompagnie Scharfschützen, welche mit Büchsen bewaffnet sind.

c. Einer Kompagnie Schanzgräber (Sappeurs) welchen die Ingenieurs attachirt werden.

d. Aus einem verhältnißmäßigen Artilleriekorps, bei welchem eine Handwerkerkompagnie befindlich ist.

e. Aus einem für das Banner und die gesammte Landwehr erforderlichen chirurgischen und Verpflegungspersonale.

Ueber die nähere Bestimmung der Qualifikation für diese verschiedenen Truppengattungen, insonderheit für die drei letzten Nummern wird das Organisationsbureau unterrichtet werden.

13) Die Art des Dienstes jeder Truppenabtheilung ergiebt sich aus der Natur ihrer Bestimmung. Uebrigens sollen die Freiwilligen zum innern Dienst der Garnisonen, der Polizeischildwachen, — außer zur Sicherheit des eigenen Regiments, Bataillons u. s. w. — zu Arbeits- Transport- und Bagagen-Kommando's nicht verwendet werden.

Digitized by Google

14) Die Freiwilligen des Banners werden in eben dem Maaße besoldet, wie die Truppen der stehenden Armee.

15) Sie stehen während der Dienstzeit unter den allgemeinen Militärgesetzen, welche schon bestehen, oder noch angeordnet werden sollen.

16) Alle Männer im Königreich Sachsen, dem Altenburgischen und den fürstlich reussischen Ländern, welche dieser Aufruf begreift, haben sich, sofern sie auf dem linken Elbufer wohnen, binnen acht Tagen von dem Augenblick an gerechnet, wo diese Verordnung durch Anschlag oder Ausruf an dem Orte ihres Aufenthalts bekannt gemacht worden, in dem Organisationsbureau des Banners zu Leipzig, im Falle aber zu großer Entfernung oder einer Verhinderung durch Geschäfte oder anderer dringender Ursachen, in dem Bureau des Landwehrausschusses des Kreises, dessen Aufenthalt noch öffentlich bekannt gemacht werden wird, persönlich zu melden; für die Einwohner der Lausitz und Sachsens auf dem rechten Elbufer wird diese Frist auf vierzehn Tage gesetzt. Wer innerhalb dieser Frist sich nicht meldet, und durch glaubhafte Zeugnisse nicht darthut, daß er durch Krankheit oder Abwesenheit verhindert worden ist, zeitig sich einzufinden, wird des Eintritts in das Banner der Freiwilligen und deren Vorrechte verlustig erklärt. Er fällt sodann unter die Verordnung, welche wegen Einziehung zum Kriegsdienste in die Landwehr bekannt gemacht worden ist.

17) Alle Zivil- und Militär-Autoritäten werden angewiesen, allen jungen Männern den Eintritt in das Banner der Freiwilligen zu erleichtern. Die Zivilbehörden haben dem unterzeichneten General-Gouvernement anzuzeigen, ob und welche von ihren Untergebenen zu diesem Dienste sich gemeldet haben.

18) Das Organisationsbureau des Banners der freiwilligen Sachsen in Leipzig befindet sich am Markt Nro. 387.

19) Diese Verordnung ist unverzüglich von allen Kreisämtern, Magistraten und übrigen Behörden, die irgend einem Orte oder Gemeinwesen vorstehen, durch Anschlag oder Ausruf bekannt zu machen. Die Anzeige, daß und wenn dies geschehen, muß binnen acht Tagen nach Empfang dieser Verordnung dem Generalgouvernement bei persönlicher Verantwortung eingereicht werden.

Leipzig, den 31. Oktober 1813.

Generalgouverneur Fürst Repnin.

Wenn in Preußen die Anordnung, daß die aktive Theilnahme an der Landesvertheidigung zur ausdrücklichen Bedingung jeder Beförderung oder des Genusses bürgerlicher Vorrechte gemacht wurde, gleichsam zu dem freiwilligen Eintritte in die Kriegsdienste nöthigte, so war hingegen in Sachsen die Wahl frei gestellt, und aktive Theilnahme nicht mit dieser Strenge geboten. Die Errichtung des Banners schien daher, um so mehr da die Auszeichnung der freiwillig sich zur Landwehr meldenden Landwehrpflichtigen voraus bestimmt worden war, ganz

Digitized by Google

wie es selbst das Patent aussprach, ein Korps werden zu sollen, in welches diejenigen aufgenommen würden, die entweder gänzlich von der Landwehrverpflichtung frei wären, oder doch durch Erziehung Ansprüche auf eine ausgezeichnetere Art des Dienstes hätten, ein Korps mithin, vor dessen Eifer und Beharrlichkeit man um so viel mehr zu erwarten hatte, als es aus Mitgliedern bestehen würde, die allein von der Einsicht und der Ehre getrieben, dem Vaterlande das schwerste Opfer zu bringen bereit waren. Dieses mit so viel psychologischer Einsicht begonnene Unternehmen mußte nun aber auch mit derselben Einsicht geleitet und ausgeführt werden.

Ob dies nun geschehen sei, ob die mit Recht gegründete Erwartung befriedigt worden, oder was widrigenfalls die Ursache der Nichtbefriedigung gewesen sei, dies wollen wir hier kürzlich untersuchen.

Der Friede von Paris, eine für die Welt nach langen Leiden erfreuliche Begebenheit, hemmte das Korps der freiwilligen Sachsen in dem Marsche zu ihrer Bestimmung, und raubte ihnen die Gelegenheit zu Erreichung ihres Zweckes, thätiger Mitwirkung zur Befreiung Teutschlands, und so kehrten sie denn zurück nach einem kurzen unbefriedigten Zuge.

Um den Banner aber in seiner ganzen Existenz zu verfolgen, theilen wir unserer Erzählung nothwendig in die drei Hauptpunkte: 1) seiner Bildung, 2) seiner Führung, 3) seiner Auflösung.

1) Bildung des Banners.

Das allgemeine Unglück, die Drangsale des Staats müssen natürlich alle Stände enger vereinigen, indem sie die grellen Unterschiede, wodurch die bürgerliche Verfassung die verschiedenen Klassen sondert, wo nicht aufheben, doch theilweise ebnen. Nichts schien nun zweckmäßiger um die gebildeteren Stände bei der gemeinschaftlichen Theilnahme an der Vaterlandsvertheidigung zu verbinden, als die Errichtung eines Korps, dessen Mitglieder ohne Rücksicht auf Geburt und andere bürgerliche Vorzüge, nur mit Hinsicht auf möglichst gleichmäßige Bildung, zu einem gemeinschaftlichen großen und würdigen Zwecke verbunden werden sollten. Da trat aber der designirte Kommandant der Kavallerie des Banners Obrist von Maltitz auf, und sprach in einem Aufrufe an die unter seinem Kommando zu sammelnden Jünglinge folgende Worte aus:

„Vorzüglich Ihnen, muthige Jünglinge, welche getrieben durch das rühmliche Verlangen, angeerbte Auszeichnung durch selbst erworbene Verdienste zu adeln, nach der Väter Sitte das Schwerdt ergriffen, und Ihnen, nicht minder edeln Söhne des Vaterlandes, die bestimmt die Wohlfahrt des Staates im Reiche der Wissenschaft, der Kunst und den Geschäften des Friedens zu befördern, kühn die Ersten in die Reihen der Landesvertheidiger traten; dem Stolz und der Hoffnung Sachsens, seien meine besten Dienste, meine besondere Fürsorge gewidmet*)".

*) S. Leipziger Zeitung Jahrg. 1813. Nro. 226.

Digitized by Google

Jetzt, wo das ernste Unternehmen die durch bürgerliche Verhältnisse Geschiedenen vereinigen, wo nur freier Wille dem Vaterlande das größte Opfer zu bringen, berücksichtiget werden sollte, da mochten die Worte wohl unklug und unvorsichtig gescholten werden, die der alten Spannung erwähnend, sie zum Nachtheile der guten Sache aufzuregen drohten, die zur unglücklichen Stunde an die ungerechte angeerbte Auszeichnung mahnten. O! längst schon war die Väter-Sitte des Adels, das Schwerdt zur Vertheidigung des Vaterlandes zu ergreifen, verschwunden, längst schon führten es die Enkel nur noch, entweder um den Mangel des mit der Auszeichnung nicht zugleich angesammten Erbtheils zu ersetzen, oder um der erblichen Auszeichnung zu Ehren das Erbtheil zu verprassen. Daran hätte man billig diejenigen nicht erinnern sollen, die trotz ihrer Bemühungen die Wohlfahrt des Staates im Reiche der Wissenschaft, der Kunst und in den Geschäften des Friedens zu befördern, ohne Auszeichnung stets nachstehen mußten.

Und leider! verfuhr man bei Bildung des Banners nur zu sehr in dem durch jene Worte angekündigten Geiste. Ehrgeiz, falsche Hoffnung zu einer schnelleren Karriere, Sucht nach militärischem Glanze hatte manchen zum Beitritt bewogen, der sonst der angeerbten Auszeichnung in aller Ruhe genossen haben würde, ohne eben der Väter-Sitte, des Schwerdt-Ergreifens zu gedenken. Die Aussicht auf Begünstigung bei Besetzung öffentlicher Aemter, für welche die Geburt allein nicht mehr hinreichender Titel schien, hatte andererseits manchen angelockt, dessen Trieb, für die gute Sache zu wirken, sonst geschwiegen haben würde. Daher sahe man denn nicht allein häufig die Sprößlinge adlicher Stämme, sondern auch zuweilen Inhaber niederer oder bedeutenderer Aemter, so wie auch solcher mit Auszeichnung verbundener Sinecuren, deren Erhaltung jetzt zu schwanken anfing, sich zu dem Banner der Freiwilligen gesellen. Was aber den Geist ihres Beitritts bald verrieth, war das Drängen zu den Offiziersstellen dieser Schaar, bei welcher die gewöhnlichen Distinktionen keine Ansprüche auf größere Achtung oder mehreres Verdienst geben konnten, bei welcher Gleichheit des Verhältnisses die erste Bedingung des Zusammentritts gewesen, bei welcher endlich gute Aufführung durch geübte und geprüfte Vorgesetzte das unumgänglichste Erforderniß war.

So wurde denn noch vor dem Ausmarsche zu den Sammelplätzen des Banners, eine Anzahl mit den Exercizien und dem Militärdienste unbekannter Offiziers aller Grade ernannt, die desto stolzer auf ihre Distinktion waren, je unvermögender sie sich fühlen mußten, auch nur die unbedeutendste damit verbundene Pflicht zu erfüllen; so wurden Offiziersstellen aus dem Grunde ertheilt, weil ein hochadelicher Rahme es seinem Besitzer nicht erlaube, anspruchslos in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten; so wurde endlich auch der, den vorausgesandten Prinzipien widersprechende Plan gemacht, aus der geringeren Anzahl der adlichen Freiwilligen bei der Kavallerie eine eigene, distinguirte Eskadron zu bilden. Ja, man ernannte sogar solche zu Offiziers, die zwar durchaus die Absicht nicht hatten, die Strapatzen und Gefahren eines Feldzugs, oder wenigstens den mindesten Antheil an der Organisation des Korps zu übernehmen, aber wohl die damals sehr geehrte Uniform der Freiwilligen recht ruhig daheim zu

Digitized by Google

tragen, und sich damit das Ansehen des Patriotismus zu geben gesonnen waren. So weit wich man schon im ersten Umfange von den zur Bildung der Schaar festgesetzten Grundsätzen ab.

Freiwillige Stellung unter gleichen Bedingungen gab gleiche Ansprüche, nur Fähigkeit durfte entscheiden; mithin mußten alle Stellen mit gedienten Offiziers besetzt werden, jedes Abweichen hiervon begründete Unrecht. Vorzüglich aber war es die größte Thorheit, zu erwarten, daß bei vorkommender Gelegenheit denen die nöthige Folge geleistet würde, welchen die übrigen weder Einsicht noch große Erfahrung zutrauen konnten, und mithin das bei dem Militär so nöthige Vertrauen der Untergebenen gänzlich abgieng.

Als das Mißvergnügen der größern Zahl derer, denen man schon so frühzeitig das Wort brach, die man auf eines wohlkonstitutionirten Staats unwürdige Weise zurücksetzen wollte, die man, hätten sie ganz geschwiegen, als schwach wohl gar verlacht haben würde, sich laut äußerte, so glaubte man viel Condescendenz zu haben, indem man auch einigen aus ihrer Mitte Offiziersstellen ertheilte, und ihnen das schöne Projekt der adlichen Schaar aufopferte. Diejenigen, deren einziger Zweck Theilnahme am großen Kampfe und baldigste Thätigkeit war, schwiegen und stellten jede andere Rücksicht hintan.

Auffallend aber ist es, daß man auf zwei entgegengesetzten Abwegen der Herabwürdigung des Banners, jenes durch den Ruf der Ehre gesammelten Korps, und zwar wie natürlich, auf beiden Seiten mit Hintansetzung der vorausbestimmten Prinzipien entgegen arbeitete. Denn, indem man auf der einen Seite dem Adel besondere Begünstigungen und Vorrechte zu verschaffen bemüht war, nahm man auf der andern Seite solche Mitglieder auf, die man nicht nur in einer solchen Schaar nicht anzutreffen glauben durfte, sondern die auch durch die besondern Bestimmungen der Organisation davon ausgeschlossen waren.

Laut §. 2. des Patents, den Bauner der freiwilligen Sachsen betreffend, war der Wille der hohen verbündeten Mächte, „diejenige Klasse von Staatsbewohnern, welche nach den bisherigen sächsischen Militärgesetzen von dem Kriegsdienste befreiet wäre, und wohlhabend genug sei, um sich selbst bekleiden und ausrüsten zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zu diesem Dienste aufzufordern:“ laut §. 8. mußten die Freiwilligen des Banners sich selbst kleiden, beritten machen, und wo möglich auch bewaffnen:“ und endlich laut §. 9. „sollten, damit nicht arme junge Männer, die sonst alle Tüchtigkeit zu einem Mitgliede des Banners hätten, wegen ihrer Unfähigkeit sich selbst auszurüsten, abgehalten werden möchten, die Kreise und Kommunen, in deren Umfang dergleichen junge Männer sich aufhielten, durch Einsammlung freiwilliger Beiträge für deren Ausrüstung Sorge tragen.“

Dennoch aber hatte man, mehr für die Zahl, als für den innern Werth und Gehalt der Schaar besorgt, anfänglich bei der Kavallerie auch unberittene und zuletzt sogar solche Leute allgemein angenommen, die zu Anschaffung der Equipage durchaus unvermögend, auch nach den gewöhnlichen Militärgesetzen vom Kriegsdienste keineswegs frei waren; man hob endlich,

Digitized by Google

zur schnellern Aufbringung der vorausbestimmten Zahl aus den zur Landwehr sich meldenden Subjekten mehrere aus, die man dem Banner einverleibte. So kam es denn, daß man unter der Schaar, die anfänglich zur Vereinigung der gebildeteren, sich dem Vaterlande weihenden jungen Bürger bestimmt war, zum großen Schrecken und Mißvergnügen dieser, eine bedeutende Anzahl der rohesten und ungebildetsten Menschen fand. Dieser Unfug wurde im Stillen getrieben, und gelangte erst dann zur allgemeinen Kunde, als keine Vorstellungen dawider mehr fruchten konnten. Daß aber dies wahrlich nicht der unbedeutendste Wortbruch war, den man sich von Seiten der dirigirenden Behörde zu Schulden kommen ließ, fühlt wohl jeder Gebildete, der sich die mannigfachen Unannehmlichkeiten lebhaft vorzustellen vermag, die aus den häufigen Berührungspunkten mit rohen Menschen, denen man sonst aus dem Wege zu gehen bemüht ist, hervorgehen mußten. Wenn etwas den Geist und den guten Willen der durch Ehrgefühl allein zusammengehaltenen Schaar schwächen oder gar ertödten konnte, so war es sicherlich diese Maaßregel vor allen, die noch obenein die wenige Menschenkenntniß ihrer Urheber bezeugte.

Laut hatte man die Bestimmung des Banners mit den Worten verkündigt: „Es soll die Schaar, in welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Blüthe der Nation zusammen finden wird, die Bestimmung haben, der Landwehr und selbst den Truppen der stehenden Armee als ein lebendiges Muster der Tapferkeit und Kriegszucht, des rastlosesten Eifers, und der tüchtigsten Gesinnungen vor Augen stehen.“ — Diesemnach durfte man hoffen, daß das Korps Anführer bekommen würde, die durch mehrjährige Dienste und oftbewährte Tapferkeit eine durchaus zweckmäßige Führung versprächen. Hingegen traf man die Wahlen so, daß ein Theil dieser Chefs aus Offiziers von zweideutigem militärischen Rufe bestand, deren Kommando weder für ausgezeichnete Truppen ehrend, noch auch für die vorkommenden Gelegenheiten eine muthigen Anführung versprechend war.

Sogleich nach der Einnahme Leipzigs durch die Alliirten wurde daselbst das Organisations-Bureau des Banners eingesetzt, und nach der Räumung Dresdens von den Franzosen, auch in letzterer Stadt ein mit jenem in Verbindung stehendes errichtet. Allein gleich anfänglich ließ sich schon der Mangel eines thätigen, gewandten und entschlossenen Bureauchefs spüren, der die Organisations-Geschäfte mit der so nöthigen Präzision und Schnelligkeit geführt hätte. Auch hierin nämlich war eine durchaus falsche Wahl getroffen worden.

Anstatt endlich eine einfache und um so zweckmäßigere Uniform festzusetzen, wurde eine weit reichere und kostspieligere beliebt, aber nicht mit hinlänglicher Genauigkeit bestimmt und bekannt gemacht, so daß alsdann in den Equipirungen der Einzelnen natürlich die größte Verschiedenheit anzutreffen war.

Als Sammelplätze der so zusammengebrachten Schaar dienten die Städte Dresden, Neustadt an der Orla, Chemnitz und Querfurth, wo die verschiedenen Abtheilungen binnen fünf bis sechs

Digitized by Google

Wochen durch anhaltende Uebungen dienstfähig gebildet wurden, und nun eiligst vorgeführt zu werden erwarteten.

2) Führung des Banners.

Zu Anfang des Monats März kam der Befehl zum Ausmarsche durch Thüringen. Als aber alle Abtheilungen des Korps in der Gegend von Sangerhausen zusammengestoßen waren, so wurden, statt des gehofften weitern Marsches, unter dem Vorwande einer anderweit nöthigen vollkommenen Organisation des Ganzen, abermalige Kantonnirungsquartiere bezogen. Die Kompletirung der Armatur und Equipirung derjenigen, die auf öffentliche Kosten ausgerüstet wurden, betrieb man mit höchster Langsamkeit. Der durch unverzügliche Verzögerung des Marsches veranlaßte Unmuth, wurde nun durch falsche Behandlung der Truppe selbst gesteigert.

Bald aber offenbarte sich die wahre Ursache des für das Korps so bellagenswerthen Verzuges und der systematisch betriebenen Langsamkeit beim Ausmarsche. Der Kommandant, General von Karlowitz, mit dem Chef der sächsischen Landwehr im eifersüchtigsten Rangstreite begriffen, hatte alle Mühe angewendet, dem eigentlichen Zwecke des Banners zuwider, diesen zur kaiserlich russischen Garde erheben zu lassen, um so einen Rang zu okkupiren, den ihm das Kommando sächsischer Freiwilligen nicht geben konnte. Alle Minen zur Erlangung dieses Zweckes hatten springen müssen; er war erreicht worden, aber nicht ohne großen Zeitverlust. Nicht zu gedenken, wie unwürdig es war, eine Truppe, die ihrer Natur nach mit keiner regulären irgend einer Art hinsichtlich des Ranges in Vergleichung gebracht werden könnte, zu kaiserlicher Leibwacht umschaffen zu wollen, eine Truppe, die sich zum Theil durch schwere Opfer dem Kampfe für ihr Vaterland wider den gemeinsamen Feind geweiht hatte, zu Satelliten eines fremden Monarchen herabzuwürdigen, diese Truppe endlich, statt sie eilends der eifrigst gehofften Bestimmung entgegen zu führen, in die letzten Linien zu stellen, als solche, die zur Parade irgend eines glanzbegierigen Herrschers bestimmt wären: dessen allen nicht zu gedenken, so war schon die ganze Anordnung eine rechtswidrige, eigenmächtige Bestimmung, zu welcher weder die zur Administration Sachsens, noch der Kaiser selbst, sowohl den gemeinen Prinzipien, als auch den von den alliirten Mächten proklamirten Grundsätzen zu Folge, keineswegs sich für berechtigt halten durfte. Und doch war dies eine Maaßregel derjenigen, die über lange, unverzügliche Mißbräuche in Sachsen klagend, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen bemüht waren. Auffallend bleibt es wohl, daß alle durch diese Neuerer veranlaßten vorgeblichen Verbesserungen durch ihre Abnormität selbst wieder den Untergang gefunden haben, da hingegen alle wirklich vortheilhafte Aenderungen sich erst aus der Zeit herschreiben, wo man ruhiger prüfend verfuhr.

Die üble Stimmung der unter den Fahnen des Banners versammelten Jugend mußte natürlich jetzt auf das Höchste steigen. Das Korps, welches nun aus einem Bataillon Fußjäger nebst einer Schützenkompagnie, aus zwei Schwadronen reitender Jäger, zwei Schwadronen Husaren, und aus den ihm beigegebenen zwei Schwadronen Dragonern, der Landwehrkavallerie, nebst einer fahrenden Batterie der Linienartillerie und einer freiwilligen Sappeurkompagnie

Digitized by Google

bestehend, ohngefähr dreitausend Mann zählte, wurde auf der Ebene bei Sangerhausen versammelt, und ihm, nach gehaltener Anrede, der Eid der Treue, nicht für das Vaterland, — den sie im Herzen geschworen — nein, für den fremden Herrscher, auf sächsische Fahnen zu leisten auferlegt.

Nun gieng auch, einer kaiserlichen Garde würdig, der militärische Pedantismus erst recht an, so daß bis in die kleinsten Details herunter, vollkommene Gleichheit in der Uniformirung hergestellt werden sollte. Dafür aber wurde auch kaiserlicher Lohn ausgetheilt. Der Kaiser nämlich, hieß es, wolle seiner Garde, die auf dem Fuße der Linientruppen besoldet wurde, aus sächsischen Kassen zweimonatlichen Sold als Beweis seiner höchsten Zufriedenheit und Gnade zufließen lassen. Glücklicherweise erlaubte es aber der Bestand der Kassen nicht — die wohl noch andere Bedürfnisse zu befriedigen haben mochten — niemals diesem Versprechen nachzukommen, das dem Ehrgefühl der Begnadigten so wenig schmeichelte.

Mittlerweile aber war an den General von Karlowitz die wiederholte Bitte um baldigste Marschordre mittelst Staffette gelangt, so daß nun auch, da man den Ausmarsch nicht füglich länger aufhalten konnte, am 22. März vom Fürst Reyniu bei Sangerhausen Revue gehalten, und am 23. wirklich marschirt wurde. Um aber ja nicht etwa zu rasch vorzurücken, so mußten, bald die Höhe der Gewässer in Thüringen, bald Paraden in den kleinen Residenzstädten Ursachen zu Umwegen und Aufenthalt leihen. Den General hielten die Geschäfte der Militärsektion des Gouvernements, der er vorstand, in Dresden zurück. Doch auch für den Glanz seines Korps schien er nicht unbesorgt zu sein: denn bald nach dem Ausmarsche wurde im Tagesbefehle verkündigt, daß S. M. der Kaiser, höchst zufrieden über das schnelle Zusammentreten der Freiwilligen, ihnen zur Belohnung dafür einen neu zu stiftenden sächsischen Orden, wovon die Zeichnung in Dresden bereits entworfen worden war — vertheilen lassen wolle. In der Verlegenheit, in welche man natürlich über gerechte Vertheilung dieses Ordens pour les mérites à venir, gerathen mußte, machte man die Einrichtung so, daß die Offiziers, welche doch größtentheils durch ihre Geburt schon Anwartschaft auf Auszeichnungen aller Art hatten, ihn ziemlich alle bekamen, hingegen die Unteroffiziers losen sollten, was auch effektiv geschahe. Da auf die Zahl der gemeinen Freiwilligen jeder Schwadron oder Kompagnie nur ein Ordenszeichen bestimmt war, so glaubte man Einzelne dazu vorschlagen zu können, oder gedachte es vielleicht auch noch dem Loose zu überlassen. Allein auch dieser Verlegenheit wurde man ganz überhoben, denn glücklicherweise unterblieb die Austheilung dieser Dekoration so gut, als die des zweimonatlichen Soldes.

Die Nachrichten von den glänzenden Siegen der allürten Armeen, so wie die Friedensgerüchte ließen nun bald nichts mehr, als einen unnützen Zug erwarten, bis endlich, als das Korps noch am Maine hin, diesseits von Frankfurt marschirte, die unbezweifelte Friedensnachricht die Freiwilligen von der Fruchtlosigkeit ihrer Unternehmung überzeugte, und sie trotz der frohen Kunde in Bestürzung setzte und betrübte. So waren denn alle Aufopferungen und

Digitized by Google

alle erduldeten Unannehmlichkeiten vergebens und keinem sollte die Zufriedenheit zu Theil werden, thätig gewirkt zu haben.

Nun erschien der General, um muthig an die Spitze seiner mißmuthigen, und mit ihm billig unzufriedenen Truppen zu treten.

Die Bestimmung des Banners wäre gewesen, sogleich nach seiner ersten Bildung in das Hauptquartier der alliirten Monarchen zu eilen, und wäre dies ohne Aufenthalt geschehen, als die verschiedenen Abtheilungen nach ihrer Organisation auf Sangerhausen marschirten, so wären sie zu rechter Zeit in Frankreich angekommen, um noch an den letzten Affairen Antheil zu nehmen. Aber damals war ja das große Werk der Umgestaltung zur kaiserlichen Garde erst im Werden, und die Geschäfte des Generals erlaubten ihm nicht, das friedliche Dresden zu verlassen.

Nunmehr wurde der Befehl, nach Paris zu marschiren, zurückgenommen und in die Ordre verwandelt, zu dem siebenten Armeekorps zu stoßen, das unter dem Kommando des Herzogs von Koburg Mainz belagerte. Nur einige Tage noch bedurfte es des Vorpostendienstes, Mainz wurde eröffnet, und der Banner trotz des dreizehnten Artikels des Organisationspatentes zu dem Garnisondienste in der Festung theilweise kommandirt.

Sechs ganze Wochen blieb nun das Bannerkorps ohne Zweck in Kantonirung um die Festung herum, in einer Gegend, wo die Fourage zuletzt sieben Stunden weit herbeigeschafft werden mußte, und statt aller Verpflegung, Rationen an Brod, Fleisch, Erbsen und Branntwein, ungenießbare Ueberbleibsel aus den Mainzer französischen Magazinen, verabreicht wurden. Hier vertrieb man die Zeit sich gleichsam für zukünftigen Dienst noch vorbereitend, mit Exerzitien und Manövres aller Art. Die Landwehr und Freiwilligen anderer Länder waren heimgekehrt, nur die Sachsen hielt man noch fern von ihrem Vaterlande. Und als sie es nun endlich betraten, so mußten sie noch vierzehn Tage lang herumziehen, um wenigstens vor dem Monarchen, dessen Garde sie anzugehören die Ehre hatten, noch eine Revue zu passiren, die denn auch schlüßlich bei Wurzen statt fand. Der Kaiser eilte zu Fuße an der Fronte vorüber, setzte dann seine Reise schnell weiter fort und ließ durch das Organ des Fürsten Repnin einige Worte des Dankes vermelden.

Der dritte Artikel des Organisationspatentes hatte zwar festgesetzt: „daß nur bei der Stiftung des Banners die Offizierstellen durch Erneuerung vom Gouvernement, später aber durch Wahl der Freiwilligen besetzt werden sollten.“ — Nichts desto weniger aber geschahen noch bis vor der gänzlichen Auflosung des Korps Offiziers-Ernennungen als besondere Begünstigungen, so daß zuletzt jede Abtheilung fast das Doppelte der erforderlichen Offizierszahl aufzuweisen hatte.

Während des so geendeten Feldzugs war auch das zweite Fußjäger-Bataillon organisirt worden und stand nun völlig ausexerzirt und auf das trefflichste geübt in Oschatz.

3) Auflösung des Banners.

So hatte denn der Zug des Banners geendet, der nun bei der Hauptstadt angelangt war,

Digitized by Google

wo ihn seine Auflösung erwartete. Ohne den gewöhnlichen Empfang, der rückkehrenden Truppen bereitet wird, zog er in Parade durch die Stadt, um alsdann bis zur völligen Beendigung der Entlassungsgeschäfte in der umliegenden Gegend zu kantoniren. Eine allgemeine Musterung beschloß das Ganze.

Schon seit dem ersten Momente des Rückmarsches waren die Gerüchte von längeren Verpflichtungen in der Eigenschaft russischer Garde vorbereitet, aber immer mit höchstem Unwillen abgewiesen worden. An der sächsischen Gränze wurde endlich die nachmalige Erklärung derer aufgezeichnet, die entweder den Abschied verlangten, oder fortdienen zu wollen sich erklärten, von welchen letztern es jedoch nur äußerst wenige gab.

Die auf Kosten des Staats Equipirten mußten alle Stücke wieder zurückliefern, allein der Vorschlag des damaligen Chefs der Wirthschaftsadministration der sächsischen Armee, auch diejenigen, die sich selbst ausgerüstet hatten, zur Ablieferung aller eigenen Equipage und Pferde zu nöthigen, gieng nicht durch. Die von dritten Personen den unbemittelten jungen Leuten geschenkten Dienstpferde sollten ebenfalls als dem Allgemeinen dargebracht zurückbleiben.

Abschiede wurden jetzt gar nicht, sondern nur Urlaubsscheine auf unbestimmte Zeit ausgetheilt, dabei richtete der General von Karlowitz als Abschiedsworte folgenden Zuruf an die unter seinem Kommando gestandenen Mannschaften:

An sämmtliche Mitglieder des Banners der freiwilligen Sachsen.

Ein Aufruf im Namen der hohen verbündeten Monarchen ergangen, vereinte den Banner der freiwilligen Sachsen. Das Gefühl für Nationalehre besiegte jede andere Rücksicht, und Männer aus allen Abstufungen der Gesellschaft, aus allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, traten in bedeutender Anzahl, und oft unter den wichtigsten Aufopferungen zusammen. Mit seltenem Eifer widmeten sie sich den ungewohnten Kriegsübungen, und so entstand eine Bewaffnung, welche auch einer größern, weniger bedrängten Nation als der unsrigen zum Ruhm gereicht hätte.

Das Vaterland wird den Werth dieses Vereins gewiß nicht verkennen. Das unparteiische Ausland hat ihn überall durch Achtung ausgezeichnet, überall öffentlich geehrt.

Mir wurde der Vorzug gewährt, an der Spitze dieser Verbindung zu stehen. Wenn die uneigennützige, nicht durch persönliche Rücksichten motivirte Vaterlandsliebe eine ehrwürdige Erscheinung ist, wenn in Folge derselben die unverdrossene Ausdauer bei körperlichen, mit der frühern Lebensweise in durchaus keinem Verhältnisse stehenden Anstrengungen, die innigste Theilnahme erregen muß; wenn die freudig durchgeführte Entsagung aller Standes- und Rangverhältnisse zu Gunsten einer freiwillig übernommenen militärischen so strengen Unterwürfigkeit, als eine der schwierigsten Aufopferungen der ausgezeichnetsten Achtung werth ist; so sind mir alle diese herzerhebenden Gefühle hier zu Theil worden, und ich bezeuge sie dem gesammten Korps der Freiwilligen auf das feierlichste.

Das Vaterland bedarf unsers Armes nicht ferner, und entläßt bei weitem den größten Theil

Digitized by Google

von uns. Belohnungen kann ich jetzt in seinem Namen nicht zusagen. Vielleicht wird es einst diese Ehrenschuld abtragen. Aber meine vollständigste Achtung, meine innigste Ergebenheit und meine treue Freundschaft begleiten einen Jeden aus unserm Verein auf seinen fernern Wegen. Und mir selbst wird der feste Glaube an ihre Theilnahme und an ihr Wohlwollen gegen mich, in jeder Zukunft Belohnung und Zufriedenheit gewähren.*)

Karl Adolph von Karlowitz.

Allein der Dank des Vaterlandes verwandelte sich in Tadel und auch das Urtheil des Auslandes war nicht überall so günstig, als es der General vorzustellen bemüht war.

Diejenigen Mitglieder des Banners, die schon früher eine öffentliche Anstellung gehabt hatten, waren mittlerweile zum Theil in ihrer Anciennetät übersprungen worden, und hatten überhaupt noch von Glück zu sagen, wenn sie in ihre Plätze wieder einrücken konnten. Anwesende waren häufig angestellt worden, allein zur versprochenen Beförderung der zu Felde Gezogenen wollte man, bis auf wenige besonderer Gunst zu dankende Ausnahmen, durchaus keine Gelegenheit finden, so daß diejenigen, die durch ähnliche Vorspiegelungen sich zum Eintritt in den Kriegsdienst hatten verleiten lassen, sich wohl betrogen fühlen mochten.

Die Abschiede wurden endlich nach und nach mit ziemlicher Langsamkeit ausgefertigt und die Reste der Infanterie, meistens aus den Ueberbleibseln des zweiten Bataillons, so wie die der Kavallerie, aus den in Diensten gebliebenen Landwehrdragonern bestehend, zusammengezogen und in Linien-Kompagnien und Schwadronen formirt, die man zuletzt als Jäger oder Schützen respektirt, den Landwehrbataillonen und der Linienkavallerie einverleibte.

Auch die Wirthschaftsadministration des Banners schien nicht in den besten Händen gewesen zu sein, da nach Abschluß der Rechnungen sich ein Defekt von 40,000 Thaler ergab, worüber durchaus keine Auskunft zu erlangen war. Aus Patriotismus hatte ingleichen der Obriste von Maltitz bei Bewaffnung der Banner-Infanterie das todte Kapital der Rüstkammer mit zum Beileid gezogen und nicht nur sich selbst, sondern auch viele andere mit Waffen daraus versehen. Zwar forderte das preußische, provisorische Gouvernement, bei unverhofft herannahender Rückgabe der an Sachsen verbleibenden Landestheile, wahrscheinlich weil es etwas Unschickliches in jener Beiziehung der Rüstkammer gefunden hatte, die vertheilten Waffen wieder ein, allein es ist zu bezweifeln, ob sie mit eben der Schnelligkeit und Genauigkeit eingebracht worden sind, mit welcher sie ihrem langgewohnten Sitze entrissen wurden.

So war denn das sächsische Bannerkorps aufgelöset und es würde, bei dem durch die Umstände gehinderten Erfolg seines Zuges, kaum der Mühe werth sein, noch länger von seiner Existenz zu sprechen, wenn nicht mehrere ihm gemachte Vorwürfe einer kurzen Rechtfertigung bedürften, die in wenigen Worten hier folgen mag.

Alle Vorwürfe, die man nämlich jemandem wegen eines unerreichten Zweckes, oder um solcher Umstände willen macht, die nicht in seiner Gewalt standen, sind unsinnig und ungerecht,

*) S. Generalgouvernements-Blatt für Sachsen Nr. 70, am 11. August 1815.

Digitized by Google

denn so lange das Schicksal unerbittlich waltend der Menschen Loos regiert, wird man ihn auch nur nach seinen Zwecken und den angewandten Mitteln, nicht aber nach dem Erfolge beurtheilen können. Letzteres aber ist hier geschehen. Man wirft dem Banner vor:

1) Daß er einen vergeblichen Zug gethan hat, ohne zur Thätigkeit zu gelangen. Allein nach der vorausgeschickten historischen Darstellung findet es sich bestätigt, was man aus der Kenntniß der militärischen Verfassung überhaupt schließen mußte, daß schlechte Anführung und keinesweges träger Wille oder Ungeschicklichkeit die Schuld davon trägt. Und hat man es wohl jemals einem Korps von Linientruppen angerechnet, nicht in das Feuer gekommen zu sein, wenn es dem Feinde nicht nahe geführt wurde? Hat man je gesagt, die Sachsen wären feig, weil sie in einjährigem Kriege weniger Pulver verschossen, als in friedlichem Manöuvre? — Nur Freiwilligen will man diesen Vorwurf machen, als wenn sie von dem Moment der Stellungen sich nicht eben so gut den Fügungen unterwerfen müßten, als andere Truppen.

2) Selbst aus Vermuthungen will man gegen den Banner schließen, indem man behauptet, daß er sogar, wenn es zum Angriff gekommen wäre, nicht mit Ruhm würde haben bestehen können, weil die nöthige Disziplin seine Reihen nicht zusammen gehalten haben würde, vorzüglich da allen denjenigen darunter, die der Eigennutz zum Beitritt bewogen hätte, das Pflichtgefühl ermangelte. — Außerdem aber, daß kein hinreichender Grund zu der Vermuthung des Mangels an Disziplin vorhanden ist: soll man nicht erwarten, daß das Ehrgefühl und Pflichtgefühl der größern Anzahl eben das bewirken konne, was bei gewöhnlichen Truppen durch bloße Disziplin hervorgebracht wird? Soll man nicht mit Gewißheit hoffen können, daß die, welche nicht durch bürgerliche Verhältnisse gezwungen, sondern aus freier Wahl in den Kampf gehen, sich nicht der Schande werden Preis geben wollen? Daran kann nur der zweifeln, der feig genug, sich ohne Kräfte fühlt, im ähnlichen Falle der übernommenen Pflicht Genüge zu leisten. — Und hatte es in den Bannerkompagnien und Schwadronen auch minder Willige, wie man sie unter jeder Truppe findet, warum sollten sie nicht so gut als bei der Linie durch die Muthigeren haben zusammengehalten werden können?

Ueberhaupt aber verdient ein auf bloße Voraussetzungen gegründeter Vorwurf keine ernstliche Widerlegung, da auf diese Art auch das Unfehlbarste angetastet werden kann.

3) Sodann aber fragen jene Ankläger wieder, indem sie auf das Unglück zeigen, das Sachsen in dieser Periode betroffen hat, was wohl die Bereitwilligkeit derer genutzt habe, die für die Sache der Freiheit zu fechten beschlossen und ob es wohl recht gewesen sei, sich unter den Befehl derer zu stellen, die damit umgiengen, das Vaterland zu bedrücken und zu theilen. — Aber, habt ihr Ankläger selbst, fragt man sie zurück, damals, als der Ruf der Freiheit ertönte, diese spätere Katastrophe erwartet, habt ihr es glauben können, daß man Völker im heiligen Namen der Freiheit aufrufte, um sie zu hintergehen, daß man mit List den Sinn der treuen Sachsen zu beschleichen suchte, um sie zu zwingen, sich ihren neuen Unterdrückern in die Arme zu werfen? — Es ist das Zeichen eines edeln Volkes, das bei andern kein Falsch ahndet, das

Digitized by Google

keinem Mißtrauen Raum giebt, in jenen Momenten des heiligſten Eifers; die Schande treffe alſo den, der die Treuherzigen hintergieng, und man klage dieſe nicht der Kurzſichtigkeit an.

Was würde aber das Schickſal Sachſens geweſen ſein, wenn ſeine Landeskinder nur gezwungen in die Kriegsſchaaren eingetreten wären, wenn ſie taub gegen alle Aufforderungen der Alliirten, für die gute Sache zu fechten, kein Bannerkorps, keine freiwillige Schaar zuſammengebracht hätten? — Würden die Mächte, in deren Händen Sachſen war, nicht noch ſchonungsloſer mit dem unglücklichen Lande verfahren ſein? Würden ſie deſſen Einwohner nicht als halsſtarrige Anhänger des böſen franzöſiſchen Dämons angeſehen, und ſie nach den Prinzipien der neuen Völker-Erziehung gezüchtigt haben? Würden ſie nicht alsdann vielleicht ohne mit dem König Friedrich Auguſt zu unterhandeln, ganz Sachſen unbedingt als eroberte Provinz behandelt und an ſich geriſſen haben? — Oder will man den Freiwilligen, die ſo gern ihrem Vaterlande thätigere Dienſte geleiſtet hätten, auch dies geringe paſſive Verdienſt abläugnen?

4) Endlich — und dies iſt wohl der härteſte Ausſpruch, da er von einem ſonſt ſo gerechten und billigen Manne kömmt — hat auch der König von Sachſen, nach ſeiner Rückkunft das Andenken des Bannerkorps mit Tadel, ja mit Verachtung belegt, indem er Perſonen, die in der Uniform des Banners am Hofe erſchienen waren, hat förmlich abweiſen laſſen und ſodann das Tragen dieſer Uniform gänzlich verboten hat. Konnte man dies von dem Fürſten erwarten, der zu derſelben Zeit, wo die ſächſiſchen Freiwilligen zuſammentraten, ſeine eigenen Neffen zum Dienſte als Volontairs bei den Armeen der Alliirten angeboten hatte?

Wer für das Vaterland ſtreitet, thut es zugleich für den Fürſten, der dieſes konſtitutionsmäßig regiert; es kann hier kein getheiltes Intereſſe geben. Wo liegt denn alſo der Grund der Mißbilligung des Königs? — Iſt es die Eigenſchaft des Banners als kaiſerlich ruſſiſche Garde? Es hieng ja aber nicht von dem Willen des Korps ab, dieſe Beſtimmung zu ändern, durch welche übrigens ſeine Treue ſo wenig beſtochen wurde, daß jedes Mitglied eilte, ſich der dadurch erhaltenen Verpflichtungen zu entledigen. Sollte die Untreue der Anführer des Banners den König wider das Ganze eingenommen haben? — Seine ſonſt ſo billige Denkungsart läßt es kaum erwarten, daß er die Schuld einiger wenigen vielen Unſchuldigen entgelten laſſen wolle. Als die Geſinnungen der alliirten Mächte nun gegen Sachſen kund waren, und nun der zweite Aufruf zu freiwilligem Kriegsdienſte unter dem 11. Mai 1815 ergieng*), da fruchteten keine Verſprechungen von Vortheilen und Vorzügen, die man den Freiwilligen der vorigen Kompagnie zuſagte, keiner ließ ſich beſtechen, keiner wollte unter dem Kommando derer fechten, die Sachſen von ſeiner rechtmäßigen, durch frei ausgeſprochenes Verlangen beſtätigten Regierung trennten. Je treuer aber ſonach der vernünftige Theil des Banners ſeinen Verpflichtungen gegen das Vaterland blieb, um ſo kränkender muß ihm die unverdiente, auch durch den Landesfürſten hart ausgeſprochene Verachtung ſein.

*) S. Generalgouvernements-Blatt Nro. 116.

Digitized by Google

Welchen Erfolg es auch haben mag, so muß doch jedes öffentliche Institut, jedes Unternehmen des Staates mit Würde bis an das Ende durchgeführt werden. An dieser Würde hat es die Regierung in Sachsen bei der Leitung der allgemeinen Bewaffnung und bei Entlassung der Freiwilligen fehlen lassen, und dies ist die letzte Ursache, die über das Ganze ein falsches Licht verbreitet und unsinnige Urtheile hervorgebracht hat. — Glücklich, wenn die hier vorangegangene treue geschichtliche Darstellung die Ansichten der Vorurtheilsfreien berichtigt.

Die sächsischen Kriegsgefangenen in den preußischen Staaten.

(Aus eigener Erfahrung von einem sächsischen Offizier niedergeschrieben.)

Folgender Aufsatz ist von einem sächsischen Offizier eingeschickt worden, der die angeführten Thatsachen mit seinem Namen verbürgt. So hart auch die darin ausgesprochenen Beschuldigungen sein mögen, glauben wir doch den Abdruck des Aufsatzes nicht aufsetzen zu sollen, — wäre es auch nur, um vielleicht eine Berichtigung wenigstens der Vorwürfe zu veranlassen, die nicht blos den (sich überall gleichen) Pöbel treffen. Daß wir auch einer solchen Berichtigung gern einen Platz in diesen Blättern einräumen werden, bedarf wohl keiner Erinnerung.

D. H.

Als nach dem unglücklichen Herbst 1806 mehrere tausend gefangener Preußen auf ihrem Transport nach Frankreich die sächsischen Staaten durchzogen, da gab es in allen diesen Gegenden nur ein gemeinschaftliches Gefühl des innigsten Mitleidens und einer zum Helfen dringenden Theilnahme an dem Unglück deutscher Landsleute. Ausser allen übrigen Städten Sachsens, die von jenen Transporten berühret wurden, wetteiferten namentlich in der Residenz alle Stände die auf den armen Dienstboten in dem schönen Bestreben mit einander, das bittere Loos jener Unglücklichen auf das menschenfreundlichste zu mildern, und ohnerachtet der unmenschlichen Abhaltungen der sie bewachenden Franzosen, dem leidenden deutschen Bruder Unterstützungen zu reichen, die ihm in seiner unseligen Zukunft manche Entbehrung weniger schmerzlich machen sollten. Dieser theilnehmende Sinn ward von vielen jener unglücklichen Preußen mit tiefer Rührung und späterhin angeblich selbst von ihrem Monarch dankbar anerkannt.

Welche unfreundliche Erwiederungen fanden in den preußischen Staaten die Sachsen, denen sieben Jahre später in den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz das grausame Loos verhängt war, als Gefangene in die Hände ihrer deutschen Nachbaren zu fallen! Ueber die zum größten Theil schmachvolle Behandlung der sächsischen Soldaten in dieser unglücklichen Kriegsgefangenschaft herrscht bei allen, die daraus zurückkehrten, nur eine Stimme. Es wurden nach dem Verlauf jener Tage die gefangenen Offiziers — um nicht von dem noch härtern Schicksal der Gemeinen zu sprechen — nachdem sie in Berlin eingebracht worden, und die meisten

Digitized by Google

derſelben bis dahin und vorzüglich dort auf öffentlichen Straßen die Ausbrüche der rohesten Volkswuth erdulden müſſen, gewöhnlich in die ſogenannte Artilleriekaſerne am Kupfergraben gebracht und hier in das Strafgefängniß derſelben eingeſperrt. Nur das Unterbleiben körperlicher Züchtigungen ließ noch einigen Unterſchied beſtehen zwiſchen der Aufnahme kriegsgefangener Offiziere und der Aufnahme entehrter Verbrecher. Gezwungen durch die losgelaſſene Wuth aller Klaſſen des Pöbels, zu deren Gegenſtand unausbleiblich ein jeder öffentlich erſcheinender Gefangener ward, deſſen Regierung es nicht ſo früh, als der preußiſchen vergönnt geweſen war, das Joch einer tyranniſchen Verbindung abzuwerfen, durfte keiner jener Offiziers ſelbſt in dem Fall erhaltener Erlaubniß es wagen, den widrigen Aufenthalt ſeines Kerkers zu verlaſſen. Um einer ſolchen Schmach, von der ſich auch das feſteſte Gemüth zur Verzweiflung gebracht oder zu Boden gedrückt fühlte, geſellte ſich endlich eine ungenießbare ekele Koſt, die in kärglichen Portionen dem gefangenen Offizier nur einmal des Tages gereicht wurde, und das phyſiſche Leiden eines peinigenden Hungers, wem es auf dem Schlachtfelde nicht gelungen war, ſeine Baarſchaft der Plünderung zu verbergen. Selbſt dem noch unglücklicheren Bleſſirten ward troz der ſo tauſendfältig ausgeſchrieenen hochherzigen Sorgſamkeit der Frauen-Vereine nur wenig, und eine unfreundliche bittere Hilfe. Der weitere Transport der Gefangenen endete endlich nach bald mehr bald weniger Tagen und unter wiederhohlten Mißhandlungen des Volkes, mit denen die begleitenden Bürgergarden ſie noch bei ihrem Abmarſch ungeſtraft beſchimpfen ließen, für dieſe Unglücklichen den Aufenthalt in einer Stadt, die von ihnen nach ſolchen Erfahrungen unmöglich mit ſegnendem Danke verlaſſen worden ſein kann. Nicht milder war ihr ferneres Schickſal. Auf den Märſchen unbeſchränkt dem brutalſten Uebermuth des eskortirenden Landſturms preisgegeben, der zuvörderſt an dem wehrloſen Gefangenen ſeine ritterlichen Tugenden verſuchte, ſahen ſich höhere und ſubalterne Offiziers bei ihrem Eintreffen in den Provinzialſtädten faſt ſtets nur mit den Aeuſſerungen eines unwürdigen plumpen Hohnes, äuſſerſt ſelten mit dem Ausdruck humaner Theilnahme aufgenommen. Faſt überall ſperrte man ſie in der rauheſten Jahreszeit in die von allen und den kleinſten Bedürfniſſen geleerten Wacht- oder ſogenannten Ordonnanz-Häuſer. Es gab ein Detaſchement ſächſiſcher und anderer alliirten Offiziere, denen man, nachdem ſie in dem beweinenswertheſten Zuſtand mißhandelter Gefangener, entkräftet durch Hunger und Kummer, durchnäßt und zum Theil krank in einer kleinen pommerſchen Stadt angekommen und ebenſo in einem ſchmuzigen Ordonnanzhaus verwahret worden waren, mit unmenſchlicher Härte ſelbſt das verſagte, was dem auf der Straße aufgegriffenen Räuber in ſeinen Kerker nachgeworfen wird, das zum Lager erforderliche Stroh.

In Königsberg, wohin man alle Offiziers dirigirt hatte, wurden ſie, wenn ſie ſich nicht entſchließen wollten, Dienſte zu nehmen, an das ruſſiſche Gouvernement abgegeben, um durch dieſes in das Innere von Rußland geſchafft zu werden. Sie verwechſelten ſo, nach ihrem Aufenthalt in der Grenzſtadt Memel, die übrigens von den meiſten Sachſen als eine lobenswerthe Ausnahme genannt wird, das preußiſche mit dem ruſſiſchen Gebiet, wo ſie ihre

Digitized by Google

bleibende Bestimmung in den nächsten deutschen Provinzen erhielten, und sich zwar immer noch als Kriegsgefangene behandelt, jedoch nicht mehr einer öffentlichen zivilisirten Nationen unwürdigen Verfolgung preisgegeben sahen.

Ein solches Schicksal, dessen Bild, um keine Persönlichkeiten einzumischen, hier nur auf allgemeine Umrisse beschränkt worden ist, erfuhr der sächsische Krieger in einem Lande, von dessen Bewohnern, indem sie sich den Namen geborner Soldaten beilegen, er auch das bitterste Unglück seines Standes mit einem edleren Sinn geehret zu sehen, billigerweise erwartet hatte. Kann ihn der unbefangene Richter verdammen, wenn nach dieser und noch unglücklicheren Täuschungen, unter allen Ständen seiner hartgekränkten Nation Erbitterung und Unmuth die tiefsten Wurzeln geschlagen und die zeitigsten Früchte getragen haben?

Ob übrigens gleich in den Gemüthern aller Sachsen, die ihr unseliges Geschick jenen Weg des Elendes gehen ließ, die bittersten Erinnerungen in unvertilgbaren Spuren fortleben werden, so lehnen sie sich doch keineswegs gegen die sich ihnen selbst aufdringende Ueberzeugung auf, daß bei den damals bestehenden Verhältnissen ihres Vaterlandes in dem Laufe des wüthenden Kampfes ihr Schicksal kein anderes sein konnte. Sie finden es sogar in dieser Erwägung nicht anders, als höchst natürlich; allein nur so weit wollen sie nie in ihrer deutschen Philosophie kommen, daß sie sich, wie man schon hier und da die mehr als thörichte Erwartung geäussert, der schonenden hochherzigen Behandlung, die man ihnen als Gefangene in jenen Perioden habe zu Theil werden lassen, mit segnendem Danke freuen sollten.

Gegen eine solche, das Unglück so frecherweise verhöhnende, Zumuthung öffentlich zu protestiren, und mit Freimüthigkeit auch in diesem unbedeutenderen Theil der neueren Geschichte der wieder emporgekommenen Herrschaft der Wahrheit zu huldigen, ist der einzige Zweck dieser gelegenheitlichen Bemerkungen.

B.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Einfluß wissenschaftlicher Verbindungen. — Die schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Decandolle's Vermuthung über die Anzahl der Pflanzenarten auf dem Erdball.

Als im Jahr 1803 Napoleon Bonaparte, erster Konsul von Frankreich, durch Ertheilung seiner klugberechneten Vermittelungsurkunde, die den Schweizern verhaßte Einheit des helvetischen Freistaates wieder in ein eidsgenössisches Bundesthum auflöste, grauete den hellsinnigeren Männern dieses Landes vor der Wiederkehr der alten Gebrechen vormaliger Eidsgenossenschaft, wodurch sie untergegangen war. Sie kannten den herrschenden Ton ihrer Mitbürger, und den bösen Geist der Bundesschaften, soviel ihrer je gewesen, da die Bundesglieder immer, Ehre und Wohlfahrt des Ganzen vergessend, sich vereinzeln, und in ihren kleinen Gebieten recht selb-

Digitized by Google

herrlich mächteln wollten. Daher, auf daß für alles Gemeinnützige oder Rühmliche immer ein einziger, wahrhaft eidsgenössischer Geist lebendig bliebe, vereinigten sie sich untereinander zu allgemeinen Gesellschaften, die sich jährlich einmal aus allen Kantonen für irgend einen löblichen Zweck versammelten. So entstanden zahlreich die allgemeinen schweizerischen Gesellschaften für Erziehung, Malerkunst, Musik, Geschichte, gemeinnützige Anstalten u. s. w.

In den bürgerlichen Unruhen des Jahres 1814 und 1815, da mit Vernichtung der napoleonischen Vermittelungsurkunde fast aller Verband unter den Kantonen aufgelöst ward, schien auch das Leben jener Gesellschaften erloschen. Wie aber endlich eine neue Bundesverfassung aufgestellt, und der Hader der Kantone durch den Einspruch fremder Mächte abermals zum Glück, nicht zum Ruhm, der Schweiz, geschlichtet war, traten auch jene wohlthätigen und wissenschaftlichen oder künstlerischen Gesammtvereine wieder in Thätigkeit. Ja, sie vermehrten sich noch durch manche neu entstandene, fast in demselben Verhältniß, wie die Stärke des bösen Geistes, welcher die Bundesschaft durch Vereinzelungen der Theile zu verderben strebt, gewachsen zu sein schien.

Wiewohl jene wissenschaftlichen oder künstlerischen Vereine der Schweizer durchaus nichts mit öffentlichen Angelegenheiten oder kleinlichen Staatsklugheiten der Kantone zu schaffen haben mögen, trägt doch ihr harmloses Dasein mittelbar nicht wenig zur Aussöhnung des Parteiwesens und zur Erhaltung des Gedankens, daß die Schweiz Vaterland aller Schweizer sei, bei. Denn dieser Gedanke ist durch den Bundesvertrag nur noch dem Schein nach am Leben gelassen; nur bei allgemeiner Gefahr der Eidsgenossen noch angerufen; der That nach aber getödtet. Denn in Verfassungen sowohl, als einzelnen Gesetzen der Kantone werden Bürger aus andern Kantonen als Fremde betrachtet, und selbst als Fremde benannt; folglich auch als Fremde behandelt, wie, in den Zeiten der Theurung, die Sperrung der Lebensmittel von einem Ländchen gegen das andere davon ein trauriges Beispiel für Zeitgenossen und Nachwelt aufgestellt hat.

Wer die Geschichte der Bundesstaaten im Alterthum kennt, weiß, daß jenes selbstsüchtige und verderbenvolle Ringen der Theile nach Vereinzelung, die Erbsünde aller Bundesschaft ist, und gewöhnlich ihr Untergang wird. Denn der Tod ist der Sünde Sold. Diese Erbsünde wird aus der Natur des Bundeswesens selbst erzeugt, weil Glieder, gleich an Rechten, unwillkührlich nach selbstständigem Leben und, soviel als möglich, nach unabhängigem Sein gehen; sich immer zuerst mit ihren Bedürfnissen fühlen, dann erst die andern und deren Bedürfnisse; und in allzuenger Berührung mit den übrigen, weil es die Selbstliebe jedes einzelnen Lebens so mit sich bringt, eher in feindseliger Spannung mit ihnen, als in aufopfernder Freundseligkeit stehen. — Das Uebel aber wird nothwendig dadurch vergrößert, daß die Anzahl hochherziger, gemeinsinniger, reineidsgenössischer Männer in den Kantonalregierungen immer die kleinere ist. Denn es gehört keine gemeine Kraft des Gemüthes und Geistes dazu, sich selbst oder sein Haus über Ruhm und Wohlfahrt der Gemeinde oder des Staates zu vergessen, und immer erst zu fragen, ist das, was begonnen werden soll, einer ganzen Bundesgenossenschaft Stärke und Glück befördernd? Leichter ists, sich in den engen Kreis der heimathlichen Verhältnisse, unbekümmert um andere,

Digitized by Google

einzuspinnen. Und so geschiehts auch. Wie wenig der große Sinn vom Wesen einer Eidsgenossenschaft die Mehrheit der Kantonalstaatsmänner belebte, davon ist selbst der Bundesvertrag von 1814 für alle Zeiten ein unverwerfliches Denkmal.

Um so wohlthuender werden jene obenerwähnten gesellschaftlichen Vereine von wissenschaftlich gebildeten Personen aus allen Kantonen der Eidsgenossenschaft. Was kleinliche Klugheit und beschränkte Einsicht in staatsverhältlicher Hinsicht zerschnitt und zerstückelte, verknüpft der Umgang und das Zusammentreten einsichtsvoller Bürger aller Gegenden des Landes nach und nach wieder zu einer gemüthlichen und geistigen Einheit. Diese ist Noth, für Tage der Gefahr wie des Glücks. Durch sie wird Hoffnung, daß auch die letzten Ueberbleibsel vom alten Sauerteige bürgerlicher Parteiungen hinweggeräumt werden, die hin und wieder noch zu manchen leidenschaftlichen Fehlgriffen Anlaß geben mögen.

Wirklich kehrt, nach den überstandenen Unruhen, gemach wieder ein frohes Gefühl des Daseins in das Land der Eidsgenossen zurück. Die verschiedenen Regierungen beginnen wieder untereinander jenen rühmlichen Wetteifer in weisen und nützlichen Einrichtungen, welcher an ihnen zur Zeit der Vermittelungsurkunde gepriesen worden ist. — Und wenn es an den berührten Fehlgriffen nicht mangelt, zu welchen oft nur der unwürdige Einfluß einzelner Leidenschaftlichen verleitet hat oder verleiten kann, ist doch das Gute und Heilbringende offenbar überwiegend aller Orten*), wie jeder erkennt und bekennt, welcher, selber unbefangen von Leidenschaft, sieht und urtheilt.

Unter den seit den letzten bürgerlichen Unruhen der Schweiz wieder belebten oder neuentsprungenen wissenschaftlichen Vereinen, nimmt die allgemeine schweizerische Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften einen rühmlichen Platz ein. Sie empfing im Jahre 1815 durch die Thätigkeit achtungswürdiger Genfer Naturforscher in deren Stadt den Ursprung. Ihre zweite Versammlung hielt sie in Bern, unter d[illegible] Pfarrer Wyt-

*) Es machen sich seit geraumer Zeit einige deutsche Schriftsteller ein Fest daraus, die heutige Schweiz in öffentliche Verachtung zu bringen. Vielen gebricht es dabei offenbar an richtiger Kenntniß der Sachen, und sie urtheilen mit flacher Absprecherei; andern gebricht es, bei richtiger Sachkenntniß, an würdiger, ruhiger, leidenschaftsloser Haltung. Beispiele dazu liefert Ludens Nemesis in den neuern Heften. Darum werden die Urtheile beider Arten ohne Einfluß und Wirkung bleiben.

Der Verfasser gegenwärtigen kleinen Artikels ist keineswegs geneigt, hier Gelegenheit zu nehmen, über die in der Nemesis entstellierten Sachen ein Wort der Vertheidigung zu sagen. Von der Wahrheit mehrerer dort gerügten Thatsachen ist er selber überzeugt, wie jeder Schweizer. Noch minder ist er gesonnen, es mit denen zu halten, welche über dergleichen Dinge ein menschenfreundliches Stillschweigen beobachten, und lieber von vaterländischen Dingen gar nichts gesagt wissen wollen. Nein, was der Geschichte anaehört, soll der Geschichte gegeben werden; und Publizität ist das beste Surrogat der Religion für die, welche im Dunkeln wallen. Aber warnen möchte er jeden Leser solcher Urtheile, sich nicht aus denselben ein Bild vom gegenwärtigen Zustand der Schweiz zusammenzustellen; es würde ein lästerliches Zerrbild werden. Welche der europäischen Regierungen ist in unsern Tagen von Mißgriffen und Härten frei geblieben? und dennoch können viele der Regierungen im Ganzen preiswürdig heißen. Wenn man alle Verirrungen, Fehlschritte, und Schwachheiten eines weisen und tugendhaften Mannes zusammenreiht, wird er am Ende auch wie ein Pöbelwicht oder Dummkopf aussehen.

Digitized by Google

renbach Vorsitz im Jahre 1816; ihre dritte im Jahre 1817 zu Zürich, wo der Staatsrath Usteri ihr Vorsteher gewesen.

Obwohl diese Gesellschaft eigentlich mehr nur eine kurze Zusammenkunft von Freunden der Naturkunde, als eine wirkliche, eng und das ganze Jahr hindurch zu einerlei Zweck verbundene, Gesellschaft ist, wird sie doch unstreitig zur Beförderung der Wissenschaft wichtig einwirken. Edelsinnig und aus freiem Antriebe gaben die Regierungen von Bern und Zürich dieser Gesellschaft, bei Anwesenheit derselben in deren Hauptstädten, Geschenke von 400 Franken, um daraus Preisaufgaben zu bestreiten. Die erste derselben ist die geworden: Ob die Meinung vom Zunehmen der großen Alpenvergletscherung, und daß die schweizerischen Hochgebirge seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind, sich durch unzweifelhafte Thatsachen im Allgemeinen bestätigt finde? An Sammlung und Herausgabe eigenthümlicher Denkschriften ist zwar in der Gesellschaft schon gedacht, aber noch nichts abgeschlossen worden. Der „naturwissenschaftliche Anzeiger", welchen Professor Meisner zu Bern (monatlich nur einen Bogen stark herausgiebt) dient einstweilen nur zur Befriedigung eines ersten Bedürfnisses für die weit zerstreuten Mitglieder, als ein leichtes Bindemittel.

Die Gesellschaft zählt gegenwärtig in der gesammten Schweiz zweihundert und fünfzig Mitglieder. Darunter zählen die Kantone Glarus, Solothurn, Tessin, Uri und Zug jeder nur ein Mitglied. Dagegen erscheinen Zürich mit 46, Bern mit 45, Waadt mit 29, Genf mit 28, Aargau mit 26, St. Gallen mit 23, Basel mit 14, Appenzell mit 7, und so weiter hinabstufend.

Von den im Kreise der Gesellschaft zu Zürich gehaltenen Vorlesungen war die des Professor Decandolle von Genf von höherm und für die Wissenschaft von allgemeinerm, wenigstens geschichtlicherm Interesse. Er entwickelte in derselben seine Vermuthungen über die Gesammtzahl der Pflanzenarten auf dem Erdball.

Das vollständigste Pflanzenverzeichniß, so wir jetzt haben, ist das von Persoon: es enthält die Namen von einundzwanzig tausend Arten. Darin aber sind noch nicht die Cryptogamen begriffen, deren man ebenfalls bei sechs tausend kennt; noch weniger alle diejenigen, welche seit dem Jahre 1806, da Persoons Verzeichniß erschien, neu entdeckt und beschrieben wurden, wie man in den Schriften von Humbold, Purfh und andern Reisenden, deren so viele findet. Nur aus Neuholland gab Brown über zwei tausend neue Arten an.

Es wird auch immer schwierig bleiben, die Anzahl der Pflanzenarten auf Erden überhaupt auszumitteln, oder auch nur der bekannten. Robert Brown schätzte die Zahl der letztern auf sechsundvierzig tausend; hingegen Humbold sie auf vierundvierzig tausend.

Decandolle, welcher seit zwei Jahren sich die Mühe gab, genaue Untersuchungen in Schriften oder in Pflanzensammlungen großer Städte anzustellen, und daraus die Monographien zu ziehen, fand da zwischen dem, was Persoon nannte, und dem was wir jetzt kennen, ein ungeheueres Mißverhältniß. So gaben z. B. die von Schriftstellern bearbeiteten Pflanzenfamilien folgendes Verhältniß

Digitized by Google

Ranunculaceen	sind	in	Persoon	268,	in	den	Monographien	509 Arten.
Dilleniaceen	—	—	21	—	—	—	90	—
Magnoliaceen	—	—	21	—	—	—	37	—
Anonaceen	—	—	44	—	—	—	103	—
Menispermeen	—	—	37	—	—	—	80	—
Chlenaceen	—	—	0	—	—	—	0	—
			391				827	

Wären alle Familien des Pflanzenreichs gleich genau von Naturforschern bearbeitet, wie jene: so würden in diesem Verhältniß Persoons 27,000 Pflanzen zu 57,000 Arten erwachsen. Decandolle muthmaßt aber, daß auch dies noch kaum die Hälfte der auf dem Erdball befindlichen Pflanzenarten sei. Er schließt dies daraus, daß im Grunde die Pflanzenkunde erst noch im Werden sei. Man denke nur an die reissenden Fortschritte, welche die Wissenschaft erst seit einem halben Jahrhundert gemacht hat. So gab

Linné im Jahr 1763 an 7500 Arten
Murray im J. 1784 — 9000 —
Persoon im J. 1806 — 27000 —
Die Monographien im J. 1816 wahrscheinlich 27000 —

Das Pflanzenreich Europens ist unstreitig bis jetzt am besten untersucht, und doch fand sich: Unter den 391 des Persoon waren 144 europäische und 247 exotische; hingegen unter den 827 der Monographien waren 187 europäische und 640 exotische. Das Verhältniß der Entdeckungen war also wie 10 zu 13 für die europäischen, und wie 10 zu 51 für die exotischen Gewächse. Sicherlich aber kennen wir noch nicht alle europäischen Pflanzen. Noch sind die Vegetabilien Dalmatiens, Rußlands, Spaniens, der europäischen Türkei u. s. w. beiweiten am wenigsten erforscht.

Man theilt den Erdball in siebenzehn Regionen, deren jede von der andern, rücksichtlich der Pflanzenmenge, die sie bevölkert, verschieden ist. Von diesen siebenzehn Regionen macht Europa nur eine und eine halbe aus. Wären nun alle von einer gleichen Menge bevölkert, so müßte, nimmt man nur an, daß die Zahl der von Europa bekannten Pflanzen 10,000 beträgt, der ganze Erdball 113,000 verschiedene Arten tragen.

Dies scheint aber wahrlich nicht zu viel gesagt zu sein, theils weil wir noch täglich in unserm Welttheil immer neue Entdeckungen machen, und beim Bekanntwerden mit weniger bekannten Ländern Europens nothwendig machen müssen; theils weil die europäische Region eben eine der kleinsten des Erdballs ist. Und was wissen wir bis jetzt doch von der Flora des größten Theils von Asien und Amerika, was von dem ganzen ungeheuern Raum des Innern von Afrika oder Südindien?

Allerdings kann die Zersplitterungssucht und Micrologie vieler Pflanzenkundigen, die sich gern erlaubt, bloße Abarten und Spielarten in die Reihe besonderer Arten aufzuführen, die Menge derselben ungebührlich aufschwellen; es kann oft eine und dieselbe Art, von verschiedenen Naturforschern nach ungleichen Mustern verschieden beschrieben und genannt, irrigerweise zur Annahme mehrerer Arten Anlaß geben, — ein Umstand, welchen Decandolle bei seinen Berechnungen ausser Acht gelassen hat: — demungeachtet hindert dies nicht, die höchste Wahrscheinlichkeit darin zu sehen, daß wir heutiges Tages noch nicht die Hälfte der auf Erden wachsenden Pflanzenarten wissen.

H. Zschokke.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites November-Heft 1817.

Nachricht

von einer

wohlfeilen Original-Ausgabe

der

Stunden der Andacht

in acht Bänden.

Aarau bei H. R. Sauerländer.

Der berüchtigte Nachdrucker Mäcken in Reutlingen, im Königreich Würtemberg, hat im Vereine Anderer seines niedrigen Gewerbes eben einen Nachdruck von den in meinem Verlage erschienenen Stunden der Andacht angekündiget, und droht mit namenloser Frechheit, dadurch das Eigenthum des rechtmäßigen Verlegers zu Grunde zu richten. Es ist über das Ungerechte in der Sache nichts weiter zu sagen, und ich überlasse es der weitern Beurtheilung eines rechtlich gesinnten Publikums, wie daß solches Unwesen in Deutschland noch heute fortdauern darf.

Seit vielen Jahren habe ich sehr bedeutende Kosten auf dieses Werk verwendet, habe es in den ungünstigsten Zeiten des Buchhandels mit mühevoller Anstrengung fortgesetzt, und nachdem endlich die erste schwache Auflage vergriffen, und einzelne Jahrgänge durch eingetretene Unterbrechungen in den Handelsverbindungen zerstückelt und defekt wurden, veranstaltete ich mit neuem Kostenaufwand eine neue Auflage der ersten sechs Jahrgänge, setzte den Preis derselben noch um ein Drittheil wohlfeiler an, und ward überzeugt, daß jeder Sachkundige die Billigkeit desselben anerkannte.

Nachdem nun die Trefflichkeit des Buches selbst von strengen Kritikern öffentlich gepriesen und allgemein als eines der besten und vorzüglichsten Erbauungsbücher empfohlen ward, das sowohl wegen des Reichthums der Gedanken, als der herrlichen Sprache in jeder christlichen Familie und von jedem Geistlichen, ohne Unterschied der Confession gelesen zu werden verdiente, und dieses Werk nun kaum seit einigen Monaten erst vollständig zu haben ist, da fällt dieser Nachdrucker Mäcken mit Andern seiner Helfershelfer gleichsam wie eine Bande raubsüchtiger Menschen aus einem Schlupfwinkel darüber her, will das Ganze in Hast und Eile nachdrucken, und bietet eine wohlfeilere Ausgabe auf Subscription an. Wie natürlich können diese Leute wohlfeiler drucken, indem sie der beträchtlichsten Kosten für Honorar, und der Mühe und Arbeit so vieler Jahre überhoben sind. Auch ist es begreiflich, daß sie nur auf das Beste in der deutschen Literatur lauern, womit sie gute Beute zu machen hoffen, unbekümmert, ob sie dem rechtmäßigen Eigenthümer wehe thun. Doch die Gewissenlosigkeit dieser Menschen ist längst weltbekannt, und es wird wohl endlich auch noch die Stunde kommen, daß sie gleich anderm unehrlichen Volke in keinem polizirten Staate mehr Duldung finden werden. Merkwürdig aber ist die Schaamlosigkeit, mit welcher frommen Miene sie dies religiöse

Digitized by Google

Buch selbst anpreisen, das zu ihrer eigenen Besserung, wenn sie es lesen und beherzigen möchten, vielleicht beigetragen haben würde. Folgendes sind ihre eigenen Worte der Ankündigung:

„Alle Religion, natürliche und geoffenbarte, hat Herz und Leben zu ihrem letzten Zwecke; wir können Gott und Ewigkeit nur ahnen und glauben, und sollen beide in Allem ahnen und überall glauben; je mehr man hier wissen will, desto weniger lernt man. Der Vorzug einer Erbauungsschrift für Alle besteht daher wohl in lebendiger Darstellung des göttlichen Wirkens und Handelns in der Natur und im Menschen."

„Daher zeichnete sich die Spenerische Schule so vortheilhaft aus, und behielt ihren Werth bei allen Veränderungen der Zeit. Man frage sich nur, warum liest man nicht gern Erbauungsschriften, welche das Lehrsystem einer Religionspartei populär darstellen wollen? weil sie das Herz leer lassen, und entweder nur den Gelehrten unterhalten, oder nichts sagen, als was man in der Schule schon gelernt hat. Warum wird man der populären Darstellungen philosophischer Systeme fürs Volk bald satt und überdrüssig? weil das Volk sie nicht verstehen kann, und Niemand sich gerne beschwatzen läßt. Warum legt der Vernünftige die Erbauungsschriften alter und neuer Mystiker so bald bei Seite? weil die Träume der Phantasie, wie die gewöhnlichen Träume, weder trösten noch stärken, noch belehren. Warum kommen so viele, — wir möchten sagen, religiöse Anthologien aus dem Gebiete der Philosophie und Offenbarung so bald aus der Mode? weil sie falsche Blüthen enthalten, welche keine Frucht bringen. Warum sind aber zweckmäßige Erbauungsschriften so selten? Eben, weil es weit schwerer ist, das Göttliche im Wirken und Handeln der Natur und des Menschen mit lebendigem Geiste zu zeigen, als theologisch und philosophisch zu spekuliren und zu phantasiren."

„Zu diesen seltenen Erscheinungen gehört nun gewiß — das Urtheil vieler competenten Richter hat bereits entschieden — gegenwärtiges in seiner Art einziges Werk. Ohne einem besondern System der Theologie oder Philosophie zu huldigen, spricht sich aufgeklärte Denkart, der Geist wahrer Christus-Religion und ächter Religiosität in Beziehung auf die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens in der schönen und kräftigen Sprache ungekünstelter und schmuckloser Beredsamkeit aus. Keine kalte Betrachtungen! keine schwärmerische Aussicht! keine leere Blume des Vortrags! Ueberall Frucht des tiefen Nachdenkens über Religion und Christenthum, und vielseitiger Erfahrung, gereift durch die Wärme ächter Gottesfurcht, bescheiden und anspruchlos vorgetragen, daher sind diese religiösen Betrachtungen einfach und faßlich für den gewöhnlichen Menschenverstand, anziehend und erbebend für den Gebildeteren, überzeugend und beruhigend für den Zweifler der heiligen Lehren, erwärmend für jedes Herz. Sie verfolgen die Anwendung der Religion und des Christenthums ins Besondere bis ins einzelnste Thun und Lassen, und man wird fast in keiner Lage vergebens Rath und Trost darin suchen. Wer diese Stunden der Andacht mit den heiligen Urkunden der Bibel selbst fleißig und sorgfältig benutzt, wird reinen Herzens und getrosten Muthes den ernsten Gang durchs Leben gehen; und, ohne sich den Tod zu wünschen, noch ihn ängstlich zu scheuen, weil er die Welt weder als Jammerthal, noch als Tempel der Wollust betrachtet, mit heitern Blicke und ernstem Schritte der Stunde des Uebergangs in eine andere Welt entgegenwandeln." ꝛc. ꝛc.

So preiset der Schelm selbst mit heiliger Miene seinen edeln Raub an; stiehlt, wie Crispin dem Schuhmacher das Leder, aber nicht um es den Armen zu schenken, sondern zu verkaufen.

Ich sandte durch einen Freund, auf die erste Nachricht von diesem schändlichen Beginnen, an Mäcken eine ernstliche und noch wohlmeinende Warnung. Man höre, wie seine Antwort an jenen Freund lautete:

„Auf Ihr werthes per Expressen soviel: a) die Stunden der Andacht werden für Rechnung von drei bis vier Häuser, (namentlich zwei Wiener Häuser darunter, welche österreichische Druckerlaubniß haben) besorgt; b) die darauf gewandten Kosten betragen bereits mehrere tausend Gulden; c) ich bin jedoch nicht abgeneigt, mich mit Herrn Sauerländer zu vergleichen, wenn Er die aufgewandten Kosten entschädiget, sonst hat keine Abänderung statt. Schreiben Sie dies Herrn Sauerländer."

Reutlingen, den 18. November 1817.

Mäcken.

Inzwischen war seine Ankündigung schon verbreitet, und ich hätte mich nie herabwürdigen können, mit einem Manne zu unterhandeln, der das unehrliche Gewerbe eines Nachdruckers treibt; und hätte ich ihm auch ein Lösegeld von mehreren tausend Gulden geboten, so durfte ich dennoch erwarten, daß das, was in Reutlingen begonnen war, anderswo fortgesetzt worden wäre, wie es

Digitized by Google

schen Vorfälle ähnlicher Art sattsam dargethan haben.

Indem ich mich nun an die Huld und Gerechtigkeit Sr. Majestät des Königs von Würtemberg wendete, war ich zugleich fest entschlossen, kein Opfer zu scheuen, um solchem Unrecht zu begegnen, und eher den empfindlichsten Schaden weniger zu achten, als mit einem Mäcken zu mäkeln.

Ich erkläre demnach:

1) daß ich meine rechtmäßige Original-Ausgabe von den Stunden der Andacht in acht Bänden, welche sonst 24 Fl. kosteten, und die der Nachdrucker um 12 Fl., und nach anderthalb Jahren um 18 Fl. anbietet, von heute an auf unbestimmte Zeit um 12 Fl. (oder 18 Schwfr.) oder 8 Thlr. sächs. erlasse, und daß solche durch alle Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz um diesen auf die Hälfte herabgesetzten Preis von nun an zu haben sind;

2) daß ich an alle diejenigen Personen, welche sich an mich direkte hieher, oder an die Gebrüder Sauerländer in Frankfurt a. M., mit portofreier Einsendung des Betrags wenden, das vollständige Exemplar von acht Jahrgängen um 11 Fl. rhein., oder 16 Schwfr. erlasse, also noch wohlfeiler, als der Nachdruckerpreis angekündigt ist;

3) daß man vom dritten, vierten, sechsten, siebenten und achten Jahrgang noch einzelne Exemplare um den herabgesetzten Preis von 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. sächs. per Jahrgang durch alle Buchhandlungen haben kann.

Dadurch ist das ehrlose Unternehmen dieser Nachdruckerbande am zweckmäßigsten vereitelt, denn was diese erst nach anderthalb Jahren im Druck zu vollenden hoffen, das ist heute schon um noch wohlfeilern Preis bei dem rechtmäßigen Verleger vollständig und sauber gedruckt zu finden. Ich darf von der Biederkeit des deutschen Publikums mit Zuversicht erwarten, daß es meiner rechtmäßigen wohlfeileren Original-Ausgabe den Vorzug geben, und sich nicht auf Subscription für einen Nachdruck einlassen werde, von dem ohne Zweifel zu erwarten steht, daß er nie vollständig zu Stande kommen wird. Sollte irgendwo eine unbemittelte Familie sich in den Besitz dieses guten Buches wünschen, so wende sie sich ohne Anstand an mich, und ich werde ihr sehr gerne jede Erleichterung zur Anschaffung gewähren. Aarau, den 1. Dezember 1817.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen
zur
Geschichte unserer Zeit.
Gesammelt
von
Heinrich Zschokke.

Zweiter Jahrgang 1818. In 24 Heften.

Die verehrten Leser dieser Zeitschrift werden hiermit benachrichtigt, daß solche im nächsten Jahr 1818 fortgesetzt und, wie bisher, monatlich zwei Hefte davon erscheinen werden. Der Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang von vierundzwanzig Heften bleibt auf 16 Schweizerfranken oder 11 fl. rheinisch oder 7 Thaler sächsisch, franko Leipzig, festgesetzt, und jede Buchhandlung in Deutschland und der Schweiz nimmt Bestellungen darauf an, so wie auch die resp. Postämter und Zeitungs-Expeditionen. Man abonnirt sich stets für einen ganzen Jahrgang, indem einzelne Hefte nicht erlassen werden können.

Das zweiundzwanzigste Heft der Ueberlieferungen hat eben die Presse verlassen, und der Schluß dieses Jahrgangs mit dem dreiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Hefte wird unverzüglich nachfolgen. Es sind dann vollständige Exemplare von diesem ersten Jahrgang um den festgesetzten Preis noch durch alle Buchhandlungen zu haben. Ueber das Interessante dieser geschätzten Zeitschrift herrscht überall nur eine Stimme des ungetheilten Beifalls. — Auch der zweite Jahrgang wird sich hauptsächlich auszeichnen durch Mittheilung alles dessen, was der Nachwelt würdig ist, daß es ihr zur Geschichte unsers wichtigen Zeitalters überliefert werde, und was dem stillen Beobachter der Weltereignisse, wie dem Staats- und Geschäftsmann, Interesse gewähren kann.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Herausgegeben
von

Heinrich Zschokke

und

seinen Freunden.

Achter Jahrgang 1818.

Angenehme Unterhaltung in Erholungsstunden bleibt fortdin die vornehmste Aufgabe dieses beliebten Journals, das auch im nächsten Jahre 1818 ununterbrochen fortgesetzt wird. Ein Verein von mehrern ausgezeichneten Schriftstellern wird darin, was sie in geschäftslosen Stunden Sinnreiches und Geistvolles niederschrieben und dichteten, anspruchslos mittheilen, um damit ihren schönsten Zweck, Aufheiterung zu gewähren, bei einem gebildeten Publikum zu erreichen.

In jedem Monat erscheint ein Heft, und der Jahrgang besteht aus zwölf Heften, wofür der Abonnementspreis 8 fl. 15 kr. rhein. oder 12 Schweizerfranken oder 4 Thlr. 20 Gr. sächsisch ist. In jeder Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz kann man sich für den neuen Jahrgang abonniren, und durch diese auch frühere einzelne Jahrgänge, so wie die ganze vollständige Sammlung von sieben Jahrgängen erhalten.

Auf beide obige Journale kann man sich auch bei dem Verleger H. R. Sauerländer in Aarau abonniren, bei dem auch nachstehendes Taschenbuch erschienen ist:

Allgemeines

Gedächtnißbuch

zum

täglichen Gebrauch

für

alle Stände

auf das Jahr 1818.

Preis 2 Fr. 5 Bz.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Rhapsodien eines Denkers

über die

wichtigsten Gegenstände der Menschheit.

Neue Ausgabe. gr. 8. 1817. Geheftet (316 Seiten.)
1 rthlr. 8 gr.

„Diese Sammlung von ungefähr fünfzig Aufsätzen — sagt unter andern der Beurtheiler dieses Werkes in der allgemeinen hallisch. Literaturzeitung — empfehlen wir als eine gesunde, Geist und Herz stärkende Nahrung. Es lebt in ihnen ein streng sittlicher Geist. Religion, Kirche, Kunst, Staat, öffentliche Sittlichkeit, Gesetze, insbesondere Strafgesetze und deren Ausübung, sind die Hauptgegenstände. — “ Das gehaltreiche Ganze möge folgendes Inhaltsverzeichniß näher bezeichnen.

1) Die Lehre Jesu Christi. 2) Es ist kein Tod. 3) Die Kirche Christi. 4) Der Katholizismus. 5) Der Geist des Protestantismus. 6) Jesus von Nazareth. 7) Der Judaismus. 8) Karakteristik eines Juden. 9) Die Weihe. 10) Die schönen Künste. 11) Die Wallfahrt. 12) Betrachtungen über den Traum. 13) Das christliche Glaubensbekenntniß. 14) Er kann sich selbst nicht helfen. 15) Eine Hypothese. 16) Potiphars Weib. 17) Rockenphilosophie. 18) Die Tugend. 19) Die Welt. 20) Das Schauspiel. 21) Die Unwirklichkeit. 22) Wer in der Welt sein Glück macht. 23) Unsterblichkeit. 24) Das höhere Leben. 25) Ansichten. 26) Etwas über den Künstler. 27) Die geistige Sinnenwelt. 28) Die sinnliche Geisterwelt. 29) Die Leihbibliothek. 30) Ideen über den Künstler. 31) Der Adel. 32) Bedenklichkeiten. 33) Stimmung. 34) Wer ist ein Mensch. 35) Strafgesetze. 36) Der Stand am Hochgericht. 37) Das Richthaus. 38) Der groß genannte Bösewicht. 39) Resultate. 40) Die Bosheit des Menschen. 41) Die Rechte des Menschen. 42) Das Gesetz. 43) Der Mensch ist nicht immer seines Unglücks Schmidt. 44) Die Rechte des Staats. 45) Maximen. 46) Die Deutschheit. 47) Die Wahrheit. 48) Die Spiele. 49) Der höchste Gesichtspunkt. 50) Neutralität.

Cölestino

das Anschauen Gottes.

gr. 8. 1817. Geheftet. Preis 8 gr.

Für Alle, welche uneins sind über Gott und Göttliches im Menschen, für Alle, denen es mit Recht das Höchste dünkt, über ihn zu denken, zu forschen, im Glauben und in der Anbetung fortzuwandeln, und in reiner Einfalt des Herzens an ihn zu hangen, werden diese Blätter von hohem Werthe sein, und der denkende Leser wird hier als Resultat einer beruhigenden Zuversicht, klarer und tiefer begründet finden, als in mancher handreichen Schrift ähnlichen Inhalts, der neuesten Zeit.

Die im In- und Auslande geschätzte Aarauer Zeitung, so wie das bekannte Volksblatt: Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote werden im nächsten Jahre 1818 fortgesetzt, und die Bestellungen sind an die Postämter zu machen.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Die Lustreise eines Schweizers nach München im Jahr 1816.

Das Unterwegs, auf der Landstraße — in Ulm — in Augsburg — München — Bemerkungen über die Bildergallerie — über einzelne Stücke derselben — nebenbei über Künstler, Kenner und Liebhaber. — Gang zur Reitschule und Akademie. — Polizeiliche Inquisition. — Jakobi. — Der Besuch von Schleisheim. — Betrachtungen im königlichen Schatz, und im Elfenbeinschatz. — Heimkehr über Landsberg. Gedanken beim Zuchthause — beim Weggelde — und kaltem Wetter. — Lindau — Wiederkunft in die Schweiz.

Daß nachfolgendes Tagebuch nicht ursprünglich für die Bekanntmachung geschrieben worden sei, bezeugt zum Theil dessen Form, wie sie nach Hinweglassung desjenigen geblieben ist, was nur dem Reisenden und Seinem sonst, einigen Werth hat. — Daß es der Bekanntmachung würdiger, als manche der dichten Reisebeschreibungen unserer Tage sei, wird der Leser hoffentlich am Ende dieser Blätter mit dem Herausgeber derselben, gestehen.

D. H.

Was mir geblieben
Von dem Beachten,
Von dem Betrachten,
Hab ich geschrieben,
Manches vergessen,
Manches versäumet,
Vieles geräumet,
Wenig ermessen;
Flüchtige Reise,
Ruhiges Leben,
Heitere Weise —
Dies war mein Treiben,
Wird es auch bleiben.

Da ich schon seit geraumer Zeit vorhatte, die Gallerie in München zu besuchen, vorzüglich auch wegen der dort befindlichen Holbeinischen und altdeutschen Gemählde, deren Betrachtung mir bei der angefangenen Lebensgeschichte Holbeins dienen sollte, so ergriff ich den Anlaß, mich mit dem L**schen Hochzeitpaar, das eine Lustreise beginnen wollte, dorthin auf den Weg zu machen. Wir wählten die Richtung über Schafhausen, Ulm und Augsburg.

Digitized by Google

Erst aber mußten wir Päße haben, und zwar jede Person einen besondern, so will es die Verordnung; obgleich begreiflich war, daß einer allein, unter meinem Namen, mit dem Beifügen: nebst Familie, hinreichend wäre. Allein was einmal angenommen worden, und wobei die Büreau's sich wohl befinden, wird nicht leicht wieder abgeschafft, und sollte es auch unmittelbar aus dem Napoleonischen Zwangreiche hergenommen sein. Wir fanden auch wirklich nachher, daß ein einziger Paß vollkommen hingereicht hätte; durchgehends zeigte ich nur einen vor, und sagte, ich reise mit meiner Familie, selbst in der Hauptstadt München war man damit zufrieden.

Mehrere Empfehlungsschreiben wurden mir angeboten, da ich aber aus Erfahrung weiß, daß solche oft nur stöhren, indem man, um ihnen Ehre zu machen, sich oft zeitraubenden Besuchen und zwecklosen Zerstreuungen hingeben muß, so nahm ich nur diejenigen an, die mir der Baron v. S*** mitgab.

Zum Lesen nahm ich mit die Memoires sur la revolution d'Espagne von Mr. de Pradt.

Mittwochs den 12. Juni verließen wir Schafhausen Morgens fünf Uhr noch unter trübem regnichtem Himmel, der bei mir meist auch eine trübe Stimmung hervorbringt; besonders jetzt, wo das schlechte Wetter schon so lange angehalten hat, wie dieses ganze Frühjahr, und zu besorgen steht, es werde dadurch zu den drei oder vier Fehljahren, die wir schon gehabt, auch noch ein viertes oder fünftes veranlaßt werden, und die Armuth auf den höchsten Grad steigen. Diese kleinmüthige Stimmung wurde noch in Singen, wo wir das Frühstück einnahmen, vermehrt durch zwei Juden, die Theurung vorausſagten, und Getraidesperre gegen die Schweiz. — Einem armen an der Gicht leidenden Weibsbild, das auf einem offenen Karren von Mengen nach Baden in die Schweiz geführt wurde, gaben diese Hebräer ein Almosen.

Von Stockach aus hellte sich der Himmel auf, und so auch mein düsterer Sinn. Ich kann mich dieses Einflusses der Witterung nicht erwehren; sie afficiert meine Einbildungskraft. Das bevorstehende Seufzen, Aengstigen, Murren, Lästern der Leute stellt sich meiner Phantaſie vor, und stört meinen Frieden; es kränkt mich, nichts erwiedern zu können, wenn die Vorsehung bezweifelt wird! — Mit dem Sonnenschein kamen jetzt auch wieder meine fröhlichen Gedanken. — Was kann ich auch, sagte ich, mit allen meinen Sorgen gegen die Natur? Kann ich Eine Traube reif, und einen einzigen Kornhalm fruchtbar machen?

Bei Hohentwiel vorbei; ein schöner Fels, wo nicht zu einer Festung, doch zu einem fürstlichen, das Land überschauenden Schloſſe geeignet.

Nachher fing eine langweilige Gegend an, aus immer gleichförmigen Hügeln, Wald und Feld bestehend; und eine Stunde vor Möskirch war die Straße so abscheulich, daß wir wohl eine Stunde zu Fuß gehen mußten, und ich mich sehr erhitzte. Gleichwohl ging ich noch in die St. Martinskirche, wo uns ein Geistlicher drei Gemählde von Holbein wies. Eines hängt als Altarstück in der Kirche, die heil. drei Könige vorstellend, etwas über halbe Lebensgröße, mit goldenen Heiligenscheinen und Gewändern; zwei stehen auf einem staubigen Gang, jedes auf

Digitized by Google

beiden Seiten gemahlt, Bilder von einzelnen Heiligen, kräftig, ja kühn gezeichnet, und wie diese altdeutsche Gemählde gewöhnlich sind, sehr frisch von Farben. Der Zeichnung nach könnten es wohl Arbeiten Hans Holbeins sein, denn diese entspricht den Kunstwerken, die in Basel aufbewahrt werden; aber den goldenen Grund mit eingedrückten Verzierungen habe ich noch nie bei Holbein gesehen, der scheint mir älter zu sein. Diese Gemählde sollen weder Monogramme noch Jahrzahl haben; werden aber in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet sein, da sie mit Staub bedeckt in einem Winkel stehen, und niemand Sorge dafür trägt.

Das ganze Städchen Möskirch war diesen Abend mit Leben und Freude, mit froher Erwartung erfüllt, die der größte Genuß ist: Vorbereitungen auf das morgende Frohleichnamsfeß; selbst die heimkehrenden Kühe, Ziegen und Schweine schienen durch ungewöhnliche Sprünge den alten Hirten und sein Mütterchen necken zu wollen.

Oben im Schloßgarten exerzierte die Bürgermiliz im Feuer, einige hatten nur Stöcke statt Flinten, und waren noch ganz im Neglige der Werkstätte. An einem andern Ende des Parks übte sich eine Gesellschaft in türkischer Musik; diese zogen nachher, als es dunkel ward, den Zapfenstreich begleitend, in und vor dem Städtchen herum, und wie bei uns, die ganze liebe Jugend hinter her.

Wenn das morgende Fest keine verdienstlichere Wirkung hätte, als daß es den Einwohnern diesen fröhlichen, herzerhebenden Abend gewährte, so wäre meines Erachtens schon seine Feier gerechtfertiget.

Donnerstag, den 13. Juni, Morgens um fünf Uhr, machten wir uns durch kalte Nebel und hügeliches Land auf den Weg. Fast durch das ganze Würtemberger Land, wie ich auch ein andermal schon zu bemerken Gelegenheit hatte, sind die Landstraßen besser, gehen aber weniger eben fort, als bei uns. Man sollte das nicht glauben, wenn man an die bergige Schweiz denkt. In der Schweiz aber ist die Beschaffenheit des Landes so, daß fast durchaus, die Grenzkantone abgerechnet, zwischen zwei Bergen oder Hügeln eine ebene Fläche liegt; und in diesen Flächen gehen die Straßen. Jenseit des Rheins hört diese Eigenheit auf, und die Straße führt meist langweilige Hügel auf und ab.

In Mengen tranken wir Kaffee, denn auf der ganzen Reise beobachteten wir die Gewohnheit, nüchtern des Morgens die Nachtherberge zu verlassen, und halbwegs vor dem Mittagessen, wo die Pferde ein Zwischenfutter bekamen, das Frühstück einzunehmen. Durch das Städtchen fuhren wir, als wenn es uns gälte, über und zwischen grünen Baumzweigen und Blumen, womit die Straßen belegt und behängt waren, durch welche heute die Frohleichnamprozession ziehen sollte. Auch in Dörfern war uns schon die nemliche Ehre zu Theil worden. Noch nicht lange waren wir in Mengen, so kam die ansehnliche Prozession, den Oberamtmann und den Arzt an der Spitze, und dann allerhand Bürgersleute, Alte, Junge, Kinder, Mädchen, Frauen; den Schluß machten die alten, gebückten und geschmückten Großmütter des Orts. Alle abwechselnd laut Gebete hersagend, sanft und still die einen, gleichgültig umhergaffend die andern,

Digitized by Google

manche das Verdienst in grellem, schneidendem Ton suchend. Der Zug war nicht so hübsch, lebhaft und reinlich, wie der, den wir voriges Jahr in Baden sahen; auch mangelte mir das Korps der Kapuziner, das mir damals so malerisch und antik aufstel. Unter den Männern sah ich wenig gewandte, leichte Gestalten. Die goldenen Hauben der Frauen glänzten prächtig in der Sonne, und aus manchem jugendlichen Auge blickte schon die freudige Erwartung eines fröhlichen Tages. Denn wenn dieser Glaube Gotte gegeben hat, was Gottes ist, so will er auch was für sich haben.

Wir fuhren nach Riedlingen zum Mittagessen; ein artiges Städtchen an der Donau, die wir hier zum erstenmale auf unserer Reise sahen. Von außen schien mir der Ort etwas altdeutsches zu haben; auf einander gehäufte Häuser mit spitzen Giebeldächern, wie in Albert Dürer'schen Holzschnitten. Im Wirthshause zu den drei Kronen waren wir auf der ganzen Reise am reinlichsten und appetitlichsten bedient. Vor demselben ist ein geräumiger Platz, der noch ganz mit Gebüsch für die gehaltene Prozession überlegt war; über diesen Platz wurde, ehe man wieder in die Besper ging, das Vieh von der Weide oder auf die Weide getrieben, und ergötzte uns mit seinen Sprüngen, die es auf den ihm hier ungewohnten grünen Zweigen machte. Alle diese kleinern Schwabenstädte leben von der Viehzucht, und alle scheinen, nach alten Gebäuden und Stadtmauern zu schließen, ehmals mehr gewesen zu sein, als sie jetzt sind. Der dreißigjährige Krieg hat Deutschland so durchaus von seiner schönen Zeit herunter gebracht in Noth und Trübsal, daß es sich seitdem nie wieder recht erholt hat; die neuern Kriege waren nichts dagegen, auch darum nicht, weil sie nicht verheeren konnten, was nicht mehr war. Und was thaten die Fürsten, um dem Lande wieder zu helfen? Die Gallomanie, der sie sich ergaben, war nicht zur Hilfe geeignet; und sie wurden endlich selbst ein Opfer derselben. Jetzt haben sich die Völker Deutschlands selbst geholfen, wenigstens von Einem drückenden Joche, und diese große, ungeheuere Anstrengung, wird und muß auch zu fernern vaterländischen Vortheilen helfen.

Von Gassenjungen wurde uns während dem Essen ein Kutschenfenster eingeschlagen. Ich erfuhr es aber erst, als wir zum Ort hinaus waren; es that mir leid, daß an dem vornehmsten katholischen Festtage hier keine bessere Zucht herrschet. Bei schönem Abend fuhren wir noch fünf bis sechs Stunden weit nach Eschingen zum übernachten, wo man uns das Wirthshaus zum Kreuz empfohlen hatte. Das war aber sehr schlecht und schmutzig; keine Betttücher zur Decke und ein ganz unerträglicher Gestank in den schlechten Zimmern. Sonst sind in dem Orte einige schöne Häuser, und ein großer Platz vor dem ehmals landständischen, jetzt unbenutzt stehenden Hause. — Ich ging so spät als möglich in das uneinladende Bett, und blieb darin, bis der Tag anbrach. — Wie die verschiedenen Herbergen, so die Stationen des Lebens; warst du noch in keiner stinkenden Lage, lieber Leser?

Freitags, den 14. Juni, fuhren wir des Morgens in vier Stunden bis Ulm, wo wir das Münster schon von weitem unter den Bürgerhäusern hervorragen sahen

Digitized by Google

wie einen Elephanten, der unter einer Heerde Schaafe ſtehet. Es iſt ein ſonderbarer, imponirender Anblick, wenn ein Gegenſtand ſo allein groß iſt, ohne ſtufenweiſe Annäherung der Umgebungen; immer wird das Auge nach ihm hingezogen. Zwar mag es mit dieſem Münſter von Anfang an dieſelbe Beſchaffenheit gehabt haben, und die Häuſer der Stadt werden wohl nie viel höher geweſen ſein; aber jetzt ſind die Häuſer neu und die Kirche iſt alt; und da kann man ſich der Täuſchung kaum erwehren, daß das Alterthum größer geweſen, als die gegenwärtige Zeit.

Wir ſtiegen im ſchwarzen Ochſen ab, und begehrten und bekamen Zimmer nach der Donau hinaus, die eine vortreffliche Ausſicht auf den ſchönen Strom und in eine weitreichende Landſchaft haben; etwas von den drei Königen in Baſel. Wir fanden auch Hrn. St***, der uns durch ſein Vorwort von Bezahlung des doppelten Weggeldes befreite. Wir hätten uns, hieß es, an einer gewiſſen Stelle (die uns aber gänzlich unbekannt war) melden ſollen. Die Stelle hätte uns anhalten ſollen, meinte ich, denn die Bureau ſind um der Reiſenden, und nicht die Reiſenden um der Bureau willen; was man uns forderte, ſagte ich, das zahlten wir ja, und brauchten keine Abwege; man müſſe keinen Unſchuldigen ſtrafen. — Aber was hilft dies Alles gegen eine allerhöchſte und allergnädigſte königliche Verordnung, und welcher Reiſende hat die Zeit, mit Zollbedienten ins Recht zu treten? — Nur durch die Bekanntſchaft des Wirths mit dem erſten Zollbeamten kamen wir ungeſchoren weg, und durch einen Reſt von altreichsſtädtiſcher Rechtlichkeit, der noch in dieſem Mann herrſchte.

Wir Schweizer ſind ungeſchickt im Unterſcheiden vornehmer und gemeiner Leute; wenigſtens bin ichs, und betriege mich immer mit Auswärtigen. So auch heute. An der Mittagstafel aßen zwei Frauenzimmer mit uns, eben nicht koſtbar und ziemlich ſchmutzig gekleidet. Die Eine jung, rund und wild, als wenn ſie mit einem Offizier zu Felde geweſen wäre; die andere ſanftmüthiger, vernünftiger und geſprächiger; dieſe erzählte von einer Wallfahrt, die ſie zu Fuß nach Maria Einſiedeln gemacht, über den Ezel hin und über das Hörnli wieder her. Wir hielten ſie für zwei Kaufmannsfrauen, die ſich hier auf der Meſſe aufhalten, und erfuhren nachher vom Wirthe, daß es zwei Baroneſſen aus der Nachbarſchaft ſeien, die zum Einkaufen noch eben auf den Markt gekommen. Der Caſus von einer Baroneſſe, die zu Fuß aus Schwaben nach Einſiedeln wallfahrtet, war mir eben noch nicht vorgekommen. Was für eine Sünde mag ſie wohl zu büßen gehabt haben?

Wer im Umgange vernünftig durchkommen will, muß ſich alles Urtheils enthalten; das ſage ich mir ſo oft, und kann es doch nie laſſen, romanhafte Muthmaßungen über Unbekannte anzuſtellen; ich weiß es wohl, eine Kleinſtädterei, doch nicht ohne geiſtigen Genuß, ſelbſt in der Täuſchung.

Ein großer Sturm erhob ſich nach Tiſche, der von Mittag herkam, ſchwarz und tobend. Wir lachten, als jemand ängſtlich bemerkte, dies Gewitter werde wohl in der Schweiz, wo es herzukommen ſchien, fürchterlich geweſen ſein; und behauptete, zwiſchen hier und der Schweiz

Digitized by Google

können ein halbes Dutzend Donnerwetter sein, ohne daß eines mit dem andern in Verbindung stehe; und doch lasen wir nachher in den Zeitungen, daß gerade an diesem Vormittage über das Frickthal ein so heftiges Ungewitter ausgebrochen sei, daß es allenthalben außerordentlichen Schaden gethan; und in Schafhausen an zwei Orten eingeschlagen habe. — So geschwind wie ein Wetter, ist ein Sprüchwort, das wie alle Sprichwörter aus der Erfahrung abgezogen ist.

Kaum war der Regen vorbei, so führte uns Herr H***, ein Kaufmann, an den L*** Empfehlung hatte, in die Münsterkirche. Ich war erstaunt, über die prächtige gothische Struktur, ihre Kühnheit, ihre Höhe und Weite. Nie hat das Inwendige des Straßburger Doms diesen Eindruck auf mich gemacht, ich sage das Inwendige; denn der Thurm daselbst und das Portal sind schöner, ausgeführter, leichter, geschmackvoller. Aber dies hohe Gewölbe, diese herrliche Weite des Innern, dieses zur Feierlichkeit stimmende Halblicht, ein Tempel des Herrn! da hätte ich eine Vesper hören mögen, wie ich sie oftmals in Strasburg anhörte! — Wir konnten uns aber nicht lange aufhalten, da wir noch aufs Land gehen wollten. Den Thurm bestiegen wir nicht. — Es war gerade Markt, und alles voll Buden um und dicht an der Kirche; widerliche Krämerei. Krabbeln der Ameisen am Fuße der heiligen Eichen! — Da man so oft im Falle ist, sich in seiner Erwartung von gepriesenen Dingen, Menschen und Anderm, getäuscht zu finden, so ist die Freude desto größer, wenn so ein Gegenstand wirklich die schöne Erwartung noch übertrifft; welches mir, Gott sei Dank, noch ein paar Male auf dieser Reise begegnete. — Der ganze Chor hat gemahlte Fensterscheiben, auch in manchen Fenstern der Abseiten sind noch solche, die nach Zeichnung und Kostum zu schließen, sehr alt sein müssen. Ich konnte mich aber nicht dabei aufhalten.

Wir fuhren nach dem Steinheile, einem Vereinigungsort der Ulmer, wohin Madame H*** mit ihrem Knaben auch noch kam. Bei schönem Wetter mag es da ganz artig sein. Der Ort wird aber nicht mehr so stark besucht, wie vormals, weil er jetzt im Baierschen liegt, und der würtembergische Brückenzoll die armen Ulmer plaget, wenn sie nur auf ihre eigene Güter wollen. Dagegen ist eine Friedrichsau auf dem linken Ufer der Donau angelegt, wohin jetzt alles strömt; und wo es auch wirklich allerliebst sein soll, wie mir meine jungen Leute sagten; denn ich selbst mochte nicht mehr hinfahren.

Samstags den 15. Juni. Nun kamen wir aus dem Würtembergischen. Gleich über der Brücke ist die baierische Mauth, wo wir auch wieder den Paß visiren lassen und 2 fl. 30 kr. Weggeld bis München zahlen mußten; das befreite uns aber nicht vom Brücken- und Pflastergeld, welches in allen kleinen Städten bezahlt wird, das Pflaster mag so elend sein, als es will. Von Visitation war auf der ganzen Reise nie die Rede, auch nicht von einem Ablehnungstrinkgelde.

In Günzburg nahmen wir das Frühstück. Ich erinnerte mich daselbst meiner Arrestation im Jahr 1782, als ich damals keinen Paß vorwies, da ich Abends zu Fuß ankam, und auf die Wachtstube geführt wurde, wo man mich zum Rekruten machen und nach Wien hinunter

Digitized by Google

führen wollte; wie ich endlich vom Offizier erhielt, mein Quartier auf der Post nehmen zu dürfen, jedoch mit einer Schildwache vor meinem Zimmer. Wie ich endlich durch die Bemühung des Postmeisters befreit wurde, der für mich, da ich mich unpäßlich stellen mußte, mit dem Stadtdirektor sprach; und wie ich dann des Morgens froh mit Postpferden abreißte. — Ich betrachtete da noch mit sonderbarer Empfindung das Fenster im untern Zimmer des Posthauses, an welchem ich als Arrestant, unter Bedauern der Wirthin gesessen hatte.

Durch einen langweiligen Sandweg kamen wir endlich Nachmittag nach Zusmarshausen. Schon unterwegs waren uns ganze Wagen voll Franzosen begegnet, die aus der Kriegsgefangenschaft von Ungarn herkamen. Hier standen auch mehrere vor dem Wirthshause, die meisten übel konditionirt, was das äussere Ansehen betrifft; aber die ächtfranzösische bonne humeur auch in diesem elenden Zustande nicht verläugnend. Ich theilte mit ihnen meinen Tabaksbeutel, und war freundlich, so wie auch L***, wodurch wir ihnen so lieb wurden, daß sie nach Tische noch an die Kutsche kamen, um uns glückliche Reise zu wünschen. Von ehmaliger Pretension, womit sie in Deutschland auftraten, war jetzt natürlich keine Spur mehr; ob ich gleich nicht behaupten will, daß diese ephemeren Menschen mutatis mutandis nicht morgen wieder eben so erscheinen würden, wie ehmals. Dieses Volk hat nicht Grundsätze fürs Leben, sondern nur für den Tag; und es ist noch die Frage, ob sie sich nicht besser dabei befinden, als wir mit unsern bleiernen Moralitätspostulaten?

Sodann fuhren wir noch bis Augsburg, und machten also heute eine starke Tagereise von siebenzehn Stunden; welches hier zu Land aber eher angeht, als in der Schweiz. Nicht daß die Wege ebener, flächer, weniger hügelig seien, als bei uns; im Gegentheil, es geht bei uns ebener fort, aber die Straßen sind besser, haben weniger Stein und Löcher, so daß man nicht so geschüttelt wird, und die Pferde nicht so viel zu ziehen haben. Abends, nur noch eine halbe Stunde von Augsburg fuhren wir durch ein Dorf, das ziemlich städtisch aussah, vermuthlich daß die Augsburger Landgüter da haben. Hier schien es sehr lebhaft zu sein, denn unter den Häusern saßen oder standen die Bewohner derselben herum, und genossen der Abendkühle. Eine Gewohnheit, die im Kanton Aargau, besonders aber in den kleinen Städten Frankreichs herrscht, und mir jederzeit sehr wohl gefiel, die aber in unserm düstern Züricherbiet nie hat gedeihen wollen, weil man da zu ungesellig ist.

Die Umgebungen und Thürme Augsburgs kamen mir aus Rugendas-Belagerungsblättern ziemlich bekannt vor.

Wir stiegen im grünen Hofe ab, einem Gasthofe, der keine angenehme Lage hat; bei den drei Mohren wären wir wenigstens in einer schönen Straße gewesen. Jener ist das Logis der Kaufleute, die nichts nach der Lage fragen.

Sonntag den 16. Juni. Regenwetter, willst du uns stören, rief ich beim Aufstehen aus! und wirklich regnete es. Wir nahmen einen Lohnbedienten. Er führte uns erst auf den

Digitized by Google

Waſſerthurm, eines der Werke, von welchem die ganze Stadt künſtlich mit Waſſer verſehen wird. Hier ſind auch allerhand Modelle von Gebäuden, Waſſerwerken, Brücken, Treppen, Pumpen u. ſ. w. aufgeſtellt, weil vordem jeder Werkmeiſter, der Anſtellung wünſchte, ſich durch ſo ein Meiſterſtück auszuzeichnen ſuchte, und jeder, der was rechtes konnte, in dem kunſtliebenden und reichen Augsburg unterſtützt wurde. Eine ſchöne Sammlung für Liebhaber mechaniſcher und mathematiſcher Künſte. Oben auf dem Thurm iſt eine ſchöne Ausſicht, die uns aber der trübe Himmel verdeckte.

Auch den alten Bauerntanz ging ich zu ſehen — allein er iſt übermahlt. Die Zahl der ehmals ſo prächtigen gemahlten Häuſer nimmt ſehr ab, welches mir leid that, wahrzunehmen; denn es gibt unter dieſen mit Alfresco-Malereien überzogene alte Gebäude, die es an Geſchmack und Zierlichkeit mit den Modernſten aufnehmen.

Das Rathhaus in Augsburg iſt der zweite Gegenſtand auf unſerer Reiſe, der mein nihil admirari überwand. Das Aeuſſere hat nichts Auffallendes, als eine große Einfachheit und ſchöne Proportion, und daß mir die wachhabenden Soldaten vor demſelben ſo klein vorkamen; denn wo die Menſchen klein erſcheinen, da iſt ein großer Gegenſtand in der Nähe, groß durch Formen oder durch geiſtigen Gehalt; auf das Volumen kommt es nicht an. Vor den Tuillerien, vor der Urſuskirche in Solothurn wollten mir die Menſchen nie klein erſcheinen; klein hingegen erblickt ich ſie immer im Hofe des Louvre, und noch kleiner vor deſſen Colonade; klein unter den Antiken des Muſeums, klein nicht nur vor dem Münſterthurm in Strasburg, ſondern auch vor einem nur ein Stockwerk hohen Häuschen in München, bei deſſen erſten Anblick ich ſagen mußte: dies Häuschen hat einer gebaut, der ſeine Sache verſteht; und zur Antwort bekam, es gehöre dem Stadtzimmermeiſter. Dieſer Grundſatz gilt in allen Werken des Geiſtes, der Poeſie wie der Kunſt. Was mir meine generiſche Größe fühlbar, und das Individuelle und Konventionelle klein und gering erſcheinen macht, das darf ich zu dem Vortrefflichen zählen.

Gleich beim Eintritte und durch das ganze Haus, in Treppen, Lauben und Zimmern, wird man durch die ſchönen Verhältniſſe, und die edle, große Anſtändigkeit in angenehme Verwunderung geſetzt; alles iſt ſo geräumig und doch nicht leer, verziert und nicht überladen, von gefälligem Geſchmacke ohne langweilige Nachäffung des Antiken. Ein öffentliches Gebäude, wie es die Griechen gebaut hätten, wenn ſie in heutigen Zeiten lebten. Ein ſchönes Monument eines großdenkenden republikaniſchen Magiſtrats. Wenn der große Guſtav Adolph ſagte, die Augsburger hätten beſſer gethan, dieſe Koſten an eine Feſtung zu wenden, ſo iſt das ein Beweis, daß große Männer zuweilen auch alberne Dinge ſagen. — Trefflicher Elias Holl, wärſt du ein Italiäner geweſen, wie laut erſchallte jetzt dein Ruhm!

Wir beſahen die Gemälde, die da aufgeſtellt ſind. (Man hätte ſie nur anderswo aufſtellen ſollen, als in dem ſchönen Saale!) Der König von Baiern hat einen ſolchen Ueberfluß von Gemählden aus Düſſeldorf, Mannheim, München und den aufgehobenen Klöſtern, daß er gar wohl der ſchönen Stadt Augsburg auch etwas davon abgeben könnte. Ich fragte vorzüglich

Digitized by Google

den Holbeinischen Stücken nach, und es wurden mir derselben mehrere gewiesen. Ich habe aber hier schon, und nachher in Schleisheim noch besser zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß viel Willkührliches in den Benennungen der Meister aus der alten deutschen Schule liegt; und daß es ein langes Studium erfordern würde, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit den ächten Verfasser anzugeben. Sie haben so viel Schulähnlichkeit, daß man nur zu leicht einen mit dem andern verwechselt, und oft herrscht in den Stücken, die für Arbeit eines Meisters ausgegeben werden, solche Verschiedenheit, daß man der Angabe kaum Glauben zustellen darf.

Die meisten Holbeinischen Stücke, die hier vorgewiesen werden, sind von dem Vater. So zum Beispiel die Vorstellungen aus dem Leben des Apostels Paulus, in halb lebensgroßen Figuren, mit schönen Köpfen voll Wahrheit und Natur, und sehr fleißig ausgemalt. Sanders spricht auch davon, und sagt, daß dieses Gemälde bezeichnet sei: Praesens opus complevit Johannes Holbein, civis Augustanus.

Auch in einem Gemälde aus dem Leben Mariä lie[illegible]t man an einer Glocke, die in einem Thurm hängt: Hanns Holbein, 1499. Das muß also auch von dem ältern Holbein sein. Alle seine Figuren und Köpfe sind voll individueller Wahrheit, wie Porträte.

Zwei Herzoge von Baiern mit den Jahrzahlen 1545 und 1550, so wie ein Herzog Moritz von Oldenburg, werden auch für Joh. Holbein ausgegeben. Mußten also in England gemalt worden sein, wo er 1554 starb.

Für einen jungen Holbein wird auch gehalten ein Sebastian, der von Armbrustschlägen getödtet wird; hat aber mit den baselerischen Holbeins wenig Aehnlichkeit. Jedoch ein Gemälde von vielem Verdienst, das sich durch Wärme der Färbung und Freiheit der Zeichnung vor einem daneben hangenden Georg Pens von gleicher Größe vortheilhaft auszeichnete.

Desgleichen soll eine heil. Katharine, knieend vor einem Rade, von Jh. sein. Wer kann das wissen, ausser durch jahrelanges Studium? — O wohnte ich bei diesen Sammlungen, und hätte sonst nichts mehr zu thun, wie ergötzlich sollte mir dieses Studium der alten deutschen Schule sein; und wie ließe sich eine interessante, in den ganzen deutschen Geist eingreifende, historisch-artistische Darstellung machen! So sah ich jetzt alles nur im Fluge, und konnte nichts gründliches herausbringen, und doch freut mich auch dieses Sehen.

Von Burgmeir sind auch viele Stücke da, ähnlichen Inhalts und Geschmacks wie die Holbeinischen. Wenigstens aber einige davon sind steifer, dunkler, lebloser.

Von dem alten Kunstberather meiner Jugend, dem ehrenfesten Joachim von Sandrart auf Stockau, hätte ich gerne Arbeit gesehen, um zu erforschen, was von der breiten Weisheit dieses kunst- und tugendliebenden Cavaliers in die Werke seines Pinsels übergegangen sei, so wie es in den Werken seiner Feder zu finden ist. Ich bekam aber nichts zu sehen, als den Fischfang Petri, der mir wirklich etwas schwerfälliges zu haben schien; und ein weibliches Porträt von schöner Carnation.

Digitized by Google

In dieses Rathhaus könnte man das unsrige verbergen, und vielleicht hätte dann das von Zürich auch noch Platz darin; ist doch der einzige große Saal zweiundfünfzig Schuhe hoch, fünfundachtzig breit, und hundert und zehn Schuh lang. Fragt man aber, wo ist mehr Großes (man kann auch fragen: Kleines) geschehen, so würde sich die Wagschaale wohl auf die Seite Zürichs neigen. Wie kam aber die Stadt zu diesem blühenden Zustande, da sie noch nichts als das Dorf Oberhausen unter sich hatte? — Durch glücklichen Handel wurden ihre Bürger reich, und sie verwandten ihren Ueberfluß an gemeinnützige Pracht. Unter das Vorzügliche der edlen Stadt Augsburg gehören auch die prächtigen Brunnen; worunter der Herkulesbrunnen an Schönheit die andern übertrifft. Oben steht Herkules im Kampfe mit dem Cerberus oder der lernäischen Schlange. (Die Nachrichten der Reisebeschreibungen sind darüber ungleich; ich glaube, es wird wohl die lernäische Schlange sein, da Cerberus nur drei Köpfe hatte, hingegen wenigstens sechs an diesem Ungeheuer zu sehen sind). Herkules ist eine schöne, kräftige Figur, und seine Bewegung scheint sehr natürlich und von richtiger Zeichnung zu sein. Das ist alles, was ich in der Entfernung und bei schlechter Beleuchtung zu sehen im Stande war. Hingegen konnte ich mich nicht satt schauen an den drei Nymphen, oder Najaden, oder Grazien dieses Brunnens. Aber auch in dieser Benennung weichen die Reisebeschreiber von einander ab, so wie im Kunsturtheil darüber; Nikolai findet, „sie seien nicht erhaben, wie die Antiken, sondern zusammengedrückt, und liegen ungruppirt da, elles sentent l'academie," sagt er, — Lavater hingegen schreibt in seiner Reise nach Kopenhagen: „er kenne nichts Schöneres, Vollkommeneres, Größeres unter allen ihm bekannten menschlichen Kunstwerken; diese Figuren übertreffen alle antiken Ideale. — G. von Heß, in den Durchflügen, weiß gar nicht, was er sagt: „Die drei umherstehenden Najaden bilden eine schöne Gruppe (in dieser Entfernung!) und sehen dem Kampfe des Herkules zu", welches auch nicht wahr ist, da sie alle niederwärts auf ihre Beschäftigung schauen. So verschieden und unsicher lauten schon die drei Reiseberichte, die ich gerade bei der Hand habe; andere werden wohl noch anders sagen, welcher hat aber Recht? Ich halte nicht viel auf das Rechthaben, daher soll es auch nur eine Meinung und nicht ein Ausspruch sein, wenn ich sage, daß ich zwar schönere Antiken gesehen, das heißt solche, die das, was sie bezeichnen sollten, noch in edlern reinern Gestalten darstellten, und daß diese Nymphen einen etwas wenig modernen Schnitt haben. Aber muß denn Alles antik sein, Alles nach griechischer Art und Kunst dargestellt werden; kann nicht der Geist neuerer Zeiten sich auch auf eine originelle und treffliche Weise äussern? Und gerade dies scheint mir ein Vorzug dieser Bilder zu sein; gerade diese kleine Abweichung ins Moderne scheint mir sie pikant zu machen. Die eine trocknet ihre langen Haare, die andere windet ein Tuch aus, die dritte läßt Wasser aus einem Gefäße über ihren zierlichen Fuß laufen; und alle drei thun es mit einer Ungezwungenheit und einer weichen, weiblichen Anmuth, und haben so zierliche Formen, daß ich darüber jedes antike Desiderium vergesse, und durchaus überzeugt bin, daß wenn auch die schönste dem Bade entsteigende Venus aus dem Alterthum auf diesen herrlichen Brunnen gestellt würde,

Digitized by Google

sie sich dieser Grazien nicht zu schämen hätte. — Die Welser, die Fugger, die Rehlinger haben ihre Namen durch Inschriften, als die Stifter dieses Brunnens, darauf gegraben, hätten sie nicht auch dem künstlichen Meister, Adrian de Vries, der ihn verfertigte, ein Plätzchen gönnen sollen? oder steht sein Name doch irgendwo?

Wir sahen auch noch den Augustusbrunnen von Hubert Gerard — aber die Figuren an diesem, so schön sie gearbeitet sind, haben nicht die edle Einfachheit jener andern; sie sind weit mehr manierirt, in malerischen Dehnungen hingestreckt, nach Sprangerscher Weise.

Alle diese Namen, Elias Holl, Adrian de Vries, Hubert Gerard, Johann Reichel, (der den vortreflichen Engel Michael an dem Zeughause gemalt hat) waren bisher fast unbekannt, wenigstens waren sie nicht im Munde des Volks, und jeder Bewunderer dieser Kunstwerke hatte Mühe, die Verfasser in Erfahrung zu bringen. Das war die Folge deutscher Dienstbarkeit, nach welcher vor dem Ansehen des hohen Patrons der Schützling verschwand, und jenem der Ruhm, diesem nur das Geld zukam. Nicht so in Italien, wo von jeher der Künstler vor dem Gönner genannt wurde, und wo selbst das Volk auf den Straßen über die Namen Bescheid weiß.

Nachmittag führte man uns nach Oberhausen, wo in einem großen Gebäude von den Augsburgern getrunken und getanzt wird. Da mir weder mit dem einen noch dem andern gedient war, so kehrte ich bald zurück, und las in den Memoires sur l'Espagne, die ich als Lektüre mitgenommen. Des imbecilles conduits et durés par des fripons. Das ist der Inhalt dieser ganzen Geschichte, deren Verfasser mir beinahe zu letztern zu gehören scheint.

Dann durchwanderte ich Abends noch einmal allein die schönen Straßen, sahe mit neuem Vergnügen die alten wohlproportionirten gemalten Häuser, das republikanische Rathhaus, das nun auch seine Bestimmung überlebt hat, indem leider nichts republikanisches mehr darin berathen wird; ich umging noch einmal betrachtend den Brunnen par excellence, und — ich weiß nicht, ob ich mich täuschte — meinte in den Gassen, durch die ich kam, und den Leuten, die ich antraf, noch etwas von der alten sonntäglichen Ehrbarkeit evangelischer Reichsstädte zu sehen.

Jedermann sagt, die Stadt sei schlecht bevölkert, und doch zählt man 34 bis 35,000 Einwohner, und 2800 Häuser, welches über zwölf Menschen auf ein Haus bringt.

Montag den 17. Juni. Je weiter man in Baiern heineinkömmt, desto seltener stößt man auf die kleinen Straßen- und Feldkapellen, die man im Würtembergischen so häufig antrifft; hingegen trafen wir jetzt auf unzählbare Schweineherden (denn auch die schwäbischen Gänse finden sich hier nicht mehr.) Dies gab mir zu einer zwiefachen Bemerkung Anlaß: Zu einer länderkundigen und zu einer naturkundigen. Erstere besteht darin, daß der Aberglaube in Baiern nicht mehr so groß sein müsse, wie er noch vor dreißig Jahren beschrieben worden, indem die öffentlichen Wahrzeichen desselben jetzt so selten sind. Und wenn dem so ist, so ist es

Digitized by Google

ein Beweis, daß eine weise monarchische Regierung doch in einigen Stücken Vorzug vor der republikanischen habe, denn wahrlich in Republiken wäre eine so auffallende Aenderung eine Unmöglichkeit, da ist das Unkraut der hyperkatholischen Pfäffelei gar nicht auszurotten.

Die zweite Bemerkung mußte ich als Mitglied einer naturforschenden Gesellschaft machen. Es kam mir nemlich sehr seltsam vor, daß alle Schweine, die wir sahen, hinten braun und vorne weiß, und nicht hinten weiß und vorne braun waren; und daß die Natur, die sonst so gerne mit Farben spielt, hierin so einförmig zu Werke geht. Da ich das gar nicht erforschen und ergründen konnte, so nahm ich mir vor, es besagter Gesellschaft zu einer Preisfrage vorzuschlagen.

Wir fuhren jetzt durch die langweiligsten Gegenden in einem fort bis nach Schwadhausen, wo wir zu Mittag aßen. Die Reinlichkeit schweizerischer Wirthshäuser vermißten wir allenthalben. Man sagt, daß die schweizerischen Wirthe eben nicht die höflichsten seien, aber wahrhaftig die deutschen Postmeister und Postmeisterinnen sind es auch nicht immer; nicht daß uns etwas Grobes widerfahren, aber die antheilnehmende, mechanische Behandlung der Gäste, das wortlose Abfuttern derselben, als wären sie blos zahlende Bestien, ist noch widriger als Grobheit, und lästiger, als die ausforschende Neugier schweizerischer Gastwirthe.

Je näher wir München kamen, desto flächer wurde das Land. Wälder und Felder, und stundenlange Allmenten, die gar nicht angebaut werden. Hätte man den unbenutzten Boden bei uns, was wärs dann? Er würde angebaut, dann würden Häuser darauf gesetzt, und in den Häusern Kinder, die auch wieder Land haben wollten, und auch Kinder zeugten, und so wäre es bald wie vorher; viel Leute und wenig Land.

Ein ausserordentlich heftiges Donnerwetter empfing uns, als wir München näherten. Unter dem Karlsthore mußten wir dessen ungeachtet Paß und Mauthschein vorweisen. Aber noch niemals in meinem Leben habe ich eine größere und sonderbarere Gewitter- und Blitzesangst gesehen, als bei dem Polizeibeamten, der uns den Paß abnahm. Zitternd und athemlos kam er an den Wagen, riß mir den Paß aus den Händen, und flog damit in seine Geschäftsstube. Noch ängstlicher kam er wieder heraus, blickte erst gebückt und mit verstörtem Blick in die Höhe, ob nicht ein zerschmetternder Blitz für ihn auf dem Wege sei, und als eben ein starker Donner fiel, warf er sprachlos den Contreschein, den wir für den Paß erhielten, in den Wagen, und stürzte stolpernd, unter dem Gelächter der herumstehenden Soldaten, wieder in seine Höhle. Die weniger erschrockenen Soldaten gaben uns einen Jungen mit, der uns den Gasthof zum goldenen Hirsch zeigen mußte.

Ich ging mit Fieber zu Bette, und glaubte krank zu werden; welches vermuthlich von der starken Tagereise, und von der Hitze des vor dem Gewitter verschlossenen Wagens herrühren mochte.

Dienstag den 18. Juni. Gesund stand ich wieder auf. Die Erwartung, die Gallerie zu sehen, hatte alle bösen Geister vertrieben. — Hr. St*** führte uns dahin; zu bezahlen

Digitized by Google

hatte man nichts, wenn man nicht will; wenn man aber den Wärtern ſechs Batzen für die Perſon gibt, nehmen ſie es mit Dank an; auch weniger, wenn mehrere Perſonen ſind. Eine Erkenntlichkeit, wenn auch keine Schuldigkeit, iſt doch billig. Und wenn man auch gar nichts geben dürfte, ſo ſollte man dem erſten beſten Bettler beim Herausgehen einen Sechsbätzner zuwerfen, für den Genuß, den einem hier der gütige Himmel und der großmüthige König verſchafft.

Wenn man Frauenzimmer bei ſich hat, die keinen Anſpruch auf Künſtlergefühl machen, ſo hält es ſchwer, eine Gemälde-Gallerie mit erforderlicher Muſſe zu betrachten; ſie finden ſich zu bald in der Stimmung, die weder Beluſtigung noch Rührung gewährt, und die man im gemeinen Leben Langeweile nennt; ſie wollen weiter, und der andächtige Beſchauer geht mit. Alſo nur mit Kunſtliebhaberinnen und Kennerinnen ſoll man durch Gallerien gehen? Das möcht' ich eben auch nicht ſagen; ich hab es in meinem Leben einmal verſucht, und wünſchte nicht wieder in den Fall zu kommen. — Die unſrigen hielten doch über eine Stunde aus, und das iſt hinreichend für jeden, der eine große Bildersammlung zum erſtenmahl ſieht. Denn eigentlich ſieht man doch das erſtemal ſoviel wie nichts, wenigſtens nichts Einzelnes und Comparatives; man richtet ſich nur ein, macht ſich bekannt, und wählt für das nächſtemal einen Standpunkt.

Beſchreiben mag ich nicht; wenn ich auch noch ſo oft hinkam, wo wollte ich anfangen, und wo enden? und wie könnt' ichs? Beſchreiben, abſprechen, vergleichen, iſt überhaupt nicht meine Sache; ich habe keinen vielumfaſſenden Geiſt; ich hänge zu ſehr am Einzelnen, und freue mich zu oft an Nebenſachen; ich zweifle gern, und oft dann am meiſten, wenn andere entſcheiden. — Alſo auch hier nur einzelne, abgebrochene Bemerkungen, zuweilen über das Kleine an dem Großen, manchmal auch über das Große an dem Kleinen, ſo wie ich ſie im Leben zu machen gewohnt bin. Ich kann mich über Alles freuen, was gut in eigener Art iſt, ſo über die Frau in dem ſonnenbeſtrahlten Zimmer von Peter von Hoogſe faſt noch mehr als über den heiligen Hieronymus von Raphael, ob ich gleich den Raphael, ſobald verglichen werden muß, gern über Alle ſetzen helfe. Ein eigenſinniger Geſchmack iſt ein ſchlechter Geſchmack, nicht nur in der Kunſt, ſondern überall; und den hab ich nicht und mag ihn nicht haben.

Mit dem ehmaligen franzöſiſchen Muſeum iſt dieſe Bildergallerie nicht zu vergleichen, ſo wenig als das Königreich Baiern mit Napoleons ehmaliger Macht. Das hindert aber an ihrer eigenen Fülle von Bedeutſamkeit nichts; und da ſie nicht zuſammengeraubt iſt, wie jenes, wird ſie wohl auch länger halten.

Die Schwierigkeit der Aufſtellung und Einrichtung, die ſchon ſo manchem, der nur ein kleines Gemaldekabinet hat, zu ſchaffen gemacht, und die bei großen Bilderſälen noch nie zu allgemeiner Approbation gelößt worden, weil man immer zu viel darüber räſonnirte und künſtelte, — dieſe Schwierigkeit iſt zwar hier auch nicht ganz unwiderſprechlich gehoben, jedoch iſt der Plan der Einrichtung, mit Hinſicht auf die Hinderniſſe des Platzes, verſtändig und klar. —

Digitized by Google

In einem Zimmer ſind die Anfänge der wieder erwachten Kunſt gegenüber der Ausartung derſelben in den Manieriſten aufgeſtellt; dann geht es durch die andern Zimmer ſtufenweis ohne Rückſicht auf Schulen und Meiſter nach dem verhältnißmäßigen innern Werth der Stücke fort, bis endlich im letzten Saal die Auswahl des Schönſten das Ganze beſchließt. Mit dieſer Auswahl mag es nun zwar eine Bewandniß haben, wie mit den Ehrenplätzen der Heiligen im Himmel, wo ſich mancher verwundern wird, den oder dieſen und nicht vielmehr einen andern anzutreffen; allein da der Direktor dort ſelbſt nicht im Stande iſt, jeder Befremdung ein Genüge zu thun, wie viel weniger wird es der Direktor hier können!

Den Stufenſchritt der Kunſt bezeichnet dieſe Einrichtung durch Stücke von Maſaccio, (zwei ſchöne alte Köpfe, die auch im Steindruck zu haben), Mantegna, P. Perugino, (Madonna auch in Steindruck) Ghielandajo, Raphael (unvergleichliches kleines Stück), Michel Angelo, (Pietà, wenn je ein Original von ihm vorhanden iſt, ſo iſt es dieſes, es iſt ganz mit der fleißigen, genauen Sorgfalt behandelt, wie mehrere ſeiner Handriſſe), Mantegna, Fr. Francia, Raphael (Copie der Madonna della Seggiola). Wenn auch in dieſer Rangordnung manches Willkührliche liegt, ſo iſt doch der Gedanke gut, nach welchem dieſes Zimmer behängt iſt, und da muß man nicht zu ſehr an der Ausführung deſſelben und dem Detail klügeln.

Unter den Manieriſten kommen zum Vorſchein P. Liberi, Rothmayer, G. Segers, Piazetta, A. Bellucci, Spranger, Tiepolo, Watteau, P. Brandel, Boucher, La Prince, J. Stella, A. Coypel (Herkules und Omphale, unter der Geſtalt Ludwigs XV. und der Pompadour, das non plus ultra abgeſchmackter franzöſiſcher Galanterie in Geiſt und Vers). Man hätte noch manchen andern, ſelbſt aus der Rubens'ſchen Schule, mit ebenſo viel Recht darunter ſetzen können. Ein größerer Schabernack konnte aber dieſen Manieriſten nicht angethan werden, als daß man ſie dieſer alten primitiven Wahrheitstreue gegenüber ſtellte, gewiß für manchen Schüler eine eingreifende Warnung! und für manchen Franzmann ein bitteres Herzeleid, wenn er die Armſeligkeit ſeiner einſt ſo hoch geprieſenen, und ſelbſt von Friedrich dem Großen ausgezeichneten Watteaus, die Boucher'ſchen Weibsſtücke und Coypels Verirrungen neben jenen Werken voll Natur und edler Einfalt erblickte.

Ueber die alte deutſche Schule hatte ich hier und in Schleißheim allerlei Betrachtungen anzuſtellen den Anlaß, die ich aber auf meine Biographie Holbeins verſparen will, wenn ich ſie indeß nicht wieder vergeſſe. Von dieſem meinem Holbein, nämlich dem Sohne, oder dem Basler, (wie ich ihn zum Unterſchied von dem andern, der ſein Vater ſoll geweſen ſein, und viel in Augsburg und Baiern gemalt hat, am liebſten nennen möchte), ſind keine hiſtoriſchen Stücke, ſondern nur fünf Porträte hier, wovon eines die Gnade hatte, in dem Saale der Meiſterſtücke neben den herrlichen Porträten Raphaels und Dürers aufgehangen zu werden; es ſtellt einen Mann im Pelz vor mit einer ſchwarzen Mütze, und iſt auf Leinwand gemalt. Es freute mich, darauf zu ſehen, daß dieſer Holbein hier auch was gilt. — In der Nähe dieſer

Digitized by Google

dem wahrhaftigen Kunstgeist entsprossenen Köpfe befinden sich auch die zwei berühmten Dennerischen Bilder eines alten Mannes und Weibes; sie sind aber hier nicht an ihrem Platze, da ihr Vorzug nur in der unbegreiflichen Ausarbeitung besteht, die so zu sagen über die Grenzen der Kunst hinausgeht; denn die Wahrheit der Kunst muß nie blos der Spiegel der Natur sein, sondern etwas Idealisches muß dazwischen liegen. — Hingegen hängt an eben dieser Wand ein wunderbar interessanter Mädchenkopf von L. da Vinci, der ganz hierher gehört. Er ist auch in Steindruck nachgebildet worden, aber mit schlechtem Gelingen, zu alt, zu breit, zu schwerleibig, und das Feenhafte des Gesichts fast gänzlich verschwunden. Es soll eine Herzogin Isabella von Florenz sein.

Die großen Vorzüge Raphaels konnte ich aus den wenigen Stücken, welche die Galleris von ihm besitzt, nicht recht fassen; am meisten noch aus dem kleinen Bilde des todten Christus umgeben von seinen Freunden. So sah ich auch manche Landschaft, die ich den zwei großen Claude Lorrains vorgezogen hätte. Das kömmt von der durchaus nur flüchtigen Ansicht, die ich allen diesen Gegenständen widmen konnte. Bei einem solchen Durchfluge springt das so genannte Geistreiche, das Effektmachende mehr in die Augen, als das stille Große und Erhabene, so wie es uns auch im Leben mit den Menschen geht. Etwas Einförmiges, das mir in diesen Claude auffiel, mag wohl seinen Grund in dem Verwaschen der Ausputzer, oder auch in meinem schwachen Gesichte haben. Die kleinen Claude, die ich einst in Paris sah, mit Figuren von Callot staffirt, machte einen ganz andern Eindruck auf mich.

Dem Albrecht Dürer begegnete ich hier und in Schleißheim oft, und mit sehr ungleichen Empfindungen. Wenn ich gerade von einem Gemälde kam, dessen Vorzug in Anmuth, weichen Formen, und feurigem Colorit bestand, und stieß dann auf einen Dürer, so wollte mir dessen steife Trockenheit und flache Färbung nicht gefallen. Nach einer lebhaften beseelten Handlung kam mir seine Lukretia lächerlich vor, der kein Mensch den Vorsatz sich zu erstechen ansähe, so phlegmatisch steht sie da, wenn sie nicht einen Degen in der linken Hand hätte, und damit nach dem bloßen Leibe zielte. Es ist mit Albrecht Dürer, wie mit allen großen Männern, sie sind im Zusammenhange, im Ensemble, groß; im Detail ist die Größe oft schwer herauszufinden, ja das Einzelne scheint und ist oft klein. So wie die Lieder eines Dichters, auch des größten, nicht alle gleich gut sind, und viele ohne seinen Namen ganz gemein erscheinen würden, die dann doch, wenn man sie in seinem Geiste liefet, Züge origineller Individualität verrathen, so ist es auch mit den Gemälden. Zudem ist der Uebergang im Beschauen von einem Entgegengesetzten zum andern ein ungereimtes Geschäft, denn es ist nicht möglich, einen Eindruck so geschickt zu verwischen, daß er einem ganz verschiedenen Platz mache. Was ist aber zu machen, wenn man nicht anders kann? — Unbezweifelt groß aber, auch nach jedem andern Eindrucke, sind Dürers vier Apostel in Lebensgröße in zwei Gemälden, die zu bewundern ich, Gott sei Dank, Augen, zu beschreiben aber keine Worte habe, noch haben mag.

Digitized by Google

Wäre ich Meister meiner Zeit gewesen, und hätte meine Tage abtheilen können, heute dieser Schule, und morgen einer andern, so würde ich mir auch ein paar Tage für Rubens ausgewählt haben, von dem hier ein großer Reichthum von Gemälden, größtentheils aus der vormaligen Düsseldorfer Gallerie ist, die Heinse ehedem übertrieben gelobt, und dadurch meine Gleichgiltigkeit bewirkt hat, was bei jeder Uebertreibung das Ende ist. Da ich überdies die schönen Rubens in Paris gesehen, und der berühmte David mich überführt hatte, wie weit dessen Kolorit dem von Paul Verones nachstehe, so ging ich sie jetzt ungesehen vorbei, und hielt mich nur bei einigen Porträts auf, worin ers mit dem größten Meister aufnahm. Das Bildniß des Franziskanermönchs mit dem Buche und dem Todtenkopf, wurde in Düsseldorf für einen Kardinal Ximenes gehalten; warum jetzt nicht mehr? — Im Vorbeigehen fiel mir jedesmal in einem großen Bachusfeste der Kopf eines betrunkenen Weibsbildes auf, das auf dem Boden liegt, und an dessen Zitzen zwei junge Faunen hängen; wahrer kann man die plumpste Weibheit, die sinnlichste Völlerei, die menschliche Thierheit nicht ausdrücken; so eine Frau, kann man sich die Hölle ärger denken! — Den pathognomischen Ausdruck der Rubens'schen Köpfe wäre denn doch Paul Verones nie zu erreichen im Stande gewesen, wenn er auch gewollt hätte.

Da der Van der Werfs hier so viele sind — es sind ihrer über dreißig — so ist es auch dem flüchtigsten Beschauer fast unmöglich, nicht auf einige derselben zu stoßen, und hat er sie einmal erblickt, nicht von ihrer Vollendung, Harmonie, magischen Behandlung und den edeln Figuren angezogen zu werden. Ein glücklicher Mann, (insofern er noch vernimmt, was hier vorgeht, welches vielleicht doch sein könnte)! Auch die Kenner gehen nicht ohne Achtung bei seinen Werken vorüber, und das gebildete Publikum, das eben nicht Anspruch an Kennerschaft macht, drängt sich mit Wohlgefallen zu denselben. Es sind Gemälde für große Herren, fürstliche Zimmer zu zieren, schön ausgeführt, anständigen Inhalts, vornehm. Sie haben nicht so viel Genialität, um den großen Herrn in seinem Ideengang zu stören, keine übertriebene Mystik, um aufgeklärten Höflingen zum Witze zu verhelfen. Es sind auch keine Viehstücke, die sich nicht in einen Pallast schicken; noch holländische Pöbelgesellschaften, die den vornehmen Mann zum bloßen Liebhaber erniedrigen.

Uebrigens lernte ich schon an mehr als einem Orte dieser Art einsehen, daß neben dem vorzüglichen Geschmack der Kunstverständigen und Kunstbesprechenden, das vereinigte Urtheil der Mehrzahl unter den bloßen Kunstneugierigen auch seinen Werth habe, und daß ein Kunstwerk, auf welchem das Auge der Menge mit Wohlgefallen ruht, so wenig verächtlich sein könne, als ein Volkslied, das durch Städte und Länder ertönt. Das, sollte man denken, wäre eine anerkannte Wahrheit; und doch habe ich manchen gesehen, der in der Anmaßung, mehr zu wissen, als andere, und verführt von dem vornehmen Kunstgeschwätz unserer Tage, und der ausschließlichen Entzückung über große Namen, kalt da vorübergehen zu müssen glaubte, wo sich

Digitized by Google

die barmherzigen Samariter des Volks intereſſirten. Manchmal mag das auch wohl nur erkünſteltes Weſen ſein, wie ach! ſo vieles in der Welt iſt; denn ich bemerkte zuweilen, einige dieſer Kunſtgelehrten, die nachher doch zu jenem Volksgegenſtande zurückkehrten, wenn die Menge ſich entfernt hatte, um ihm Aufmerkſamkeit zu widmen.

Wer aber, groß oder klein, eingebildet oder demüthig, Kenner oder Liebhaber, iſt durch dieſe Säle gegangen, und nicht unwillkührlich ſtill geſtanden vor der Maria des Guido Reni, die gen Himmel fährt, getragen von zwei Söhnen der Unſchuld des Lichts! und wer wünſchte nicht mitzuſchweben in jene himmliſchen Höhen, um Theil zu haben an der alles Leid verſchlingenden reinen Freude, und dem unausſprechlichen Frieden der Seligkeit, die jetzt ſchon auf dem Geſichte der Schwebenden leuchten!

Ich weiß wohl, daß ich nicht von der Kunſt ſpreche, wie ich ſollte, mit kaltem Ernſt und profaiſcher Würde; ich weiß, daß ich, um zu gefallen, Urtheil, Meinungen und Winke fügen ſollte nach den ſtrengen, nüchtern Ausſprüchen weiſer Kunſtlehrer, die ſich durch langes und reifes Studium das Recht erworben haben, zu beſtimmen, was das Höchſte in der Kunſt ſei, und wonach alle ausſchließlich ſtreben müſſen, die ein richtiges Urtheil fällen, oder ſelbſtthätig der Göttin huldigen wollen. Allein da ich kein Urtheil begründen, ſondern nur die Eindrücke treu aufbewahren will, welche die Sachen auf mich gemacht haben, ſo muß ich auch denſelben gemäß mich in Worten faſſen, und wenn ich manchmal anders zu ſehen glaube, als Chryſtyp und Crantor: quid pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non, ſo iſt es nicht Miskennung ihrer Vorzüge, denn wahrhaftig, ich wollte, daß ich wüßte was ſie, und es ſagen könnte wie ſie — ſondern weil ich mit Horaz der Meinung bin, daß Homer es noch beſſer zeige; das heißt, daß die Werke noch deutlicher ſprechen, als die Worte; und daß der Geiſt, der mich unmittelbar aus dem Werk anſpricht, mächtiger und lebendiger ſei, als ſelbſt das Wort vom Dreifuß, zumal wenn dieſes Wort von dem Haufen der Nachſprecher mißbraucht, und gewaltſam zum Lehrgebäude ſublimirt wird. Ich verehre die Orakel, aber ich liebe ihre Prieſter nicht, die alles zu Glaubensſätzen machen. Beſſer iſt irren, als blos nachſprechend entſcheiden.

Um mich zu erholen, und der Bilder loszuwerden, die von der Gallerie her in meinem Kopf herumgaukelten, wanderte ich in der Stadt herum, und fand viele hübſche, große Gebäude, und viel Leben in den Gaſſen. Keine Schweizerſtadt, nicht einmal Genf, hat ſo viel Leute, und ſo ein Treiben auf den Straßen; wir haben aber auch keine Reſidenz, unſere Herren ſind unſere Mitbürger, und dürfen als ſolche ſich nicht durch einen großen Train auszeichnen, wenn ſie auch Mittel dazu hätten, welches aber nicht immer der Fall iſt. Die Beſſern wollen es aber auch nicht, und ſtehen darum nicht minder in Ehr' und Anſehen; und einige reiche Thoren, die ſich republikaniſcher Sitte zuwider, Achtung durch Prunk erzwingen wollen, werden hinterm Rücken ausgelacht, oft ſelbſt von denen, die ſich tiefer vor ihnen bücken.

Aus einem großen palaſtähnlichen Gebäude, dergleichen es hier viele giebt, obgleich die Straßen doch nicht das edle Anſehen von Augsburg haben — ſah ich einen wohlgekleideten, wohl-

Digitized by Google

gewachsenen Herrn mit breitgebordetem Hute hervortreten, der ein kleines Kind auf den Armen trug, die Schildwache zeigte das Gewehr, und jedermann nahm den Hut ab. Das ist ein General, dachte ich, der seine äussere Würde über der Liebe zu seinem Kinde vergißt, ein zweiter Agesilaus, ein Henry IV.; ich freute mich seiner Sitteneinfalt, und zog auch ehrerbietig den Hut ab. Aber der Lohnbediente erklärte mir, daß dies eines der Kinder des Vizekönigs, Prinz Eugens, sei, und der vermeinte Agesilaus ein Bedienter. Ich schämte mich. — Worüber?

Ungeachtet der größern Menge, die sich in den Straßen hin und her bewegte, glaubte ich doch in den Leuten weniger Lebhaftigkeit, Munterkeit, Beweglichkeit zu sehen, als in unsern Städten; es geht alles trocken und wie freudenlos einher; kein lautes Reden, kein Zurufen, keine Töne der Fröhlichkeit, keine lachenden Gruppen. Woher dies? Etwa von dem vielen Biere, das hier zu Lande getrunken wird? Gewiß trägt dies wenigstens dazu bei; denn es kam mir unglaublich vor, zu hören, wie viel von diesem Getränke hier konsumirt wird, und was Einzelne im Stande sind, zu trinken. Man entgegne nicht, es gebe auch viele Weintrinker! Diese sind unter den Reichen. Der Geist des gemeinen Volkes aber ist es, der die Straßen lebendig macht; die Stimmung öffentlicher Munterkeit muß von unten herauf kommen.

Abends eilten meine jungen Leute in die italiänische Oper, wo eben eine neue, oder durchreisende Sängerin, auftreten sollte. Ich hatte Briefe zu schreiben, oder um der Wahrheit noch näher zu kommen, ich fürchtete das Gedränge; und um das Geständniß zu vollenden, meine alten Ohren finden kein großes Behagen an dieser künstlichen Singart, und mit Rezitativen konnte man mich von jeher verjagen. Ich blieb also zu Hause, um so viel mehr, da ich heute schon die Militärmusik der Wache gehört hatte, die sich unter freiem Himmel, vorgetragen von trefflich eingeübten Spielleuten, vorzüglich gut ausnahm, und so zusammenstimmte, als entsprängen alle diese Töne einem einzigen Organe. Ich konnte mir nicht denken, daß selbst das gepriesene Orchester der Oper sich in dem vollgestopften, dumpfigen Schauspielhause so lauter und kräftig in wirkliche Empfindung eindringe, als jene erheiternden Klänge in frischer Luft, und im Sonnenschein. Ich sage: wirkliche Empfindung, denn nirgends gibt es so viel vermeinte Empfindung und Selbsttäuschung als beim Anhören der Musik. Ich rede nicht von solchen, die mit dem Ohre der Kunst hören, und allenthalben in jeder Ortsbeschaffenheit das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden wissen; aber ich kenne Manche, die sich und andere zu überreden suchen, daß sie eine empfindsame Liebe zur Tonkunst hegen, und die doch kein Spiel von einiger Dauer aushalten, sei es, was es immer wolle, ohne die Unruhe der Langeweile merklich an sich wahrnehmen zu lassen. Da ich habe schon Oratorien beigewohnt, deren schwere Musik von schwachen Liebhabern ausgeführt, eher einem Katzengeschrei als süßem Gesange glich, und gleichwohl sprechen fromme Bewunderer gähnend ihr Entzücken aus; und wenn man einen Tadel wagte, so priesen sie sich selig in der Einfachheit ihres Geschmacks. Es gibt sogar Leute, die, weil sie einmal gehört, daß in dem Geläute der Glocken etwas frierliches sei, welches allerdings aus der Ferne

Digitized by Google

wahr ist, sich so nahe als möglich zu dem betäubenden Klingklang begeben, um dieser Feierlichkeit des Gefühls recht theilhaft zu werden. — Doch was stoße ich mich immer an die Ziererei, die in der Welt ist; was will ich mich über die Gefühlspralerei aufhalten; das ist eine Krankheit, die von innen heraus durch sich selbst muß geheilt werden; Wort und Rath thun es nicht!

Nachdem ich Briefe geschrieben hatte, war es noch frühe und ein schöner Abend; ich ging daher unsern Lohnbedienten an, daß er mich herumführe, und mir seine stadt- und landkundigen Bemerkungen mittheile, denn man kann von jedem was lernen, und um wichtige Forschungen über Baiern anzustellen, war ich ohnehin nicht gekommen. Wir kamen bald zur Reitschule. Hier, sagte er, treffen wirs von ungefähr, daß gerade die Reit- und Seilkünste des Herrn Tournier angehen, man sagt, daß er den berühmten Furioso noch übertreffe. — Da ich seine große Anmuthung zu diesem Spektakel wahrnahm, und gern Gefälligkeiten erzeige, so gingen wir hinein, und sahen den Springern zu, die ihre Sache nicht übel machten. — Mitten in den Vorstellungen nahmen mit einemmal alle Zuschauer die Hüte ab, bis auf zwei oder drei, worunter auch ich war. Mein Nachbar bedeutete mir, daß in der Loge über uns die Kinder des Prinzen Eugen angekommen seien, und gab mir zu verstehen, daß ich wohl auch thun könnte, wie die übrigen. Ich hatte es aber heute morgen schon gethan, und fand es jetzt unschicklich, daß ein grauer Kopf sich vor Kindern entblößt halten, und der Verkältung aussetzen sollte; ich hatte mich draussen erhitzt, und hier war es kühl und feucht. Ich ließ also im Namen der guten Sitte und trotz der Unterwürfigkeit den Hut sitzen, und niemand bemruhigte mich, noch die andern bedeckten Häupter.

Mittwoch 19. Juni. Etwas ungern ließ ich mich heute von Hrn. St** bereden, die Akademie zu besuchen; und thats nur ihm zu gefallen, weil er meinte, mir durch die Einführung Ehre und Freude zu beweisen, und so eine Absicht ohne Undank nicht wohl abzulehnen ist. Ungern ging ich, weil ich voraussah, daß uns Führer, wohl gar Professoren begleiten würden, denen zu Gefallen ich Aufmerksamkeit für manches werde heucheln müssen, das im Grunde keinen Reiz für mich hat, und wovon ich nichts verstehe. Ignoti nulla cupido, heißt es bei mir, sowohl in Hinsicht auf Menschen, als auf alles andere, denn in einen alten Kopf geht keine neue Aufmerksamkeit mehr; dahingegen meine Neugier, von dem Bekannten immer mehr zu wissen, unersättlich ist. Mit diesen Vorempfindungen kam ich, eben nicht am besten vorbereitet, in den Musensitz, wo mich Herr von S*** sehr gefällig empfing. Das scheint ein gelehrter Herr zu sein. Er wieß uns den reichen physikalischen Apparat, und machte mich besonders aufmerksam auf eine von einem hiesigen Künstler vereinfachte Voltaische Zündmaschine, vermittelst welcher man jeden Augenblick unfehlbar, ohne Gefahr und phosphorische Unreinlichkeit, ein Licht machen kann. Das Ganze hat dabei eine gefällige Form, und könnte auch als Möbel ein Zimmer zieren; um fünf Louisd'or werden solche Maschienen hier verfertigt. Auch eine Art von galva-

Digitized by Google

nischem Perpetuum mobile, zambonische Säule genannt, (einen Perpendikel zwischen zwei galvanischen Säulen) sahen wir, dem nichts fehlt, als die beständige Bewegung.

Herr von S*** übergab uns dann einem andern Herrn von — der uns in die Säle der thierischen Naturgeschichte führte. Diese Sammlung könnte meines Erachtens besser im Stande sein; denn Thiere und Vögel sind schlecht ausgestopft. — Ein zahmes Schwein ist da, von einer Größe, dergleichen es nur in Baiern geben kann; wie ein Ochs; größer als ein danebenstehendes Rhinoceros; der kalydonische Eber kann nicht riesenmäßiger gewesen sein.

Diese Akademie war ehmals das Jesuitenkollegium, und bietet vortrefflichen Platz, Sammlungen aller Art aufzustellen.

Der Herr von der Zoologie übergab uns dem Herrn von der Mineralogie, der aber wahrscheinlich Langeweile mit mir hatte; denn da ich in diesem Fache gar nicht zu Hause bin, so wußte ich nichts zu sagen und nichts zu fragen; und die Angst, zu ennuyren, die bei mir noch größer ist, als ennuyirt zu werden, machte mich vollends stumm und eilfertig. — Der Professor bewies mir noch aus einem Gestein, daß die Erde ein viel höheres Alter habe, als die heilige Schrift angebe, welches ich aber nicht gern hörte, und um eines Steins willen auch noch nicht glaubte. Obgleich sich der gelehrte Mann beklagte, daß durch den neuesten Ländertausch viel von dem als einheimisch bezeichneten Naturgut habe auf die Seite gelegt werden müssen, so fiel doch der Reichthum dieser Abtheilung und die geschickte Anordnung sehr vortheilhaft in die Augen.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über die Ereignisse vom 11. bis zum 14. April des Jahres 1809 im Tyrol.

Der Aufstand Tyrols im Frühjahr 1809 ist schon von einigen erzählt worden, und doch, wie wir von Tyrolern selber wissen, weder überall richtig noch unbefangen. Wichtige Aufschlüsse über die Begebenheiten jener Tage sind den Ueberlieferungen zugesichert.

Nachfolgender kurzer Bericht hat in so fern Werth, als er von einem Augenzeugen verfaßt ist, dem Herrn N. Ant. Stadler, landschaftlichen Exkiesenen des Herren- und Ritterstandes zu Insbruck. Er sandte diesen Bericht bald nach den stattgehabten Vorfällen, unterm 17. April 1809, nebst einem Begleitschreiben an S. M. den Kaiser von Oesterreich. D. H.

Gottes ausserordentliche Gnade hat die alte, unzerstörliche Treue der Tiroler, und die unzertrennliche Anhänglichkeit an das allerdurchlauchtigste Haus Oesterreichs ganz besonders, und so auch die Unternehmungen des von Seiner kaiserlichen Hoheit unserm theuersten Erzherzog

Digitized by Google

Johann, und von dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant Marquis Chasteller mit geprüftem Vertrauen gewählten wackern Martin Teimer, als dem Werkzeug seiner Vorsicht ganz besonders gesegnet. Dieser gute Teimer kam also auch an mich gewiesen den 20. März 1809 um acht Uhr Morgens zu mir, und eröffnete mir den aus landesväterlicher Huld entworfenen Plan, die so lange gedrückten getreuen Tiroler von der babilonischen Regierung und harten Gefangenschaft zu erlösen, nachdem er durch Pusterthal, und von dort über Berg und Thal in Vinschgau an seinen Geburtsort Schlanders, sohin weiters durch Oberinthal sehr glücklich durchgekommen und allenthalben an Vertraute den Auftrag eröffnet, und ohne vielem Zuspruche mit Freude die Zusage zur Mitwirkung und Ausführung des Plans erhalten. Er hat mir in Folge des höchsten Auftrages umständlich den ganzen Vorgang zu meiner innigsten Freude und nöthigen Benehmen beigebracht.

Er nahm ein Frühstück, besuchte den Hrn. Baron von Reinhart, und noch wenige sichere Vertraute, bezeugte der Polizei die Ursache seiner Ankunft in Rücksicht seiner wenigen Erbschaft und bewirkte seine baldige Abfertigung in Betracht seines nur auf kurze Zeit in Klagenfurt ertheilten Passes, mit dem Zeugniß der deßhalb an den Advokaten abgegebenen Gewalt; nahm bei mir das Mittagsmahl, und ging um drei Uhr von hier nach Klagenfurt zurück.

Indessen wurden zufolge seines Unterrichts in größter Geheime im Vinschgau, im Oberinnthal, und in hiesiger Gegend die Anstalten getroffen, zwischen dem 10. und 11. April den Aufstand zu bewirken, um so mehr, weil man nach Teimers Zusicherung Rechnung machte, daß auf diesen Tag auch die k. k. Truppen hier eintreffen werden.

Es rückten also den 10. April Abends die wegen der Rekrutenstellung ohnehin schon früher gereizten, und mit einem von dem königlich baierischem Militär bewunderten Benehmen ausgezeichneten Gemeinden von Göthmos und Azams, an welche sich die Schützen und Landstürmer der weiter hinauf gelegenen Gerichten angeschlossen, bis auf die Gallwiese vor.

Das königliche Militär bemerkte solches, machte Gegenanstalten, rückte in aller Frühe aus, und fand den Landsturm sogar am Fuße der Gallwieser Anhöhe. Da ging denn das Plänkeln an. Das Bauernvolk zog sich hinter das Gebüsch der besetzten Anhöhe zurück, wo ihm dann die aufgeführten Kanonen nicht mehr schaden konnten, bei welchen mehrere Artilleristen durch die Stutzerschüsse das Leben eingebüßet. Das Militär wollte den Landstürmern über die Anhöhe bei Wilten, und den ehemals gräflich Kerntheimischen Hof in Rücken kommen.

Es gelang ihm aber gar nicht gut, und die hierzu abgeordneten Kompagnien wurden von den aus dem Gebüsche vorgetretenen dreißig Schützen so übel bedient, daß sie von der mit etwas Schnee bedeckten Anhöhe herabeilten, und so auf ihren Beinkleidern eine Schlittenfahrt machen mußten.

Indessen rückten auch die jenseits auf der Sill von Omras, Rim, Tulfes, Ellenbogen zusammen gekommenen Landsleute bis an die Sillbrücke bei Wilten an. Das Militär

Digitized by Google

ging also auch diesen entgegen, und die Landleute zogen sich abermal zurück in das Gebirg, auf den sogenannten Bergisel und Baisberg, um sicher zu schießen, und lockten die Feinde hinauf.

Es wurden nahe bei der Sillbrücke, und auch unter der Pfarrkirche von Wilten, Kanonen aufgestellt, welche aber wenig schaden konnten. Endlich jagten die Bauern die auch auf die Anhöhen gekommenen Soldaten gegen fünf Uhr Abends vom Berge herab. Kleine Plänkeleien dauerten fort, bis es Nacht geworden, sodann aber ist es ruhig geblieben. Den 10. April früh Morgens fing der sehr ernstlich gewordene Krieg widerum an.

Die jenseits des Inns vom Oberlande herabgekommenen Landsleute vereinigten sich mit den Bewohnern vom Dorfe Hötting, trieben anfänglich das baierische Militär von der Aue bis an die Innbrücke. Allda wurden von dem Militär zwei Kanonen gegen die von Hötting herabdringenden Landesleute aufgepflanzet, um die Höttinger Gasse zu bestreichen. Da einige Kartätschenschüsse geschahen, retirirten sich die Höttinger vom besagten Wege zurück, und eilten durch die rückwärts befindlichen Gärten in die jenseits der Brücke nächst gelegenen Häuser, und schossen meisterlich auf die Artilleristen. Endlich sprangen sie rasch über die Brücke her selbst auf die Kanonen los, und eroberten solche. Dies geschah um acht Uhr, und sogleich zogen sich die Streitenden in die Stadt, wo dann die Landesleute unter beiden Gewölben links und rechts das Militär verfolgten. Dieses stellte sich bei der Hauptwache in der Vorstadt auf, dahin auch die von der Brücke gegen den Innrain, und die von der Gallwiese und Wiltener Feldern versprengten, von Oberst Dietfurth gesammelt, und heftig aufgefordert, sich gezogen haben. Aber eben auf den Innraingraben am Ende des Ursuliner-Klosters hinter dem Freithofthor standen fünf wackere Schützen.

Sogleich fiel Dietfurth mit vier am Kopf und Fuße erhaltenen Wunden nieder, und wurde in das nächstgelegene Stadtspital gebracht. Dieses sahen seine Truppen und ergriffen also, anstatt sich bei der Hauptwache aufzustellen, über den sogenannten Baugraben gegen den Rennplatz die Flucht.

Indessen sprengten auch die Dragoner, die in Wilten noch da und dort zerstreut waren, durch die Vorstadt herab, und wollten auf die dahin gekommenen wenigen Schützen da und dort zubauen. Sie konnten aber wenig schaden, da die Schützen auszuweichen, sodann die Fliehenden mit ihren Stutzern zu bedienen wußten. Ja es geschah, daß ein Schütz sich sogar in den Kanal unter der St. Anna Säule verbarg, und da der Dragoner vorbeiritt, demselben in seiner verbeugten Stellung nachgeschossen. Die baierischen Truppen zu Pferd und zu Fuß ergriffen also, schon gleich nach neun Uhr Vormittag, durch die Stadt über den Baugraben, und alle Gassen über den Rennplatz, sohin über die Müllinger Innbrücke die Flucht nach Hall, und wurden bald links, bald rechts mit tüchtigen Ehrenbezeugungen begleitet.

Zu Hall zog die Infanterie in die Stadt. Die Bauern besetzten die Thore, und nach heftigem Gefecht wurden sie Meister, und machten die Feinde zu Kriegsgefangene. Die Kavallerie

Digitized by Google

ſtellte ſich auſſer der Stadt in Ordnung, aber von den Bauern umrungen, und mit ihren Stutzern bedroht, ergab ſich auch dieſe.

Das Nämliche geſchah auch im Oberinnthale am 11. und 12. April mit den hinauf verlegten baierſchen Truppen, ſo wie es der wackere Teimer dort ſelbſt veranſtaltet hatte, von wo er über Zierl eben den 12. April Vormittag um neun Uhr mit der Poſt hier eingetroffen. In einem vertrauten Hauſe ſchickte er zu dem Grafen Spauer, geweſenen Oberſtlieutenant bei dem Tiroler Schützen-Regiment, und ließ ihn um die Uniform erſuchen. Mit dieſer angezogen kam er alſo wiederum zu mir in das gewählte Hauptquartier.

Da man Nachricht hatte, daß über zweitauſend Mann franzöſiſche Truppen und auch baieriſche von Brixen gekommen, und den 13. früh zu Steinach aufbrechen würden, beorderte Teimer den Landſturm, ſelbe aufzuſuchen. Es war gut, daß die Landleute auch in der Nacht noch entgegen gegangen; denn die mit dem franzöſiſchen Korps vereinigten zwei Bataillons baieriſche Truppen brachen ganz unvermuthet ſchon in der Nacht zu Steinach auf, nachdem ſie ſo auf ihrem Marſche hin und her die grauſamſten Exzeſſe ausgeübt. Sie rückten ganz unvermuthet in gröſter Eile ſchon ſechs Uhr Morgens bei Wilten an. Die Landleute konnten ein ſo ſtarkes vereinigtes feindliches Korps unmöglich aufhalten, wohl aber bedienten ſie, wie der Feind hernach bekannte, heraus und heraus denſelben an der Flanke ſehr wohl.

Da nun das feindliche Korps bei der an der Landſtraße ſtehenden Pfarrkirche zu Wilten angelangt, vertheilte ſich ſelbes von der Kirche an, theils auf dem Feldwege gegen die Gallwieſe und den Inn, theils gegen die Sill, ſo daß ſelbes zu äuſſerſt bis zum Ziegelſtall gegen den Inn, und ſo auch gegen die Sill von der Kavallerie bedeckt war.

Der wackere Teimer eilte ſogleich bei vernommener Gefahr dem Feinde in Begleitung eines von mir ihm beigegebenen vertrauten Joſeph Huter aus Hötting entgegen. Sehr gut war es, daß er mit dem durch ſein bisheriges Benehmen ſehr wohl verdienten Uniform eines Staabsoffiziers bekleidet, das nöthige Anſehen hatte. Denn da der von der bisherigen Begleitung ſchüchtern gewordene Feind den Antrag hatte, ganz friedlich durch Innsbruck, und ſo weiters fort den Weg nach Baiern anzutreten, ließ der bei den ehmals gräflich Welsbergiſchen Hauſe zu Wilten geſtandene franzöſiſche General, ſobald er den vermeinten Major Teimer erblickte, auf einer Fahne das weiße Friedenstuch aufheften, beſprach ſich mit Teimer, und eröffnete ihm ſeinen Antrag. Teimer verwarf dieſen Antrag ſogleich, und führte den baieriſchen Oberſtlieutenant Wreden, und einen franzöſiſchen Stabsoffizier zu dem baieriſchen General Rinkel, um denſelben durch dieſen überzeugen zu laſſen, was bisher geſchehen. Da Teimer mit dieſen Offizieren zum franzöſiſchen General zurückgekommen, gedieh es alſo zur Kapitulation. Der franzöſiſche General wollte ſich aufs höchſte dahin einlaſſen, daß die Mannſchaft ohne Gewehr ihren Marſch fortſetzen, und daß Gewehre ſollen nachgeführt werden. Teimer aber, ſtandhaft auf gänzliche Gefangennehmung, ſchlug dieſe und alle weitern Vorſchläge gänzlich ab, mit dem, daß er die Bedingniſſe vorzuſchreiben habe.

Digitized by Google

Die großsprechenden Herren Franzosen und Baiern sträubten sich gräulich, daß sie sich gegen ein Landvolk ergeben sollten. Teimer setzte Spitz und Knopf zusammen, und sagte: „sobald der erste Schuß vom Feinde geschehen werde, wolle er sein Leben für den allerhöchsten Landesfürsten und das Vaterland zum Preise geben, seinen Tod aber werden seine Landsleute rächen, und sie sollen versichert sein, daß gewiß kein Franzose oder Baier mit Leben davon, und ausser Landes kommen werde", und so ergab sich endlich ein allerdings über 4000 Mann starkes französisches Korps, den so sehr verachteten und geplagten tirolischen Berg- und Thalbewohnern durch das so standhafte Benehmen des wackern Landmanns Martin Teimer.

Die Gefangenen wurden mit Bier und Brod hier erfrischet, sofort alsogleich nach Hall, alldort abermal erfrischet, und weiters bis Schwatz zur Beförderung durch Zillerthal, Pinzgau an die k. k. Truppen nach Salzburg geliefert.

Von hier schickte man, bei ergrimmtem Volk, zur Sicherheit des französischen Generals und Offiziers einen französisch sprechenden Kapuziner bis Hall mit, welcher mit harter Mühe das andringende Volk besänftigt, und nachdem derselbe zurückgieng, hatten dem Vernehmen nach die dortigen Geistlichen eben so, ja noch größere Mühe, diese Helden und Religionsstürmer zu retten.

So hat sich also das liebe Vaterland wenigstens von Bozen an den nördlichen Theil mit Ausnahme Kufstein, welches indessen aufgefordert wird, mit der augenscheinlichen, ganz besondern Gnade und Hilfe Gottes in drei Tagen, nämlich den 11. 12. und 13. April von allen französischen und baierischen Truppen befreit, und den 14. darauf allhier zu Innsbruck die k. k. Truppen mit innigster Freude und Jubel aufgenommen.

Innsbruck den 17. April 1809.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des dreiundzwanzigsten Heftes.

Die Lustreise eines Schweizers nach München im Jahr 1816. S. 607
Das unterwegs, auf der Landstraße — in Ulm — in Augsburg — München — Bemerkungen über die Bildergallerie — über einzelne Stücke derselben — nebenbei über Künstler, Kenner und Liebhaber — Gang zur Reitschule und Akademie.

Bericht über die Ereignisse vom 11. bis zum 14. April des Jahres 1809 im Tyrol. — 626

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herrn Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Die Luſtreiſe eines Schweizers nach München im Jahr 1816.

(Beſchluß.)

In der Bibliothek fühlte ich mich ſchon mehr zu Hauſe; die Bücher ſtarrten mich nicht ſo fremde an, wie die Mineralien. Hingegen eilten hier die Frauenzimmer deſto mehr, denen das Herumgehen zwiſchen form- und farbloſen Büchern eben kein Luſtwandel war.

Man muß ein beſtimmtes Verlangen ausſprechen, wenn man in einen ſolchen Bücherſchatz tritt, ſonſt irrt man verloren und verlaſſen umher; ich äuſſerte demnach den Wunſch, Miniaturen zu ſehen, und es wurden mir hübſche Sachen gewieſen: ein geſchriebener franzöſiſcher Boccaz mit äuſſerſt fleißigen Gemälden; Gebetbücher mit köſtlichen Figuren, und die Ränder mit Kräutern und Inſekten bemalt, zierlich in ſilbernen oder goldenen Deckel gebunden mit Perlen und Edelſteinen. Beſonders gefielen mir auch zwei Foliobände, enthaltend die ſieben Bußpſalmen Davids, durchaus in Muſik geſetzt von Orlando Laſſo, die ein Herzog von Baiern zu ſeinem fürſtlichen Bußgebrauche hatte machen laſſen; die breiten Ränder ſind allenthalben mit Verzierungen und geſchichtlichen Anſpielungen, in glühenden Farben und Gold, durch Johann Mielich übermalt; ein prächtiges Werk; auch verſicherte mich der Aufſeher, daß Muſikverſtändige noch jetzt den Tonſatz rühmen. — Bei dieſem Anlaß ſah ich auch noch die Originale zu den chriſtlichen Handzeichnungen von Albrecht Dürer, die in Steindruck von Strixner herausgekommen, und fand, daß dieſelben wirklich ſehr gut nachgeahmt ſeien, ſelbſt bis auf die Farbe und derſelben Kraft oder Schwäche. Vielleicht das Beſte, was der Steindruck noch geliefert. Hinten an dieſem Gebetbuche ſind auch noch ähnliche Zeichnungen von Lukas Kranach zu finden, die aber nicht geſtochen ſind. Warum nicht?

Solche niedliche, zierliche und prächtige Gebet- Haus- und Leibbücher, hatten die alten Fürſten, und fanden ihre Freude daran, ſo wie die Neuern an Voltaire und Diderot in Prachteditionen. In jenen Zeiten mußte alles künſtlich gearbeitet ſein, das heißt, mit unnachahmlichem Fleiß und einer Sorgfalt in der Ausführung, die nichts zu wünſchen übrig ließ; und mit der fürſtlichen Pracht wurde innerer wirklicher Werth verbunden. Die Worte Geſchmack, à l'antique, großer Styl, u. dgl. womit man jetzt ſo mancher Leerheit einen Namen giebt, waren damals noch nicht bekannt. Was man hatte, war alles fein ins Detail gearbeitet, ohne

Digitized by Google

Digitized by Google

500,- 26.1.84